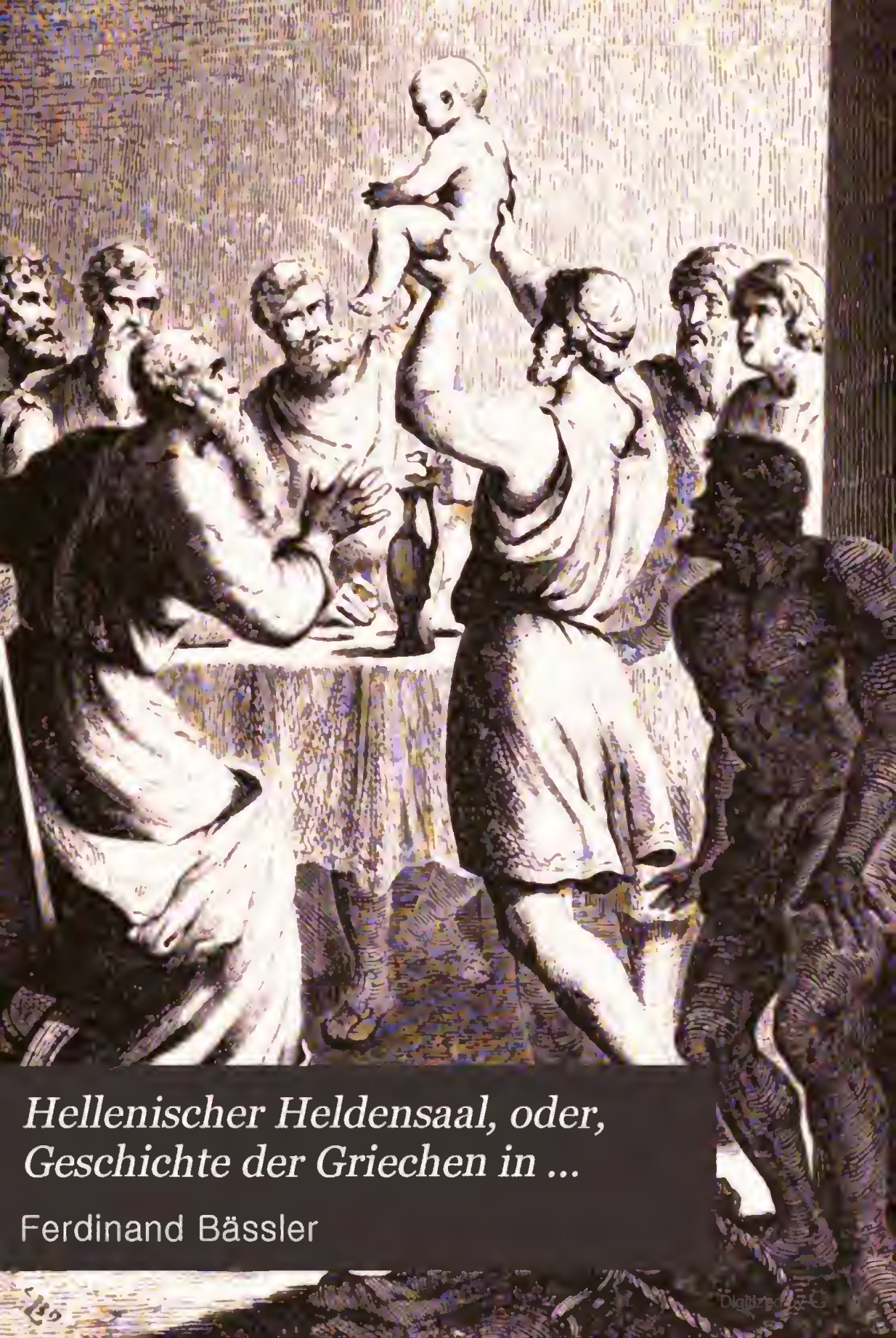


Hellenischer Heldensaal, oder, Geschichte der Griechen in ...

Ferdinand Bässler

BVD
BRESSLER

To my dear Sister Sarah on the day
of her Confirmation as a token of remembrance
and love from her brother

Felix

Boston May 21st 1871

Sarlw

1. Greece — Hist.

Digitized by Google

Hellenischer Heldensaal

oder

Geschichte der Griechen

in Lebensbeschreibungen

nach den

Darstellungen der Alten

von

Ferdinand Bässler.

2

Zweite Auflage.

Mit 32 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Berlin 1862.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
101408
ASTOR, LENOX
TILDEN FOU
R

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist das Prinzip des anschaulichen Unterrichts, in dessen Dienst sich diese Schrift stellt. Der Ueberzeugung folgend, daß jede compendienhafte Mittheilung der Geschichte an die Jugend nichts sei als ein todtes Ding, das darum auch in dem Schüler kein Leben erwecken könne, die trockne farblose Hülle, aus welcher der schöne Falter der Seele schon entflogen: sah ich mich während meiner Lehrerjahre bei der Vorbereitung auf die Geschichtsstunden vielfach auf die Quellen selber zurückgewiesen, um die geschichtlichen Thatsachen und Persönlichkeiten bis zu derjenigen Deutlichkeit der Anschauung mir nahe zu rücken, welche einzig und allein zu einer Verstand, Gemüth, Phantasie und Willenskraft der Zöglinge gleichmäßig anregenden und bewegenden Darstellung befähiget. Bei den Studien dieser Art kam mir die Lust zur Abfassung des vorliegenden Buches, und die alten Geschichtsschreiber Griechenlands boten allesammt hülfreiche Hand dazu; es bedurfte nur, so schien mir, einer zweckmäßigen Auswahl, Anordnung und Bearbeitung des von ihnen Gegebenen, um des erzielten Erfolges gewiß zu sein.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des hellenischen Volkes, die Größe und Folgewichtigkeit seiner Thaten und Geschicke ist es nicht allein, was eine tiefer eingehende und auch das Einzelne erfassende Kenntniß dieses Abschnitts der Universalgeschichte zu einem wesentlichen Momente der höheren Bildung macht; sondern eben so sehr ist es die edle Form, in welcher uns dieser kostbare Inhalt von den Alten selber überwiesen worden ist. Die reine Epik ihrer Erzählung, die vollendete Plastik ihrer Darstellung, die hohe Einfachheit ihrer Empfindungsweise, der nüchterne Sinn ihrer Auffassung der Lebenserscheinungen, gepaart mit Großheit der Denkart und Wärme des patriotischen Gefühls, verleihen den Geschichtsschreibern Griechenlands einen pädagogischen Werth, welchen in unsern Tagen kein Unbefangener noch verkennen wird und dessen Ausbeutung für die Erziehung unserer Jugend nicht verabsäumt werden darf. Der geschichtliche Stoff und die Form seiner Ueberlieferung sind hier so organisch verwachsen, daß man beide nicht von einander trennen kann, ohne jenen eines guten Theils seiner anziehenden, sittlich-erweckenden Kraft zu berauben und seiner Sinn und Gemüth veredelnden Schönheit zu entkleiden.

Auch die Wahl einer biographischen Einrahmung dieser geschichtlichen Gemälde beruht auf pädagogischen Gründen. Die Jugend kann nicht unmittelbar an eine pragmatische Entwickelung der Völker- und Staatengeschichte herangeführt werden. Nicht den hundertfach sich durchkreuzenden, in's Unendliche sich fortspinnenden Fäden von Ursachen und Wirkungen aus denen das Schicksal sein ewiges Kleid webt, gehet ihr Interesse nach, sondern an der Person hanget es, an dem, was der Einzelne erlebt und erstrebt, was er leidet und überwindet, was er Großes und Rühmliches zu Stande brlngt. Es sympathisirt der Knabe nur

39 X 55 2

mit dem, womit er, im Geiste miterlebend, mitwollend und nacheifernd, sich gleichsam identificiren kann. Dieser Fingerzeig der Natur weis't uns zugleich den Weg zu einer wahrhaft ethischen Behandlung des Geschichtsunterrichts. Ethisch nemlich nennen wir diejenige Unterweisung, welche an jedem Lehrstoffe die Sympathie des Zöglings mit dem Göttlichen, als dem Guten, Wahren und Schönen, zu wecken und zu nähren weiß. Man löse den geschichtlichen Stoff in Lebensbeschreibungen der großen Repräsentanten der wichtigsten Zeitalter und Nationen auf. Von einem bedeutenden Menschenleben zum andern durch die Jahrhunderte fort leite der Lehrer seine jungen Hörer, und sie werden bei einem solchen Lehrgange wie von selbst zu dem wahren Begriffe der Weltgeschichte gelangen, indem sie dieselbe als ein planvolles Ganzes, als die von Gott geordnete und geleitete Lebensgeschichte der Menschheit auffassen lernen. Die ganze sittliche Welt: Tugend und Laster in ihren Merkmalen und Ursachen, ihrer Entwickelung und Förderung, die erziehende, rettende oder strafende Gottesführung, das innere Getriebe des Seelenlebens, die Innenwelt in ihrem bald bedingten, bald bedingenden Verhältnisse zur äußeren Wirklichkeit, Conflict der Pflichten, Verschulden und Verfehlen, Anfechtung und Bewährung, der Sieg eines ernsten, stetigen Willens — alles tritt in der Biographie nicht in abstracten Lehrsätzen, sondern in concreter Gestaltung hervor, in welcher der ewige Inhalt des Menschenlebens am sichersten den Weg zum Herzen der Jugend findet, das Gemüth ergreift, die Phantasie mit Bildern des Höchsten und Besten erfüllt und die Willenskraft zur Nacheiferung begeistert.

Bei dem Vorhaben einer biographischen Geschichte der Hellenen war ich natürlich vor Allen an Plutarch gewiesen; ja, vielmehr er ist es, aus welchem ich nicht nur den Plan, sondern auch das Vertrauen zur Ausführung geschöpft habe. Doch hätte bloße Auswahl und Uebersetzung plutarchischer Lebensbeschreibungen meinem Zwecke keineswegs genügt; auch durften so bedeutsame Charakterbilder, wie Aristomenes, Histiäos und Aristagoras, Miltiades, Leonidas, Pausanias, Sokrates und Epaminondas, welche sämmtlich in der historischen Gallerie des Plutarch keine Stelle gefunden haben, in diesem Heldencyclus nicht fehlen und mußten auf Grund anderweitiger Quellen entworfen werden. Durch dieses freiere und selbständigere Verhältniß wurde es möglich, mich, so oft es zweckmäßig schien, auch der plutarchischen Biographieen gleichsam nur als des Auszugs zu bedienen, in welchen sich die Darstellungen der übrigen Geschichtsschreiber Griechenlands ungezwungen einwoben. So finden denn vor allen die drei alten Meister der Geschichtsschreibung: Herodot, Thukydides und Xenophon in zahl- und umfangreichen Partieen die gebührende Vertretung. Die Biographie des Sokrates gab Gelegenheit, des herrlichen Platon mindestens als Berichterstatters über die letzten Reden und Lebenstage seines großen Lehrers sich zu erfreuen. Reichlich bin ich auch in Mittheilungen aus den Reden des Demosthenes gewesen. In der Lebensdarstellung eines Redners, zumal eines solchen, schien es mir, müsse man ihn selber reden hören, um die Größe seines Genius wie seines Charakters würdigen zu können. Endlich sind auch aus den Werken des Polybios, Diodor, Arrian, Pausanias u. A. manche durch Interesse des Gegenstandes oder Schönheit der Darstellung anziehende Erzählungen und Schilderungen aufgenommen worden, so daß alle namhafteren Historiker des alten Hellas in diesem Heldensaale zusammentreten, um dem deutschen Leser die Geschichte ihres Vaterlandes zu erzählen.

Reflexionen und allgemeine Betrachtungen habe ich mir nur selten und, wo es geschah, nur in demjenigen sparsamen Maaße erlaubt, in welchem es auch die besten älteren Autoren nicht verschmäht haben. Für Schilderung des Zuständlichen in jedem Zeitalter ist vielleicht

weniger geschehen, als mancher Leser wünschen wird. Ich bin hierin der Ansicht treu geblieben: daß man zu einer deutlichen und eindringlichen Kenntniß des Allgemeinen nur durch die eigene Betrachtung des Einzelnen gelangen könne. Es ist ein pädagogischer Fehler, dem Zöglinge erst alle Requisiten des großen Weltdramas in einem todten Nacheinander vorzuzeigen, bevor sie in der geschichtlichen Darstellung in lebendiger Bewegung und Wirkung zur Erscheinung kommen. Die allgemeinen Zustände einer Zeit, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Denkart, Ziele, Neigungen, ihre Tugenden und Gebrechen, ihre politischen und Culturverhältnisse spiegeln sich am Leben ihrer Helden ab; an diesem muß sie der Schüler selbstthätig auffassen und verstehen lernen. Die Gruppirung der Lebensbeschreibungen in sechs Bücher nach den Hauptzeitaltern der griechischen Geschichte wird einem solchen Verfahren zu Hülfe kommen. Das erste Buch umfaßt das Zeitalter der staatlichen Begründung Spartas und Athens; das zweite führt die Helden des Perserkrieges vor; das dritte die Zeit des Perikles und des peloponnesischen Krieges; das vierte die Periode der thebischen Hegemonie und den Untergang der hellenischen Freiheit; das fünfte Alexandern und die Diadochen; das sechste die letzten Griechen. Register und Zeittafeln am Ende des Werkes werden die Uebersicht und den Gebrauch erleichtern.

So übergebe ich denn auch das vorliegende Buch dem Publikum mit Vertrauen und guter Zuversicht: der edle Marmor dieser Heldenbilder ist unverletzlich, die bescheidenen Meißelschläge von meiner Hand haben ihn sicherlich nicht entstellen können.

Freiburg an der Unstrut, am 25. August 1849.

Ferdinand Bäßler.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Vorwort zur ersten Auflage . . . . . III—V

Erstes Buch.

1. Grundzüge der ältesten Geschichte der Griechen 3—7
2. Lykurgos . . . . . 8—13
3. Der erste messenische Krieg . . . . . 14—16
4. Aristomenes. Der zweite messenische Krieg . . . 17—23
5. Solon . . . . . 24—33

Zweites Buch.

1. Histiäos und Aristagoras . . . . . 37—42
2. Miltiades . . . . . 43—47
3. Leonidas . . . . . 48—55
4. Themistokles . . . . . 56—65
5. Aristeides und Pausanias . . . . . 66—78
6. Kimon . . . . . 79—83

Drittes Buch.

1. Perikles . . . . . 87—101
2. Züge aus dem ersten Jahrzehend des peloponnesischen Krieges . . . . . 102—118
3. Alkibiades . . . . . 119—135
4. Lysandros . . . . . 136—145
5. Sokrates . . . . . 146—166

Seite.

Viertes Buch.

1. Agesilaos . . . . . 169—178
2. Epaminondas und Pelopidas . . . . . 179—194
3. Dion . . . . . 195—207
4. Timoleon . . . . . 208—217
5. Demosthenes . . . . . 218—240
6. Phokion . . . . . 241—247

Fünftes Buch.

1. Alexander der Große . . . . . 251—286
2. Eumenes . . . . . 287—293
3. Demetrios . . . . . 294—303
4. Pyrrhos . . . . . 304—316

Sechstes Buch.

1. Aratos . . . . . 319—328
2. Agis . . . . . 329—333
3. Kleomenes . . . . . 334—342
4. Philopoimen . . . . . 343—352

Zeittafel . . . . . 353—354
Register . . . . . 355—359

Illustrationen.

Seite.

1. Lykurg zeigt den Spartiaten ihren neugebornen König 9
2. Aristomenes wird durch eine messenische Jungfrau befreit 20
3. Kleobis und Biton 29
4. Kroisos und Adrastos 31
5. Die kleine Gorgo warnt ihren Vater 39
6. Miltiades bei Marathon 45
7. Megistias weissagt den in den Thermopylen versammelten Spartiaten ihren Tod 53
8. Eurytos 54
9. Die Athener schiffen sich nach Salamis ein 58
10. Themistokles auf der Flucht bei dem König Admetos 63
11. Aristeides im Scherbengericht 67
12. Pausanias fleht in der Schlacht bei Platäa die Götter um Beistand an 71
13. Die Erbauung des Parthenon 89
14. Brasidas vor Pylos 113
15. Sokrates giebt dem Alkibiades einen Verweis 120
16. Nikias und Gylippos 129
17. Lysandros läßt die Mauern Athens niederreißen 140
18. Agesilaos schließt Gastfreundschaft mit dem Sohne des Phaenabaz 172
19. Der sterbende Epaminondas 194
20. Dion findet die Seinigen wieder 205
21. Schlacht am Krimesos 214
22. Timoleon in der Volksversammlung zu Syrakus 217
23. Der Tod des Demosthenes 240
24. Alexander und Diogenes 254
25. Alexander findet die Leiche des Dareios 269
26. Dem schlafenden Eumenes wird die Annäherung des Feindes gemeldet 291
27. Demetrius rettet den Mithridates 294
28. Pyrrhos fällt von Weibeshand 316
29. Aratos in Korinth 326
30. Cheilonis 332
31. Kleomenes am Kreuze 342
32. Heimgang des letzten Griechen 350

Erſtes Buch.

1. Grundzüge der älteſten Geſchichte der Griechen.
2. Lykurgos.
3. Der erſte meſſeniſche Krieg.
4. Ariſtomenes. Der zweite meſſeniſche Krieg.
5. Solon.

Kräftig und jauchzend und klar, ſo ſtrömte die Welle des Lebens
Durch die Seele der Menſchen in euch, ihr hellenifchen Zeiten,
Als aus dem Chaoſe der Sitten zuerſt die Nebel der Wildheit
Krachen, und jugendlich blühend die Welt aus dem Nebel hervorkeat.
Damals war ſie ein Spiegel der friſchen lebendigen Kräfte,
Die ſich im Innern erbildend auch alles Aeußre verſchönten.

Joh. Jakob Mnioch.

Grundzüge der älteſten Geſchichte der Griechen.

Die älteſte Geſchichte des griechiſchen Volkes liegt in tiefes Dunkel gehüllt, welches auch die angeſtrengteſten und ſcharfſinnigſten Forſchungen nur theilweis bis zu zweifelhaftem Dämmerlichte aufzuhellen vermocht haben. Unter den verſchiedenen Volksſtämmen, welche in den früheſten Zeiten in Griechenland neben einander beſtanden, zeichneten ſich vor allen übrigen die Pelasger oder Pelarger aus, ein wackeres, ſinnig-fleißiges Geſchlecht, ſeßhafte Bewohner der Ebenen und als ſolche von den unſtäten Küſten- und Inſelbewohnern, den kriegeriſchen Karern, den Lelegern u. A. durch höhere Geſittung weitaus unterſchieden. Vom Ackerbau lebend, gaben ſie dem Lande die erſte Cultur. Viele dahin bezügliche Erfindungen, als der Gebrauch der Pflugſtiere, das Feldmeſſen, das Brotbacken werden von der Sage ihnen beigelegt. Auch die Baukunſt war ihnen nicht fremd, wie uns noch jetzt die rieſenhaften Reſte ihrer Burgen und Steingehege, bekannt unter dem Namen der Cyklopenmauern, bezeugen. Ihre Gottesverehrung beſtand in einem höchſt einfachen Naturdienſte. Ihren Berg- und Feldgöttern brachten ſie gleich den alten Deutſchen unter freiem Himmel in dem Tempel, der nicht von Menſchenhänden gemacht iſt, in ländlich-ſchlichter Weiſe mit unblutigen Opfern ihre Verehrung dar. Zu Dodona im Schatten geheimnißs- und bedeutungsvoll rauſchender Eichen war ihr vorzüglichſtes Heiligenthum. Wie der Ackerbau überhaupt im Gegenſatz des ſchwärmenden Jäger- und Hirtenlebens die erſten feſten Niederlaſſungen und Wohnſitze begründet hat, aus welchen erſt ein eigentlicher Beſitzſtand, ein Mein und Dein, Geſetz und Recht und geſellige Verbindungen der Menſchen hervorgingen, ſo ſind auch die älteſten Staaten in Griechenland z. B. in Attika, Arkadien, Sikyon und Argos pelasgiſchen Urſprungs. Als Stifter des letztgenannten Staates, der ſelbſt in ſeinem Namen mit dem jenes Volkes zuſammentrifft,*) wird Inachos genannt, zwanzig Menſchenalter vor dem trojiſchen Kriege, etwa im neunzehnten Jahrhundert vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

So erſcheinen die Pelasger mitten zwiſchen barbariſchen Stämmen als die erſten Entwilderer Griechenlands, als die altehrwürdigen Pfleger und Verbreiter menſchlicher Bildung an einer Stätte der Erde, welche nachmals die Schule aller Völker werden ſollte.

Aber auch die pelasgiſche Cultur trat, nachdem ſie das ihr mögliche Ziel erreicht hatte, hinter einer höheren Lebensentwicklung zurück, welche das Zeitalter des helleniſchen Heldenthums bezeichnet. Wie auch ſonſt wohl aus den patriarchaliſchen Zuſtänden eines Volkes ein heroiſches Königthum ſich entwickelt hat, indem einzelne ſtreitfertige Jäger und Kriegsmänner als „die Gewaltigen in der Welt und berühmte Leute“ (1. Moſ. 6.) über die Maſſe friedlicher Landbauern gebieteriſch ſich hinaushoben; ſo ſtand auch in Griechenland, zunächſt in Theſſalien, ein ritterliches Helden- und Fürſtengeſchlecht auf, welches mit ſeinen Gefolgſchaften nach und nach über alle übrigen Landſchaften ſich verzweigend und verbreitend, faſt überall zur Herrſchaft gelangte. Dieſe mit den Pelasgern ſelber ſprach- und ſtammverwandten Geſchlechter, welche eine ſo mächtige Umgeſtaltung der Lebensverhältniſſe herbeiführten, hat man ſpäter mit dem Geſammtnamen der Hellenen bezeichnet. Der Urſprung dieſes Namens iſt dunkel.

Nach der Gewohnheit der ſpäteren Griechen, die Namen ihrer Volksſtämme von einzelnen Stammvätern abzuleiten, führte man Hellen, den Sohn des paraaſſiſchen Königs Deukalion, als Ahnherrn jenes nachmals in Griechenland herrſchenden Stammes an, deſſen Hauptzweige ſich, — angeblich nach Hellens Söhnen und Enkeln — Aeoler, Dorier, Jonier und Achäer nannten. Während des heroiſchen Zeitalters waren die Aeoler und Achäer die beiden mächtigſten und verbreitetſten der helleniſchen Stämme. Jene nahmen den größeren Theil von Mittelgriechenland ein, neben ihnen wohnten die Dorer, an deren Niederlaſſung die Landſchaft Doris erinnert. Die Achäer bildeten in Nord und Süd, in Theſſalien wie im Peloponnes, eine mächtige Volksſchaft, deren Name ſich dort durch die Thaten des Achill und ſeiner Myrmidonen, hier durch die Herrſchergröße der Atriden verherrlichte. Die Jonier endlich wohnten an der peloponneſiſchen Nordküſte und in Attika.

Neben dieſe einheimiſchen Elemente des griechiſchen Volkes, ſtellen ſageahafte Ueberlieferungen, deren Glaubwürdigkeit indeß vielfach in Frage geſtellt iſt, noch das ausheimiſche durch eine Reihenfolge von Einwanderungen aus den civiliſirten Ländern Nordafricas und Vorderaſiens. Aus Aegypten ſoll etwa 1582 vor Chriſtus Kekrops nach Attika gekommen ſein. Ihm ſchrieb man mit der Erbauung der Kekropia, der nachmaligen Akropolis, die Gründung des atheniſchen Staates, die Einführung des Ackerbaues, der Ehe, der Gerichte und der Theilung des attiſchen Landes in zwölf Gemeinden zu. — Aus Phönicien kam einer andern Sage zufolge 1519 der Königsſohn Kadmos, der Ueberlieferer der Buchſtabenſchrift,

*) Inſofern Argos eine bewäſſerte Ebene oder Aue, und Pelarger die Bewohner einer ſolchen bezeichnet.

nach Boiotien und gründete als Stifter des thebäiſchen Königshauſes die Burg von Theben, Kadmeia. — Das durch den Meduſentödter Perſeus, und mehr noch durch Herakles berühmt gewordene Herrſchergeſchlecht zu Argos wurde auf den ägyptiſchen Einwanderer Danaos (1511) zurückgeführt, und etwa zwei Jahrhunderte ſpäter (1350) ſoll die Niederlaſſung des Phrygiers Pelops, deſſen Nachkommen die Herrſchaft in Elis, Argolis und Lakonien beſaßen, der ganzen ſüdlichen Halbinſel des griechiſchen Feſtlandes den Namen Peloponneſos, d. i. Pelopsinſel, gegeben haben.

Was jedenfalls dieſen und anderen Einwanderungsſagen Wahres zu Grunde liegt und in ihnen vielleicht nur eine ſinnbildliche Darſtellung gefunden hat, iſt der frühe Einfluß der morgenländiſchen Cultur auf die Entwickelung des griechiſchen Volkes. Aber der lebendig regſame und urkräftige, ſchöpferiſche Geiſt der Hellenen hat alle fremden Bildungselemente dergeſtalt in ſich aufzunehmen und ſelbſtthätig zu verarbeiten vermocht, daß das von außen her ihm Ueberwieſene ſeinen Bildungsgang nur beſchleunigte, ohne ſeine Selbſtändigkeit zu beſchränken oder ſeiner Eigenthümlichkeit Eintrag zu thun.

Trotz der verſchwenderiſchen Fülle an Geſtalten, Thaten und Begebenheiten, welche der Sagenſchatz aus dem helleniſchen Heldenalter vor uns ausbreitet, iſt es doch auch in dieſem Zeitraume noch unmöglich, das thatſächlich Wahre von dem, was die Einbildungskraft der dichtenden Ueberlieferung und der überliefernden Dichter hinzugethan, zu unterſcheiden, und ebenſo wenig läßt ſich bei der ſchwankenden oder willkürlichen Verknüpfung der einzelnen Begebenheiten eine ſichere Zeitfolge auffinden. Anfangs reihet ſich Alles an die Perſönlichkeit einzelner Helden, die, mit gewaltigen Körperkräften ausgerüſtet und von abenteuerndem Thatendrange getrieben, allerorten Gefahr und Kampf aufſuchen, das Land von wilden Thieren und Ungeheuern, von Räubern und Unholden befreien, und ſo als Rächer des Unrechts, als Helfer der Schutzloſen oder Gründer eines durch den Glanz ihrer Thaten befeſtigten Herrſcherhauſes einen höheren Weltzuſtand anbahnen. So Perſeus, Bellerophon, Herakles, Theſeus. Weiterhin zeigt ſich ein erwachendes Einheitsgefühl in gemeinſamen Unternehmungen verbündeter Helden und ihrer Völkerſtämme, wie in dem Zuge der ſieben peloponneſiſchen Könige gegen Theben (um 1225) und dem ſpäteren Rachekriege der Söhne derſelben, in welchem dieſe ſchon damals mächtige Stadt unterlag. Heller und reiner ſtellt ſich der ritterliche Sinn dieſer Zeiten in der Sage vom Argonautenzuge dar (um 1250), der erſten kriegeriſchen Seefahrt gegen ein auswärtiges Reich, zu welcher ſich Heroen aus allen Landſchaften Griechenlands vereinten. Aber alles Frühere in Schatten ſtellend, durch die herrlichſte aller Dichtungen gefeiert wie keine andere menſchliche That und für die Geſchichte der Griechen von unermeßlichen Folgen war der troiſche Krieg (1194 bis 1184), an welchem ſämmtliche helleniſche Stämme ſich betheiligten und zum erſten Male an einer fremden Macht ihre vereinte Kraft verſuchten.

Die beiden Heldengedichte des Homer, Iliade und Odyſſee, deren Entſtehung man etwa zweihundert Jahre ſpäter ſetzt als die Ereigniſſe, welche ſie beſingen, geben uns ein deutliches Bild des damaligen Culturzuſtandes der Griechen. Wir finden das Land ſtark bevölkert, mit offenen und befeſtigten Städten beſetzt und wohlangebaut. Viehzucht und Ackerbau werden mit Eifer und Einſicht betrieben. Arbeit und Lebensgenuß ſtehen zu einander in glücklichem Verhältniſſe. Die Häuſer der Großen erſcheinen anſehnlich in ihren Raumverhältniſſen, zweckmäßig in der Anlage und zum Theil glänzend ausgeſchmückt. Die Handarbeiten, vorzüglich Weberei und Bearbeitung der Metalle, begnügen ſich nicht mehr blos mit Leiſtung des Nothwendigen, ſondern ſind bereits zur Kunſt fortgeſchritten. Die Bevölkerung theilt ſich in Freie und Sclaven. Letztere ſind Kriegsgefangene, theils erbeutet, theils erkauft. Den Stand der Freien bildet der Herrenſtand und das niedere Volk. An der Spitze ſtehen erbliche Könige, deren Gebiet, meiſt ſehr klein, oft nur eine oder einige Inſeln, auch wohl nur eine einzelne Stadt mit ihren Aeckern umfaßt. Ihren Befugniſſen nach ſind ſie Anführer im Kriege, Richter und Vollzieher der öffentlichen Opfer. Ihr Anſehen beruht auf Reichthum, Tapferkeit, Einſicht und dem Ruhm ihrer Väter; ihr Unterhalt beſteht in dem Ertrage ihrer Felder, einem größeren Antheil an der Beute und freiwilligen Geſchenken. Im Uebrigen haben ſie vor den freien Männern ihres Stammes nicht viel voraus. Die Angeſehenen derſelben ſtehen ihnen berathend und helfend zur Seite; nur zuweilen wird von ihnen zur Beſchlußnahme die allgemeine Volksverſammlung berufen.

Dieſe öffentlichen Verhältniſſe des heroiſchen Zeitalters, welche gegen den Troerkrieg hin ihre höchſte Blüthe erreicht hatten, reiften mit dieſer höchſten nationalen That ihrer Auflöſung entgegen. Hatte ſchon dieſer Feldzug ſelber durch die lange Abweſenheit der Blüthe des Volks von ihrem Heimweſen manche Störung der heimathlichen Zuſtände herbeigeführt, ſo ging Griechenland am Ende deſſelben Jahrhunderts noch viel umfaſſenderen Umwälzungen entgegen. Dies geſchah durch die doriſchen Wanderungen oder die ſogenannte Rückkehr der Heralliden. Angebliche Nachkommen des Herakles, mit Namen Temenos, Kresphontes und Ariſtodemos zogen an der Spitze der Dorier und ätoliſcher Bundesgenoſſen vom nördlichen Griechenland aus über den korinthiſchen Meerbuſen nach dem Peloponnes, um das väterliche Erbe aus den Händen der Pelopiden wiederzugewinnen, und eroberten die ganze Halbinſel mit Ausnahme des durch ſeine Berge geſchützten Arkadiens. Argos fiel bei der Theilung dem Temenos zu, Meſſenien dem Kresphontes, Lakonien den Zwillingsſöhnen des Ariſtodemos, welcher auf dem Zuge geſtorben war, dem Prokles und Euryſthenes, den Ahnherren der beiden ſpartaniſchen Königshäuſer. Selbſt über die peloponneſiſche Landenge hinaus griff die Eroberungsluſt des ſeiner Kraft bewußt gewordenen doriſchen Volksſtammes, nahm Megara in Beſitz und fiel in Attika ein, wo der freiwillige Tod des Königs Kodros, wie ſpäter erzählt werden ſoll, ihren Eroberungen ein Ziel ſetzte.

Es waren ſchwere unruhvolle Zeiten, ähnlich denen, welche anderthalb Jahrtauſende ſpäter durch die Wanderungen der Germanen über das römiſche Reich hereinbrachen. Der gewaltſame Umſturz ſo vieler alter Reiche ſchütterte weit und lange nach. Wie ein losgeriſſenes Felsſtück zu Thale rollend die Waſſer des Gebirgsſees weit über ſeine Ufer hinausdrängt, ſo ſtießen jetzt die aus ihren bisherigen Sitzen verſtoßenen Volksſtämme auf einander. Ein Theil der Achäer, die bisher im Peloponnes die Herr-

schenden gewesen, wurde den Doriern zinspflichtig oder zur Strafe hartnäckigeren Widerstandes leibeigen; ein anderer warf sich auf die Jonier im Norden der Halbinsel, welcher von seinen nunmehrigen Herren den Namen Achaja erhielt. Diese endlich siedelten sich, durch attische Auswanderer verstärkt, an die Küsten Kleinasiens über, wohin ihnen schon Aeoler vorausgegangen waren und Dorier aus dem übervölkerten Megaris und Argolis später nachfolgten.

In dieser Weise bekleidete sich innerhalb eines Jahrhunderts der ganze westliche Küstensaum Kleinasiens sammt den benachbarten Inseln mit griechischen Ansiedelungen, welche durch die Gunst des Klimas, des Bodens und der Lage dieser Landschaften, wie durch die Rührigkeit der neuen Bewohner in Kurzem zu einer solchen Höhe der Macht, des Wohlstandes und der Bildung sich erhoben, daß sie darin der europäischen Heimath vorauseilten und die Töchter in mehrfacher Beziehung Lehrerinnen ihrer Mütter wurden; aus Jonien stammten die homerischen Gesänge und der Vater der griechischen Geschichtschreibung Herodotos. In lebendiger Triebkraft setzten diese Pflanzungen der Griechen wiederum neue Zweige an und verbreiteten sich nach allen Seiten. Milet, die Hauptstadt der ionischen Colonieen, erhob sich durch seinen Welthandel dermaaßen, daß diese Stadt allein siebenzig bis achtzig neue Pflanzstädte begründete. Nicht nur nach Osten richteten sich die Auswanderungszüge der Hellenen, sondern auch, besonders vom Peloponnesos aus, nach Westen, und zwar vorzugsweise nach Sicilien und Unter-Italien. Innerhalb der fünf nächsten Jahrhunderte seit den ersten Pflanzungen in Kleinasien hatte der rastlose Unternehmungsgeist der Hellenen fast an allen bedeutsamen Küstenpunkten des schwarzen, des griechischen, ionischen und mittelländischen Meeres seine Colonieen angelegt. Wir erwähnen nur am asowschen Meere das bosporanische Königreich, die Kornkammer Griechenlands, am Don die Stadt Tanais, in Thrakien neben vielen anderen Städten Byzantion, das spätere Constantinopel, an der Nordküste Kleinasiens Sinope, (jetzt Sinop) und Trapezus (Trebisont), an der Westküste Phokäa, Ephesos, Miletos, Halikarnassos; an der Südküste Soloi und Tarsos, im afrikanischen Barka Kyrene, in Süditalien, welches wegen der Menge griechischer Pflanzstädte Großgriechenland hieß, Tarent, Brendesion (Brindisi) und Neapel; auf Sicilien, wo die griechischen Einwanderer die Mehrzahl der Bewohner ausmachten, Messene (Messina), Syrakus, Katana (Catania) und Agrigent (Girgenti); in Frankreich Massilia (Marseille); in Spanien die durch ihren folgenreichen Untergang berühmte Stadt Sagunt.

Aber wo auch immer der Grieche sich niederließ, nirgends gab er die eigene Natur und Sitte an das Fremdländische auf; im Gegentheil — erst seit den Ansiedelungen in der Fremde und im friedlichen oder feindlichen Verkehr mit anderen Nationen wurde er seiner Eigenthümlichkeit um so lebendiger sich bewußt und in selbstständiger Entfaltung seines Wesens gekräftigt. Immer deutlicher stellte seitdem das erwachte nationale Selbstgefühl der Hellenen sich, als das freie durch menschenwürdige Sitte und Seelenadel von allen anderen unterschiedene Volk, den Barbaren gegenüber, unter welchem Namen die Sprache der Griechen alle nichtgriechischen, d. h. andersredenden und andersgearteten Völker zusammenfaßte.

Während solchergestalt das Hellenenthum seine äußeren Grenzen erweiterte, entwickelte sich auch nach innen das griechische Volks- und Staatsleben in bedeutungsvollster Weise. An die Stelle des heroischen Königthums trat fast in allen Staaten während dieses Zeitraums die republicanische Verfassung, nicht sowohl auf gewaltsamem Wege, sondern durch die allmählig reifende Nothwendigkeit, welche die veränderten Lebensverhältnisse herbeiführten. Seitdem neben der ländlichen Lebensweise, dem Betriebe des Ackerbaus und der Viehzucht, auch die städtisch-bürgerliche mit Handwerk, Handel und Schiffahrt emporgekommen war, wuchs der Reichthum der Staaten; mit demselben aber trat auch, wie natürlich, eine Ungleichheit des Besitzthums ein, welche den Unterschied der einzelnen Stände immer schroffer hervortreten ließ. Da das Ansehn des Königthums aus der Heroenzeit her meist nur auf kriegerischer Tüchtigkeit und auf Reichthum begründet gewesen war, so mußte dasselbe nothwendig sinken in einer Zeit, wo ein langdauernder Frieden, der den letzterwähnten heftigen Stürmen folgte, für Kriegsruhm keine Gelegenheit bot und dagegen andern Familien durch glückliche Handelsunternehmungen und dergleichen oft zu einem Reichthume verhalf, welcher den der Könige verdunkelte. Hier und dort starben wohl auch die alten Königsfamilien aus, an deren Stelle keine andere gleichberechtigte trat; und so kam die Herrschaft von selbst in die Hände des schon im Heldenzeitalter mächtigen Herrenstandes, der ältesten, vornehmsten und reichsten Geschlechter. Dies nannte man Aristokratie, d. i. Herrschaft der Vornehmsten; und wenn dieser Machthaber in einem Staate nur Wenige waren: Oligarchie, d. h. Herrschaft von Wenigen. Weil aber diese Adelsherrschaft oft gemißbraucht, das Volk bedrückt, in seinen Rechten verletzt und hintangesetzt wurde, und mit dem Wohlstande der mittlern Stände auch das Selbstgefühl derselben wuchs, so verlangte das Volk einen gleichen Antheil an der Verwaltung des Gemeinwesens, und wo dies zu Stande kam, da hatte man eine Demokratie oder Volksherrschaft. Sank endlich diese Regierungsform zu einer regellosen Willkürherrschaft der Menge herab, so entstand eine Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, welche also als Entartung der Demokratie der Entartung der Aristokratie, nemlich der Oligarchie gegenüberstand.

Nicht immer, sondern sogar nur in seltenen Fällen ging die aristokratische Staatsverfassung unmittelbar in die demokratische über. Gewöhnlich trat zwischen beiden erst die Tyrannis, d. h. die widerrechtliche Besitznahme der Regierung durch einen Einzelnen ein. Dies geschah etwa in folgender Weise. Wo eine demokratische und aristokratische Parthei einander gegenüberstanden, traten einzelne begabte oder einflußreiche Männer an die Spitze der Ersteren, sei es aus aufrichtiger Ueberzeugung und redlicher Absicht, sei es aus Ehrgeiz, Herrschsucht oder Rache. Diese Männer, welche die Sache des Volkes gegen die Aristokraten verfochten, hießen Demagogen, d. i. Volksführer, und diesem Namen haftete an sich keineswegs der Charakter des Ungesetzlichen an, da in freien Staaten ein Kampf der Partheien auch innerhalb der Gesetze und der Verfassung möglich ist. Um aber die Zwecke des nach Selbstherrschaft ringenden Volkes gegen die machthabenden Familien durchzusetzen, bedurfte der Demagog eines ihm ganz vertrauenden und ergebenen Anhangs. Um das Er-

Digitized by Google

rungene zu behaupten, durfte er den einmal erlangten Einfluß, die eingenommene Stellung nicht aufgeben; Verfolgung oder Nachſtellungen von Seiten der in ihren alten Vorrechten durch ihn verletzten Geſchlechter, welche die alte Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen trachteten, machten ihm den Schutz einer bewaffneten Macht nothwendig oder liehen ihm den Vorwand dazu; und ſo — durch den Drang der Umſtände oder auch in Folge ſchlau angelegter, ſelbſtſüchtiger Pläne — gelangte der Demagog auf dem Wege des Partheikampfes zur Alleinherrſchaft. Eine ſolche konnte, weil ſie auf verfaſſungswidrige Weiſe erlangt und durch kein Recht oder Geſetz begründet und geſtützt war, meiſt nur durch Mittel der Gewalt und Liſt geſichert und erhalten werden. Dadurch hat ſich mit dem Namen eines Tyrannen der Nebenbegriff eines hinterliſtigen und grauſamen Zwingherren verbunden, in welchem Sinne die neueren Sprachen dieſes Wort ausſchließlich gebrauchen. Urſprünglich aber — was wir hier ausdrücklich wiederholen — bezeichnete das Wort Tyrannis nur die außergeſetzliche Weiſe, wie eine Alleinherrſchaft in einem Freiſtaate zu Stande gekommen, nicht aber die Art, wie ſie gehandhabt wurde. Mehrere Tyrannen wurden den berühmten ſieben Weiſen Griechenlands zugezählt, nemlich Periandros von Korinth, Kleobulos von Lindos, Pittakos von Mitylene.*) Dem Polykrates aber, Tyrannen von Samos, der durch ſein außerordentliches Glück im Leben und ſein unglückliches Ende berühmt geworden, giebt Herodot das Zeugniß, daß ſich ihm, außer den ſicilischen, kein andrer helleniſcher Herrſcher vergleichen laſſe.

Seit der Mitte des ſiebenten Jahrhunderts kamen faſt in allen griechiſchen Staaten in Folge der allgemeinen Richtung auf demokratiſche Verfaſſung — Tyrannenherrſchaften auf. Einer vereinten Kraftentwickelung der Griechen nach außen hin, wie ſie im Troerkriege ſich dargeſtellt hatte, waren ſie hinderlich. „Denn die Gewaltherrſcher“, ſagt Thukydides, „ſahen blos auf ihren Vortheil und verwalteten die Staaten vornehmlich im Intereſſe der Erhebung ihrer Perſon und Familie nach dem Grundſatze der Sicherheit, ſo daß von ihrer Seite keine bedeutende Unternehmung ausging, außer was Jeder gegen ſeine Nachbaren that;“ und Herodot knüpft an den Sturz der Tyrannen zu Athen die Betrachtung: „Offenbar iſt es, nicht blos aus Einem Grunde, ſondern durchweg, daß die Freiheit und Gleichheit eine vortreffliche Sache iſt, da auch die Athener, ſo lange ſie unter Herren ſtanden, Keinem der benachbarten Völker im Kriege überlegen waren, als ſie aber der Herren ledig geworden, bei weitem die Erſten wurden. Daraus wird offenbar, daß ſie in der Knechtſchaft mit Vorſatz feige waren; als ſie aber frei geworden, da arbeitete ein Jeglicher zu ſeinem eigenen Nutzen und Frommen.“

Gleichwohl war auch dieſe Regierungsform für Viele der helleniſchen Staaten ein nothwendiger, theilweis gewiß auch heilſamer Durchgang zu volksthümlichen Verfaſſungen. In der Willenseinheit eines kräftigen Herrſchers mußten die Stürme der Partheiungen zur Ruhe kommen; der unbeugſamen Hartnäckigkeit, mit welcher man auf der einen Seite veraltete Rechte feſthielt, wie dem gewaltthätigen Ungeſtüm, mit dem man anderſeits übertriebene Anſprüche durchzuſetzen bemüht war, bereitete die Willkürherrſchaft, die Keines von Beiden aufkommen ließ, ein gemeinſames Grab und machte ſo dem ſpäteren Aufbau einer neuen Verfaſſung freien Raum. Manche Staaten dankten der Tyrannis die Grundlage ihrer Geſetzgebung, die ſie auch nach Beſeitigung der erſtern beibehielten. So wurde Pittakos durch die freie Wahl ſeiner Mitbürger zur Alleinherrſchaft erhoben (589 vor Chr.), um das zerrüttete Gemeinweſen zu ordnen, und legte ſie nach zehnjähriger Regierung freiwillig nieder, als nach ſeiner Erklärung der Staat nicht mehr die Lenkung durch einen Einzigen bedurfte. Der Fortentwickelung der helleniſchen Cultur war jene Zeit der Tyrannenherrſchaften im Ganzen keineswegs hinderlich, ſondern förderte ſie vielmehr. Ein junges Herrſcherthum bekleidet ſich gern mit Glanz und Pracht. Ehrgeiz und höfiſcher Lebensgenuß riefen die Künſte in ihren Dienſt. In Griechenland zuerſt ſah man den König mit dem Dichter gehn. Polykrates hielt den lebensfrohen, anmuthigen Anakreon an ſeinem Hofe; Periandros, Arions Freund und Rächer (620), hat durch Schutz und Förderung der Künſte das Andenken an ſeine Gewaltthätigkeiten ausgelöſcht. Peiſiſtratos ſchmückte Athen mit manchem edlen Bauwerke und ließ die zerſtreuten Geſänge Homers zu zwei kunſtvollen Epen ordnen, deren Erhaltung ihm den Dank der geſammten Nachwelt ſichert.

Aus demokratiſchen Bewegungen hervorgegangen, führte die Tyrannis bei ihrem Sturze in der Regel wieder in die Demokratie zurück. Nach dem Grundſatze des mileſiſchen Tyrannen Thraſybulos: daß man immer die höchſten Aehren auf dem Saatfelde ausraufen müſſe, um die Alleinherrſchaft zu ſichern, war das Streben der Gewaltherrſcher beſonders gegen die Macht der ariſtokratiſchen Geſchlechter gerichtet. Dagegen traten als Beförderer und Vorfechter ariſtokratiſcher Verfaſſungen die Lakedämonier auf und machten den Tyrannenherrſchaften, ſo weit ihr Arm reichte, in Griechenland ein Ende.

Dieſer doriſche Staat erlangte, nachdem er die innern Zerwürfniſſe am früheſten überwunden und ſeiner feſtbegründeten Verfaſſung wegen ſtets ohne Gewaltherrſchaft geblieben war, in raſcher Kraftentwickelung am eheſten einen gewichtigen Einfluß auf die Einrichtungen der übrigen Staaten. Später erhielt er an Athen einen rüſtigen, faſt übermögenden Nebenbuhler. Wie ſich Sparta gleichſam zum Vorort aller doriſchen Staaten erhob, ſo Athen zum Haupte der ioniſchen. Das gegenſeitige Verhältniß dieſer beiden ebenſo ſehr ſich gegenſeitig ergänzenden als einander widerſtrebenden Elemente des Griechenthums bildet die Grundfäden ſeiner Geſchichte. „Von den früheſten Zeiten an — ſagt ein geiſtvoller Geſchichtsforſcher der neuern Zeit — blieben dieſe beiden Stämme fortdauernd durch hervorſpringende Eigenthümlichkeiten von einander verſchieden, welche ſelbſt die allgemein werdende Bildung nicht verwiſchen konnte. Dem doriſchen Stamme war der Charakter des Ernſtes aufgedrückt, der ſich in ſeiner volltönenden Sprache, in ſeinen Geſängen, ſeinen Tänzen, der Einfachheit ſeiner Lebensart und in ſeinen Verfaſſungen zeigte. Er hängt mit großer Feſtigkeit an der alten Sitte. Aus ihm gingen großentheils ſeine Einrichtungen des öffentlichen und des Privatlebens hervor, wie ſie durch die Vorſchriften ſeiner Geſetzgeber demnächſt beſtimmt wur-

*) Als die übrigen jener Sieben werden gewöhnlich Solon, Thales, Bias und Cheilon genannt.

den. Ackerbau, wenn auch meiſt durch Leibeigene getrieben, war ſeine herrſchende Beſchäftigung. Bei ihm galt der Vorzug der Geſchlechter und des Alters. Die Regierungen der doriſchen Städte waren urſprünglich immer mehr oder weniger die Regierungen reicher und edler Geſchlechter; und ſchon darin lag ein Grund der größeren Feſtigkeit ihrer Verfaſſungen. Der gute Rath ward bei der Erfahrung des Alters geſucht; wo der Greis erſchien, ſtand der Jüngling auf. Die Religion war bei den Dorern weniger Gegenſtand des Luxus; aber ſie blieb bei ihnen deſto mehr Gegenſtand des Bedürfniſſes. Was hätte der Dorer Wichtiges begannen, ohne das Orakel vorher gefragt zu haben? — Eine viel größere Beweglichkeit und Reizbarkeit zeichnet dagegen den ioniſchen Stamm aus. Alte Sitte band ihn viel weniger als den Dorer. Er war leicht bereit ſie zu verlaſſen, ſobald ſein Vergnügen dabei ſeine Rechnung fand. Schiffahrt und Handel beſchäftigten ihn am liebſten. Er wollte genießen und ſchien immer gleich empfänglich für den verfeinerten Genuß des Geiſtes und der Sinnlichkeit. Er lebte in ſeinen Feſten; ohne Geſang und Tanz war für ihn keine Freude. Seine weiche Sprache erinnert faſt an die Dialecte der Südſee; aber auch bei ihm, ſo wie bei den dortigen Völkern, beſtätigte ſich die Bemerkung, daß eine weiche Sprache deshalb keineswegs den Mangel von kriegeriſchem Muth bezeichnet. In den Verfaſſungen ſeiner Staaten wurden erbliche Rechte entweder gar nicht zugelaſſen, aber doch nicht lange geduldet. Es waren Volksherrſchaften, zwar durch manche Einrichtungen beſchränkt, aber das Volk gab doch den Ton an. Auf Alles konnte man bei dieſen Staaten eher als auf innere Ruhe zählen. Nichts aber war ſo groß, daß ſie nicht glaubten erreichen zu können; und eben weil ſie es glaubten, haben ſie es nicht ſelten wirklich erreicht.“

Am reinſten und ſchärfſten ſtellen ſich dieſe beiden Hauptcharaktere des Hellenenthums in den Lakedämoniern und Athenern dar. Die Erſteren fanden an Lykurg (884), die Letzteren an Solon (594) zwei Geſetzgeber, welche durch eine bewußte Feſtſtellung oder Geſtaltung deſſen, worauf die Grundrichtung jener Volksſchaften hinwies, die Gründer ihrer nachmaligen Größe wurden. Der Einfluß dieſer beiden Staaten wurde für alle übrigen mehr oder minder maaßgebend, dergeſtalt, daß ſeit der Zeit ihrer Erhebung an die Geſchichte Spartas und Athens die Geſchichte des geſammten Griechenlands ſich anknüpft.

Lykurgos.

1. Lykurgos als Reichsverweſer und auf Reiſen.

In Sparta überſtand die monarchiſche Regierungsform glücklich jene inneren Bewegungen, in Folge deren faſt in allen übrigen Staaten Griechenlands die Republik an die Stelle der erſteren trat. Dort ruhte die oberſte Gewalt in den Händen zweier gleichzeitiger Könige aus dem Geſchlechte der Zwillingsbrüder Eurypthenes und Prokles, oder des Agis und Eurypon, und vielleicht lag gerade in dieſer Einrichtung, wodurch die Herrſchergewalt gleichſam ſich ſelber das Gegengewicht hielt, die Urſache, welche in Sparta dem Königthume ausdauernden Halt verlieh. Gleichwohl blieb auch dieſer Staat nicht von inneren Stürmen und Zerrüttungen frei. Zweierlei Bevölkerung ſtand einander gegenüber: die eingewanderten Dorier oder Spartiaten als Vollbürger, und die urſprünglichen achäiſchen Einwohner, Lakedämonier oder Perioiken als Halbbürger. Dieſen Letzteren war zufolge der mit den Erſteren geſchloſſenen Verträge perſönliche Freiheit ſo wie Sicherheit des Eigenthums zugeſtanden, auch nahmen ſie an der Wehrberechtigung der Spartiaten Theil, von denen ſie nur der Mangel des Stimmrechts in den Volksverſammlungen und die Zinspflichtigkeit unterſchied. Aber die herrſchſüchtigen Uebergriffe von Seiten der Dorier, ſo wie anderſeits der eiferſüchtige Widerſtand der achäiſchen Bevölkerung ſetzten den Staat vielen Gefahren aus; hartnäckige Aufſtände konnten zum Theil nur nach ſchweren Kämpfen gewaltſam unterdrückt werden, woraus ein dritter Stand, der der rechtloſen Heiloten oder Leibeignen hervorging.

Zu dieſen Urſachen bürgerlichen Zwieſpalts geſellte ſich die ſchwankende Haltung der Könige in den Kämpfen zwiſchen dem ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elemente, welche erſt in der Geſetzgebung des Lykurgos eine Ausgleichung und Beſchwichtigung fanden. Der Ahnherr deſſelben, Eurytion, war der Erſte unter Spartas Königen geweſen, welcher dem Volke zu Liebe die ſtreng monarchiſche Regierung milderte. Dies hatte aber zur Folge gehabt, einmal, daß das Volk in ſeinen Forderungen übermüthig und frech wurde, ſodann, daß ſich die nachfolgenden Könige bei der Menge bald durch Zwangsmittel gehäſſig, bald durch ſchwächliche Nachſicht verächtlich machten. So gewann denn Unordnung und Geſetzloſigkeit in Sparta auf lange Zeit hin die Oberhand, dergeſtalt, daß der König Eunomos, der Enkel des Eurytion und des Lykurgos Vater, darüber das Leben verlor, indem er bei einem Volksauflaufe, den er beſchwichtigen wollte, mit einem Küchenmeſſer erſtochen ward.

Er hinterließ die Regierung ſeinem älteſten Sohne Polydektes. Dieſer ſtarb jedoch kurz darnach, und nun glaubte Jedermann, ſein jüngerer Bruder Lykurgos ſei ſein Nachfolger, welcher denn auch wirklich als König regierte, ſo lange es unbekannt war, daß ſeine Schwägerin, die Wittwe des verſtorbenen Königs Polydektes, ein Kind unter ihrem Herzen trage. Sobald aber Lykurgos dies erfuhr, erklärte er den Thron für das Eigenthum dieſes Kindes im Falle daſſelbe ein Sohn ſein werde, und verwaltete die Regierung nunmehr nur noch als Vormund. Inzwiſchen that ihm die Königin heimlich zu wiſſen: ſie ſei bereit, das Kind zu tödten, wenn er ihr verſpreche, ſie als König zu heirathen. In der Abſicht, das Kind ſicher zu retten, verbarg Lykurgos den tiefen Abſcheu, den er gegen ein ſolches Erbieten empfand, und ließ die Königin unter dem Scheine der Zuſtimmung bitten, ſie möchte die Tödtung ihres Kindes nur ihm überlaſſen.

Als nun der Knabe geboren war, ließ die Mutter ihn ſofort dem Lykurg überbringen. Dieſer ſaß gerade mit den höchſten Beamten bei Tiſche; er nahm das Kind auf ſeine Arme und rief den Anweſenden zu: „Spartiaten, ein König iſt uns geboren!“ Darnach legte er es auf den königlichen Stuhl und gab ihm den Namen Charilaos, d. i. Volksfreude, denn alles war voller Freude über einen ſolchen Erweis von Hochſinn und Gerechtigkeit.

Auch ſein übriges Verhalten erwarb dem Lykurgos bei den Bürgern die höchſte Achtung, und die Mehrzahl beeiferte ſich, ſeinen Befehlen als Reichsverweſer in Allem Folge zu leiſten. Aber die Königin und ihr Bruder fühlten ſich durch jenen Vorfall ſchwer beleidigt, und als ſie hier und dort nicht undeutlich zu verſtehen gaben, Lykurg werde ſchon eine gelegene Zeit erſehen, wo er den jungen König aus dem Wege räumen und den erledigten Thron in Beſitz nehmen könne; ſo beſchloß er durch freiwillige Entfernung ſich einem ſo boshaften Verdachte zu entziehen und ſo lange außer Landes umherzureiſen, bis ſein Neffe zum Mann erwachſen wäre und einen Sohn und Thronerben hätte.

Alſo begab er ſich zu Schiff und reiſte zunächſt nach Kreta. Dieſe Inſel genoß ſchon von alten Zeiten her in ganz Griechenland den Ruhm der vortrefflichſten Geſetzgebung. Hier hatte Minos im dreizehnten Jahrhundert vor Chriſto, berühmt auch als der älteſte Begründer einer Seemacht, durch welche er ſeine Herrſchaft faſt über das ganze griechiſche Inſelmeer und einen Theil des Feſtlandes

Digitized by Google

ausdehnte, die Kreter durch weiſe Geſetze nicht nur zu tapfern Kriegsleuten und geſchickten Seefahrern gebildet, ſondern auch zu edler Zucht und Sitte erhoben, und durch ſeine ſtrenge Gerechtigkeit ſich ein ſolches Vertrauen erworben, daß nach ſeinem Tode die Sage ging: Minos verwalte in der Unterwelt das Richteramt über die Todten.

Von Kreta begab ſich Lykurg nach Kleinaſien und endlich, wie wenigſtens die Aegypter ſelber behaupteten und einige griechiſche Geſchichtſchreiber beſtätigen, auch nach Aegypten. Ueberall machte er ſich mit der Landesverfaſſung bekannt und merkte ſich, was er an den Geſetzen vortrefflich gefunden hatte, um es dereinſt in die Heimath zu verpflanzen. In den beiden erſtgenannten Ländern hatte er Gelegenheit, die einfache, ſtrenge Lebensweiſe der Kreter mit der Pracht und Ueppigkeit der kleinaſiatiſchen Griechen in ihren Wirkungen zu vergleichen, und gab jener unbedenklich den Vorzug. Dagegen traf er bei den Letzteren auf ein Kleinod von unſchätzbarem Werthe: die Gedichte des Homer. Er fand ſie eben ſo reich an Lehren der Staatsklugheit und bildend für die Sitten, als unterhaltend und ergötzlich. Er wandte deshalb allen Eifer an, ſie zu ſammeln und abzuſchreiben, um ſie auch in Griechenland heimiſch zu machen. Denn wiewohl ſchon zu jenen Zeiten eine dunkle Sage den europäiſchen Griechen von dieſen Gedichten Kunde gegeben hatte, ſo waren ſie doch nur in vereinzelten Bruchſtücken, wie ſie eben der Zufall verbreitet hatte, bekannt. Lykurgos war der Erſte, der das Ganze zur allgemeinen Kenntniß brachte. Dies iſt nicht das geringſte ſeiner Verdienſte; denn, wie hoch wir auch ſeine nachmalige Geſetzgebung ſtellen mögen, ſo kam ſie doch nur Sparta zu gut; durch die Ueberſiedelung jener Dichtungen dagegen, an deren Gemeinbeſitz alle helleniſchen Stämme ihrer nationalen Einheit ſich bewußt wurden und eine unerſchöpfliche Quelle ſittlicher Erhebung und künſtleriſcher Bildung gewannen, wurde Lykurg ein Wohlthäter des geſammten Griechenlands. Ebenſo verdienſtlich für die Vereinigung der durch unzählige Staaten und weitverſtreute Wohnſitze geſchiedenen Hellenen war die Wiederherſtellung der olympiſchen Spiele, zu welcher er dem Könige Iphitos von Elis hülfreich die Hand bot.

2. Grundlagen der lykurgiſchen Staatsumwandlung.

Zu Lakedämon wurde Lykurgos ſchmerzlich vermißt und zu wiederholten Malen durch Abgeordnete zur Rückkehr eingeladen, um die wankende Ordnung und Wohlfahrt des Staates durch neue Geſetze zu befeſtigen und zu ſichern. Er kam und gewann bald die Ueberzeugung, daß hier einzelne Geſetze nichts frommen würden, ſondern, daß er mit dem kranken Staatskörper eine ganz neue Diät beginnen, d. h. die beſtehende Ordnung der Dinge ändern und die Verfaſſung des Staates völlig umgeſtalten müſſe.

Mit ſolchen Gedanken erfüllt, wanderte er zunächſt nach Delphoi, um das Orakel zu befragen. Er verrichtete ſein Opfer und gleich beim Eintritt in die Halle empfing er den berühmten Ausſpruch der Pythia, welcher alſo lautet:

O Lokurgos, du kommſt zu meinem geſegneten Tempel
Werth und theuer dem Zeus und den ſämmtlichen Himmelsbewohnern.
Soll ich als Gott dich begrüßen, ſo frag' ich mich, oder als Menſchen?
Ja, ich meine, du biſt wohl eher ein Gott, o Lykurgos!

Zugleich erhielt er die Erklärung: Apollon genehmige ſeine Bitte um gute Geſetze und bewillige ihm eine Verfaſſung, welche weit beſſer ſein werde, als alle übrigen.

Hierdurch ermuthiget, ſchritt er zum Werk. Zuerſt vertraute er ſeinen Plan nur ſeinen Freunden, zog dann immer Mehrere auf ſeine Seite und ſuchte die vornehmſten Bürger für ſein Unternehmen zu gewinnen. Als nun ſein Vorhaben zur Reife gediehen war, ſo mußten Dreißig der angeſehenſten Lakedämonier in der Frühe des Morgens bewaffnet auf dem Markte ſich einfinden, um die Gegner einzuſchüchtern und jeden Widerſtand zurückzuſchrecken. Der König Charilaos, anfangs der Meinung, daß dieſer Anſchlag gegen ihn gerichtet ſei, flüchtete ſich in den Tempel der „Athene vom ehernen Hauſe“; (denn dieſer Tempel ruhete auf ehernen Säulen und war wohl auch mit einem ehernen Dache bedeckt). Als man ihm aber ſeine Sicherheit durch Eidſchwüre feierlich verbürgte, ließ er ſich bewegen, dieſen Zufluchtsort zu verlaſſen und unterſtützte nun ſelbſt durch ſein königliches Anſehn die Bemühungen des Lykurgos für die Umgeſtaltung des lakedämoniſchen Staatsweſens.

Die erſte und wichtigſte unter den neuen Einrichtungen des Lykurg war die Einſetzung eines Senates, Geruſia oder Geronia genannt. Dieſer beſtand aus acht und zwanzig unbeſcholtenen Männern, die über ſechzig Jahre alt waren, und hatte mit den Königen gleiches Stimmrecht. Dies war eine ſehr heilſame Anordnung. Denn während bis dahin der Staat unſicher zwiſchen der unumſchränkten Gewalt der Könige und des Volkes hin- und hergeſchwankt und ſich bald auf die eine, bald auf die andere Seite geneigt hatte; ſo diente von nun an der Senat, zwiſchen beide einander bekämpfende Mächte gleichſam in die Mitte geſtellt, wie der Ballaſt in einem Schiffe: er erhielt das Gleichgewicht zwiſchen beiden Gewalten und gab dem Staatsweſen eine ruhige Haltung und Ordnung, indem er ſich allemal auf die Seite der Könige ſtellte, wenn es galt, der Volksherrſchaft entgegen zu treten; und hinwiederum den Königen gegenüber die Macht des Volkes verſtärkte, damit keine Zwingherrſchaft aufkäme. Nur die Könige und die Aelteſten durften in den Verſammlungen der Volksgemeinden einen Geſetzvorſchlag machen; dagegen ſtand dem Volke das Recht zu, denſelben zu billigen oder zu verwerfen. Späterhin wurden jenen beiden oberſten Gewalten noch fünf Ephoren beigeſellt, die man aus der Mitte des Volks wählte, als Vertreter deſſelben und zur Ueberwachung ſämmtlicher Staatsbeamten und Bürger.

Die zweite und zugleich die kühnſte Verfügung des Lykurg war die Theilung des Grundbeſitzes. Die Ungleichheit des Vermögens war nemlich zu jener Zeit in Sparta überaus groß; während der Reichthum in wenige Häuſer zuſammengefloſſen war, fiel eine Menge beſitzloſer und armer Leute dem Staate zur Laſt. Daraus erwuchſen denn auf der einen Seite Hoffahrt, Schwelgerei und Ueppigkeit, auf der anderen Neid, Haß ſammt allen Gebrechen und Verbrechen der Armuth. Um nun dieſen Uebeln mit Einem Male zu ſteuern, überredete Lykurg ſeine Mitbürger, das geſammte Grundeigenthum zum Gemeingut zu machen und dann von neuem unter Alle zu vertheilen. In völliger Gleichheit des Vermögens ſollten ſie fortan mit einander leben, damit ſie nur in der Tugend einen Vorzug ſuchten und in Sparta kein anderer Unterſchied gälte als der zwiſchen Tugend und Laſter, Schmach und Ehre.

Dieſen Vorſchlag ſetzte er auch richtig ins Werk und vertheilte die Markung von Sparta in neuntauſend Looſen unter die Bürger dieſer Stadt, die Spartiaten; das übrige Lakonien in dreißigtauſend Looſen unter die Bewohner der Landſtädte, die ſogenannten Perioiken d. h. Umwohner Spartas. Jedes einzelne Loos hatte die Größe, daß es dem Beſitzer an Gerſte, Wein und Oel als den unentbehrlichen Nahrungsmitteln gerade ſo viel lieferte, als nöthig war, um ſich bei Kraft und Geſundheit zu erhalten.

Als er nun ſpäter einmal von einer Reiſe heimkehrend durch die friſchgeſchnittenen Felder kam und die aufgeſchichteten Getraideſchober ſah, wie ſie gleich und gleich einander gegenüberſtanden, ſprach er lächelnd zu ſeinen Begleitern: „Man ſollte meinen, ganz Lakonika gehöre vielen Brüdern, welche eben getheilt haben.“

Nun war noch, um auch die letzte Ungleichheit des Beſitzes zu tilgen, die bewegliche Habe zu theilen. Da aber Lykurgos wohl einſah, daß die Beſitzer dieſelbe ſich nicht ſo geradezu würden nehmen laſſen, ſo kam er ihnen von einer anderen Seite bei. Zunächſt ſchaffte er alle Gold- und Silbermünzen ab und führte eiſernes Geld ein, welchem er bei großer Schwere und Maſſe einen ſo geringen Werth beſtimmte, daß man, um zehn Minen (noch nicht dritthalbhundert Thaler) im Hauſe aufzubewahren, ein großes Gemach, und um ſie fortzuſchaffen, einen zweiſpännigen Wagen brauchte. Sobald dieſe neue Münze in Umlauf kam, verſchwanden mit Einem Male aus Sparta eine Menge von Verbrechen. Denn wer hätte noch Luſt gehabt, durch Diebſtahl, Betrug, Raub oder Beſtechlichkeit etwas an ſich zu bringen, was weder zu verbergen, noch ſonſt ein wünſchenswerther Beſitz und in keiner Weiſe zu gebrauchen war? Denn Lykurg ließ das Eiſen glühend in Eſſig tauchen, wodurch es ſeiner Härte beraubt und ſo völlig mürbe wurde, daß es zu keinem andern Gebrauche verarbeitet werden konnte.

Mit den Gold- und Silbermünzen verbannte Lykurg zugleich alle unnützen Künſte, ohne daß er ſie noch beſonders mit Acht und Bann zu belegen brauchte. Denn die eiſerne Münze war ohne Werth und ließ ſich bei den übrigen Griechen nicht anbringen. Daher konnte man in Sparta keine ausländiſchen Flitterwaaren kaufen; kein Handelsſchiff lief in den lakoniſchen Häfen ein; kein Lehrer der Beredtſamkeit, kein herumziehender Wahrſager, kein Gold- und Silberſchmuckarbeiter betrat das von Geld entblößte Land. So mußte der Luxus von ſelbſt abſterben. Der Reichthum gewährte keinen Vorzug mehr, denn er hatte keinen Weg, ſich öffentlich zu zeigen, ſondern mußte wie ein todtes Kapital im Hauſe verſchloſſen liegen bleiben, und die einheimiſchen Künſtler verwendeten nun ihre ganze Geſchicklichkeit ſtatt auf unnütze Arbeiten, die jetzt keinen Abſatz mehr fanden, auf das Nothwendige und Zweckmäßige; daher denn die gewöhnlichen und unentbehrlichen Hausgeräthe, als Betten, Stühle, Tiſche, Becher und dergleichen in Sparta auf das beſte gefertigt wurden.

Um nun die Ueppigkeit noch wirkſamer zu bekämpfen und dem Reichthume ſeinen verführeriſchen Glanz vollends zu nehmen, führte Lykurg die gemeinſchaftlichen Mahle ein. Dieſem Geſetz zufolge verſammelten ſich alle Spartaner täglich zum gemeinſchaftlichen Genuß ein und derſelben vorgeſchriebenen Speiſen. Jede Tiſchgeſellſchaft beſtand gewöhnlich aus funfzehn Perſonen und jeder Tiſchgenoß lieferte dazu einen beſtimmten monatlichen Beitrag an Gerſtenmehl, Wein, Käſe, Feigen und etwas Weniges an Geld zum Ankaufe der Zukoſt. Außerdem ſchickte der,

welcher opferte, eine Erſtlingsgabe, und wer ein Wild erlegt hatte, einen Theil ſeiner Beute. Vor allen anderen Speiſen war die ſogenannte ſchwarze Suppe beliebt, ein Gemiſch von Schweinefleiſchbrühe, Blut, Eſſig und Salz. Zu dieſen Mahlzeiten der Erwachſenen fanden ſich oft auch die Knaben in den Speiſeſälen ein; man führte ſie hieher als in Schulen der Weisheit, wo ſie Geſpräche über öffentliche Angelegenheiten hörten, Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten und ſowohl ohne Rohheit ſcherzen als auch von Andern Scherz ertragen lernten. Denn auch dies rechnete man zu den vorzüglichen Eigenſchaften eines Lakedämoniers, Scherz zu verſtehen. Wem es übrigens wehe that, der durfte nur bitten, daß man aufhöre, und ſogleich geſchah es. Auch übte man dabei zugleich in der männlichen Tugend der Verſchwiegenheit; beim Eintritte eines Jeden deutete der Aelteſte auf die Thür, indem er ſagte: „Durch dieſe geht kein Wort hinaus!“

Wenn man nun gegeſſen und zuletzt mäßig getrunken hatte, ging man ohne Fackel nach Hauſe; denn es war nicht erlaubt, bei irgend einem Gange ſich einer Leuchte zu bedienen, damit man in Nacht und Dunkel herzhaft und unerſchrocken ſeinen Weg gehen lerne.

Auf dieſes gemeinſchaftliche Speiſen wurde ſtreng gehalten. Keiner, ſelbſt nicht der König, durfte zu Hauſe für ſich ſpeiſen, um ſich etwa, ungeſehn von den Nachbarn, auf ein koſtbares Polſter, an einen prächtigen Tiſch und vor ein leckeres Mahl zu legen. Durch dieſes Verbot war nun aller Gebrauch eines prächtigen Tiſchgeräthes, ja ſelbſt der Anblick und das zur Schau Stellen deſſelben unmöglich, da der Reiche mit dem Armen zu Einem Tiſche ging. Dieſe Gemeinſchaft und Einfachheit der Mahlzeiten machte zu Sparta, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſich ausdrückt, „den Reichthum arm und unwerth.“

Es iſt begreiflich, daß dieſe Anordnungen den Unwillen der Reichen gegen Lykurg erregten. Sie ſtießen Schmähworte gegen ihn aus, veranlaßten Zuſammenrottungen und ließen ihn in aller Weiſe ihre Erbitterungen merken. Zuletzt warf man gar mit Steinen nach ihm, ſo daß er ſich einſt genöthigt ſah, den Marktplatz eilend zu verlaſſen und nach einem Tempel zu flüchten. Schon hatte er den Vorſprung vor ſeinen Verfolgern gewonnen, als Alkandros, ein Jüngling von zwar nicht böſartiger, aber leidenſchaftlicher Gemüthsart, ihn erreichte und ihm, als er ſich eben umwendete, mit dem Stocke ein Auge ausſchlug. Lykurg blieb ſtehen und zeigte den Bürgern, ohne einen Ausdruck des Schmerzes ſein blutiges Geſicht und das zerſtörte Auge. Schaam und Reue ergriff ſie bei dieſem Anblicke und tilgte ihren Zorn, ſie überlieferten ihm den Alkandros und begleiteten ihn unter lebhaften Aeußerungen ihrer Theilnahme nach Hauſe. Lykurg bezeigte ſich mit dieſer Sühne zufrieden; er entließ die Menge und nahm den Räuber ſeines Auges mit ſich in ſein Haus. Zertairſcht und erbangend ſtand der Jüngling vor dem Verletzten. Dieſer aber fügte ihm weder in That noch Wort ein Leid zu, ſondern entfernte nur diejenigen, welche ihm die gewöhnlichen Dienſte leiſteten, und befahl dagegen Jenem, deren Stelle zu vertreten. Alkandros, dem es nicht an natürlicher Gutmüthigkeit fehlte, vollzog mit ſchweigendem Gehorſam die Befehle ſeines Herrn und lernte als ein täglicher Zeuge ſeines Wandels die Sanftmuth und Gelaſſenheit, die ſtrenge Lebensart und raſtloſe Thätigkeit dieſes großen Mannes dermaßen kennen und verehren, daß er ſich unwiderſtehlich zu ihm hingezogen fühlte und allen ſeinen Bekannten die Verſicherung gab, Lykurg ſei weder hart noch eigenſinnig, ſondern ſo mild und leutſelig wie kein anderer Menſch auf Erden. Dies alſo war die Strafe, die Alkandros zu erleiden hatte, und dies die Genugthuung, die er dem Lykurgos leiſtete, daß er aus einem ungeſitteten und anmaßenden Jünglinge ein wohlgeſitteter und tugendſamer Mann wurde.

3. Von der Erziehung der Spartiaten.

Lykurg hat kein geſchriebenes Geſetz gegeben, wie auch Sokrates und jener größeſte Erzieher der Menſchheit eine Niederzeichnung ihrer Lehren unterlaſſen haben. Lykurg war überzeugt, daß diejenigen Anordnungen, auf denen die öffentliche Tugend und Wohlfahrt beruhen, nur dann ſicheren Beſtand haben, wenn ſie in die Sitten und die ganze Denk- und Lebensweiſe der Bürger übergegangen ſind und an dem freien Willen eine Stütze haben, welche ſtärker iſt, als aller äußerlicher Zwang; und dies müſſe die Erziehung bewirken, indem ſie Jeden ſo bilde, daß er ſich ſelber ein Geſetzgeber ſei. Hinwiederum mochte er die minder wichtigen Verordnungen, nemlich über den Handel und Verkehr, nicht durch ſchriftliche Abfaſſung zu unabänderlichen Satzungen erheben, ſondern es der Zeit überlaſſen, was ſie je nach den Umſtänden oder der Erfahrung davon oder dazuthun wolle. So knüpfte er denn ſeine ganze Geſetzgebung an die Erziehung und Bildung der Jugend.

Der Staat ſollte nur aus geſunden und kräftigen Bürgern beſtehen. Sobald daher ein Kind geboren war, wurde es vor die Aelteſten gebracht, welche es genau beſichtigten. Fanden ſie es ſtark und gut gebaut, ſo befahlen ſie daſſelbe aufzuziehen und wieſen ihm Eins von den neuntauſend Looſen an; war es aber ſchwach und mißgeſtaltet, ſo ließen ſie es in einen tiefen Schlund des bei Sparta gelegenen Gebirges Taygetos werfen, weil ja das Leben eines ſchwachen und gebrechlichen Menſchen weder ihm noch dem Vaterlande frommen könne. Die Lakedämoniſchen Ammen warteten der Kinder mit vieler Kunſt und Sorgfalt und waren um dieſer Vorzüge willen auch im Auslande geſucht. Sie zogen ihre Pfleglinge ohne Windeln auf und ließen ihre Glieder ſich frei entwickeln; ſorgten dafür, daß ſie keine Koſtverächter würden und litten an ihnen weder launenhafte Unart und kindiſches Weinen, noch Furchtſamkeit im Finſtern und in der Einſamkeit.

Sobald die Knaben das ſiebente Jahr erreicht hatten, entzog ſie der Staat der elterlichen Erziehung und nahm ſie unter ſeine eigene Aufſicht, denn man hielt die Kinder für ein Gemeingut des Vaterlandes. Von nun an ließ man ſie beſtändig zuſammenleben, mit einander eſſen, ſpielen und lernen. Leſen und ſchreiben lernten ſie nur zur Nothdurft: Gehorſam gegen die Obern, Ausdauer unter den Mühſeligkeiten, Sieg im Kampfe, dies waren die erſten und letzten Zwecke der Erziehung. Darum hielt man ſie auch mit den Jahren immer ſtrenger; man ließ ſie jederzeit in leichter Kleidung und barfuß gehen, nackend ſpielen, Hunger, Durſt, Hitze, Froſt und allerlei Anſtrengung er-

tragen. Die Stren, auf welcher ſie ſchliefen, mußten ſie ſich ſelber zuſammentragen und das Schilf dazu, welches am Fluſſe Eurotas wuchs, ohne Meſſer mit der bloßen Hand knicken. Selbſt die Mädchen härtete man durch Wettlauf und Ringen ab, wie durch Schleudern der Wurfſcheiben und Spieße; denn ſolchergeſtalt wurden ſie durch Muth der Seele und Stärke des Leibes der ſpartiſchen Männer werth. Ein Geſchlecht wirkte auf das andere. Bei ihren öffentlichen Spielen und Tänzen prieſen die Jungfrauen bisweilen in ihren Liedern die Thaten der würdigſten Jünglinge oder ließen ſich über Dieſen und Jenen, der ſich irgend wie vergangen hatte, in treffendem Spott aus und reizten ſo die Einen durch Lob, die Andern durch Beſchämung zu Ehrbegier und zum Wetteifer in der Tugend.

Nicht bloß zur Tapferkeit und Stärke erzog man die Knaben, ſondern auch zur Liſt und Verſchlagenheit, damit es ihnen an keiner der zum Krieg erforderlichen Tugenden fehle. Man gab ihnen nur ſehr karge Koſt, damit ſie ſchon durch das Bedürfniß ihres Magens genöthigt würden, durch ſchlauen Diebſtahl das Fehlende zu erſetzen. Sie ſchlichen ſich zu dieſem Zwecke häufig in die Speiſeſäle, oder ſtiegen in die Obſt- und Gemüſegärten. Wurde Einer darüber ertappt, ſo mußte er es durch Schläge oder Hunger büßen, nicht weil er geſtohlen, ſondern weil er ſo ungeſchickt geſtohlen hatte. Darum hüteten ſich die Knaben bei ihren Diebſtählen angelegentlichſt vor Entdeckung. So ließ ſich einſt Einer von einem Fuchſe, den er geſtohlen und unter dem Mantel verborgen hielt, den Leib mit den Krallen und Zähnen aufreißen, ohne ſich durch irgend ein Zeichen zu verrathen, bis er plötzlich todt zur Erde ſank. Und eine ſolche faſt unglaubliche Seelenſtärke in der Ertragung der Schmerzen war unter den Spartiaten nichts Ungewöhnliches; man ſah öfter bei den jährlichen Geißelungen der Jünglinge am Altare der Artemis ſolche junge Tapfere unter den Streichen ſterben, ohne daß ſie auch nur einen Klagelaut von ſich gegeben hätten.

Die Knaben wählten ſich ſelber rottenweiſe aus der Zahl der zwanzigjährigen Jünglinge die tapferſten und verſtändigſten zu Vorſtehern oder Eirenen. Ein ſolcher Eiren führte ſeine Rotte in ihren Kämpfen an; ordnete daheim ihre Dienſte und belegte die Trägen und Ungeſchickten oder Widerſpenſtigen mit Strafen. Dies Letztere that er oft in Gegenwart der Eltern und der Obern, um dieſelben ſehen zu laſſen, ob er bei ſeinen Strafen gerecht und vernünftig verfahre. Während er die Strafen vollzog, wurden keine Einwendungen gemacht; erſt wenn die Knaben abgetreten waren, zog man ihn zur Verantwortung, wenn er mit zu großer Strenge oder Milde verfahren war.

Nach der Mahlzeit befahl der Eiren etwa dem einen Knaben zu ſingen, oder dem andern eine Frage zu beantworten, welche Verſtand und Nachdenken forderte, z. B.: Wer ein vorzüglicher Mann ſei? oder: welcher Werth der Handlung dieſes oder jenes Menſchen beizulegen ſei? Hierdurch gewöhnten ſie ſich ſchon frühe, das Schöne und Edle zu erkennen und das Benehmen ihrer Mitbürger mit aufmerkſamen Augen zu beobachten. Wer ohne Nachdenken antwortete, wurde vom Eirenen in den Daumen gebiſſen. Ueberhaupt lehrte man die Knaben ihre Rede mit dem Salz eines beißenden und doch anmuthigen Witzes würzen und mit Wenigem Viel ſagen. Darum läßt ſich das, was der König Agis einem Athener zur Antwort gab, als derſelbe über die Kürze der lakoniſchen Schwerter ſpottete: — „aber wir wiſſen mit dieſen kurzen Schwertern wohl zu treffen!“ — auch auf die lakoniſche Rede anwenden: ſie iſt kurz und treffend. Man mißbilligte alle Weitſchweifigkeit im Reden und ſelbſt im Scherzreden gewöhnte man ſich nichts Unnützes zu ſagen und kein Wort von ſich hören zu laſſen, das nicht einen der Aufmerkſamkeit werthen Gedanken enthielt. Hiervon einige Beiſpiele:

Charilaos, der im Anfang dieſer Geſchichte erwähnte Neffe Lykurgs, wurde einſt gefragt: warum ſein Oheim ſo wenig Geſetze gegeben hätte? „Die nicht viele Worte brauchen“, ſagte er, „brauchen auch nicht viele Geſetze.“

Als ein ſchlechter Menſch den Demarat mit unnützen Fragen beläſtigte und wiederholt von ihm zu erfahren begehrte, wer der beſte Spartiat ſei, gab ihm Dieſer endlich zur Antwort: „Der Dir am wenigſten ähnlich iſt.“

Ein atheniſcher Redner nannte die Lakedämonier unwiſſende Menſchen. „Du haſt recht“, entgegnete Pleiſtonax, „denn wir allein unter den Griechen haben nichts Böſes von euch gelernt.“

Ein Anderer, den man einlud, einen Menſchen zu hören, der den Geſang der Nachtigall nachahme, antwortete: „Ich habe ſie ſelbſt gehört.“

Einem Fremden, der zum Beweiſe ſeiner Vorliebe für Sparta verſicherte, daß er in ſeinem Vaterlande „Lakonierfreund“ genannt werde, erwiederte Theopompos: „Vaterlandsfreund, o Fremdling, wäre ſchöner.“

Mit derſelben Sorgfalt, mit welcher man die Knaben zur Einfachheit und Reinheit des Ausdrucks anleitete, lehrte man ſie auch Lieder und Geſänge, welche geeignet waren, Muth und Begeiſterung zu erregen und den Thatendrang zu erwecken; indem ſie theils den Ruhm und das Glück der für das Vaterland Gefallenen, theils die Schmach und das Elend der Feigen ſchilderten. Freude an der Tapferkeit und männlichen Tugend durchathmete auch ihre Feſtgeſänge. Auch hiervon möge ein kleines, aber ſprechendes Beiſpiel folgen. Bei ihren Feſten bildeten die Greiſe, die Männer und die Knaben drei Chöre. Zuerſt begann der Chor der Alten:

»Wir waren Männer vormals, voller Muth und Kraft.«

Darauf antwortete der Chor der Männer:

»Wir aber ſind es! wenn Du willſt, komm' an, verſuchs!«

Dann fiel der Chor der Knaben ein:

»Wir werden einſt es ſein, und noch viel tapferer.«

Hieraus wird man denn auch leicht begreifen, warum vor jedem Treffen der ſpartiſche König den Muſen ein Opfer darbrachte. Es ſollte dies in den Kriegern die Erinnerung an jene Dichterſprüche wieder lebendig machen und ſie zu Thaten begeiſtern, die des Nachruhms im Liede würdig wären. So wurde bei dieſem kriegeriſchen Volke ſelbſt die ſanfte Gottheit der Weisheit und der Dichtkunſt zu einer gewaltigen Kriegsgöttin.

Im Kriege geſtattete man den jungen Leuten eine freiere Lebensweiſe: Schmuck der Kleider und der Waffen und minder mühſame Leibesübungen, ſo daß unter allen Menſchen allein für die Spartiaten der Krieg eine Erholung von den Vorübungen des Krieges war. Vor der Schlacht ſalbten und ordneten ſie ſich das Haar und bekränzten ſich, wie zu einem feſtlichen Tage. Die Flöten-

Digitized by Google

bläſer begannen den Marſch des Kaſtar, und der König ſtimmte ſelbſt ein Lied zum Angriff an. Es war ein erhabenes und zugleich furchtbares Schauſpiel, wenn ſie ſo im Tacte nach der Flöte heranzogen, nirgends in der Heerſäule eine Lücke entſtand und keine Bewegung von Furcht ſich verrieth, ſondern Alle gefaßt und heiter unter Geſang und Spiel der Gefahr entgegengingen. Der König war beim Angriff ſtets von einem Manne begleitet, der in einem der großen Kampfſpiele der Griechen den Siegeskranz errungen hatte. Dies war der Ehrenpaſten des Tapferſten. War der Feind geſchlagen, ſo verfolgte man ihn nur ſo lange, bis man ſich durch ſeine völlige Flucht des Sieges verſichert hatte, nicht weiter; denn die Spartaner hielten es weder für edel noch eines Hellenen würdig, ein Gemetzel unter denen anzurichten, welche ſich für beſiegt erkennen und das Feld räumen.

4. Von der Lebensweiſe der Freien und Sclaven.

Die ſtrenge Zucht der Sitten erſtreckte ſich auch auf die Erwachſenen. Keiner durfte nach eigenem Gutdünken leben; ſondern in all' ihrem Thun und Laſſen mußten ſie den Grundſatz befolgen, daß ſie nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Vaterlande angehörten. Hatten ſie keinen anderen Auftrag für das gemeine Beſte, ſo nahmen ſie die Knaben in Aufſicht, oder gingen ſelbſt bei den Aelteren in die Lehre. In Beidem genoſſen ſie der reichſten Muße, da ihnen jedes Handwerk unterſagt war, und die Bebauung des Landes von den Heilotenſclaven beſorgt wurde. Arbeit und Gelderwerb ſtand bei ihnen als eine ſclaviſche Beſchäftigung in Verachtung. Als daher ein Spartiat, der ſich an einem Gerichtstage gerade in Athen befand, erfuhr, daß man einen Bürger als Müßiggänger zur Strafe gezogen hatte und daß er eben jetzt voll Betrübniß in Begleitung ſeiner Freunde, die den Schmerz über ſein Unglück mit ihm theilten, nach Hauſe gehe; war er ſehr verwundert und bat die Umſtehenden, man möchte ihm doch den Mann zeigen, der beſtraft worden ſei, weil er als ein Freier lebe.

Tänze, Feſtlichkeiten, Gaſtmahle, Jagd, Leibesübungen und Geſpräche an den öffentlichen Verſammlungsörtern, den ſogenannten Leſchen, füllten während des Friedens die ganze Zeit aus. Denn nach Lykurgs Abſicht ſollte zu Sparta bei aller Strenge der Lebensart doch ein heiteres Leben walten, wie er denn ſelber keineswegs ein Mann von finſterer Gemüthsart war, ſondern den Scherz als Würze des Lebens liebte. Dieſe Geſinnung that er einſt in recht anmuthiger Weiſe kund, indem er dem Lachen eine kleine Bildſäule weihete.

Um ſo trauriger war der Zuſtand der Heiloten. Er iſt es, um deſſen willen Platon und Andere die Behauptung aufgeſtellt haben, daß die lykurgiſchen Geſetze wohl geeignet wären, tapfere, nicht aber gerechte Männer zu bilden. Die Behandlung jener Unglücklichen war durchweg hart und grauſam. Man zwang ſie bisweilen ſich in ungemiſchtem *) Weine zu betrinken und führte ſie dann in die Speiſeſäle, um den jungen Leuten ein abſchreckendes Bild der Trunkenheit zu geben. Auch hielt man ſie zu unanſtändigen und lächerlichen Geſängen und Tänzen an, während die Geſänge und Tänze der Freien ihnen unterſagt blieben, ſo daß man mit Recht geſagt hat: in Lakedämon ſei der Freie in der höchſten Bedeutung frei, der Sclave im ſtrengſten Sinne Sclave. Der unmenſchlichſte unter den ſpartaniſchen Gebräuchen war der ſogenannte heimliche Krieg (Krypteia). Von Zeit zu Zeit nemlich ſchickte man die Verſchlagenſten unter den Jünglingen auf das Land hinaus, den Einen da, den Andern dorthin, nur mit einem Dolche verſehn und dem nöthigen Mundvorrath. Dieſe hielten ſich am Tage in Schlupfwinkeln verborgen; bei Nacht aber kamen ſie auf die Straßen hervor und erſchlugen jeden Heilaten, der ihnen in die Hände fiel. Dies geſchah, damit ihre Zahl nicht zu groß und dem Staate gefährlich würde. Aber ich glaube, daß dieſe Grauſamkeiten erſt ſpäter bei den Spartiaten aufgekommen ſind, ſeitdem die Heiloten durch Empörung und Bündniß mit den feindlichen Nachbarn den Staat an den Rand des Verderbens gebracht hatten: denn bei der ſonſtigen Milde und Gerechtigkeit des Lykurg läßt ſich eine ſolche Abſcheulichkeit, wie der heimliche Krieg, ihm nimmermehr aufbürden.

5. Lykurgos Ende.

Als nun die Geſetze Lykurgs in den Sitten und Gewohnheiten Wurzel geſchlagen hatten und die Verfaſſung genugſam erſtarkt war, um ſich ſelbſt zu tragen und durch ſich ſelbſt erhalten zu können; fand er ſich reichlich durch das Gefühl belohnt, welches nach einem Ausſpruche Platons auch Gott empfand, als die Welt von ihm geſchaffen war und ſich zum erſten Schwunge bewegte: er freute ſich der Schönheit und der Größe ſeiner Schöpfung. Mit Recht gab er ſich daher dem Wunſche hin, ſeine Geſetzgebung unſterblich und unwandelbar, ſoweit dies menſchlicher Vorſchrift möglich wäre, auf die Nachwelt zu bringen. Zu dieſem Zwecke berief er eine allgemeine Verſammlung und erklärte derſelben, er gedenke nach Delphoi zu gehn, um den Gott zu befragen, und nahm den Königen und Aelteſten, ſodann auch allen Bürgern den Eid ab, daß ſie bei der eingeführten Verfaſſung treulich beharren wollten, bis er zurückgekehrt wäre. So reiſte er nach Delphoi, brachte ſein Opfer dar und fragte, ob ſeine Geſetze gut und geeignet wären, Sparta glücklich und tugendhaft zu machen? Und als dies der Gott ihm bejaht hatte, ſchrieb er dieſen Ausſpruch nieder und ſchickte ihn nach Sparta. Dann aber nahm er Abſchied von ſeinen Freunden und ſeinem Sohne und machte ſeinem verdienſtvollen Leben durch Enthaltung von Speiſe freiwillig ein Ende, damit ſeine Mitbürger, indem er nicht wieder heimkehrte, ihres Eides nie entbunden würden. Und fünfhundert Jahre lang, ſo lange Sparta bei Lykurgs Geſetzen verharrete, blieb es an Ruhm und wohlgeordneter Verfaſſung die erſte Stadt in Griechenland.

*) Wein zu trinken, den man nicht mit Waſſer gemiſcht hatte, galt bei den Griechen für unſittig und barbariſch.

Der erſte meſſeniſche Krieg.

1. Urſachen und Veranlaſſungen.

Lykurg hatte in ſeiner Geſetzgebung Alles vereinigt, was die Lakedämonier zu einem kriegeriſchen und tapfern Volke bilden mußte. Er wollte Sparta unüberwindlich machen, um die Selbſtſtändigkeit deſſelben für immer zu ſichern. Aber ſeine Mittel wirkten über ihren Zweck hinaus; was nur die Freiheit der Spartiaten Andern gegenüber erhalten ſollte, wurde der Freiheit Anderer verderblich. Im Gefühle der Tapferkeit erwachte der Eroberungsgeiſt. Die Kraft der Spartiaten bedurfte eines Gegners, an dem ſie ſich meſſen könnte. Bei der Einförmigkeit ihrer Lebensart, ohne den ſeelenvollen Genuß der Künſte, ohne die Befriedigung, welche nur das ungehemmte Streben nach geiſtiger Bildung der vernünftigen Natur gewähren kann, ſuchte der Thatendrang um ſo heißhungriger nach einem Ziel; und welches andere hätte dies ſein können als der Krieg, da in Sparta Alles auch im tiefſten Frieden nur auf Krieg hinwies? Zudem mußte ein ſo entſagungsvolles Daſein, wie die lykurgiſche Geſetzgebung dem Lakedämonier auferlegte, noch einen andern mächtigen Trieb in ihm nähren: die Herrſchgier. Verurtheilt zu ſtrenger Enthaltſamkeit, die nur an der Ueberwindung von Müh' und Schmerzen und der Gleichgültigkeit gegen die Güter des Lebens ihre Freude haben ſollte, konnte der Spartiat wohl mit Stolz aber nicht ohne Neid auf ſeine Nachbarn ſehn, und für Alles, was ihm allein verſagt war, konnte ihm nur noch die Herrſchaft über die Glücklicheren eine Entſchädigung bieten. Und er hat ſie auch nur darin gefunden.

Das erſte Opfer dieſes gewaltthätigen Herrſchertriebes Lakedämons waren die Meſſenier, das unglücklichſte aller griechiſchen Völker, das durch ein unerbittliches Geſchick ſchon in einem Zeitalter ſich aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten verſtoßen fand, in welchem die übrigen erſt anfingen, unter dem Schirme freier Verfaſſungen zu voller Kraft und Blüthe ſich zu erheben. Ehe wir an die Erzählung dieſer denkwürdigen Kämpfe gehen, müſſen wir daran erinnern, daß wir hier noch weniger als in den Mittheilungen über das Leben Lykurgs auf dem ſicheren Boden verbürgter Geſchichte ſtehen. Der griechiſche Geograph Pauſanias, dem wir das Nachfolgende verdanken, gehört erſt dem zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung an. Die Quellen, aus denen er die Darſtellung der meſſeniſchen Kriege ſchöpfte, waren nicht ſowohl Schriften älterer Geſchichtsſchreiber, als vielmehr Sagen und Dichtungen, in denen der Ruhm der Unterlegenen fortlebte. Es iſt ein ſchöner, ſchwermüthig ergreifender Nachhall der Heroenzeit, eine Heldendichtung voller Abenteuer wie die Odyſſee, und wie die Iliade erfüllt von Wunderthaten unermüdlicher Manneskraft, von Weiſſagungen und Orakeln, von Hülfen und Hinderniſſen günſtiger oder ungünſtiger Götter, bis ein über Götter und Menſchen allmächtig waltendes Schickſal ſeinen Spruch erfüllt.

Die erſte Veranlaſſung der meſſeniſchen Kriege liegt in Dunkelheit. Erzählt wird ſie alſo. An den Grenzen Meſſeniens ſtand ein Tempel der Artemis, an welchem unter den Doriern nur die Meſſenier und Lakedämonier Antheil hatten. Die Letzteren ſagen nun, daß Männer aus Meſſenien lakedämoniſchen Jungfrauen, die zum Opferfeſt dorthin gekommen wären, Gewalt angethan und ihren König Teleklos, der Dieſem zu wehren ſuchte, erſchlagen hätten. Die Meſſenier dagegen behaupten, jene angeblichen Jungfrauen wären unbärtige Jünglinge von Sparta geweſen, welche in Frauenkleider gehüllt und mit Dolchen bewaffnet, zum Tempel gekommen wären, um die angeſehenſten Meſſenier, welche ſich dort eingefunden hatten, meuchelmörderiſch zu überfallen. Dieſe aber hätten ſich zur Wehr geſetzt und ſowohl die Jünglinge als auch den König Teleklos, den Anſtifter dieſes Ueberfalls, erſchlagen; und da der König nicht ohne Vorwiſſen des lakedämoniſchen Volkes dieſen Anſchlag gefaßt hätte, ſo hätte daſſelbe, des Unrechts ſich bewußt, keine Genugthuung wegen der Ermordung des Teleklos von ihnen gefordert. So wird es von beiden Seiten erzählt; glaube nun Jeder, was er will, je nachdem er für dieſes oder jenes Volk Parthei nimmt.

Doch erſt ein Menſchenalter ſpäter kam der gegenſeitige Haß zwiſchen den Lakedämoniern und Meſſeniern zum völligen Ausbruch. Die Veranlaſſung dazu gab folgender Vorfall. Ein meſſeniſcher Mann vornehmen Standes, Polychares mit Namen, beſaß viele Rinder, aber nicht ſo viel eigenes Land, daß ſein Vieh hinlängliche Weide gehabt hätte. Er übergab es daher dem Spartaner Euäphnos unter der Bedingung, daß er es auf ſeinen Triften weiden und dafür einen Theil der Nutzung von dem Vieh haben ſollte. Dieſer Euäphnos war ein Menſch, welcher ungerechten Gewinn höher achtete, als Treue und Ehrlichkeit, aber durch glatte Worte ſich einzuſchmeicheln wußte. Er verkaufte die Rinder des Polychares an Kauf-

lente, die in Lakonien gelandet waren, und ging darauf ſelber zu Polychares mit der Nachricht, Seeräuber wären an's Land geſtiegen und hätten Rinder und Hirten mit ſich fort geführt. Allein während er noch dem Meſſenier dieſe Geſchichte einzureden ſuchte, trat eben der Hirten Einer, welcher den Kaufleuten wieder entlaufen war, herein und ſtrafte den Euäphnos in Gegenwart des Polychares Lügen. Ueberführt und außer Stande, ſeinen ſchändlichen Betrug abzuleugnen, bat er jetzt den Meſſenier inſtändigſt um Vergebung, denn unter Anderen, was in der Natur des Menſchen liege und ihn zur Ungerechtigkeit nöthige, habe ja die Gewinnſucht eine unwiderſtehliche Gewalt. Auch erbot er ſich die Summe, welche er von den Kaufleuten für die Rinder erhalten hatte, dem Polychares einzuhändigen und bat den Sohn deſſelben ihm zu folgen, um ſie in Empfang zu nehmen. Als ſie nun auf dem Wege waren und das lakoniſche Gebiet betreten hatten, wagte Euäphnos eine That, welche noch ruchloſer war, als die erſte, und erſchlug den Sohn des Polychares. Als der unglückliche Vater dies erfuhr, ging er nach Lakedämon und verklagte den Mörder vor den Königen und Ephoren. Aber er fand dort keine Genugthuung, wie oft er auch die Obrigkeit darum anging und durch lautes Weinen und Klagen ihnen läſtig wurde. Darüber gerieth der Mann endlich außer ſich, und hingeriſſen von Zorn und Rachedurſt, mordete er, das eigene Leben mißachtend, jeden Lakedämonier, der ihm in die Hände fiel.

Eine Geſandtſchaft der Lakedämonier verlangte von den Meſſeniern die Auslieferung des Polychares. Dieſe dagegen verlangten in Folge eines Volksbeſchluſſes, daß man die Entſcheidung dem Ausſpruche des Bundesgerichts bei den Argeiern, ihren beiderſeitigen Stammverwandten (denn auch dieſe waren Dorier) übertragen ſollte. Die Lakedämonier gaben denen, die dieſes Schreiben überbrachten, keine Antwort; auch ſchickten ſie weder einen Herold, um den Meſſeniern Krieg anzukündigen, noch ſagten ſie ihnen vorher die Freundſchaft auf; ſondern in aller Stille rüſteten ſie ſich und verpflichteten ſich durch einen Eidſchwur, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis ſie das meſſeniſche Land erobert und in Beſitz genommen hätten.

2. Euphaës und Ariſtodemos.

Unter Anführung des Königs Alkamenes, des Sohns des Teleklos, zogen ſie hierauf bei Nacht aus und bemächtigten ſich der meſſeniſchen Grenzſtadt Amphela. Dies geſchah im zweiten Jahre der neunten Olympiade, in welcher der Meſſenier Xenodokos den Preis im Wettlaufe davontrug, 742 Jahre vor Chriſti Geburt. Auf dieſe Nachricht berief der König Euphaës eine Volksverſammlung der Meſſenier nach Stenykleros und ermahnte ſie, ſich durch den Verluſt dieſer Einen Stadt nicht ſchrecken zu laſſen, als ſei damit ſchon über den ganzen Krieg entſchieden. Zwar hätten die Feinde eine mehrjährige Uebung in dem, was zum Kriege gehörte; ſie aber drängte die Nothwendigkeit, die ſtärkere Bundesgenoſſin, zu mannhafter Gegenwehr; auch würden ihnen die Götter günſtiger ſein, da ſie für den eigenen Herd kämpften und nicht einen ungerechten Eroberungskrieg begonnen hätten. Von nun an hielt Euphaës die Meſſenier unter den Waffen und nöthigte die Unkundigen ſich im Kriegsdienſte unterweiſen zu laſſen, die Kundigen aber ſich noch ſorgfältiger als zuvor darin zu üben. Im vierten Jahre nach der Eroberung Amphelos durfte er ſeine Meſſenier für befähigt halten, nicht blos hinter Mauern und Wällen, ſondern auch im offnen Felde dem krieggeübten Feinde zu begegnen. An der ſogenonaten „Schlucht“ ſtießen die beiden Heere zum erſten Male auf einander. Dieſes Treffen kam an heldenmüthigen Thaten der Einen wie der Andern einer homeriſchen Feldſchlacht gleich und nur die Nacht war vermögend, die wuthentbrannten Streiter zu trennen.

Aber bald nach dieſem Treffen nahmen die meſſeniſchen Angelegenheiten eine üble Wendung. Der andauernde Aufwand hatte ſie erſchöpft, eine ausbrechende Seuche verſetzte ſie in Unruhe, ihre Sclaven liefen zu den Lakedämoniern über, ſie ſahen ſich nicht mehr im Stande, ihre Städte mit hinreichender Mannſchaft zu beſetzen. Aus dieſem Grunde beſchloſſen ſie alle Städte des Binnenlandes zu verlaſſen und ihre Wohnungen auf dem Berge Ithome anzulegen. Von hieraus befragten ſie das Orakel zu Delphoi über ihre Zukunft und erhielten die Antwort: „Weihet eine reine Jungfrau aus dem Geſchlechte des Aepytos, durch das Loos erwählt, den Göttern der Unterwelt und opfert ſie bei Nacht, ſo werdet ihr Ithome erretten.“

Da der pythiſche Gott dieſen Ausſpruch gethan, ſo looſten ſogleich alle Jungfrauen aus dem Königsgeſchlechte der Aepytiden. Das Loos traf des Lykiskos Tochter; dieſer aber entzog ſein Kind der Opferung durch die Flucht nach Lakedämon. Da bot den entmuthigten Meſſeniern der Aepytide Ariſtodemos ſeine Tochter freiwillig zum Opfer dar. Das Volk ſchauderte vor einem ſo furchtbaren Erbieten der Vaterlandsliebe, und ein junger Meſſenier erhob dagegen den heftigſten Widerſpruch: Ariſtodemos habe ihm die Jungfrau verlobt, und habe kein Recht mehr, über ihr Leben zu verfügen. „Ich will dir zeigen, du Unverſchämter!“ rief Ariſtodemos im höchſten Zorn, „daß dieſes Recht mir zuſteht!“ ergriff ein Meſſer und tödtete ſeine Tochter auf der Stelle. Da trat der Seher Epebolos hervor und erklärte: der Tod dieſer Jungfrau helfe zu Nichts, ſie ſei vom Vater im Zorne gemordet, nicht aber den Göttern geopfert worden. Auf dieſe Worte fiel das verſammelte Volk wüthend über den Bräutigam des Mädchens her, um ihn zu tödten, da er den Ariſtodemos vergebens mit dem Blute ſeiner Tochter befleckt und ihnen die Hoffnung der Rettung zweifelhaft gemacht habe. Der König Euphaës aber beſchwichtigte die erzürnte Menge durch die Verſicherung, daß der Befehl des Orakels durch den Tod der Jungfrau vollzogen ſei, worauf die Meſſenier, den Worten ihres Königs vertrauend, aus der Verſammlung gingen, um durch Opfer und Feſtfeier die Götter zu verſöhnen.

Euphaës fand im nächſten Treffen ſeinen Tod, und da er keine Kinder hinterließ, ſo mußte ſein Nachfolger vom Volke gewählt werden. Unter allen Bewerbern um die Krone gab man dem Ariſtodemos den Vorzug. Vergebens warnten die Seher, daß man nicht einem mit Fluch beladenen und mordbefleckten Manne die Königswürde übertragen ſolle; die Wahl fiel auf ihn und die Gerech-

Digitized by Google

tigkeit, mit welcher er das Recht verwaltete, wie auch die Kühnheit und Umſicht ſeiner Kriegsführung ſchienen dieſe Wahl zu rechtfertigen. Aber im Anfange des ſiebenten Jahres ſeiner Regierung geſchahen grauenvolle Zeichen, welche das nahe Ende der meſſeniſchen Freiheit verkündeten. Als Ariſtodemos dem Zeus Ithomatas opfern wollte, ſtießen die Widder, welche zum Schlachtopfer beſtimmt waren, von freien Stücken mit ſolcher Gewalt die Hörner in den Altar, daß ſie von dem Stoße ſtarben. Die Hunde liefen an Einem Orte zuſammen, heulten die ganze Nacht hindurch und gingen endlich in Haufen zu dem Heere der Lakedämonier über; es war, als ob dieſe ſonſt ſo getreuen Gefährten des Menſchen das letzte Schickſal ihrer Herren nicht theilen wollten. Und über dies alles erſchütterte den König ein Traumgeſicht. Es träumte ihm nemlich, er wollte zum Treffen ausziehen und ſtände in voller Rüſtung, und vor ihm lägen die Eingeweide der Opferthiere auf einem Tiſche; da erſchien ihm ſeine Tochter in ſchwarzer Kleidung und zeigte ihm die aufgeſchnittene Bruſt; ſie warf das auf dem Tiſche Liegende herunter, nahm ihm die Rüſtung ab, ſetzte ihm einen goldenen Kranz auf und warf ein weißes Gewand über ihn. Aus dieſem Traume erkannte Ariſtodemos das Schickſal, das ihm bevorſtand; denn die Meſſenier pflegten die Leichen ihrer Edlen zu bekränzen und in weißen Kleidern hinauszutragen; und da er keine Hoffnung zur Rettung ſeines Vaterlandes mehr übrig ſah und den Kindesmord, der ihm auf dem Gewiſſen laſtete, als ein vergebliches Opfer erkannte, tödtete er ſich ſelbſt auf dem Grabe ſeiner Tochter.

Die Meſſenier aber ergriff Verzweiflung über ihre jetzige Lage. Der Hunger, welcher in dem belagerten Ithome wüthete, nöthigte ſie noch einmal den Kampf im offenen Felde zu verſuchen. Alle ihre Führer und die Ausgezeichnetſten im Volke fanden den Tod; fünf Monate ſpäter mußten ſie ihre Feſte den Feinden übergeben, nachdem dieſer Krieg im Ganzen zwanzig Jahre (742 bis 722 vor Chriſto) gewährt hatte.

Ein Theil der Meſſenier wanderte nach Sikyon, Argos und Arkadien aus. Den Zurückbleibenden aber nahmen die Sieger einen Eid ab, daß ſie weder jemals von ihnen abfallen noch etwas anderes Böſes gegen ſie unternehmen wollten; auch mußten ſie die Hälfte ihres Feldertrags nach Sparta liefern. Von der kränkenden Härte, mit welcher die Lakedämonier gegen die Unterjochten verfuhren, zeugt auch das Gebot, daß bei jedem Todesfalle eines vornehmen Spartiaten die meſſeniſchen Männer und Frauen in ſchwarzer Kleidung zum Leichenbegängniſſe kommen mußten.

Ariſtomenes.

Der zweite meſſeniſche Krieg.

1. Held und Dichter.

Unter den Leiden der Fremdherrſchaft und ohne Hoffnung auf eine menſchenfreundlichere Behandlung in der Zukunft ſchien es den Meſſeniern wünſchenswerther kämpfend zu ſterben oder den Peloponneſos ganz zu verlaſſen, als das gegenwärtige Geſchick länger zu ertragen. Vorzüglich drangen die Jüngeren, die noch keinen Krieg erlebt hatten und hinter den ruhmvollen Thaten der Väter nicht zurückbleiben wollten, auf Abfall. Vor Allen die Jünglinge von Andania beſeelte dieſer kriegeriſche Geiſt, und unter dieſen wiederum trat Ariſtomenes in blühender Kraft und Heldenkühnheit als der Herrlichſte hervor. Von guter Vorbedeutung war ſchon der Name ſeiner Erzeuger, denn ſein Vater hieß Nikomedes, d. h. Siegſinner und ſeine Mutter Nikoteleia d. i. Siegvollenderin. Manche ſchrieben ihm ſogar wegen der Uebermenſchlichkeit ſeiner nachmaligen Thaten und wegen der göttlichen Verehrung, die ihm nach ſeinem Tode zu Theil wurde, eine höhere Abkunft zu und nannten ihn den Sohn eines Dämons.*)

Ihm war das ſpartaniſche Joch am unerträglichſten und unermüdlich reizte er in Verbindung mit andern Edlen ſeine Volksgenoſſen zum Aufſtand. Heimlich beſchickte er die Argeier und Arkadier mit der Anfrage, ob ſie den Meſſeniern bei Erneuerung des Kampfes denſelben kräftigen Beiſtand als vormals würden widerfahren laſſen; und nachdem ſie dies bereitwillig zugeſagt hatten und aller Kriegsbedarf bereitet war, geſchah der öffentliche Abfall im neun und dreißigſten Jahre nach der Einnahme von Ithome, im vierten der drei und zwanzigſten Olympiade, in welcher Ikaros aus Hypereſia auf der Rennbahn ſiegte, 684 vor Chriſtus.

Das erſte Treffen zwiſchen den Meſſeniern und Lakedämoniern fand bei Derä ſtatt und blieb, weil auf beiden Seiten die Bundesgenoſſen fehlten, ohne Entſcheidung. Doch verrichtete Ariſtomenes ſchon hier Thaten, von denen nicht glaublich ſchien, daß ein einziger Mann ſie verrichten könne. Die Meſſenier trugen ihm die Königskrone an, da er nicht nur unzweifelhaft der Trefflichſte im ganzen Heere war, ſondern auch aus dem Königsgeſchlechte der Aepytiden ſtammte. Er lehnte ſie aber ab; nicht nach Herrſchaft ging ſein Streben, ſondern nach der Freiheit ſeines Vaterlandes. Nachdem man ihm hierauf den unumſchränkten Heerbefehl übertragen hatte, war ſein erſter Plan, die Lakedämonier gleich im Anfange des Krieges durch eine verwegene That in Schrecken zu ſetzen und ſich ihnen für die Zukunft noch furchtbarer zu machen. In dieſer Abſicht ſchlich er ſich bei nächtlicher Weile in die Stadt Lakedämon und ſtellte einen Schild in den Tempel der „Athene zum ehernen Hauſe“, auf welchem die Worte ſtanden: „Ariſtomenes weihet ihn der Göttin als Zeichen des Sieges über die Spartiaten.“

Im weiteren Verlaufe des Krieges ſtieg die Verlegenheit der Lakedämonier dergeſtalt, daß ſie abermals den Gott zu Delphoi befragten. Als nun Dieſer gebot: ſie ſollten von Athen ſich einen Rathgeber holen, ſchickten ſie dorthin mit der Bitte um einen Mann, der ihnen riethe, was zu thun ſei. Die Athener aber, denen es keineswegs erwünſcht war, daß Lakedämon ohne große Gefahr und Verluſte den beſten Theil des Peloponneſos ſich zueigne, und doch anderſeits unthunlich erſchien, dem Willen der Gottheit nicht zu gehorſamen, erſannen einen Ausweg. Sie ſchickten den Lakedämoniern einen Mann, der von geringem Stande und mit einem Leibesgebrechen behaftet war, und zu deſſen Verſtandeskräften Niemand in Athen beſonderes Vertrauen hatte. Es war dies der lahme Kinderlehrer Tyrtäos. Aber dieſer war ein Dichter. Erfüllt von der Größe ſeines Berufs erhob ſich ſein Geiſt zu nie geahneter Höhe; durch begeiſterte Geſänge fachte er in der Bruſt der Lakedämonier den erloſchenen Funken der Thatkraft wieder zu hellen Flammen an; der verachtete Sänger wurde zum Berather eines großen Volkes und zum Vater vieler Helden.

2. Schlacht bei Stenykleros.

Seit dem Treffen bei Derä war ein Jahr verfloſſen, als man beiderſeits durch die Ankunft der Bundesheere verſtärkt bei dem ſogenannten „Denkmale des Ebers“ in der Nähe von Stenykleros in Meſſenien ſich zur Schlacht rüſtete. Nachdem die Wahrſager die Opfer vollzogen hatten, ſtürzten beide Heere mit um ſo größerem Muthe, weil

*) Ein Mittelweſen zwiſchen Göttern und Menſchen.

auch die Seher zugegen waren, in das Treffen. Nur Tyrtäos und die Prieſter enthielten ſich des Kampfes*) und feuerten die Hinterreihen, Jeder in dem ihm zuertheilten Heere, zur Tapferkeit an. Die Blüthe der Stärkſten und Kühnſten hatte ſich um die Führer geſchaart. Ariſtomenes hatte auserleſene Meſſenier um ſich, mit ihm von gleichem Alter und ſämmtlich von dem Verlangen beſeelt, ſich als würdige Gefährten des Führers zu beweiſen, merkſam auf alles, was um ſie her vorging, und raſch in der Wahrnehmung deſſen, was ihr Held begann oder im Sinne hatte. Aber auch der Spartiatenkönig Anaxandros, der ihnen gegenüberſtand, hatte den Kern des lakoniſchen Heeres um ſich verſammelt. Da gab es lange und harte Kampfarbeit, ehe es gelang, dieſe Schaar in die Flucht zu ſchlagen. So wie dies geſchah, ließ Ariſtomenes das leichtere Werk der Verfolgung den übrigen Meſſeniern und ſtürzte ſich mit ſeinen Auserleſenen auf diejenigen Heereshaufen, welche noch Widerſtand leiſteten; und ſo flog er bald hier bald dorthin, Alles mit unwiderſtehlicher Gewalt vor ſich hinwerfend, bis die ganze Schlachtordnung der Lakedämonier ſowohl als ihrer Bundesgenoſſen in wilde Verwirrung ſich auflöſte, und Alle ohne Schaam und Scheu das Weite ſuchten.

Auch jetzt gönnte ſich Ariſtomenes weder Raſt noch Ruhe, folgte den Flüchtigen auf dem Fuße nach und drängte ihren Rücken furchtbarer, als man von einem einzelnen Manne, wär's auch ein Raſender, hätte erwarten können. An einem wilden Birnbaume, der dort im Blachfelde ſtand, trat ihm der Seher Theoklos entgegen und warnte ihn, nicht über dieſe Grenze hinauszugehn, er habe die Dioskuren*) auf dem Baume ſitzen ſehen. Ariſtomenes aber, dem Ungeſtüme ſeines Geiſtes folgend, verachtete die Mahnung und wollte an dem Baume vorübereilen. Da verlor er ſeinen Schild und konnte ihn nirgends wiederfinden; und während er darnach ſuchte, retteten ſich viele Lakedämonier durch die Flucht. Da gereuete es den Helden, daß er dem Worte des Sehers nicht gefolgt hatte.

Als er nun in Andania einzog, warfen ihm die Weiber Bänder und Blumen zu, und ſangen dazu einen Geſang,**) der noch in ſpäten Jahrhunderten im Munde des Volkes lebte:

Ariſtomenes ſcheuchte bis mitten in's Feld Stenykleros
Und bis zum hohen Gebirg ſtürmend die ſpartiſche Macht

Auch ſeinen Schild ſollte er auf die ſeltſamſte Weiſe wiederfinden. Er fragte nämlich das Orakel zu Delphoi darum und dieſes gebot ihm in die Höhle des Trophonios hinabzuſteigen. Dies that er und fand daſelbſt, was er auf dem Schlachtfelde von Stenykleros verloren hatte. Später hat er dieſen Schild als Weihgeſchenk in das Heiligthum des Trophonios zurückgegeben, wo er noch viele Jahrhunderte lang zu ſehen war: mit einem Adler in der Mitte, welcher ſeine Flügel zu beiden Seiten bis an den äußerſten Rand ausbreitete.

3. Ariſtokrates der Verräther.

Im dritten Jahre des Kriegs trafen die feindlichen Heere abermals zuſammen, um eine Entſcheidungsſchlacht zu ſchlagen. Es war dies am ſogenannten „großen Graben." Doch vertrauten die Lakedämonier nicht mehr ihrer Tapferkeit und Kriegsluſt im ehrlichen Kampfe, ſondern ſuchten ihr Heil im Verrath. Sie beſtachen durch reichliche Geſchenke den König Ariſtokrates, welcher die ſämmtlichen arkadiſchen Hülfsvölker befehligte. Dieſer ließ anfangs die Arkadier nichts von ſeinem ſchmählichen Vorhaben merken. Als aber das Treffen beginnen ſollte, und die Heere bereits mit einander handgemein zu werden anfingen, verſetzte er die Seinen plötzlich in Furcht und Schrecken durch die trügeriſche Angabe, man habe ihnen die gefährlichſte Stellung angewieſen, in welcher ſie, falls ſie geſchlagen würden, keinen Ausweg zum Rückzuge hätten; es ſollte daher Jeder, ſobald er das Zeichen gebe, die Flucht ergreifen. Während nun die Meſſenier mit einem Theile des ſpartiſchen Heeres im Gefecht waren, zog Ariſtokrates die Arkadier von Schlachtfeld hinweg, wodurch der linke Flügel und das Mitteltreffen der meſſeniſchen Schlachtordnung nabeſetzt blieb. Doch nicht genug! Er führte ſeine fliehenden Schaaren mitten durch die meſſeniſchen Reihen und brachte dieſelben dadurch in Unordnung. Dieſe blickten mit Beſtürzung den Arkadiern nach und vergaßen darüber den eindringenden Lakedämoniern Widerſtand zu leiſten. Einige baten die Fliehenden flehentlich bei ihnen zu bleiben; Andere ſandten ihnen als Bundesbrüchigen Fluch und Schmähung nach; und in dieſer Verwirrung wurde es den Feinden nicht ſchwer, das Heer der Meſſenier einzuſchließen und einen ehrloſen Sieg zu erkämpfen. Zwar hielten Ariſtomenes und ſeine Schaar noch feſt zuſammen, um dem Andrange der Lakedämonier da, wo er am ſtärkſten war, einen Damm entgegen zu werfen; doch konnte dieſe tapfere Gegenwehr, da ihre Anzahl zu gering war, die völlige Niederlage der Meſſenier nur verzögern, aber nicht verhüten. Eine große Menge, worunter die angeſehenſten Männer, fand den Tod; der übrige Theil des Heeres wurde nach allen Seiten hin verſprengt.

4. Der Lebendige unter den Todten.

Trotz dieſes harten Schlages blieb Ariſtomenes noch unverzagt. Er ſammelte diejenigen, welche durch die Flucht entkommen waren, wieder um ſich und gab den Rath, man ſolle Andania ſammt den übrigen Städten im Binnenlande größtentheils verlaſſen, und ſich auf dem Berge Eira feſtſetzen. Dies geſchah; die neue Feſte wurde von den Lake-

*) Wie Moſes und Aaron in der Amalekiter-Schlacht, 2. Moſ. 17, 10. ff. Doch war den griechiſchen Prieſtern Theilnahme am Waffenwerk nicht verboten.

*) D. i. „Die Zeusſöhne" Kaſtor und Polydeukes (Pollux), welche als Schutzgötter der Kampfer und Reiter beſonders in Sparta in hoher Verehrung ſtanden.

**) Wer gedächte hier nicht des ebenſo einfachen Siegesgeſanges, mit welchem die Weiber aus allen Städten Iſraels den

dämoniern belagert und dieſe meinten, den auf dieſen einen Ort zuſammengedrängten Feind in kurzem zur Uebergabe zu nötdigen. Allein

Zwanzig und zweimal ſahen ſie wechſeln das Land und die Kälte,
Stets um die Schluchten des weißen Gebirgs in Schaaren gelagert, *)

ehe dieſe Hoffnung in Erfüllung ging. Vom übrigen Lande abgeſchnitten, außer ſo weit ihnen die Pylier und Methonäer die am Meere gelegenen Landſchaften bewahrten, hielten ſich die Meſſenier nicht unthätig hinter den Wällen von Eira, ſondern machten häufig und meiſtens glückliche Ausfälle ſowohl in das lakoniſche als in das eigene Gebiet, denn ſie ſahen nunmehr auch das vom Feind beſetzte Meſſenien für Feindesland an. Andre traten, wie ſich die Gelegenheit bot, zu Streifzügen zuſammen und brachten ſtets anſehnliche Beute zurück. Was ſie an Getraide, Vieh und Wein gewonnen hatten, verzehrten ſie ſelbſt, Geräthe und Kriegsgefangene verkauften ſie; es ſchien, als beſtellten die Lakedämonier das Land mehr zu Gunſten der Beſatzung auf dem Eira, als für ſich ſelber. Sie faßten daher den Entſchluß, Meſſenien und den daran ſtoßenden Theil Lakoniens während der Dauer des Krieges unbebaut zu laſſen. Allein dies verurſachte in Sparta einen Getraidemangel, in Folge deſſen ein Aufſtand ausbrach, da diejenigen, die in jener Gegend Grundſtücke beſaßen, ihre Aecker nicht unangebaut laſſen wollten, bis es dem Tyrtäos gelang, den innern Unfrieden zu beſchwichtigen.

Ariſtomenes aber ließ dem Feinde keine Ruhe. Bei Nachtzeit überfiel er das Städtchen Amyklä, plünderte es aus und zog ſich unbeſchädigt wieder zurück, ehe noch von Sparta Hülfe herbeikommen konnte. Bei einem anderen Streifzuge aber ſtieß er unvermuthet auf eine weit überlegene Schaar der Feinde. Während des Kampfes wurde er von einem Steine ſchwer am Haupte verwundet, ſeine Augen verdunkelten ſich, ohnmächtig ſank er zu Boden. Sogleich fielen die Lakedämonier haufenweiſe über den Gefallenen her und nahmen ihn lebendig gefangen. Funfzig von ſeinen Gefährten hatten daſſelbe Schickſal. Die Lakedämonier, durch den langjährigen Krieg und bittre Verluſte zur Wuth gereizt, beſchloſſen dieſe Unglücklichen in einen Abgrund zu ſtürzen: dies war die Todesart, mit welcher man bei dieſem Volke die ſchwerſten Verbrechen zu beſtrafen pflegte. Ariſtomenes ſollte erſt den Untergang der Freunde anſehn und alsdann ſelber folgen. Dieſe Alle fanden ſogleich den Tod, Jenen aber rettete abermals auf wunderbare Weiſe die Gottheit. Ein Adler, der unter ihm aufflog, — ſo erzählt die Sage — habe ihn auf ſeinen Flügeln ſanft hinab getragen; Andere, welche nach einer natürlichen Erklärung ſuchen, ſind der Meinung, der breite Schild des Helden, auf welchem er das Bild eines Adlers führte, habe die jähe Heftigkeit ſeines Falles gemäßigt, ſo daß er unverletzt auf dem Boden des Abgrundes ankam. Es ſchien, als ſei er dadurch nur einem um ſo ſchrecklicheren Tode aufgeſpart. Auf dem Grunde eines tiefen, finſteren Schlundes, der nirgends einen Ausgang darbot, umringt von zerſchmetterten Leichen, der einzige Lebendige im Hauſe der Verweſung, wünſchte er ſein baldiges Ende herbei, legte ſich nieder und verhüllte ſein Antlitz mit dem Gewande. Am dritten Tage weckte ihn ein Geräuſch, er zog die Hülle vom Geſicht und entdeckte einen Fuchs, der an den Leichnamen fraß. Auf welchem Wege kam dies Thier herein? fragte ſich ſogleich der Schlaue und verhielt ſich ruhig, bis der Fuchs ſich ihm näherte. Als dies geſchah, ergriff er ihn raſch beim Schweife und hielt ihm, ſo oft er ſich umwendete, um zu beißen, das Gewand entgegen. So ließ er ſich von dem geängſteten Thiere, das zu entfliehen ſuchte, den Weg zeigen, bis er vor eine Höhle kam, durch welche der Fuchs in's Freie entſchlüpfte. Ariſtomenes erweiterte ſie mit ſeinen Händen und gewann den rettenden Ausgang. So kam er, den man ſchon zu den Todten gezählt, wieder zu den Seinigen auf dem Eira, und bald ſollen auch die Lakedämonier glauben gelernt haben, daß dieſer Todte wieder auferſtanden ſei. Denn kurz darnach überfiel er bei Nacht das übel bewachte Lager der Korinthier, welche den Spartiaten zu Hülfe gekommen waren, tödtete neben einer Menge der Uebrigen auch ihre vier Anführer, erbeutete das Feldherrenzelt und gab den Feinden durch die Kühnheit dieſes Ueberfalls die Gewißheit, daß kein anderer Meſſenier dieſes ausgeführt habe. Zum zweiten Male brachte er jetzt dem Zeus Ithomatas das Opfer der Hekatomphonien dar, welches nach uralter meſſeniſcher Sitte derjenige verrichten durfte, der mit eigener Hand hundert Feinde erlegt hatte. Zum erſten Male hatte Ariſtomenes dieſes für einen Helden ſo ruhmvolle Opfer nach der Schlacht am Denkmale des Ebers dargebracht und wiederholte es zum dritten Male in Folge ſeiner nachmaligen Streifzüge.

5. Der gefeſſelte Löwe.

Um ihr Lieblingsfeſt, welches nahe bevorſtand, nemlich die Hyakinthien, ruhig feiern zu können, ſchloſſen die Lakedämonier mit den Meſſeniern in Eira einen Waffenſtillſtand auf vierzig Tage. Sie ſelber gingen nach Hauſe und feierten das Feſt; kretiſche Bogenſchützen aber, die ſie angeworben hatten, blieben zurück und durchſtreiften die Landſchaft. Sieben Männer aus dieſer beuteſüchtigen Schaar, die ſich nach kretiſcher *) Weiſe durch Verträge und Eidſchwüre nicht für gebunden hielt, lauerten dem Ariſtomenes auf, als er im Vertrauen auf die geſchworne Waffenruhe ſich weiter von Eira entfernt hatte, und nahmen ihn, der nichts Arges fürchtend ſeinen Weg verfolgte, gefangen. Zwei von ihnen eilten hinweg, um den Lakedämoniern dieſe glückliche Botſchaft zu bringen, die Uebrigen banden den Gefangenen mit den Riemen, die ſie an ihren Köchern

König Saul und David, den Goliathtödter, empfingen? Dieſe Sitte beſteht in Griechenland noch jetzt. Anmuthige Proben ſolcher von helleniſchen Landmädchen beim Empfange des Königs aus dem Stegreif geſungener Lieder in Roß's Reiſen des Königs Otto. Bd. I. S. 50—55, 59, 60.

*) Bruchſtück aus einem Heldengedichte, in welchem der Kreter Rhianos im dritten Jahrhundert v. Chr. den zweiten meſſeniſchen Krieg beſungen hat.

*) Die Kreter waren als treulos und lügenhaft verſchrieen Vergl. Tit. I. 12.

hatten, und führten ihn in einen Meierhof auf meſſeniſchem Gebiete, wo ſie zu übernachten gedachten, denn es wollte ſchon Abend werden. Dort wohnte eine Mutter mit ihrer Tochter, die noch Jungfrau war, der Vater war geſtorben. Dieſes Mädchen hatte in der vorigen Nacht einen ſeltſamen Traum gehabt: Wölfe führten zu ihr einen gefeſſelten Löwen herein, der keine Klauen hatte; ſie ſelber löſte dem Löwen die Feſſeln, fand ihm auch die Klauen wieder und gab ſie ihm, und der Löwe machte von ſeiner Freiheit und Waffe alſobald Gebrauch und zerriß die Wölfe. So hatte ihr geträumt. Jetzt nun, wie die Kreter den Ariſtomenes gebunden hereinführten, gedachte ſie an das Traumgeſicht,

das hier in Erfüllung zu gehen ſchien, und fragte ihre Mutter, wer das wäre? Als ſie den Namen des Helden erfuhr, da faßte ſie Muth und beſchloß der Weiſung des Traumes zu folgen. Sie ſchenkte daher den Kretern Wein ein, ſo viel ſie nur wollten; und wie ſie alle berauſcht waren, entwendete ſie dem, der am tiefſten ſchlief, ſein Meſſer und zerſchnitt die Feſſeln des Ariſtomenes. Er aber ergriff ſofort das Schwert und tödtete die Kreter. So entkam er abermals wie durch göttliche Hülfe den Händen ſeiner Feinde und gab die wackere Jungfrau, um ihr den Lohn der Rettung zu zahlen, ſeinem erſt achtzehnjährigen Sohne Gorgos zum Weibe.

6. Eroberung der Feſte Eira.

Aber im elften Jahre der Belagerung war es vom Schickſal beſtimmt, daß Eira erobert und die Meſſenier aus ihrem Vaterlande vertrieben werden ſollten. Es kam nun die Zeit, in welcher jener Orakelſpruch ſich erfüllte, welchen Ariſtomenes und Theoklos kurz nach der Niederlage am Graben von der Pythia erhalten hatten. Dieſer verhängnißvolle Spruch lautete alſo:

Trinkt ein Tragos dereinſt von der Neda ſchlängelndem Waſſer,
Alsdann ſchütz' ich Meſſenien nicht, denn es nahet das Verderben.

Die Neda nämlich iſt ein Flüßchen, welches aus Arkadien kommt und an Eira vorüber zum Meere geht und das Wort Tragos bedeutet im Griechiſchen einen Bock. Die Meſſenier hielten daher der vermeinten Warnung des Orakels gemäß alle Böcke in ihren Heerden von dem Gewäſſer der Neda fern. Tragos aber bedeutete in der Sprache der Meſſenier auch einen wilden Feigenbaum, und ein ſolcher wuchs, ohne daß Jemand darauf Acht hatte, am Strome der Neda auf, ſtreckte ſeine Aeſte über den Uferrand und trank mit der Spitze ſeiner Blätter aus dem Gewäſſer. Als das der Weiſſager Theoklos ſah, da errieth er die Bedeutung des Orakels und merkte, daß den Meſſeniern ihr Schickſal nahe bevorſtehe. Doch hielt er dies vor den Uebrigen geheim, nur den Ariſtomenes führte er vor den wilden Feigenbaum und belehrte ihn, daß die Zeit der Erhaltung für ſie zu Ende ſei. Ueberzeugt, daß kein Aufſchub mehr ſtattfinde, ſorgte der Held, ſo viel ſich noch thun ließ, wenigſtens für die ſpätere Zukunft ſeines Volkes. Es war etwas Geheimes und Heiliges im Beſitze der Meſſenier; wenn dies verloren ginge, ſagte man, ſo ſollte Meſſenien auf immer in Vergeſſenheit verſinken; wenn es aber erhalten würde, ſo ſollten die Meſſenier alten Götterſprüchen zufolge dereinſt ihr Land wiedergewinnen. Dieſes holte Ariſtomenes, als es Nacht geworden war, herbei und vergrub es an dem einſamſten Orte des Berges Ithome, in dem frommen Vertrauen,

die Götter würden Beſchützer des hier Niedergelegten bleiben und nicht zugeben, daß dasjenige, was für die Meſſenier die einzige Haffnung der Rückkehr wäre, in die Gewalt der Lakedämanier geriethe.

Das Unglück, welches kurz darnach die Meſſenier betraf, kam über ſie, wie vormals über die Troer, durch Ehebruch. In einer ſtürmiſchen Regennacht kam ein Meſſenier, der auf der Mauer Wache geſtanden, nach Hauſe und erzählte ſeiner Frau, daß er wie alle Uebrigen ſeinen Wachtpoſten verlaſſen habe, da dieſes entſetzliche Unwetter keinen Menſchen im Freien dulde, und es auch dem Feinde unmöglich mache, einen Angriff zu verſuchen. Dies hörte ein lakedämaniſcher Rinderhirt, welchen das treuloſe Weib im Hauſe vor ihrem Manne verborgen hielt, (ſie wähnten nämlich außerhalb der Ringmauer von Eira), ſchlich ſich davon und meldete ſeinem Herrn Emperamos, welcher damals den Oberbefehl über das Belagerungsheer führte, alles, was er von dem Meſſenier gehört hatte. Der Sklav ſchien Zuverläſſiges zu melden; Emperamos berief in der Stille das Heer unter die Waffen und Jener zeigte den Weg. Die dichte Finſterniß, Sturm und Regen machten ihn unſicher und gefahrvoll, aber der Eifer des Kriegsvolks überwand jedes Hinderniß; man erreichte die Burg und ſtieg auf angelegten Leitern, oder auf welche Art ſonſt Einer konnte, über die Mauer.

Die erſte Anzeige des hereinbrechenden Unglücks gaben den Meſſeniern die Hunde, welche diesmal nicht wie gewöhnlich bellten, ſondern einen Lärm machten, der anhaltender und heftiger war. Da ſprang Alles vom Schlaf empor, Niemand nahm ſich die Zeit erſt ſämmtliche Waffen anzulegen, ſondern was Jedem zuerſt in die Hände fiel, ergriffen ſie haſtig, um das kleine Stück Vaterland zu vertheidigen, das ihnen von ganz Meſſenien allein noch übrig war. Die Erſten, welche die Nähe des Feindes merkten und gegen ihn zum Kampfe eilten, waren Ariſtomenes und ſein Sohn Gorgas, der Seher Theoklas, ſein Sohn Mantiklos und endlich Euergetidas, ein Mann, der bei den Meſſeniern in großem Anſehen ſtand, da er des Ariſtomenes Schweſter zur Gattin hatte. Man ſah ſich vom Feinde wie mit einem Netz umgarnt, doch fachten die Uebrigen noch mit etlicher Haffnung, außer der Führer und der Weiſſager, denen aus dem Orakelſpruche das bevorſtehende Ende Meſſeniens bekannt war. Gleichwohl verſchwiegen ſie es auch jetzt noch und hielten es gegen die Andern geheim. Sie durcheilten die Straßen, ermahnten alle, die ihnen begegneten, wackere Männer zu ſein und riefen die aus den Häuſern auf, die darin nach zurückblieben. Während der Nacht nun blieb der Kampf ohne Entſcheidung. Die Lakedämonier verhinderte die Unbekanntſchaft mit der Oertlichkeit und die Kühnheit des Ariſtomenes am weiteren Vorrücken; den Meſſeniern dagegen hatten ihre Führer noch keine Loſung geben können, und die Kienfackeln, aber was etwa ſonſt Jemand zum Leuchten anzündete, löſchte der Regen aus. Als aber der Tag anbrach und man einander ſehen konnte, ſuchten Ariſtomenes und Theoklos die Ihrigen zur höchſten Kampfwuth anzufeuern. Die Weiber verſuchten auf die Dächer der Häuſer zu ſteigen, um Ziegel und Geräthe auf den Feind herabzuwerfen, und als ſie die Gewalt des Regens daran verhinderte, griffen auch ſie zu den Waffen; die Männer aber entflammte dieſer Anblick noch mehr zur ausdauernſten Tapferkeit, da ſie ſahen, daß ſelbſt die Frauen vorzogen mit dem Vaterlande unterzugehen, als nach Lakedämon in die Sklaverei geführt zu werden. So hätten ſie wohl dem Schickſal noch entgehen mögen. Allein Gott ließ unter heftigem Krachen des Donners immer dichteren Regen herabſtrömen und blendete durch entgegenleuchtende Blitze ihre Augen. Dies alles erhöhte den Muth der Lakedämonier, denn ſie ſahen darin ein Zeichen, daß Gott ſelbſt ihnen beiſtehe, und wurden in dieſer Ueberzeugung um ſo mehr beſtärkt, da es ihnen zur rechten Hand blitzte.*) An Zahl waren ſie den Gegnern weit überlegen. Da ſie aber nur in einem engen Raume fechten konnten, ſo konnten die Letzten von jeder Schaar am Kampfe ſich nicht betheiligen. Aus dieſem Umſtande, durch welchen ein Theil des Heeres ganz unnütz wurde, wußte der Wahrſager Hekas einen entſchiedenen Vortheil zu gewinnen. Er befahl nemlich den zuhinterſt Stehenden fortzugehen und im Lager ſich durch Speiſ' und Schlaf zu ſtärken, vor eindrechendem Abend aber wiederzukommen und die Kämpfenden abzulöſen. Indem ſie alſo wechſelsweiſe ausruheten und kämpften, vermochten ſie länger auszudauern; die Meſſenier aber waren in jeder Hinſicht hülflos. Drei Tage und Nächte hindurch wehrten ſich ohne Unterbrechung immer Dieſelben. Schlafloſigkeit, Regen und Kälte mattete ſie ab, Hunger und Durſt quälte ſie. Da trat der Seher Theoklas zu Ariſtomenes und ſprach: „Was machſt du dir vergebens ſolche Arbeit? Der Fall Meſſeniens iſt unabänderlich vom Schickſale beſtimmt; was wir jetzt vor Augen ſehen, hat uns Pythia ſchon längſt vorher verkündigt. Mir nun vergönnt Gott gemeinſames Ende mit dem Vaterlande, Du aber rette von unſerm Volke, ſo viel du vermagſt, und rette dich ſelbſt auch für beſſere Zeiten.“ Mit dieſen Worten ſtürmte er gegen die Lakedämanier, und indem er begeiſtert ihnen zurief: „Wahrlich, wenigſtens nicht in aller Zukunft werdet ihr die Früchte der Meſſenier fröhlich genießen!“ — warf er ſich mitten unter ſie, erſchlug die ihm Entgegenſtehenden und hauchte ſchwerverwundet, nachdem er ſeine Rache mit dem Blute der Feinde geſättigt hatte, den Geiſt aus.

Ariſtomenes aber bedachte das Wort des edlen Gefallenen, rief die Meſſenier außer den Vorkämpfern vom Streite zurück und befahl ihnen die Weiber und Kinder in ihre Reihen aufzunehmen und ihm dahin zu folgen, wo er einen Ausweg öffnen würde. Dieſe Nachhuth ſtellte er unter die Führung des Gorgos und Mantiklas. Er ſelber eilte dann wieder zur Vorhuth und gab dem Feinde durch Zuwinken mit dem Kopfe und Bewegung des Speeres zu erkennen, daß er freien Durchzug verlange. Emperamas und die anweſenden Spartiaten hielten es nicht für räthlich, wüthende Menſchen bis zur Raſerei der Verzweiflung zu treiben, und öffneten ihnen ihre Reihen. So zogen die Meſſenier ab, und Eira war in der Gewalt Lakedämons.

---

*) Vogelflug oder Blitzen und Donnern von der rechten Seite her, wenn man das Angeſicht nach Norden richtete, galt für eine glückliche Vorbedeutung.

7. Des Verräthers Lohn.

Als die Arkadier die Einnahme von Eira erfuhren, forderten ſie ſogleich ihren König Ariſtokrates auf, ſie dahin zu führen, um die Meſſenier zu retten oder mit ihnen umzukommen. Dieſer, der es noch immer heimlich mit den Lakedämoniern hielt, verſicherte zu wiſſen, daß kein Meſſenier mehr am Leben ſei. Sobald ſie aber das Gegentheil erfuhren, trafen ſie Anſtalten, die Heimathloſen am Berge Lykäos aufzunehmen, indem ſie Kleider und Nahrungsmittel für ſie bereit hielten und die angeſehenſten Männer ihnen entgegenſchickten, um ſie zu tröſten und auf dem Wege zu geleiten. Als ſie nun am Lykäos glücklich angekommen waren, nahmen die Arkadier ſie gaſtfreundlich auf und ſorgten für alle ihre Bedürfniſſe, ja ſie waren ſogar bereit, ſie in ihren Städten unterzubringen und um ihretwillen das Land neu zu vertheilen.

Dem Ariſtomenes aber hielt noch immer das alte Vaterland Herz und Gedanken feſt. Der Jammer um Eira, das nun geplündert wurde, und der Haß gegen die Lakedämonier ließen ihn einen neuen Plan erſinnen. Er erlas ſich fünfhundert Meſſenier, deren Todesverachtung ihm bekannt war, und ſtellte an ſie in Gegenwart der Arkadier und ihres Königs die Frage: ob ſie ihr Vaterland rächend mit ihm zu ſterben bereit wären? Er wußte nemlich nicht, daß Ariſtokrates ein Verräther wäre und ſchrieb ſeine Flucht in der Schlacht am Graben nicht der Schlechtigkeit, ſondern nur der Feigheit dieſes Mannes zu. Als nun Alle ſeine Frage bejaheten, entdeckte er ihnen ſeinen ganzen Plan, in der kommenden Nacht auf Sparta loszugehn, während ein großer Theil der Lakedämonier ſich noch in Eira aufhielte oder dorthin auf dem Wege wäre, um die Güter der Meſſenier wegzuführen. „Und wenn es uns gelingen ſollte“, ſprach er, „Sparta einzunehmen und zu behaupten, ſo können wir durch Austauſch unſre Stadt von den Lakedämoniern zurückerhalten. Gelingt es aber nicht, ſo werden wir ſterben, nachdem wir eine That verrichtet, die des Andenkens auch bei der Nachwelt werth iſt.“

Gegen dreihundert Arkadier ſchloſſen ſich begeiſtert dem kühnen Unternehmen an; doch verzögerten zunächſt ungünſtige Opfer den Aufbruch; und während deſſen hatte Ariſtokrates den Plan der Meſſenier heimlich an die Spartiaten verrathen. Diesmal aber ſollte den Treuloſen die gerechte Strafe ereilen. Auf dem Rückwege nemlich wurde ſein Bote von etlichen Arkadiern, welche ſchon früher Verdacht geſchöpft hatten, ergriffen und vor die Vollsverſammlung geführt. Man fand einen Brief bei ihm, worin der Sparterkönig dem Ariſtokrates zurückſchrieb: es ſei ihm ſchon früherhin die Flucht aus der Schlacht am Graben nicht unbelohnt geblieben, und auch für die diesmaligen Anzeigen werde Lakedämon ihm dankbar ſein. Sobald dieſer Brief der Verſammlung mitgetheilt worden, erhoben ſich ſämmtliche Arkadier gegen den verrätheriſchen König, warfen ihn mit Steinen und forderten auch die Meſſenier zu dieſem Rachewerke auf. Dieſe ſahen fragend den Ariſtomenes an; der edle Held ſenkte die Augen nieder und weinte. Alſo tödteten die Arkadier ihren König allein und ſchleiften ihn über die Grenze, wo ſie ihn ohne Begräbniß liegen ließen. Darauf richteten ſie in dem heiligen Bezirke des Zeus Lykäos eine Denkſäule auf mit der Inſchrift:

Stets fand Strafe die rächende Zeit für der Könige Frevel
Den, der Meſſene verrieth, hat ſie gefunden durch Zeus
Leicht, denn nimmer entgehet der Gottheit Blicken der Meineid:
Preis dir, waltender Zeus, ſei du Arkadias Schutz!

8. Gründung Meſſinas, Ariſtomenes Ende.

Alle Meſſenier, die im Lande zurückgeblieben waren, machten die Lakedämonier zu Heiloten und vertheilten ihr Land unter ſich. Die meſſeniſchen Küſtenbewohner aber entzogen ſich der Knechtſchaft, indem ſie zu Schiffe gingen und ſich nach Kyllene, der Hafenſtadt der Eleier, begaben. Von da ließen ſie den Meſſeniern in Arkadien anſagen: ſie wünſchten mit ihnen auf gemeinſchaftlicher Fahrt ein Land aufzuſuchen, wo ſie ſich niederlaſſen könnten, und forderten den Ariſtomenes auf ihr Führer zu werden. Er lehnte dies ab, indem er erklärte: ſo lange er lebe, werde er gegen die Lakedämonier Krieg führen in der gewiſſen Hoffnung, daß jederzeit durch ihn irgend ein Unheil für Sparta erwachſen werde. Er gab ihnen aber den Gorgos und Mantiklos zu Führern; auch hieß er alle Meſſenier, welche an der Niederlaſſung Theil nehmen wollten, nach Kyllene gehen, und dieſer Aufforderung folgten faſt Alle, die nicht etwa das Alter oder die Armuth in Arkadien zurückhielt. Nur Euergetidas, des Ariſtomenes Schweſtermann, konnte ſich nicht zur Auswanderung entſchließen und zog, als er den Plan zur Eroberung Spartas geſcheitert ſah, mit etwa funfzig Meſſeniern, die er überredet hatte, wieder gen Eira, überfiel die Lakedämonier, die er noch bei der Plünderung antraf, und verwandelte ihre Siegesfreude in Trauer. Ihn ſelbſt aber raffte daſelbſt das Schickſal dahin.

Die in Kyllene aber beriethen ſich, wohin die Fahrt zu richten ſei. Gorgos rieth zur Eroberung der Inſel Kephallenia, von wo aus man häufige Rachezüge in das benachbarte Lakonien unternehmen könnte. Mantiklos dagegen empfahl eine Niederlaſſung auf der großen und ſchönen Inſel Sardinien. Da traf ſich's, daß Anaxilaos, der Beherrſcher von Rhegion im ſüdlichen Italien, die Meſſenier zu ſich einladen ließ, um mit ihm im Bunde die ſeeräuberiſchen Zankläer zu überwinden, die ein geſegnetes Land und eine Stadt im ſchönſten Theile Siciliens innehätten. Die Meſſenier nahmen den Vorſchlag an; Anaxilaos ſetzte ſie nach Sicilien über. Dieſer Feldzug hatte den glücklichſten Erfolg. Von den Meſſeniern zu Lande, von den Rheginern zur See angegriffen, blieb den Zankläern im Augenblicke, da ihre Mauer bereits erſtiegen wurde, keine andere Hülfe übrig als die Zuflucht zu den Altären der Götter. Gleichwohl verlangte Anaxilaos von den Meſſeniern, die ſchutzflehenden Männer niederzuhauen und die Uebrigen mit Weib und Kind zu Sclaven zu machen. Gorgos und Mantiklos aber baten ihn, daß er ſie, die von Stammverwandten ſo Schmähliches erlitten

hätten, nicht nöthigen möchte, Aehnliches an Griechen zu thun. Hierauf hießen ſie die Zankläer von den Altären aufſtehen, und nachdem ſie gegenſeitig einen Vertrag geſchloſſen und beſchworen hatten, bewohnten ſie beide gemeinſchaftlich die Stadt. Doch änderte man ihren alten Namen Zankle in den von Meſſene, wovon ſie noch heutiges Tages Meſſina heißt. Dies geſchah im Jahre 664 vor Chriſti Geburt. Hier alſo auf ſiciliſchem Boden fanden die vertriebenen Meſſenier ein Ziel ihres Umherirrens.

Ariſtomenes aber folgte dem Rhodier Demagetos, welcher die Stadt Jalyſos beherrſchte, nach Rhodos. Dieſer Demagetos nämlich hatte das Orakel zu Delphoi befragt: weſſen Tochter er zur Frau nehmen ſolle, und Pythia hatte ihm den Rath ertheilt, die Tochter des trefflichſten Mannes unter den Hellenen zu ehelichen, und da er der Ueberzeugung war, daß Ariſtomenes bei weitem der Trefflichſte unter den jetzt lebenden Hellenen ſei, ſo heirathete er eine der Töchter deſſelben. Von Rhodos aus gedachte Ariſtomenes nach Lydien und Medien zu gehen, um die Könige dieſer Länder zur Hülfe gegen Sparta aufzurufen. Ehe er aber dieſes ausführen konnte, ſtarb er an einer Krankheit; denn es ſollte den Lakedämoniern fernerhin kein Leid durch Ariſtomenes geſchehn. Demagetos und die Rhodier errichteten ihm ein Grabmal und erwieſen dem unſterblichen Helden von dieſer Zeit an beſondere Verehrung.

Was mit den Meſſeniern ſich weiter begeben hat, wie ſie zwei Jahrhunderte ſpäter zu Kimons Zeit zu einem abermaligen Freiheitskampfe gegen Lakedämon ſich erhoben und endlich durch Epaminondas Hülfe ihr unvergeßliches Vaterland wiedergewonnen, das werden wir in den Lebensbeſchreibungen der genannten Männer berichten.

Solon.

1. Geſchichte der atheniſchen Staatsverfaſſung bis auf Solon.

Langſamer, als die ſpartaniſche, und auf einer langen Stufenfolge politiſcher Entwicklungen aufſteigend, reifte die Staatsverfaſſung Athens. Die Anfänge derſelben reichen in die Heroenzeit zurück. Der Sage zufolge vereinte Theſeus im dreizehnten Jahrhundert die zwölf ſelbſtſtändigen Ortſchaften, an welche Kekrops das attiſche Gebiet vertheilt hatte, zu Einem Gemeinweſen dadurch, daß er die Einzelverwaltungen derſelben aufhob und dafür einen gemeinſchaftlichen Gerichtshof ſowie einen allgemeinen Rath in der Hauptſtadt errichtete. Zur Zeit der doriſchen Wanderungen fand das Königthum auch in Attika ſein Ende, aber in ſo ehrenvoller Weiſe, als es wohl nur ſelten einer Macht, welche dem veränderten Zeitgeiſt erliegt, vergönnt iſt. Als nämlich die Dorier nach Unterwerfung der peloponneſiſchen Halbinſel über den Iſthmos vordrangen und in Attika einfielen, ſicherte ihnen ein Orakelſpruch den Sieg über die Athener zu, wofern ſie den König derſelben nicht tödteten. Als dies der König Kodros erfuhr, begab er ſich als Landmann verkleidet in's doriſche Lager, fing daſelbſt einen Streit mit den Kriegsleuten an und fand, was er ſuchte, — den Tod durch die Hand der erzürnten Gegner. Als nun Tags darauf die Athener durch Herolde um die Leiche ihres edelmüthigen Königs bitten ließen, da erfuhren die Dorier ihre unheilvolle That, verzweifelten an dem Siege über Atben und räumten das Land, 1068 vor Chr. Die Athener aber ließen dieſe günſtige Gelegenheit nicht vorbei, von dem Königthume in Frieden zu ſcheiden. Kein Sterblicher, erklärten ſie, ſei würdig, Nachfolger eines Kodros zu werden. Sie ließen daher den erledigten Thron fortan unbeſetzt und wählten des Königs Sohn Medon zum lebenslänglichen Verwalter des Staates, unter dem Namen eines Archon. Dieſe Würde war zwar noch erblich, aber auch — was ſie deutlich genug von der monarchiſchen Gewalt unterſchied — verantwortlich. Drei Jahrhunderte ſpäter, im Jahre 752, wurde das Archontenamt nur auf zehn Jahr ertheilt; endlich aber wählte man ſtatt des Einen Archon aus Kodros Geſchlechte, jährlich neun derſelben, die man aus einer Anzahl der edelſten Familien, den ſogenannten Eupatriden, erkor. So war denn an die Stelle der alten Monarchie eine ariſtokratiſche Republik getreten, 682 vor Chr.

Hiermit war aber eine reiche Ausſaat faſt hundertjähriger Zerwürfniſſe und gewaltiger Erſchütterungen ausgeſtreut. Der Ehrgeiz der durch die neue Verfaſſung zu Macht und Anſehn gekommenen Geſchlechter rief heftige Feindſchaften hervor, während das niedere Volk von ihnen in immer höherem Maaße Druck und Knechtung erlitt; unter beſtändigen Fehden verwilderten die Sitten, verhärteten ſich die Gemüther. Immer deutlicher und dringender ſtellte ſich das Bedürfniß einer Geſetzgebung heraus, welche den ängſtlichen Schwankungen der öffentlichen Zuſtände ein Ziel ſetzte und den losgelaſſenen Leidenſchaften einen Zügel anlegte. Zu dieſem Werke wurde im Jahre 624 der Archon Drakon berufen. Allein dieſer Mann, rechtſchaffen zwar von Geſinnung, aber von düſtrer, menſchenfeindlicher Gemüthsart, war keineswegs geeignet, die gegen einander empörten Kräfte des Staatskörpers zu verſöhnen. Statt die obwaltenden Mißverhältniſſe zwiſchen den einzelnen Ständen durch eine weiſe Umgeſtaltung der Verfaſſung zu heben und dadurch das Uebel bei der Wurzel anzugreifen, war er nur darauf bedacht, die Auswüchſe deſſelben durch das Schwert des Gerichts zu tilgen. Harte Strafen ſollten das Böſe darniederhalten. Den geringſten Verbrechen war der Tod angedroht; eine Abſtufung der Strafen je nach dem Grade der Schuld war daher nicht möglich; der Obſt- und Gemüſedieb oder der Müßiggänger mußte ebenſo ſchwer büßen als der Tempelräuber und Mörder. Drakon glaubte dieſes Mißverhältniß durch die Erklärung gerechtfertigt: die geringſten Vergehen verdienten mit dem Tode beſtraft zu werden, für die größeren aber habe er eine härtere Strafart nicht finden können. Das Volk dagegen ſagte, die drakoniſchen Geſetze ſeien nicht mit Dinte, ſondern mit Blut geſchrieben. Gerade dieſe unnatürliche Strenge machte die angedrohten Strafen unausführbar und gab die Geſetze, ſtatt ihr Anſehn zu heben, der Verachtung preis.

Unordnung und bedrohliche Gährungen dauerten fort; feindliche Nachbarſtaaten nährten und mehrten ſie zu ihrem Vortheil. Drei Partheien, nach ihren landſchaftlichen und ſonſtigen Lebensverhältniſſen geſchieden, ſtanden in Attika einander gegenüber. Die Bewohner der Ebene, zu denen die Reichen gehörten, ſtrebten eine oligarchiſche Herrſchaft durchzuſetzen; die Bergbewohner, denen ſich die Menge der Armen anſchloß, drangen auf demokratiſche Verfaſſung; zwiſchen beiden ſtanden die Küſtenbewohner als die gemäßigte Parthei. So waren die Verhältniſſe der Athener zu Anfang des ſechſten Jahrhunderts. Die Lage dieſes Staates, der zu ſo großen Dingen berufen war, forderte, wenn er nicht ſeiner Selbſtauflöſung entgegengehen ſollte, auf das dringlichſte einen Geſetzgeber, welcher keiner der beſtehenden Partheien angehörend, durch Mäßigung und Billigkeit Allen gerecht zu werden, durch Beſonnenheit die entfeſſelten Leidenſchaften zu zügeln und durch den Geiſt der Milde und ſchöner Menſchlichkeit die verwilderten Gemüther für Zucht, Ordnung, Geſetz und Sitte zu gewinnen verſtand. Ein ſolcher war Solon.

2. Durch welcherlei Verdienste Solon bei seinen Mitbürgern Ansehn und Vertrauen gewann.

Solon war der Sohn des Exekestides, eines Mannes, der zwar in Rücksicht auf Vermögen und Ansehn nur der Mittelklasse der Bürger angehörte, aber aus einer der vornehmsten Familien stammte, nemlich aus dem Hause des Kodros. Solons Vater war durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthun heruntergekommen; sein Sohn, welcher lieber sich selbst vertraute, als daß er von seinen Freunden eine Unterstützung angenommen hätte, ergriff noch bei jungen Jahren die Handelschaft. Denn damals war, wie der Dichter Hesiodos sich ausdrückt, „Arbeit keine Schande,“*) und die Handelschaft hatte zudem bei den Athenern das Lob, daß sie Ausländisches heimisch mache, Freundschaftsbündnisse mit Königen schließe und an Erfahrungen wie an Kenntnissen bereichere.

Frohsinn und Neigung zu heiterem Lebensgenusse begleiteten ihn von der Jugend bis in das Alter und ruheten wohl mehr in seiner natürlichen Gemüthsart, als daß sie, wie Manche meinen, von seinem Kaufmannsleben her ihm angehangen hätten, welches für manche Noth und Fährlichkeit, die es übernehmen muß, auch seine Freuden und Genüsse fordert. Doch war er zugleich ein eifriger Verehrer der Weltweisheit, vorzüglich der Sittenlehre in ihren Beziehungen zum bürgerlichen Leben.

Mit dem berühmten Philosophen Thales von Milet, einem der sieben Weisen Griechenlands, zu welchen man auch Solon selber rechnete, war er innig befreundet; und aus seinen Unterredungen mit Anacharsis, dem Skythen, der nach Griechenland gekommen war, um sich in der Weisheit der Hellenen zu unterrichten, sind uns noch einige recht treffende und sinnreiche Aussprüche überliefert worden. Sinnreich und anmuthig ist schon die Art, wie diese beiden Weisen mit einander bekannt wurden. Anacharsis kommt nach Athen vor Solons Wohnung, klopft an und ruft: es sei ein Fremder da, Freundschaft und gastliches Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Solon entgegnet scheinbar ablehnend: „Besser ist es, daheim Freundschaft zu schließen;“ worauf Anacharsis schnell erwiedert: „Nun gut! Du bist daheim, so nimm mich denn zum Freund und Gast an.“

Auch durch seine Anlagen zur Dichtkunst zeichnete sich Solon aus. Anfangs übte er sie nur zu seiner eignen Unterhaltung in den Mußestunden; später aber machte er davon einen höchst würdigen Gebrauch, indem er Sprüche der Weisheit und politische Grundsätze zur Lehre, Mahnung und Warnung für seine Mitbürger in seinen Gedichten niederlegte, wodurch er sich einen ehrenvollen Platz unter den gnomischen oder Spruch-Dichtern Griechenlands erworben hat. Ein Beispiel, wie geschickt und erfolgreich er sein dichterisches Talent zu verwenden wußte, giebt uns das Folgende.

Die Athener waren eines schweren und langwierigen Krieges, den sie mit den Megarern um die Insel Salamis führten, so müde geworden, daß sie bei Todesstrafe Jedermann verboten, in einem Gesetzesvorschlage oder in einer Rede auf die Eroberung derselben anzutragen. Solon aber fand eine solche Schmach unerträglich; zudem sah er viele junge Männer mit Ungeduld nur auf einen Anlaß zum Kriege warten, da sie selber wegen jenes Gesetzes nicht den ersten Schritt zu thun wagten. Er ließ daher durch seine Leute in der Stadt ausbreiten, er sei irrsinnig geworden, und spielte auch demgemäß seine Rolle. Unterdessen verfaßte er daheim ein Gedicht, lernte es dann auswendig, und nun sprang er eines Tags wie ein Wahnwitziger mit einem Filzhute auf dem Kopf auf den Markt, und wie da viel Volkes zusammenlief, stieg er auf den Stein des Heroldes und trug seine Elegie vor, die aus hundert vortrefflichen Versen bestehend die Athener zur Erneuerung des Krieges um Salamis aufrief. Als er sie vorgetragen, riefen seine Freunde lauten Beifall, und besonders Peisistratos ermahnte die Bürger mit eindringlichen Worten, diesem Rathe zu folgen. So wurde denn jenes Gesetz für aufgehoben erklärt, Solon zum Feldherrn erwählt und der Krieg erneuert. Die Megarer wurden geschlagen und die nicht in der Schlacht gefallen waren, mußten um freien Abzug bitten; doch dauerte der Krieg noch fort, bis beide Theile die Lakedämonier zu Schiedsrichtern wählten, welche denn die streitige Insel den Athenern zuerkannten.

Schon hierdurch hatte Solon in seinem Vaterlande Ansehn und Einfluß gewonnen; aber noch gefeierter wurde sein Name in ganz Griechenland, als er seine Stimme zum Schutz des delphischen Tempels erhob. Die Einwohner von Kirrha nemlich hatten einen dem Tempelgebiete des delphischen Apollon zugehörenden Landstrich sich zugeeignet und Weihgeschenke aus dem Heiligthume gewaltsam hinweggenommen. Da erklärte Solon: Griechenland dürfe diesem Frevel gegen den Orakelsitz nicht unthätig zusehen, sondern müsse um des beleidigten Gottes willen den Delphiern Hülfe leisten; worauf denn den Kirrhäern von den Amphiktyonen der Krieg erklärt und der Frevel gesühnt wurde.

Ein noch viel größeres Verdienst aber erwarb sich Solon durch Beendigung des unseligen Partheikampfes, welcher durch die Kylonideu und Megakliden in Athen entbrannt war. Es verhielt sich damit also. Kylon, ein Athener von edlem Geschlecht und großem Ansehn, trachtete im Vertrauen auf seinen starken Anhang und die Unterstützung durch seinen Schwiegervater Theagenes, den Tyrannen von Megara, nach der Alleinherrschaft. Durch Kriegsvölker des Theagenes verstärkt, besetzte er mit seiner Parthei unvermuthet die Akropolis, gerieth aber, von den Bürgern belagert und eingeschlossen, aus Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln in große Noth. Kylon und sein Bruder entkamen, die Uebrigen ließen sich, nachdem schon Mehrere vor Hunger gestorben waren, durch den Archon Megakles bereden herabzukommen und vor Gericht zu erscheinen. Da sie der Zusicherung, daß ihnen kein Leid geschehen solle, nicht trauten, banden sie einen Faden an dem Altare der Athene fest und stiegen an diesem Faden haltend von der Burg herab. Als sie nun bis zum Tempel der Rachegöttinnen gekommen, zerriß der Faden; worauf Megakles unter dem Vorwande, daß Athene ihr Flehen verwerfe, die unglückliche Schaar sofort angriff. Etliche wurden außerhalb des Tempels gesteinigt, Andere an den Altären, zu denen sie geflüchtet waren, unerbittlich niedergemacht.

*) Hesiodos, geboren zu Kyme in Kleinasien um 900 vor Christo, lebte später mit seinen Eltern zu Askra in Boiotien. Die oben erwähnte Stelle ist aus seinem schönen Lehrgedichte: Werke und Tage v. 311:

„Arbeit schändet dich nicht, wohl aber schändet die Faulheit.“

Dieſer Frevel lenkte plötzlich allen Haß von der kyloniſchen Parthei auf die Megakliden als Verfluchte und Greuelbeladene. Die Geretteten dagegen, durch ſolches Unglück der Ihren gleichſam geheiliget, kamen zu neuer Macht und Geltung, und die frühere Fehde flammte jetzt heftiger empor als je.

Wie nun damals die Hitze des Streites ſich auf das höchſte geſteigert hatte und das ganze Volk für die Einen oder die Anderen Parthei nahm, ſo trat Solon, der ſchon damals bei den Athenern in hohem Anſehn ſtand, mit den vornehmſten Bürgern dazwiſchen und bewog die Megakliden, ſich der Entſcheidung eines Gerichtes zu unterwerfen, welches aus Dreihundert der rechtſchaffenſten Bürger beſtehen ſollte. In Folge deſſen wurde, wer aus jenem Geſchlecht noch am Leben war, des Landes verwieſen, die Gebeine ihrer Verſtorbenen aber ausgegraben und über die Grenze geworfen.

Während dieſer inneren Unruhen hatten die Athener durch die erneuerten Angriffe der Megarer große Verluſte erlitten, und die Stadt zitterte im Bewußtſein der auf ihr laſtenden Blutſchuld vor Geſpenſtererſcheinungen und unheilverkündenden Zeichen. Darum rief man den Epimenides aus Kreta herbei, den man für einen Götterliebling hielt und für erleuchtet von dem Wunderlichte einer geheimnißvollen Weisheit. Dieſer kam, ward mit Solon innig befreundet und bahnte der Geſetzgebung deſſelben den Weg dadurch, daß er die Athener größere Einfachheit des Gottesdienſtes lehrte, rohe, der Hellenen unwürdige Gebräuche aufhob, vor allem aber dadurch, daß er die Bürgerſchaft durch Sühnungen und Weihungen entſündigte und heiligte und ſomit gegen die Pflichten der Gerechtigkeit gehorſam und der Stimme der Eintracht folgſam machte. Für alle dieſe überaus wichtigen Dienſte erbat er ſich ſtatt der reichen Schätze, welche ihm die dankbare Stadt anbot, eine einzige Belohnung. Auf der Burg von Athen ſtand nemlich ein heiliger Oelbaum, von welchem die Sage ging, daß er auf das Geheiß der Pallas Athene aus der Erde hervorgewachſen und der Stammvater aller der zahlreichen Oelbäume von Attika ſei. Von dieſem erbat er ſich einen Zweig, und mit dieſer ſchlichten Gabe ſchied Epimenides hochgefeiert und verehrt von den Athenern.

3. Solons Geſetzgebung.

Nachdem nun ſolchergeſtalt die kyloniſchen Unruhen beſchwichtigt und Athen der „Verfluchten“ entledigt war, fiel es in den alten Streit über die Verfaſſung zurück. Auch hier wie zu Sparta, ehe die lykurgiſche Geſetzgebung das Gemeinweſen ordnete, brachte die Ungleichheit des Vermögens, der aufs höchſte geſteigerte Zwieſpalt zwiſchen den Reichen und den Armen den Staat in ſolche Verwirrung, daß es ſchien, es könne nur der unumſchränkten Gewalt eines Einzigen gelingen, Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Staate wieder herzuſtellen. Denn das geſammte gemeine Volk war den Reichen verſchuldet. So baute nun ein Theil deſſelben nur zum Vortheile der Letzteren das Land, denen er ein Sechstel des Ertrags entrichten mußte; Andere, die ſich ſelber verpfändet hatten, fielen den Gläubigern als Eigenthum zu, mußten Sclavendienſte thun und wurden wohl gar in das Ausland verkauft; während wiederum Andere, um ihre Schuldherren zu befriedigen, ihre leibliche Kinder verkauften, ohne daß ein Geſetz hindernd dazwiſchengetreten wäre; oder ſie ſahen ſich genöthiget, das Vaterland zu verlaſſen, um nicht der Härte ihrer Gläubiger anheimzufallen. Da traten nun die Meiſten und Stärkſten zuſammen und wollten ſolche Bedrückung nicht länger dulden, ſondern einen zuverläſſigen Mann an die Spitze ſtellen, um die den Reichen verfallenen Schuldner in Freiheit zu ſetzen, das Land neu zu vertheilen und die ganze Verfaſſung umzugeſtalten. Die Verſtändigſten unter den Athenern wandten ſich an Solon, welcher wegen ſeiner Unbeſcholtenheit allgemeines Vertrauen genoß und weder an den Ungerechtigkeiten der Reichen theilnahm, noch auch in der Noth der Armen befangen war; und baten ihn dringend, ſich des zerrütteten Staates anzunehmen und den Unruhen ein Ende zu machen. Solon verkannte keineswegs die Schwierigkeit einer ſolchen Ausgleichung, welcher ebenſoſehr der Uebermuth der einen Parthei, als die Habſucht der andern im Wege ſtand. Erſt nach vielem Bedenken, wie er ſelbſt verſichert, ergriff er das dargebotene Staatsruder und wurde unter Zuſtimmung beider Partheien zum Archon, Friedensſtifter und Geſetzgeber gewählt, 594 vor Chriſto. Die angetragene Alleinherrſchaft aber verſchmähete er, nicht aus Mangel an Muth, ſondern aus uneigennütziger Liebe zur Freiheit. Selbſt das Gute, meinte er, dürfe man nicht mit Gewalt durchſetzen, es ſei denn diejenige, die ſich Jeder gefallen laſſe; daher er ſpäter auf die Frage, ob er den Athenern die beſten Geſetze gegeben habe, die Antwort gab: „Die beſten, welche ſie ſich geben ließen.“

Der erſte Schritt ſeiner Geſetzgebung war der, daß er den armen Verſchuldeten ihre Laſt abnahm; nicht dadurch, daß er, wie Manche meinen, die dermalen vorhandenen Schulden ertieß und aufhob, ſondern durch Herabſetzung des Zinsfußes und Erhöhung des Geldwerthes. Er ließ nemlich die Münzen umſchmelzen und je aus drei und ſiebenzig Drachmen deren hundert prägen. Hierauf verordnete er, daß die Gläubiger dieſe neuen, leichteren Drachmen im Werthe der alten, ſchwereren annehmen ſollten; ſo daß der Schuldner dem Metallwerthe nach bedeutend weniger zu zahlen hatte, während doch der Gläubiger dem neuerdings feſtgeſtellten Werthe nach die volle Summe erhielt. Zugleich erklärte Solon für jetzt und alle Zukunft das Pfandrecht an den Leib des Schuldners für ungültig, ſo daß alſo fürderhin kein freier Bürger durch Verſchuldung oder Zahlungsunfähigkeit der Sclav des andern werden konnte. Dieſe beiden wohlthätigen Verordnungen nannte man die Entlaſtung oder Seiſachtheia.

Anfangs war keiner von beiden Theilen damit zufrieden. Die Reichen ſchmerzte der Verluſt, der ihnen durch jenes Verfahren erwuchs. Die Armen dagegen fanden ſich in ihrer Hoffnung auf eine neue Theilung der Ländereien und auf völlige Gleichſtellung des Vermögens nach dem Vorbilde der lykurgiſchen Verfaſſung getäuſcht; ein Ziel, welches Solon, der Mann aus dem Volke, bei ſo beſchränkten Mitteln in ſeinem Wirkungskreiſe freilich nicht in's Auge hatte faſſen können, da er bei ſeiner Geſetzgebung ſich auf keine äußre Gewalt wie Lykurg, ſondern nur auf den guten Willen und das Vertrauen ſeiner Mitbürger ſtützte. Indeß währete es nicht lange, ſo lernten

ſie die Zweckmäßigkeit jener Verordnungen einſehn, gaben ihre einſeitigen Beſchwerden auf und brachten ein gemeinſchaftliches Opfer, welches man das Entlaſſungsopfer nannte. Von nun an ſtellten ſie ihm ohne Ausnahme Alles anheim, Aemter, Gerichte, Volks- und Rathsverſammlungen, um von dem Beſtehenden und Geltenden aufzuheben oder beizubehalten, wie er's für gut befände.

Demgemäß hob er wegen der Härte ihrer Strafbeſtimmungen alle Geſetze des Drakon auf mit Ausnahme derjenigen, welche den Mord betrafen, und ordnete nach Grundſätzen der Vernunft und Billigkeit eine Stufenfolge der Strafen, unter denen eine der höchſten im Verluſte des Bürgerrechts und der Bürgerehre beſtand.

Sodann veranſtaltete er eine Schätzung ſämmtlicher Bürger nach ihrem Vermögen, um hiernach den Antheil eines Jeden an der Staatsverwaltung zu beſtimmen. Denjenigen, welche von ihrem Grundbeſitz mindeſtens zweihundert Maaß trockner und flüſſiger Früchte*) ernteten, geſtattete er den Zugang zu den obrigkeitlichen Aemtern. Dies waren die ſogenannten Pentakoſiomedimnoi oder Fünfhundertſcheffler, welche 500, die Hippeis oder Ritter, welche 300, und die Zeugitä d. i. Zweiſpänner, welche 200 Maaß jährlichen Grundertrag hatten. Die Uebrigen, welche noch weniger hatten, bildeten die Claſſe der Thetes oder Lohnarbeiter. Dieſe wurden vom Staate zu keinen Leiſtungen von Habe und Gut in Anſpruch genommen; ſie waren dagegen auch von allen öffentlichen Aemtern ausgeſchloſſen und hatten nur als Mitglieder der Volksverſammlungen und der Volksgerichte an der Staatsverwaltung Antheil.

Man muß ſich hüten, in dieſer Vertheilung der ſtaatsbürgerlichen Rechte eine Bevorzugung des Reichthums zu finden, die mit den Grundſätzen eines freien Staates unvereinbar wäre. Eine ſolche war in der That der Geſinnung Solons durchaus fremd. Der Grundſatz, welcher ihn bei jener Verordnung leitete, war der, daß das Maaß der Rechte eines Jeden ſich nach dem Maaße deſſen beſtimmen müſſe, was er dem Staate leiſtete. Den höheren Anforderungen ſollte höhere Geltung entſprechen. Da die meiſten Staatsämter damals noch ohne eigentliche Beſoldung waren (nur die Ehre eines Amtes ſollte für die übernommene Mühe deſſelben entſchädigen), ſo konnten ſie nicht demjenigen zugemuthet werden, der ſie bei ſeiner Dürftigkeit nicht ohne Gefährdung ſeines Hausſtandes verwalten konnte; ſo wie anderſeits ein Berechtigter die Annahme eines Amtes, zu welchem man ihn tüchtig fand, nicht verweigern durfte.

Die innere Gliederung der atheniſchen Staatsverwaltung, wie Solon ſie anordnete, war in der Kürze folgende. Die oberſte, vollziehende Gewalt bildete das Amt der Archonten, zu welchem nur Bürger der erſten Claſſe, der Pentakoſiomedimner, Zutritt hatten. Zur Bekleidung der übrigen Staatsämter (mit Ausnahme des Areiopags, wovon nachher die Rede ſein wird) war jeder Bürger der zweiten und dritten Claſſe befugt, aus welchen auch jährlich durch das Loos der Rath der Vierhundert oder die Bule gewählt wurde. Dieſer Senat hatte die Beſtimmung, Vorberather des Volks zu ſein und alle Geſetzentwürfe, welche demſelben zur Beſchließung vorgelegt werden ſollten, einer vorgängigen Prüfung zu unterwerfen, weshalb er auch befugt war, Gegenſtände, deren Erörterung im Schooſe der Volksverſammlung nicht geeignet oder zuträglich ſchien, derſelben gänzlich zu entziehen. Die Mitglieder wurden aus der Zahl der Bewerber durch das Loos erwählt, mußten ſich aber, wie alle atheniſchen Staatsbeamten, einer Prüfung ihrer Würdigkeit unterwerfen.

Zur Theilnahme an der Volksverſammlung oder Ekkleſia war jeder Bürger nicht nur berechtiget, ſondern auch verpflichtet. Sie wurde an gewiſſen Monatstagen regelmäßig gehalten, in dringenden Fällen aber auch außerordentlich zuſammenberufen. Ihr ſtand die Entſcheidung zu über die Annahme von Geſetzen, über Krieg und Frieden, über die Wahlen der Beamten, über Ertheilung des Bürgerrechts und dergl.; und zwar nicht blos wie zu Sparta mit Ja und Nein, ſondern es war Jedem das Recht gegeben, Anträge zu ſtellen oder zu bekämpfen, damit jeder Bürger den öffentlichen Angelegenheiten eine um ſo regere Theilnahme zuwende und an der Staatsverwaltung nicht nur mitwiſſend, ſondern mithandelnd ſich betheiligen könne.

Ueber der Volksverſammlung, aber aus ihrer Mitte jährlich durch das Loos erwählt, ſtand das Geſchworenengericht, die ſogenannte Heliäa. Dieſes hatte unter Anderem die Beſchlüſſe der Volksverſammlung nochmaliger Prüfung zu unterwerfen und ihnen nach Befinden die geſetzliche Gültigkeit zu ertheilen oder zu verſagen. Da zudem auch in ſolchen Sachen, über welche die Obrigkeiten zu erkennen hatten, eine Berufung an dieſes Volksgericht erlaubt war; da ihm ferner in allen zweifelhaften Fällen die Auslegung der Geſetze zukam, ſo war die Heliäa als die mit der höchſten Gewalt betraute Behörde anzuſehn, welche gleichſam über den Geſetzen ſtand; und das Recht, das auch dem geringſten atheniſchen Bürger zuſtand, Mitglied dieſes Volksgerichts zu werden, war mithin von außerordentlicher Wichtigkeit.

Außerhalb des Kreiſes der laufenden Staatsgeſchäfte ſtand der Rath des Areiopagos als allgemeine Aufſichts- und Schutzbehörde über alles, was die Ehre und Wohlfahrt des Staates anging. Dieſer ſchon von Alters her in hohem Anſehn ſtehende Gerichtshof, deſſen Befugniſſe Solon nur erweiterte und mit dem Ganzen ſeiner Geſetzgebung in innigſte Verbindung ſetzte, beſtand aus den angeſehenſten und bewährteſten Männern des Staates, den Archonten, welche nach Ablauf ihres Amtsjahres untadelhaft befunden worden waren. Vor ſeinen Richtſtuhl gehörten alle Klagen über vorſätzlichen Mord, Verwundung, Raub, Frevel am Heiligen, Beſtechung und Hochverrath. Aber ihm kam auch die Aufſicht über die öffentliche Erziehung, den ſittlichen Anſtand, den redlichen Fleiß und Erwerb und die Erhaltung der heimiſchen Gottesdienſte zu. Er war „das Auge des Geſetzes.“ Ohne ſtreng umſchriebenen Kreis ſeiner Pflichten, ohne feſte Grenzen ſeiner Befugniſſe und ohne Rechenſchaftspflichtigkeit ſeiner Handlungen, da ſeine bewährte Tugend für ihn Bürgſchaft leiſtete, war ſein Amt, zu wachen, zu wahren und zu beſſern, das Heil und den ſittlichen Beſtand des Gemeinweſens zu hüthen, die Schuld zu ſühnen, das Unrecht auszugleichen, der gute Genius des atheniſchen Volks zu ſein.

Seine Sitzungen hielt er auf dem Areiopagos oder Marsbügel, (wo ſchon Oreſtes nach der Sage wegen Muttermordes vor Gericht geſtanden), und zwar meiſtens bei Nacht und im Finſtern, damit die Richter nicht durch das traurige Anſehn der Beklagten beſtochen würden. So mußte auch jeder gehaltene Vortrag dort einfach und

*) Unter den letzteren ſind Oel und Wein zu verſtehn.

ſchmucklos ſein und aller Rednerkünſte ſich enthaltend, ſchlicht, klar und trocken den Fall darſtellen, um den es ſich handelte. Die Richter ſelbſt ſtimmten ſchweigend mit Steinchen, die ſchwarzen verdammten, die weißen ſprachen frei; waren die Stimmen gleich, ſo ward angenommen, daß Athene ſelber zu Gunſten des Beklagten entſcheide.

Der Rath des Areiopags bildete nach dem Willen des Geſetzgebers gleichſam den Schlußſtein der atheniſchen Staatsverwaltung, wie der Rath der Vierhundert als ihre Grundlage angeſehen werden kann. Denn dieſe beiden Behörden ſollten, wie Plutarch ſich ausdrückt, die zwei Anker ſein, welche der allzuleicht ſo vielen Schwankungen preisgegebenen demokratiſchen Verfaſſung eine feſtere Haltung gäben, damit das Staatsſchiff nicht ein Spiel von Wind und Wellen würde.

In dieſem kunſtvollen Gefüge der öffentlichen Gewalten zeigt ſich nicht minder als die Weisheit auch die Gerechtigkeit und Mäßigung des Geſetzgebers. Jedes Element des Volkes ſollte darin die ihm gemäße Stellung und Verwendung finden. Ariſtokratiſch in ſeiner Spitze, da das Archontat und der Areiopag nur der erſten Claſſe der Bürger offen ſtanden, ruhte das ſoloniſche Staatsgebäude mittelſt der Volksverſammlung und Volksgerichte auf rein demokratiſcher Grundlage. —

Wie allſeitig Solon darauf bedacht war, der Bedrückung der Armen und Schutzloſen kräftig zu wehren, davon giebt außer dem, was ſchon oben darüber mitgetheilt worden iſt, auch dasjenige ſeiner Geſetze ein ſchönes Zeugniß, welches Jedem das Recht gab für einen Unrecht Leidenden Genugthuung zu fordern. Wurde alſo z. B. Jemand geſchlagen oder beſchädiget oder litt er ſonſt Gewalt, ſo durfte, wer irgend wollte, den Beleidiger anklagen und gerichtlich verfolgen; eine Verfügung, durch welche Solon ſeinen Mitbürgern zugleich die treffliche Lehre gab, wie Glieder Eines Körpers mit einander zu fühlen und zu leiden. Denn diejenige Stadt erklärte er für die glücklichſte und beſte, in welcher das Unrecht von dem, der nichts davon zu leiden hat, ebenſo eifrig, als von dem Gekränkten verklagt und zur Strafe gezogen wird.

Sonderbar möchte Manchem vielleicht jenes ſoloniſche Geſetz erſcheinen, welches denjenigen, der bei bürgerlichen Unruhen zu keiner Parthei hält, mit dem Verluſte der bürgerlichen Rechte ſtrafte. Allein der weiſe Geſetzgeber bezweckte damit, man ſolle nicht lau und gleichgültig für das gemeine Wohl, nur ſich und das Seinige ſicher ſtellen und wohl gar eine Ehre darin ſuchen, daß man die Noth und Drangſal des Vaterlandes nicht theile, ſondern ohne Zögern die beſte und gerechteſte Parthei ergreifen, mitwagen und mithelfen, ſtatt in Ruhe und Sicherheit die Befehle der ſiegenden Parthei zu erwarten.

Ja den Heirathsverträgen hob Solon die Mitgift gänzlich auf. Die Braut durfte nur drei Kleider und einiges Geräth von geringem Werth in das Haus ihres Gatten bringen; denn er wollte die Ehe nicht wie eine Marktwaare angeſehen wiſſen, ſondern zur Elternfreunde, zu gegenſeitiger Liebe und Freundſchaft ſollten ſich Mann und Weib verbinden.

Lobenswerth findet man ferner das Verbot, Verſtorbenen Uebles nachzureden. Denn ein frommer Sinn achtet die Abgeſchiedenen heilig; die Billigkeit ſchont derer, die nicht mehr ſind; und ein Herz, welches ſein Vaterland liebt, duldet Verewigung des Haſſes nicht.

Endlich ſteht Solon in ſeiner Geſetzgebung ganz im Gegenſatze zu Lykurgos als ein preiswürdiger Beförderer der Künſte und Handwerke da. Weil die Unfruchtbarkeit des attiſchen Bodens ſeine bisherigen Anbauer nur ſpärlich nährte, die wachſende Bevölkerung der Stadt aber unmöglich unterhalten konnte, und weil ferner die fremden Seefahrer und Kaufleute kein Land beſuchen, das ihnen zum Austauſche nichts bieten kann; ſo ermunterte Solon die Bürger, ſich um ſo fleißiger den Handwerken und Künſten zu widmen, die er daher auch in aller Weiſe bei ſeinem Volke in Achtung ſetzte. In dieſer Abſicht verordnete er: ein Sohn, welchen der Vater zu keinem Gewerbe angehalten, ſollte nicht verpflichtet ſein, ihm Unterhalt zu geben. Auch beauftragte er den Senat des Areiopags, daß er auf die Art, wie ein Jeder ſich nähre, ein wachſames Auge habe und die Müßiggänger beſtrafe.*)

Durch angelegentliche Förderung der Geiſtesbildung, der Künſte, des Handels und der Schifffahrt legte Solon den Grund zu der nachmaligen Blüthe und Macht Athens und erwarb ſich dadurch ein Verdienſt, welche die von ihm aufgeſtellte Staatsverfaſſung weit überdauerte. Seine Geſetze wurden auf hölzerne Tafeln geſchrieben, welche man Kyrbeen nannte, und vom Senate beſchworen.

Nicht eine ewige Dauer wie Lykurg, ſondern nur eine Geltung auf hundert Jahre hatte Solon für ſeine Geſetze beanſprucht, von denen er ſich bewußt ſein konnte, daß ſie, alle Lebensverhältniſſe umfaſſend und der Natur des Landes wie des Volkes angemeſſen, eine ſichere Grundlage für die gemeinſame Wohlfahrt aller Stände darböten. Anacharſis aber hatte von vorn herein dieſe Bemühungen des edlen Geſetzgebers als ganz vergebliche belächelt. Das ſeien eitele Hoffnungen, meinte er, wenn er ſich einbilde, er werde den Gewaltthaten und Betrügereien mit geſchriebenen Formeln Einhalt thun. Geſetze ſeien wie Spinnewebe; nur die Schwachen und Kleinen, die hineinfielen, hielten ſie feſt, während die Reichen und Mächtigen ſie ungeſtraft durchbrächen. Solon erwiederte dagegen: „Aber die Menſchen halten ja auch ſonſt Verträge, wenn die Verletzung derſelben Keinem von beiden Theilen Nutzen bringt. Nun richte ich aber meine Geſetze dermaaßen zum Vortheile der Bürger ein, daß es Jedem einleuchten muß, er thue beſſer ſie zu halten als ſie zu übertreten.“ Der nachmalige Hergang beſtätigte freilich mehr des Anacharſis Befürchtungen als Solons Hoffnungen.

4. Solons Reiſen und ſein Aufenthalt am Hofe des Königs Kroiſos.

Nach Einführung dieſer Geſetze kamen nun Tag für Tag Leute zu Solon bald mit Lob, bald mit Tadel, bald mit Anfragen und Erkundigungen, bald mit dem Rathe Dieſes oder Jenes in die Tafeln aufzunehmen oder hinwegzulaſſen. Denn, wie er ſelber ſagt:

Ja ſo ſchwierigem Werk Allen genügen iſt ſchwer!

Um nun dieſen endloſen Verlegenheiten auszuweichen und ſeinen tadelſüchtigen Mitbürgern aus dem Wege zu gehn, nahm er ſein Gewerb als Schiffsherr zum Vorwand

*) Ein Beiſpiel davon und wie die Spartiaten darüber dachten, ſiehe S. 13.

und erbat ſich von den Athenern Urlaub auf zehn Jahre, um auf Reiſen zu gehn. Denn ein ſolcher Zeitraum, hoffte er, werde hinreichen, ſie an ſeine Geſetze zu gewöhnen.

Zuerſt ging er nach Aegypten und verkehrte daſelbſt mit den Gelehrteſten der damaligen Prieſter. Dann ſchiffte er nach Cypern, wo er die beſondere Gunſt und Freundſchaft eines der Könige dieſer Inſel, des Philokypros erlangte, der auf ſeinen Rath und unter ſeiner Leitung eine neue Stadt anlegte, welche wegen ihrer ſchönen und günſtigen Lage viele Anſiedler herbeizog und ihrem Gründer zu Ehren Soloi genannt ward. Am berühmteſten aber iſt Solons Beſuch bei dem Könige Kroiſos von Lydien, auf deſſen Einladung er nach ſeiner Hauptſtadt Sardes kam.

Dieſer Kroiſos war einer der mächtigſten Fürſten jener Zeit. Sein Reich umfaßte die blühendſten Länder Kleinaſiens und hatte nach Oſten den Fluß Halys, jetzt Kiſil Irmack genannt, zur Grenze. Keine ſeiner Unternehmungen war ihm bis dahin fehlgeſchlagen, und ſein Reichthum iſt bis auf den heutigen Tag ſprichwörtlich geblieben. Zu dieſem Manne kam alſo, wie viele andere weiſe Männer, die dort aus und eingingen, auch Solon. Der König empfing ihn mit Freuden und bewirthete ihn in ſeiner Hofburg auf das gaſtlichſte. Am dritten oder vierten Tage führten ihn die Diener auf Kroiſos Befehl in allen Schatzkammern umher und zeigten ihm alle Pracht und Herrlichkeiten des königlichen Beſitzthums. Als nun Solon alles betrachtet hatte und wieder vor den König geführt wurde, richtete derſelbe an ihn folgende Worte: „Mein Freund von Athen, man hat uns ſchon viel von dir erzählt, von deiner Weisheit und deinen Wanderungen und wie du, um die Welt zu ſehn, voll Wißbegierde weit umher gereiſet biſt. Nun hab' ich großes Verlangen, dich zu fragen, wen du von allen Menſchen, die du kennſt, für den glücklichſten hältſt.“ Dies fragte er in der Meinung, daß er der glücklichſte ſei.

Solon aber war kein Schmeichler, ſondern antwortete ganz nach ſeines Herzens Meinung: „Herr, dafür halte ich den Tellos von Athen.“ Darüber verwunderte ſich der König und ſprach voll Eifers: „Und warum hältſt du den Tellos für den Glücklichſten?“ Solon ſprach: „Für's Erſte, ſo hatte Tellos bei dem blühendſten Zuſtande ſeiner Vaterſtadt edle und vortreffliche Söhne, die alle wieder Kinder hatten, und dieſe waren alle am Leben. Und zum Andern ſchloß dieſes glückliche Leben auch ein glänzendes Ende. Denn als die Athener wieder ihre Nachbarn in Eleuſis ſtritten, eilte Tellos zur Hülfe herbei, ſchlug die Feinde in die Flucht und ſtarb den ſchönſten Tod — für's Vaterland. Die Athener aber beſtatteten ihn auf öffentliche Koſten an demſelben Orte, wo er gefallen war, und erwieſen ihm große Ehre.“

Auf dieſe Erzählung Solons fragte Kroiſos weiter: wen er nach Dieſem für den Glücklichſten halte? indem er hoffte, Solon werde doch wenigſtens die zweite Stelle ihm zuerkennen. Solon aber ſprach: „Kleobis und Biton von Argos. Denn Dieſe hatten, ſo viel ſie bedurften; zudem beſaßen ſie große Leibesſtärke, ſo daß beide zugleich den Kampfpreis davon getragen. Die Argeier feierten das Feſt der Hera, und weil die Mutter jener Jünglinge Prieſterin war, ſo mußte ſie durchaus zum Tempel fahren. Aber die Rinder kamen nicht zu rechter Zeit vom Felde. Als nun weiter keine Zeit zu verlieren war, ſpannten ſich die beiden Söhne ſelber vor den Wagen und fuhren ihre

Mutter einen Weg von fünf und vierzig Stadien bis zum Tempel. Und die Argeier, welche umher ſtanden, prieſen die edle Geſinnung dieſer Jünglinge, die Argeierinnen hingegen prieſen die Mutter ſelig, der ſolche Kinder zu Theil geworden. Aber die Mutter voll überſtrömender Freude über die That wie über jene Seligpreiſungen trat

vor das Bild der Göttin und betete: daß ſie dem Kleobis und Biton, ihren Kindern, die ihr ſo große Ehre erwieſen, den beſten menſchlichen Segen gewähren möchte. Nachdem man nun geopfert und das Mahl gefeiert, legten ſich die Jünglinge im Tempel nieder und ſchliefen ein und ſtanden nimmer wieder auf, ſondern dies war ihres Lebens Ende. Damit hatte die Gottheit bezeugt, daß es dem Menſchen beſſer ſei zu ſterben als zu leben. Die Argeier aber errichteten ihnen Bildſäulen und brachten dieſelben als Weihgeſchenk gen Delphoi, weil ſie ſo gute Menſchen geweſen."

Dieſen alſo erkannte Solon die zweite Stelle der Glückſeligkeit zu. Voll Unwillens fragte darauf Kroiſos: „Freund von Athen, gilt denn mein Glück dir ſo gar nichts, daß du nicht einmal bürgerlichen Männern mich gleichſeteſt?

Solon erwiederte: „O Kroiſos, mich, der da weiß, wie neidiſch und voll Sinnesänderung die Gottheit ſei*), mich frageſt du um das Schickſal der Menſchen? In der langen Zeit unſers Lebens muß man vieles erleben, was man gern nicht erlebte. Ich ſetze des Menſchen Lebenszeit auf ſiebenzig Jahre. Welch eine Summe von Tagen giebt das! und doch iſt kein einziger unter dieſen allen dem andern gleich. Alſo iſt der Menſch allen Schwankungen des Geſchicks unterworfen. Du biſt, wie ich ſehe, gewaltig reich und Herr über viele Völker. Glückſelig aber kann ich dich nicht nennen, bevor ich nicht erfahren, daß du dein Leben glücklich geendet haſt. Denn mit Nichten iſt der Reiche glückſeliger, als der, der nur ſein tägliches Brot hat, wenn er nicht das Glück hat, ſeinen Reichthum zu genießen bis an ſein Ende. Mancher, der ſehr reich iſt, lebt nicht glücklich; Manchem dagegen, der nur das Nöthige beſitzt, gehet es wohl. Jener hat vor Dieſem nur zwei Vorzüge voraus: er kann eher ſich verſchaffen, was ſein Herz begehrt, und einen harten Schlag des Geſchicks eher ertragen. Dieſer aber ſteht in vielen Stücken in Vortheil vor dem unglücklichen Reichen: er bietet dem Mißgeſchick bei weitem weniger Gelegenheit dar, ihn ſchmerzlich zu treffen, er iſt geſund an ſeinen Gliedern, weiß von Krankheit und Leiden nichts, hat Freude an ſeinen Kindern und iſt wohlgebildet. Kommt nun noch hinzu, daß er ſein Leben gut beſchließt, ſo kann er glückſelig genannt werden in dem Sinne, wie du meinſt. Vor ſeinem Ende aber muß man ſich wohl hüten, zu ſagen: er ſei glückſelig; ſondern nur: es gehe ihm wohl. Bei jeglichem Dinge muß man auf das Ende ſehen, wie es hinausgeht, denn Vielen hat die Gottheit das Glück vor Augen gehalten und ſie dann gänzlich zu Grunde gerichtet."

Nach dieſen Worten wurde Solon entlaſſen. Er hatte den König gekränkt, ohne ihn klüger zu machen. Nun war damals gerade auch der berühmte Fabeldichter Aeſopos, den Kroiſos gleichfalls zu ſich eingeladen, bei Hofe und genoß großer Ehren. Dieſer hatte Mitleid mit Solon, weil ihm vom Könige ſo gar keine Freundlichkeit zu Theil geworden, und um ihm einen guten Wink zu geben, ſprach er: „Lieber Solon, mit Königen muß man ſo ſelten oder ſo gefällig als möglich reden." „Nicht doch", erwiederte Solon, „ſondern ſo ſelten oder ſo gut als möglich."

Damals alſo hielt Kroiſos den Weiſen Griechenlands für einen unverſtändigen Mann. Erſt in der ſtrengen Schule ſeiner nachmaligen Schickſale lernte er, faſt als es zu ſpät war, die Wahrheit jenes Ausſpruchs erkennen, der ſich ſein Hochmuth, ſo lang' es ihm wohlging, nicht bequemen wollte. Es kann nur dazu dienen, die Lebensweisheit Solons in ein um ſo helleres Licht zu ſtellen, wenn wir ihn ſelbſt auf einige Zeit verlaſſen und die Erzählung der ſpäteren Geſchicke des Kroiſos hier einfügen.

5. Wie die verachtete Weisheit Solons in den Mißgeſchicken des Kroiſos ſich rechtfertigt.

Kaum hatte Solon Sardes verlaſſen, als ſich ein ſchweres Unglück zu Kroiſos gleichſam auf den Weg machte. — Kroiſos hatte zwei Söhne, davon war der eine taubſtumm, der andere aber, Atys mit Namen, in jeder Beziehung herrlich vor ſeinen Geſpielen. Von Dieſem offenbarte ihm ein Traum, daß er durch eine Eiſenſpitze ums Leben kommen werde. Darüber in Furcht und Schrecken ließ er die Wurfſpieße und Lanzen und alle dergleichen Dinge, die man im Kriege braucht, aus den Männerſälen wegnehmen und bei Seite ſchaffen, den Sohn ſelber, der früher die Lydier auf ihren Heerfahrten anzuführen pflegte, ſandte er nicht mehr zu ſolchem Geſchäft aus, und um ihn der kriegeriſchen Beſchäftigung vergeſſen zu machen, gab er ihm eine Frau.

Als nun ſein Sohn eben Hochzeit gemacht hatte, kam nach Sardes ein Mann, von ſchwerem Unglück befangen, mit mordbefleckten Händen, ein Phrygier von königlichem Geſchlecht, mit Namen Adraſtos. Dieſer hatte aus Verſehn den eignen Bruder erſchlagen und kam, vom Vater vertrieben und aller Habe beraubt, in des Kroiſos Haus mit der Bitte um die reinigende Sühne nach der Sitte des Landes. Der König vollzog ſie und behielt den Heimathloſen bei ſich. Zu derſelbigen Zeit hielt ſich auf dem Berge Olympos in Myſien ein gewaltiger Eber auf, der die umliegenden Felder verwüſtete. Die Landleute, denen er ſolchergeſtalt viel Schaden that, ohne daß es ihnen gelang, ihn zu erlegen, ſchickten endlich Abgeſandte zum Könige und ließen ihn bitten: er möchte ſeinen Sohn und auserleſene Jünglinge ſammt Jagdhunden mit ihnen ſchicken, um das Thier aus ihrem Lande zu vertilgen. Kroiſos gedachte alsbald an den Traum, er verſprach ihnen Männer genug ſammt der ganzen Meute zu ſchicken, aber auf ſeinen Sohn ſollten ſie nicht weiter denken, den werde er nimmer mit ihnen laſſen. Die Myſier waren damit zufrieden; als aber Atys von der Bitte der Abgeordneten und der Weigerung ſeines Vaters hörte, trat er zu ihm und ſprach: „Vater, vormals war es meine ſchönſte und edelſte Beſchäftigung in den Krieg zu ziehn oder auf die Jagd, und Ruhm zu gewinnen. Jetzt aber läſſeſt du mich nimmer

*) Dies war allerdings die Anſicht der Griechen von den Göttern; ein ungewöhnliches und unbeſchränktes Glück der Menſchen erſcheine in ihren Augen als ſtraffällige Ueberhebung, den Glücklichen ſtürzen ſie am edelſten, damit kein Sterblicher ſich mit den ſeligen Göttern meſſe.

Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemiſchte Freude
Wird keinem Irdiſchen zu Theil.

dazu und kannſt doch nicht ſagen, daß ich feig oder läſſig geweſen ſei. Mit was für Augen müſſen die Leute mich anſehn, wenn ich in die Verſammlung komme oder von derſelben heimgehe? Was mögen die Bürger von mir denken? was mein junges Weib? Laß mich alſo immer mit auf die Jagd oder überführe mich durch Gründe, daß es beſſer gethan ſei, daheim zu bleiben."

Vergebens berief ſich Kroiſos auf die Warnung des Traumes. „Wir ſtreiten ja nicht gegen Männer", entgegnete der Jüngling, „und der Eber hat wohl einen Zahn, aber keine Eiſenſpitze, mit der er mir ſchaden könnte; und nur vor einer ſolchen hat der Traum gewarnt." Da dieſe Vorſtellungen den Vater überzeugten, rief er den Adraſtos und bat ihn, ſeinen Sohn zu begleiten und über ihn zu wachen, daß er nicht unterwegs etwa von Räubern überfallen würde oder ſonſt einen Schaden nähme. Adraſtos antwortete: „Herr, nie wäre ich ohne dein Geheiß mit Andern zu ſolchem Kampfe ausgezogen, denn ein ſo unglückſeliger Menſch ſollte ſich nie unter glückliche Genoſſen miſchen. Nun aber, da du es verlangſt, und um dir zu beweiſen, wie gern ich deine Wohlthat durch Gefälligkeit vergelten möchte, bin ich bereit dazu. Dein Sohn ſoll dir unverſehrt, ſo weit meine Sorgfalt dazu helfen kann, wieder heimkehren."

So reiſten ſie alſo mit einer Schaar auserleſener Jünglinge und mit Hunden zur Jagd, und als ſie zu dem Berge Olympos gekommen waren, ſpürten ſie das Wild auf; und da ſie's gefunden, umſtellten ſie es von allen Seiten und griffen es mit den Wurfſpießen an. Da warf auch Adraſtos ſeinen Speer nach dem Eber, verfehlte ihn aber und traf des Kroiſos Sohn. Alſobald lief ein Bote zum Könige gen Sardes und meldete ihm den Hergang des Kampfes und des Sohnes Tod.

Kroiſos war außer ſich über dieſen Verluſt, klagte jammervoll über ſein Unglück und rief den ſühnenden Zeus, den Schirmherrn der Gaſtlichkeit und Freundſchaft zum Zeugen über das, was der Fremdling an ihm gethan hatte. Darnach kamen die Lydier mit dem Leichname und hinter ihnen folgte der Mörder. Dieſer ſtellte ſich nun neben den Leichnam, übergab ſich in des Königs Gewalt, ſtreckte ſeine Hände aus und flehete ihn an, ihn dem

Todten zu opfern. Als das Kroiſos vernahm, jammerte ihn ſein, ſo groß auch ſein häusliches Leiden war, und ſprach: „Ich habe nun Rache zur Gnüge an dir, o Fremdling, da du dich ſelber des Todes ſchuldig erachteſt. Zudem trägſt nicht du die Schuld dieſes Unglücks, da du wider deinen Willen die That vollbracht haſt, ſondern irgend ein Gott, der mir ſchon längſt offenbaret hat, daß es alſo kommen müßte."

Kroiſos beſtattete nun ſeinen Sohn nach Sitte und Gebrauch des Landes und lag zwei Jahre lang in tiefer Trauer. Adraſtos aber, der ſich über ſein Mißgeſchick nicht beruhigen konnte, ermordete ſich ſelber auf dem Grabe des Jünglings.

Indeß hatte ſich das Schickſal in der Demüthigung des Mannes, der ſich vormals für den Glücklichſten auf Erden gehalten, noch nicht genug gethan. In Perſien war ein Held aufgetreten, mit Namen Kyros, der ſein Volk von der Herrſchaft der Meder befreit und nach Ueberwindung des Königs Aſtyages des großen mediſchen Reiches ſich bemächtiget hatte. Aſtyages war der Schwager des Kroiſos; und als nun Letzterer von jenen Vorfällen Kunde erhielt, ließ er ab von der Trauer um ſeinen Sohn und war darauf bedacht, ob er nicht die wachſende Macht der Perſer aufhalten und umſtürzen könne. Er ſchickte daher Abgeordnete mit unermeßlichen Geſchenken an das Orakel zu Delphoi und fragte: ob er wider die Perſer in den Streit ziehen ſolle? Darauf wurde ihm die räthſelhafte Antwort zutheil: „Geht Kroiſos über den Halys, ſo wird er ein großes Reich zerſtören."

Kroiſos freute ſich über dieſen Ausſpruch; denn er glaubte die unzweifelhafte Zuſicherung darin zu finden, daß er des Kyros Reich überwältigen werde. Er rüſtete alſo ein gewaltiges Heer, überſchritt den Halis, den Grenzfluß ſeines Landes, und fiel in Kappadokien ein. Die erſte Schlacht zwiſchen den Lydiern und Perſern blieb ohne Entſcheidung, die Nacht trennte die mit Erbitterung kämpfenden Heere. Da aber Kroiſos die Kriegsmacht des Gegners überlegen fand, zog er wieder heim gen Sardes in der Abſicht, ſeine Streitkräfte durch Bundesgenoſſen zu verſtärken und nach Verlauf des Winters den Krieg wieder aufzunehmen. Doch war ihm Kyros auf dem Fuße nachgefolgt und ſtand, ehe es Jemand geahnet hatte, vor der Hauptſtadt. Die zweite Schlacht, die Kroiſos zur Rettung des eignen Landes wagen mußte, ging verloren. Nach vierzehntägiger Belagerung wurde Sardes erſtürmt. Plündernd und mordend drangen die Perſer in die Stadt und bei dieſer Gelegenheit wäre beinahe der König ſelbſt um's Leben gekommen. Ein Perſer, der den Kroiſos nicht kannte, (denn Kyros hatte befohlen ſeiner zu ſchonen,) ging auf ihn los und Dieſer, dem das Leben ſchon völlig gleichgültig geworden, war auf keine Gegenwehr bedacht. Als aber ſein ſtummer Sohn den Vater in Todesgefahr ſahe, löſeten Furcht und Angſt plötzlich das Band ſeiner Zunge und er ſchrie laut: „Menſch tödte den Kroiſos nicht!“ Das war ſein erſtes Wort, das er ſprach und fortan konnte er reden ſein Lebelang.

Der Perſer nahm hierauf den Kroiſos gefangen und überlieferte ihn dem Könige. Der Freiheit und der Krone beraubt, ſtand er nun dem berühmten Gegner gegenüber, den er zu vernichten gedacht hatte. Es war geſchehn, was das Orakel geweiſſagt: den Halys überſchreitend hatte er ein großes Reich zerſtört. Der Sieger ließ ihn in Ketten legen, einen Scheiterhaufen errichten und den Ueberwundenen ſammt zweimal ſieben lydiſchen Knaben daraufſetzen. Und als nun Kroiſos vor ſich dieſen ſchrecklichen Tod ſah, da gedachte er jener Worte des Solon, der ihm wie aus göttlicher Eingebung geſagt hatte: kein Menſch ſei glücklich zu nennen, dieweil er noch lebe. Ueber dieſem Gedanken erwachte er aus dumpfer Betäubung, ſeufzte nach langer Todesſtille laut auf und rief: „O Solon, Solon, Solon!“ Als Kyros dieſes hörte, ſandte er die Dolmetſcher hin und ließ fragen, wen er da anrufe? Kroiſos ſchwieg und antwortete nicht; als man aber heftig in ihn drang, ſprach er: „Einen Mann, darum ich viel gäbe, wenn er zu allen Herrſchern redete.“ Da fragten ſie weiter, was er damit meine, und nöthigten ihn, bis er ihnen ſeine Unterredung mit dem atheniſchen Weiſen erzählte. Dieſe Worte gingen dem Kyros dergeſtalt zu Herzen, daß ihn ſein grauſamer Entſchluß gereuete. Er erkannte es jetzt für Unrecht, daß er, der doch ſelber ein Menſch ſei, einen andern Menſchen, welcher vormals an Glück und Herrlichkeit es ihm gleich gethan, lebendig dem Feuer übergebe. Zugleich ergriff ihn die Furcht vor göttlicher Vergeltung, und da er überlegt, daß nichts Beſtändiges ſei im menſchlichen Leben, befahl er, das Feuer, das ſchon an allen Enden emporloderte, eilends zu löſchen und den Kroiſos ſammt ſeinen Leidensgefährten herabzunehmen.

Solchergeſtalt wurde dem Solon der Ruhm zu Theil, daß er — durch Einen Spruch der Könige einen vom Tode errettet, und einen anderen Weisheit und Mäßigung gelehrt habe.

6. Solon und Peiſiſtratos.

Während Solons Abweſenheit war Athen in das frühere Partheiweſen zurückgefallen. Die Küſtenbewohner von Attika, das Volk vom platten Lande und dann die Gebirgsbewohner — Eins ſtand gegen das Andere. Das Haupt der Letzteren, zu denen ſich noch die große Zahl der gegen die Reichen am meiſten erbitterten unterſten Volksklaſſe (der Theten) ſchlug, war Peiſiſtratos, ein naher Verwandter Solons von mütterlicher Seite. Solons Geſetze ſtanden zwar noch in Geltung, aber man ſah bereits ihrem Umſturz entgegen, denn jede dieſer Partheien wünſchte eine Veränderung der Verfaſſung, nicht etwa, um mit der anderen gleichgeſtellt zu werden, ſondern um über alle zu herrſchen.

So ſtanden die Sachen, als Solon heimkam. Man erwies ihm nach wie vor Achtung und Ehre; aber er ſtand nun ſchon in einem zu hohen Alter, als daß er noch Luſt und Kraft in ſich gefunden hätte, wie vormals öffentlich zu reden und zu handeln. Darum ſuchte er auf dem Wege beſonderer Unterredungen mit den Partheihäuptern die Einigkeit und Ruhe wieder herzuſtellen. Beſonders ſchien Peiſiſtratos ihm ein williges Ohr zu leihen. Dieſer Mann hatte etwas Anziehendes im Geſpräch und Umgange, war ein Wohlthäter der Armen und ſelbſt gegen Feinde billig und gemäßigt. Seine Mängel wußte er durch den Schein zu erſetzen; man hielt ihn allgemein für einen bedachtſamen und beſcheidenen Mann, der die Gleichheit über alles liebe, jede Neuerung haſſe und dadurch täuſchte er die Menge. Solon aber durchſchaute bald ſein Inneres und entdeckte zuerſt ſeine geheime Abſicht; doch warf er deshalb keinen Haß auf ihn, ſondern ſuchte ihn von ſeiner Leidenſchaft durch verſtändige Vorſtellungen abzubringen. Denn wenn es nur gelänge, — ſo ſprach er öfter ſowohl zu ihm ſelber als zu Anderen — ihn von ſeiner Begier nach der Alleinherrſchaft zu heilen, ſo würde es keinen Mann geben, der mehr zur Tugend geſchaffen und ein beſſerer Bürger wäre. Doch dies gelang ihm eben nicht. Unmerklich aber unaufhaltſam, mit ſicheren, klug berechneten Mitteln drang Peiſiſtratos der Ausführung ſeines Planes entgegen. Mit eigener Hand brachte er ſich eine Wunde bei, fuhr dann in einem Wagen auf den Markt und klagte dem Volke, daß ihn ſeine Feinde um ſeiner volksfreundlichen Geſinnung willen hinterliſtig überfallen hätten, und daß er ſeines Lebens fernerhin nicht ſicher ſei. Der große Haufe zeigte ſich ſogleich zum Schutze ſeines Lieblings bereit. Auf den Vorſchlag Ariſtons wurde in der Volksverſammlung beſchloſſen, dem Peiſiſtratos eine Leibwache von fünfzig mit Keulen bewaffneten Männern zu geben. Solon ſprach mit allem Eifer dagegen; aber leider beſtätigte ſich auch diesmal das Urtheil, welches einſt der Skythe Anacharſis über die griechiſchen Volksverſammlungen gefällt hatte. „Bei euch Griechen halten zwar die verſtändigen Leute den Vortrag, aber die einfältigen geben in der Sache den Ausſchlag.“ Das Volk genehmigte dem Peiſiſtratos die beantragte Leibwache, und bald darnach bemächtigte er ſich

mit derselben plötzlich der Burg von Athen. Ueber dieses unerwartete Ereigniß gerieth die Stadt in große Bestürzung. Megakles, das Partheihaupt der Küstenbewohner, ergriff mit den Seinen die Flucht; Solon aber, wiewohl in hohem Alter und ohne allen Beistand, erschien furchtlos auf dem Markt und hielt eine Rede an die Bürger, worin er sie wegen ihrer bisherigen Unbesonnenheit und Feigheit strafte und sie beschwor, nicht von der Freiheit zu lassen. Damals sprach er das so berühmt gewordene Wort: „Vormals war es euch leichter, die Tyrannei, die noch im Keimen war, zu unterdrücken; jetzt ist es größer und ehrenvoller, die schon erwachsene und erstarkte zu zerstören und auszutilgen.“

Da aber die Furcht seinen Vorstellungen den Eingang verschloß, so ging er nach Hause, ergriff die Waffen, stellte sich in voller Rüstung auf die Straße und sprach: „Ich habe, so viel in meinen Kräften stand, Vaterland und Gesetze vertheidigt.“

Von nun an verhielt er sich ruhig, ohne doch von seiner bisher ausgesprochenen Gesinnung abzustehen. Vergeblich riethen ihm seine Freunde zur Flucht; und als man ihn fragte: worauf er sich denn verlasse, daß er so tollkühn sei? antwortete er: „Auf das Alter.“ Peisistratos aber bewies ihm auch fernerhin alle Achtung und Zuneigung, ließ thn oft zu sich bitten und bediente sich seiner als Rathgeber. Die solonischen Gesetze hielt er aufrecht und ging in Befolgung derselben mit seinem eigenen Beispiele voran; ja sogar, als er vor dem Areiopag des Mordes angeklagt wurde, erschien er, wiewohl er damals schon unumschränkte Gewalt besaß, ganz bescheiden vor den Richtern, um sich zu vertheidigen. Der Ankläger aber blieb aus.

Solon widmete die Muße seiner letzten Lebensjahre den Studien und der Dichtkunst nach dem Grundsatze, welchen er in jenem Verse ausspricht:

Lernend ohn' Unterlaß komm' ich in's Alter hinein.

Doch soll er die Freiheit seiner Vaterstadt nicht lange überlebt haben und bereits im zweiten Jahre der Alleinherrschaft des Peisistratos gestorben sein. Wie es aber mit dieser Tyrannis erging, welche Solons letztes und schönstes Streben vereitelte, davon möge hier am Ende seiner Lebensbeschreibung noch eine kurze Nachricht vergönnt sein.

Peisistratos hatte sich durch das Trachten seines Ehrgeizes ein unruhvolles Leben bereitet. Zweimal wurde er durch seine Gegner aus Athen vertrieben und mußte das zweite Mal nicht weniger als eilf Jahre lang die Heimath meiden, ehe es ihm gelang, seine Herrschaft dauernd zu gründen. Bei seinem Tode vererbte er dieselbe auf seine Söhne Hippias und Hipparchos. Anfangs regierten auch sie mit der Mäßigung, der Liebe zur Kunst und der Achtung vor den bestehenden Gesetzen, wodurch Peisistratos die Athener der verlorenen Freiheit vergessen gemacht hatte. Als aber Hipparch durch die Dolche zweier atheniſcher Jünglinge, Harmodios und Aristogeiton, gefallen war, handhabte Hippias seine Gewalt aus Furcht und Rache mit so tyrannischer Härte und Grausamkeit, daß man ihn endlich mit Hülfe der Spartiaten im Jahre 510 vor Chr. aus Athen vertrieb, worauf er nach Asien sich begab, um, wie vormals sein Vater, eine günstige Zeit zu seiner Rückkehr zu erwarten.

Der Sturz der Peisistratiden gab zu Athen dem frühern Partheiwesen neuen Raum und Stärke. Kleisthenes und Isagoras standen jetzt als Häupter der demokratischen und aristokratischen Parthei sich gegenüber und machten einander die höchste Geltung im Staate streitig. Jener suchte durch mancherlei Neuerungen und Abänderung der solonischen Verfassung sich die Gunst des Volkes zu sichern; Dieser dagegen stützte sich auf seinen Anhang unter den angesehensten Geschlechtern und den Beistand der Spartiaten, welche diese Gelegenheit mit Begier ergriffen, um ihr schiedsrichterliches Ansehn unter den Griechen auch in Athen geltend zu machen. Die Athener aber erwehrten sich dieses Eingriffs in ihre inneren Angelegenheiten, vertrieben die lakedämonische Besatzung aus der Akropolis und hielten den Spartiaten selbst dann noch wacker Stand, als diese aus dem ganzen Peloponnes, aus Boiotien und der Stadt Chalkis ein Bundesheer gegen sie zusammenbrachten, um ihnen den Isagoras aufzunöthigen.

Da gewahrte Sparta mit Schrecken, welch' ein neuer, kühn aufstrebender Geist die Athener beseele, seitdem sie der Tyrannen ledig geworden. Es sann um so eifriger darauf, Athen unter das alte Joch zu beugen, ehe ihm an diesem Staate ein gefährlicher Nebenbuhler erwüchse. Die Lakedämonier riefen daher den Hippias aus Kleinasien zurück, in der Absicht, ihn mit Hülfe ihrer Bundesgenossen in seine Herrschaft wieder einzusetzen. Als sie aber dieses Vorhaben den nach Sparta zusammenberufenen Abgeordneten mittheilten, trat Sosikles, der Gesandte von Korinth, mit ernsten Worten dagegen auf und beschwor sie, nicht zu Sachwaltern der Tyrannei sich herzugeben und in einer freien Stadt nicht die Zwingherrschaft einzuführen, die das ungerechteste und blutbefleckteste Ding von der Welt sei. Wenn ihnen das etwas Gutes scheine, so möchten sie erst bei sich selber Tyrannen einsetzen, wovor sie sich bisher doch gewaltig in Acht genommen hätten; würden sie die Knechtschaft erst aus eigener Erfahrung kennen, wie die Korinthier sie unter Kypselos und Priander genugsam erprobt hätten, dann würden sie wohl anderer Meinung sein. Da nun die übrigen Bundesgenossen den Sosikles so freimüthig reden hörten, brach ein Jeglicher unter ihnen das Schweigen, das man bisher nur beobachtet hatte, um den Spartern nicht zu widersprechen, und trat nun der Meinung des Korinthiers bei. So mußten denn die Lakedämonier davon abstehn, den Athenern, wie sie gerne gewollt hätten, Zaum und Gebiß anzulegen, und Hippias ging unverrichteter Dinge von Sparta wieder nach Asien, um zu versuchen, ob er die Pläne seiner Herrschsucht mit Hülfe der Perser durchsetzen könne. Es gelang ihm, den persischen Satrapen Artaphernes für sich zu gewinnen, welcher denn von den Athenern kurzweg die Wiedereinsetzung des Tyrannen verlangte. Diese aber im Kraftgefühle der neuen Freiheit wollten lieber das mächtigste Volk der Erde zu offenbaren Feinden haben, als das abgeworfene Joch sich wieder gefallen lassen. Sie wiesen jenes Ansinnen mit Verachtung zurück; — Stoff genug zu gegenseitiger Ungunst, der nur noch Einer Veranlassung als des zündenden Funkens bedurfte, um in heller Kriegesflamme aufzulodern.

Zweites Buch.

1. Hiſtiäos und Ariſtagoras.
2. Miltiades.
3. Leonidas.
4. Themiſtokles.
5. Ariſteides und Pauſanias.
6. Kimon.

Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eiſernden Keäſte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tauſend Hände beiebt Ein Geiſt, hoch ſchläget in tauſend
Brüſten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahaen Geſetze,
Hier auf dem theueen Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Schiller.

Hiſtiäos und Ariſtagoras.

1. Wie die kleinaſiatiſchen Griechen den Perſern unterthan geworden.

Seitdem der Perſerkönig Kyros, deſſen wir ſchon im vorigen Erwähnung gethan haben, den Kroiſos überwunden und das Land der Lydier ſich zinsbar gemacht hatte, lagen nur noch die Niederlaſſungen der kleinaſiatiſchen Griechen zwiſchen den Grenzen ſeines Reiches und dem Meere, welches Aſien von Europa ſcheidet. Schon früher hatte er denſelben Freundſchaft und Bündniß angetragen, jedoch vergebens. Als nun aber die Lydier unterworfen worden, hielten es die Griechen für rathſam, zur Rettung ihrer Freiheit ſich mit dem Mächtigen zu befreunden. Sie ſchickten deshalb Boten an den Kyros nach Sardes, um ihn ihrer Ergebenheit zu verſichern. Kyros dagegen erzählte ihnen folgendes Gleichniß ſtatt der Antwort:

„Es ſaß einmal ein Pfeifer am Geſtade und ſahe die Fiſche im Meere. Da nahm er ſeine Flöte zur Hand und blies ihnen ein luſtiges Stückchen vor, in der Meinung, ſie ſollten zu ihm heraus an das Land kommen. Da er ſich aber in ſeiner Hoffnung getäuſcht ſah, ging er heim, holte ein Netz und fing darin eine große Menge Fiſche und zog ſie heraus. Und wie er ſie nun ſo ſpringen und zappeln ſah, ſprach er: Nun braucht ihr auch nicht zu tanzen, weil ihr nicht wolltet getanzt kommen, als ich euch pfiff.“

Darauf ſchickte er ſeinen Feldherrn Harpagos wider ſie aus, der ihm die griechiſchen Städte auf dem aſiatiſchen Feſtlande nach harter Gegenwehr mit Gewalt unterwarf, worauf ſich die Inſeln freiwillig ergaben. Nur die Tejer und die Phokäer ſtellten die Freiheit höher als das Vaterland. Jene gingen alleſammt zu Schiffe, ſegelten nach Thrakien hinüber und ließen ſich in Abdera nieder. Dieſe aber ſuchten in weiter Ferne eine neue Heimath. Denn unter allen Hellenen zuerſt hatten die Phokäer weite Seefahrten unternommen, hatten den adriatiſchen Meerbuſen entdeckt, Mittelitalien und Spanien beſucht und mit der berühmten Stadt Tarteſſos*) freundſchaftliche Beziehungen angeknüpft. Sie zogen ihre Funfzigruderer**) in die See, brachten an Bord ihre Weiber und Kinder und alles Geräth, dazu auch die Bildſäulen aus den Tempeln und alle Weihgeſchenke mit Ausnahme deſſen, was von Stein oder Erz oder was Malerei war; ſtiegen dann ſelber ein und gingen zunächſt nach Chios unter Segel. Da ſie aber dort kein Unterkommen fanden, kehrten ſie noch einmal nach Phokäa zurück, erſchlugen die Beſatzung der Perſer und ſetzten einen fürchterlichen Fluch darauf, ſo Jemand von dem Zuge wollte daheim bleiben. Darauf ſenkten ſie einen Klumpen Eiſen ins Meer und ſchwuren, nicht eher wieder nach Phokäa heimzukehren, als bis dieſes Eiſen zum Vorſchein käme. Als das geſchehen war, verließen die Phokäer den vaterländiſchen Boden für immer, ſegelten nach der Inſel Corſica und bauten die Stadt Elea in Italien. Nach mancherlei Glückswechſel ließen ſie ſich endlich in Maſſilia, dem heutigen Marſeille, nieder und brachten dem neuen Vaterlande aus dem alten eine köſtliche Gabe mit: den Oelbaum und den Weinſtock.

Die übrigen Griechen Aſiens aber wurden dem Kyros unterthan. Auch Phönicien mußte ſich ihm ergeben und endlich erlag ſelbſt Babylonien mit ſeiner uralten mächtigen Hauptſtadt Babel (536). Kyros Sohn und Nachfolger Namens Kambyſes (529) eroberte Aegypten, Dareios I, der auf Dieſen folgte, ordnete durch weiſe Geſetze und Einrichtungen das ungeheure Reich. Mit Ausnahme Arabiens umfaßte es nun das ganze Mittel- und Vorderaſien vom Indus bis zum griechiſchen Meere und ſtreckte ſeine Hände bereits auch nach Europa herüber.

2. Hiſtiäos und Ariſtagoras rufen die Jonier zur Empörung auf.

Dareios beſchloß einen Feldzug gegen die kriegeriſchen, rohen Völker der Skythen jenſeit der Donau. Er ließ zu dieſem Zwecke eine Brücke über den thraliſchen Bosporos ſchlagen, den man jetzt die Meerenge von Conſtantinopel nennt, und zog mit ſeinem Landheere darüber. Den Joniern und Aeoliern aber befahl er mit der Flotte durch das ſchwarze Meer bis an die Mündungen der Donau zu ſegeln und zwei Tagereiſen weit ſtromaufwärts zu fahren und dort, wo ſich der Fluß in Arme theilt, eine Schiffbrücke zu ſchlagen. Dieſe zweite Brücke übergab er den Fürſten, die er über die Jonier geſetzt hatte, zur Bewachung, während er ſelbſt mit dem übrigen Heer in das ſkythiſche Land einbrang. Allein der Feind wich planmäßig einer entſcheidenden Schlacht aus. Immer eine Tagereiſe weit vor dem Perſer herziehend, verſchüttete er in dieſem ſtädteloſen Nomadenlande alle Brunnen und Quellen und vertilgte das Gras und alles, was in der

*) Muthmaßlich das heutige Cadix.

**) Fahrzeuge mit funfzig Ruderern waren nach dem Zeugniſſe des Thukydides (I. 14.) noch viele Menſchenalter nach dem trojiſchen Kriege die bei den Griechen gewöhnlichen. Trieren oder Galeeren mit vollſtändigen Verdecken und drei übereinanderſtehenden Reihen von Ruderbänken kamen erſt in den Zeiten des Seekriegs mit den Perſern häufiger vor.

Erde wuchs. Der Weg ging durch menſchenleere Steppen weit über den Don hinaus, der Krieg war ohne Ziel und Erfolg, und das Land zeigte nichts, was des Gewinnens werth wäre. So entſchloß ſich der König zum Umkehr, nachdem er vielleicht bis zu derſelben Stelle vorgedrungen, an welcher über dreiundzwanzig Jahrhunderte ſpäter (1812) ein bis dahin unüberwundener Kriegsfürſt derſelbigen Art der Kriegführung erliegen mußte. Verfolgt von der ſkythiſchen Reiterei, vom Mangel an allen Lebensmitteln aufgerieben, gewann er mit Mühe den Rückweg. Unterdeſſen war ein andrer Skythenhaufe an die Donaubrücke vorausgeeilt und forderte die daſelbſt Wache haltenden Griechen auf, die Brücke abzubrechen und ihren Zwingherrn mit aller ſeiner Heeresmacht dem ſicheren Verderben zu überlaſſen. Der Athener Miltiades, welcher damals noch Fürſt mehrerer Städte auf der thrakiſchen Halbinſel (Cherſoneſos) war, rieth, dieſe günſtige Gelegenheit zur Befreiung der kleinaſiatiſchen Griechen nicht ungenutzt vorbeizulaſſen. Hiſtiäos aber, der Fürſt von Milet, gab dagegen zu bedenken: durch den Dareios habe Jeder von ihnen die Obergewalt in ſeiner Stadt; daher wäre mit des Königs Sturz auch das Ende ihrer Herrſchaft verbunden, denn jede Stadt würde die Volksherrſchaft lieber haben, als einen Tyrannen; und dieſer Grund war allen ſo einleuchtend, daß ſämmtliche Fürſten, die vorher dem Miltiades beigeſtimmt hatten, jetzt der Meinung des Hiſtiäos beitraten. Hierdurch wurde Dareios mit dem Reſte ſeines Heeres gerettet. Nach Aſien überſetzend ließ er den Megabyzos mit achtzigtauſend Mann in Europa zurück, der nun Thrakien dieſſeits der Donau den Perſern unterthan machte.

Um den Hiſtiäos für ſeine Treue zu lohnen, gab ihm der König eine Bitte frei. Er erbat ſich zu der Statthalterſchaft, die er ſchon beſaß, eine Gegend am Fluſſe Strymon (Iskar) zwiſchen Thrakien und Makedonien, wo er eine Stadt anzulegen gedachte. Da der König aber ſpäterhin den Abſichten dieſes ſchlauen und geſchäftigen Hellenen nicht trauete, rief er ihn unter dem Vorwande, daß er ſeines Rathes und Umgangs nicht entbehren könne, zu ſich nach Suſa und übergab dafür des Hiſtiäos Schwiegerſohne, Ariſtagoras, die Statthalterſchaft von Milet.

Hiſtiäos wurde der Ehre und des Anſehns, welches er am perſiſchen Hofe genoß, bald müde; denn er merkte wohl, daß er als täglicher Tiſchgenoſſe des Königs nur deſſen Gefangener ſei. Er überlegte ſich, wie er dieſer goldnen Ketten ledig werde, und fand, daß nur der Befreiungskampf eines ganzen Volkes ihm zur Freiheit helfen könne. Jonien ſollte ſich empören. Da er aber alle Wege beſetzt und keine Gelegenheit wußte, mit Sicherheit einen Brief an ſeinen Eidam zu befördern, ſo erfand er ein höchſt ſinnreiches Mittel. Er ſchor nemlich ſeinem getreueſten Diener das Haar glatt vom Kopfe, ſchrieb ſeinen Brief darauf und behielt Jenen ſo lange bei ſich, bis die Haare wieder gewachſen waren. Dann entſendete er ihn nach Milet und gab ihm weiter keinen Auftrag mit als den, dem Ariſtagoras zu ſagen, er ſolle ihm das Haar abſcheeren und dann den Kopf beſehn. Dies geſchah und Ariſtagoras las den geheimen Aufruf zur Empörung. Nichts konnte ihm willkommener ſein, denn ſeit etlicher Zeit beſchäftigte ihn ganz derſelbe Gedanke. Er war nemlich ſo eben von einem durch Verrätherei völlig verunglückten Feldzuge heimgekehrt, den die Perſer auf ſein Anrathen gegen die Inſel Naxos unternommen hatten; und war nun in großer Furcht, er werde die Kriegskoſten erſtatten müſſen und noch dazu ſeine Statthalterſchaft einbüßen. Darum ſann er auf Empörung, und als der Brief des Hiſtiäos ankam, war er entſchloſſen und ſchritt zum Werke.

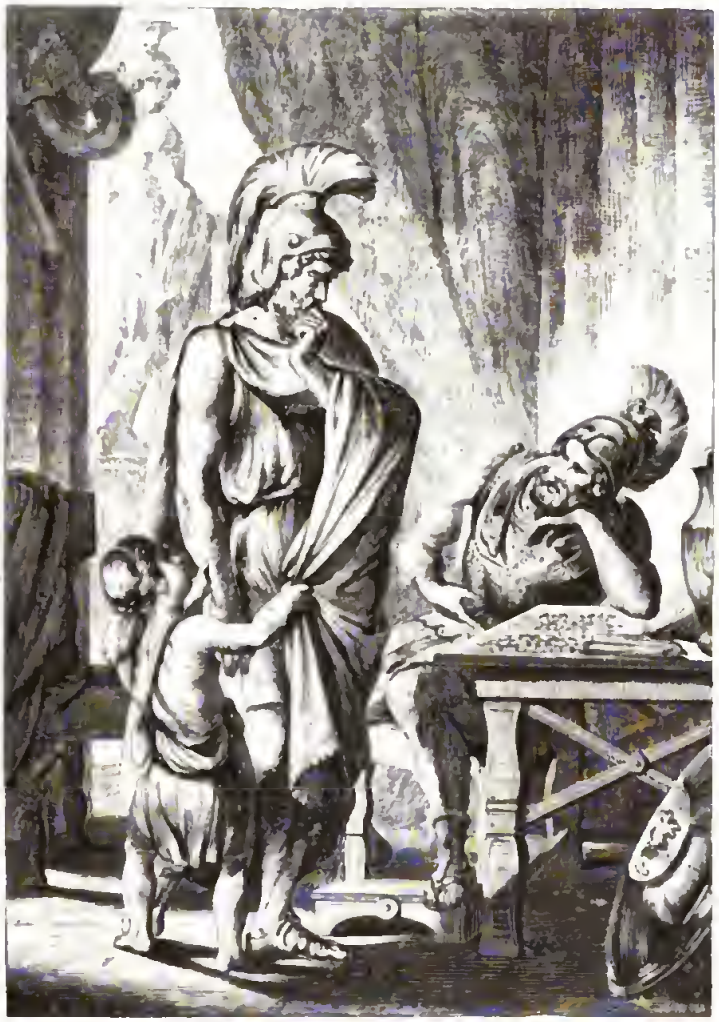
Nachdem er ſich der Beiſtimmung ſeiner Getreuen verſichert und den Plan mit ihnen berathen hatte, bemächtigte er ſich zunächſt der perſiſchen Oberſten, welche mit den Schiffen von Naxos zurückgekommen und auf Myus noch beiſammen waren. Sodann trat er mit dem Aufrufe zur Empörung hervor und legte öffentlich ſein Königthum nieder, um, wie er vorgab, der Führer freier Männer zu ſein und die Mileſier zu dieſem gewagten Unternehmen anzufeuern. Auch reiſte er in Jonien umher, vertrieb, wo er ſie noch vorfand, die perſiſchen Statthalter und rief zum Kampfe für die Freiheit. „Es gab nun keine Herren mehr in den Städten des Landes;“ jede verordnete ſich ſelbſt einen Oberſten; Ariſtagoras aber beſtieg eine Galeere und begab ſich in das europäiſche Griechenland, um ſich irgend einen mächtigen Beiſtand zu ſuchen.

3. Ariſtagoras ſucht in Sparta und Athen um Hülfe nach.

Zuerſt wendete ſich Ariſtagoras an die Lakedämonier, denn dieſe hatten ſchon vormals durch eine Geſandtſchaft dem Kyros verbieten laſſen, ſich an den Joniern zu vergreifen; worauf ihnen der König die ſtolze Antwort gegeben: er pflege ſich nicht vor griechiſchen Schwätzern zu fürchten; bleibe er am Leben, ſo ſolle man bald bei ihnen nicht von dem Unglücke der Jonier, ſondern von dem eignen zu plaudern haben. Als nun Ariſtagoras zu Sparta bei dem Könige Kleomenes eintrat, um ihn für die Sache der Jonier zu gewinnen, brachte er eine eherne Tafel mit, worauf der Umkreis der ganzen damals bekannten Erde ſammt dem Meere und allen Flüſſen eingeſchnitten war, und begann zu ihm folgendermaaßen:

„Verwundre dich nicht, Kleomenes, daß ich mit ſolcher Eile hieher gekommen bin, denn es iſt jetzo wahrlich Noth. Daß die Kinder der Jonier ſtatt frei zu ſein in Knechtſchaft leben, iſt zwar für uns ſelber eine große Schmach und Bekümmerniß, aber auch für die übrigen Hellenen und ganz beſonders für euch, die ihr die Erſten in Hellas ſeid. Jetzt alſo bei den helleniſchen Göttern beſchwör' ich euch: errettet uns, die wir mit euch von gleichem Blute ſind, von der Knechtſchaft. Für euch iſt ja das nicht ſchwer. Denn die Barbaren ſind keineswegs gute Kriegsleute und ihre Bewaffnung höchſt mangelhaft; aber an Menge der Güter übertreffen ſie alle anderen zuſammen; und das wird alles euer ſein, wenn ihrs nur haben wollt. Sie wohnen aber ein Volk an dem anderen, wie ich dir's jetzt angebe. Hier neben den Joniern (er zeigte dabei auf die Tafel) wohnen die Lydier, die haben das meiſte Silber und ein ſchönes Land. An dieſe grenzen gegen Morgen die Phrygier, das iſt das heerdenreichſte Land von allen, die ich kenne und das fruchtbarſte an Korn. Neben den

Phrygiern wohnen die Kappadokier, und neben dieſen liegt Kilikien, das geht hier bis an das Meer; da liegt die ſchöne Inſel Kypros,*) und dieſes Volk zahlt jährlich nicht weniger als fünfhundert Talente Zins. An die Kilikier ſtoßen die Armenier, auch die beſitzen viel Schafe. Weiterhin liegt das Land Kiſſia, wo die weitberühmte Stadt Suſa liegt. Daſelbſt hält der Großkönig**) ſeinen Hof, auch hat er da ſeine Schatzkammer. Wenn ihr dieſe Stadt einnehmt, ſo könnt ihr an Reichthum getroſt mit Gott ſelber euch meſſen. Und hier müßt ihr euch um ein viel minder gutes Land von geringem Umfange mit den Meſſeniern ſchlagen, die euch das Gleichgewicht halten, und mit den Arkadiern und Argeiern, die nichts von Gold und Silber beſitzen, worum man wohl ſonſt im Kampfe ſein Leben wagt. Da es euch aber freiſteht, ganz Aſien mit ſo leichter Mühe zu beherrſchen, wollt ihr eine ſolche Gelegenheit von euch weiſen?“



Auf ſolche Weiſe ſuchte er den König zu überreden. Dieſer verſprach ihm nach drei Tagen Beſcheid zu geben, und als ſie nun an dem verabredeten Orte zuſammenkamen, legte ihm Kleomenes die Frage vor: wie viele Tage man wohl brauche um von der joniſchen Küſte bis nach Suſa zu kommen? Da beging Ariſtagoras, der ſonſt ſo ſchlaue Mann, den großen Fehler — daß er die Wahrheit ſagte: es ſei ein Weg von drei Monaten. Darauf ließ Jener den Jonier nicht weiter zu Worte kommen und ſprach: „Mein Freund von Miletos, verlaß Sparta noch vor Sonnenuntergang, denn du biſt mit keinem guten Rathe zu den Lakedämoniern gekommen.“ Damit kehrte er um und ging heim.

Ariſtagoras aber nahm einen Oelzweig und trat in des Kleomenes Haus als ein Schützling mit der Bitte, ihm noch einmal Gehör zu geben. Es ſtand gerade des Königs einziges Kind dabei, die acht- oder neunjährige Gorgo; und der Fremdling verlangte, Kleomenes möge erſt das Kind hinausſchicken, worauf ihm Dieſer erwiederte, er möge nur ſprechen und ſich durch das Kind nicht abhalten laſſen. Da hob Ariſtagoras an und machte ihm viele Verſprechungen, wenn er den Joniern wolle Beiſtand gewähren. Erſt bot er ihm zehn Talente, und als Kleomenes ſich weigerte, immer mehr, bis er ihm fünfzig Talente (d. i. über 60,000 Thaler) verſprach. Da rief das Kind: „Vater, geh fort, der fremde Mann wird dich noch beſtechen!“ Der König erkannte die göttliche Warnung aus dem Munde der Unſchuld, ließ den Verführer ſtehn und ging in ein anderes Gemach.*)

Jetzt wendete ſich Ariſtagoras mit ſeinem Geſuche an Athen und war dort glücklicher. Die jüngſten Ereigniſſe hatten hier im voraus die Athener für einen ſolchen Antrag günſtig geſtimmt. Denn Artaphernes, der Statthalter von Sardes, hatte kurz vorher, wie wir bereits früher erzählt haben (S. 33), von den Athenern mit gebieteriſchem Stolz verlangt, den vertriebenen Tyrannen Hippias wieder bei ſich aufzunehmen.

Gerade zu dieſer Zeit traf nun Ariſtagoras ein, und fand es leichter eine Menge von dreißigtauſend Köpfen zu überreden als einen einzigen nachdenkenden Mann. Die Athener alſo faßten den Volksbeſchluß, zwanzig Schiffe den Joniern zu Hülfe zu ſchicken und ſetzten den Melanthios darüber zum Oberſten. Dieſe Schiffe waren der Anfang zu alle dem Unheil für Hellenen und Barbaren, von welchem ihr nun hören werdet.

*) Cypern.

**) D. i. der König von Perſien, von den Griechen auch oft „der König“ ſchlechthin genannt.

*) Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringſt du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündniß
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Goethe's Iphigenie Akt 1. Sc. 3.

4. Die Griechen verbrennen Sardes, Hiſtiäos wird nach Jonien entlaſſen.

An die Schiffe der Athener ſchloſſen ſich noch fünf Galeeren aus Eretria, einer anſehnlichen Stadt auf der Inſel Euboia, an. Denn die Eretrier wollten den Mileſiern bei dieſer Gelegenheit ihre Schuld für frühere Hülfleiſtung abtragen. Nachdem auch die übrigen Bundesgenoſſen ſich bei Epheſos geſammelt hatten, eröffnete man den Feldzug. Die lydiſche Hauptſtadt Sardes fiel ohne Gegenwehr; die Burg aber wurde von Artaphernes mit einer anſehnlichen Macht behauptet. Aus Unvorſichtigkeit oder Uebermuth eines Soldaten gerieth ein Haus in Brand, der ſich in wenigen Augenblicken über die Rohrhütten und Rohrdächer der Stadt verbreitete. Von allen Seiten her durch die Flammen vertrieben, ſammelten ſich die Lydier und Perſer auf dem Markte, über welchen der durch ſeinen Goldſand berühmte Paktolos floß, und ſetzten ſich nothgedrungen zur Wehr. Da nun die Jonier hier auf verzweifelten Widerſtand ſtießen, zogen ſie ſich auf den Berg Tmolos und begaben ſich in der Nacht wieder zu ihren Schiffen.

Sardes war verbrannt und mit der Stadt auch der Tempel der Landesgöttin Kybebe, woraus die Perſer ſpäterhin ihren Rechtsvorwand nahmen, als ſie die helleniſchen Tempel in Schutt und Aſche legten. Ein perſiſches Heer, welches in der Eile ſich ſammelte und der Spur der Verbündeten nachging, traf ſie in Epheſos. Die Griechen wurden gänzlich geſchlagen. Unter der Menge der Gefallenen war auch Eualkides, der Oberſte der Eretrier, der ſchon manchen Siegeskranz im Wettkampfe davongetragen hatte und von dem Dichter Simonides hoch geprieſen worden war. Die aber davon kamen, gingen auseinander in ihre Städte, und die Athener kehrten auch wieder heim (500 vor Chr.).

Doch blieb den Joniern, nachdem ſie einmal den Aufruhr begonnen, nichts übrig, als den Krieg nach allen Kräften fortzuführen. Sie bemächtigten ſich daher der Stadt Byzantion am Eingange des ſchwarzen Meeres wie auch der übrigen Städte dieſer Gegend, gewannen den größten Theil von Karien zu ihrem Beiſtand und verbündeten ſich mit den Cypriern.

Als nun dem König Dareios gemeldet wurde, daß Ariſtagoras eine Empörung angeſtiftet und ein Bündniß zwiſchen den Athenern und Joniern zu Stande gebracht habe, und daß von ihnen Sardes erobert und verbrannt worden ſei; ſoll er ſich anfangs um die Jonier gar nicht bekümmert haben, da er von der Erfolgloſigkeit dieſes Unternehmens im voraus überzeugt war; ſondern fragte nur: wer denn die Athener wären? Als man ihm das berichtet hatte, forderte er ſeinen Bogen, legte einen Pfeil darauf und ſchoß ihn gen Himmel; und während der in die Wolken flog, rief er die Gottheit an: „Verleihe mir Rache an den Athenern!“ Und als er das gethan, gab er einem ſeiner Diener den Befehl, ſo oft er ſich zu Tiſche ſetze, ihm dreimal zuzurufen: „Herr gedenke der Athener!“ Darauf ließ er den Hiſtiäos vor ſein Angeſicht rufen, und ſprach:

„Hiſtiäos, ich höre, daß dein Verweſer zu Milet unruhige Dinge wider mich vorgenommen hat. Denn er hat mir Leute aus dem andern Welttheile herübergebracht und die Jonier überredet mit ihnen gemeinſame Sache zu machen, und hat mir die Stadt Sardes zerſtört. Was hältſt du davon? Wie kann ſo etwas ohne deinen Rath geſchehen ſein? Nimm dich in Acht, daß du nicht ſelber ſchuldig befunden wirſt!“

„Herr König!“ ſprach der verſchmitzte Grieche mit dem Ausdrucke des Erſtaunens und gekränkter Ehre, „wie hätt' ich je zu einer That rathen können, woraus dir irgend eine Unannehmlichkeit, groß oder klein, erwachſen ſollte! In welcher Abſicht ſollte ich denn das thun? Hab' ich nicht alles, was du haſt, und würdigeſt du mich nicht, an allen deinen Berathungen theilzunehmen? Wenn aber mein Verweſer ſo etwas thut, ſo ſei gewiß, daß er alles auf eigne Hand gethan. Noch kann ich es nicht glauben, daß die Nachrichten, die du bekommen haſt, gegründet ſind. Sollt' es aber doch der Fall ſein, ſo wäre dir damit der Beweis gegeben, wie ungut es war, daß du mich aus der Landſchaft, die mir untergeben war, an deinen Hof zogeſt. Denn die Jonier ſcheinen, da ich ihnen aus den Augen gekommen, gethan zu haben, wonach es ſie ſchon ſo lange gelüſtet hat. Wäre ich in Jonien geweſen, ſo hätte ſich keine Stadt gerührt. Laß mich alſo jetzt ſobald als möglich wieder dahin abreiſen, ſo will ich dir dort alles wieder in Ordnung bringen und dieſen Ariſtagoras, der das Unheil angeſtiftet hat, in deine Hände überantworten.“

Der edle Dareios war nicht der Mann, der den Täuſchungskünſten eines Hiſtiäos gewachſen war. Er bereuete den Verdacht, den er gegen ſeinen treuen Diener, wie er meinte, gehegt hatte, und entließ ihn mit den beſten Wünſchen nach Jonien. Das war es, was Hiſtiäos gewollt hatte, und wie ein Vogel, welcher dem Käfig entronnen, eilte er der Heimath zu.

Als er nach Sardes kam, fragte ihn Artaphernes: warum er wohl meine, daß die Jonier ſich empört hätten? Hiſtiäos that, als ob ihm das völlig unbekannt ſei, und ſtellte ſich höchlichſt verwundert. Darauf ſagte Artaphernes: „Ich will dir ſagen, Hiſtiäos, wie die Sache zuſammenhängt: du haſt den Schuh gemacht und Ariſtagoras hat ihn angezogen.“ Hiſtiäos fürchtete, Jener wiſſe den ganzen Hergang der Sache und entfloh in der folgenden Nacht an das Meer. Jetzt warf er die Maske ab und ſtellte ſich an die Spitze der Empörung. In Chios angelangt, hatte man ihn ſogleich in Ketten gelegt, in der Meinung, er komme im Auftrage des Königs. Da erzählte er ihnen die ganze Geſchichte und ſeinen Antheil am Aufruhr und wurde freigelaſſen. Wie ſie ihn aber weiter fragten, aus welchen Beweggründen er zum Aufſtand ermuntert habe, machte er abermals eine Lüge, und ſagte: der König habe die Phönicier nach Jonien und die Jonier nach Phönicien verpflanzen wollen, und um dies zu verhindern, habe er zur Empörung gerathen.

Auf ſein Verlangen führten ihn nun die Chier heim nach Milet. Die Mileſier aber verweigerten ihm die Aufnahme. Sie waren froh, daß ſie den Ariſtagoras, der nicht lange vorher auf einem Zuge wider die Thrakier ſeinen Tod gefunden hatte, los geworden und hatten keine Luſt, einen neuen Herrſcher in ihre Mauern aufzunehmen. Zwar verſuchte er es mit Gewalt; weil dies aber fehlſchlug, ging er nach Mitylene auf Lesbos und bewog die Lesbier, acht Galeeren zu bemannen. Mit dieſen fuhr er nach Byzanz an den Eingang des ſchwarzen Meeres, faßte hier Stand und nahm alle Schiffe weg, welche dort vorüberkamen, wenn ſie nicht freiwillig ſich bereit erklärten, dem Hiſtiäos zu gehorchen.

5. Eroberung von Milet.

Unterdeſſen rückte eine ſtarke Land- und Seemacht der Perſer gegen Milet heran. Die Jonier beriethen ſich, was in gegenwärtiger Lage zu thun ſei. Man beſchloß, kein Landheer zu verſammeln, ſondern alle Schiffe, die man auftreiben könnte, zu bemannen und es zunächſt mit der phöniciſchen Flotte aufzunehmen. Kein Schiff durfte zu Hauſe bleiben, und als man die geſammte Seemacht der Jonier bei Lada, einer kleinen Inſel vor Milet, verſammelt hatte, betrug ihre Zahl dreihundert und dreiundfunfzig Galeeren, die perſiſche Flotte aber hatte deren ſechshundert. Bei dieſer Ungleichheit der Streitkräfte bemeiſterte ſich Furcht und Hoffnungsloſigkeit ſchon vieler Gemüther, bis der Phokäer Dionyſios mit folgender Rede ſich an die Verſammlung wendete: „Joniſche Männer! auf der Schärfe eines Scheermeſſers ſchwebt unſer Schickſal, ob wir ſollen frei ſein oder Knechte. Wohlan denn! wenn ihr Arbeit und Noth aushalten wollet, ſo werdet ihr im Stande ſein, eure Feinde zu überwältigen und die Freiheit zu behaupten. Wollt ihr euch aber der Trägheit und Unordnung hingeben, dann habe ich keine Hoffnung, daß ihr der ſchmachvollen Knechtſchaft entgehet. Wollt ihr mir vertrauen und in allen Stücken Gehorſam leiſten, ſo verſpreche ich euch mit Hülfe der Götter, daß die Feinde gar nicht wagen ſollen euch anzugreifen, oder, wenn ſie es thun, auf's ſchmählichſte geſchlagen werden.“

Dieſe Rede gefiel den Joniern wohl, ſie vertrauten ſich ganz den Anordnungen des Dionyſios. Dieſer ſtellte nun mit unermüdlichem Eifer allerlei Kriegsübungen an, ließ die Schiffe in langer Reihe aufziehn, übte die Ruderer, wie ein Schiff die anderen durchbrechen müßte, gewöhnte Jeden vollſtändige Rüſtung anzulegen und ließ den übrigen Theil des Tages die Schiffe vor Anker liegen, ſo daß die Jonier den ganzen Tag lang Müh' und Arbeit hatten. Sieben Tage gehorchten ſie allen ſeinen Befehlen, am achten aber ſprachen ſie unter einander alſo: „Wider welchen Gott haben wir denn geſündigt, daß wir ſo Schweres erdulden? Wir ſind wohl ganz von Sinnen, daß wir uns dem phokäiſchen Prahler, der nur drei Schiffe geſtellt hat, in die Gewalt gegeben. Er thut uns ja unerträgliche Schmach an. Viele von uns ſind unter dieſen Anſtrengungen ſchon krank geworden, und wie lange wird's dauern, ſo ſind wir es alle. Für ſolches Elend iſt es ja wahrlich beſſer, beſiegt zu werden und in Knechtſchaft zu gerathen, ſie mag ſein wie ſie will, ſtatt in der gegenwärtigen zu erliegen. Laßt uns ihm den Gehorſam aufkündigen.“

Dieſe Rede fand bei den Meiſten Anklang. Alsbald ſchlugen ſie wie ein Landheer auf der Inſel Zelte auf, gingen nicht mehr an die freie Luft und wollten nicht auf die Schiffe zur Uebung. So trug die ioniſche Weichlichkeit über die Freiheitsliebe den Sieg davon. Kein Wunder, daß ſie nicht erlangten, weſſen ſie nicht werth waren.

Die phöniciſche Flotte kam heran, die joniſche fuhr ihr in einer langen Schlachtreihe entgegen. Kaum aber waren ſie an einander gerathen, als neunundvierzig von den Schiffen der Samier die Segel aufzogen und eilend nach Hauſe fuhren. Als die Lesbier ſahen, daß ihre Nachbarn flohen, thaten ſie daſſelbe, und ſo zog eins das andre nach, bis die Flucht faſt allgemein war. Nur die hundert Schiffe der Chier hielten Stand; auf jedem derſelben fochten vierzig auserleſene Bürger. Obwohl ſie ſahen, daß die meiſten ihrer Bundesgenoſſen zu Verräthern wurden, wollten ſie es doch den Feigen nicht gleich thun, ſondern durchbrachen die Feinde und kämpften ſo lange, bis ſie viele feindliche Schiffe genommen und die meiſten der ihrigen verloren hatten. Auch jener Dionyſios, deſſen heilſamen Rath die Jonier ſo ſchnöde verachtet hatten, hielt ſich gut. Er nahm drei feindliche Schiffe gefangen und ſegelte erſt, als alles verloren war, davon; — aber nicht nach Hauſe, denn er ſah wohl, daß auch ſein Vaterland in Knechtſchaft gerathen würde, ſondern nach Phönicien, wo er dem Feinde noch ſo viel Schaden that, als er vermochte. Dann ſegelte er mit reicher Beute nach Sicilien und trieb, heimathlos und von ſeinem Schwerte lebend, Seeräuberei.

Nachdem alſo die Jonier in jener Seeſchlacht (498) überwunden worden, belagerten die Perſer die Stadt Miletos zu Waſſer und zu Lande, untergruben die Mauern und nahmen ſie endlich mit Sturm. Die meiſten ſtreitbaren Männer wurden erſchlagen, die übrigen wurden ſammt den Weibern und Kindern nach Suſa gebracht. Der König Dareios that ihnen aber weiter nichts zu Leide, ſondern wies ihnen einen Wohnſitz am rothen Meere an. Die Nachricht von dem Schickſale Milets erregte in ganz Griechenland große Trauer. Ein atheniſcher Dichter Phrynichos machte die Einnahme dieſer Stadt zum Gegenſtand eines Trauerſpiels, bei deſſen Aufführung die ganze Verſammlung der Zuſchauer in helle Thränen ausbrach. Dafür mußte der Dichter zur Strafe tauſend Drachmen*) zahlen, „weil er die Athener an häusliches Unglück erinnert habe,“ und das Stück durfte niemals wieder aufgeführt werden.

6. Hiſtiäos und der Aufſtand der Jonier nehmen ein unglückliches Ende.

Hiſtiäos war noch immer in der Gegend von Byzanz, als er die Einnahme von Milet erfuhr. Auf dieſe Nachricht fuhr er nach Chios, wo er vormals gute Aufnahme gefunden hatte. Die Chier aber, welche durch die Kriegsunfälle ſchon ganz heruntergekommen waren, wollten ihn diesmal nicht einlaſſen, bis er ſie mit Gewalt dazu nöthigte. Als er nun erfuhr, daß die Flotte der Phönicier von Milet ausgelaufen ſei, um das übrige Jonien zu unterwerfen, ſetzte er nach Myſien hinüber. In dieſer Landſchaft ſtand aber damals gerade ein ſtarkes Heer der Perſer unter der Anführung des Harpagos. Dieſer griff den Hiſtiäos an, erſchlug den größten Theil ſeiner Mannſchaft und nahm ihn ſelber lebendig gefangen. Hiſtiäos nannte ihm

*) Das Talent hatte 60 Minen, die Mine 100 Drachmen, die Drachme 6 Obolen. Nach Böckh's Forſchungen betrug das Talent 1500 Thlr., die Mine alſo 25 Thlr., die Drachme 7½ Sgr., der Obol 1 Sgr. 3 Pf. Setzt man das Talent nach ſonſtiger Annahme zu 1375 Thlr. an, ſo betrug die Mine 22 Thlr. 27½ Sgr., die Drachme 6 Sgr. 10½ Pf., der Obol 13¾ Pf.

ſeinen Namen in der Hoffnung, man werde ihn zum Könige bringen und dadurch ſein Leben erhalten werden. Allein Harpagos ging mit Artaphernes in Sardes zu Rathe; und da ſie fürchteten, er möchte ſich durch ſeine Verſtellungskünſte wieder bei dem Könige in Gunſt zu ſetzen wiſſen und alsdann ihnen gefährlich werden, ſo ließen ſie ihn an das Kreuz ſchlagen, ſalzten ſeinen Kopf ein und ſchickten denſelben zum Könige. Dareios aber war ein Menſch, in deſſen Seele erwieſene Wohlthaten eine tiefere Spur zurückließen, als aller nachmalige Undank. Er tadelte das Verfahren ſeiner Diener ſehr hart und befahl, das Haupt des Hiſtiäos abzuwaſchen und würdig zu begraben, weil er ein Mann geweſen, der ſich um ihn und die Perſer große Verdienſte erworben habe.

Mit dem Aufſtande der Jonier ging es nun raſch zu Ende. Nachdem das Schiffsheer der Perſer zu Milet überwintert hatte, ging es im nächſten Jahre wieder in See und nahm eine Inſel nach der andern. Doch begnügte man ſich nicht mit der Beſitznahme des Landes; ſondern ſobald man die Inſel genommen, fing man die geſammte Einwohnerſchaft wie in einem Netze. Ein Soldat faßte nämlich den andern bei der Hand und ſo bildete man eine lange Reihe vom nördlichen Meeresufer an bis zum ſüdlichen. Auf ſolche Weiſe durchſchritt man die ganze Inſel und nahm gefangen, wen man fand. Zu gleicher Zeit wurden die ioniſchen Städte auf dem aſiatiſchen Feſtlande erobert, und nun ging alles, was man im Anfange des Krieges den Empörern angedroht hatte, ſchrecklich in Erfüllung. Die Knaben wurden als Sclaven verkauft, die ſchönſten Jungfrauen an des Königs Hof geſchleppt und die Städte ſammt ihren Tempeln und Heiligthümern in Aſche gelegt.

So endete der Befreiungskampf der Jonier. Der unglückliche Ausgang dieſes Unternehmens kann den Nachdenkenden nicht befremden. Männer von unlauterer, ſelbſtſüchtiger Geſinnung waren ſeine Urheber; Uneinigkeit und ſchnelles Verzagen hinderten ſeinen Fortgang; aſiatiſche Weichlichkeit und ioniſcher Leichtſinn konnte weder die Mühen und Entbehrungen eines ernſten Kampfes ertragen, noch zu einer ehrenhaften Selbſtaufopferung ſich entſchließen; und der Heldenmuth einzelner Männer und Städte vermochte nicht die Verſchuldungen der Geſammtheit auszugleichen. Die Freiheit iſt ein ſittliches Gut und nur der Sittlichkeit wird es zu eigen.

Miltiades.

1. Heerfahrt des Datis und Artaphernes.

Nachdem der Aufstand der Jonier gedämpft war, gedachte Dareios mit Ernst daran, auch die Athener und die Eretrier für den Beistand, welchen sie Jenen geleistet hatten, zu züchtigen. Doch war es nicht blos, wie er vorgab, auf sie allein sondern auf Unterwerfung des ganzen Griechenlands abgesehn. Unter dem Oberbefehl des Mardonios, seines ruhmsüchtigen Eidams, ließ er ein gewaltiges Heer und eine starke Flotte ausgehn. Jenes ging über den Hellespont und unterwarf sich mehrere Gebiete der Makedonier; diese eroberte die Insel Thasos und fuhr dann an der europäischen Küste entlang um das Vorgebirge Athos herum. Hier aber überfiel sie ein heftiger Nordwind und trieb die meisten Schiffe gegen das Vorgebirge. Dreihundert Schiffe mit mehr als zwanzigtausend Mann gingen zu Grunde. Das Landheer war nicht glücklicher. Durch einen nächtlichen Ueberfall der thrakischen Bryger wurde es fast völlig aufgerieben und Mardonius selber verwundet. So kehrte der Rest des Heeres mit Schimpf und Schande nach Asien zurück, ehe es noch die, gegen welche es gesendet worden, zu Gesicht bekommen.

Dareios aber ergrimmte darüber nur noch mehr und ließ sich an diesem ersten Unglücke, das ihn im Kampfe gegen Hellas betroffen hatte, nicht genügen. Er sandte Herolde aus durch ganz Griechenland und befahl ihnen, sie sollten für den König Erde und Wasser fordern. Dieses war nemlich das Zeichen der Unterwerfung. Zu gleicher Zeit sandte er umher zu seinen zinspflichtigen Seestädten und befahl ihnen Kriegsschiffe zu bauen. Als nun die Herolde nach Hellas kamen, gab ihnen fast alles Volk auf den Inseln und viele Städte des festen Landes, was sie forderten. Nur die Bürger von Athen und Sparta geriethen über jene Zumuthung dermaaßen in Wuth, daß sie des Königs Boten in Gruben und Brunnen warfen und ihnen höhnend zuriefen: „Da nehmt euch nach Belieben!“ Dieser Frevel wider das Völkerrecht machte nachmals den Spartiaten schwere Sorge.

Als die Flotte gerüstet war, rief der König seine Feldhauptleute Datis und Artaphernes und befahl ihnen: „Ziehet hin gen Griechenland und machet die Widerspenstigen zu Knechten und führet sie vor mein Angesicht.“ Diese gingen nun mit sechshundert Schiffen und einem großen Heere in die See. Sie führten viele Ketten mit sich, die Gefangenen zu fesseln, und einen großen Marmorblock, den sie als ein Siegeszeichen auf den Trümmern von Athen aufrichten wollten. Zuerst landeten sie bei Naxos und machten zu Knechten alle, die sie fingen und steckten die Tempel und die Städte in Brand. Darnach segelten sie gen Euboia und nahmen die Hauptstadt dieser Insel, Eretria, nach sechstägiger Belagerung durch Verrath und ließen die Eretrier ein gleiches Schicksal erdulden wie die zu Naxos. Nach etlichen Tagen fuhren sie nach Attika, verwüsteten das Land und lagerten sich in der Ebene von Marathon, denn dieses schien der schicklichste Ort für die persische Reiterei, darum hatte sie Hippias hieher geführt. Hier aber wiederfuhr ihm ein Zeichen von böser Vorbedeutung.

Während er nemlich die Barbaren in Ordnung stellte, kam ihm das Husten an; und da er schon ein ziemlich bejahrter Mann war, dem die meisten Zähne lose standen, geschah es, daß ihm einer dieser Zähne von dem entsetzlichen Husten aus dem Munde fiel und in dem Sande sich verlor. Als er nun vergeblich sich bemüht hatte ihn wiederzufinden, seufzte er und sprach zu den Umstehenden: „Dieses Land ist nicht unser und wir werden es mit Nichten in unsere Gewalt bekommen; und was ich für Theil davon habe, das hat nun der Zahn dahin.“

In großen Sorgen hatten die Athener den Schnellläufer Pheidippides*) nach Sparta entsendet und bitten lassen ihnen beizustehen und nicht zuzugeben, daß die älteste Stadt in Hellas in die Knechtschaft barbarischer Männer gerathe. Nun war es aber gerade der neunte Tag im neuen Monde und den Lakedämoniern nach altem Gesetz und Glauben nicht erlaubt vor dem Vollmonde auszuziehn. So ließen sie die Athener ohne Hülfe, wie auch die übrigen Städte Griechenlands. Nur die Plataer, für welche die Athener vormals viel Mühe und Noth übernommen hatten, zeigten sich dankbar und schickten tausend Mann nach Marathon, wohin die Athener dem Feinde entgegenrückten.

Das athenische Heer stand unter der Leitung von zehn Obersten, je Einem aus den zehn Stämmen oder Phylen**), in welche die Bewohner Attikas getheilt waren. Jeder dieser Obersten hatte Einen Tag lang den Heerbefehl, welchen er am folgenden Tage dem Andern seiner Mitobersten, der ihm in der Reihe folgte, überlassen mußte. Diese seltsame Einrichtung beruhte auf dem demokratischen Grundsatze einer Gleichberechtigung aller Stämme und Gemein-

*) D. i. Pferdeschoner.

**) Von uralten, wie man sagte, schon von Kekrops Zeiten her, hatte die Eintheilung der Bewohner Attikas in vier Phylen bestanden. Kleisthenes hatte die Zahl derselben auf zehn vermehrt, die man wiederum in 174 Gemeinden theilte.

den, ſo wie auf dem republicaniſchen Bedenken, daß es der Freiheit des Staates gefährlich werden könne, wenn Einem der Bürger die bewaffnete Macht auf längere Zeit zur Verfügung ſtehe. Aber ſie zeigt auch, wie unvollkommen damals noch das atheniſche Kriegsweſen war, indem ſie Einheit des Plans und der Ausführung — die erſten Bedingungen einer erfolgreichen Kriegführung — faſt zur Unmöglichkeit machte.

Zum Glück befand ſich eben damals unter den zehn Oberſten ein Mann, deſſen überwiegendem Geiſt und Anſehn die widerſtreitenden Meinungen im Kriegsrathe endlich freiwillig ſich unterordneten, ſo daß im entſcheidenden Augenblicke eine Gemeinſamkeit des Willens und der That zu Stande kam, ohne welche Hellas unrettbar dem Stärkeren zur Beute geworden wäre. Dieſer Mann war Miltiades.

2. Frühere Schickſale und Thaten des Miltiades.

Das Anſehn, welches Miltiades ſchon damals bei ſeinen Mitbürgern genoß, gründete ſich nicht minder auf eigenes Verdienſt als auf den Ruhm ſeiner Abkunft. Denn er ſtammte aus des Aeakos, des Königs von Aegina, Hauſe, welches durch Philäos, den Sohn des Ajas, nach Athen verpflanzt worden war. Auch Kodros, der letzte König dieſes Staates, war einer ſeiner Ahnherrn. Der Oheim unſres Miltiades, von welchem er ſelber den Namen führte, hatte ſich eine anſehnliche Herrſchaft im thrakiſchen Cherſoneſos an den Ufern des Helleſpontes gegründet, wohin ihn die von ihren Nachbarn bedrängten Dolonker zu Hülfe gerufen hatten (etwa 560 vor Chr.). Nach dem Tode dieſes älteren Miltiades, der ein Sohn des Kypſelos war, übernahm ſeines Bruders Kimon Sohn, Namens Steſagoras, der ſchon längere Zeit bei ſeinem Oheim ſich aufgehalten hatte, die Herrſchaft. Kimon ſelber lebte in Athen und fiel daſelbſt durch Meuchelmord auf Anſtiften der Peiſiſtratiden, welche neidiſch darüber waren, daß er dreimal mit denſelbigen Roſſen den Sieg zu Olympia gewannen hatte. Als nun auch Steſagoras geſtorben war, ſandten die Peiſiſtratiden ſeinen jüngern Bruder Miltiades, Kimons Sohn, nach dem Cherſones, um daſelbſt die erledigte Herrſchaft zu übernehmen (etwa 518 vor Chr.). Durch Liſt und Muth wußte er dieſelbe zu befeſtigen. Er hielt fünfhundert Söldner in ſeinem Dienſte, legte zur Sicherung der Landſchaft an geeigneten Orten Caſtelle an, bereicherte die atheniſchen Anſiedler durch Veranſtaltung häufiger Streifzüge in das feindliche Gebiet und gewann die Tochter des Thrakierkönigs Oloros, Hegeſipyle, zur Frau.

Doch hörte er auch in der Ferne nicht auf, ſeinem Vaterlande nützlich zu werden. Schon auf ſeiner Hinfahrt nach dem Cherſones hatte er die Bewohner von Lemnos aufgefordert ſich der Botmäßigkeit der Athener zu unterwerfen. Dieſe aber hatten ihm damals die ſpöttiſche Antwort gegeben: er werde ſie dann dazu bereit finden, wenn er einſt, von zu Hauſe kommend, mit dem Nordwinde bei ihnen einlaufe — ein Ding der Unmöglichkeit, da dieſer Wind denjenigen, welche von Athen nach Lemnos fahren, entgegenweht. Damals alſo mußte Miltiades unverrichteter Dinge weiter ſegeln. Nun aber, nachdem er ſeine Niederlaſſung im Cherſones begründet und ſeine Streitkräfte vermehrt hatte, kehrte er nach Lemnos zurück und ſprach: jetzt ſollten ſie thun nach ihrer Zuſage. Von zu Hauſe kommend ſei er mit dem Nordwinde bei ihnen eingelaufen, denn im Cherſonese ſei er zu Hauſe. Die Pelasger, welche die Inſel bewohnten, wohl weniger durch die Folgerichtigkeit ſeines Schluſſes als durch den Blick auf die Ueberlegenheit ſeiner Macht überführt, wagten keinen Widerſtand und übergaben ihm die Inſel, welche er hierauf mit atheniſchen Anſiedlern beſetzte.

Als des Königs Dareios Heer, auf dem Zuge gegen die Skythen begriffen, Thrakien überſchwemmte, nahm auch Miltiades gezwungener Weiſe an dieſer Heerfahrt Theil. Bei dieſer Gelegenheit gab er, wie bereits früher (S. 38) erzählt worden, den griechiſchen Häuptlingen, die mit ihm in gleicher Lage waren, den Rath, durch Zerſtörung der Donaubrücke dem Dareios den Rückweg abzuſchneiden und ſo mit Einem Male dieſen gefährlichen Eroberer mit ſammt ſeiner Heeresmacht zu vernichten. Dieſer Vorſchlag, an welchem man den ebenſo klug vorſchauenden als freiheitsliebenden Mann erkennt, wurde verworfen — zum Verderben des Hiſtiäos, der die Annahme dieſes Plans vereitelte, und zur nachmaligen höchſten Gefahr für ganz Griechenland. Wie oft mochte Miltiades in dieſer Zeit, als Athen vor demſelben Dareios in Furcht und Schrecken war, an jene Berathung an der Donau zurückdenken!

Als der Aufſtand der Jonier durch die Perſer gedämpft war, durfte Miltiades im Cherſones ſich nicht mehr für ſicher halten und begab ſich mit fünf Fahrzeugen vor der phöniciſchen Flotte auf die Flucht. Die feindlichen Schiffe, denen viel daran gelegen war, ihn zu fahen und vor den König zu bringen, verfolgten ihn bis zur Inſel Imbros. Mit vieren ſeiner Schiffe entkam er; das fünfte aber, welches ſein älteſter Sohn Metiochos befehligte, fiel den Phöniciern in die Hände. Man ſtellte den Gefangenen dem Dareios dar; Dieſer aber behandelte ihn nach ſeiner huldvollen und großmüthigen Weiſe, beſchenkte ihn mit Haus und Gut und gab ihm eine Perſerin zur Frau, ſo daß der Sohn des großen Perſerfeindes mit ſeinen Nachkommen in Perſien völlig einheimiſch ward. Miltiades kam von Imbros glücklich nach Athen. Hier aber gerieth er, kaum der einen Todesgefahr entronnen, alsbald in eine zweite. Seine Widerſacher nemlich zogen ihn mit der Anklage vor Gericht, er habe im Cherſoneſos Tyrannei geübt. Jedoch wurde er frei geſprochen und als ein einſichtsvoller Mann, der mit der Kriegsweiſe der Perſer wohlbekannt war, durch die Wahl des Volkes für den bevorſtehenden Kampf zu einem der zehn Oberſten ernannt.

3. Die Schlacht bei Marathon.

Die Führer der Athener waren in Hinſicht deſſen, was zu thun ſei, getheilter Meinung. Die Einen waren der Anſicht, man müſſe den Kampf im offenen Felde vermeiden, weil man im Vergleich mit dem perſiſchen Heere viel zu ſchwach ſei. Andere dagegen und unter dieſen auch Miltiades beſtanden darauf, man müſſe ſchlagen. Als

nun die Meinung der Erſteren im Kriegsrathe die Oberhand behielt, wandte ſich Miltiades an den Polemarchos oder Kriegsherrn*), dem als ſolchem gleiches Stimmrecht mit den zehn Oberſten zuſtand — es war dies dazumal Kallimachos — und redete ihn mit folgenden Worten an:

„Bei dir, Kallimachos, ſteht es jetzt, ob du Athen in die Knechtſchaft bringen oder es befreien und dir ein Denkmal ſtiften willſt für ewige Zeiten, wie ſelbſt Harmodios und Ariſtogeiton ſich nicht geſtiftet haben. Denn ſo lange Athen ſteht, nie iſt es in größerer Gefahr geweſen. Unterliegen wir den Medern, ſo iſt leicht zu erachten, wie es uns ergehen wird, wenn wir dem Hippias überantwortet werden; gewinnt aber die Stadt den Sieg, ſo kann ſie leicht die erſte werden unter allen helleniſchen Städten. Wie nun dies möglich iſt und wie in deinen Händen die Entſcheidung darüber liegt, will ich dir jetzt ſagen. Wir zehn Oberſten ſind in unſrer Meinung getheilt, indem einige dafür ſtimmen, man ſolle ſchlagen, die andern, man ſolle nicht ſchlagen. Entſcheiden wir uns für das Letztere, ſo fürchte ich einen großen Aufſtand, der die Herzen der Athener umſtimmt, daß ſie mediſch werden. Schreiten wir aber zum Kampfe, ehe noch etliche unter den Athenern auf ſchlechte Gedanken gerathen, ſo ſind wir im Stande, mit der Götter Hülfe die Schlacht zu gewinnen. Dies alles nun ſteht bei dir und hängt von dir ab. Denn willſt du meiner Meinung beitreten, ſo iſt das Vaterland frei und unſre Stadt die erſte in Hellas. Trittſt du aber auf die Seite derer, die gegen die Schlacht ſtimmen, ſo wird von alle dem Guten, das ich dir hergezählt habe, das Gegentheil geſchehn.“

Durch dieſe Vorſtellung brachte Miltiades den Kallimachos auf ſeine Seite, und nachdem ſomit auch der Polemarch für die Schlacht ſtimmte, beſchloß man zu ſchlagen. Nach dem Beiſpiele des edlen Ariſteides leiſtete jetzt Jeder der Oberſten Verzicht auf den Heerbefehl, um ihn dem Miltiades zu übertragen. Gleichwohl wartete Dieſer bis auf den Tag, an welchem ihm von Rechts wegen die oberſte Leitung zukam. Dies war am 29. September des Jahres 490 vor Chriſto. Er ordnete das Heer zur Schlacht. Den rechten Flügel führte dem Herkommen gemäß der Polemarch. Unter deſſen Führung folgten nun die atheniſchen Stämme in ihrer Ordnung, einer nach dem andern. Im Mitteltreffen ſtanden die bewaffneten Sclaven. Den äußerſten linken Flügel bildeten die Plataer. Die ganze Schlachtordnung war mit der perſiſchen gleich lang gemacht; die Flügel am ſtärkſten, das Mitteltreffen aber nur wenige Reihen hoch.

Als die Opfer günſtig ausfielen, wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und ſogleich gingen die Athener im Sturmſchritt auf die Barbaren los. Dieſe Angriffsweiſe, die bisher niemals üblich geweſen, geſchah auf beſondere Anordnung des Miltiades. Das Unvermuthete des Angriffs ſollte die Feinde beſtürzt und zaghaft machen, den Angreifenden aber, indem ſie der Gefahr raſch und aus

freiem Willen zu Leibe gingen, die Furcht benehmen und den Muth erhöhn; und die Heftigkeit des Zuſammenſtoßes mußte der helleniſchen Schaar an Kraft und Nachdruck erſetzen, was an Menge ihr abging.

Die Perſer mochten Anfangs meinen, die Athener müßten nicht bei Sinnen ſein, daß ſie bei ſo geringer Zahl und noch dazu im vollen Laufe angriffen, als wollten ſie in ihr ſicheres Verderben rennen. Als aber die Hellenen an ſie herangekommen waren und auf ſie eindrangen, da wußten ſie kaum noch, ob ſie mit Männern oder mit Löwen zu thun hätten. Auf beiden Seiten focht man mit

*) Polemarchos hieß derjenige unter den neun Archonten, dem die Verwaltung des Kriegsweſens oblag.

großer Tapferkeit, und nachdem der Kampf eine lange Zeit gewährt hatte, brachen die Perſer im Mitteltreffen, wo die Schlachtordnung am ſchwächſten war, mit Uebermacht durch und jagten nach in's Land hinein. Auf beiden Flügeln aber ſiegten die Athener und Platäer; und wie ſie hier die Oberhand gewannen, ließen ſie den geſchlagenen Feind fliehen, zogen beide Flügel zuſammen und ſtritten wider die, die das Mitteltreffen durchbrochen hatten. Auch hier gewannen ſie den Sieg. Da ergoß ſich die Macht der Barbaren in wilder Flucht über das Blachfeld nach dem Meere zu, und die Griechen jagten ihnen nach und hieben nieder, was ihnen vor die Hände kam. In angſtvoller Verwirrung ſtürzte ſich die fliehende Menge in die Schiffe, denn auf dem Lande war nirgends Sicherheit oder Rettung. Aber die Griechen waren dicht hinterdrein, und als ſie an den Strand kamen, verlangten ſie Feuer und ſteckten noch ſieben Schiffe, ehe ſie vom Lande ſtoßen konnten, in Brand. In dieſem Gedränge wurde der Kriegsherr Kallimachos erſchlagen. Auch Kynaegeiros, der ältere Bruder des nachmals berühmt gewordenen Trauerſpieldichters Aeſchylos, (welcher gleichfalls unter den Kämpfenden ſich befand), wurde dort ein Opfer ſeines überkühnen Muthes. Er ſprang in die Brandung des Meeres den Fliehenden nach und faßte ein Schiff bei der Krümmung des Spiegels, worauf ihm die Hand mit einem Beile abgehauen wurde und er ſelber den Tod fand.

Erſt auf der ſichern See erholten ſich die Perſer, ſo viel ihrer aus der Schlacht entronnen waren, von ihrem Schrecken; und weil ſie nun nicht mit gleicher Schmach beladen und völlig unverrichteter Dinge wie vordem Mardonios nach Aſien heimkehren wollten, faßten ſie den Plan, das von Streitern ganz entblößte Athen unvermuthet zu überfallen und ſegelten zu dieſem Zwecke ſüdwärts um das Vorgebirge Sunion herum. Aber auch dieſen Fall hatte Miltiades vorausbedacht und eilte mit einem Theile des Heeres in vollem Laufe nach der Stadt zurück. Als nun die Barbaren vor dem Hafen Phaleros erſchienen, fanden ſie ihn durch ein ſchlagfertiges Heer wohlbeſchützt und ſegelten verdroſſenen Sinnes heim gen Aſien.

Das ganze Lager der Perſer mit all' ſeinen Koſtbarkeiten, deren dieſes prunkſüchtige Volk eine große Menge mit ſich in das Feld zu führen pflegte, mitſammt den für die Griechen beſtimmten Feſſeln und dem Marmorblocke kam in die Hände der Sieger. Von den Barbaren waren in dieſer Schlacht gefallen ſechstauſend und vierhundert Mann, unter ihnen auch Hippias, der an ſeinem Vaterlande erſt zum Tyrannen dann zum Verräther geworden war. Die Athener dagegen zählten nur hundert und zweiundzwanzig Gefallene. Außer dieſen ſtarb noch ein Anderer eines rühmlichen und rührenden Todes. Als nemlich der Sieg der Athener entſchieden war, machte ſich ein Bürger, um daheim der erſte Siegesbote zu ſein, ſofort auf den Weg, gelangte in fliegender Eile, mit Blut und Staub bedeckt, nach Athen, und nachdem er mit ſtockendem Odem in die Straßen hineingerufen: „Freuet euch, ihr Bürger! wir haben geſiegt!“ fiel er entſeelt zur Erde.

In dem frohlockenden Siegeszuge, der von Marathon heimkehrte, führte man auch einen blinden Mann mit Namen Epizelos. Derſelbe war geſund und mit hellen Augen in die Schlacht gezogen; dort aber, als er im Handgemenge wacker mitfocht, verlor er mit Einem Male das Geſicht, ohne daß er an irgend einem Theile des Leibes geſchlagen oder getroffen wurde, und blieb ſein ganzes Leben lang blind von dieſer Zeit an. Niemand begriff das Wunder; er ſelbſt aber erzählte, ein Gott ſei ihm in der Schlacht vorübergegangen, vor deſſen Anblick ſei er erblindet.

Lange noch ging im Volke die Sage, daß man in der Ebene von Marathon bei nächtlicher Weile das Waffengetümmel der Männer und das Wiehern der Roſſe vernehme, als ſetzten die Gefallenen in den Lüften den unverſöhnlichen Kampf fort.*) Und in der That war dieſer Sieg nur das würdige Vorſpiel langer und blutiger Kämpfe, der Herold eines neuen Heldenzeitalters, in welchem Griechenland die ſchönſten Kränze kriegeriſchen Ruhmes nach ſittlicher Größe gewann.

Nach dem Vollmonde traf auch das Heer der Lakedämonier in Athen ein, nachdem es mit einem Gewaltmarſche in drei Tagen von Sparta nach Attika geeilt war, um noch zu rechter Zeit zu kommen. Da ſie nun aber die Schlacht ſchon vollbracht fanden, verlangten ſie doch ſehr, die Perſer wenigſtens zu ſehen. Sie gingen daher nach Marathon und beſahen ſie, und nachdem ſie die Athener und ihre That gelobt, gingen ſie wieder nach Hauſe. So wurde den Athenern der Ruhm zu Theil, die Erſten von allen Hellenen zu ſein, welche nicht nur den Anblick mediſcher**) Kleidung und der damit bekleideten Männer ausgehalten — denn vorher war ſchon der bloße Name der Meder den Hellenen ein Schrecken — ſondern auch ein zehnfach überlegenes Heer dieſer Gefürchteten ſchmachbedeckt aus dem Lande hinausgeſchlagen hatten.

Halb von öden Gebirgen umgrenzt, ſtreckt Marathons heil'ge Thalflur gegen des Meers ſchimmernde Bucht ſich hinab.
Feierlich ſchweigt es umher, ſtumm kreiſen die Adler, und einſam
Ueber dem weiten Gefild ſchwebt der Gefallenen Ruhm.***)

4. Welchen Lohn Miltiades für ſeine That gefunden.

Miltiades, der ſchon früher unter den Athenern viel gegolten hatte, ſtand ſeit dieſem glorreichen Siege im höchſten Anſehn. Dies wurde die Veranlaſſung zu ſeinem nachmaligen Unglücke. Von Thatenluſt getrieben bat er die Athener um ſiebenzig Schiffe nebſt der zugehörigen Mannſchaft und den nöthigen Geldern; ſagte ihnen aber nicht, gegen wen der Feldzug, den er vorhabe, gerichtet ſein ſolle, ſondern nur, daß er ſie in ein Land zu führen gedenke, von wo ſie Geld in Menge nach Hauſe bringen würden. Die Athener ließen ſich an ſeiner Verſicherung genügen und gaben, was er verlangte.

Darauf fuhr Miltiades mit dem Schiffsheere nach Paros, umlagerte die Stadt und ließ den Einwohnern

*) Eine Sage, die uns faſt in allen Zeitaltern blutiger Völkerkämpfe begegnet. Sie kam z. B. auch nach der mörderiſchen Schlacht zwiſchen den Römern und Hunnen in den catalauniſchen Gefilden wieder auf und hat als ſolche in dem berühmten Wandgemälde W. Kaulbachs im neuen Muſeum zu Berlin die ergreifendſte Darſtellung gefunden.

**) Mediſch bei den Griechen meiſt gleichbedeutend mit Perſiſch.

***) Emanuel Geibel.

durch einen Herold ansagen, daß sie ihm hundert Talente*) zahlen müßten, widrigenfalls er nicht eher abziehen würde, als bis er ihre Stadt eingenommen hätte. Grund oder Vorwand zu diesem gewaltthätigen Verfahren lieh ihm der Umstand, daß diese Insel ein Schiff zu der persischen Flotte hatte stoßen lassen. Die Parier zogen es vor, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, rüsteten sich zu mannhafter Vertheidigung und erhöhten den Theil der Mauer, der am leichtesten anzugreifen war, in einer Nacht um das Doppelte.

Während nun Miltiades mit sich zu Rathe ging, was weiter zu thun sei, kam ein gefangenes Weib aus Paros, Namens Timo, eine Dienerin der unterirdischen Götter, zu ihm und erbot sich ihm zu sagen, was er thun müsse, um sich der Stadt zu bemächtigen. Und als er ihr Gehör gegeben, sagt man, sei er nach dem Hügel vor der Stadt gegangen, wo der Tempel der Demeter stand; und da er die Thür nicht habe öffnen können, sei er über die Verzäunung gesprungen und nach dem Saale gegangen, der von keinem Manne durfte betreten werden. Und wie er an der Schwelle gestanden, sei ihm plötzlich ein Schaudern angekommen, worauf er wieder umgekehrt sei, ohne daselbst zu thun, was ihm geheißen war, aber beim Herabspringen von der Mauer habe er sich die Hüfte verrenkt.

Krank und unverrichteter Dinge kam Miltiades wieder nach Hause, nachdem er Paros sechs und dreißig Tage lang belagert und die Insel verwüstet hatte. Darüber fiel er bei dem atheniſchen Volke in Ungnade. Vor allen war ihm Xanthippos feindlich gesinnt und klagte ihn auf den Tod an, weil er die Athener mit eitlen Versprechungen hintergangen habe. Miltiades lag noch krank zu Bett und konnte nicht persönlich zu seiner Vertheidigung vor Gericht erscheinen. Seine Freunde aber erreichten durch ihre Vorstellungen und Bitten beim Volke nichts weiter, als daß man ihm die Todesstrafe erließ und ihn dafür zum Ersatz der Kriegskosten verurtheilte. Sie betrugen nicht weniger als funfzig Talente, und da Miltiades eine so hohe Summe nicht erlegen konnte, brachte man ihn in's Gefängniß. Dort lag der edle Held vom Undanke seiner Mitbürger vergessen und verwahrlost, bis der Brand seine Wunde ergriff und seinem Leben ein Ende machte. Kimon, sein Sohn, wanderte statt des Todten, den man hinaustrug, in's Gefängniß; bis Elpinike, seine Tochter, durch ihre Vermählung mit dem reichen Kallias im Stande war, die Schuld des Vaters zu entrichten. Aber viel später erst besann sich Athen auf das, was man dem Freiheitsretter schuldete, und ließ die sogenannte Poikile oder Bilderhalle durch den Maler Panänos, des berühmten Pheidias Bruder, mit einem Gemälde der marathonischen Schlacht ausschmücken, in dessen Vordergrunde man den Miltiades sah, wie er die Streiter zum Kampfe anfeuerte und zum Siege führte.

*) s. S. 41.

Leonidas.

1. Xerxes Heerfahrt nach Europa.

Als die Nachricht von der Niederlage bei Marathon an den König Dareios kam, da entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die Athener und er rüstete sich zu einem neuen Feldzuge gegen Hellas vier ganze Jahre lang. Aber er starb, ehe er ausführen konnte, was er im Sinne hatte, und sein Sohn Xerxes übernahm mit dem Throne zugleich den Racheplan des Vaters. Hierin bestärkte ihn sowohl Mardonios, welcher unter allen Persern am meisten in Ansehn stand, als auch ein Traumgesicht. Es däuchte ihm nemlich, er wäre mit einem Oelsprößlinge bekränzt, und die Zweige desselben reichten über die ganze Erde, und nach diesem verschwände der Kranz, der ihm auf dem Haupte gelegen. Das legten ihm die Magier*) so aus: Dieser weitreichende Kranz bedeute, daß er durch den Feldzug, den er vorhabe, die Herrschaft gewinnen werde über die ganze Erde (denn Xerxes hatte allerdings im Sinne, nach Unterwerfung Griechenlands ganz Europa sich eigen zu machen, bis daß der Himmel selbst die alleinige Grenze des Perserreichs wäre); hätten Jene aber darauf achten gewollt, daß der Kranz nachher vom Haupte des Königs entschwunden war, so hätten sie dem Traume wohl eine richtigere Deutung gegeben.

Xerxes indeß glaubte den Worten seines Rathgebers und seiner Traumdeuter, und nachdem er noch vier Jahre lang die Kriegsrüstung fortgesetzt hatte, zog er im Frühlinge des Jahres 480 v. Chr. mit einer fast zahllosen Menge Volkes wider die Griechen zu Felde. Das Vorgebirge Athos, wo die Perser vormals Schiffbruch gelitten, ließ er mit ungeheurer Arbeit vom Festlande durch einen breiten und tiefen Graben trennen, in welchem nun die persische Flotte ungefährdet hindurchfuhr. Doch geschah dies, wie Herodot meint, mehr aus Prahlerei, um seine Macht zu zeigen und sich ein Denkmal zu stiften, als aus Nothwendigkeit. Um das Landheer von Asien nach Europa hinüberzubringen, ließ Xerxes über den Hellespontos Brücken schlagen. Aber ein Sturm zertrümmerte sie, und als das der König erfuhr, ergrimmte er überaus, ließ den Baumeistern die Köpfe abschneiden und das Meer für seine Widerspenstigkeit züchtigen. Man versenkte nemlich schwere Ketten in die See, gleich als wollte man sie binden, und gab ihr dreihundert Geißelhiebe, wobei diejenigen, die diesen unsinnigen Befehl vollzogen, sprechen mußten: „O du bitteres Wasser! der Herr legt dir diese Strafe auf, weil du ihn beleidigt hast, da er doch dir nichts zu Leide gethan. Und der König Xerxes wird doch über dich hingehn, du magst nun wollen oder nicht. Von Rechts wegen aber opfert dir kein Mensch, weil du ein trüglicher und salziger Strom bist.“

Als man hierauf zwei andere Brücken, stärker als die ersten, hergestellt hatte, bereitete sich das ganze Heer zum feierlichen Uebergange. Der Weg war mit Myrthenzweigen bestreut, und auf den Brücken dampfte der Weihrauch; und wie jetzt im Osten die still und andächtig erwartete Sonne über den Völkern herrlich emporstieg, da goß Xerxes aus einer goldenen Schale ein Trankopfer in das Meer und betete zur Sonne, daß sie ihm eine sieghafte Bahn beleuchten möge bis an das Ende Europas. Darnach warf er die Schale sammt einem goldnen Becher und persischen Krummschwerte in die See; und als er das gethan, machte sich das Heer auf und ging hinüber von Asien nach Europa. Dieser Zug über die Brücke währete ununterbrochen sieben Tage und sieben Nächte, und die das mit ansahen, achteten den König an Macht gleich einem Gotte.

Als sie nun in Thrakien in die Ebene von Doriskos kamen, hielt Xerxes Heerschau und veranstaltete eine Zählung seines Kriegsvolkes in folgender Art. Man stellte zehntausend Mann auf einen Ort dicht zusammen und zog alsdann einen Zaun um sie; darnach ließ man sie herausgehn und trieb Andere hinein, bis die Umzäunung abermals gefüllt war. Solchergestalt wurde das persische Heer gezählt oder vielmehr wie Getraide gemessen, und wurde die Gesammtmenge streitbarer Männer bei drittehalb Millionen befunden; der Troß der Diener, Köche, Weiber u. dergl. betrug mindestens ebenso viel; so daß dieser ungeheure Zug von mehr als fünf Millionen Menschen eher einer Völkerwanderung als einer Heerfahrt glich. Da war kein Volk zwischen dem indischen und dem Mittelmeer, das nicht zu diesem Heere seine Schaar gestellt hätte, ein buntes Gewimmel der verschiedenartigsten Gestalten, Trachten und Waffenarten! Den Kern dieser Kriegsmacht bildeten die Perser. Kleidung und Rüstung derselben war von den Medern entlehnt: sogenannte Tiaren oder ungefilzte Hüte, bunte Aermelröcke mit eisernen Schuppen belegt, Hosen um die Beine, statt des Schildes ein Geflecht, kurze Speere, große Bogen, im Köcher Pfeile von Rohr und einen Dolch im Gürtel. Die Assyrier hatten eherne gestachelte Helme auf und linnene Panzer an; ihre Hauptwaffe war eine mit Eisen beschlagene Keule. Die Saken, ein skythisches Volk, gingen mit hohen Turbanen einher, welche oben spitz zuliefen, und führten im Kampfe eine Streitaxt. Die

*) Die Priester und Weisen der Perser.

Indier trugen Kleider von Baumwolle, die Kaſpier von Pelz, die Sarangen prunkten mit gefärbten Mänteln und ihre Schuhe reichten bis on die Kniee hinan. Die Araber waren mit weiten Oberkleidern umgürtet und führten longe Bogen, die mon nach Belieben auf beiden Seiten ſpannen konnte. Die afrikoniſchen Aethiopier hatten Ponther- und Löwenfelle um, ihre Bogen waren aus dem Blüthenſtiele eines Palmbaums gefertigt, ihre Pfeile waren von Rohr, und voru war ein ſpitziger Stein von beſonderer Härte befeſtigt; die Spitze ihres Speeres aber bildete ein Antilopenhorn; unb wenn ſie in die Schlacht zogen, hatten ſie ihren Leib gar ſeltſam halb mit Kreide halb mit Mennig angemalt. Die Libner gingen mit lederner Kleidung, die Ihrokier hatten einen Fuchsbalg auf dem Kopfe, einen bunten Pelz über dem Rocke und um die Beine Stiefeln von Hirſchleder. Die Chalyber ſchmückten ſich den Helm mit ehernen Hörnern und mit Büſchen, die aſiatiſchen Aethiopier dagegen hatten ſich das Houpt mit abgezogenen Pferdeſtirnhäuten bedeckt, on denen noch die Ohren gerode in die Höhe ſtonden unb die Mähne hinten wallend hinabhing. An Glanz zeichneten ſich vor ollen bie Perſer aus, welche anch die topferſten waren. Ihre Rüſtnngen ſtrahlten von der Menge des Goldes. Auch führten ſie eine zahlreiche und ſchön geſchmückte Dienerſchaft auf Wogen mit ſich. Unter der Reiterei that ſich das perſiſche Hirtenvolk der Sogartier hervor. Dieſe hatten achttouſend Reiter geſtellt und führten keine andre Woffe als einen Dolch und eine aus Riemen geflochtene Schlinge, womit ſie im Gefechte den Gegner fingen und hinter ſich fortſchleifend tödteten. Die Jndier kamen theils zu Fuß theils zu Roß theils in Wagen, bie mit wilden Eſeln beſpannt waren; die orabiſche Reiterei ritt auf raſchen Kameelen und mußte nnter allen Reitergeſchwobern zu hinterſt ſtehen, do die Pferde beim Anblicke jener Thiere ſcheu werden.

Mehr denn funfzig Völkerſchoften aus drei Welttheilen waren auf das Geheiß eines einzigen Gewoltherren unter die Woffen getreten. Nochdem dos Heer gezählt nnd geordnet war, beſtieg Xerxes einen Wagen und fuhr von einem Volke zum ondern. Er fragte jedwedes noch ſeinem Nomen, Zahl, Führer und was ſonſt ihm wiſſenswerth erſchien, und bie Schreiber ſchrieben es auf. Nach der Muſterung des Landheeres beſichtigte der König auch die Flotte. Die Schiffe lagen unweit vom Ufer in einer Linie mit den Schnäbeln dem Lande zugekehrt vor Anker und die Beſatzung derſelben hatte ſich gewaffnet wie zur Schlacht. Der König beſtieg ein ſidoniſches Schiff und ſaß auf dem Verdeck unter einem goldnen Zelte; dann fuhr er on den Schiffen entlang, befragte ſie alle und ließ es gleichfalls aufſchreiben. Es waren außer den dreitouſend Laſtſchiffen zwölfhundert Kriegsſchiffe, wooon dreihundert von den Phöniciern, zweihundert von den Aegyptern, hunbert und funfzig von den Cypriern, hundert von den Kilikiern, ebenſo viel von den Joniern nnb funfzig von den Lykiern geſtellt waren. Die beſten Segler gehörten den älteſten Seefohrern, den Phöniciern on. Nächſt dieſen zeichneten ſich vor allen die fünf kariſchen Galeeren aus, welche bie Königin Artemiſia führte, die tapferſte unter den Heerführern und bie weiſeſte unter den Rathgebern des Königs.

So groß war die Heeresmacht, die gegen das kleine Griechenlanb auszog.

2. Xerxes Geſpräch mit Demaratos.

Nach der Heerſchou beſchieb Xerxes den Demoratos zu ſich. Dieſer war oormals König in Sparto geweſen und durch die Ränke ſeines Mitkönigs Kleomenes der königlichen Würde für verluſtig erklärt worden, worauf er außer Land gegangen war und am perſiſchen Hofe gnte Aufnadme gefunden hatte. Um ſich ſeines Rathes und ſeiner Kenntniß des Landes zn bedienen, hatte der König ihn mit ſich genommen, als er gegen Hellas in den Krieg zog, und jetzt legte er ihm die Frage vor: ob die Hellenen im Angeſichte einer ſolchen Heeresmacht wohl bos Herz haben würden, eine Hand wider ihn aufzuheben? Demaratos antwortete: „Herr, ſoll ich nach der Wahrheit, oder dir nach dem Munde reden?“ Der König erwiederte: er ſolle ungeſcheut die Wahrheit ſagen, er werde ihm deshalb ſeine Gnode nicht entziehen. Darouf hob Demoratos olſo an:

„Herr, bo du durchans bie Wahrheit von mir hören willſt, ſo kannſt du dich feſt und ſicher anf das verloſſen, was ich ſage. Jn Hellas iſt die Armuth von jeher einheimiſch, die Tugend oder ein fremder Gaſt, der erſt durch Weisheit und Geſetz doſelbſt eingeführt worden iſt; und durch ſeine Pflege ſchützt ſich Hellos gegen Armuth nnd Knechtſchaft. Jch muß nun zwar alle Hellenen loben, die in jenen boriſchen Lanbſchaften wohnen, doch gilt folgendes nicht von allen, ſondern von den Lakedämoniern allein: Erſtlich werden ſie nimmermehr beine Vorſchläge annehmen, ſofern ſie auf die Knechtſchaft der Hellenen zielen; zum andern werden ſie dir entgegen kommen znm Streit, nnd wenn ouch bie Hellenen alle auf deine Seite träten. Was aber die Zahl anbetrifft, ſo frage nicht, wie ſtark ſie ſind, nm dos thun zu können; denn wenn anch nur gerobe tauſenb Monn oder etwas mehr oder weniger in's Feld rückten, ſo werden dieſe den Kampf mit bir aufnehmen.“

Xerxes lachte über dieſe Rede, ſo widerſinnig erſchien ſie ihm: „Demarotos!“ rief er, „was iſt dos für ein Wort, baß tauſenb Mann es aufnehmen ſollten mit einem ſo großen Heer! Dos müßten ja Rieſen an Kroft und Größe ſein. Sind ſie aber von derſelben Art wie du unb biejenigen Hellenen, die ich bisher zu Geſicht bekommen habe, ſo iſt deine Rebe wohl nur eitel Prohlerei geweſen. Wie könnten tauſend oder zehntauſenb ja funfzigtonſend Mann, die alle gleich frei ſind und nicht einen einigen Herrn über ſich haben, einem ſo großen Heere widerſtehn, da boch mehr als tauſend anf einen Mann kommen, ſelbſt wenn ihrer fünftonſend wären? Ja, wenn ſie nach unſerer Art einen einigen Herrn hätten, ſo könnten ſie wohl ous Jnrcht vor Dieſem über die Natur ſich anſtrengen nnd durch die Geißel gezwungen den überlegenen Feind ongreifen; ſo aber, da es in ihrem freien Willen ſteht, thnn ſie gewiß nichts von dem.“

Demaratos erwiederte: „O König! die Freiheit wird bie Spartiaten gewiß nicht davon abhalten; denn wiſſe: ſie ſind zwor frei, ober nicht in allen Dingen frei; denn ſie hoben über ſich einen Herren: dos Geſetz, ben fürchten ſie noch vielmehr ols die Deinen bich. Sie thun ſtets, was ihnen das Geſetz gebietet; es

gebietet ihnen aber ſtets, vor keiner Heeresmacht aus der Schlacht zu fliehn, ſondern in ihrer Ordnung zu bleiben und zu ſiegen oder zu ſterben.“

Xerxes lachte abermals, denn der Grieche redete von Dingen, von denen der morgenländiſche Despot keine Ahnung hatte. Doch war er keineswegs zornig über den Freimuth ſeines Schützlings, ſondern entließ ihn gnädig. Nichts konnte ihn in ſeinem Machtgefühle und ſeiner Siegesgewißheit irre machen. Aber ſchon kurze Zeit darnach, als er zum erſten Male einem ſpartiſchen Heere gegenüber ſtand, ſollte er inne werden, wie richtig Demaratos ſeine Landsleute beurtheilt hatte.

3. Der Bundesrath zu Korinth.

Zu Korinth waren die Abgeordneten der meiſten peloponneſiſchen Staaten ſo wie etlicher vom helleniſchen Feſtlande zu einem Bundesrathe zuſammengetreten, um der gemeinſamen Gefahr durch gemeinſame Maaßregeln zu begegnen. Frühzeitig von den feindſeligen Abſichten des Königs unterrichtet, ſandte man drei Späher in das perſiſche Lager, welches damals noch bei Sardes errichtet war, um über die Stärke des feindlichen Heeres Kundſchaft einzuziehn. Sie wurden ertappt und hinausgeführt, um mit dem Tode beſtraft zu werden. Als aber Xerxes davon hörte, befahl er ihnen kein Leid zu thun; man ſolle ſie vielmehr überall im Lager umherführen und, nachdem man ihnen ſeine ganze Kriegsmacht gezeigt, ungekränkt nach Hauſe entlaſſen; denn es ſchien ihm weit vortheilhafter, wenn ſie durch die Nachricht von ſeiner Uebermacht die Herzen der Griechen im voraus zaghaft und zur Unterwerfung geneigt machten, als wenn er dem Feinde drei Leute tödte, die dieſer leicht entbehren könne.

Je weniger nun die Griechen an der Ueberlegenheit des wider ſie anrückenden Heeres zweifeln konnten, um ſo mehr lag alles daran, daß ſie durch Eintracht ihre ganze Stärke zuſammenhielten. Der Bundesrath beſchloß daher: alle und jede Feindſchaft und Fehde zwiſchen helleniſchen Staaten ſolle aufgehoben ſein. Ferner. diejenigen Hellenen, welche ſich ohne Noth in gutem Wehrſtande an den Perſer ergäben, ſollten dem Gotte zu Delphoi gezehntet werden. In Folge des erſteren Beſchluſſes gaben die Athener und Aegineten die zwiſchen ihnen beſtehende Feindſchaft auf, die nunmehr, nachdem ſie abgethan war, für den gegenwärtigen Krieg den Vortheil brachte, daß ſie den Athenern Veranlaſſung gegeben hatte, ihre Seemacht bedeutend zu verſtärken. Dagegen trat Argos in unverſöhnlichem Haſſe und Mißgunſt gegen Sparta dem Bunde nicht bei, ſondern erklärte, nachdem es vergebens einen Antheil an dem Oberbefehl über das Bundesheer beanſprucht hatte: es wolle lieber den Perſern unterthan werden als dem Hochmuthe Lakedämons huldigen. Auch ſonſt fehlte es nicht an Abtrünnigen oder Verzagten unter den griechiſchen Völkerſchaften. Die Theſſalier, deren von Gebirgen umſchloſſenes Land und ausgezeichnete Reiterei dem andringenden Feinde zumeiſt und zunächſt einen wirkſamen Widerſtand hätten leiſten können — ferner die Lokrer und die Boiotier mit Ausnahme der Theſpier und Platäer hatten den Boten des Xerxes Waſſer und Erde gegeben. Dagegen kamen die Geſandten, durch welche der Bundesrath die Kreter und den mächtigen Tyrannen Gelon von Syrakus zur Bundesgenoſſenſchaft einluden, unverrichteter Dinge zurück. Nur die Kerkyräer,*) deren Seemacht bei dieſem Kampfe beſonders wünſchenswerth erſchien, ſagten Beiſtand zu; ohne aber nachher ihren ſchönen Worten durch die That zu entſprechen.

In dieſer Lage waren die meiſten der helleniſchen Eidgenoſſen der Meinung, daß man dem Feinde auf der See nicht die Spitze bieten könne und auch zu Lande den Vertheidigungskrieg auf den möglichſt engen Raum, nemlich auf den Peloponneſos beſchränken müſſe. Man ſchlug daher vor, das ganze nördlich vom Iſthmos gelegene Griechenland den Feinden preis zu geben, dieſen aber durch eine von dem einen Meere bis zum andern gezogene Mauer zu ſperren.

Wäre dieſe Meinung durchgegangen, ſo wäre es um die Freiheit der Hellenen geſchehn geweſen. Denn wenn die Peloponneſier auch noch ſo viele Bruſtwehren über den Iſthmos gezogen und damit dem Landheere den Zugang verwehrt hätten, ſo wären darum doch noch alle Küſtenſtriche der Halbinſel der feindlichen Flotte bloßgegeben geblieben. Dieſe hätte dann eine Stadt nach der andern genommen und dadurch die Bundesgenoſſen Lakedämons zum Abfall genöthigt; und wenn erſt dies geſchehen, ſo blieb den Spartiaten nichts übrig, als mit den Perſern zu vertragen oder mit Ehren zu fallen. In beiden Fällen alſo wäre Griechenland mediſch geworden.

Athen war es, welches damals durch ſeine Geſinnungstreue, ſeinen kühnen Muth und ſeine aufopfernde Ausdauer im Dienſte der Freiheit ein Recht auf den ſchönen Namen „des eigentlichen Retters von Griechenland,“ welchen Herodot ihm beilegt, ſich erwarb. Durch ſeinen Abgeordneten beim Bundesrathe, den klug vorſchauenden Themiſtokles, trat es jenem verderblichen Kriegsplane auf das entſchiedenſte entgegen und nöthigte zu dem Entſchluſſe, der perſiſchen Geſammtmacht zu Land und zu Waſſer ſchon an der Grenze von Hellas mannhaft zu begegnen und nichts aufzugeben, was noch nicht verloren ſei.

Demnach beſchloß man den Paß der Thermopylen zu beſetzen, um den Perſern den Zugang aus Theſſalien nach Hellas zu verwehren. Zu gleicher Zeit ſollte die vereinte Flotte der Griechen in der Nähe dieſes Platzes, in der Meerenge bei Artemiſion, ſich aufſtellen, damit Land- und Seeheer in Gemeinſchaft handeln könnten. Beide Stellungen boten zugleich den Vortheil dar, daß ſie durch die Enge jener Oertlichkeiten den Feind verhinderten, ſeine ganze Uebermacht zu entfalten. An die Spitze der Flotte wurde der Lakedämonier Eurybiades geſtellt, nicht ohne Widerſtreben der Athener, welche bei weitem die Mehrzahl der Schiffe, nemlich hundert und achtzig, zur Flotte hergegeben und daher auf den Oberbefehl über dieſelbe Anſpruch machten. Einſtimmig aber von allen Bundesgenoſſen wurde zum Führer des Landheeres der König der Spartiaten, Leonidas, erwählt, und niemals hat eine Wahl ſich glänzender gerechtfertiget als dieſe.

*) Die Bewohner vom heutigen Corfu

4. Die Beſetzung der Thermopylen.

Das Heer, welches unter Leonidas im Paſſe der Thermopylen den erſten und blutigſten Kampf mit den Medern beſtehen ſollte, betrug nur wenige tauſend Mann. Denn die Lakedämonier, welche nicht leicht um einer anderen Angelegenheit willen den Dienſt der Götter verſäumten, wollten erſt ein neuntägiges Feſt des Apollon begehn und die Hellenen überhaupt die olympiſchen Spiele, welche in dieſelbe Zeit fielen, beenden, ehe man jenen Vorkämpfern mit der Hauptmacht nachzöge. Leonidas verſtand den ganzen Ernſt der ihm geſtellten Aufgabe. Zu ſeinen Kampfgenoſſen hatte er daher dreihundert Spartiaten ſich erleſen, lauter gereifte, kraftvolle Männer, welche ſchon Kinder hatten und ſich bewußt waren, auch ferne von den Grenzen der Heimath für Haus und Heerd zu kämpfen. Und um ſo zuverſichtlicher zogen dieſe Tapferen aus, da ſie wußten, daß der Zorn der Götter, welcher eben in jener verhängnißvollen Zeit auf Sparta gelegen hatte, ſeit kurzem durch den Heldenmuth zweier ihrer Mitbürger verſöhnt war. Es verhielt ſich nemlich damit alſo:

Während der Zeit, daß Xerxes in Aſien noch rüſtete, erfüllte die Lakedämonier ein ſeltſamer Umſtand mit Furcht und Beſorgniß. Man konnte in Sparta kein günſtiges Opfer erhalten und ſchrieb dies — das böſe Gewiſſen war der Zeichendeuter — dem Zorne des Talthybios zu, der als Herold des Königs Agamemnon bei den Spartiaten göttliche Verehrung genoß. Dieſen nemlich glaubte man erzürnt darüber, daß die Lakedämonier die Unverletzlichkeit der Herolde gemißachtet und des Dareios Boten getödtet hatten (S. 43). Als ſie nun hierüber ſehr bekümmert und traurig waren und wiederholt in der Gemeindeverſammlung ſich berathen hatten, ließen ſie durch einen Herold ausrufen: ob ein Lakedämonier zur Sühnung des Vaterlandes den Tod erleiden wolle? Da erboten ſich freiwillig Sperthias und Bulis, zwei Männer aus Spartä, von vornehmer Geburt und großem Vermögen; die wollten dem Xerxes zur Buße ſtehn für die in Sparta ermordeten Herolde des Dareios, und verließen Weib und Kind und Vaterland und gingen nach Perſien wie in den gewiſſen Tod.

Auf ihrer Reiſe trafen ſie mit Hydarnes zuſammen, einem Oberſten der perſiſchen Kriegsmacht. Dieſer nahm die heldenmüthigen Männer freundlich auf und bewirthete ſie. Beim Mahle aber redete er ſie alſo an: „Ihr Männer von Lakedämon, warum ſträubt ihr euch doch ſo, Freunde des Königs zu werden? Ihr ſeht es ja an mir und meiner Macht, wie der König wackere Leute zu ehren weiß. So würde er auch Jedem von euch, die ihr im Rufe wackerer Männer ſteht, gewiß eine Statthalterſchaft in Hellas geben, wenn ihr euch ihm ergäbet.“ Darauf gaben ſie zur Antwort: „Hydarnes, dein Rath paßt nicht ganz auf uns; denn das Eine haſt du wohl verſucht, aber das Andere iſt dir unbekannt. Nemlich die Dienſtbarkeit kennſt du wohl, aber die Freiheit haſt du noch nicht gekoſtet, ob ſie ſüß iſt oder nicht. Denn hätteſt du ſie gekoſtet, ſo würdeſt du uns rathen, Gut und Blut dafür einzuſetzen.“

Als ſie nun nach Suſa hinaufkamen und vor des Königs Angeſicht erſchienen, wollten die Lanzenträger ſie nöthigen nach der Weiſe der Morgenländer vor ihm niederzufallen und anzubeten. Aber ſie ſagten, das würden ſie nimmer thun und wenn man ſie auch mit dem Kopfe auf die Erde ſtieße, denn bei ihnen ſei es nicht Sitte einen Menſchen anzubeten, auch ſeien ſie nicht zu ſolchem Zwecke gekommen. Stehend alſo brachten ſie dem Könige ihren Auftrag: „König der Meder! Die Lakedämonier haben uns hergeſchickt, daß wir mit unſerm Leben Sühne geben für die Herolde, welche in Sparta umgebracht worden.“ Der König aber, in deſſen Leben es auch ſonſt nicht an Zügen von Großmuth und Edelſinn fehlt, erwiederte ihnen: er wölle es nicht den Lakedämoniern gleichthun. Dieſe hätten durch die Tödtung ſeiner Geſandten alles Völkerrecht unter die Füße getreten; er wolle ſich nicht deſſelben Frevels ſchuldig machen, den er an ihnen table, ſondern die Lakedämonier von ihrer Schuld löſen ohne die blutige Sühne, die ſie ihm anböten. — Damit entließ er die beiden Männer, und wohlbehalten kamen ſie mit des Königs Antwort nach Sparta zurück.

Dieſe alſo hatten durch ihren guten Willen Lakedämon von ſeiner Schuld gelöſt und zugleich dem Könige gezeigt, daß es für Spartiaten kein ſchwerer Entſchluß ſei, zum Heil des Vaterlandes zu ſterben. Statt jener zwei zogen jetzt dreihundert aus, um daſſelbe Zeugniß zu bekräftigen durch die That. Zu dieſer kleinen Schaar ſtießen noch zweitauſend und achthundert Mann aus dem übrigen Peloponnes, und als ſie nach Hellas kamen, forderten ſie auch die dortigen Völkerſchaften zur Theilnahme am Kampfe wider die Meder auf, indem ſie ihnen ſagen ließen, ſie kämen nur als Vorläufer, in kurzem würden die übrigen Bundesgenoſſen ihnen nachfolgen; zur See wären ſie durch die Athener und Aegineten und die übrigen gedeckt, die zur Seemacht befehligt wären; und ſie hätten gar nichts zu fürchten, denn nicht ein Gott griffe Hellas an, ſondern ein Menſch; es gäbe aber keinen Sterblichen, dem niemals in ſeinem Leben ein Unglück widerfahren wäre, ſondern vielmehr den größten träfe das größte, und ſo müßte alſo auch dem angreifenden Feinde, weil er ſterblich wäre, ſein Vorhaben zu Schanden werden.

Durch ſolche Vorſtellungen ermuntert, ſchickten die Theſpier zum Bundesheere ſiebenhundert Mann und die Phokier tauſend, die opuntiſchen Lokrer aber kamen mit ihrer ganzen Macht zum Kampfplatze. Auch die Thebäer, welche man mit Recht im Verdacht hatte, daß ſie mediſch geſinnt wären, hatte Leonidas zum Kriege aufgeboten, weil er ſie bei dieſer Gelegenheit nöthigen wollte ſich endlich offen zu erklären. Aber ſie wagten nicht ſich ganz offenbar vom helleniſchen Bunde loszuſagen und ſchickten dem Leonidas vierhundert Mann.

Mit dieſem Heere alſo beſetzte Leonidas die Thermopylen. Dieſer Engpaß iſt gegen Oſten vom Meere begrenzt und von den Moräſten, die ſich längs deſſelben hinziehn. Auf der andern Seite des Weges ragt ein hoher und ſteiler Berg, der ſich landeinwärts bis zum Oetagebirge fortſetzt. Die Breite des Paſſes beträgt nicht mehr als funfzig Schritte; an zwei Stellen aber, nemlich vor und hinter Thermopylä wird er dermaaßen eingeengt, daß dort kein Wagen dem andern ausweichen kann. Zudem zog ſich eine mit Thoren verſehene Mauer quer über den Engpaß hin, welche vor Zeiten von den Phokiern zum Schutze gegen die Einfälle der Theſſalier errichtet worden, nun

aber zum größten Theil vor Alter verfallen war. Dieſe wurde jetzt von den Hellenen wieder hergeſtellt und bot an dem ſchon von Natur befeſtigten Platze ein treffliches Bollwerk dar.

Trotz der Wohlgelegenheit dieſes Ortes ſchien ſeine Vertheidigung gegen eine ſo ungeheure Streitmacht wie die, welche die Hellenen hier ſich gegenüber ſahn, ein ganz vergebliches Bemühn. Die Peloponneſier wollten wieder heimwärts ziehn und lieber den Iſthmos beſetzen; die Phokier und Lokrer aber, deren Land dadurch dem Feinde preisgegeben worden wäre, widerſtritten heftig dieſem Vorſchlage und drangen darauf, daß man bleibe. Leonidas entſchied für das Letztere, denn dazu ſei man hierhergekommen, um dem Perſer Stand zu halten. Doch gewährte er auch den zaghaften Gemüthern dadurch eine Ermuthigung, daß er Boten in die griechiſchen Städte abſchickte und ſie ſchleunigſt um Verſtärkung bitten ließ. Vor allen waren die Spartiaten gutes Muthes und freudig zum Kampfe bereit. Als ein Mann aus Trachis — der nächſten theſſaliſchen Stadt, die bereits von den Perſern beſetzt war — die Nachricht brachte, die Menge der Feinde wäre ſo groß, daß ihre Geſchoſſe im Fluge die Sonne verdunkeln würden, ſprach der Lakedämonier Einer: „Das iſt ja recht ſchön! ſo werden wir im Schatten fechten.“) Vom Leonidas aber wird erzählt, er habe dem Könige, der ihm und ſeiner Schaar durch einen Herold die Waffen abfordern ließ, eine Antwort gegeben, die kurz und ſchneidig wie ſein Schwert war: „Komm und hole ſie!“

Begierig, etwas näheres über das kleine Heer zu erfahren, welches in den Thermopylen ſein Lager aufgeſchlagen, ſchickte Xerxes einen Reiter ab, um zu erſpähen, wie ſtark ſie wären und was ſie machten. Als nun der Späher nahe heranritt, konnte er zwar nicht das ganze Lager überſehn, da es jenſeit der wiederaufgerichteten Mauer ſtand, dagegen bot ſich ihm außen vor dem Eingange ein Anblick, der ihm ſeltſam genug vorkam. Es hatten nemlich gerade zu dieſer Zeit die Lakedämonier draußen die Wache und er ſah, wie einige ſich mit Leibesübungen beluſtigten, andere aber ihr langes Haar kämmten und ſchmückten.“) Darüber verwunderte er ſich, und nachdem er alles genau angeſehn und ſich gemerkt hatte, ritt er ganz ruhig und unangefochten wieder zurück, denn Niemand bekümmerte ſich um ihn.

Als Xerxes den Bericht des Kundſchafters anhörte, begriff er nicht die Bedeutung deſſen, was Jener geſehen hatte; und ließ den Spartiaten Demaratos rufen, daß er ihm Auskunft gebe, denn das Thun der Feinde kam ihm gar zu lächerlich vor. Demaratos aber ſprach: „Dieſe Männer ſind gekommen, um uns den Paß ſtreitig zu machen, und dazu bereiten ſie ſich. Denn dies iſt bei ihnen Sitte und Gebrauch: wenn ſie ihr Leben auf's Spiel ſetzen wollen und gedenken in den Tod zu gehn, dann ſchmücken ſie ſich das Haupt. Wiſſe aber, o König, wenn du Dieſe und was in Sparta zurückgeblieben, bezwingeſt, ſo iſt kein Volk auf der Welt mehr, das es wagt, wider dich, Herr, den Arm aufzuheben. Denn jetzo haſt du es mit dem ſchönſten Königreiche und mit den tapferſten Männern zu thun.“

5. Der Kampf bei Thermopylä.

Dem Könige däuchte es ganz unglaublich, daß ein ſolches Häuflein den Kampf mit ſeinem ungeheuren Heere aufnehmen wolle. Er ließ vier Tage vorbeigehn, indem er immer hoffte, ſie würden davonlaufen. Als er ſie aber am fünften Tage noch immer zur ſelbigen Stelle ſah, wurde er überaus zornig und ſchickte die Meder und Kiſſier gegen ſie mit dem Befehle, ſie lebendig zu fahen und vor ſein Angeſicht zu führen. Dieſe beiden Völker rückten alſo gegen den Engpaß heran, und in kurzem fiel ihrer eine große Zahl. Immer ungeſtümer drang die nachfolgende Menge über die Leichen der Vordermänner, und konnte doch die enggeſchloſſenen Reihen der Griechen nicht zum Weichen bringen; ſo dauerte das Treffen den ganzen Tag. Als nun Jene endlich übel zugerichtet in das Lager zurückkehrten, rückten an ihrer Stelle diejenigen Perſer vor, welche der König die Unſterblichen nannte. Dies war nemlich eine Schaar von zehntauſend Mann der auserleſenſten Männer, deren Zahl, ſo viel ihrer auch immer im Gefechte fielen, immer von neuem ergänzt wurde, ſo daß dieſe Schaar zu jeder Zeit zehntauſend Mann ſtark war, und darum hieß ſie die unſterbliche. Dieſe, meinte der König, würde bald mit den Griechen fertig werden. Als ſie nun aber mit ihnen handgemein wurde, richtete ſie nicht mehr aus als die Meder und Kiſſier. Denn die Lakedämonier fochten wacker und brav und zeigten, daß ſie den Krieg wohl verſtanden, der Feind aber nicht. Beſonders brachte eine bei den Spartiaten übliche Kriegsliſt ihnen großen Vortheil. Sie wandten nemlich dem Feinde zuweilen den Rücken und flohen dann alle mit einmal; die Feinde aber, die ſie fliehen ſahn, jagten ihnen unbeſonnen nach mit Lärm und Geſchrei; plötzlich aber wandten ſich die Spartiaten, wenn Jene nahe herangekommen waren, wieder um und erlegten auf dieſe Art eine unzählige Menge der Perſer. Dreimal ſprang Xerxes, der dem Handgemenge zuſah, erſchrocken von ſeinem Stuhle empor, aus Beſorgniß für ſein Heer; er mußte die Beſten ſeines Volkes fallen ſehn, und als der Abend kam, hatten die Tauſende, die dort erſchlagen lagen, noch keinen Fuß breit Landes gewonnen.

Am andern Tage fochten ſie nicht glücklicher, obwohl ſie in der Hoffnung angriffen, weil der Griechen nur ſo wenige wären, ſo würden ſie alle verwundet oder zum Tod ermüdet und nicht mehr im Stande ſein, einen Arm zu rühren. Aber die Griechen ſtanden noch feſt und rüſtig in ihren Gliedern nach den Völkerſchaften und fochten ein Jeglicher an ſeinem Theil, wie ſich's gebührt. Als es nun die Perſer um nichts anders fanden, als am vorigen Tage, zogen ſie ſich abermals zurück, und der König war völlig rathlos, was er nun thun ſollte.

*) „Dieſe und dergleichen Reden mehr ſoll der Lakedämonier Dieneces geführt haben zu ſeinem Gedächtniß,“ ſagt Herodot, und giebt mit dieſen Worten einen Beleg dafür, daß man bei den Griechen nicht nur die wackere That, ſondern auch das treffende Wort der Ehre der Unvergeßlichkeit werth hielt.

*) Wie das Opfer ſchmückt von Golde und bekränzt tritt zum Altar,
Schmücken ſie, zu ſterben ſicher, ſorgſam ſich das braune Haar.
Wie zu heil'gen Götterkänzen auf der Heimath grünen Plan,
Führt die Ehartä noch zum Sterben die geweihten Schaaren an.
G. Pfizer.

Da trat ein aus jener Gegend gebürtiger Grieche, mit Namen Epialtes, zu ihm und verrieth ihm einen Fußpfad, welcher über das Gebirge nach Thermopylä führte, und brachte die Tapferen, welche dort ſtanden, in's Verderben. Dies that er, weil er von dem Könige eine große Belohnung hoffte. In der Folge aber irrete er flüchtig umher, denn der Rath der Amphiktyonen ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf, bis ihn ein trachiniſcher Mann erſchlug, und ſo nahm er den Lohn für ſeine Verrätherei dahin. Xerxes aber war damals höchlich erfreut über das, was Epialtes auszurichten verſprach, und gab ihm eine Schaar Perſer, die er führen ſollte. Um die Zeit, da man die Leuchten anzündet, brachen ſie aus dem Lager auf und ſtiegen die ganze Nacht auf dem geheimen Pfade an dem Gebirg empor, und wie die Morgenröthe hervorkam, waren ſie auf der Höhe des Berges. Hier ſtanden tauſend Mann ſchwergerüſtete Phokier, welche ſich wegen der Nähe ihres am diesſeitigen Fuße des Gebirgs anſtoßenden Landes zur Bewachung dieſes Fußpfades gegen den Leonidas erboten hatten. Die Perſer waren, weil ein Eichwald den Rücken des Bergs bedeckt, unbemerkt herangekommen. Es war aber ganz ſtilles Wetter, und als nun jetzt ein großes Geräuſch entſtand, wie natürlich, weil das Laub unter ihren Füßen rauſchte, ſprangen die Phokier auf und legten ihre Rüſtung an. Von einem dichten Pfeilregen der Perſer getroffen, entwichen ſie auf die Kuppe des Berges und bereiteten ſich zum Tode, denn ſie meinten, daß es von den Feinden auf ſie abgeſehen ſei. Dieſe aber ließen ſie unbekümmert ſtehn und gingen, eingedenk ihres Auftrags, den in den Thermopylen aufgeſtellten Griechen in den Rücken zu fallen, eilends auf der andern Seite des Bergs hinab.

Den Griechen hatte nun bereits der Wahrſager Megiſtias aus der Betrachtung der Opferthiere geweiſſagt, daß ſie an dieſem Morgen ihren Tod finden würden. Und

ob ihm dies gleich recht wohl bewußt war, ſo gedachte er doch nicht dieſe dem Tod verfallenen Helden zu verlaſſen, um ſich ſelber zu retten, ſondern er blieb und theilte mit ihnen ein ſo ruhmvolles Ende;*) weshalb ihn auch ſein Freund, der Dichter Simonides, mit einer dies beſagenden Grabſchrift auf jener Stätte geehrt hat.

Bei Tagesanbruch kamen die Späher von den Höhen heruntergelaufen und meldeten, daß die Perſer über den Berg gingen. Da hielten die Griechen Rath, was ſie thun ſollten, und ihre Meinungen waren getheilt, indem ein Theil dafürhielt, man müſſe ihn behaupten. Zu den Letzteren ſtand Leonidas, weil es ſich ihm und ſeinen Spartiaten nicht gezieme, den Platz zu verlaſſen, deſſen Vertheidigung ihm vom Vaterlande angewieſen wäre. Als er aber ſah, daß ſeine Bundesgenoſſen nicht von ganzem Herzen dabei waren und nicht freiwillig mit in den Tod gehen wollten, entließ er ſie in ihre Heimath. Nur die Thespier und die Thebäer blieben bei den Lakedämoniern, und zwar Jene freiwillig und mit freudigem Herzen, Dieſe dagegen wider ihren Willen und ungern, denn Leonidas hielt ſie feſt und betrachtete ſie aus dem ſchon früher angegebenen Grunde als Geiſeln.

Xerxes aber, nachdem er der aufgehenden Sonne ein Trankopfer geſpendet hatte, wartete noch eine Zeit lang, und ungefähr um die Stunde, da der Markt ſich mit Leuten füllt, rückte er heran; denn um dieſe Zeit — ſo hatte der Verräther ihm geſagt — würden die, welche er über

*) Nicht die Blicke darf ich wenden;
Wiſſend, ſchauend, unverwandt
Muß ich mein Geſchick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.
Schiller's Kaſſandra.

das Gebirge führe, das jenſeitige Thal erreicht haben und den Griechen in den Rücken fallen. An dieſem Tage nun wurde das Gefecht viel blutiger, als zuvor. Denn die Hellenen gingen diesmal, weil ſie nun in den Tod hinauszogen, viel weiter vor in die Breite der Schlucht dem Feinde entgegen; Dieſer dagegen, weil er ſeiner Sache heute viel gewiſſer war, als an den vorigen Tagen, griff viel herzhafter an; da fiel denn eine Menge der Perſer. Indem war Keinem erlaubt, zaghaft ſtehen zu bleiben oder zurückzuweichen, denn hinter den Reihen ſtanden die Hauptleute mit Geißeln, ſchlugen wacker auf ſie los und trieben ſie immer vorwärts. Viele nun ſtürzten in's Meer und ertranken, weit mehr aber wurden von den Andern lebendig zertreten; es mochte ſterben, was ſtarb. Auch die Hellenen, weil ihnen der Tod nun einmal gewiß war, ſchoneten weder ſich noch die Feinde und gingen, als ihre Lanzen zerbrochen waren, den Perſern mit dem Schwerte zu Leibe. Da fiel Leonidas in dieſem Handgemenge, nachdem er heldenmäßig gekämpft, und mit ihm viele namhafte Spartiaten, und über ſeinem Leichname entſtand ein großes Gedränge der Perſer und Lakedämonier, bis daß die Griechen ihn durch ihre Tapferkeit fortbrachten und den Feind viermal in die Flucht ſchlugen. In dieſem Streite fanden auch zwei Brüder des Xerxes ihren Tod.

Als nun aber diejenigen Perſer, welche über das Gebirge geführt worden, von hinten her herzukamen, da gewann der Kampf eine andere Geſtalt. Von beiden Seiten angegriffen, zogen ſich die Hellenen in die Enge des Weges hinter die Schutzmauer zurück und ſtellten ſich auf einen Hügel in einen einzigen Haufen zuſammen, mit Ausnahme der Thebäer; und hier an dieſer Stelle wehrten ſie ſich mit dem Schwerte, oder, wenn es zerſprungen, mit Hand und Mund, bis daß ſie, nachdem die Feinde die Schutzmauer niedergeriſſen, unter den Streichen der von allen Seiten auf ſie Eindringenden erlagen.

Nur die Thebäer hatten ſich in dieſer letzten Todesnoth von ihren Kampfgenoſſen getrennt und waren, als ſie ſahen, daß die Perſer die Oberhand gewannen, mit ausgeſtreckten Händen den Barbaren entgegengegangen, indem ſie ihnen entgegenriefen: ſie wären perſiſch geſinnt und hätten gleich im Anfange den Boten des Königs Erde und Waſſer übergeben; nur nothgedrungen wären ſie nach Thermopylä gekommen und völlig unſchuldig an dem Verluſte, welchen der König erlitten hätte. Dadurch retteten ſie zwar ihr Leben, denn ſie hatten auch die Theſſalier zu Zeugen ihrer Rede; aber Xerxes ließ ſie doch brandmarken mit dem königlichen Male, von ihrem Oberſten Leontiades an bis auf den Letzten. Solch' ein Lohn wurde denen, welche die Sache des helleniſchen Vaterlandes verlaſſen hatten.

Von jenen dreihundert Spartiaten aber, die mit Leonidas in die Thermopylen geſendet waren, ſtarben alle den Tod des Gehorſams gegen das heimiſche Geſetz bis auf Einen, Namens Ariſtodemos. Dieſer nemlich war mit einem Anderen, Eurytos, wegen ſehr ſchlimmer Augenkrankheit von Leonidas aus dem Lager fortgeſchickt worden und lag in dem benachbarten Alpenos in Verpflegung. Als ſie nun hörten, daß die Perſer über den Berg gegangen wären, forderte Eurytos ſeine Rüſtung, legte ſie an und befahl ſeinem Heilotenknechte, ihn zu den Kämpfenden zu führen, und wie dies geſchehen war, lief der Führer davon, Eurytos aber ſtürzte ſich in den feindlichen Haufen und ward erſchlagen. Ariſtodemos dagegen rettete ſein Leben durch die Flucht. Als er nun aber nach Sparta zurückkam, fiel er in Schimpf und Unehrlichkeit. Die Unehrlichkeit nemlich beſtand bei den Lakedämoniern darin: kein Menſch in Sparta zündete ihm Feuer an, Keiner ſprach mit ihm, denn Niemand wollte mit einem Solchen zu thun haben; der Schimpf aber darin, daß man ihn „den Ausreißer Ariſtodemos“ hieß. Und dieſes ſchmachvolle Leben mußte

er ertragen, bis er in der Schlacht bei Platäa alle seine Schuld wieder austilgte.

Solchergestalt war der Kampf der Griechen bei Thermopylä im Juli 480 vor Chr. Nach der Schlacht besichtigte Xerxes die Leichname, und als man den Leichnam des Leonidas gefunden, ließ er demselben den Kopf abschneiden und ihn zum Schmach an's Kreuz schlagen wider Sitte und Recht. Die Amphiktyonen aber ließen nachmals an der Stelle, wo Leonidas mit den Seinen gefallen und begraben war einen steinernen Löwen und eine Denksäule errichten mit einer Inschrift, welche schön und treffend die Gesinnung der gefallenen Helden ausspricht:

Fremdling, melde dem Volk Lakedämons, daß wir allhier ruhn,
Weil in Gehorsam wir seine Gebote befolgt.

6. Uebersicht der ferneren Kämpfe der Griechen mit den Persern.

Die Griechen waren in diesem ersten Kampfe gegen Xerxes der Uebermacht erlegen. Hellas lag offen und schutzlos vor ihm da. Mit erhöhter Wuth und Erbitterung überfluthete der asiatische Heeresstrom unter Mord und Brand eine Landschaft nach der andern. Phokis büßte schwer für seine treue Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit. Thespiä, Platäa und Athen wurden in Aschenhaufen verwandelt; Delphoi mit seinem Heiligthum und seinen Schätzen nur durch ein schreckliches Unwetter und Bergstürze wie durch ein Wunder gerettet.

Gleichwohl war Leonidas mit seinen Tapfern nicht umsonst gefallen. Ihre ehrenvolle Niederlage stellte sich nicht nur ihrem sittlichen Werthe, sondern auch ihren Folgen nach dem glänzendsten Siege gleich. Dieses Beispiel der hochherzigsten Selbstaufopferung für das Vaterland mußte in gleichem Maaße die Siegeszuversicht des Gegners tief herabstimmen, als es erhebend und begeisternd auf die Gemüther aller wahrhaftigen Hellenen wirkte. Und in der That ist von nun an die Geschichte der griechischen Freiheitsschlachten die Geschichte von eben so viel Siegen. Noch in demselben Jahre (am 23. September 480 vor Chr.) überwand Themistokles bei Salamis die persische Flotte; Xerxes floh nach Asien zurück, nachdem er dem Mardonios mit einem Heere von dreihunderttausend Mann die Unterwerfung des hellenischen Festlandes übertragen. Aber schon im folgenden Jahre (479 v. Chr.) schlugen Pausanias und Aristeides diese Landmacht bei Platäa auf's Haupt, und an demselben Tage wurde nach dem Treffen bei Mykale die persische Flotte vernichtet. Des Feindes nunmehr im eignen Lande erledigt, gingen die durch Selbstvertrauen und innigere Verbindung stark gewordenen Hellenen von der Vertheidigung des heimathlichen Bodens zum Angriff auf das persische Reich über, um ihren Volksgenossen in Kleinasien die Freiheit vom Joche der Barbaren zu sichern. In diesen Kämpfen glänzte vor allen Kimon, des Miltiades Sohn. Durch die Doppelschlacht am Eurymedon zu Wasser und zu Lande vereinte er (469 v. Chr.) den Lorbeer der Siege bei Salamis und Platäa auf Einem Haupte und nöthigte endlich das stolze Weltreich zu einer thatsächlichen Anerkenntniß seiner Ohnmacht, in welcher die Kriege zwischen Persien und Griechenland bis auf weiteres ihr natürliches Ende fanden. Genauere Darstellungen dieser Kämpfe findet der Leser in den folgenden Lebensbeschreibungen der genannten Helden.

Themiſtokles.

1. Anfänge der ſtaatsmänniſchen Laufbahn des Themiſtokles.

Themiſtokles war von geringer Herkunft, aber ſchon als Knabe lebhaft und feurig, mit natürlicher Klugheit begabt und beſeelt vom Drange nach großen Thaten im Dienſte des Vaterlandes. In den Erholungsſtunden ging er nicht wie die andern Knaben dem Spiele nach, noch gab er ſich unnützem Getändel hin, ſondern man ſah ihn auf Reden ſinnen und ſie im Kopfe ordnen, wozu er den Stoff aus ſeinem täglichen Leben nahm, indem er bald die Anklage, bald die Vertheidigung eines ſeiner Mitſchüler ſich zum Gegenſtande wählte. „Aus dir wird nichts Gewöhnliches,“ pflegte ſein Lehrer zu ſagen, „ſondern entweder etwas recht Gutes oder Schlimmes!“ Nicht allen Unterrichtsgegenſtänden wendete er denſelben Fleiß und Eifer zu: was geſellige Bildung, ſeinen Anſtand und ein gefälliges Weſen bezweckte, das betrieb er nur mit Unluſt und Läſſigkeit; allem aber, was den Verſtand ſchärfen und zur Geſchäftsführung tüchtig machen konnte, gab er ſich mit einem Ernſt und Ausdauer hin, wie ſie dieſem Alter ſonſt nicht eigen ſind. Darum traf ihn ſpäterhin in den ſogenannten feinen Zirkeln manche Spötterei, die er aber voll ſtolzem Selbſtgefühls mit den Worten zurückwies: „Auf's Lautenſtimmen und Harfenklimpern verſteh' ich mich nicht, aber gebt mir eine Stadt klein und unberühmt, ſo will ich ſie berühmt und groß machen.“ Ein Staatsmann zu werden, war ſchon von Jugend auf ſein Wunſch und Ziel. Sein Vater Neokles ſuchte ihn davon abzubringen. Einſt führte er ihn an das Meer hinaus und zeigte ihm die alten Galeeren*) am Strande: „Siehe,“ ſprach er, „wie ſie nun daliegen; kein Menſch ſieht ſie mehr an: gerade ſo macht es das Volk mit ſeinen Führern, wenn man ſie nicht mehr braucht.“ Aber raſch und mächtig zog ihn das öffentliche Leben in ſeine Kreiſe, und die Ruhmbegierde riß ihn mit ſich fort. Hatte er in den erſten Jünglingsjahren ſeine leidenſchaftliche Natur ohne Zucht und Regel gewähren laſſen, ſo ſah man ihn ſeit der Schlacht bei Marathon, als die ſchöne Waffenthat des Miltiades auf allen Lippen war, immer in Gedanken verſunken und mit ſich beſchäftigt. Nachts fand er keinen Schlaf, von den gewohnten Trinkgelagen wollte er von nun an nichts mehr wiſſen, und wenn man verwundert über dieſe plötzliche Verwandlung ihn befragte, gab er zur Antwort: „Das Siegeszeichen des Miltiades läßt mich nicht ſchlafen.“ Denn während die Andern jene Niederlage der Barbaren bei Marathon für das Ende des Krieges hielten, ſahe Themiſtokles darin nur den Anfang größerer Kämpfe, auf die er ſich ſelber wie ein Ringer allezeit vorbereitete und den Staat rüſtete, ſchon aus der Ferne gewahrend das Künftige.

Das Erſte nun, was dieſem Zwecke diente, war der Antrag, den er in Betreff der Bergwerke von Laurion an das Volk zu ſtellen wagte. Der Ertrag dieſer ſehr ergiebigen Silbergruben war bis jetzt jährlich unter die Bürger vertheilt worden. Themiſtokles trug darauf an: man ſolle auf dieſe Spende verzichten und von dem Gelde Schiffe bauen zum Kriege gegen die Aegineten. Denn dieſer war damals gerade in Griechenland der heftigſte, und die Aegineten hielten durch die Menge ihrer Schiffe das Meer inne. Jener Vorſchlag wurde angenommen; man erbaute von den erwähnten Geldern hundert Galeeren, welche nachmals, wie der kluge Staatsmann vorausgeſehn, nicht gegen die Aegineten, ſondern gegen Xerxes gute Dienſte leiſteten. Seitdem lenkte er unvermerkt immer mehr das Augenmerk und die Beſtrebungen ſeiner Mitbürger dem Meere zu, indem er wohl erkannte, daß ſie zu Lande nicht einmal mit ihren Nachbarn ſich meſſen könnten, im Beſitze einer Seemacht aber ſowohl den Barbaren die Spitze zu bieten, als auch über Griechenland zu herrſchen im Stande ſein würden. Wie richtig dies berechnet war, beweiſt der ganze Verlauf der folgenden Zeiten.

Themiſtokles ſtieg ſchnell in der Gunſt des Volkes; dazu verhalf ihm unter anderem auch ſein glückliches Gedächtniß, welches ihm möglich machte, jeden Bürger im Augenblicke mit Namen anzureden; beſonders aber der Umſtand, daß er bei Streitigkeiten über das Mein und Dein als unpartheiiſcher Richter ſich auswies. Nur Einer ſtand ihm noch im Wege, um der Erſte in Athen zu ſein: Ariſteides, des Lyſimachos Sohn. Schon die Natur hatte dieſe Männer, die das Schickſal einander ſo nahe geſtellt hatte, zu Gegnern beſtimmt. Von ſanftem Charakter, in Sitten und Wandel ganz wie es einem Ehrenmanne geziemt, nicht nach Volksgunſt und Ruhm ſtrebend, ſondern in jeder Beziehung zuverläſſig und gerecht, ſah ſich Ariſteides oftmals genöthigt, dem Themiſtokles entgegenzutreten, und ſeinem ſteigenden Anſehn Einhalt zu thun, wenn derſelbe, nicht eben gewiſſenhaft in der Wahl der Mittel, das Volk bald zu dem bald zu jenem leidenſchaftlich aufregte, weitgreifende Neuerungen auf die Bahn brachte und in allem,

*) Leichte Kriegsſchiffe mit drei Reihen über einander geſtellter Ruderbänke an jeder Seite, wovon ſie den Namen Dreiruderer führten.

was er vornahm, nicht minder auf den eignen Ruhm als auf die Größe des Vaterlandes bedacht war. Eines so entschiedenen und durch sein Ansehn mächtigen Gegners mußte sich Themistokles entledigen, um zur Ausführung seiner Pläne freie Hand zu gewinnen, und so ruhte er denn nicht, bis er es dahin gebracht hatte, daß Aristeides, als dem Gemeinwohl gefährlich, durch das Scherbengericht aus der Stadt verbannt wurde.

2. Athens Gefahr und heldenmüthige Entschließung.

Als nun Xerxes mit seiner ungeheuern Kriegsmacht gegen Griechenland heranzog, und man zu Athen sich über die Wahl eines Feldherrn berieth, trateu, wie man sagt, alle Anderen, bestürzt von der Größe und Nähe der Gefahr, freiwillig zurück. Nur Epikydes, ein gewaltiger Wortführer, aber von Gesinnung feig und bestechlich, meldete sich, und es stand zu erwarten, daß die meisten Stimmen ihm zufallen würden — eine Wahl, durch welche alles im voraus wäre verloren gewesen, hätte nicht Themistokles durch eine Geldsumme diesen Habsüchtigen bewogen, von seinem ehrgeizigen Verlangen abzustehn.

Nachdem er den Oberbefehl übernommen, suchte er die Bürger zu bewegen, daß man die Stadt hinter sich lasse, zu Schiffe gehe und von Griechenland so entfernt als möglich dem Feinde zur See die Spitze biete. Anfangs fand dieser Vorschlag lebhaften Widerspruch. Als aber Thessalien, welches man anfangs noch zu decken gehofft hatte, überging, und bis Boiotien herab alles zum Feinde hielt, nahm man jenen Plan wieder auf und schickte den Themistokles mit der Flotte nach Artemision, um den feindlichen Schiffen die Meerenge zwischen der Insel Euboia und dem griechischen Festlande zu versperren. Die Leitung dieses Unternehmens hätte billig den Athenern gehört, da sie zur vereinigten griechischen Flotte mehr Schiffe gestellt hatten, als die Andern alle zusammen; da aber die übrigen Hellenen insgesammt den Eurybiades und die Spartiaten an ihrer Spitze wissen wollten, so überließ Themistokles im Hinblick auf die drohende Gefahr den Oberbefehl der Flotte an Diese und wußte die Athener mit dem Versprechen zu beruhigen, daß, wenn sie sich im Kriege nur tapfer hielten, so wolle er es dahinbringen, daß ihnen die Griechen künftig ohne Widerrede gehorsam wären. Mit Recht schreibt man darum die Rettung Griechenlands seinem Verdienste zu, und insbesondere danket Athen ihm den Ruhm eines doppelten Sieges, denn es siegte durch Tapferkeit über die Feinde und durch Edelmuth über die Bundesgenossen.

Nur mit Mühe ließ sich Eurybiades durch die Vorstellungen des Themistokles und der Euboier bewegen, bei Artemision zu schlagen. Dieses Gefecht blieb ohne Entscheidung. Nachdem man beiderseits in seine frühere Stellung zurückgekehrt war, fanden die Hellenen sich zwar im Besitze der Leichname und der Schiffstrümmer, aber die Schiffe waren großentheils dermaßen beschädiget, daß man den Rückzug tiefer nach Hellas hinein gerathen fand, zumal da man so eben von den benachbarten Thermopylen her die Nachricht erhielt, daß Leonidas und sein Heer daselbst gefallen sei und dem Xerxes nunmehr der Weg in das innere Griechenland offen stehe. So fuhr die Flotte der Griechen von Artemision wieder hinweg und ging in der Nähe Attikas bei der Insel Salamis vor Anker, die Athener aber landeten an der Küste ihres Landes, um mit den Ihrigen zu rathschlagen, was nun zu thun sei.

Daheim fanden sie nichts als Mißmuth und Niedergeschlagenheit vor. Xerxes war sengend und brennend über Doris herab in Phokis eingedrungen, aber von der Heeresmacht der Peloponnesier, welche sich dem Feinde in Boiotien entgegenwerfen sollten, war nichts zu sehn; statt dessen lief die Nachricht ein, daß Jene den Isthmos verschanzt hätten und einzig auf die Vertheidigung des Peloponnesos bedacht wären, alles Uebrige wollten sie den Persern überlassen. Auch die Götter schienen sich zürnend von den Athenern abzuwenden. Auf eine Anfrage bei dem delphischen Orakel hatte man einen Spruch erhalten, der nichts als Unheil verkündete; weshalb man zum zweiten Male Boten dahin gesendet hatte, die mit Oelzweigen in den Händen als Schutzflehende vor dem Gotte erschienen mit der Bitte: „Herr, gieb uns einen günstigeren Spruch über unser Vaterland, oder wir gehen nicht aus dem Heiligthume, sondern bleiben allhier, bis daß wir sterben!“ Darauf hatte man folgenden Spruch erhalten.

Wenn das Uebrige alles erliegt dem feindlichen Andrang,
Bleibt die hölzerne Mauer allein der Pallas Atheue
Unbezwungen, die dich sammt deinen Kindern errettet.
Aber erwarte du nimmer in Ruhe die Schaaren des Fußvolks
Und des Reisigen Heer auf dem Festland, sondern entweiche,
Wende den Rücken ihm zu, einst wirst du die Stirn ihm bieten.
Salamis, göttliches Land, die Söhne der Weiber vertilgst du,
Wann der Demeter Frucht zerstreut liegt oder gesammelt.

Dieser Orakelspruch war allerdings milder als der erste, erweckte aber durch seine Dunkelheit viel Zweifel und Unruhe. Themistokles wußte ihn für seine Pläne auf das trefflichste zu benutzen. „Die hölzerne Mauer, die uns retten soll“ — so sagte er — „deutet auf die Schiffe. Wir sollen zur See fechten und zwar bei Salamis, so will es die Gottheit. Und Niemand“ — fügte er hinzu — „möge sich durch die Schlußworte des Götterspruches irren und schrecken lassen. Denn wäre uns dort nicht zu siegen bestimmt, so würde Salamis in jenem Verse nicht „göttlich“, sondern „unselig und flachbetaden“ genannt sein.“ Zu gleicher Zeit schien ein anderes Ereigniß seinen Vorschlag zu begünstigen. In dem Tempel der Athene hielt sich eine große Schlange auf, die man für den Wächter der Burg ansah. Sie nährte sich von dem Honigkuchen, den man ihr alle Monate vorsetzte. Jetzt blieb er, da man doch sonst jedesmal ihn verzehrt fand, unangerührt; und der Schluß lag nahe, daß die Göttin bereits die Burg verlassen habe und den Athenern auf das Meer vorausgegangen sei. So trug nun Themistokles in der Volksgemeinde darauf an, die Stadt dem Schutze der Athene zu befehlen; dann sollten alle Waffenfähigen an Bord gehn, die Kinder, Frauen und Knechte aber sollte Jeder, so gut er könnte, in Sicherheit bringen. Dieser Antrag ging durch. Alles bereitete sich, die Stadt zu verlassen.

Der Tag der Einschiffung stellte ein herzergreifendes Schauspiel aber auch ein Wunder von Kühnheit vor Augen,

als die Bürger all' die lieben Ihrigen von ſich hinwegſchickten und ſtandhaft gegen das Weinen und Jammern der Frauen und die ſich anklammernden Kinder nach der Inſel hinüberfuhren. Doch hatte man auch viele zu beklagen, die wegen Schwachheit des Alters zurückblieben. Selbſt die Hausthiere, welche winſelnd und trauernd nebenherliefen und ihren Kostherrn bis an's Schiff begleiteten, erſchwerten manchem den Abſchied. Namentlich erzählt man von einem Hunde, der ſich von ſeinem Herrn, dem Xantippos, des Perikles Vater, nicht trennen wollte, bei der Abfahrt ins Meer ſprang und neben der Galeere herſchwimmend, auf Salamis anlangte, wo er vor Erſchöpfung auf der Stelle todt blieb. Noch 300 Jahre nachher zeigte man dort das ſogenannte Hundsmal, worunter er begraben lag.

Eltern, Weiber und Kinder der Athener wurden größtentheils nach Troizen gebracht, wo ſie eine ſehr freundliche Aufnahme fanden. Kraft eines Volksbeſchluſſes wurden die Flüchtlinge dort auf Koſten der Stadt unterhalten und jedem täglich zwei Obolen*) gegeben. Kinder durften Obſt und Weintrauben pflücken, wo ſie wollten. Auch wurden für ſie Lehrer beſoldet und ſo jedem Bedürfniſſe der Flüchtlinge ein Genüge gethan.

Mittlerweile rückte der Feind von Böotien her mit Feuer und Schwert alles verwüſtend in das attiſche Gebiet ein und näherte ſich der Hauptſtadt. Zu ſeinem Erſtaunen fand er ſie leer und nahm ſie in Beſitz. Die kleine Zahl der Zurückgebliebenen hatte ſich in die Burg zurückgezogen, das Thor verrammelt und den Zugang durch Verhacke unmöglich gemacht. Die Perſer wickelten Werg um die Pfeile, zündeten es an und ſchoſſen es auf die Verrammelung, die in kurzem niederbrannte und die Belagerten, die auf dieſe „hölzerne Mauer“ ihr Vertrauen geſetzt hatten, ohne Schutz ließ. Gleichwohl wieſen ſie auch jetzt noch den Vorſchlag zum friedlichen Vergleiche von ſich; rollten, ſo oft die Feinde gegen das Thor andrangen, ungeheure Steine auf dem Felſenſteige hinunter und ſetzten Xerxes durch ſo hartnäckigen Widerſtand in große Verlegenheit. Endlich erklimmte eine Anzahl der Perſer an einer ſcheinbar völlig unzugänglichen Seite, die deshalb ohne Wache geblieben war, die Burg; und als das die Athener gewahrten, ſtürzten ſich einige freiwillig von der Mauer herab, andere flüchteten ſich in den Tempelſaal. Die Perſer aber mordeten alles Lebendige, plünderten den Tempel und ſteckten die Burg in Brand.

3. Themiſtokles im Kriegsrathe.

Als nun den bei Salamis verſammelten Griechen das Schickſal Athens berichtet ward, ergriff ſie dermaaßen Furcht und Beſtürzung, daß Etliche der Oberſten auf der Stelle nach ihren Schiffen eilten und die Segel aufziehen ließen, um davonzufahren. Die zurückbleibenden aber beſchloſſen, vor dem Iſthmos zu ſchlagen. Zum Heile des geſammten Griechenlands arbeitete Themiſtokles dieſem Beſchluſſe aus allen Kräften entgegen. Noch am Abende deſſelben Tages brachte er durch vieles Bitten den Eurybiades dahin, daß er an's Land ging und die Befehlshaber zu einer nochmaligen Berathung zuſammenrief. Im Eifer für den Plan, den er für den einzig heilſamen erkannt hatte, wendete er ſich an die Verſammlung mit einer langen Rede, ehe noch der Oberfeldherr über den Zweck und Gegen-

*) ſ. S. 41.

ſtand der Berathung ſich ausgeſprochen hatte; und als der Korinthier Adeimantos ihm deshalb mit der bittern Bemerkung in die Rede fiel: „Themiſtokles, bei den Kampfſpielen werden die mit Ruthen geſtrichen, die ſich zu früh erheben;“ wies er ihn mit der treffenden Antwort zurück: „Aber die dahinten bleiben, werden nicht gekrönt.“ Sein Antrag fand den heftigſten Widerſpruch, und Eurybiades, deſſen Einwürfen Themiſtokles immer mit ſiegenden Gründen begegnete, vergaß ſich ſoweit, daß er gegen ihn den Stock zum Schlagen aufhob. Themiſtokles aber, dem in dieſem entſcheidenden Augenblicke das Wohl des Vaterlandes höher ſtand als die eigne Ehre, erwiederte mit edlem Gleichmuth: „Schlage mich, aber höre auch.“ Dieſe Faſſung machte auf Eurybiades ſo viel Eindruck, daß er ihn reden ließ. „In deiner Hand“ — fuhr er fort — „liegt jetzt die Rettung von Hellas, wenn du nach meinem Rathe hier bleibſt und hier die Schlacht lieferſt, nicht aber, wie Jene dir rathen, die Schiffe von dannen führſt nach dem Iſthmos. Höre und halte beides gegen einander. Wenn du am Iſthmos die Schlacht lieferſt, ſo mußt du in einem offneren Meere ſchlagen, was bei der geringeren Zahl unſerer Schiffe nicht zuträglich iſt; und ſodann giebſt du damit Salamis, Megara und Aegina dem Feinde preis, wenn wir auch das Uebrige retten. Denn der Seemacht der Perſer wird die Landmacht auf dem Fuße folgen; und ſo wirſt du ſelber ſie nach dem Peloponneſos führen und ganz Hellas in Gefahr bringen. Thuſt du aber, wie ich dir ſage, ſo wirſt du folgenden Vortheil dabei finden: erſtlich, kämpfen wir in der Meerenge mit wenigen Schiffen gegen viele, ſo werden wir, wenn ſonſt nichts Unberechenbares dazwiſchen kommt, einen vollſtändigen Sieg erfechten; ſodann retten wir damit auch Salamis, wohin wir zum Theil unſere Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht haben; und endlich erreicht ihr dadurch zugleich auch den Vortheil, der euch zumeiſt am Herzen liegt: denn du vertheidigſt hier den Peloponneſos eben ſo gut als am Iſthmos. Denn ſiegen wir hier zur See, ſo wird auch das Landheer nicht über Attika weiter vorgehn, ſondern den Rückzug nehmen. Hier hat uns auch ein Götterſpruch den Sieg verheißen. Wenn man einen verſtändigen Rathſchluß faßt, ſo geht es faſt immer gut; faßt man aber einen unverſtändigen Rathſchluß, ſo entzieht uns auch die Gottheit ihren Beiſtand.“

Darnach erhob ſich der Korinthier Adeimantos abermals und ſagte: Themiſtokles habe gar kein Vaterland mehr; ein Heimathloſer ſolle doch nicht den Seßhaften zumuthen ihre Städte zu verlaſſen und preiszugeben; worauf ihm Themiſtokles entgegnete: „Elender! allerdings haben wir die Häuſer und Mauern dahingegeben, weil wir nicht dem Lebloſen zu Liebe mochten Knechte werden; aber ſiehe hin auf die zweihundert Galeeren, welche Athen zur Flotte geſtellt hat, und ſage, ob wir daran nicht die größte Stadt unter den Griechen beſitzen. Jetzt ſteht ſie euch noch hülfreich zu Gebote, wenn ihr euch damit wollet retten laſſen. Geht ihr aber und laßt uns noch einmal im Stiche, ſo nehmen wir, wie wir hier ſind, unſre Hausgenoſſen an Bord und fahren von dannen nach Siris in Italien. Dort wollen wir uns anſiedeln, und bald wird man in Griechenland von den Athenern hören, daß ſie wieder eine freie Stadt haben und kein ſchlechteres Land, als das ſie verloren. Ihr aber, von unſerm Beiſtande verlaſſen, werdet an mein Wort gedenken.“

Dieſe Rede machte den Eurybiades nachdenklich, und als nun noch ein Eretrier etwas gegen Themiſtokles vorbringen wollte, brachte ihn Dieſer mit den Worten zum Schweigen: „Wie? wollt auch ihr vom Kriege reden, die ihr wie der Dintenfiſch wohl einen Degen habt, aber kein Herz?“ *)

Jetzt beſchloß man zu bleiben und zu ſchlagen. Als aber die Flotte des Feindes ſich Attika näherte, auch der König ſelber mit dem ganzen Landheere unten am Meere erſchien, und die Griechen nun die ganze Macht der Perſer beiſammen ſahn, da war ihnen alles, was Themiſtokles geſagt hatte, entfallen. Die Peloponneſier beſchloſſen in der Nacht abzuziehn, die Athener, die Aegineten und Megarer wurden überſtimmt, und die Steuerleute hatten ſchon den Befehl zur Abfahrt. Da erſann Themiſtokles einen ſchlauen Plan, wie er ſie wider ihren Willen an dieſer Stelle zur Schlacht nöthige. Er ging heimlich aus der Verſammlung und ſendete einen ſeiner Sklaven Namens Sikinnos, einen kriegsgefangenen Perſer, der aber dem Themiſtokles ſehr ergeben und der Erzieher ſeiner Kinder war, zum König Xerxes mit dem Auftrage: „Themiſtokles, Feldherr der Athener, tritt auf die Seite des Königs über und läßt ihm ſagen, daß die Griechen voller Furcht ſind und ſich über die Flucht beraden. Er giebt ihm daher den Rath, ſie nicht entwiſchen zu laſſen, ſondern unverweilt, während ſie noch beiſammen und von dem Landheere getrennt ſind, über ſie herzufallen und ihre Flotte zu vernichten.“

Der König nahm dieſen, wie er meinte, wohlwollenden Rath mit Freuden an und ließ ſofort an die Schiffsleute den Befehl ergehn, alle Galeeren zu bemannen, mit zweihunderten aber auf der Stelle in die See zu ſtechen, die Meerenge in der Runde ganz zu umſtellen und den Raum zwiſchen den Inſeln zu ſperren, auf daß auch nicht ein Mann vom Feinde entrinnen könne.

Dies geſchah. Ariſteides, der auf der Inſel Aegina ſich aufhielt, war der Erſte, der es bemerkte und den Griechen anſagte. Noch wollten die Oberſten es nicht glauben, bis ein teniſches Kriegsſchiff, welches von den Perſern zu ihnen überging, die Nachricht beſtätigte. Jetzt war keine andere Wahl als ehrlos zu erliegen oder mannhaft zu fechten; und die Hellenen rüſteten ſich zur Schlacht.

4. Schlacht bei Salamis.

Bei Tagesanbruch erſtieg Xerxes eine Anhöhe, von wo er die Flotte und ihre Schlachtlinien überſchauen konnte, und ſetzte ſich auf einen goldnen Stuhl; neben ihm ſtanden viele Schreiber, deren Amt war, aufzuzeichnen, was in der Schlacht geſchehe.

Die Griechen aber riefen die Beſatzung zuſammen, und Themiſtokles hielt vor ihnen allen, um ſie zum Kampfe zu begeiſtern, eine ſchöne Rede, worin er Tapferkeit und

*) Der Degen des Dintenfiſches iſt die länglich-runde Kalkplatte, welche unter dem ſogenannten Mantel den Rücken dieſes Weichthiers deckt.

Feigheit einander gegenüber ſtellte. In allem, wo es des Menſchen Natur und Lage verſtatte, ermahnte er das Ruhmwürdigere zu wählen; und wie er ſeine Rede geendigt hatte, befahl er an Bord zu gehn. Die Zahl der Schiffe betrug dreihundert und achtzig, wovon hundert und achtzig den Athenern gehörten und jedes dieſer letzteren hatte auf dem Verdeck achtzehn Streiter, nemlich vierzehn Schwerbewaffnete und vier Schützen. Der perſiſchen Schiffe aber waren nach dem Zeugniſſe des Aeſchylos*) über tauſend und zweihundert.

Kaum waren die Griechen an Bord und hatten die Anker gelichtet, als die Barbaren auf ſie losſtürzten. Die griechiſchen Schiffe ruderten, um dem erſten Anprall auszuweichen, ohne ſich zu wenden, langſam rückwärts. Der Athener Ameinias aber ging zu weit vor und wurde mit einem Schiffe handgemein. Da eilten die Andern dem Ameinias zu Hülfe und das Treffen begann. Gegen die Athener ſtanden die Phönicier, gegen die Lakedämonier die Jonier. Auf beiden Seiten focht man mit großer Tapferkeit, doch zeigte ſich bald, wie trefflich Themiſtokles ſowohl den Ort als auch die Zeit zur Schlacht erſehen hatte. Denn jener machte den Feinden die große Zahl ihrer Schiffe ganz unnütz, da wegen der Enge des Sundes nur wenige gegen wenige auf einmal fechten konnten, und ebenſo war die erwählte Zeit den Perſern zum Nachtheil, indem Themiſtokles bis zu der Stunde gewartet hatte, wo der Wind jedesmal friſch von der See her weht und die Wellen im Sunde hochgehn; was den flachen und niedrigen Fahrzeugen der Griechen nichts ſchadete, wohl aber den perſiſchen Schiffen mit ihrem ragenden Hintertheile, dem hochgewölbten Verdeck und der ſchwer zu lenkenden Maſſe verderblich wurde, da die anſtürzende Fluth ſie herumdrehte und dadurch ihre Seiten dem Angriffe der Griechen darbot.

Auch die Götter ſchienen ihre hülfreiche Gegenwart zu bezeugen. Schon vorher, als Themiſtokles im Kriegsrathe ſeine Rede hielt, hatte man eine Eule**) rechtsher über die Schiffe hinfliegen und auf dem Tauwerke ſich niederlaſſen ſehn. Am Tage darauf war von Eleuſis her durch die menſchenleeren thriaſiſchen Gefilde eine mächtige Staubwolke wie von dreißigtauſend Mann bis nach Salamis hinübergezogen, wobei man den Jubelruf „Jakchos! Jakchos!“ vernahm, wie es bei dem Feſtzuge der Athener nach Eleuſis zu geſchehen pflegte. Auch hatten etliche, wie ſie behaupteten, geiſterhafte, geſpenſtiſche Mannesgeſtalten geſehen, welche von Aegina her ihre Hände vor Griechenlands Flotte breiteten; man glaubte, dies ſeien die Aeakiden*), deren Hülfe man mit Gebeten vor der Schlacht angerufen hatte.

Die Griechen fochten in guter Ordnung und geſchloſſenen Reihen. Die perſiſchen Schiffe dagegen hatten ſich zum Theil noch gar nicht aufgeſtellt, und die hochgehende See, das Getümmel des Kampfes trieb ſie gegen einander. Vielen wurden durch den Anprall die Ruder zerbrochen, worauf ſie, jeder Bewegung beraubt, den Hellenen zur Beute wurden; andere wurden durch die mit Erz beſchlagenen Schnäbel der griechiſchen Schiffe geentert oder umgeſtürzt und in den Grund gebohrt. Ein wildes Geſchrei der Kampfwuth oder der Bedrängniß erfüllte die Lüfte; Meer und Geſtade bedeckten ſich mit Schiffstrümmern und Leichen. Auch der Befehlshaber der ioniſchen und kariſchen Flotte Ariabignes, ein Bruder des Xerxes, fand hier den Tod ſammt vielen andern namhaften Perſern, von den Hellenen aber nur wenige. Denn da Dieſe ſich zumeiſt auf das Schwimmen verſtanden, ſo bot ihnen, wenn ihr Schiff verloren ging, das nahe Salamis Rettung.

Als nun der Kampf bis zum Abend gewährt hatte, wendeten ſich die vorderen Schiffe der Perſer zur Flucht und beſchädigten damit zugleich die hinter ihnen ſtehenden Fahrzeuge, welche zum Streite vorwärts zu bringen ſuchten, dergeſtalt, daß ſie theils zerſtört, theils kampfunfähig wurden. Die Athener drangen hitzig nach und vernichteten noch eine Menge, während die im Sunde auf die Lauer geſtellten Aegineten eines großen Theils der Flüchtigen, welche nach dem attiſchen Hafen Phaleron zu entkommen ſuchten, ſich bemächtigten. Zu gleicher Zeit hatte Ariſteides mit einem Haufen ſchwergerüſteter Athener die kleine Inſel Pſyttaleia erſtürmt und ſämmtliche Perſer, die dort aufgeſtellt waren, erſchlagen. So ward am 23. September des Jahres 480 vor Chr. dieſer ſchöne und weltberühmte Sieg erkämpft, den keine andre von Griechen oder Barbaren vollbrachte Seethat überſtrahlt, und an welchem der Muth und die Tapferkeit aller helleniſchen Kämpfer wie der Scharfſinn und die Meiſterſchaft des Themiſtokles gleichen Antheil hatten.

5. Nächſte Folgen des Sieges bei Salamis.

Dem Perſerkönige war über dieſer Niederlage aller Muth entfallen; er gedachte an nichts als vor allem ſeine Perſon in Sicherheit zu bringen und ſchickte deshalb auf das ſchleunigſte den Reſt ſeiner Flotte nach dem Helles-

*) Aeſchylos focht wie bei Marathon, wo der ältere ſeiner Brüder einen ehrenvollen Tod fand, ſo auch bei Salamis mit und feierte dieſen Sieg nachmals auf die würdigſte Weiſe in einem uns erhaltenen Trauerſpiele, genannt »die Perſer«, in welchem auch eine höchſt anſchautiche Schilderung der Seeſchlacht niedergelegt iſt. Man hat auf die bedeutſame Fügung aufmerkſam gemacht, daß an jenem ruhmvollſten Tage Athens ſeine drei großen Tragödiendichter je nach der Abſtufung ihres Alters Antheil hatten. Aeſchylos, der Mann, half den Sieg erfechten, Sophokles, als der ſchönſte unter den atheniſchen Jünglingen, führte den Siegesreigen an, Euripides aber wurde an demſelben Tage geboren.

**) Der Lieblingsvogel der Athene, der Schutzgöttin Athens.

pontos ab, um die dortige Brücke zu ſchützen, im Fall es den Griechen beikäme, dieſelbe zu zerſtören und dem Landheere dadurch den Rückzug abzuſchneiden. Eben dies hatte Themiſtokles im Sinne und brachte es vor den verſammelten Kriegsoberſten in Vorſchlag. Da es aber dem Eurybiades und nicht minder dem Ariſteides bedenklich erſchien, eine ſo gewaltige Kriegsmacht, wie die perſiſche auch jetzt noch war, dadurch, daß man ſie aller Mittel zur Flucht beraubte, zur verzweifeltſten Gegenwehr zu nöthigen; beſann ſich Themiſtokles eines Anderen: „Gut!“ ſagte er, „iſt dies unſer beſtes Ermeſſen, ſo müſſen wir jetzt auf Mittel und Wege denken, wie man den Perſer auf kürzeſtem

*) Die Nachkommen des uralten Königs Aeakos von Aegina, welche ſammt dieſem ſelbſt als Heroen verehrt wurden. Zu ihnen gehörten Peleus und deſſen Sohn Achilleus, Telamon und deſſen Sohn Ajas.

Wege aus Griechenland los werde.“ Auch dazu hatte der Schlaue bald Rath gefunden. Er ſchickte Einen der Haſkämmerlinge mit Namen Arnakes*), den er unter den Gefangenen ausfindig gemacht hatte, zum Könige und ließ ihm anſagen: die Griechen hätten beſchloſſen, mit ihrer ſiegreichen Flotte in den Hellespont hinaufzufahren und die Brücke zu zerſtören; daher rathe Themiſtokles, wahlmeinend, der König möge ſich beeilen, nach Aſien hinüberzukommen, während Themiſtokles, um ihm einen Dienſt zu erweiſen, die Verbündeten aufhalten wolle, daß ſie ihn nicht mehr einholen.

Dieſe falſche Botſchaft ſetzte den Barbarenkönig ſo in Schrecken, daß er mit einem Theile ſeines Landheeres ſchleunigſt den Rückzug antrat und nur den Mardonios mit dreimalhunderttauſend Mann in Theſſalien zurück ließ. Wie klug aber jene Maaßregel geweſen, durch welche Griechenland einer ſolchen Feindesmacht wenigſtens theilweiſe erledigt wurde, wies ſich nachmals in dem letzten Entſcheidungskampfe bei Platäa aus, denn dort ſtand für die Griechen noch einmal alles auf dem Spiele, wiewohl es nur noch ein verhältnißmäßig geringer Theil der perſiſchen Geſammtmacht war, mit welchem man es in jenem Treffen zu thun hatte.

Nachdem die Griechen die Verfolgung der perſiſchen Flotte aufgegeben, kehrten ſie nach Salamis zurück, theilten die Beute und ſonderten den Göttern die Erſtlinge aus. Darnach fuhren ſie nach dem Iſthmos, um demjenigen, der ſich am würdigſten während dieſes Krieges gezeigt habe, den Preis der Tapferkeit zu ertheilen. Unter den Städten wurde er von Allen den Aegineten zuerkannt. Unter den einzelnen Kämpfern aber fiel der erſte Preis — Keinem, der zweite aber einſtimmig dem Themiſtokles zu. Als nemlich die Anführer dort am Altare des Poſeidon zur Abſtimmung ſchritten, ertheilte zwar jeder ſich ſelbſt das erſte Lob der Tapferkeit, das zweite aber dem Themiſtokles.

Aber größere Ehre, als ihm der Neid der Oberſten nothgedrungen zuerkannte, ließ ihm die Dankbarkeit des griechiſchen Volkes zu Theil werden.

Die Lakedämonier führten ihn nach Sparta und gaben dem Eurybiades den Preis der Tapferkeit, dem Themiſtokles aber den der Klugheit, nemlich einen Olivenkranz; überdies machten ſie ihm den ſchönſten Wagen, der in der Stadt zu finden war, zum Geſchenk und ließen ihm durch ein Ehrengefolg von dreihundert Jünglingen bis an die Grenze das Geleite geben. Bei der nächſten Feier der olympiſchen Spiele kümmerte ſich von dem Augenblicke an, da Themiſtokles in der Rennbahn erſchien, kein Menſch mehr um die Wettkämpfer, ſondern den ganzen Tag waren die Augen nur auf ihn gerichtet. Unter Jauchzen und Händeklatſchen zeigte man ihn den Fremden, und mit Entzücken bekannte Themiſtokles vor ſeinen Freunden: jetzt nehme er den Lohn aller ſeiner Anſtrengungen für die Sache Griechenlands.

Wie hoch übrigens Themiſtokles von ſich ſelber dachte, davon können folgende Ausſprüche zum Belege dienen. Als er nach der Seeſchlacht am Geſtade die vom Meere ausgeworfenen Leichen beſah, ging er beim Anblicke der goldenen Spangen und Halsketten, die noch an ihnen hingen, gleichgültig vorüber, und ſagte zu dem ihn begleitenden Freunde, indem er darauf hinwies: „Heb' es für dich auf, denn du biſt nicht Themiſtokles.“

Als ein Mann von der kleinen und unbedeutenden Inſel Seriphos ihm vorwarf: nicht ſich ſelber, ſondern der Größe und Berühmtheit ſeiner Vaterſtadt habe er ſeinen Ruhm zu danken; entgegnete er: „Du haſt ganz Recht, ich wäre als Seriphier nicht berühmt geworden, du aber auch als Athener nicht.“

Als einmal ein anderer Befehlshaber, der ſich um das Vaterland ſehr verdient gemacht zu haben meinte, großprahleriſch ſeine Thaten mit denen des Themiſtokles zuſammenſtellte, erzählte ihm Dieſer ein Gleichniß: „Mit dem Feſttage fing einſt der Nachtag einen Streit an und warf ihm vor: er ſei doch immer nur voller Unruh und Beſchwerlichkeit, aber an *ihm* könne erſt Jeder die zubereiteten Speiſen in Ruhe und Gemächlichkeit genießen. Darauf erwiederte ihm der Feſttag: Wohl wahr! aber wenn *ich* nicht geweſen wäre, ſo wäreſt du auch nicht. Und wenn *ich*“ — fügte Themiſtokles hinzu — „damals nicht geweſen wäre, wa bliebet *ihr* jetzt?“

Von ſeinem Sohne, der bei der Mutter und durch ſie auch wiederum bei ihm ſeinen Willen durchzuſetzen pflegte, ſagte er ſcherzweis: Dieſer habe die höchſte Gewalt in Griechenland; denn über die Griechen hätten die Athener die Herrſchaft, er ſelber über die Athener, über ihn ſeine Frau, und über Dieſe ſein Sohn.

Wie er in allen Dingen etwas Beſonderes haben wollte, ſo ließ er, als er einſt durch den Ausrufer ein Landgut zum Kauf ausbot, unter andern Vorzügen anführen: es habe auch einen guten Nachbar.

Unter den beiden Männern, die ſich um ſeine Tochter bewarben, zog er den Rechtſchaffnen dem Reichen vor, indem er ſagte: er ſuche mehr einen Mann, der Geld, als Geld, das einen Mann brauche. Solcher Art alſo waren ſeine ſinnreichen Sprüche.

6. Was Themiſtokles für die Größe ſeiner Vaterſtadt gethan, und wie er von derſelben verbannt worden.

Sofort nach glücklicher Beendigung des Perſerkrieges ſchritt Themiſtokles zum Wiederaufbau des vom Feinde in einen Trümmerhaufen verwandelten Athens. Um es gegen ähnliche Gefahren künftig ſicher zu ſtellen, rieth er, die ſchöner als vorher wiederhergeſtellte Stadt mit einer hohen und ſtarken Mauer zu umgeben. Die Lakedämonier thaten Einſpruch. Denn — ſagten ſie — der Peloponneſos ſei Schutzwehr genug für alle Griechen; befeſtige man Athen, ſo werde der Feind im Falle einer abermaligen Beſetzung einen um ſo feſteren Waffenplatz mitten im Lande haben. So ſagten ſie aber nur aus Neid, weil die lykurgiſchen Geſetze ihnen verboten, die eigne Stadt mit Mauern zu umgeben. Aber der ſchlauere Themiſtokles wußte die Schlauen zu überliſten. Angeblich als Geſandter erſchien er in Sparta, verſchob aber unter dem Vorwande, erſt ſeine Mitgeſandten

*) Nach Herodot war es derſelbe Sikinnos, deſſen ſich Themiſtokles ſchon früher bedient hatte.

erwarten zu müſſen, ſeinen Vortrag von einem Tage zum andern; und endlich, als die Spartiaten ihm vorhielten, daß man die Stadt befeſtige, leugnete er die Sache ganz ab und verlangte, ſie ſollten einige Männer nach Athen ſchicken, um ſich an Ort und Stelle vom Ungrunde dieſer Vermuthung zu überzeugen. Ueber alle dem verſtrich viel Zeit, welche die Athener wohl zu benutzen wußten, indem ſelbſt Greiſe, Weiber und Kinder am Bau der Mauer raſtlos mithalfen; und als die lakedämoniſchen Geſandten dort eintrafen, nahm man ſie in guten Gewahrſam. Jetzt trat Themiſtokles frei vor die Spartiaten mit der Erklärung: die Mauer ſei vollendet; die Athener hätten gethan, was ſie ſowohl für ſich ſelbſt als für das geſammte Hellas als heilſam und nützlich erkannt hätten; darum habe Niemand darein zu reden. Darüber geriethen die Lakedämonier ſo in Zorn, daß ſie ſich faſt an ihm vergriffen hätten, allein die Beſorgniß für die eignen Geſandten, welche man in Athen als Geiſeln zurückhielt, nöthigte ſie, ihn mit verhaltenem Groll ohne alle Beleidigung zu entlaſſen.

Sogleich gab er nun der Stadt auch einen neuen Seehafen, den Peiräos, deſſen vortreffliche und bequeme Lage er bemerkt hatte, und gab dem Staate die entſchiedenſte Richtung auf das Seeweſen, wodurch er die Staatsgrundſätze der alten attiſchen Könige gewiſſermaaßen umkehrte. Denn dieſe hatten alles gethan, um die Bürger vom Meere abzuziehn und mehr zum Landbau als zur Schiffahrt zu gewöhnen; Themiſtokles dagegen knüpfte die Stadt an den Hafen und das Land an das Meer, wodurch er dem Volke das Uebergewicht über dem Adel gab und es mit Trotz und Uebermuth erfüllte, indem von jetzt an die ganze Gewalt an Bootsknechte, Rudermeiſter und Steuerleute kam. Denn *Seeherrſchaft iſt die Wurzel der Volksgewalt*, wogegen die *Landbauer weit eher mit einer ariſtokratiſchen Verfaſſung ſich befreunden*.

Doch trug ſich Themiſtokles mit einem noch größeren Plane, der die Athener mit Einem Male zur Alleinherrſchaft auf dem Meere verholfen hätte. Als die griechiſche Flotte nach der Vertreibung des Xerxes im Hafen von Pagaſä an der theſſaliſchen Küſte überwinterte, theilte Themiſtokles der Volksverſammlung mit, er habe eine Unternehmung im Sinne, die für ſie nützlich und heilſam ſei, doch laſſe ſich nicht vor der ganzen Menge davon reden. Die Athener befahlen, er ſolle es dem Ariſteides allein mittheilen und, wenn Dieſer es billige, es ausführen. Hierauf entdeckte Themiſtokles dem Ariſteides, er wolle die ganze griechiſche Flotte in Brand ſtecken, wodurch dann Athen im alleinigen Beſitz einer Seemacht bliebe; und Dieſer erklärte nun vor dem verſammelten Volke: Nichts ſei vortheilhafter, aber auch Nichts ungerechter, als der Anſchlag des Themiſtokles. Darum geboten die Athener dem Themiſtokles von ſeinem Vorhaben abzuſtehn.

Die Lakedämonier hatten im Rathe der Amphiktyonen den Antrag geſtellt, daß alle diejenigen Städte, welche gegen die Perſer nicht mitgeſtritten, von der Bundesverſammlung ausgeſchloſſen ſein ſollten. Themiſtokles aber fürchtete dadurch ein zu mächtiges Uebergewicht Sparta's, da durch ein ſolches Verfahren Theſſalien, Argos und Theben vom Bundestage verdrängt würden, indem überhaupt nur einunddreißig mehrentheils unbedeutende Städte ſich an dieſem Kampfe betheiligt hatten. Darum widerrieth er auf das entſchiedenſte und brachte auch wirklich die beſchließenden Abgeordneten oder Pylagoren auf andre Meinung. Dadurch machte er ſich die Lakedämonier völlig zu Feinden, welche nun den Kimon durch Gunſt- und Ehrenbezeigungen zu heben ſuchten, um damit dem Themiſtokles einen Gegner in der Staatsverwaltung entgegen zu ſtellen.

Auch bei den Bundesgenoſſen machte er ſich verhaßt, weil er von Inſel zu Inſel fuhr und Geld erpreßte. So kam er nach Andros und forderte eine Summe Geldes mit der Erklärung: „Ich komme im Geleit zweier mächtigen Gottheiten, der Ueberredung und der Gewalt.“ Jene aber gaben zur Antwort: „Hier ſind auch zwei mächtige Gottheiten, Armuth und Mangel, und dieſe verbieten uns, dir Geld zu geben.“

Endlich konnte er ſelbſt bei ſeinen eigenen Mitbürgern ſich nicht in Gunſt erhalten. Viele beneideten ſeine Größe und gaben den Verleumdungen gern Gehör. Dadurch ſah er ſich genöthigt, dem Volke ſeine Verdienſte oft in Erinnerung zu bringen, und da man dies übel aufnahm, ſprach er einſt mit Unmuth: „Seid ihr's denn ſatt, immer von Einunddemſelben Gutes zu genießen?“ Wohl mag er da öfter an jene Galeeren am Strande gedacht haben, auf welche ſein Vater einſtmals dingewieſen! Auch legte es ihm die Menge übel aus, daß er der Artemis Ariſtobule (d. i. der beſten Rathgeberin) einen Tempel erbaute, als habe Er der Stadt und den Griechen den beſten Rath gegeben. Und ſo wandte man denn das Scherbengericht gegen ihn an, um ſeinem allzugroßen Einfluſſe ein Ende zu machen, wie man mit allen that, deren Macht läſtig zu werden und im Mißverhältniß mit der demokratiſchen Gleichheit zu ſtehen ſchien.

7. Themiſtokles auf der Flucht.

Des Landes verwieſen ging Themiſtokles nach Argos. Seine Feinde ließen ihn auch hier nicht lange in Frieden. Aus Briefen und Papieren des Pauſanias glaubte man den Themiſtokles der Theilnahme an den hochverrätheriſchen Schritten deſſelben bezüchtigen zu können. Die Lakedämonier machten darüber vielen Lärm, die Neider unter ſeinen Mitbürgern brachten es förmlich zur Klage, und wiewohl ſich Themiſtokles ſchriftlich dagegen vertheidigte, ließ ſich das Volk doch von ſeinen Anklägern beſtimmen, Männer auszuſenden, die ihn greifen und nach Athen bringen ſollten, um ihn vor ein Gericht der Griechen zu ſtellen.

Zur rechten Zeit noch hiervon benachrichtiget, entwich er nach Kerkyra, von da nach Epeiros; und auch hier noch von den Athenern und Lakedämoniern verfolgt, warf er ſich, da er keinen andern Ausweg wußte, einer höchſt zweifelhaften Hoffnung in die Arme, indem er zu Admetos, dem König der Moloſſer, ſeine Zuflucht nahm. Dieſen hatte Themiſtokles in den Tagen ſeiner Macht mit einem Geſuche an die Athener ſchimpflich zurückgewieſen, und der König hatte dieſe Beleidigung noch nicht vergeſſen, ſondern deutlich kund gegeben, daß er bei nächſter Gelegenheit ſich an ihm rächen werde. Themiſtokles aber fürchtete ſich in ſeiner jetzigen Lage mehr vor dem friſchen

Digitized by Google

Haſſe ſeiner Landesgenoſſen, als vor dem alten Groll eines Königes. Klug wußte er die Landesſitte für ſeinen Zweck zu benutzen. Mit dem Söhnchen des Königs auf dem Arme, ließ er ſich am Heerde nieder — eine Art zu bitten, welche bei den Moloſſern für die höchſte und die einzige galt, gegen die faſt gar kein Widerſpruch erhoben werden dürfe. Das Wageſtück gelang. Admetos verzieh und gewährte ihm Aufnahme, ſo daß Themiſtokles hieher auch ſeine Frau und Kinder mit Hülfe eines Freundes in Athen heimlich nachkommen ließ. Späterhin begab er ſich nach Pydna in Makedonien und beſtieg daſelbſt ein Schiff, das nach Aſien hinüberwollte, ohne daß Jemand von den Schiffern wußte, wer er wäre. Zum Unglück trieb ein ungünſtiger Wind das Fahrzeug gegen Naxos, welches die Athener gerade belagerten. In dieſer Verlegenheit gab ſich Themiſtokles dem Schiffsherrn und dem Steuermanne zu erkennen, und bewog ſie theils durch Bitten, theils durch die Drohung, er werde vor den Athenern wider ſie zeugen und angeben, daß ſie ihn nicht aus Unwiſſenheit, ſondern um des verſprochenen Lohnes willen an Bord genommen, Naxos vorüberzufahren und auf Aſien zu ſteuern. Ein großer Theil ſeines Vermögens war von ſeinen Freunden in Sicherheit gebracht worden und wurde ihm jetzt heimlich nach Aſien nachgeſendet. Was aber entdeckt und für den Staat eingezogen worden war, belief ſich auf achtzig bis hundert Talente; ſo ſtark hatte er, der kaum mit drei Talenten angefangen, während ſeiner Staatsverwaltung ſein Vermögen zu mehren gewußt.

Als er bei Kyme in Myſien landete, erfuhr er, daß auch an dieſer Küſte viele, denen jeder Gewinn recht war, ihm nachſtellten, denn der Perſerkönig hatte einen Preis von zweihundert Talenten auf ſeinen Kopf geſetzt. Deshalb begab er ſich nach Aegä, einem äoliſchen Städtchen, wo ihn Niemand kannte als ſein Gaſtfreund Nikogenes, der unter den Aeoliern das meiſte Vermögen hatte und mit Großen des perſiſchen Reiches bekannt war. Bei dieſem hielt er ſich einige Tage verborgen. Ein ſeltſames Traumbild beſtärkte ihn in dem Plane, ſich an den Hof des Königs und in deſſen Schutz zu begeben. Nikogenes aber traf dazu die geeignetſten Vorkehrungen. Wie die meiſten Morgenländer, ſo waren auch die Perſer äußerſt eiferſüchtig gegen ihre Frauen. Nicht blos die Ehefrauen, ſondern auch die Sclavinnen und Kebsweiber pflegten ſie mit ſolcher Strenge zu bewachen, daß ſie Niemand außerhalb des Hauſes zu Geſicht bekam; daheim hielt man ſie immer hinter Schloß und Riegel, auf Reiſen aber ließ man ſie in einem zeltartig ringsum behangenen Wagen fahren. In einem ſolchen Wagen, welchen man für ihn hatte anfertigen laſſen, verſteckt, machte Themiſtokles die Reiſe, wobei ſeine Begleiter denen, die unterwegs darnach frugen, zur Antwort gaben, es ſei ein griechiſches Frauenzimmer, welches man von Jonien hinauf an den Hof des Königs führe.

8. Themiſtokles vor dem Perſerkönige.

Jetzt ſtand Themiſtokles vor der letzten Entſcheidung ſeines Schickſals. Er begab ſich zunächſt zum Oberſten Artaban, meldete ihm, er ſei ein Grieche und wünſche den König über hochwichtige Angelegenheiten, welche Dieſen gerade zumeiſt beſchäftigten, zu ſprechen. „Fremdling!“ gab ihm der Perſer zur Antwort, „die Sitten der Menſchen ſind verſchieden; den einen gilt dies, den andern jenes für ſchön, allen aber, die heimiſchen Sitten in Ehren zu halten. Von euch Griechen nun geht die Sage, daß ihr Freiheit und Gleichheit am höchſten ſtellet; bei uns dagegen iſt unter einer Menge trefflicher Geſetze dieſes das trefflichſte, den König zu ehren und ihn als ein Ab-

bild der erhaltenden Gottheit anzubeten. Willſt du alſo dieſer Sitte deinen Beifall geben und vor dem Könige deine Kniee beugen, ſo ſteht es dir frei, den König zu ſehn und zu ſprechen. Biſt du aber hierin anderer Meinung, ſo kannſt du nicht perſönlich, ſondern nur durch Andere mit ihm verhandeln. Denn nach vaterländiſchem Gebrauche darf der König Keinem, der nicht vor ihm niederfällt, Gehör geben.“ Auf dieſe Mittheilung erwiederte Themiſtokles: „Artabanos, ich bin ja in keiner andern Abſicht gekommen, als um des Königs Ruhm und Macht zu mehren; alſo werde ich mich auch in eure Sitten ſchicken, dieweil es Gott, der Perſien groß gemacht, nun einmal ſo gefällt; und es werden durch mich dereinſt noch Mehrere als jetzt, vor dem Könige ihre Kniee beugen. Und ſo ſoll denn dieſer Umſtand den Mittheilungen, die ich dem Könige zu machen gedenke, kein Hinderniß ſein.“ „Aber wen von den Hellenen ſoll ich dem Könige melden?“ fragte Artaban, „denn deine Aeußerungen verrathen keinen gewöhnlichen Mann;“ worauf Themiſtokles: „Das, o Artaban, erfahre Niemand früher als der König ſelbſt.“

Als er nun bei dem Könige*) eingeführt worden und den Fußfall gethan, ſtand er ſchweigend, bis Jener dem Dollmetſcher befohlen zu fragen, wer er wäre? Darauf ſprach er: „Ich bin, o König, der Athener Themiſtokles, und ſtehe vor dir als ein von den Griechen verfolgter Flüchtling, dem die Perſer zwar viel Böſes, aber mehr noch Gutes verdanken. Denn ich war es, der die Griechen von der Verfolgung abhielt, nachdem Griechenland gerettet war und die Sicherheit des eignen Heimweſens verſtattete, auch euch einen Dienſt zu erweiſen. Ich meinestheils bin zu allem bereit, was meine gegenwärtige Lage verlangt, ſowohl deine Gnade hinzunehmen, wenn du mir bereits Verzeihung angedeihen ließeſt, als auch, wofern du des erlittenen Böſen noch eingedenk biſt, durch Bitten deinen Groll zu beſänftigen. Du aber nimm meine Feinde zu Zeugen, wie viel ich den Perſern Gutes gethan; und ſieh' mein Schickſal mehr als eine Gelegenheit an, um deine Großmuth zu zeigen, als um deinen Zorn zu befriedigen. In jenem Falle erhältſt du dir einen Schutzflehenden, in dieſem aber tödteſt du den Griechen einen Feind.“ Auf dieſe Rede antwortete der Perſer für diesmal nichts; wiewohl er Geiſt und Muth des Fremdlings bewunderte; vor ſeinen Vertrauten aber erklärte er, daß ihm kein größeres Glück hätte widerfahren können, und wünſchte, Ahriman**) möchte nur immer ſeinen Feinden ſolche Verkehrtheit eingeben, daß ſie ihre beſten Männer von ſich ſtießen. Auch ſagt man, er habe deshalb den Göttern ein Dankopfer gebracht und ſofort ein Trinkgelag angeſtellt und des Nachts mitten im Schlafe vor Freuden dreimal ausgerufen: „Ich habe den Athener Themiſtokles!“

Mit Tagesanbruch ließ der König ſeine Vertrauten zuſammenkommen und den Themiſtokles hereinführen. Dieſer verſah ſich nichts Gutes, da er merkte, wie die Höflinge, ſobald ſie ſeinen Namen hörten, übel geſtimmt wurden und ihre Ungunſt ſelbſt in Worten äußerten. Unterſtand ſich doch der Oberſte Rozanes, als Themiſtokles an ihm vorüber dem Throne zuging, während ringsum das tiefſte Schweigen herrſchte, mit einem unterdrückten Seufzer zu ſagen: „Argliſtige Schlange von einem Griechen, des Königs Schutzgeiſt hat dich in ſeine Hand gegeben!“ Als er nun aber vor des Königs Angeſicht erſchien und ſich abermals vor ihm niederwarf, begrüßte ihn der König und redete ihn huldreich an: „Ich bin dir ſchon zweihundert Talente ſchuldig,“ ſprach er, „denn da du ſelber dich mir überbringſt, ſo iſt es billig, daß du empfängſt, was ich dem Ueberlieferer deiner Perſon verheißen habe.“ Auch verſprach er ihm noch viel mehr als das, hieß ihm gutes Muthes ſein und über die Angelegenheiten Griechenlands frei und ohne Scheu ſich auszuſprechen. In Bezug auf das Letztere entſchuldigte ſich Themiſtokles mit ſeiner Unkenntniß der perſiſchen Sprache. „Die Rede des Menſchen,“ ſagt' er, „gleicht einem bunten Teppiche. Iſt er ausgebreitet, ſo ſtellt er die eingewebten Bilder deutlich dar, zuſammengerollt aber verſteckt und entſtellt er ſie. So kann auch der, welcher einer Sprache noch nicht mächtig iſt und ſich des Dollmetſchers bedienen muß, ſeine Gedanken nur undeutlich und unvollſtändig vortragen. Darum bitte ich, daß man mir Zeit gebe.“ Dem Könige gefiel dieſe Vergleichung ſehr, (wie denn die Morgenländer an ſinnreichen Gleichniſſen ein beſondres Gefallen haben), und befahl, er möchte ſelber die Friſt beſtimmen. Themiſtokles erbat ſich ein Jahr und erlernte in dieſer Zeit das Perſiſche hinreichend, um ſich von da an unmittelbar mit dem Könige zu unterreden. Er genoß größere Ehre und Vertrauen, als jemals ein anderer Fremdling; ſelbſt an den königlichen Jagden und Feſten nahm er Theil, ſo daß er endlich auch vor der Königin-Mutter erſcheinen durfte und freien Zutritt bei ihr erhielt. Auf des Königs Befehl wurde er in den Geheimlehren der Magier unterrichtet. Drei Städte in Kleinaſien mußten für ſeinen Unterhalt ſorgen: Magneſia für Brod, Lampſakos für Wein, Myus für Zukoſt. Alle dieſe Gunſtbezeugungen waren ſo außerordentlicher Art, daß die ſpäteren Könige, ſo oft ſie in Staatsangelegenheiten der Dienſte eines Hellenen benöthiget waren, dieſem in ihrem Schreiben die Verſicherung gaben, daß er bei ihnen noch höher ſtehen ſollte als Themiſtokles. Was aber Themiſtokles ſelber bei all' dieſem äußeren Glück in ſeinem Herzen empfunden habe, laſſen uns jene Worte ahnen, die er einſt, als er ſchon in hohem Anſehn ſtand, bei einer prächtigen Tafel zu ſeinen Kindern geſagt haben ſoll: „Kinder, wir wären verloren, wenn wir nicht ſchon verloren wären!“

9. Freiwilliger Tod.

Zwar eine geraume Zeit noch verlebte Themiſtokles zu Magneſia ruhige Tage, ſo lange der König, im Innern des Landes beſchäftigt, um die griechiſchen Angelegenheiten ſich wenig bekümmern konnte. Als aber Aegypten unter atheniſchem Beiſtande ſich empörte, helleniſche Kriegsſchiffe bis nach Kypros und Kilikien ſegelten, und Kimons Herrſchaft zur See den König daran erinnerte, den Umgriffen der Griechen wirkſam entgegen zu treten, ſetzten ſich endlich die Heeresmaſſen in Bewegung, Feldherrn gingen

*) Es iſt zweifelhaft, ob dies noch Xerxes ſelbſt oder ſein Sohn und Nachfolger Artaxerxes geweſen. Thukydides iſt der letzteren Meinung.

**) Die Perſer glaubten an ein gutes und ein böſes Grundweſen und nannten das erſtere Ormuzd, das andere Ahrimau.

nach verſchiedenen Seiten aus, und auch in Magneſia trafen Baten ein, welche dem Themiſtokles den Befehl des Königs brachten, nun auch wider die Griechen ſich thätig zu erweiſen und ſeine Verſprechungen zu erfüllen. Allein Themiſtokles fühlte jetzt keine Erbitterung mehr gegen ſeine Mitbürger, noch vermocht' ihn ſaviel Macht und Ehre zur Feindſeligkeit wider das Vaterland zu reizen.

Vielleicht mocht' er auch an der Möglichkeit des Gelingens zweifeln, zumal da es den Griechen damals nicht an großen Feldherren fehlte, und Kimon in ſeinen Unternehmungen außerordentlich vom Glücke begünſtigt wurde. Vor allem aber war es die Achtung vor dem Ruhme ſeiner früheren Thaten, die ihn zu dem Entſchluſſe bewog, ſein Leben nicht mit Verrath am Vaterlande zu beſchließen. Er brachte den Göttern ein Opfer dar, nahm von den Freunden, die er dazu geladen, Abſchied und trank dann — dies iſt die gewöhnliche Angabe — einen Becher warmes Ochſenblut, welches, indem es ſchnell gerinnt und verhärtet, einen baldigen Tod bewirken ſoll. So ſtarb Themiſtokles zu Magneſia in einem Alter von fünf und ſechzig Jahren, von denen er die meiſten als Staatsmann und Feldherr verlebt hatte. Als der König den Beweggrund und die Art ſeines Todes erfuhr, ſoll er den Mann nur um ſo mehr bewundert und den Freunden und Angehörigen deſſelben fortwährend huldreich ſich erwieſen haben. Auf dem Markte zu Magneſia ward ihm ein prachtvolles Grabmal erbaut, und ſeine Nachkommen genoſſen daſelbſt noch in ſpäten Jahrhunderten gewiſſer Vorrechte. Nach einer ſchon zu Thukydides Zeiten gangbaren Sage ſind ſeine Gebeine von Verwandten heimlich nach Attika gebracht und daſelbſt begraben worden. Der Erdbeſchreiber Diodoros ſagt: vor dem Hafen Peiräus, dem verdienſtvollen Werke des Themiſtokles, biege ſich an dem Vorgebirge des Alkimos eine Landzunge vor; fahre man um dieſe herum in die meeresſtille Bucht hinein, ſo ſei da eine geräumige Platform, und auf dieſer erhebe ſich in Geſtalt eines Altars das Grab des Siegers bei Salamis. Darauf beziehe ſich auch die Stelle des Luſtſpieldichters Platon:

Dein Gradeshügel, ſchön an heit'rem Ort erhöht,
Wird einſtens weitum von der Schiffer Ruf begrüßt;
Wird, was hinaus- und was hereinfährt, überſchau'n
Und auf der Flotten Wettkampf mit Gefallen ſeh'n.

Noch heutiges Tages zeigt man dort eine Stelle unter dem Namen: das Grab des Themiſtokles, die ein deutſcher Dichter der Gegenwart,*) der ſie beſuchte, in folgenden Verſen feiert:

Wo am zackigen Fels das Gewog' ſich brandend emporbäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themiſtokles Leib
In heimathlichen Grund. Feſtgaben und Todtengeſchenke
Brachten ſie dar, und es floß reichlich die Spende des Weins.
Aber den Zorn des verblendeten Volks kleinmüthig befürchtend,
Stahlen ſie leiſe ſich heim, ehe die Dämm'rung erſchien.
Denkſteinlos nun ſchlummert der Held, doch drüben im Spätroth
Ragt ihm ein ewiges Mal, Salamis Felſengeſtad'.

*) Emanuel Geibel.

Ariſteides und Pauſanias.

1. Ariſteides Charakter, frühere Verdienſte und Verbannung.

Ariſteides, des Lyſimachos Sohn, war aus dem attiſchen Stamme Antiochis, der Gemeinde Alopeke. Mit Kleiſthenes, welcher nach dem Sturze der Tyrannenherrſchaft die atheniſchen Staatsverhältniſſe ordnete, war er befreundet, am meiſten jedoch ſtrebte er dem Lakedämonier Lykurgos nach, dem er vor allen übrigen Staatsmännern ſeine Bewunderung zollte, und hing an der ariſtokratiſchen Regierungsform, wobei ihm Themiſtokles, welcher die Demokratie vertrat, als Gegner gegenüberſtand. Schon in ihrer Kindheit, da ſie mit einander erzogen wurden, ſollen ſie ſich in Scherz und Ernſt durch Wort und That als Widerſacher gezeigt haben und in ihren knabenhaften Zwiſtigkeiten die ſcharfen Gegenſätze ihres Charakters zum Vorſchein gekommen ſein: der Eine ſei flatterhaft, verwegen und ſchlau geweſen und habe alles leicht und mit Schnelligkeit ergriffen; der Andere habe ſich durch Feſtigkeit der Geſinnung ausgezeichnet, ſtreng auf Recht gehalten, Lügen, Poſſen und Betrug in keiner Weiſe, ſelbſt nicht im Scherze ſich erlaubt.

Themiſtokles verſchaffte ſich, nachdem er die politiſche Laufbahn betreten hatte, bald einen großen Anhang, vermittelſt deſſen er einen nicht unbedeutenden Einfluß erlangte. Ariſteides dagegen ging ſeinen Weg für ſich allein, um nicht durch Verbindlichkeiten gegen Andere oder durch übermüthiges Vertrauen auf Freunde zu Ungerechtigkeiten verleitet zu werden, denn es war ſein Grundſatz, daß ein guter Bürger ſich auf nichts Anderes als auf die Güte und Gerechtigkeit ſeiner Handlungen und Reden verlaſſen müſſe. Allein da Themiſtokles mit großer Verwegenheit allen ſeinen Beſtrebungen ſich in den Weg ſtellte, ſo ſah ſich Ariſteides, um die ſteigende Macht des Gegners zu beſchränken, genöthigt, grundſätzlich allen Plänen des Themiſtokles entgegenzuarbeiten, ſelbſt auf die Gefahr hin, etwas Gemeinnütziges blos aus dem Grunde, weil Dieſer es in Vorſchlag gebracht hatte, zu hintertreiben. Deshalb äußerte er ſelbſt einmal: für Athen gebe es kein Heil, wenn man nicht den Themiſtokles ſowohl als ihn in die Grube*) ſtürze.

Bewunderungswerth erſchien ſeine ruhige Faſſung bei allem Wechſel ſeiner öffentlichen Verhältniſſe. Ehre machte ihn nicht ſtolz, Kränkung nicht ungehalten, Unglück nicht haltungslos, und mit immer gleichem Eifer, ohne auf Gewinn oder Ruhm zu zielen, arbeitete er für das Beſte des Vaterlandes. Daher geſchah es, daß, als im Theater das Trauerſpiel des Aeſchylos: „Die Sieben gegen Theben“ aufgeführt wurde, bei jener Stelle, die ſich auf Amphiaraos bezieht:

> Denn nicht gerecht nur ſcheinen will er, ſondern ſein,
> Aus tiefen Furchen erntend ſeiner treuen Bruſt,
> Draus ihm hervorſprießt vielbewährten Rathes Frucht —

die Blicke aller Zuſchauer ſich unwillkürlich auf Ariſteides lenkten, weil anerkanntermaaßen ihm vor allen das Lob dieſer Tugend zukam. Und nicht nur Gunſt und Wohlwollen ſondern auch Zorn und Feindſchaft vermochte er, wo es das Recht galt, vollkommen zu bemeiſtern. So erzählt man, daß, als er einſt Einen ſeiner Feinde gerichtlich belangte, und die Richter gleich nach der Anklagerede ohne Anhörung des Verklagten zum Abſtimmen ſchreiten wollten, er aufgeſprungen ſei und zugleich mit ſeinem Gegner inſtändigſt gebeten habe, auch Dieſem Gehör zu ſchenken und ſein Recht widerfahren zu laſſen. Ein andermal hatte er zwiſchen zwei gemeinen Bürgern einen Rechtsſtreit zu entſcheiden, und der Eine derſelben zählte her, wie viel ſein Gegner dem Ariſteides zu Leide gethan habe: „Sage mir lieber, mein Guter, was er *dir* zu Leide gethan,“ unterbrach ihn Ariſteides, „denn in deiner nicht in meiner Sache bin ich Richter.“

An dem Siege bei Marathon hatte Ariſteides in mehr als einer Beziehung weſentlichen Antheil. Unter den zehn Oberſten der Athener gehörte er zu denjenigen, welche mit Miltiades für die Schlacht ſtimmten. Ferner war er der Erſte, welcher dem Miltiades den Oberbefehl an dem ihm zugehörigen Tage freiwillig überließ und durch dieſes edle Beiſpiel ſeinen Mitfeldherren die Lehre gab: es ſei keineswegs ſchimpflich, ſondern vielmehr achtungswerth und heilſam, der höheren Einſicht ſich zu unterwerfen und zu gehorchen. Während der Schlacht ſelber aber, wo der antiochiſche und leontiſche Stamm im Mitteltreffen einen beſonders ſchweren Stand hatten, focht Ariſteides, welcher dem erſteren, neben Themiſtokles, welcher dem letzteren angehörte, mit glänzender Tapferkeit.

Als Miltiades gleich nach der Schlacht mit neun Stämmen nach Athen zurückeilte, um die von Vertheidigern ganz entblößte Stadt vor einem feindlichen Ueberfalle von der Seeſeite her zu ſchützen, wurde Ariſteides mit ſeinem Stamme bei Marathon zurückgelaſſen, um die Gefangenen ſammt der Beute zu bewachen; und er rechtfertigte dieſes Vertrauen ſeiner Mitbürger. Denn bei aller

*) Hinter der Burg zu Athen befand ſich ein jäher Felſenſchlund (Barathron), in welchen zum Tode verurtheilte Verbrecher hinabgeſtürzt wurden.

Menge des Silbers und Goldes, bei allem Reichthume der Schiffe und Zelte an allerlei Gewändern und einer unſäglichen Fülle von Gütern aller Art gelüſtete doch weder ihn ſelbſt etwas davon anzurühren, noch geſtattete er es Anderen.

Gleich darnach übertrug man ihm die Würde des erſten Archon, nach welchem man das Jahr zu benennen pflegte, und gab ihm den wahrhaft königlichen, ja vielmehr göttlichen Beinamen des Gerechten. Dieſer Name machte ihn anfangs zwar beliebt, ſpäterhin aber zu einem Gegenſtande des Neides; zumal da es Themiſtokles nicht fehlen ließ, unter dem Volke die Rede in Umlauf zu bringen: Ariſteides habe dadurch, daß er überall den Richter und Schiedsmann mache, die Gerichtshöfe aufgehoben und ſich ganz unvermerkt in den Beſitz einer Alleinherrſchaft geſetzt, welcher weiter nichts als die Leibwache fehle.

Dies war hinreichend zu ſeinem Sturze, da dem atheniſchen Volke, ſeit dem Siege bei Marathon voller Selbſtgefühl und hoher Anſprüche, Jedweder zuwider war, der durch Namen und Ruhm über die Menge hinausragte. So ſtrömt man denn von allen Seiten in der Stadt zuſammen und unterwirft den hochverdienten Mann einem Scherbengerichte — angeblich, weil man eine Gewaltherrſchaft fürchte, in der That aber nur aus Neid auf ſeinen Namen. Der Scherbenbann (Oſtrakismos) hatte nichts Entehrendes für den, den er traf; denn man ſtrafte damit nicht Verbrechen, ſondern gebrauchte ihn nur als Mittel, um Männer, welche durch wachſendes Anſehn der Volksfreiheit gefährlich zu werden ſchienen, aus dem Vaterlande zu entfernen. Das Verfahren dabei war folgendes. Jeder nahm eine Scherbe, ſchrieb darauf den Namen des Mannes, welchen er verbannt wiſſen wollte, und trug ſie nach einem rings mit Schranken umſchloſſnen Platze auf dem Markte. Die Archonten zählten nun zuerſt die Summe der herzugebrachten Scherben. Betrug ſie weniger als ſechstauſend, ſo unterblieb die Verbannung; war ſie aber vollzählig, ſo legten die Archonten jeden der Namen beſonders und ſprachen gegen den, der von den Meiſten

aufgezeichnet war, zehnjährige Verbannung aus, jedoch ſo, daß er im Beſitz und Genuſſe ſeines Eigenthums blieb. — Bei der damaligen Abſtimmung, erzählt man, habe ein ganz unwiſſender Landmann dem Ariſteides, den er für einen gewöhnlichen Bürger hielt, ſeine Scherbe dargereicht mit der Bitte: „Ariſteides“ darauf zu ſchreiben. Verwundert fragte ihn Dieſer: ob ihm denn Ariſteides etwas zu Leide gethan? „Nichts!“ erwiederte ihm Jener, „ich kenne den Mann nicht einmal; aber es verdrießt mich, daß ich ihn allerwegs den Gerechten nennen höre.“ Wie Ariſteides dies hört, ſchreibt er, ohne ein Wort zu entgegnen, ſeinen Namen auf die Scherbe und giebt ſie dem Manne zurück.

Als er die Stadt verließ, hob er ſeine Hände gen Himmel und betete, edelmüthiger als Achill*): „Möchte die Athener kein Unglück treffen, das ſie nöthiget, des Ariſteides zu gedenken!“

*) Achilleus, vom Könige Agamemnon, dem Heerführer der Griechen vor Troja, ſchwer beleidigt, bat ſeine Mutter, ihm Genugthuung zu verſchaffen und den Göttervater Zeus anzuflehen:

„Ob er dem troiſchen Volke doch Beiſtand wolle gewähren,
Aber zum Meer und den Schiffen die Danaer drängen und engen,
Niedergemacht, bis alle genug an dem Könige haben,
Auch er ſelbſt, Agamemnon, den Fluch des Frevels erfahre,
Daß er ſo gar nichts ehrte den Tüchtigſten aller Achäer.

Ilias I. 408—412. Überſ. von Voß.

2. Ariſteides Antheil am Kampfe bei Salamis. Mardonios Friedensantrag.

Ein ſolches Ereigniß trat bald genug ein. Schon im dritten Jahre darnach, als Xerxes durch Theſſalien und Boiotien gegen Attika heranzog, fanden ſich die Athener veranlaßt, die Rückkehr der Verbannten zu beſchließen, aus Beſorgniß, Ariſteides möchte zum Feinde übergehn und durch ſein Beiſpiel viele Bürger nach ſich ziehen. Wie wenig hatten ihn Jene erkannt, die dergleichen von einem Ariſteides fürchteten! Hatte er doch, noch ehe dieſer Beſchluß gefaßt war, mit unermüdlichem Eifer die Griechen zum Kampfe für die Freiheit ermnntert nnd war auch jetzt überall, wo es das Heil des Vaterlandes galt, mit Rath und That zur Hand.

Als nun die vereinigte Flotte der Griechen bei Salamis der perſiſchen gegenüberſtand und Themiſtokles zum Treffen rieth, Eurybiades dagegen damit umging, einem ſolchen auszuweichen, hatten die Schiffe der Barbaren bei nächtlicher Weile auslaufend die Meerenge beſetzt, die Inſeln rings umſtellt, und die griechiſche Flotte von allen Seiten eingeſchloſſen. Da fuhr Ariſteides mit kühnem Muthe von Aegina mitten zwiſchen den feindlichen Schiffen hindurch und kam noch in der Nacht vor das Zelt des Themiſtokles, rief ihn heraus und ſprach: „Wenn wir vernünftig ſind, Themiſtokles, ſo laſſen wir jetzt den eiteln Knabenzwiſt bei Seite und beginnen einen heilſamen und edlen Wettſtreit darüber, wer von uns beiden dem Vaterlande am meiſten Gutes thut, du als Führer und Feldherr, ich als Gehülfe und Rathgeber. Jetzt, wie ich höre, haſt du im Kriegsrathe ganz allein auf das angetragen, was das Beſte iſt, nemlich auf der Stelle in der Meerenge eine Schlacht zu liefern. Stimmen dir auch die Bundesgenoſſen nicht bei, ſo arbeitet doch offenbar der Feind dir in die Hände: ſchon iſt die See ringsum mit feindlichen Schiffen bedeckt, ſo daß, auch wer nicht will, ſich wacker halten und kämpfen muß, denn zur Flucht ſtehet kein Weg offen.“ Hierauf ſagte Themiſtokles: „Ariſteides, ich wollte, du hätteſt dieſen Sieg nicht über mich gewonnen, aber ich werde verſuchen, einen ſo ſchönen Anfang durch Wetteifer in Thaten zu übertreffen.“ Er vertraute ihm nun, durch welche Liſt er ſelber es dahin gebracht habe (ſ. S. 59), und bat ihn, dem Eurybiades zu melden, wie es ſtehe, um denſelben zu der Ueberzeugung zu bringen, daß ohne Seeſchlacht keine Rettung möglich ſei. Hierzu ließ ſich Ariſteides gern bereit finden, und indem er im Kriegsrathe entſchieden dem Antrage des Themiſtokles beitrat, half er um des Vaterlandes willen ſeinem entſchiedenſten Widerſacher an dieſem Tage zu dem glänzendſten Ruhme.

Auch während der Schlacht war er nicht unthätig. Er bemerkte, daß die kleine Inſel Pſyttaleia, welche vor Salamis mitten in der Meerenge liegt, vom Feinde ſtark beſetzt ſei. Sogleich ließ er die Entſchloſſenſten und Streitbarſten unter den Schwerbewaffneten in Beiſchiffe*) ſteigen, landete auf Pſyttaleia und hieb ſämmtliche Perſer nieder bis auf Einige der Vornehmſten (worunter die Schweſterſöhne des Königs), die er gefangen nahm und dem Themiſtokles überlieferte. Hierauf beſetzte Ariſteides die Inſel ringsum mit ſeinen Kriegsleuten nnd hieß ſie auf Jedweden Acht haben, der dorthin verſchlagen würde, damit kein Freund in den Wellen hülflos nmkäme, und kein Feind ſich dorthin retten könnte.

Nach der Schlacht ſchlug Themiſtokles vor: man ſolle die Brücke, auf welcher Xerxes über den Hellespont geſetzt war, abbrechen, um dem Perſerheere den Rückzug abzuſchneiden und ſo gleichſam Aſien in Europa zu fangen. Ariſteides*) dagegen rieth das Entgegengeſetzte: man ſolle vielmehr auf Mittel nnd Wege bedacht ſein, den Perſer ſo ſchnell als möglich aus Hellas los zu werden, damit man nicht ein ſo mächtiges Heer, eingeſchloſſen und ohne Ausweg, zu verzweifelter Nothwehr zwinge. Dieſer Meinung trat gleich den übrigen Führern endlich auch Themiſtokles bei und wußte nun durch falſche Nachrichten die Flucht des Xerxes zu beſchleunigen.

Aber noch ſtand Mardonios mit dem Kern des Perſerheeres, an 300,000 Mann, auf griechiſchem Boden, und ſchrecklich lauteten ſeine Drohungen, als er in ſtolzer Zuverſicht auf dieſes Landherr den Hellenen ſchrieb: „Ihr habt mit euern Meerhölzern Leute überwunden, die in Binnenländern wohnen und kein Ruder zu führen wiſſen; aber jetzt gilt es einen anderen Kampf: weit genug iſt das Theſſalierland und trefflich die boiotiſche Ebene zum Kampfplatze für wackere Reiter und Fußvolk.“

An die Athener aber ſchickte er den König Alexandros von Makedonien mit folgendem Antrag. „Ihr Männer von Athen! ich habe Botſchaft vom Könige bekommen, die lautet alſo: „„Den Athenern vergebe ich alle ihre Sünden, die ſie an mir gethan haben; und wenn ſie mit mir vertragen wollen, ſo richte ihnen, Mardonios, alle Tempel wieder auf, die ich verbrannt habe, und gieb ihnen ihr Land zurück; auch mögen ſie ſich ein anderes dazu wählen, welches ſie wollen, nnd ſollen ihre eigaen Herren ſein.““ Da ich nun vom Könige dieſe Weiſung bekommen, ſo muß ich darnach thun, wenn ihr nicht durchaus dagegen ſeid. Trachtet alſo nicht darnach, euch mit dem Könige zu meſſen, was am Ende nur zu euerm Verderben ausſchlägt, ſondern verſöhnet euch mit ihm. Ihr habt jetzt die ſchönſte Gelegenheit dazu. Seid frei und machet mit uns einen Bund ſonder Lug und Trug.“

Als die Lakedämonier dies erfuhren, ſchickten ſie auf's eiligſte Geſandte nach Athen, um wo möglich zu verhindern, daß es zum Vergleiche käme. Dies hatten die Athener erwartet und daher die Ertheilung einer Antwort auf des Mardonios Antrag bis zur Ankunft der lakedämoniſchen Geſandtſchaft aufgeſchoben, um derſelben ihre Geſinnung an den Tag zu legen. Die Geſandten trafen ein und brachten die Bitte vor: die Athener möchten ſich nicht auf die Vorſchläge des Feindes einlaſſen und nichts wider das Wohl von Hellas unternehmen. Sie möchten bedenken, daß ſie vor Zeiten ihren Ruhm darin gefunden hätten, den Völkern zur Freiheit zu verhelfen; und daß es ihnen um ſo weniger geziemen würde, die Knechtſchaft Griechenlands zu verſchulden. Sparta ſei bereit, in Betracht, daß die Athener bereits zwei Ernten eingebüßt hätten und ſo lange Zeit ohne Dach und Fach lebten, ihre Weiber, Kinder und Greiſe aufzunehmen und zu ernähren, ſo lange der Krieg währe. — Hierauf wurde ihnen in einem von Ariſteides abgefaßten Volksbeſchluſſe die bewunderungswürdige Antwort ertheilt: „Den Feinden verzeihen wir, wenn ſie alles für

*) Kleinere zum Dienſte der größeren beſtimmte Schiffe.

*) Nach Herodot war es Eurybiades, der hierzu rieth.

Geld und Reichthum käuflich halten, da ſie nichts Beſſeres kennen. Den Lakedämoniern aber zürnen wir, daß ſie nur auf die gegenwärtige Armuth und Noth der Athener ſehn und unſre Tugend und Ehrliebe ganz vergeſſen, indem ſie uns zumuthen, um Brot für Griechenland zu ſtreiten."

Nach Abfaſſung dieſes Beſchluſſes führte Ariſteides die Geſandten in die Verſammlung und befahl den Ihrigen daheim zu melden: es gebe keine ſo große Menge Goldes weder über noch unter der Erde, für welche die Athener die Freiheit der Hellenen verkaufen würden. Dem Geſandten des Mardonios aber zeigte er die Sonne und ſprach: „So lange Dieſe ihre jetzige Bahn wandelt, werden wir mit Xerxes nicht vertragen, ſondern ihm muthig entgegen gehn im Vertrauen auf den Beiſtand der Götter und Heroen, deren Wohnungen und Bilder er frevelhaft verbrannt hat." Hierzu kam noch die Verordnung, daß die Prieſter Jeden mit dem Fluche belegen ſollten, der mit den Perſern in Unterhandlung trete oder den Bund der Hellenen verlaſſe.

Zum zweiten Male fiel jetzt Mardonios in Attika ein, während deſſen die Athener wiederum nach Salamis überſetzten. Ariſteides aber begab ſich als Geſandter nach Sparta, um ſie ernſthaft daran zu erinnern, daß ſie mit der verſprochenen Hülfe nicht länger zögern dürften. Die Lakedämonier feierten zu der Zeit gerade das Feſt der Hyakinthien, und, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, lag ihnen vor allem am Herzen ihren Gottesdienſt zu verrichten. Zudem hatten ſie jetzt die Mauer am Iſthmos ſo weit vollendet, daß man bereits die Zinnen daraufſetzte; und weil ſie ſich nunmehr wohl verſchanzt und vor dem Einfalle der Perſer in das peloponneſiſche Gebiet geſichert meinten, glaubten ſie des Bündniſſes mit den Athenern nicht mehr benöthiget zu ſein. Sie hielten alſo die atheniſche Geſandtſchaft von einem Tage zum andern hin und vertröſteten ſie immer weiter hinaus auf Antwort. So machten ſie es zehn Tage, bis der Tegeat Chileos, der unter allen Fremden zu Sparta das meiſte Anſehn genoß, die Ephoren insgeheim darauf merkſam machte, wie unklug es gehandelt wäre, wenn ſie die Athener durch ihre Gleichgültigkeit nöthigten, Bundesgenoſſen der Meder zu werden.

Da dieſe Rede den Ephoren zu Herzen ging, ſo ſchämten ſie ſich ihrer bisherigen Läſſigkeit und ließen noch in derſelben Nacht ganz in der Stille fünftauſend Spartiaten, deren Jedem ſie ſieben Heilotenknechte zuordneten, den Marſch nach dem Iſthmos antreten. Als nun am andern Morgen die Geſandten wieder vor die Ephoren traten und erklärten, daß ſie Willens ſeien heimzukehren und den Athenern, nachdem man ſie zu Sparta ſo rückſichtslos behandelt habe, rathen würden mit den Perſern zu vertragen: — riefen die Ephoren mit Lachen: ſie ſprächen wie im Traume; das Heer ſei ja ſchon bei Oreſtion*) auf dem Marſche wider die Fremden — ſo nannten ſie die Perſer. „Ihr ſcherzet ſehr zur Unzeit," antwortete Ariſteides, „wenn ihr ſtatt der Feinde die Freunde täuſchet;" und als Jene ihre Ausſage betheuerten, machten die Geſandten ſich eiligſt auf, um dem Heere nachzueilen.

Auf dem Iſthmos vereinigte ſich mit den Lakedämoniern das Heer der übrigen Peloponneſier, und ſpäterhin kamen bei Eleuſis noch achttauſend Schwerbewaffnete der Athener hinzu, welche von Salamis herüberkamen. Mardonios aber hatte ſich, nachdem ihm die Argeier Nachricht von dem Auszuge der Spartiaten gegeben hatten, aus Attika nach Theben zurückgezogen, um zu ſchlagen in der Nähe einer befreundeten Stadt und in einer Landſchaft, welche für den wirkſamen Gebrauch ſeiner zahlreichen Reiterei geeigneter war.

3. Pauſanias und Ariſteides ſiegen bei Platäa.

Oberbefehlshaber der Lakedämonier und des geſammten Bundesheeres der Griechen war Pauſanias, welchem jetzt im Verein mit Ariſteides, dem Feldherrn der Athener, eine That für die Befreiung Griechenlands gelingen ſollte, die ſeinen Namen denen des Miltiades und Themiſtokles zur Seite ſtellte. Pauſanias ſtammte aus dem ſpartiſchen Königsgeſchlechte der Agiaden; er war ein Enkel des Königs Anaxandrides, der Sohn des Kleombrotos, welcher der jüngſte Bruder des Leonidas war. Dieſer Kleombrotos war vor kurzem geſtorben, und an ſeiner Statt hatte ſein Sohn Pauſanias die Vormundſchaft über den minderjährigen König Pleiſtarchos, den Sohn des Leonidas, übernommen. In Vertretung dieſes ſeines jungen Vetters alſo verrichtete Pauſanias bis an ſeinen Tod alle Geſchäfte eines Königs zu Sparta und überkam daher auch den Oberbefehl über das Heer. Zum Genoſſen in dieſem Amte wählte er den Eurvanax, den Sohn ſeines verſtorbenen Oheims Dorieus.

Als nun das helleniſche Bundesheer zu Erythrä in Böotien ankam und erfuhr, daß der Feind am Fluſſe Aſopos ſich gelagert habe, ſtellte es ſich ihm gegenüber am Fuße des Kithärongebirges auf. Das Lager der Barbaren erſtreckte ſich längs dem Fluſſe in ſo unabſehbarer Ausdehnung, daß man es mit keiner Verſchanzung einſchließen konnte, ſondern ſich begnügen mußte, um das Gepäck eine viereckige Mauer zu ziehen, die auf jeder Seite eine Viertelmeile einnahm.

Der Seher Tiſamenos verhieß den Griechen den Sieg, wenn ſie nicht angreifen, ſondern auf Gegenwehr ſich beſchränken würden.

Nun entſtand zwiſchen den Athenern und Tegeaten ein Streit über ihre Stelle in der Schlachtordnung; indem die Letzteren auf den Ruhm ihrer Vorfahren und das altväterliche Herkommen ſich beriefen, demzufolge ſie ſtets den linken Flügel eingenommen hätten, wenn die Lakedämonier den rechten bildeten. Da nun die Athener dieſen Anſpruch übel aufnahmen, trat Ariſteides hervor und ſprach: „Mit den Tegeaten über Adel und Waffenruhm zu ſtreiten, erlaubt der gegenwärtige Augenblick nicht, euch aber, ihr Spartiaten und ihr übrigen Hellenen, erklären wir, daß der Ort die Tapferkeit weder nimmt noch giebt. Weiſet uns alſo einen Platz an, welchen ihr wollt, wir werden uns beſtreben ihm Ehre zu machen, ihn zu behaupten und den Ruhm unſerer früheren Kämpfe nicht zu ſchänden. Denn wir ſind hierher gekommen nicht mit den Freunden zu hadern, ſondern mit den Feinden zu kämpfen, nicht die Väter zu loben, ſondern uns ſelber als tüchtige Männer für die Sache Griechenlands zu er-

*) Stadt in Arkadien, acht Meilen von Sparta.

weiſen. Wird doch dieſer Kampf beſtimmen, wie viel jede Stadt, jeder Führer und Gemeine den Griechen gelten müſſe.“ Dieſe Rede bewog die Führer und Beiſitzer im Kriegsrathe, ſich zu Gunſten der Athener zu entſcheiden und ihnen den linken Flügel einzuräumen.

Dem Treffen gingen mehrere Tage lang eine Reihe einzelner Gefechte voraus. Zunächſt machte Mardonios einen Verſuch mit demjenigen Theile ſeines Heeres, durch welchen er am meiſten den Griechen überlegen ſchien, und ließ ſeine ganze Reiterei wider ſie anrücken. Dieſe aber hatten auf dem feſtigen Landſtriche am Fuß des Kithäron eine feſte Stellung mit Ausnahme der Megareer, welche, 3000 an der Zahl, mehr in der Ebene lagerten und darum auch, von allen Seiten den Angriffen bloßgeſtellt, durch die feindliche Reiterei ſtarken Verluſt erlitten. Sie ſchickten alſo in der Eile einen Boten an Pauſanias mit der Bitte um Hülfe, denn es ſei ihnen für ſich allein unmöglich, der Menge der Barbaren Stand zu halten. Während Pauſanias dieſe Nachricht empfing, ſah er auch ſchon das Lager der Megareer von einer Wolke von Wurfſpießen und Pfeilen eingehüllt und die Mannſchaft auf einen engen Raum zuſammengedrängt. Da er ſelbſt aber mit ſeinem ſchwerbewaffneten ſpartiſchen Fußvolke gegen Reiterei keinen Beiſtand gewähren konnte, ſuchte er unter den übrigen Heerführern und Hauptleuten der Griechen einen Wetteifer der Tapferkeit und Ehrliebe zu erwecken durch die Frage: wer als Freiwilliger ſich erbiete, den Vorkampf zu übernehmen, und den Megareern zu Hülfe eilen wolle? Während nun die Andern zögerten, übernahm Ariſteides im Namen der Athener das Wagniß und ſchickte den entſchloſſenſten der Hauptleute, Olympiodoros, mit ſeinen dreihundert Auserleſenen, denen er eine Anzahl Bogenſchützen beigab, nach der Stelle ab. Dieſe waren ſchnell gerüſtet und eilten im Sturmſchritt heran. Sobald der Befehlshaber der perſiſchen Reiterei, Maſiſtios, ein Mann von wunderbarer Kraft, von ausgezeichneter Größe und Schönheit, ſie gewahrte, wandte er ſein Pferd und ſprengte auf ſie ein. Dieſe aber hielten dem Angriffe wacker Stand, und es entſpann ſich ein ſo hitziges Gefecht, als mache man hier die Probe auf das Ganze. Endlich wurde das Pferd des Maſiſtios von einem Pfeile verwundet und warf ſeinen Reiter ab. Dieſer war nicht im Stande, unter der Laſt ſeiner Waffen ſich vom Boden zu erheben, aber eben ſo wenig wollte es den Athenern, welche herbeieilten und auf ihn einhieben, glücken, ihm eine Wunde beizubringen, da ihm nicht bloß Bruſt und Haupt, ſondern auch die Glieder mit Gold, Erz und Eiſen bedeckt waren; bis zuletzt Einer das Ende eines Lanzenſchaftes durch die Augenöffnung ſeines Helmes ſtieß und ihm damit den Garaus machte. Davon wußten die übrigen Reiter noch nichts, denn ſie hatten ihren Führer weder vom Pferde fallen noch ſterben ſehn. Als ſie es aber inne wurden, drangen ſie alsbald alleſammt herzu, um wenigſtens ſeinen Leichnam zu retten. Man kämpfte von beiden Seiten mit ſo viel Eifer und Hartnäckigkeit, wie damals, als Griechen und Troer vor Ilions Thoren um die Leiche des herrlichen Patroklos ſtritten. Doch erreichten die Perſer ihren Zweck nicht und mußten, nachdem ſie noch manchen andern braven Reiter verloren hatten; endlich das Feld räumen.

Dieſe erſte glückliche Waffenthat erhob den Muth der Hellenen bedeutend, nicht nur weil ſie den Angriff jener gefürchteten Reiterei ausgehalten und zurückgeworfen, ſondern auch, weil ſie bald merkten, wie viel der Mann, der hier unter ihren Händen erlegen war, den Feinden gegolten hatte. Denn beide, das ganze Perſerheer und auch Mardonios, trugen Leid um den Gefallenen auf das heftigſte, ſchoren ſich ſelber, ja auch den Pferden und Maulthieren das Haar ab und erfüllten die Ebene mit Geheul und Wehklagen über den Verluſt eines Mannes, der an Tapferkeit und Anſehn nächſt Mardonios bei weitem der Erſte geweſen. Die Griechen aber legten den Leichnam auf einen Wagen und fuhren ihn durch die Heerreihen. Da trat Einer nach dem Andern aus dem Gliede, ging hin, um den Maſiſtios anzuſchaun, und bewunderte die Größe und Schönheit dieſes Todten.

Nach jenem Gefechte verging eine geraume Zeit, ohne daß etwas von Bedeutung geſchehen wäre. Von beiden Seiten enthielt man ſich des Angriffs, weil die Opfer nur im Falle der Gegenwehr den Sieg verhießen. Endlich aber wurde Mardonios ungeduldig und beſchloß dem Stillſtande ein Ende zu machen. Es war um Mitternacht, als ein Mann zu Roß ſich vorſichtig dem griechiſchen Lager nahete und die Schildwachen bat, Ariſteides, den Athener, zu rufen; und als Dieſer im Geleite von etlichen Anderen an der Vorwacht erſchien, ſprach der Fremdling: „Ihr Männer von Athen! ich vertraue euch dieſe Worte als ein Pfand an und verlange, daß ihr zu keinem Anderen davon ſprechet, als zum Pauſanias, damit ihr mich nicht in's Verderben bringt. Denn nimmermehr hätt' ich mich in dieſe Gefahr begeben, trüg' ich nicht herzliche Sorge für das geſammte Hellas darum, weil ich ſelber urſprünglich von Geſchlecht ein Hellene bin. Ich ſage euch alſo: morgen wird Mardonios mit euch ſchlagen; nicht, daß er gute Hoffnungen und Selbſtvertrauen hätte, ſondern aus Verlegenheit. Denn die Wahrſager mahnen mit ſchlimmen Opfern und Orakelſprüchen ab vom Kampfe; auch iſt das Heer voll Muthloſigkeit und Beſtürzung; aber er hat keine Wahl, als zu wagen und ſein Glück zu verſuchen, aber, wenn er hier ſtehen bleibt, den äußerſten Mangel zu leiden; denn ſie haben nur noch auf wenige Tage zu leben. Haltet euch alſo fertig. Und wenn dieſer Kampf für euch nach Wunſch endet, dann möge man auch meiner freundlich gedenken, der ich aus Eifer für die Griechen ſolch ein Wagniß übernommen habe, damit euch nicht unvermuthet die Feinde überfielen. Ich bin König Alexandros von Makedonien.“

Nach dieſer Mittheilung ritt er in das perſiſche Lager zurück, während Ariſteides ſich in Pauſanias' Zelt begab und ihm die Nachricht überbrachte. Sofort riefen ſie die übrigen Feldherren herbei und gaben Befehl, das Heer ſchlagfertig zu halten.

Pauſanias machte jetzt den Vorſchlag, die Athener ſollten ſich lieber auf den rechten Flügel ſtellen, um den Perſern gegenüberzuſtehen, mit denen ſie ſich ſchon in den früheren Schlachten verſucht hätten, und den Lakedämoniern ſollten ſie dagegen den linken Flügel überlaſſen, wo ſie es mit den abtrünnigen Griechen zu thun haben würden. Alſo wechſelte man die bisherige Stellung. Sobald dies aber Mardonios erfahren, führte er — ſei es nun aus Furcht vor den Athenern, ſei es, weil er eine Ehre darein ſetzte, mit den Lakedämoniern zu ſchlagen — die Perſer auf den linken Flügel hinüber und ließ ſeine griechiſchen

Verbündeten ſich gegen die Athener ſtellen. Als man dieſe Aenderung griechiſcherſeits bemerkte, nahm man die frühere Stellung wieder ein; daſſelbe that auch Mardonios, und ſo ging der Tag ungenützt vorüber.

Die Griechen hielten nun Rath und beſchloſſen, ihr Lager zu verlegen und eine waſſerreiche Gegend zu beſetzen, da der Feind die Quelle Gargaſia verſtopft hatte und aus dem nahen Aſopos zu ſchöpfen durch die Geſchoſſe ſeiner Reiterei verhinderte. Als aber der Tag zu Ende gegangen und die Stunde kam, die zum Abzuge beſtimmt worden, zogen die Meiſten nicht nach dem bezeichneten Lagerplatze, ſondern flohen der Stadt Platäa zu und lagerten ſich dort ohne Ordnung bei dem Heiligthume der Hera. Als nun Pauſanias, der davon nichts wußte, ſich anſchickte, ſein Heer an den verabredeten Ort zu führen, fand er ein unvermuthetes Hinderniß. Amompharetos nemlich, ein kühner Feuergeiſt, längſt voll ungeduldiger Kampfbegier und des ſteten Zögerns und Hinhaltens müde, weigerte ſich, mit ſeiner Schaar zu folgen, indem er den beabſichtigten Umzug geradehin eine feigherzige Flucht nannte. Als nun Pauſanias zu ihm ging und verſicherte, dieſer Ortswechſel ſei von ſämmtlichen Griechen beſchloſſen und angeordnet worden; da hob Amompharetos mit beiden Händen einen gewaltigen Stein empor, und warf ihn vor die Füße des Pauſanias mit den Worten: „So ſtimme ich mit dieſem Kügelchen dafür, daß man nicht fliehe, ſondern ſchlage.“

Ueber dieſem Streite ging die Nacht vorbei. Jetzt ließ Pauſanias ſich nicht länger halten, zumal da die Athener ſchon im Wegmarſche begriffen waren, und zog dem übrigen Heere nach, um ſo den Aufbruch des Amompharetos zu erzwingen. Mardonios aber, dem es nun nicht verborgen bleiben konnte, daß die Griechen ihr Lager verließen, führte ſein Heer in vollem Laufe über den Aſopos den Lakedämoniern nach, als fürchte er, ſie möchten ihm davon laufen. Pauſanias machte, ſo wie er die Bewegung der Feinde wahrnahm, Halt und befahl die Schlachtordnung zu bilden. An die Athener, welche jenſeits der Hügel durch das Blachfeld zogen, ſchickte er einen Reiter, der ſie um Beiſtand anriefe. Da er inzwiſchen keine günſtigen Opferzeichen erhielt, ſo gebot er den Lakedämoniern, die Schilde vor die Füße hingeſtellt, ſich ruhig zu verhalten und, ohne gegen den Feind ſich zu wehren, des weiteren Befehls zu gewarten; worauf er zum zweiten Opfer ſchritt. Jetzt ſprengten die feindlichen Reiter an; ſchon erreichten auch die Pfeile einige Sparter; unter Andern auch den Kallikrates, den ſchönſten unter den Hellenen, dem an hohem Wuchſe im ganzen Heere kein Anderer gleichkam. Durch einen Pfeilſchuß zu Boden geſtreckt ſprach er verſcheidend: „Ich klage nicht über den Tod; hab' ich doch darum die Heimath verlaſſen, um für Hellas zu ſterben; aber das beklag' ich, daß ich ſterben muß, ehe ich den Arm gebraucht und eine That verrichtet habe, die meiner würdig wäre.“

Die Lakedämonier hatten einen harten Stand; um ſo bewunderungswerther zeigte ſich ihre Selbſtbeherrſchung. Bloßgeſtellt dem feindlichen Angriffe, verblieben ſie in ruhiger Haltung, weder weichend noch zur Abwehr vorrückend, auf ihrem Poſten und harreten in Geduld des Augenblickes, welchen die Gottheit und der Führer erwählen würden. Da nun der Opferſchauer ein Thier nach

dem andern ſchlachtete und noch immer kein günſtiges Zeichen fand, während eine Menge Sparter von den Geſchoſſen der Perſer fielen und noch viel mehr verwundet wurden — da wandte Pauſanias in Bekümmerniß die thränenden Augen zum Tempel der Hera bei Platäa, hob flehend ſeine Hände zur Göttin empor und betete: „Laß

unſre Hoffnung nicht zu Schanden werden, und wenn uns nicht zu ſiegen beſtimmt iſt, ſo laß uns doch, ehe wir fallen, etwas Rühmliches vollbringen und dem Feinde durch die That beweiſen, daß er gegen wackere und kampfgeübte Männer zu Felde zog.“

So betete Pauſanias und zugleich mit dem Gebete erſchienen die gewünſchten Opferzeichen und verkündete der Seher den Sieg. Sofort erging der Befehl zum Angriff. Da bot die Schlachtreihe plötzlich den Anblick eines einzigen, ergrimmten Thieres dar, welches mit ſträubendem Haar ſich zum Angriff wendet; und die Barbaren merkten, daß ſie es mit Männern zu thun hätten, die auf Leben und Tod kämpfen würden. Darum machten ſie aus einer Menge von Schilden eine Bruſtwehr, hinter welcher hervor ſie ihre Pfeile auf die Lakedämonier abſchoſſen. Dagegen rückten Dieſe mit dicht zuſammengeſchloſſenen Schilden heran, ſtießen in ſtürmendem Anlaufe die feindliche Bruſtwehr aus einander und ſtreckten mit Lanzenſtößen nach Geſicht und Bruſt viele Perſer zu Boden. Doch nicht ohne tapfern Widerſtand, denn es fehlte den Barbaren keineswegs an Muth und Stärke. Mit bloßen Händen faßten ſie die feindlichen Lanzen, griffen und zerbrachen die meiſten derſelben, zogen dann raſch Säbel und Dolch, hieben wacker ein, riſſen die Schilde der Gegner weg, faßten dieſe ſelbſt um den Leib und hielten dergeſtalt geraume Zeit Stand. Aber an Klugheit wie auch in Hinſicht der Bewaffnung ſtanden ſie hinter den Hellenen weit zurück. In blinder Hitze ſtürzten ſie, einer oder zehn oder mehrere in Einem Haufen auf die Sparter los und wurden ſo niedergemacht; den größten Schaden aber erlitten ſie durch den Umſtand, daß ſie ohne Rüſtung gegen gerüſtete Männer kämpften. Am meiſten machten ſie ihren Gegnern dort zu ſchaffen, wo Mardonios ſelber ſtand, der allen erkennbar ein weißes Schlachtroß ritt und die Auslеſe der tauſend tapferſten Perſer um ſich verſammelt hatte. Nachdem Dieſer aber durch den Spartiaten Arimneſtos mit einem Steinwurfe getödtet worden, und die nächſte Schaar um ihn her, die wackerſte im ganzen Heere, gefallen war; da wandten ſich die übrigen, flohen ohne Ordnung ihrem Lager zu und ſuchten hinter der hölzernen Mauer deſſelben Schutz.

Nun iſt es an der Zeit, auch von dem Antheile des Ariſteides und der Athener an dem gewaltigen Waffenwerke dieſes Tages zu berichten. Als die Athener auf dem Marſche nach dem neuen Lagerplatze bemerkten, daß Pauſanias mit den Seinen wegen der oben erwähnten Urſache zurückblieb, machten ſie Halt, um ihn zu erwarten. Jetzt drang ein gellendes Schlachtgeſchrei zu ihren Ohren, und bald darnach brachte ihnen der Bote des Pauſanias Gewißheit über den Angriff der Perſer auf das Heer der Lakedämonier und Tegeaten. Sofort eilten Jene durch das Blachfeld der Gegend zu, woher das Geſchrei ſcholl, als ſich ihnen die griechiſchen Bundesgenoſſen der Perſer in den Weg warfen. Ariſteides ſprengte weit voraus ihnen entgegen und beſchwor ſie bei den Göttern Griechenlands, ſich der Feindſeligkeiten zu enthalten, den Athenern den Weg frei zu laſſen und ſie nicht zu hindern, den Vorkämpfern für die Sache Griechenlands Hülfe zu leiſten. Da er aber merkte, daß ſie um ſeine Worte ſich wenig kümmerten und ſchon zum Kampfe ſich anſchickten, ſtand er ab von ſeinem Vorhaben, den Lakedämoniern zu helfen, und wandte ſich gegen die Griechen, deren Zahl ſich etwa auf 50,000 Mann belief. Doch zog ſich der größte Theil derſelben bei der Wahrnehmung, daß auch die Barbaren mittlerweile das Feld geräumt hatten, ohne Widerſtand zurück. Nur die Thebäer, deren angeſehenſte Männer der perſiſchen Sache mit großem Eifer anhingen, ſtritten wider die Athener eine lange Zeit, ſo daß dreihundert ihrer Erſten und Tapferſten daſelbſt den Tod fanden.

Unterdeſſen hatten ſich die Perſer, von Pauſanias aus dem Felde geſchlagen, hinter die hölzerne Mauer ihres Lagers zurückgezogen und vertheidigten ſich von dort aus mit gutem Erfolge gegen die Belagerer, da die Lakedämonier ſich auf den Angriff befeſtigter Plätze nicht verſtanden. Darum ließ Ariſteides, ſobald er die Thebäer in die Flucht geſchlagen, von der Verfolgung der Griechen ab, um Jenen beim Belagerungskampfe beizuſtehn. Nach einem hitzigen und langwierigen Mauerkampfe erſtiegen die Athener durch ihre Tapferkeit und Ausdauer die Verſchanzung, brachen die Mauer und ließen die übrigen Griechen in's Lager dringen. Wie die Mauer gefallen war, entſank den Perſern aller Muth. Keiner dachte mehr an Vertheidigung. Zu vielen Tauſenden auf einen ſo engen Raum zuſammengeſcheucht, ließen ſie ſich unter Angſt und Schrecken von den Hellenen hinwürgen. Von 300,000 Mann blieben mit Ausnahme von 40,000, welche unter Artabazos ſchon vor Beginn des Mauerkampfes entronnen waren, kaum 3000 Mann übrig. Die Griechen zählten 1360 Todte, worunter einundneunzig Lakedämonier, zweiundfunfzig Athener, ſechzehn Tegeaten. Unter den Perſern war Mardonios der Tapferſte geweſen, unter den Griechen aber der Lakedämonier Ariſtodemos, derſelbe, der von den dreihundert Kämpfern bei Thermopylä allein davon gekommen und deshalb in Schimpf und Schande verfallen war. Nach ihm hatte ſich Anompharetos, deſſen ſchon oben Erwähnung geſchah, am meiſten ausgezeichnet.

Nach der Schlacht trat Lampon, einer der vornehmſten Männer in Aegina, zu Pauſanias mit dem frevelhafteſten Vorſchlage. „Sohn des Kleombrotos!“ ſprach er, „du haſt eine übernatürliche That gethan, ſo groß und ſchön iſt ſie; dir hat Gott gegeben, Hellas zu erretten und den größten Ruhm zu erwerben von allen Hellenen unſres Wiſſens. Thue nun auch noch das Uebrige, auf daß dein Ruhm ſich mehre und ein Fremdling in Zukunft ſich hüte, Frevelthaten an Hellenen ſich zu erlauben. Als nemlich Leonidas bei Thermopylä gefallen war, haben ihm Mardonios und Xerxes den Kopf abgeſchnitten und ſeinen Leichnam an das Kreuz geſchlagen. So vergelte denn Gleiches mit Gleichem: kreuzige den Mardonios, ſo rächeſt du deinen Ohm Leonidas und wirſt Lob erlangen bei allen Hellenen.“ So ſprach er und meinte ſich rechten Dank zu verdienen. Pauſanias aber gab zur Antwort: „Freund von Aegina, ich ſchätze dein Wohlwollen und deine Klugheit; aber gleichwohl biſt du hier auf falſchem Wege. Denn nachdem du mich und meine Thaten hoch erhoben, erniedrigeſt du mich wieder in den Staub, indem du mir räthſt, mich an einem Leichname zu vergreifen, und ſagſt, dadurch würde ich meinen Ruhm vermehren. Solches ziemt ſich wohl für Barbaren, aber nicht für Hellenen, und ſelbſt an Jenen tadeln wir's. Um dieſen Preis möcht' ich den Beifall der Aeginer nicht, noch aller, welche ebenſo denken wie ſie; mir genügt es, den Beifall Spartas zu erwerben

Digitized by Google

durch Redlichkeit in Wort und That. Leonidas aber, den ich rächen ſoll, der hat ſchon ſeine volle Rache: durch die unzähligen Seelen dieſer Erſchlagenen hier iſt er geehret ſammt Allen, die bei Thermopylä geſtorben. Du aber komme nicht wieder zu mir mit ſolchem Vorſchlag und Rathe und ſei froh, daß du diesmal ſo ungeſtraft davon kommſt.“

Jetzt, nachdem die Griechen den ſchönſten Sieg über den gemeinſamen Feind gewonnen hatten, fehlte wenig, daß ſie nicht ſogleich die Waffen gegen einander ſelber kehrten, da die Athener den Spartiaten nicht den Preis zugeſtehen wollten und ihnen die Errichtung eines Siegeszeichens verwehrten. Durch viele Bitten und Vorſtellungen gelang es endlich dem Ariſteides, ſeine Amtsgenoſſen zu beſänftigen und dahin zu vermögen, daß ſie die Entſcheidung des Streites den Griechen überließen. Als die Griechen ſich nun hierüber mit einander beriethen, erklärte Theogiton von Megara: man müſſe den Preis einer andern Stadt ertheilen, worauf Kleokritos von Korinth die Stadt Platäa vorſchlug, welche die nächſte Zeugin dieſes Sieges geweſen. Dieſem Vorſchlage ſtimmte zuerſt Ariſteides im Namen der Athener, dann Pauſanias für die Spartiaten bei. Nachdem man alſo hierüber eins geworden, war es nicht ſchwer, ſich über die Vertheilung der Beute zu verſtändigen.

Auf Pauſanias' Befehl durfte Niemand die Beute anrühren, ſondern die Heilotenknechte ſollten alle Schätze ſammeln und auf einen Haufen zuſammenbringen. Dieſe zerſtreuten ſich nun durch das Lager und fanden Zelte, von Gold und Silber gewirkt, vergoldete und verſilberte Betten, goldne Becher und Schalen und anderes Trinkgeſchirr; den Todten nahmen ſie die Armbänder, Halsketten und Säbel ab, welche von Gold waren; um die bunten Kleider bekümmerte ſich kein Menſch. Nachdem man die ganze Beute zuſammengeführt, nahm man davon den Zehnten für den delphiſchen Apollon, desgleichen für den Zeus in Olympia und den Poſeidon auf dem Iſthmos. Auch Pauſanias bekam von Allem den Zehenten, von den gefangenen Weibern, den Pferden, den Kameelen, dem Gelde u. ſ. w. Achtzig Talente, als den beſtimmten Siegespreis, theilte man den Platäern zu, welche von dieſem Gelde den Tempel der Athene erbauten, ihre Bildſäule aufſtellten und das Heiligthum mit Gemälden ausſchmückten. Das Uebrige vertheilten die Griechen unter ſich, und Jeglicher bekam, was er verdiente.

Aus jenen Tagen erzählt man noch folgende Geſchichte, die für die damals noch unverderbte, echt ſpartaniſche Geſinnung des Pauſanias Zeugniß giebt. Xerxes hatte bei ſeiner Flucht aus Hellas dem Mardonios all' ſein Feldgeräthe zurückgelaſſen, welches nun ſammt dem Uebrigen in die Hände des Siegers fiel. Da befahl Pauſanias den Bäckern und Köchen, ihm ein Mahl anzurichten, gerade ſo wie dem Mardonios. Als dies geſchehn und er nun die prachtvollen Polſter und bunten Teppiche, die goldnen und ſilbernen Tiſche und die koſtbare Zubereitung des Mahles wahrnahm, war er erſtaunt über dieſe Herrlichkeit und gebot zum Scherz ſeinen Dienern, nun auch ein lakoniſches Mahl zuzurichten. Da mußte Pauſanias herzlich lachen über den gewaltigen Unterſchied, ließ die Oberſten der Hellenen herbeirufen und ſprach, indem er auf Beides hinwies: „Ihr helleniſchen Männer, ſeht euch die Thorheit des Mannes an, der einen ſo herrlichen Tiſch führt und zu uns kam, um unſern erbärmlichen uns zu nehmen.“

Ein Siegeszeichen errichteten Beide, die Lakedämonier ſowohl als die Athener. Auf Anfrage wegen des Opfers verordnete das delphiſche Orakel: man ſolle „Zeus dem Befreier“ einen Altar errichten, aber nicht eher opfern, als bis man das Feuer im Lande ausgelöſcht, welches durch die Barbaren entweiht ſei und dagegen eine reine Flamme von dem gemeinſchaftlichen Herde zu Delphoi angezündet hätte. Alsbald gingen die Oberen der Hellenen und nöthigten Alle, welche Feuer unterhielten, daſſelbe zu löſchen. Ein Platäer aber, mit Namen Euchidas, verſprach in kürzeſter Friſt das Feuer vom Altare des Gottes zu holen und eilte nach Delphoi. Nachdem er ſich dort gereiniget und mit Weihwaſſer beſprengt, bekränzt' er ſich mit Lorbeer, nahm vom Altare das Feuer und traf noch vor Sonnenuntergang wieder in Platäa ein, nachdem er in einem Tage einen Weg von 1000 Stadien*) oder 25 deutſchen Meilen zurückgelegt hatte. So wie er aber ſeine Mitbürger begrüßt und das Feuer übergeben hatte, ſtürzte er zu Boden und gab nach wenigen Augenblicken den Geiſt auf. Man begrub ihn im Tempel der „ruhmvollen Artemis“ zu Platäa und ehrte ſein Gedächtniß durch eine Grabſchrift.

In gemeinſamer Verſammlung der Griechen machte jetzt Ariſteides folgenden Vorſchlag: alljährlich ſollten die Stellvertreter und Feſtgeſandten Griechenlands in Platäa zuſammenkommen und alle fünf Jahre daſelbſt unter dem Namen der Eleutherien oder Freiheitsfeſte feierliche Kampfſpiele veranſtalten. Ingleichen ſollte ein Bundesheer, ſammt zehntauſend Schilden, tauſend Pferden, hundert Schiffen zum Kriege gegen die Barbaren unterhalten werden; die Platäer aber unverletzlich und heilig ſein, um dem Zeus dem Befreier für ganz Hellas Opfer darzubringen. Dieſer Antrag wurde zum Beſchluß erhoben und die Platäer übernahmen es, alle Jahre zu Ehren der in ihrem Lande gefallenen und beerdigten Griechen eine Todtenfeier zu begehn. Noch in ſpäten Zeiten wurde dieſes Feſt in folgender ſinnvoll-würdigen Weiſe begangen. Am ſechzehnten Tage des Monats Mämakterion hielten ſie einen feſtlichen Zug, welchen früh Morgens ein Trompeter mit dem Schlachtſignal eröffnete; es folgten Wagen voll von Myrthenzweigen und Kränzen und ein ſchwarzer Stier; dann Opfergaben an Wein und Milch in Krügen, Schalen mit Oel und Salben, getragen von freien Jünglingen; denn keinerlei Geſchäft bei dieſem frommen Dienſte durfte von Sclaven verrichtet werden, dieweil er Männern gilt, die für die Freiheit geſtorben waren. Zuletzt erſchien der Archon der Platäer, welcher zu jeder andern Zeit weder Eiſen berühren noch ein Kleid von andrer als weißer Farbe tragen durfte, an dieſem Tage aber in einen Purpurmantel gehüllt, einen Waſſerkrug in der Hand, ein Schwert an der Seite. So ſchritt er mitten durch die Stadt zu den Gräbern der gefallenen Helden, ſchöpfte Waſſer aus dem Quell, wuſch mit eigner Hand die Grabſäulen, ſalbte ſie mit Oel, ſchlachtete dann den Stier über dem Scheiterhaufen, der in einer Grube aufgeſchichtet war, unter Gebeten zu den unterirdiſchen Göttern, dem Todten-

*) 45 Stadien machen eine deutſche Meile aus.

beherrſcher Hades und dem Todtenführer Hermes, und lud endlich die wackeren Männer, die für Hellas geſtorben, zum Mahl und zum Bluttrunke. Dann füllte er einen Becher mit Wein und ſprach, während er ihn als Traubopfer ausgoß: „Den Männern trinke ich zu, die für die Freiheit der Hellenen ſtarben.“

4. Die Schlacht bei Mykale.

An demſelben Tage, da die Schlacht bei Platäa geſchah, traf es ſich, daß auch ein ſiegreiches Treffen bei Mykale an der Küſte Kleinaſiens vorfiel. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Die helleniſche Flotte lag bei Delos vor Anker. Den Oberbefehl über dieſelbe führte noch Leotychides von Lakedämon; an die Stelle des Themiſtokles aber hatten die Athener damals den Xanthippos gewählt, weil ſie Jenem darüber zürnten, daß er von den Spartiaten eine Belohnung für den Sieg bei Salamis angenommen hatte (ſ. S. 61). Die perſiſche Seemacht hatte ſich bei Samos geſammelt, um jeden Verſuch eines Aufſtandes der Jonier, welchen Xerxes ſeit ſeiner Niederlage in Griechenland zu befürchten hatte, durch ihre Nähe darniederzuhalten. Um dieſe Zeit ſchickten die Samier heimlich eine Geſandtſchaft zu Leotychides mit der dringenden Aufforderung, nach Jonien zu kommen und die aſiatiſchen Griechen aus der Knechtſchaft der Perſer zu befreien; alles werde von ſelber ihm zufallen, ſobald er ſich nur zeige, und die Macht der Barbaren nur ſchwachen Widerſtand leiſten.

Leotychides war noch zweifelhaft, ob er ein ſolches Unternehmen wagen ſolle, und ſei es mit Abſicht, ſei es aus Zufall durch Gottes Leitung, mitten in der Rede des Führers der Geſandtſchaft, welcher mit Bitten und Beſchwörungen in ihn drang, unterbrach er ihn mit der Frage: „Mein Freund von Samos, wie iſt dein Name?“ „Hegeſiſtratos,“ antwortete Jener, d. i. Führer des Heeres. In dieſem Namen ſah der Spartiat einen glückverheißenden Wink der Götter und ſprach: „Ich nehme das Wahrzeichen an. Segelt eilend nach Hauſe! zuvor aber ſollt ihr uns mit einem Eide beſchwören, daß die Samier unſere eifrigen Bundesgenoſſen ſein werden.“

Dieſen Eid leiſteten die Samier auf der Stelle, und darnach machten ſich die Hellenen auf und fuhren gen Samos. Als aber die Perſer ihre Annäherung erfuhren, ſegelten ſie von dort ab, denn ſie glaubten ſich nicht ſtark genug zur Seeſchlacht, gingen bei dem Vorgebirge Mykale an's Land und zogen die Schiffe an das Geſtade; darnach machten ſie eine Verzäunung darum zum Schutze für die Schiffe und zum Zufluchtsort für ſich ſelber. Als die Griechen erfuhren, daß die Perſer ihnen ausgewichen waren, ging es ihnen nahe, daß ſie ihnen ſollten entwiſcht ſein, und beſchloſſen nach kurzer Berathung ihnen zu folgen. Alſo machten ſie die Landungsbrücken und was ſonſt noch zur Seeſchlacht gehört, bereit, und ſegelten nach Mykale. Auch dort kam ihnen keine Flotte entgegen, aber eine große Landmacht ſtand an der Küſte in Schlachtordnung. Leotychides ſegelte mit ſeinem Schiffe ſo nahe als möglich an die Küſte heran, und ließ durch einen Herold den Joniern folgendes zurufen: „Ihr Jonier, wer von euch mich verſtehen kann, der höre, was ich jetzt ſage, denn die Perſer werden kein Wort verſtehen von dem, was ich euch rathe. Wenn die Schlacht beginnt, ſo gedenke Jedweder zuerſt der Freiheit, ſodann des Feldſchreies, das iſt Hebe! Und wer von euch das nicht gehört hat, dem ſage es der, welcher es gehört hat.“

Dieſe Liſt hatte früher ſchon Themiſtokles angewendet. Als Dieſer nemlich mit der griechiſchen Flotte von Artemiſion ſich zurückzog, um bei Salamis zu ſchlagen, ließ er an der Stätte, wo die Schiffer ſich mit Trinkwaſſer zu verſorgen pflegten, einen Aufruf an die Jonier zum Abfall von den Perſern in die Steine graben. Die Abſicht war hier wie dort dieſelbe: nemlich entweder die Jonier dadurch wirklich zum Uebertritte zu bewegen, oder ſie den Perſern verdächtig zu machen. Hier geſchah beides. Sobald den Perſern jener Aufruf mitgetheilt worden war, entwaffneten ſie die Samier, gegen welche ſie den Verdacht heimlichen Einverſtändniſſes mit den Hellenen hegten. Sodann übertrugen ſie den Mileſiern, um ſie nicht innerhalb des Lagers zu haben, die Beſetzung der Wege, welche auf den Gipfel von Mykale führten, weil Jenen doch die Gegend am beſten bekannt ſei.

Unterdeſſen ſtiegen die Hellenen an das Land, ſtellten ſich in Schlachtordnung und rückten gegen den Feind an. Da flog plötzlich ein Gerücht durch das ganze Heer, daß die Hellenen das Heer des Mardonios im Lande der Boiotier geſchlagen hätten. Zwiſchen dieſem Siege und dem Beginn des gegenwärtigen Treffens lagen nur wenige Stunden, zwiſchen beiden Schlachtfeldern ein weites Meer — wer hatte die Kunde wie auf Sturmesflügeln von Europa nach Aſien herübergetragen? „Die göttliche Schickung“, antwortet Herodot, „offenbaret ſich durch viele Zeichen.“ — Die Ahnung jenes glücklichen Ereigniſſes hatte an dem neuen Siege den entſchiedenſten Antheil. Denn vorher waren die Kriegsleute des Leotychides in großen Sorgen nicht ſowohl um ſich ſelber als um die Hellenen daheim, die ſie von Mardonios bedroht wußten; nun aber rückten ſie um ſo raſcher und entſchloſſener auf den Feind los. Es galt einen ſchönen Kampfpreis: „die Inſeln und den Hellespontos!“

Die Perſer hatten mit ihren Schildern eine Bruſtwehr gebildet und erwarteten den Angriff. Ungefähr die Hälfte des Heeres, welche an der Küſte entlang und über ebenen Boden hinſchritt, während die andere über Geklüft und Gebirg hinwegmußte, kam zuerſt in's Gefecht. Es waren Athener, Korinthier, Sikyonier und Troizenier. Die Feinde hielten ſich tapfer und wichen kein Haarbreit. Als aber Jene über dieſen Widerſtand erzürnt, einander ermahnten, die Sache ſelber auszumachen und nicht den Lakedämoniern zu überlaſſen, drangen ſie herzhafter ein, durchbrachen die Schildmauer und ſtürzten in gedrängten Haufen auf die Perſer los. Dieſem ſtürmiſchen Andrange war auf die Dauer nicht zu widerſtehn; der Feind wich in ſeine Verſchanzungen zurück, die Griechen folgten auf dem Fuße nach. Als nun auch die Verſchanzung genommen war, begaben ſich die Barbaren auf die Flucht. Nur die Perſer ſelber, wiewohl gering an Zahl, hielten hartnäckig Stand und ſtritten gegen die Hellenen, welche in

Digitized by Google

immer ſtärkerer Menge in die Verſchanzung hereinſtrömten; bis endlich auch die Lakedämonier, die durch jenen beſchwerlichen Marſch aufgehalten worden waren, zur Stelle kamen und die Schlacht zu Ende brachten.

Die Samier, die ſich entwaffnet im Lager befanden, leiſteten nach Kräften den Hellenen Beiſtand, und als das die übrigen Jonier gewahrten, gingen auch ſie zu den Griechen über und griffen die Barbaren an. Die Mileſier aber, welche beſtimmt waren, den Rückzug der Perſer zu decken, damit Dieſe im Fall eines unglücklichen Treffens ſich auf den Gipfel von Mykale retten könnten, thaten gerade das Gegentheil von dem, wozu ſie befehligt waren. Sie führten nemlich die Fliehenden auf Wege, auf denen ſie unter die Feinde geriethen, und fielen endlich ſelbſt mit der feindſeligſten Wuth über ſie her. So fiel Jonien zum zweiten Male von den Perſern ab.

In dieſer Schlacht thaten ſich unter den Hellenen am meiſten die Athener hervor und unter Dieſen Hermolokos, ein wohlgeübter Ringer. Der Kampf in der perſiſchen Verſchanzung koſtete den Griechen die meiſten Leute, vorzüglich den Sikyoniern, deren Oberſter Perilaos auch daſelbſt den Tod fand.

Nachdem die Hellenen den größten Theil der Feinde theils im Gefechte theils bei der Verfolgung getödtet hatten, brachten ſie die Beute heraus an das Ufer, und darnach verbrannten ſie die Schiffe und das ganze Lager. Alsdann ſegelten ſie nach Samos zurück und hielten hier Rath, wie man es in Hinſicht der Jonier weiter halten ſolle. Die Peloponneſier waren der Meinung: es ſei unmöglich, Jonien gegen die erneuerten Angriffe der Perſer zu vertheidigen; man ſolle daher es ihnen lieber preisgeben und die Jonier aus ihrem Lande wegführen; diejenigen helleniſchen Völker aber, welche es mit den Medern gehalten hätten, ſolle man aus ihren Seeplätzen vertreiben und dieſelben den Joniern zur Wohnung einräumen. Dieſem Vorſchlage widerſetzten ſich aber die Athener ganz entſchieden. Als ein handeltreibendes Volk hielten ſie die Beſetzung der aſiatiſchen Küſtenlande durch helleniſche Stammesgenoſſen von der größten Wichtigkeit; auch wollten ſie nicht leiden, daß die Peloponneſier über ihre Pflanzſtädte (denn dafür ſahen ſie die toniſchen Colonien an) Rath hielten und Beſchlüſſe faßten. Demzufolge nahm man die Samier, Chier und Lesbier und alles Volk von den übrigen Inſeln, die den Hellenen Beiſtand geleiſtet hatten, in den Bund der Griechen auf und ließ ſie einen heiligen Eid darauf ſchwören, daß ſie dabei beharren und niemals abtrünnig werden wollten.

So hatte denn der vierte Boëdromion*) (im Jahre 479 vor Chr.) das europäiſche Heimathland der Griechen von der letzten Heeresmacht der Perſer befreit und zugleich ihren Volksgenoſſen in Aſien Erlöſung von der perſiſchen Knechtſchaft gebracht. Zwiſchen Einem Auf- und Niedergange der Sonne lag der entſcheidendſte Schritt für die fernere Geſchichte Griechenlands; es hatte den Vertheidigungskampf ſiegreich beendet und den Angriffskrieg gegen das Perſerreich nicht minder ruhmvoll eröffnet.

5. Beiſpiele von des Pauſanias ſtrenger Gerechtigkeit und des Ariſteides weiſer Nachſicht.

Nachdem die Hellenen bei Platäa ihre Todten begraben hatten, beſchloſſen ſie im Bundesrathe wider die Thebäer zu ziehn und die Auslieferung der Mediſchgeſinnten zu verlangen. Am eilften Tage nach der Schlacht kamen ſie vor Theben an, und als man die Ueberantwortung jener Männer verweigerte, belagerten ſie die Stadt und verwüſteten die Umgegend. Am zwanzigſten Tage der Belagerung waren die Thebäer gewillt zu thun, wie die Hellenen von ihnen verlangten, und überlieferten die Schuldigen. Attaginos, welcher mit Timegenidas der Urheber des thebäiſchen Bundes mit den Perſern geweſen, war entwichen. Statt ſeiner lieferte man dem Pauſanias die Söhne deſſelben aus. Dieſer aber wollte nicht die Kinder für die Schuld des Vaters büßen laſſen und ließ ſie los. Die Uebrigen dagegen befahl er nach Korinth abzuführen; und weil er merkte, daß ſie die Hoffnung hegten, durch Beſtechungen ſich loszumachen, ſo ließ er ſämmtliche Bundesgenoſſen nach Hauſe gehn und Jene darauf hinrichten.

Wie nun Pauſanias jene Tage ſeines Waffenglückes durch ſolche Beiſpiele eines unbeſtechlichen Gerechtigkeitsſinnes noch mehr verherrlichte; erwarb ſich Ariſteides eben damals das nicht minder anerkennungswerthe Verdienſt, aus Liebe zum Vaterlande von der ſonſtigen Strenge ſeiner Rechtsgrundſätze abzuſehn. Es verhielt ſich damit alſo.

Kurz vor der Schlacht bei Platäa, als das Schickſal Griechenlands auf der Wage ſtand und beſonders Athen in der bedenklichſten Lage war, waren einige atheniſche Männer von vornehmer Herkunft, welche, durch den Krieg verarmt, mit dem Reichthume zugleich ihren Einfluß und Geltung im Staate verloren hatten und Andere im Beſitz der Ehre und Gewalt ſahen — heimlich in einem Hauſe zu Platäa zuſammengetreten und hatten ſich verſchworen, die Volksherrſchaft wieder zu ſtürzen oder, wenn dies mißlänge, den Staat an die Perſer zu verrathen. Durch die Umtriebe dieſer Männer im Kriegslager war ſchon eine anſehnliche Zahl verführt, als Ariſteides Kunde davon erhielt. Allein der mißlichen Zeitumſtände wegen und weil er fürchtete, daß die Unterſuchung eine bedenkliche Menge von Mitſchuldigen bloßſtellen werde, hielt er es für gerathen, das ſtrenge Recht durch die Rückſicht auf das Gemeinwohl zu beſchränken. Er ließ daher von den Vielen, die ihm als ſchuldig bekannt waren, nicht mehr als acht verhaften. Zwei derſelben, welche zuerſt vor Gericht gezogen worden, fanden Gelegenheit zu entweichen, die Uebrigen ſetzte Ariſteides ſelber wieder auf freien Fuß, damit diejenigen, die ſich noch unentdeckt glaubten, ſich beruhigen und zur Reue wenden könnten; und zugleich erklärte er öffentlich: der Krieg ſolle der große Gerichtshof ſein, wo ſie ſich von der Anklage reinigen könnten, wenn ſie es treu und redlich mit dem Vaterlande meinten.

Als er nun von dieſem ſo glücklichen als ruhmvollen Feldzuge nach Athen zurückgekehrt war, fand er unter

*) Ein attiſcher Monat, der die letzten Tage unſres Auguſts und den größten Theil des Septembers umfaßte.

dem Volke ein lebhaftes Verlangen nach demokratiſcher Verfaſſung vor. Die Bürger waren in dieſen Zeiten der Noth und Drangſale ihrer Kraft wie ihres Werthes ſich bewußt geworden und verlangten nach erweiterten Rechten und größerem Antheil an der Staatsverwaltung. Ariſteides, obwohl von Natur ariſtokratiſch geſinnt, ſuchte gleichwohl dieſen Wünſchen zu entſprechen, ſowohl, weil er das Volk der erwieſenen Ausdauer und Tapferkeit wegen jeder Berückſichtigung werth erachtete, als auch, weil er es nicht mehr für leicht hielt, eine ſo waffenmächtige und ſiegesſtolze Menge mit Gewalt darniederzuhalten. Er machte daher den Geſetzvorſchlag: die ſtaatsbürgerlichen Rechte ſollten fortan allen gemein ſein und jeder Athener zum Archontenamte, welches bis dahin nur den Fünfhundertſchefflern zugänglich geweſen (vergl. S. 27), wählbar ſein. Dieſe Selbſtverleugnung in Hinſicht ſeiner politiſchen Ueberzeugung gegenüber dem Willen eines ſelbſtbewußt gewordenen Volkes, ehret den Ariſteides nicht minder als die unbeugſame Feſtigkeit, mit welcher er ſeinen ſittlichen Grundſätzen treu blieb.*)

6. Des Pauſanias Hochverrath und Ende.

Im Jahre 477 vor Chriſti beſchloſſen die verbündeten Griechen, Europa und die Inſeln von den Perſern vollends zu ſäubern und ließen zu dieſem Zwecke eine Flotte auslaufen, welche unter dem Oberbefehle des Pauſanias ſtand. Zu Führern der dreißig atheniſchen Schiffe, die zu jenem Geſchwader ſtießen, waren Ariſteides und Kimon erwählt. Zuerſt ſchiffte Pauſanias nach Cypern, welches er großentheils unterwarf, dann nach Byzanz. Er eroberte auch dieſe wichtige Stadt, verſah ſie mit beſſeren Befeſtigungen und gab ihr ſpartaniſche Verfaſſung. Von der Zeit an ging in dieſem gefeierten Manne eine Sinnesänderung vor ſich, die ihn um all' ſeinen früheren Ruhm und endlich in's Verderben brachte.

Uebermüthig durch ſein Glück und den Umfang ſeiner Macht wurde er den Griechen um ſeiner Härte und ſeines herriſchen Benehmens willen täglich verhaßter. Sprach er doch jetzt mit den Anführern der Verbündeten nie mehr anders als in zornigem und barſchem Tone, während er die gemeinen Soldaten auch für geringe Vergehen mit Schlägen abſtrafte, oder mit einem eiſernen Anker auf den Schultern einen ganzen Tag lang daſtehen ließ. Stroh zur Lagerſtätte, Futter für das Vieh holen oder Waſſer aus der Quelle ſchöpfen durfte Niemand eher als bis ſich die Spartiaten mit allem verſorgt hatten; und Knechte mit Peitſchen mußten Jeden, der früher hinzutrat, davontreiben. Als Ariſteides gegen ſolche unwürdige Behandlung freier Männer Vorſtellungen machen wollte, zog Pauſanias die Stirn in Falten und hatte keine Zeit ihn anzuhören.

Um ſo milder und gütiger erwies ſich Ariſteides und ſein menſchenfreundlicher Amtsgenoſſe, Kimon, gegen die Verbündeten; und ſo half das Eine wie das Andre in gleicher Weiſe dazu, daß die Führer der Griechen endlich insgeheim an Ariſteides den Antrag ſtellten, er möge den Oberbefehl übernehmen und den Wünſchen der Bundesgenoſſen, welche ſchon längſt die Spartiaten gern los und zu den Athenern übergetreten wären, entgegenkommen. Ariſteides gab zur Antwort: er erkenne wohl die Berechtigung und die Nothwendigkeit ihres Antrags, aber um auch ihrer Treue verſichert zu ſein, müſſe etwas geſchehn, was einen Rücktritt des großen Haufens unmöglich mache. Da verſchworen ſich Uliades aus Samos und Antagoras aus Chios, dem gefürchteten Gewaltherrn öffentlich eine Schmach anzuthun, und den Bruch unvermeidlich zu machen. Bei Byzanz liefen ſie auf die vorausſegelnde Galeere des Pauſanias von beiden Seiten her mit den Schiffsſchnäbeln an; und als Pauſanias voller Zorn aufſprang und die Drohung ausſtieß: er wolle bald zeigen, daß ſie nicht ſeinem Schiffe ſondern ihren eignen Städten dieſen Stoß verſetzt hätten; gaben ſie kühn und frei die Antwort: er ſolle ſeines Weges gehn und das Glück ſegnen, das ihm bei Platäa beigeſtanden, denn blos die Achtung vor Jenem halte die Griechen noch zurück, die verdiente Rache an ihm zu nehmen.**)

Hiermit war der lange ſchon empfundene Zwieſpalt zwiſchen dem Heere und ſeinem Führer einmal öffentlich kund gegeben, und endlich ſagten ſich die Bundesgenoſſen förmlich von Sparta los und übertrugen den Athenern die fernere Leitung des Krieges. So hatte Ariſteides unvermerkt den Oberbefehl über die Griechen den Händen der Lakedämonier entwunden und an ſeine Vaterſtadt gebracht, nicht durch offne Gewalt, durch Waffen und Schiffe, ſondern durch die ſtille Macht der Milde und der Klugheit, wodurch er ſich und ſeinem gleichgeſinnten Mitfeldherrn die Herzen der Verbündeten gewonnen hatte. Doch zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit auch Sparta's Hochſinn in ehrenwerther Weiſe. Denn nicht nur riefen ſie den Pauſanias von ſeinem Poſten zurück, ſondern, da ſie an

*) »Der Grundſatz: daß Männer, denen die Leitung der Angelegenheiten des Staats übertragen werden ſoll, nicht nur die Fähigkeit beſitzen, ſondern auch bei der Erhaltung der beſtehenden Ordnung intereſſirt ſein müſſen, iſt ſo einleuchtend, daß die Maxime, die niedere Volksklaſſe von der Theilnahme an Magiſtraten auszuſchließen, den Geſetzgebern kaum anders als zweckmäßig und ſelbſt nothwendig erſcheinen konnte. Aber, wo ſie auch angenommen war, konnte ſie ſich ſelten behaupten. Wo eine Stadt aufblühte und mächtig wurde, fühlte auch das Volk ſich ſelber mehr; und es war wohl nicht immer Schmeichelei des großen Haufens, ſondern das Gefühl, es ſei unmöglich es zu verhindern, welches in ſolchen Zeiten die Führer deſſelben bewog, beſchränkende Geſetze aufheben zu laſſen. Allerdings kann im einzelnen Falle eine ſolche unbeſchränkte Wahlfähigkeit ſehr nachtheilig werden, aber im Ganzen iſt ſie es vielleicht weniger als man glaubt; und auch die Beſchränkungen können leicht ſchädlich werden. Iſt es die Geburt, welche die Schranken beſtimmt, muß man aus gewiſſen Familien ſein, um zu Stellen zu gelangen, ſo wird dadurch dem Talent ſo oft der Zutritt geradezu unmöglich gemacht; und nicht ſelten waren gewaltſame Staatsumwälzungen die Folgen davon. Iſt es das Vermögen, welches die Theilnahme gewährt, ſo beſtimmt dieſes doch an und für ſich nicht die Würdigkeit. Iſt es das Alter, ſo iſt mit der reiferen Erfahrung auch nur zu oft der Mangel an Kraft verbunden.« H. L. Heeren: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. Göttingen 1826. 3. Thl. 1. Abthl. S. 216 f.

**) Doch der Mann will immer den Vorrang haben vor Allen,
Will hier Allen gebieten, von Allen als Meiſter erkannt ſein,
Allen Befehl' austheilen, die Niemand, dünkt mich, beachtet
Wenn der Unſterblichen Gunſt zum tüchtigen Krieger ihn machte.
Stellen ſie auch deswegen ihm frei, Schmähreden zu führen?
Homer's Ilias I. 287 ff. überſ. von Voß.

ihm die Erfahrung gemacht, daß die Machtfülle einen nachtheiligen Einfluß auf Sitten und Geſinnung ihrer Feldherrn übe, entſagten ſie freiwillig dem Oberbefehle über die Griechen und ſchickten keinen Anderen an des Pauſanias Stelle.

Mit dem Letzteren aber nahm es nicht lange darnach ein höchſt trauriges Ende. Da man ihn nicht von Staatswegen mit einer neuen Sendung beauftragte, ſo nahm er auf eigene Koſten eine Galeere und begab ſich ohne Genehmigung der Lakedämonier in den Hellespont unter dem Vorwande, an dem helleniſchen Kriege Theil zu nehmen, in der That aber, um für die Sache des Perſerkönigs zu arbeiten, wie er ſchon früher, als er nach der Oberherrſchaft über Griechenland trachtete, verſucht hatte. Denn ſchon damals hatte er, wie ſich ſpäterhin auswies, kriegsgefangene Anverwandte des Xerxes heimlich freigelaſſen und ihnen einen Brief an den König mitgegeben, worin er ſich anheiſchig machte, ganz Griechenland unter perſiſche Botmäßigkeit zu bringen, wogegen ihm der König ſeine Tochter zur Gemahlin geben ſolle; und der Eifer, womit Xerxes dieſen Anträgen entgegengekommen war, hatte ſeinen Uebermuth dergeſtalt geſteigert, daß er die vaterländiſche Sitte aufgab, perſiſche Kleidung anlegte, ſich auf Reiſen von perſiſchen und ägyptiſchen Trabanten begleiten ließ und ſeine Tafel auf perſiſche Weiſe einrichtete. Als er nun jetzt nach Byzanz zurückkehrte, um die durch ſeine Abberufung unterbrochenen Pläne wieder aufzunehmen, nöthigten ihn die Athener mit Gewalt, die Stadt zu verlaſſen. Gleichwohl ging er nicht nach Sparta zurück, ſondern ließ ſich im trojiſchen Gebiete nieder. Dadurch vermehrte er nur den Verdacht, welcher ſchon längſt gegen ihn rege war. Griechiſche Abgeordnete brachten in Sparta die Klage an: Pauſanias unterhandle mit den Perſern und verweile in ſchlimmer Abſicht auf feindlichem Gebiete; worauf die Ephoren nicht länger Anſtand nahmen und ihn zum zweiten Male heimberiefen.

Er folgte dem Befehle; denn er hoffte noch durch Geld die Anklage niederſchlagen zu können. Bei ſeiner Ankunft in Verhaft genommen, brachte er es auch wirklich bald dahin, daß er wieder loskam, indem er ſich bereit erklärte, denen, die ihn vor Gericht eines Vergehens überweiſen wollten, ſich zu ſtellen. Aber man hatte noch keinen entſcheidenden Beweis, worauf man eine Strafe gegen einen Mann von königlichem Geſchlecht und ſo hohem Range rechtskräftig hätte begründen können. Selbſt als etliche Heiloten auftraten mit der Angabe, Pauſanias habe ihnen Freiheit und Bürgerrechte verſprochen, wenn ſie an dem Aufſtande, den er beabſichtige, Theil nähmen und ihm eine allgemeine Umwälzung bewirken hälfen; wollte man ihnen nicht glauben und meinte noch nicht Grund zu haben, um ein außerordentliches Verfahren gegen ihn eintreten zu laſſen. Denn es galt in Sparta der Grundſatz, gegen einen Spartiaten ohne unzweifelhafte Beweiſe nie zu raſch etwas zu verfügen, das nicht wieder gut gemacht werden könnte.

Endlich brachte ein Mann, der vormals ein Liebling und Vertrauter des Pauſanias geweſen und erſt jüngſthin mit Ueberbringung eines Briefes an den Perſerkönig von ihm betraut worden war, den Hochverrath ſeines Gönners zur zweifelloſen Gewißheit. Es hatte ihm nemlich die Bemerkung, daß noch keiner der früheren Boten je zurückgekehrt war, Beſorgniſſe erweckt. Er öffnete alſo den Brief, worin er einen Nebenauftrag dieſer Art vermuthete, und fand wirklich darin geſchrieben, daß man den Ueberbringer tödten ſolle. Dies bewog ihn, das Schreiben des Pauſanias an die Ephoren auszuliefern, worauf man Vorkehrungen zu ſeiner Verhaftung traf. Als ſie ihn aber auf offner Straße ergreifen wollten, merkte er ihr Vorhaben und lief eilends nach dem Tempel der „Athene vom ehernen Hauſe“, der in der Nähe ſtand, und erreichte auch glücklich die heilige Zufluchtsſtätte — zu ſeinem Verderben. Denn ſo wie er das Innere des Gebäudes betreten, ließen die Ephoren die Pforten vermauern und den Tempel Tag und Nacht umlagern. Seine hochbetagte Mutter ſoll unter den Erſten geweſen ſein, welche zu dieſem grauſenvollen Zwecke Steine herzutrugen. Und als nun Jener vor Hunger dem Verſcheiden nahe war, führten ſie ihn, um den heiligen Ort nicht mit Morde zu beflecken, noch lebend heraus, worauf er ſogleich ſeinen Geiſt aufgab. Anfangs hatte man in Abſicht, ſeinen Leichnam in die Schlucht Käadas zu werfen, wohin man die Verbrecher zu ſtürzen pflegte; endlich verſcharrte man ihn irgendwo in der Nähe, und daſelbſt blieb er, bis das delphiſche Oralel gebot, ſein Grab an den Ort in der Nähe des Tempelhofes zu verſetzen, wo er geſtorben war.

7. Von Ariſteides ehrenvoller Armuth und geſegnetem Andenken im Tode.

Während die hoffärtige Größe des Pauſanias ſo jähe ein ſchmachvolles Ende erreichte, rief das öffentliche Vertrauen den ſchlichten Ariſteides an die Spitze des vereinten Griechenlands. Schon unter Sparta's Oberbefehl hatten die Griechen zur Fortſetzung des Krieges wider die Perſer gewiſſe Abgaben entrichtet. Nachdem Athen die Leitung übernommen hatte, wünſchte man, daß dieſe Verhältniſſe in eine beſtimmtere Ordnung gebracht und die Kriegsſteuer für jeden Staat nach Recht und Billigkeit feſtgeſtellt werde. Man bat ſich zu dieſem Zwecke von den Athenern den Ariſteides aus und gab ihm den Auftrag, Land und Einkünfte überall abzuſchätzen und darnach eines Jeden Beitrag zu beſtimmen. Dieſe Vollmacht, die ihn faſt zum Alleinherrſcher von ganz Griechenland erhob, übte Ariſteides mit größeſter Gerechtigkeit und unpartheiiſchem Sinne. Zum Verſammlungsorte der Bundesgenoſſen beſtimmte er nicht Athen, ſondern das von allen heilig gehaltene Delos. In dem berühmten Apollontempel dieſer Inſel als an unverletzlicher Stelle wurde die Bundeskaſſe niedergelegt, deren jährlicher Betrag ſeiner Schätzung zufolge vierhundert und ſechzig Talente betrug. Sämmtliche Anordnungen des Ariſteides und die eigenthümliche Milde ſeines Verfahrens fanden allgemeine Anerkennung; und der Ruhm ſeiner Verwaltung ſteigerte ſich in dem Maaße, wie man unter ſeinen Nachfolgern die ſchwere Hand Athens immer ſchmerzlicher empfinden lernte. Denn ſpäterhin wurde jene Steuer nicht nur verdoppelt und endlich gar verdreifacht, ſondern auch mit unnachſichtlicher Härte eingetrieben, ſo daß die geknechteten Bundesgenoſſen an die milden Zeiten des Ariſteides wie an ein goldnes Zeitalter zurückdachten.

Nach dieſem Allen blieb Ariſteides, der ſeine Vaterſtadt zur Herrſcherin über ſo viele Städte und Inſeln gemacht hatte, für ſich ſelber arm und ſchätzte den Ruhm ſeiner Armuth nicht geringer als den ſeiner Siegeszeichen. Dies wurde ſeinen Mitbürgern beſonders bei folgender Gelegenheit offenbar. Kallias, ein Blutsverwandter des Ariſteides, war nach der Schlacht bei Marathon durch ruchloſen Mord eines perſiſchen Großen, welcher ſich ihm mit der Bitte um ſein Leben zum Gefangenen dargeboten hatte, zu großem Reichthume gekommen. Dieſen Kallias klagten ſeine Feinde auf den Tod an, und nachdem ſie die Klagpunkte gehörig entwickelt hatten, wendeten ſie ſich noch mit folgenden Worten an die Richter: „Ihr wiſſet, daß Ariſteides, des Lyſimachos Sohn, ein Gegenſtand der Bewunderung für ganz Griechenland iſt. Wie glaubt ihr wohl, daß es bei Dieſem zu Hauſe ſtehe, da ihr ihn öffentlich in einem ſo abgeſchabten Mantel einhergehen ſehet? Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ein Mann, der auf der Straße friert, auch zu Hauſe hungere und des Uebrigen, was zum Lebensunterhalte gehört, entbehre? Und den läßt Kallias, ſein Vetter, der reichſte Mann in Athen, mit Weib und Kindern Mangel leiden, während er ſich ſeiner doch ſo oft ſchon bedient und von ſeinem Anſehen bei euch Vortheil gezogen hat.“ Als nun Kallias die Richter durch dieſen Vorwurf am meiſten wider ſich empört ſah, rief er den Ariſteides herbei und bot ihn, die Wahrheit deſſen, was er in Hinſicht dieſer Beſchuldigung erwiedere, zu bezeugen. Oft genug, ſagte er, und auf die dringendſte Weiſe habe er ſich gegen Ariſteides erboten, ſeiner Dürftigkeit abzuhelfen; aber niemals habe Dieſer etwas nehmen wollen, ſondern entgegnet: er dürfe ſich auf ſeine Armuth mehr zu gute thun, als Kallias auf ſeinen Reichthum. Denn mit dem Reichthume glaube Jeder umgehen zu können, aber Wenige gebe es, welche die Armuth mit Anſtand zu ertragen wiſſen. Nur wer ungern arm ſei, habe ſich der Armuth zu ſchämen. Dies wurde ihm von Ariſteides als der Wahrheit gemäß bezeugt, und jeder Anweſende ging mit der Empfindung hinweg, er möchte lieber arm ſein wie Ariſteides, als reich wie Kallias.

Dieſe hohe Sittlichkeit des Ariſteides iſt es, um derentwillen ihn Platon mit dem Ausſpruche geehrt hat: unter allen für groß geltenden Athenern ſei Ariſteides allein achtungswerth, weil dieſer die Tugend zum Ziel ſeines öffentlichen Lebens gemacht habe.

Als er ſtarb, hinterließ er nicht einmal die Koſten zu ſeiner Beſtattung. Seine dankbare Vaterſtadt gab Jeder ſeiner beiden Töchter dreitauſend Drachmen zur Mitgift; ebenſo verlieh man ſeinem Sohne Lyſimachos eine hinreichende Summe und das nöthige Ackerland zum Lebensunterhalt. Das alles geſchah auf Vorſchlag des Alkibiades; ja ſelbſt einer Enkelin des Ariſteides, Polykrite, wurde durch Volksbeſchluß die öffentliche Speiſung im Prytaneion*) gleich den olympiſchen Siegern und andern um den Staat verdienten Männern zuerkannt. Dies iſt ein Beiſpiel jener Menſchenfreundlichkeit und Güte, welche als ein Grundzug im Charakter der Athener um ſo beachtenswerther erſcheint, je häufiger dieſes Volk durch ſeinen Wankelmuth und republikaniſche Eiferſucht gegen ſeine großen Männer den Vorwurf der Undankbarkeit ſich zugezogen hat.**)

*) Das Prytaneion (Stadt- oder Rathhaus) war ein öffentliches heiliges Gebäude in allen ſelbſtſtändigen Städten Griechenlands, in welchem eine gewiſſe Anzahl von Beamten, auswärtige Geſandte und um den Staat beſonders wohlverdiente Männer ehrenhalber auf öffentliche Koſten geſpeiſt wurden. Zu jenen zählte man auch diejenigen, welche in einem der olympiſchen Kampfe den Sieg davon getragen hatten; denn für ein Verdienſt um den Staat galt es, der Vaterſtadt Ehre zu machen.

**) Von der natürlichen Gutmüthigkeit und Erkenntlichkeit des atheniſchen Volkes erzählen die Alten auch folgende anſprechende Geſchichte, welcher hier wohl eine Stelle zu gönnen iſt. Während des Baues am Parthenon beloduten die Athener diejenigen Maulthiere, welche dabei am fleißigſten geweſen, damit, daß man ſie insgeſammt in Freiheit ſetzte und ledig auf die Weide laufen ließ. Aber eins derſelben kehrte freiwillig zur Arbeit zurück und lief unermüdlich neben den Zugthieren her, welche die Laſten den Berg hinauf zum Tempelplatze zogen, oder eilte ihnen voraus, als wollte es dieſelben aufmuntern und antreiben. Dieſer Anblick rührte die Athener dermaaßen, daß ſie in der Volksverſammlung den Beſchluß faßten, das berufstreue Thier auf öffentliche Koſten bis an ſein Ende zu ernähren

Kimon.

1. Kimons Jugend und Anfänge seiner Heldenlaufbahn.

Kimon war der Sohn des marathonischen Siegers Miltiades und der Hegesipyle, der Tochter des thrakischen Königs Oloros. Miltiades wurde, wie bereits früher erzählt worden (S. 47), wegen seines verunglückten Feldzuges gegen Paros zu einer Geldstrafe verurtheilt, und als er dieselbe nicht bezahlen konnte, in das Gefängniß gelegt, worin er starb. Hierauf stellte sich, wie Etliche erzählen, der junge Kimon, damit sein Vater begraben werden könnte, freiwillig in das Gefängniß; bis Kallias, einer der reichsten Bürger in Athen, sich erbot, die dem Miltiades zuerkannte Strafe in die öffentliche Schatzkammer zu bezahlen, wofern ihm Kimon seine Schwester Elpinike zur Gemahlin gebe. Auf diese Weise gelangte Kimon wieder zur Freiheit.

Trotz dieses schönen Zuges von Kindesliebe stand Kimon in den ersten Zeiten keineswegs in gutem Rufe, sondern war als ein leichtfertiger, dem Trunk ergebener Mensch verrufen; auch fehlte ihm die den Athenern eigene Redseligkeit und Gewandtheit; im Uebrigen aber zeigte er ein edles und offnes, schlichtes und ungeschmücktes Wesen, so daß er eher für einen Peloponnesier, als für einen Athener hätte gelten können. Von Gestalt war er untadelhaft; schön von Wuchs, und seinen Kopf bedeckte ein starkes und krauses Haar. Er stand weder seinem Vater an Kühnheit noch dem Themistokles an Scharfsinn nach, war aber gerechter als beide. Sein richtiger Blick in Angelegenheiten des Krieges, noch ehe er denselben selber erprobt hatte, so wie seine Entschlossenheit zeigte sich sogleich bei dem Andringen des medischen Heeres unter Xerxes. Als damals Themistokles dem Volke vorschlug, Stadt und Land dem Feinde preiszugeben und vor Salamis eine Seeschlacht zu wagen, und alle über ein so verwegenes Unternehmen bestürzt waren, sah man den Kimon zuerst voll guten Muthes in Begleitung seiner Freunde über den Töpfermarkt nach der Burg gehen mit einem Zügel in der Hand, um ihn der Athene zu weihen. Damit wollte er nemlich zu verstehen geben, daß unter den gegenwärtigen Umständen das Vaterland zu seiner Rettung nicht der Stärke der Rosse, sondern tapferer Seeleute bedürfe. Und nachdem er den Zügel der Göttin dargebracht, nahm er eins der im Tempel aufgehängten Schilde und stieg unter brünstigen Gebeten und Anrufung der Göttin an das Meer herab. Hierdurch flößte er nicht wenigen, die dies mit ansahen, getrosten Muth ein und wirkte seinerseits zum Gelingen dessen, was Themistokles zum Heile des Vaterlandes ersonnen hatte.

In der Schlacht selber zeichnete er sich durch Tapferkeit aus und gelangte nun in kurzem bei seinen Mitbürgern zu Gunst und Ansehn, indem viele sich ihm anschlossen und ihn ermunterten, immer so zu denken und zu handeln, wie es des marathonischen Sieges würdig sei. Und so wirkte fortan beides, der Ruhm des Vaters und das erste Gelingen der eigenen That, zu einem rühmlichen Bestreben und zur Verherrlichung seines nachfolgenden Lebens. Wie er jetzt nun auch anfing, sich der Staatsverwaltung zu widmen, empfing ihn das Volk mit offenen Armen und erhob ihn, des Themistokles bereits überdrüssig, zu den höchsten Aemtern und Ehrenstellen, indem er wegen seiner Leutseligkeit und Geradheit bei der Menge überaus beliebt war. Am meisten aber half ihm Aristides empor, der seine herrlichen Anlagen bald wahrnahm und ihn den Ränken und der Verwegenheit des Themistokles gleichsam zum Gegner aufstellte.

2. Erste Feldherrnthaten.

Als nach der Schlacht bei Platäa die Perser Griechenland geräumt hatten, wurde Kimon als Befehlshaber der Flotte von den Athenern abgeschickt. Sie besaßen damals noch nicht die Herrschaft zur See, sondern waren noch von Pausanias und den Lakedämoniern abhängig; aber durch Ordnung und Mannszucht, durch Muth und Eifer erregten die athenischen Bürger unter Kimons Leitung allgemeine Bewunderung. Als Pausanias späterhin sich in verrätherische Unterhandlungen mit den Barbaren einließ, den Bundesgenossen dagegen mit unerträglichem Hochmuthe begegnete und die ihm übertragene Gewalt auf das unbesonnenste und frevelhafteste mißbrauchte, wandten sich aller Herzen dem Kimon zu, und indem Dieser die Beleidigten gütig aufnahm und mit den Mißvergnügten freundschaftlich verkehrte, entzog er den Lakedämoniern unmerklich, nicht durch Waffengewalt, sondern allein durch sein leutseliges Benehmen den Oberbefehl über die verbündeten Griechen. Nachdem nun Pausanias endlich vor dem Zorne der Bundesgenossen aus Byzantion hatte entweichen müssen, segelte Kimon mit denen, die sich an ihn angeschlossen hatten, als Oberfeldherr der hellenischen Flotte nach Thrakien, wo, wie er hörte, die Perser die Stadt Eion besetzt

hatten. Er ſchlug ſie in einem Treffen und brachte darauf die Belagerten in ſolche Noth, daß ſich der feindliche Feldherr aus Verzweiflung mitſammt ſeinen Freunden und Schätzen verbrannte. Nach Einnahme jener Stadt wies er den ganzen Landſtrich, der ſich durch Schönheit und Fruchtbarkeit auszeichnete, den Athenern zur Bewohnung an. Zur Belohnung für dieſe erfolgreiche Waffenthat erlaubten ihm ſeine Mitbürger zu ſeinem Ehrengedächtniſſe drei Hermen*) auf dem Markte von Athen aufzurichten. Und dies wurde in den damaligen Zeiten für eine außerordentliche Ehre gehalten, dergleichen weder dem Miltiades, noch dem Themiſtokles zu Theil geworden war; und zwar rechneten die Athener deswegen dieſe That dem Kimon ſo hoch an, weil ſie unter jenen Feldherren blaß zu ihrer eignen Rettung und Vertheidigung geſtritten, unter dieſem aber den Feinden ſelbſt Abbruch thun konnten, deren Gebiet angriffen und Länder eroberten, worin ſie ſich anſiedeln konnten.

Hierauf bemächtigte ſich Kimon der Inſel Skyros, deren Bewohner bis dahin die griechiſchen Gewäſſer durch Seeräuberei unſicher gemacht hatten, und brachte von dort die Gebeine des alten atheniſchen Königs Theſeus, der vor beinahe achthundert Jahren auf dieſer Inſel erſchlagen worden, in einer prächtig ausgeſchmückten Galeere nach Athen zurück. Hierdurch ſetzte er ſich bei dem Volke in noch viel höhere Gunſt und genügte zugleich dem Willen des Orakels, welches den Athenern befohlen, die Ueberreſte des Theſeus in die heimiſche Stadt zurückzuführen und ihn wie einen Halbgott zu verehren. Zur Feier dieſes frohen Ereigniſſes ſtellten die Athener einen Wettkampf der tragiſchen Dichter an, bei welchem zum erſten Male ein Trauerſpiel des damals acht und zwanzigjährigen Sophokles zur Aufführung gelangte und nach dem Urtheil Kimons und ſeiner Mitfelbherrn über das Stück des Aeſchylos den Preis gewann.

Ein andrer junger Dichter, Namens Jon, war einſt mit Kimon bei einem reichen Bürger zu Tiſch und machte uns von dieſem Zuſammentreffen mit dem Helden des Tages folgende anziehende Mittheilung. Nach dem Trankopfer habe Kimon auf Bitten ſeiner Freunde nicht übel geſungen, worüber ihn alle Anweſenden gelobt hätten und geſagt, daß er weit geſitteter und gebildeter wäre als Themiſtokles, der ſich weder auf Geſang noch Cytherſpiel verſtünde. Beim Zechen fiel dann, wie ſich leicht denken läßt, das Geſpräch auf Kimons Thaten und da man darüber verſchiedener Meinung war, welche man für die vorzüglichſte erklären ſollte, erzählte er ſelbſt einen ſeiner Streiche, den er für den geſcheideſten hielt. Und das war folgender:*)

Die Bundesgenoſſen, welche in Byzantion und Seſtos viele Barbaren zu Gefangenen gemacht hatten, trugen dem Kimon auf, die Beute zu theilen; und Dieſer ſtellte nun die Gefangenen auf die eine und die denſelben abgenommenen Koſtbarkeiten auf die andere Seite. Als nun die Bundesgenoſſen ſich beſchwerten, daß eine ſolche Theilung ſehr ungleich ſei, ſchlug er ihnen vor, ſie ſollten ſich den einen von beiden Theilen wählen, die Athener würden ſich an dem anderen, den ſie nicht wollten, genügen laſſen. Jene nun nahmen für ſich den Schmuck und ließen den Athenern die Gefangenen. Für jetzt freilich mußte ſich Kimon wegen dieſer ſeltſamen Theilung auslachen laſſen, da die Bundesgenoſſen goldene Armbänder, Spangen, Ketten, Purpurmäntel und andere prächtige Kleider davontrugen, den Athenern hingegen nur nackte Sklaven zu Theil wurden, die zur Arbeit wenig taugten. Aber es dauerte nicht lange, ſo fanden ſich die Freunde und Verwandten der Gefangenen ein und löſten alle mit großen Summen Geldes aus, ſo daß Kimon von dem Löſegelde ſeine Flotte vier Monate lang unterhalten konnte und noch dazu für Athen eine anſehnliche Menge Goldes übrig behielt.

3. Von Kimons Freigebigkeit und Unbeſtechlichkeit.

Kimon war in dieſen Feldzügen zu großem Vermögen gelangt; aber dieſe Güter, welche er im Kriege den Feinden auf eine rühmliche Weiſe abgewannen, verwendete er auf eine noch rühmlichere zum Beſten ſeiner Mitbürger. Von ſeinen Landgütern und Gärten ließ er alle Zäune wegnehmen, damit Alle, die es bedürften, ungehindert Früchte daraus holen könnten. In ſeinem Hauſe wurde täglich eine zwar ſchlichte, aber doch für Viele hinreichende Mahlzeit bereitet, zu welcher jeder Arme Zutritt hatte. Ueberall begleiteten ihn zwei oder drei wohlgekleidete Jünglinge; wenn nun Kimon alte Bürger in dürftiger Kleidung antraf, ſo mußten Jene ihre Mäntel an dieſelben vertauſchen. Auch führten ſie Beutel voll Geld bei ſich, traten auf dem Markte zu armen Bürgern von gutem Anſehn und drückten ihnen ſtillſchweigend einige Stücke Geld in die Hand. So durchdrungen war Kimon vom Geiſt der Gaſtfreundſchaft und Menſchenliebe der alten Athener, und indem er ſein Haus zu einem allgemeinen Speiſeſaale für ſeine Mitbürger machte und ſelbſt den Fremdlingen auf ſeinen Gütern alles, was die Jahreszeiten Gutes und Schönes hervorbringen, zum freien Gebrauche vergönnte, führte er gleichſam die in der Sage vom goldenen Zeitalter ſo hochgeprieſene Gemeinſchaft der Lebensgüter in die Wirklichkeit zurück.

Und dies waren keineswegs nur Schmeicheleien und Kunſtgriffe, durch welche etwa der Pöbel gewonnen werden ſollte, denn dieſer Mann war übrigens durchaus ariſtokratiſch geſinnt und der lakedämoniſchen Verfaſſung geneigt; wie er denn auch ſtets in Gemeinſchaft mit Ariſteides dem Themiſtokles, welcher die Volksgewalt über die Gebühr zu erweitern befliſſen war, eifrigſt entgegenwirkte.

Bei ſeiner Amtsführung hielt er ſich von aller Veruntreuung rein und erwies ſich bis an ſein Ende in allem, was er that, durchaus uneigennützig, wovon man unter anderen auch folgendes Beiſpiel anführt. Ein Perſer, mit Namen Rheſakes, der von ſeinem Könige abgefallen war, kam mit vielen Reichthümern nach Athen. Hier von falſchen Angebern bedrängt, nahm er ſeine Zuflucht zu

*) Dies waren ſteinerne, nach unten ſpitz zulaufende Pfeiler, welche oben den Kopf des Hermes oder einer andern Gottheit, ſpäterhin zuweilen auch die Büſte einer lebenden Perſon trugen und, als Nachbildungen der älteſten Darſtellungsweiſe der Götter, beſonders auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Athens zahlreich aufgeſtellt waren.

*) Wer erinnert ſich hierbei nicht der ähnlichen, höchſt ergötzlichen Situation aus der Odyſſee (Geſ. 14, v. 462—506.), wo Odyſſeus unter fremdem Namen dem Eumäos mit ſichtbarem Wohlgefallen einen ſeiner liſtigen Streiche vor Troja erzählt?

Kimon und ſetzte, um ſeiner Huld ſich zu verſichern, vor deſſen Thür zwei Schalen nieder, wovon die eine mit ſilbernen, die andre mit goldnen Münzen gefüllt war. Kimon lächelte, wie er dies ſah, und fragte den Mann: „Willſt du lieber einen Miethling oder einen Freund haben?“ und als derſelbe antwortete: „Lieber einen Freund“ — entgegnete Kimon: „So nimm denn alles das wieder mit dir fort! Da ich dein Freund geworben bin, ſo werde ich davon Gebrauch machen, ſobald ich deſſen benöthigt bin.“

4. Die Doppelſchlacht am Eurymedon.

Während die Athener den Kampf gegen die Perſer mit großem Eifer fortzuſetzen gedachten, waren die Bundesgenoſſen eines Krieges überdrüſſig geworden, den ſie, ſeitdem die Barbaren ſie nicht weiter beunruhigten, für unnöthig hielten. Sie wünſchten endlich in Ruhe zu leben und ihr Feld zu bauen, und zahlten daher zwar die ihnen zur Beſtreitung der Kriegsbedürfniſſe auferlegten Geldbeiträge immer noch richtig fort, wollten aber weder Schiffe mehr ausrüſten noch Mannſchaften ſtellen. Die Gewaltmaaßregeln, welche die atheniſchen Feldherren gegen die Saumſeligen anwendeten, machten die Herrſchaft der Athener läſtig und verhaßt. Kimon dagegen ſchlug, ſeitdem er zum Oberbefehl der Hellenen gelangt war, einen anderen Weg ein. Er begnügte ſich, von denen, welche nicht ſelber Kriegsdienſte thun wollten, Geld und leere Schiffe zu nehmen, und befeſtigte durch dieſes gelinde Verfahren die Herrſchaft der Athener über die übrigen Griechen nur noch mehr. Denn während nun die Bundesgenoſſen in Ruhe und Frieden ihren häuslichen Geſchäften oblagen und in thörichter Bequemlichkeit aus tapfern Kriegern feige Ackersleute und Krämer wurden, erhielt Kimon die Athener durch beſtändigen Waffen- und Seedienſt rüſtig und ſtark und machte ſie zu erfahrenen Kriegsleuten. So lernten die Bundesgenoſſen nach und nach ſie fürchten und ihnen ſchmeicheln und wurden, ehe ſie ſich's verſahen, aus Bundesgenoſſen zinsbare Unterthanen.

Auch den Großkönig hat Keiner unter allen Griechen ſo tief gedemüthigt und ſeinen Stolz erniedriget als Kimon, indem er ihn in ſeinem eigenen Reiche angriff und Aſien von Jonien an bis nach Pamphylien herab von der perſiſchen Streitmacht gänzlich ſäuberte. Als er nun vernahm, daß die Feldherren des Königs ſich wiederum mit einem ſtarken Heere und einer zahlreichen Flotte in Pamphylien feſtſetzten, entſchloß er ſich ſofort, die griechiſchen Gewäſſer vor dieſer neuen Macht ſicher zu ſtellen, und ging mit zweihundert Galeeren in die See. Dieſe Galeeren waren ſchon vom Themiſtokles auf das beſte eingerichtet worden, um ſich ſchnell bewegen und wenden zu laſſen. Kimon aber brachte noch eine höchſt vortheilhafte Verbeſſerung an, indem er die Verdecke des Vorder- und Hintertheils durch eine Art von Brücke mit einander verbinden ließ, wodurch es möglich wurde, nicht bloß jene beiden Stellen, ſondern den ganzen Bord des Schiffes mit Kriegsleuten zu beſetzen und während des Treffens dem Feinde eine größere Menge von Streitern entgegenzuſtellen. Nachdem er alles zu einer Seeſchlacht vorbereitet hatte, ſuchte er die feindliche Flotte an der Mündung des Eurymedon auf; überwand ſie nach kurzer Gegenwehr, ſetzte ſein ſiegesfrohes Heer an das Land und ſchlug auch trotz der Ermüdung und des bei weitem zahlreicheren Feindes nach einem hartnäckigen Gefecht das in der Nähe lagernde Landheer in die Flucht. Zweihundert Schiffe, eine große Menge Gefangener und ein mit Reichthümern aller Art angefülltes Lager belohnten die ungeheure Anſtrengung dieſer Doppelſchlacht, durch welche Kimon an Einem Tage die Lorbeeren der Siege bei Salamis und bei Platäa auf ſeinem Haupte vereinte (469 vor Chr.).

Ein anſehnlicher Theil der Beute wurde von den Athenern zur ſtärkeren Befeſtigung ihrer Stadt und Häfen verwendet; ein anderer nicht geringerer fiel nach Sitte und Recht dem Feldherrn zu. Kimon nahm ihn als ein Zeugniß der öffentlichen Achtung an und verwandte ſeinen Reichthum auch jetzt, wie er gewohnt war, zum öffentlichen Nutzen. Er war der erſte, der die Stadt mit anmuthigen Luſtplätzen, woran man bald nachher ſo viel Geſchmack fand, verſchönerte; indem er den Markt mit Platanen bepflanzte und die Akademie, einen dürren und wüſten Platz, in einen reichlich bewäſſerten, mit ſchattigen Spaziergängen und mit Uebungsplätzen geſchmückten Luſthain verwandelte.

5. Wie Kimon als Lakedämonierfreund aus Athen verbannt wird.

Trotz aller dieſer Verdienſte konnte doch auch Kimon dem Schickſale ſeines Vaters wie ſo manches anderen großen Atheners nicht entgehen. Während ſeiner Abweſenheit von der Heimath bekamen Ephialtes und Perikles, welcher jetzt ſchon zu großer Macht gelangte, freie Hand. Sie ſtießen die bisherige Verfaſſung um und richteten eine unumſchränkte Volksherrſchaft auf. Kimon gab bei ſeiner Rückkehr ſeinen Unwillen über dieſe Aenderungen unverhohlen zu erkennen und ſeine Gegner ließen nichts unbenutzt, um den Unwillen des Volkes gegen ihn rege zu machen. Vor allem rechneten ihm die Athener ſeine Neigung zu den Lakedämoniern zum Verbrechen an. Jedenfalls hatten ſie derſelben viel zu verdanken. Denn nur aus Achtung und Liebe zu Kimon, der wegen ſeines lenkſeligen und gefälligen Weſens in den Unterhandlungen mit den Griechen gebraucht wurde, hatten die Lakedämonier das Wachsthum Athens und ſeine Einmiſchung in die Angelegenheiten der Bundesgenoſſen ohne Eiferſucht angeſehn und ertragen. Jetzt aber, nachdem die Athener mächtiger geworden, konnten dieſelben nie ohne Verdruß mehr anhören, wie Kimon bei jeder Gelegenheit Sparta über Athen erhob und beſonders, wenn er ſeine Mitbürger tadeln oder anſpornen wollte, ihnen zurief: „So handeln wenigſtens die Lakedämonier nicht.“ Diejenige Beſchuldigung aber, welche zu ſeinem Falle das meiſte beitrug, hatte folgende Veranlaſſung.

Im Jahre 467 v. Chr. wurde das Land der Lakedämonier durch ein furchtbares Erdbeben, dergleichen ſich Niemand zu erinnern wußte, heimgeſucht. An vielen Stellen thaten ſich tiefe Schlünde auf, etliche Gipfel des

Taygetos-Gebirges riſſen ſich durch die gewaltſame Erſchütterung los und rollten weitum das Land verwüſtend zuthal; Sparta ſelber ſtürzte gänzlich zuſammen, ſo daß von allen Häuſern nicht mehr als fünf ſtehen blieben; und zwanzigtauſend Lakedämonier fanden unter den Trümmern ihrer Wohnungen und der ſtürzenden Berge den Tod.

Dieſes furchtbare Geſchick galt für ein Strafgericht „des Erderſchütterers“ Poſeidon, weil man vor kurzem etliche Verurtheilte, welche ſich in den Poſeidontempel zu Tänaron geflüchtet, auf Befehl der Ephoren von dem Altare hinweggeriſſen und getödtet hatte.

Um das Unglück voll, ja unüberſehbar zu machen griffen jetzt die Heiloten und Meſſenier mit wilder Schadenfreude über die allgemeine Verwirrung zu den Waffen, durchzogen plündernd und mordend das Land und ſetzten ſich endlich, nachdem die klugen Maaßregeln des Königs Archidamos die Empörung an allen übrigen Punkten gedämpft hatten, in der meſſeniſchen Bergfeſte Ithome feſt, von wo ſie in ununterbrochenen Raubzügen ihre vormaligen Herren hart bedrängten. In dieſer üblen Lage ſprachen die Lakedämonier die Athener um Beiſtand an. Ephialtes erklärte ſich in der Volksverſammlung auf das eifrigſte dagegen: man ſolle einer gegen Athen feindſelig geſinnten Stadt nicht unklnger Weiſe wieder aufhelfen, ſondern das ſtolze Sparta in ſeinen Trümmern zu Jedermanns Verachtung liegen laſſen. Nur Kimon widerſprach einem ſo unedlen Anſinnen und ermahnte in einer eindringlichen Rede: „es ja nicht geſchehen zu laſſen, daß Griechenland lahm und Athen ſeines Nebengeſpanns beraubt werde.“

Dieſe Rede machte auf ſeine Mitbürger einen ſolchen Eindruck, daß ſie den Lakedämoniern ein Heer unter Kimons Leitung zu Hülfe ſchickten. Der kühne, unternehmende Muth der atheniſchen Krieger erweckte aber bei den Lakedämoniern bald die Beſorgniß, dieſe unruhigen Köpfe möchten gefährliche Neuerungen vornehmen und ſchickten ſie daher wieder zurück. Ueber dieſen Schimpf wurden die Athener ſo erbittert, daß ſie an allen, die es mit den Lakedämoniern hielten, ihren Unwillen öffentlich ausließen und Kimon ſelbſt bald darnach durch das Scherbengericht auf zehn Jahre aus der Stadt verbannten.

Die Lakedämonier aber, welche von jeher ſich auf die Belagerungskunſt nicht wohl verſtanden, vermochten ſeit dem Abzuge der Athener die Feſte Ithome nicht zu gewinnen und mußten endlich im zehnten Jahre dieſes ſogenannten *dritten meſſeniſchen Krieges* den Belagerten mit Weib und Kind freien Abzug gewähren. Die Athener nahmen ſich den Lakedämoniern zum Trotz dieſer Vertriebenen hülfreich an nnd räumten ihnen die Stadt Naupaktos am korinthiſchen Buſen ein, welche ſie den ozoliſchen Lokrern abgenommen hatten. Dieſe Wohlthat wurde ihnen nachmals während ihres Krieges mit den Peloponneſiern durch die treue Anhänglichkeit der Meſſenier reichlich vergolten.

Als nun ſpäterhin die Spartiaten auf dem Heimwege von einem Feldzuge gegen die Phokier ſich bei Tanagra lagerten, gingen die Athener denſelben entgegen, um ihnen ein Treffen zu liefern. Da fand ſich auch der verbannte Kimon in voller Rüſtung bei dem Heere ein, um mit ſeinen Mitbürgern gegen die Spartiaten zu fechten. Aber ſeine Gegner erhoben gegen ihn ein arges Geſchrei, als habe er nur in Abſicht, das Heer an die Lakedämonier zu verrathen, ſo daß der Rath der Fünfhundert an die Feldherren den Befehl erließ, dieſen Mann durchaus nicht bei dem Heere zu dnlden. Kimon entfernte ſich alſo, bat aber zuvor ſeine Freunde, welche am meiſten der Hinneigung zu den Lakedämoniern beſchuldigt wnrden, ſich in der Schlacht tapfer zu halten und durch ihre Thaten von jedem Verdachte zu reinigen. Und dieſe Männer thaten alſo. Sie ließen ſich ſeine Rüſtung geben, ſtellten ſie, als ob er ſelber unter ihnen gegenwärtig wäre, mitten in ihre Schaar nnd fielen alle zuſammen, hundert an der Zahl, nach dem muthigſten Kampfe. So rechtfertigten ſie ſich nnd ihren Freund in den Augen ihrer Mitbürger und hinterließen ihnen inniges Bedauern und tiefe Reue.

Eben darum beharreten auch die Athener nicht lange bei ihrem ungerechten Zorne gegen Kimon, zumal da ſie bei Tanagra (457) eine ſchwere Niederlage erlitten hatten und im nächſten Sommer eines Einfalles der Peloponneſier in Attika gewärtig ſein mnßten. Sie riefen ihn alſo, eingedenk all' des Guten, welches ſie von ihm genoſſen hatten, dnrch einen vom Perikles abgefaßten Volksbeſchluß zurück. So glimpflich verfuhr man damals noch bei öffentlichen Zwiſtigkeiten, ſo gemäßigt war man im Groll und ſo bereitwillig, ihn aufzugeben und einen thörichten Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen, wenn es das Wohl des Vaterlandes erheiſchte.

6. Kimons letzte Heerfahrt und Tod.

Gleich nach ſeiner Zurückkunft machte Kimon dem Kriege ein Ende, indem er beide Staaten mit einander wieder verſöhnte. Um aber dem unruhigen Ehrgeiz und der kriegeriſchen Thatenluſt ſeiner Mitbürger eine andere Richtung zu geben, ließ er eine Flotte von zweihundert Galeeren ausrüſten um Cypern und Aegypten der Gewaltherrſchaft der Perſer zu entreißen. Wie nun ſchon alles in Bereitſchaft war und das Heer im Begriffe ſtand ſich einzuſchiffen, kündete ein Traumgeſicht dem Kimon ſeinen baldigen Tod an. Allein er konnte nicht mehr mit Ehren von dieſem Feldzuge ſich losmachen, und ſo ging er denn mit der Flotte unter Segel. Er überwand die aus phöniciſchen und kiliciſchen Schiffen beſtehende Flotte des Perſerkönigs, und unterwarf ſich die meiſten Städte von Cypern. Zu gleicher Zeit richtete er jetzt ſein Augenmerk auf Aegypten und ging mit nichts Geringerem um, als die Herrſchaft des Königs gänzlich zu vernichten, dem Themiſtokles znm Trotz, der ſich verpflichtet hatte, bei einem neuen Kriege gegen die Hellenen als Feldherr zu dienen; und, wie man ſagt, machte Themiſtokles eben darum ſeinem Leben ein Ende, weil er gegen Kimons Glück und Tapferkeit ſich nichts auszurichten getraute.

Unter dieſen weit ausgreifenden Kriegsplänen ſchickte Kimon einige Vertraute zu dem Orakel des Zeus Ammon in der libyſchen Wüſte; man hat nie erfahren können, über welcherlei Angelegenheiten er den Gott befragte. Auch ertheilte der Gott keine Antwort, ſondern befahl den Abgeſandten, ſobald ſie erſchienen, wieder umzukehren, da ſich Kimon nun ſelber ſchon bei ihm befinde. Jene gingen dann eiligſt an das Meer zurück, und als ſie in das

Lager der Griechen kamen, welches damals in Aegypten ſtand, erfuhren ſie, daß Kimon todt ſei.

Kimon ſtarb während der Belagerung der cypriſchen Stadt Kition 449 vor Chr. Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, befahl er denen, die um ihn waren, unverzüglich abzuſegeln und ſeinen Tod geheim zu halten. Dies gelang auch ſo gut, daß weder die Feinde noch die Bundesgenoſſen davon erfuhren, und ſo gelangten die Athener gleichſam unter Schutz und Führung ihres bereits ſeit dreißig Tagen verſtorbenen Feldherrn glücklich heim.

Was aber mehr iſt als dies: die Macht des Perſerkönigs war durch die ſiegreichen Waffen Kimons dergeſtalt gedemüthiget und gebrochen, daß die Hellenen dreißig Jahre lang vor ihm in Frieden und Sicherheit lebten. Keine perſiſche Flotte wagte ſich in die griechiſchen Gewäſſer; Kleinaſien ſtand drei Tagereiſen weit landeinwärts mehr unter dem Schutze der Hellenen als unter der Botmäßigkeit der Perſer, und in ſeinen Häfen hatte die atheniſche Seemacht freien Verkehr und Herrſchaft. So nöthigte die Furcht den Feind, ſtillſchweigend einen Vertrag zu halten, welchen der Stolz des Großkönigs den Anträgen Kimons verweigert hatte: und dies iſt, was man den berühmten kimoniſchen Frieden nennt.

Drittes Buch.

1. Perikles.
2. Züge aus dem erſten Jahrzehend des peloponneſiſchen Krieges.
3. Alkibiades.
4. Lyſandros.
5. Sokrates.

Bei euch, ihr hohen Säulen, laßt mich weilen,
Ihr ſtummen Zeugen wechſelvoller Tage,
Und laßt ſich mein Gemüth ergehn in Klage,
Daß nichts entrinnen mag des Schickſals Pfeilen.

Die Zeit des Sinnes ſahl ihr ſchnell enteilen,
Und was ihr dann geſchaut war eitel Plage,
Kaum leſ' ich noch die tauſendjähr'ge Sage
Des Ruhms auf euern unterbrochnen Zeilen.

Emanuel Geibel
auf der Akropolis zu Athen

Perikles.

1. Abkunft, Bildung und ſtaatsmänniſcher Charakter.

Perikles ſtammte von väterlicher wie von mütterlicher Seite aus einem hochanſehnlichen Geſchlechte. Denn ſein Vater war Xanthippos, der ruhmvolle Sieger bei Mykale, ſeine Mutter Agariſte aber die Nichte jenes Kleiſthenes, der die Peiſiſtratiden vertrieben, die Gewaltherrſchaft geſtürzt und den Athenern eine Verfaſſung gegeben hatte, welche durch glückliche Vermittelung der Gegenſätze Eintracht und Wohlfahrt im Staate wiederherſtellte. Agariſte hatte geträumt, ſie habe einen Löwen zur Welt gebracht, und wenige Tage darauf gebar ſie den Perikles.

In der Muſik unterrichtete ihn Damon, der zugleich als ein ausgezeichneter Kenner der Beredtſamkeit und der Staatskunſt auf ſeine Bildung großen Einfluß übte. Am meiſten aber verdankte er dem Umgange mit dem berühmten Weltweiſen Anaxagoras von Klazomenä, den ſeine Zeitgenoſſen „die Vernunft“ nannten, entweder aus Bewunderung ſeines ſcharfſinnigen Einblicks in die Tiefen der Natur, oder weil er der Erſte war, der als den Urgrund des Weltalls weder den Zufall noch die blinde Nothwendigkeit, ſondern die lautere, reine, alles durchdringende und ordnende Vernunft annahm. Die Lehren dieſes von ihm tiefverehrten Mannes von den überirdiſchen Dingen gaben ſeinem Geiſte gleich von Anfang eine erhabene Richtung und hauchten ſeinem ganzen Weſen jene Würde ein, welche, mächtiger als alle Volksrednerkünſte, in ihm ſogleich den Erſten der Athener kundgab. Seine Rede hielt ſich rein von gemeinem Witze, der nach dem Beifall der Menge haſcht, niemals verzog ein Gelächter die edlen Mienen ſeines Angeſichts, keine leidenſchaftliche Bewegung ſtörte auf der Rednerbühne den Faltenwurf ſeines Gewandes, Gang und Rede waren würdevoll und ruhig, kurz alles an ihm nöthigte jedermann Bewunderung und Ehrfurcht ab und konnte einen tiefen Eindruck nie verfehlen.

Dieſe edle, maaßvolle Haltung war nichts äußerlich Angenommenes, ſondern der natürliche Ausdruck ſeiner großen, allem Gemeinen unzugänglichen Sinnesart. So ertrug er es einſt ſtillſchweigend, als er von einem unverſchämten, nichtswürdigen Menſchen den ganzen Tag lang auf offnem Markte verhöhnt und geläſtert wurde; er verrichtete, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſeine Geſchäfte und ging am Abend gelaſſen nach Hauſe, während jener unter fortwährenden Schimpfreden ihm nachlief. An der Thürſchwelle aber befahl er, da es ſchon dunkel geworden war, einem Diener, ein Licht zu nehmen und den Menſchen nach Hauſe zu begleiten.

Eine andere Frucht ſeines Umgangs mit Anaxagoras war die, daß er durch tiefere Einſicht in das Leben der Natur und die Wirkungen ihrer Kräfte ſich über den Aberglauben hinaushob, welcher viele ſeiner Zeitgenoſſen oft im entſcheidenden Augenblicke muthlos machte und mit blindem Schrecken erfüllte. Als er in den erſten Jahren des peloponneſiſchen Krieges mit hundert und funfzig Schiffen auslief, trat plötzlich eine Sonnenfinſterniß ein, worüber alle wie vor einem unheilverkündenden Zeichen erſchraken. Da hielt Perikles dem Steuermanne, der in Angſt und Verwirrung daſaß, den Mantel hoch vor's Geſicht und fragte: „Iſt dir das ein Schrecken oder Schreckenszeichen?“ „Nein!“ antwortete jener. „Nun was iſt denn,“ fuhr Perikles fort, „zwiſchen dem hier und jenem dort für ein Unterſchied, als daß dort etwas Größeres als mein Mantel die Verfinſterung verurſacht?“

Trotz dieſer ausgezeichneten Eigenſchaften, die ihn nachmals eben als Staatsmann auszeichneten, hielt ihn im Anfang eine gewiſſe Scheu vor dem Volke von der Beſchäftigung mit Staatsſachen zurück. Denn ſeltſamer Weiſe erinnerte ſeine äußere Erſcheinung an den Tyrannen Peiſiſtratos; hochbejahrte Leute, die ſich des letzteren noch recht wohl erinnern konnten, fanden ſeine angenehme Stimme, ſeine im Geſpräch geläufige Zunge zum Erſtaunen ähnlich. Schon das ſchien hinreichend, das Volk gegen ihn mißtrauiſch zu machen, zumal da Reichthum, Anſehn der Geburt, einflußreiche Freunde dem Streben nach der höchſten Macht die Hand boten. Perikles fürchtete deshalb die Verbannung durch das Scherbengericht und wählte lieber den Beruf des Kriegers, in welchem er ſich als ein tapferer und gefahrliebender Mann bewährte. Als aber Ariſteides geſtorben, Themiſtokles landflüchtig und Kimon durch Kriegsunternehmungen meiſtentheils außerhalb Griechenlands beſchäftiget war, widmete ſich Perikles der Staatsverwaltung. Gegen ſeine natürliche Neigung trat er, weil die Ariſtokraten bereits an Kimon ihren Führer hatten, zur Volkspartei über.

Sofort änderte er ſeine ganze Lebensweiſe. Jetzt ſah man ihn in der Stadt keinen anderen Weg gehn als auf den Markt und das Rathhaus. Jede Einladung zu einem Gaſtmahle lehnte er ab und entſagte allen dergleichen fröhlichen Zuſammenkünften und Geſellſchaften, ſo daß er während des ganzen Zeitraums ſeiner vierzigjährigen Staatsverwaltung bei keinem ſeiner Freunde zu Gaſte war, außer bei der Hochzeit ſeines Vetters Eurvptolemos; und auch bei dieſer Gelegenheit blieb er nur bis zum Trank-

Digitized by Google

opfer (welches nach griechiſcher Sitte gleichſam die Grenzlinie zwiſchen dem Mahle und dem Zechgelage bildete), und ging dann ſogleich hinweg. Denn ſchwer iſt es bei vertraulichem Umgange Anſehn und Würde zu bewahren. Darum vermied er auch allzuhäufigen Verkehr mit dem Volke, damit es ſeiner nicht überdrüſſig werde; miſchte ſich nicht in jede Verhandlung, trat nicht bei jeder Gelegenheit in der Volksgemeinde als Redner hervor, ſondern gab ſich nur zu den wichtigſten Staatsgeſchäften her, während er das Uebrige durch ſeine Freunde und ihm ergebene Redner beſorgen ließ. Trat er dann aber auf, ſo geſchah es mit unwiderſtehlicher Beredtſamkeit. Blitz und Donner, ſagte man, trage er auf ſeiner Zunge; und dieſe gewaltige Ueberlegenheit in allem, was er vornahm, erwarb ihm den Beinamen des Olympiers. Bei alle dem aber war Perikles in ſeinem Vortrage durchaus beſonnen und bedächtig; niemals beſtieg er die Rednerbühne, ohne zuvor gebetet zu haben, daß ihm ja kein Wort, welches der vorliegenden Sache unangemeſſen wäre, wider Willen entſchlüpfe.

2. Wie Perikles die Gunſt des Volkes gewinnt und Athen verherrlicht.

Das Ziel, welches Perikles, der einmal gewählten Partei gemäß von Anfang an mit aller Entſchiedenheit verfolgte, war die vollſtändigſte Entwickelung der demokratiſchen Verfaſſung, denn nur auf dieſem Wege durfte er hoffen, diejenige Stellung im Staate zu gewinnen, die ſeiner Herrſcherſeele genügte. Die Mittel freilich, welche er zu dieſem Zwecke anwendete, haben ihm von vielen Seiten her manchen Tadel zugezogen. Unfähig, ſich ſelber zu erniedrigen und des reinſten Willens ſich bewußt, hat er es doch nicht vermeiden können, auch das Niedrige in der Menſchennatur, die Habgier und Trägheit, die Ehr- und Genußſucht der Menge in den Dienſt ſeiner höheren Zwecke zu rufen und auf die Leidenſchaften der Menge zu wirken, um durch ihre Hülfe den politiſchen Kampf zu entſcheiden.

Anfangs hatte er dem Anſehen Kimons, der ihm als Haupt der Ariſtokraten gegenüberſtand, entgegenzuarbeiten. Da er aber nicht reich genug war, um es dieſem an großartiger Freigebigkeit gleichzuthun, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu Spendungen aus der Staatskaſſe. Auf ſeinen Antrag erhielten die Richter, welche ihr Amt bis dahin unentgeltlich verrichtet hatten, für jede Sitzung ihre Sporteln; jeder, der dir Volksverſammlung beſuchte, erhielt drei Obolen; ja ſelbſt das Eintrittsgeld in das Theater wurde denen, die es verlangten, zurückgezahlt.

Nachdem er durch ſolche und andere Vergünſtigungen ſich in der Gunſt des Volkes feſtgeſetzt hatte, durfte er es wagen, das letzte und mächtigſte Bollwerk, welches der unbeſchränkten Volksherrſchaft noch entgegenſtand, zu ſtürzen. Durch Ephialtes, den Gehülfen ſeiner Pläne, brachte er den Vorſchlag in die Volksverſammlung: man möge die Macht des Areiopag's, zu welchem doch nicht jeder durch das Loos kommen könne, ſondern nur, wer für beſſer gelte als jeder andre Athener, in dem Maaße beſchränken, daß die Demokratie nicht gefährdet werde. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen und zum Geſetz erhoben. Der Areiopag verlor die Verwaltung der wichtigſten Angelegenheiten, wohin auch die des öffentlichen Schatzes gehörte, und wurde in ſeinen Befugniſſen dermaaßen beſchränkt, daß er fortan ohne alle politiſche Bedeutung war.

Nur die Abweſenheit Kimons hatte dieſen Sieg der Volkspartei möglich gemacht, und da er bei ſeiner Rückkehr ſeinen Unmuth über dieſe Vorfälle unverhohlen ausſprach und noch dazu wegen der Ehrenkränkung, welche der von ihm angerathene Hülfszug nach Ithome den Athenern zuzog (ſ. S. 82), in Ungunſt kam, ſo wurde es jetzt dem Perikles nicht ſchwer, durch das Scherbengericht ſich dieſes gefährlichen Gegners zu entledigen.

Um ſo heldenmäßiger hielt er ſich in der Schlacht bei Tanagra (ſ. S. 82), und that ſich mit Lebensverachtung vor allen Anderen hervor, indem er wohl wußte, daß er Athen ſeines erſten Helden beraubt hatte; und da das Volk in der gegenwärtigen bedrängten Lage mit Reue und Sehnſucht an Kimon zurückdachte, ſo trug er ſelber auf die Zurückberufung ſeines Gegners an, welcher denn auch nach ſeiner Heimkehr den Frieden zwiſchen Athen und Sparta wiederherſtellte.

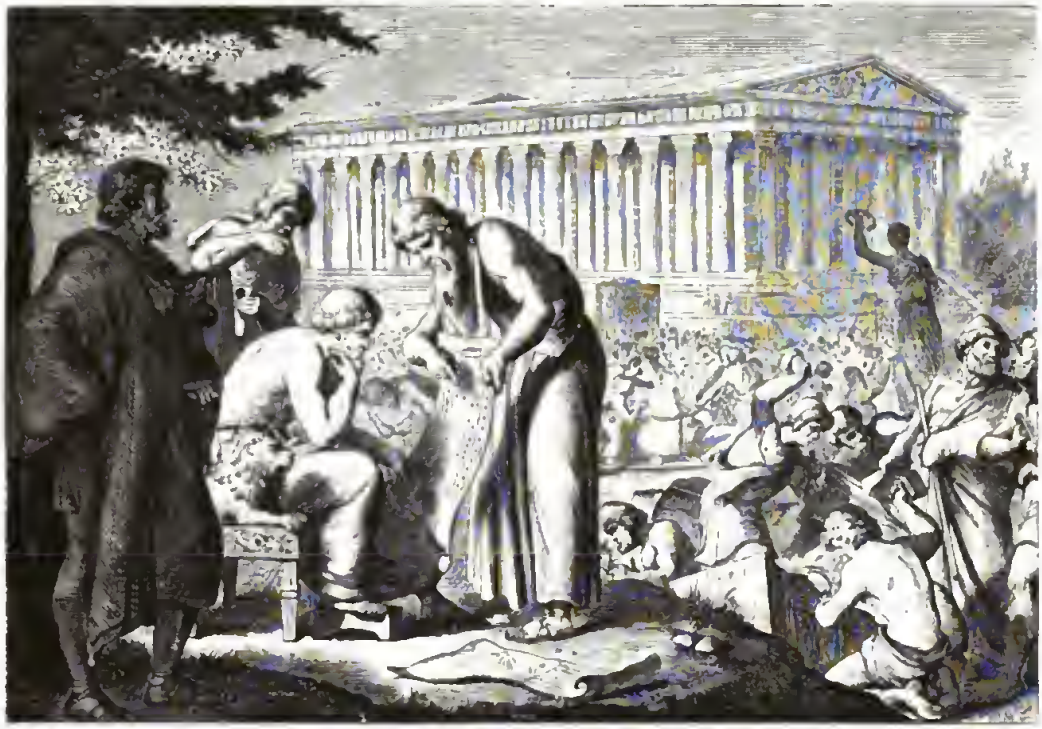
Nach Kimons Tode ſtand Perikles als der größte und angeſehenſte unter den atheniſchen Bürgern da, und nur um jemanden zu haben, der ſeiner Macht einigermaaßen eine Schranke ſetzte, damit ſie nicht völliger Alleinherrſchaft gleichkäme, ſtellten die ariſtokratiſch Geſinnten ihm den Thukydides, des Mileſios Sohn,*) entgegen. Zwar minder groß im Kriege als ſein Vorgänger und Verwandter, war er doch ein geübterer Staats- und Geſchäftsmann, der mit Geſchick und Eifer den Kampf mit Perikles aufnahm und das Gleichgewicht zwiſchen beiden Parteien wiederherſtellte. Volk und Adel ſtanden ſich jetzt ſchroffer und geſchloſſener als jemals gegenüber, und mit verdoppelten Kräften warb nun Perikles um die Gunſt des Volkes. Er ſchenkte ihm, mit Platon zu reden, fortan den lauteren Wein der Freiheit ein, ſo daß es nach dem Ausdruck eines Luſtſpieldichters zum unbändigen Pferde wurde, das keinen Zügel mehr ſich wollte gefallen laſſen, Euboia biß und auf die Inſeln ſprang. Bald mußte ein glänzendes Schauſpiel, bald ein öffentlicher Schmaus, bald ein feierlicher Aufzug, bald ein muſikaliſcher Wettkampf das Volk ergötzen. Alle Jahre ließ Perikles ſechzig Schiffe in die See gehen, auf welchen viele Bürger acht Monate lang Sold bekamen, um das Schiffsweſen zu erlernen und einzuüben; und Tauſende entſendete er zur Begründung neuer Niederlaſſungen nach Thrakien, Naxos, Andros und Italien, theils um die Stadt auf dieſem Wege eines arbeitſcheuen und unruhigen Haufens zu entledigen und der Nahrungsloſigkeit zu ſteuern, theils aber auch, um auf dieſe Weiſe die atheniſchen Bundesgenoſſen durch eine Art von Beſatzung unter Aufſicht zu halten.

Zu gleicher Zeit ſchmückte Perikles ſeine Vaterſtadt mit einer Menge der herrlichſten Bauwerke, durch welche er Athen zu einem Wunderwerke für Mit- und Nachwelt umſchuf und den ſpäteſten Jahrhunderten ein ſelbſtredendes Zeugniß dafür hinterließ, daß der Ruhm von Griechenlands alter Herrlichkeit keine Sage und kein Märchen

*) Der gleichnamige Geſchichtſchreiber war ein Sohn des Oloros.

sei. — Durch Perikles wurde Athen der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Künstler Griechenlands. Die großartigsten Pläne, die erhabensten Aufgaben eröffneten ihren Talenten ein fast unbegrenztes Feld. Das Ganze aber leitete Pheidias, der Freund des Perikles, ein Künstler vom höchsten Range und unsterblicher Bedeutung.

Die herrlichsten Leistungen der Kunst vereinten sich in der Akropolis. Dort baute Mnesikles in fünf Jahren (437 bis 432) das Prachtthor der Propyläen auf. Eine Seitenhalle derselben schmückte der berühmte Maler Polygnotos von Thasos mit Gemälden. Im Burgraume selber wurde durch die Baumeister Iktinos und Kallikrates das Heiligthum der Schutzgöttin von Athen, das Parthenon, neu aufgebaut und nach sechzehnjähriger



Arbeit im Jahre 438 v. Chr. vollendet. Pheidias füllte die Giebelfelder dieses Wunderbaues mit den lebenvollen Werken seines Meißels. Im Innern des Tempels stand das Bild der Göttin in Gold und Elfenbein, nach dem Zeus zu Olympia das berühmteste Kunstwerk dieses Meisters. Im Burghofe hob sich ein Bild der Athene als „Vorkämpferin“ in riesenhafter Größe über alle umliegende Tempel. Auch dieses war von Pheidias und zwar aus dem Erze der marathonischen Beute gegossen. Ein anderes Denkmal der Freiheitskämpfe Griechenlands errichtete Perikles durch das Odeion, ein großes theaterähnliches Gebäude in der Nähe der Akropolis, welches für musikalische Wettspiele bestimmt war und mit seinem ringsgeneigten von Einem Giebel abhängigen Dache an das persische Königszelt erinnerte. Endlich ließ er durch Koroibos, Metagenes und Andre den prachtvollen eleusinischen Einweihungstempel aufführen, ein Bauwerk von außerordentlichem Umfange, worin sich alljährlich der von Athen nach Eleusis wallfahrende Festzug der Eingeweihten zur Feier der großen Mysterien versammelte. Was zu seiner Vollendung eine Reihe von Menschenaltern und Geschlechtsfolgen zu verlangen schien, das brachte Perikles in der Blüthezeit einer einzigen Staatsverwaltung zu Stande. Aber trotz dieser Schnelligkeit ihrer Ausführung waren alle diese Werke von so vollendeter Schönheit, daß sie auch noch der späten Nachwelt ein Gegenstand inniger Bewunderung waren und selbst noch ihre Trümmer wie von einem ewigen Frühlingshauch und nie alternder Seele durchdrungen scheinen.

Aber gerade die Aufführung dieser kostbaren Bauwerke war es, was den Perikles bei vielen seiner Zeitgenossen in Ungunst brachte und häufig Anlaß zu bitteren Klagen gab. „Die Athener,“ so rief man, „sind in Schande und üble Nachrede gerathen, seitdem man die griechische Bundeskasse unter dem Vorwande, daß man sie vor der Wegnahme durch die Barbaren sichern wolle, von Delos nach Athen gebracht. Nun aber muß Griechenland sogar das erdulden, daß die Athener mit dem, was es zur Bestreitung der Kriegskosten zusammengelegt hat, ihre Stadt vergolden und wie ein eitles Weib herausputzen; das heißt doch nichts anderes, als Griechenland auf's ärgste beschimpfen und mit offenbarer Tyrannei behandeln.“

Perikles erklärte dagegen: die Athener seien den Bundesgenossen über die Verwendung jener Gelder keine Rechenschaft schuldig, da man ihnen ja das leiste, wofür sie das Geld gezahlt hätten; Athen beschütze sie gegen die Perser und nehme den Krieg allein auf sich. Da nun die Stadt mit allen Kriegsbedürfnissen genugsam versehen sei, so verwende man billigerweise den Ueberschuß auf das, wovon man sich für die Zukunft unsterblichen Ruhm, für die Gegenwart aber allgemeinen Wohlstand versprechen könne.

So verhielt es ſich in der That: die Stadt nährte ſich gleichſam, indem ſie ſich verſchönerte. Während die jüngeren Bürger im Solde des Kriegsdienſtes ihren reichlichen Sold empfingen, fehlte es nun auch den Nichtkriegspflichtigen daheim weder an nützlicher Beſchäftigung noch an ausreichendem Unterhalte. Alle Berufskreiſe, alle Gewerke und Künſte hatten an jenen großartigen Bauwerken Antheil; überall regte ſich eine unendliche Thätigkeit, nach allen Seiten hin vertheilte ſich der Gewinn. Man brauchte Steine, Erz, Gold, Elfenbein, Eben- und Cypreſſenholz. Zur Verarbeitung dieſer Stoffe bedurfte man: Zimmerer, Bildhauer, Steinmetzen, Schmiede, Goldarbeiter, Färber, Elfenbeinmaler, Sticker und Schnitzer; zur Herbeiſchaffung des Materials zu Waſſer und zu Lande: Kauffahrer, Schiffer, Steuerleute, Wagner, Pferdehalter, Fuhrleute, Seiler, Weber, Sattler, Wegebahner und Bergleute. Endlich mußte auch jeder Kunſt und Gewerbe noch ein beſonderes Heer von Handlangern, Geſellen und Gehülfen zu Gebote ſtehn, und ſo vertheilten die mancherlei ſich gegenſeitig bedingenden Verrichtungen und Geſchäfte Gewinn und Wohlſtand, ſo zu ſagen, an jedes Alter und an alle Stände.

Da nun gleichwohl die Gegner des Perikles ein großes Geſchrei erhoben, als verſchleudere er das Geld und richte den Staatsſchatz zu Grunde, ſo ſtellte er in der Verſammlung an das Volk die Frage: ob es denn glaube, daß wirklich viel aufgewendet worden ſei? und wie man antwortete: „Ja, ſehr viel!“*) erklärte er: „Nun denn, ſo ſoll der Aufwand nicht auf euch, ſondern auf mich fallen; dafür aber werde ich auch meinen eignen Namen auf alle dieſe Werke ſetzen laſſen.“ Kaum hatte er dies Wort fallen laſſen, als das Volk, eiferſüchtig auf ſeinen Ruhm, mit lautem Geſchrei ihm befahl: er ſolle immerhin die Koſten aus dem Schatze nehmen und brauche nicht zu ſparen.

Einem ſolchen Manne gegenüber, der alles bei dem Volke durchzuſetzen im Stande war, konnte ſich Thukydides nicht auf die Dauer halten. Die Spannung zwiſchen beiden ſtieg endlich auf eine ſolche Höhe, daß nothwendig einer von ihnen dem andern weichen mußte. Das Scherbengericht entſchied. Thukydides wurde verbannt und mit ihm erlag die Partei, die er vertreten hatte.

3. Perikles auf dem Gipfel ſeiner Macht.

Nachdem auf ſolche Weiſe allem Zwieſpalt ein Ende gemacht und der Staat wieder zur Ruhe und Eintracht gekommen war, machte Perikles ſich ganz Athen und alles, was davon abhing, völlig zu eigen; die Einkünfte, die Heere, die Kriegsſchiffe, die Inſeln, das Meer, die große Macht über Griechen und Barbaren, die durch unterwürfige Völker geſichert, durch Bündniſſe mit Königen und Fürſten befeſtigt war. Er war in der That Alleinherrſcher, doch ließ er weislich ſich nicht nach dem Namen eines ſolchen gelüſten. Aber von nun an war er nicht mehr derſelbe Mann, fügte ſich weniger den Launen des Volkes, ſondern verfolgte mit faſt königlicher Selbſtſtändigkeit ſeine Pläne zur Wohlfahrt des Gemeinweſens. Doch leitete er das Volk meiſt nur in Güte durch Ueberredung und Vorſtellungen, indem er mit ſeiner Menſchenkenntniß bald die Furcht bald die Hoffnung auf die Gemüther wirken ließ, deren er ſich wie zweier Steuerruder bediente, bald um dem trotzigen Uebermuthe der Menge Einhalt zu thun, bald um ſie aus ihrer Niedergeſchlagenheit zu erheben und zu ermuthigen. Bei ihm war die Redekunſt recht, wie Platon ſie nennt, eine Lenkung der Geiſter, welche dadurch ihr Ziel erreicht, daß ſie die Neigungen und Leidenſchaften, dieſe Saiten und Töne der Menſchenſeele, ſchicklich zu greifen und anzuſchlagen verſteht. Doch nicht die Stärke ſeiner Beredtſamkeit allein wäre vermögend geweſen, eine ſolche Herrſchaft über die Gemüther zu üben, hätte nicht ſein unbeſcholtener Lebenswandel, ſeine Reinheit von Beſtechlichkeit und Habſucht ihm das allgemeine Vertrauen erworben. Denn obwohl er eine an ſich ſchon große und reiche Stadt zur größten und reichſten machte, und ſelbſt viele Könige und Fürſten an Macht und Anſehn weit übertraf, ſo hat er doch das von ſeinem Vater hinterlaſſene Vermögen nicht um eine Drachme vermehrt. Aber er verwaltete es mit Sorgfalt und Genauigkeit und traf dabei eine ſolche Einrichtung, die ſeinen übrigen Geſchäften am wenigſten Zeit raubte und zugleich am ſicherſten ſchien. Er verkaufte nemlich die jährlich gewonnenen Früchte zuſammen im ganzen und ließ dann alles, was der Haushalt bedurfte, auf dem Markte einzeln einkaufen. Dadurch war allem unnützen Verbrauche des Ueberfluſſes, wie er in reichen Häuſern üblich iſt, von vorn herein gewehrt; und es läßt ſich begreifen, daß weder die Frauen noch die erwachſenen Söhne mit einer ſolchen Anordnung, bei welcher der Aufwand immer nur für einen Tag auf das gemeſſenſte beſtimmt war, ſich befreunden konnten. Aber ein einziger Diener erhielt ihm dieſe ſo genau eingerichtete Haushaltung im Gange: das war Euangelos, ein Wirthſchaftsgenie ohne Gleichen, oder auch — ein gelehriger Schüler des großen Perikles.

Um ſo freigebiger war Perikles gegen die Armen und nahm ſich beſonders auch ſeines alten Lehrers Anaxagoras an, der, über der Beſchäftigung mit höheren Dingen die Bedürfniſſe der niederen Natur vergeſſend oder verachtend, ſeine Ländereien unbebaut und brach hatte liegen laſſen und dadurch in bittre Armuth gerathen war. Als nun aber jener einmal, von Amtsgeſchäften überhäuft, des greiſen Pfleglings ganz vergeſſen hatte, ſetzte ſich dieſer mit verhülltem Haupte in einen Winkel, um ſich dem Hungertode zu überlaſſen. Zum Glück erfuhr es Perikles noch zur rechten Zeit, eilte voller Beſtürzung zu dem Manne hin und bat ihn flehentlich ſich zu erhalten, wobei er nicht ſowohl ihn als ſich ſelbſt beklagte, daß er einen ſolchen Rathgeber bei der Verwaltung des Staats verlieren ſolle. Da wickelte ſich der Alte aus ſeinem Mantel und ſprach: „Ei Perikles, wer eine Lampe nöthig hat, gießt auch Oel hinein.“

Als Staatsmann war Perikles größer denn als Feldherr. Doch zeichnete er ſich als ſolcher durch Behutſamkeit aus, wiewohl es ihm auch an perſönlicher Tapferkeit

*) Die Koſten der Bauwerke des Perikles mit denen des Kriegs bei Potidäa betrugen bis zum Jahre 431 vor Chr. 3700 Talente.

nicht fehlte. Nie ſetzte er um des eignen Ruhmes willen das Wohl des Vaterlandes auf's Spiel, und ließ ſich freiwillig in keine Schlacht ein, deren Ausgang zweifelhaft war. Ginge es nach ihm — pflegte er die Bürger zu verſichern — ſo blieben ſie allezeit unſterblich. Als Tolmides, ſeinem Glück und Waffenruhm vertrauend, zur unſchicklichſten Zeit einen Einfall in Boiotien veranſtaltete und die Blüthe der waffenfähigen Jugend in ſein wagehalſiges Unternehmen mit ſich fortriß, ſuchte ihn Perikles in öffentlicher Volksverſammlung davon abzuhalten und brach endlich in die denkwürdigen Worte aus: „So warte wenigſtens, wenn du dem Perikles nicht glauben willſt, den weiſeſten Rathgeber ab, die Zeit.“ Es war vergebens. Tolmides zog aus und fand wenige Tage darnach in der Schlacht bei Koroneia (445 vor Chr.) mit vielen tapfern Bürgern den Tod. Da erkannte man abermals den Perikles als einen verſtändigen Mann, der es mit den Bürgern gut meine, und liebte ihn um ſo mehr.

Unter ſeinen Kriegsthaten fand der Zug nach der thrakiſchen Halbinſel den meiſten Beifall, weil er den dort wohnenden Griechen einen dauernden Schutz gegen die Anfälle der wild umherſchwärmenden Thrakier gewährte. Viel Aufſehn erregte auch ſeine Fahrt mit hundert Kriegsſchiffen um den Peloponnes herum, wobei er ſich den Feinden als einen furchtbaren Gegner, den Seinen aber als einen ebenſo behutſamen als unternehmenden Feldherrn bewährte.

Endlich unternahm er auch mit einer großen und glänzend ausgerüſteten Flotte einen Seezug in das ſchwarze Meer, wo er alle Wünſche der daſelbſt angeſiedelten Griechen in's Werk ſetzte und ſie mit vieler Güte behandelte, zugleich aber den umwohnenden barbariſchen Völkern ſammt ihren Königen und Fürſten einen ehrfurchtgebietenden Beweis gab von der Macht und Kühnheit der Athener, deren Segel ſich furchtlos auf allen Meeren blicken ließen und den Ocean beherrſchten.

Stolz auf ſolche Macht und ihr außerordentliches Glück verſtieg ſich jetzt das atheniſche Volk zu verwegenen Wünſchen und abenteuerlichen Plänen. Schon dachte man auf's neue daran, Aegypten vom perſiſchen Reiche loszureißen, ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang einer früheren Unternehmung dieſer Art. Bei vielen glimmte ſchon die unſelige Begierde nach Sicilien, welche nachmals Alkibiades zur hellen Flamme anblies. Ja mancher ließ ſich ſogar von Etrurien und Carthago träumen. Perikles aber wußte dieſe Eroberungsgelüſte zu zügeln und die unruhige Vielgeſchäftigkeit ſeiner Mitbürger in Schranken zu halten. Dagegen verwendete er die atheniſche Macht am meiſten auf Erhaltung und Befeſtigung des vorhandenen Beſitzes; und wie gut er daran that, ſollte ſich bald zeigen.

Des Joches müde, welches Athen auf den Nacken ſeiner Bundesgenoſſen legte, und durch die oben erwähnte Niederlage des Tolmides bei Koronela ermuthigt, verſuchte zuerſt Euboia den Abfall. Gleich darauf kam die Nachricht, daß auch Megara die Feindſeligkeiten begonnen und der lakedämoniſche König Pleiſtonax, Pauſanias Sohn, mit einem Heere an der attiſchen Grenze ſtehe. Mit funfzig Schiffen und fünftauſend Mann Schwerbewaffneter brachte Perikles die Inſel zur Ruhe. Der Lakedämonier aber entledigte er ſich durch Beſtechung des Kleandrides, welcher dem jungen Könige als Rathgeber von den Ephoren beigegeben war und denſelben nun zum Rückzuge zu bereden wußte. Bei der Rechnungslegung über ſein Feldherrenamt führte Perikles eine Summe von zehn Talenten unter dem Titel auf: „nothwendige Ausgaben;“ und das Volk war damit zufrieden, ohne weiter darnach zu forſchen oder das Geheimniß erkunden zu wollen. Auch verſichern Einige, daß Perikles Jahr für Jahr heimlich zehn Talente nach Sparta an die Häupter des Volkes geſchickt habe, nicht um Frieden, ſondern um Zeit zu erkaufen, damit er ungeſtört ſich rüſten und dann den Krieg um ſo nachdrücklicher führen könne.

Nachdem nun zwiſchen Athen und Sparta ein Waffenſtillſtand auf dreißig Jahre geſchloſſen war, trug er auf einen Seezug gegen Samos an (440 vor Chr.), weil ſie dem Befehle, ihre Feindſeligkeiten gegen die Mileſier einzuſtellen, keine Folge gegeben hätten. Man glaubte aber, daß er dieſen Krieg vielmehr ſeiner Freundin Aſpaſia, einer gebornen Mileſierin, zu Gefallen unternommen habe. Aſpaſia war eine ſchöne und geiſtreiche Frau, nicht blos wie andere ihres Standes, geübt in der Kunſt des Gefallens, ſondern eben ſo wiſſenſchaftlich gebildet und ſtaatsklug, als anmuthig und ſinnig. Ihr Haus war der Sammelplatz der angeſehenſten und geiſtvollſten Männer, ſelbſt der ernſte Sokrates beſuchte ſie fleißig und nannte ſich ihren Schüler. Mit bewunderungswürdigem Verſtändniß und feinem Geſchmack ſprach ſie über Philoſophie, Politik und Dichtkunſt. Platon gedenkt einer ſehr ſchönen Leichenrede, die ſie zur Probe auf die bei Lechäon gefallenen Athener hielt; und manchem Staatsmanne iſt ihr Umgang eine Schule der Beredtſamkeit geweſen. Perikles huldigte ihrem Geiſte wie ihrer Anmuth; und nachdem er ſich von ſeiner erſten Gemahlin, einer Verwandtin, mit welcher er nicht in gutem Einverſtändniß lebte, getrennt hatte, heirathete er die Aſpaſia und führte mit ihr die glücklichſte Ehe.

Ihrem Einfluſſe alſo ſchrieb man, wiewohl mit Unrecht, den Krieg gegen die Samier zu. Als dieſelben der Aufforderung Athens, die Mileſier nicht weiter zu befehden, ſondern ihre Streitſache ſeinem Urtheile zu unterwerfen, kein Gehör gaben, ſo kam Perikles mit einer Flotte vor Samos an, ſtürzte die dortige Oligarchie und nahm, wie viel man ihm auch Löſegeld bot, funfzig der angeſehenſten Männer und eben ſo viel Knaben als Geiſeln, ſchickte dieſelben nach Lemnos und kehrte heim.

Aber nicht lange darnach fielen die Samier, nachdem der perſiſche Statthalter Piſſuthnes ihre Geiſeln heimlich in Sicherheit gebracht hatte, wieder ab und rüſteten ſich zum Kriege. Perikles ſchlug ſie in einem hartnäckigen Seetreffen, in welchem er mit vier und vierzig Schiffen ſiebenzig feindliche Schiffe in die Flucht ſchlug und belagerte nun die Stadt Samos ſelbſt. Während er aber mit einem Theile der Schiffe der herannahenden phöniciſchen Flotte auf's offne Meer entgegenfuhr, machte der Philoſoph Meliſſos einen Ausfall auf die zurückgebliebenen Belagerer und gewann einen vollkommenen Sieg. Die zahlreichen Gefangenen brandmarkte man mit einer auf die Stirn geſtempelten Eule, wie ſie auf den attiſchen Münzen zu ſehen iſt, zur Entgeltung dafür, daß die Athener früher ihren Gefangenen das Zeichen eines Samierſchiffes *)

*) Die Eule war der Athene heilig und deshalb, ſo zu ſagen, das Wappen der Athener. Die Samierſchiffe waren an einem aufwärts gebogenen, rüſſelförmigen Schnabel kenntlich.

eingebrannt hatten. So war Schimpf mit Schimpf vergolten.

Auf die Nachricht von dieſem ſchweren Unfalle, eilte Perikles zur Hülfe herbei, überwand den Meliſſos und ſchloß die Stadt ringsherum mit einer Mauer ein, entſchloſſen, ſie lieber durch Aufwand von Geld und Zeit als durch Wunden und Gefahren ſeiner Mitbürger zu erobern. Im neunten Monate mußten ſich die Samier endlich ergeben. Perikles ſchleifte die Mauern, nahm alle Schiffe weg und legte eine ſchwere Geldbuße auf. Nach ſeiner Heimkehr veranſtaltete er für die in dieſem Kriege Gefallenen ein feierliches Leichenbegängniß und die Rede, welche er an ihren Gräbern hielt, fand allgemeine Bewunderung. Als er von der Rednerbühne herabſtieg, empfingen ihn die Frauen und ſchmückten ihn wie einen Sieger im Kampfſpiele mit Kränzen und Bändern. Nur Kimons Schweſter Elpinike trat ihm entgegen und ſprach: „Perikles, ſind ſolche Thaten der Bewunderung und der Kränze werth? du haſt ſo viele und wackere Bürger dem Verderben geweiht, nicht wie mein Bruder Kimon im Kriege mit Phöniciern und Medern, den Feinden Griechenlands, ſondern im Vertilgungskampfe mit einer verbündeten und ſtammverwandten Stadt.“

Er aber war mit der Bewältigung dieſer Mächtigſten unter den Joniern höchlich zufrieden. Und nicht mit Unrecht, wenn anders, wie Thukydides verſichert, Athen in dieſem gefahr- und entſcheidungsvollen Kriege nahe daran war, ſeine Herrſchaft zur See an die Samier zu verlieren. In ſicherer Macht herrſchte es jetzt über das weite Gebiet ſeiner Bundesgenoſſen von Cypern bis an das ſchwarze Meer, von Euboia bis nach Thrakien. Aber noch Größeres faßte der kühne Geiſt des Perikles in's Auge: die ganze Griechenwelt ſollte ſich unter dem Vorſitze Athens gleichſam zu Einem Bundesreiche vereinen. Er ſtellte daher den Antrag: Vertreter ſämmtlicher Hellenen in Europa ſowohl als in Aſien und von den kleinen Städten wie von den großen zu einer Verſammlung nach Athen zu berufen, um gemeinſam zu berathen über Griechenlands Tempel, welche die Barbaren zerſtört, über die Opfer, die man von den Perſerkriegen her den Göttern noch ſchuldig ſei, und über das Meer, wie die allgemeine Sicherheit der Schifffahrt und der gegenſeitige Friede beſtehen möge. Zu dieſem Zwecke wurden zwanzig Männer, die über fünfzig Jahre alt waren, ausgeſendet in alle Landſchaften Griechenlands. Fünf derſelben beſchieden die Jonier und Dorier in Aſien und die Inſelbewohner bis Lesbos und Rhodos; fünf bereiſten die Lande am Helleſpont und Thrakien bis nach Byzantion, fünf Andere wurden nach Boiotien, Phokis und den Peloponnes und von da durch Lokris in das benachbarte Epeiros bis Akarnanien und Ambrakia abgeordnet; die übrigen gingen durch Euboia zu denen am Oeta und am maleiiſchen Buſen, zu den Phthioten, Achäern und Theſſaliern, entbietend, zu kommen und theilzunehmen an den Berathungen zum Frieden und zur Vereinigung Griechenlands. Allein dieſer ſchönſte und hochſinnigſte Gedanke des Perikles reifte leider nicht zur Erfüllung. Lakedämon trat ſeiner Ausführung entgegen, und nachdem man zuerſt im Peloponnes das Anerbieten der Athener abgelehnt hatte, traten auch die übrigen Staaten nicht zuſammen. Statt der Vereinigung, welche Perikles bezweckt hatte, traten die helleniſchen Großmächte in immer ſchärferer Spannung einander gegenüber. Der große Staatsmann ſprach die Weiſſagung: „Ich ſehe den Krieg vom Peloponnes heranſchreiten!“

4. Der peloponneſiſche Bund beſchließt Krieg gegen Athen.

Athen ſtand auf dem Gipfel ſeiner Macht; aber es war ſchwer auf dieſer ſchwindelnden Höhe ſich zu erhalten. Die Größe Athens war allen, ſeinen Verbündeten nicht minder als ſeinen Feinden, unerträglich geworden. Der wachſende Uebermuth, der unbändige Trotz des atheniſchen Volkes, das Mißvergnügen ſeiner ſchwerbedrückten Bundesgenoſſen, der Groll Lakedämons, welches den Verluſt der erſten Stimme in den Angelegenheiten Griechenlands nicht verſchmerzen konnte; der immer ſchärfer hervortretende Zwieſpalt zwiſchen den joniſchen und doriſchen Volksſtämmen, zwiſchen den demokratiſchen und ariſtokratiſchen Staaten, alle dieſe Umſtände vereinigten ſich, um endlich das geſammte Griechenland in zwei feindliche Heerlager zu theilen und jenen unheilvollen Bürgerkrieg zu entzünden, welcher ſieben und zwanzig Jahre lang Haß und Blutvergießen, Verwüſtung und Entſittlichung über die helleniſche Welt verbreitete und für den Sieger ebenſo verderblich wurde als für den Beſiegten.

Die Veranlaſſung dieſes Krieges war folgende. In Epidamnos, einer illyriſchen Seeſtadt, war ein Kampf zwiſchen der Volks- und Adelspartei ausgebrochen; jene gewann die Korinthier, dieſe die Kerkyräer zum Beiſtande. Die Letzteren hinwiederum, von Korinth bedrängt, ſchloſſen mit den Athenern ein Schutzbündniß, in Folge deſſen die korinthiſche Flotte, welche gegen Kerkyra einen Angriff machte, mit der atheniſchen in dem Seetreffen bei Sybota feindlich zuſammentraf. Die Korinthier hatten in Makedonien auf der Landenge von Pallene eine Pflanzſtadt, Potidäa, welche eine zinsbare Bundesgenoſſin der Athener war. Da nun dieſen unter den jetzigen Verhältniſſen die Treue dieſer Stadt verdächtig geworden war, ſo verlangten ſie, Potidäa ſolle nicht allein Geiſeln liefern, ſondern auch ſeine Mauern niederreißen und die Vorſteher fortſchicken, welche ſie dem Herkommen gemäß jährlich von der Mutterſtadt aus erhielten. Potidäa weigerte ſich dieſen harten Zumuthungen zu genügen und fiel ab, indem es ſich mit andern gleichgeſinnten Städten verband und zugleich von Korinth und Lakedämon die Zuſicherung wirkſamen Beiſtandes erhielt. Die Athener aber ſchlugen das korinthiſche Hülfsheer und ſchloſſen Potidäa zu Waſſer und zu Lande ein. Dies geſchah im Jahre 432 v. Chr.

Korinth, um ſeine Pflanzſtadt zu retten und von Rachbegier getrieben, veranlaßte eine Bundes-Verſammlung zu Sparta, zu welcher die Lakedämonier alle diejenigen einluden, welche ſonſt noch durch die Athener gekränkt zu ſein behaupteten. Von allen Seiten her liefen Beſchwerden ein. Die Megarer beklagten ſich, daß die Athener ſie von allen ihren Häfen und Märkten vertragswidrig ausgeſchloſſen hätten. Die Aegineten, welche zwar aus Furcht vor den Athenern nicht öffentlich, aber heim-

lich diese Versammlung beschickt hatten, führten bittre Klage, daß ihre Unabhängigkeit von Athen verletzt worden sei. Zuletzt traten die Korinthier auf, nachdem sie die Lakedämonier erst durch Andere zur Erbitterung hatten aufreizen lassen, und schürten das glimmende Feuer zur Flamme. Sie machten den Lakedämoniern ihre Biederherzigkeit zum Vorwurf, die ihnen nicht erlaube, die Unredlichkeit anderer früher zu argwöhnen, als bis sie in unzweideutigen Thaten sich ausspreche. Durch ihre Gleichgültigkeit sei Athen allen hellenischen Staaten über den Kopf gewachsen; und ihre Saumseligkeit gestatte jenen die frechsten Uebergriffe. „Man rühmt zwar — fuhren sie nicht ohne Bitterkeit fort — eure sichere Haltung: aber der Ruf hat die That überflügelt. Könnt ihr euch wohl mit den Athenern vergleichen? habt ihr noch nie erwogen, wie weit sie euch in allem überlegen sind? Sie sind unternehmend, rasch im Entschluß wie in der Ausführung. Ihr aber sucht nur das Bestehende zu erhalten und könnt euch auch zu dem Unvermeidlichen nur schwer entschließen. Jene sind über ihre Kräfte thatlustig und wagen selbst da, wo nichts zu hoffen steht: ihr dagegen bleibt in euern Leistungen oft hinter dem zurück, was ihr vermöchtet, und mißtrauet den sichersten Aussichten. Jene sind rastlos thätig, ihr aber langsam; jene streben mit Ungeduld in die Ferne: ihr seid die größten Heimathsfreunde. Gewinnen sie einen Vortheil, so verfolgen sie ihn so weit als möglich; erleiden sie Verlust, so wird ihr Muth darum nicht geringer. Mißlingt ein Plan, gleich werfen sie sich auf einen andern, und was sie bereits errungen haben, gilt ihnen für unbedeutend gegen das, was ihrem Unternehmen die Zukunft verspricht. Unthätigkeit dünkt ihnen nicht weniger ein Uebel als mühselige Geschäftslast. Sie sind mit einem Worte ganz dazu gemacht, weder selbst Ruhe zu haben, noch andren Menschen Ruhe zu lassen."

„Solchen Gegnern gegenüber, ihr Lakedämonier, werdet ihr bei eurem bisherigen Verfahren immer den Kürzern ziehn. Ihr liebt den ruhigen Bestand der Dinge; so überzeugt euch, daß man nur denjenigen in Ruhe läßt, von dem man weiß, daß man nicht ungestraft ihn beleidigen könne. Eure Grundsätze taugen nicht mehr für unsre Zeit; sie sind veraltet und das Neuere gewinnt immer die Oberhand. Darum sind die Athener gegen euch im Vortheil, da sie ihr Verfahren immer den veränderten Umständen anzupassen wissen. So setzet denn eurer Langsamkeit endlich eine Grenze; fasset einen angemessenen Entschluß, damit ihr uns nicht nöthiget, eine andere Bundesgenossenschaft zu suchen. Gebt eure Stammverwandten nicht ihren größten Feinden preis und haltet es eurer Anstrengungen für werth, den Pelopannes unter eurer Leitung bei derjenigen Macht zu erhalten, in welcher eure Väter ihn euch hinterlassen haben."

Dies war der Vortrag der Korinthier. Es waren aber eben damals Gesandte der Athener anderer Angelegenheiten halber in Sparta gegenwärtig, und als sie von diesen Vorträgen hörten, wandten sie sich zu den Lakedämoniern mit der Bitte, daß auch sie vor dem Volke reden dürften. Als man ihnen dies erlaubt, hielten sie einen Vortrag dieses Inhalts: „Nicht um Athen gegen die Beschuldigungen der Städte zu vertheidigen — denn die Lakedämonier sind nicht Richter über uns — sondern nur um in einer so wichtigen Sache einen übereilten Beschluß zu verhindern, haben wir das Wort erbeten. Wir müssen euch abermals — wenn es auch Manchem vielleicht nicht angenehm sein sollte — die Großthaten Athens während der Perserkriege in das Gedächtniß rufen zum Zeugniß und Beweise, was für ein Staat es sei, mit welchem ihr jetzt den Kampf aufnehmen wollt. Bei Marathon waren wir die Vorkämpfer gegen die Barbaren, bei Salamis haben wir allein der Schlacht, an welcher das Schicksal Griechenlands hing, durch die größte Zahl der Schiffe, durch die einsichtsvollsten Anführer und den unverdrossensten Eifer einen glücklichen Ausgang gegeben. Kein anderer Staat hat der Freiheit Griechenlands so große Opfer freiwillig dargebracht als der unsrige. Billig sollte darum die Herrschaft, die wir jetzt besitzen, nicht so sehr ein Gegenstand des Neides für die Hellenen sein. Sie ist uns vormals übertragen worden, als die Hellenen eines Führers bedurften, die Lakedämonier haben sie damals uns eingeräumt; jetzt können wir dieselbe nicht ohne Gefahr für unsere eigene Sicherheit wieder aus den Händen geben. Niemand wird darin etwas gegen menschliche Natur und Sitte Laufendes erkennen, daß wir diese Herrschaft angenommen, festgehalten und nach Möglichkeit erweitert haben; die dringendsten Beweggründe menschlichen Handelns: Ehre, Furcht und Vortheil, waren auch die unsern. Von jeher ist es unter den Menschen herkömmlich gewesen, daß der Schwächere von dem Mächtigen beschränkt werde. Warum will man es uns zum Verbrechen anrechnen, daß wir unsern Vortheil verfolgen? Vielmehr verdienten wir Lob, da wir gegen unsere Untergebenen gerechter verfahren, als wir nach der Macht, die wir besitzen, nöthig hätten. Stündet ihr an unserer Stelle, dann würde sich am besten zeigen, ob wir mit Mäßigung handeln oder nicht!"

„Dies geben wir euch zu bedenken, Männer Lakedämons! Ladet nicht durch Nachgiebigkeit gegen fremde Meinungen und Beschwerden euch selber ein Ungemach auf, dessen Ende Niemand absehen kann. Wir fordern euch auf, jetzt, da noch eine vernünftige Berathung für beide Theile offen steht, den Vertrag nicht zu übertreten noch die Eide zu brechen, sondern die streitigen Punkte auf rechtlichem Wege vertragsmäßig zu erledigen; wo nicht, so werden wir die Götter, welche den Meineid rächen, zu Zeugen anrufen und uns gegen euch, wenn ihr den Krieg beginnt, auf die Art, wie ihr das Beispiel gebt, zu vertheidigen wissen."

Nachdem nun die Lakedämonier die Beschwerden der Bundesgenossen gegen Athen und die Rede der Athener angehört hatten, ließen sie die Uebrigen bei Seite treten und berathschlagten für sich über den vorliegenden Gegenstand. Die Meinung der Mehrzahl vereinigte sich dahin: Athen sei im Unrecht, und man müsse baldigst zum Kriege schreiten. Der König Archidamos aber, ein verständiger und gemäßigter Mann, ergriff dagegen das Wort und sprach:

„Lakedämonier! wie ich selbst schon Zeuge von so manchem Kriege gewesen bin, so fehlt es in dieser Versammlung nicht an solchen, die, mit mir von gleichem Alter, auch dieselbe Erfahrung gemacht haben. Keiner von diesen wird den Krieg überhaupt für etwas Gutes ansehen und ein solches Ereigniß herbeiwünschen. Betrachtet

man aber den Krieg, über welchen ihr jetzt euch berathschlagt, mit Vernunft und Mäßigung, so muß er jedem doppelt bedenklich erscheinen. Unsere Macht ist zwar den Peloponnesiern und den Grenznachbarn ziemlich gewachsen. Aber gegen Männer, die ein entlegenes Land bewohnen, die überdies im Seewesen geschickt und mit allem Uebrigen auf's beste ausgerüstet sind, mit Wohlhabenheit der Einzelnen und einem reichen Schatze, mit Schiffen, Pferden, Waffen und einer Bevölkerung, wie sie in keinem andern hellenischen Lande sich findet, und die zu dem allen noch viele zinsbare Bundesgenossen haben — wie sollte man gegen solche leichthin einen Krieg unternehmen? Wie wollten wir eine solche Uebereilung rechtfertigen? worauf vertrauen? Etwa auf Schiffe? aber darin sind wir die Schwächeren. Oder auf Geldmittel? wir haben solche weder im öffentlichen Schatze, noch bringen wir sie leicht aus dem Vermögen der Einzelnen zusammen. Ein Einfall in ihr Gebiet kann ihnen nur wenig schaden, da sie viele andre Länder unter ihrer Hoheit haben und ihre Bedürfnisse zur See einführen werden. Wollen wir aber ihre Bundesgenossen zum Abfall reizen, so bedarf es dazu einer Flotte, da sie meistens Inselbewohner sind. Und gebt euch doch ja nicht der kühnen Hoffnung hin, diesen Krieg in der Kürze durch die Verwüstung Attikas zu beenden; vielmehr fürchte ich, wir werden ihn auch noch unsern Kindern als das traurigste Erbstück hinterlassen. Wer die Athener kennt, der weiß auch, daß sie bei ihrem Selbstgefühle weder ihrem Lande zu Liebe sich erniedrigen, noch als Unerfahrene durch einen Krieg sich werden schrecken lassen."

„Meine Meinung ist nicht, daß wir die Kränkungen, welche unsern Bundesgenossen widerfahren sind, gleichgültig ertragen sollen; nur dazu rathe ich, daß man sich nicht übereile. Die Langsamkeit, mit der wir zu Werke gehen, kann uns nur die Leidenschaftlichkeit und der Unverstand zum Vorwurf machen. Sie führt schneller zum Ziele als Uebereilung. Ihr allein verdanken wir den ungestörten Besitz einer freien und hochberühmten Vaterstadt; und darum sollen weder Lobsprüche noch Vorwürfe uns zu verwegenen Unternehmungen reizen und von Grundsätzen uns abwendig machen, die wir von unsern Vätern empfangen und bisher stets zu unserm Vortheile behauptet haben. So berathet euch denn mit Bedachtsamkeit! Nicht die kurze Frist eines Tages entscheide unwiderruflich über das Schicksal so vieler Menschen, über so viel Städte und Schätze und über unsere Ehre. Man schicke Gesandte nach Athen und bringe die Beschwerden vor, ohne den Krieg laut anzukündigen, doch so, daß man zu erkennen gebe, man werde sich nicht alles gefallen lassen. Auf solche Weise gewinnen wir die nöthige Frist, unsere eigene Macht zu rüsten, Bundesgenossen zu suchen, die Seemacht zu verstärken und Gelder zu beschaffen. Geben die Athener unsern Vorstellungen Gehör, so ist dies das beste; wo nicht, so können wir nach zwei oder drei Jahren, wenn unterdessen auch der Ernst unserer Kriegsrüstung sie nicht nachgiebiger machen sollte, zum Kampfe schreiten. Solchergestalt werdet ihr einen Entschluß fassen, der uns selber am vortheilhaftesten, dem Gegner aber doppelt furchtbar ist."

Diese Vorstellungen des Königs hätten bei den Lakedämoniern vielleicht Eingang gefunden, hätte nicht Sthenelaïdas, einer der Ephoren, sogleich das Wort ergriffen und durch seine Rede die kaum etwas beruhigte Leidenschaft der Versammlung wieder aufgeweckt: „Die Athener", sprach er, „haben sich selber eine lange Lobrede gehalten; aber wir haben darin nicht das geringste vernommen, was zu ihrer Rechtfertigung dienen könnte. Haben sie sich vormals gegen die Perser brav gehalten und jetzt an uns schlecht gehandelt, so sind sie doppelter Streiche werth, weil sie ihre Gerechtigkeit in Schlechtigkeit verwandelt haben. Wir aber sind noch dieselben wie damals und werden nicht dulden, daß unsern Bundesgenossen Unrecht geschehe, sondern ihnen ungesäumt rächende Hülfe bringen. Wozu noch lange Rechtsverhandlungen? Mit Worten läßt sich nicht ausgleichen, wo mit der That gesündigt ward. Und Niemand wolle uns hier belehren, daß wir, die Beleidigten, uns noch lange berathschlagen sollen. Das hätte jenen geziemt, ehe sie uns beleidigten. Entscheidet euch, ihr Lakedämonier, für das, was Spartas würdig ist, für den Krieg! Setzet dem Ehrgeize der Athener eine Grenze, und mit der Götter Hülfe lasset uns ausziehn gegen die Unterdrücker!"

So sprach er und ließ sogleich, da er selbst Ephore war, die Versammlung der Lakedämonier zur Abstimmung schreiten. Der bei weitem größte Theil trat der Meinung des Sthenelaïdas bei: der Vertrag sei durch die Athener gebrochen. Zugleich wurde beschlossen, eine allgemeine Versammlung des Bundesvereins zu berufen, um die letzte Entschließung zu fassen. Auch diese erklärte nach der Mehrzahl, die Athener seien im Unrecht, der Friede sei gebrochen, und stimmte für den Krieg. Die Lakedämonier schickten nach Delphoi mit der Anfrage: ob der Vortheil auf ihrer Seite sein werde, wenn sie den Krieg begönnen? Der Gott antwortete: wenn sie mit Nachdruck kämpften, so werde der Sieg ihnen zu Theil werden; er selbst aber werde, gebeten oder ungebeten, ihnen Beistand leisten.

5. Athen nimmt die Herausforderung Spartas an.

Nun rüsteten sich die Lakedämonier mit Eifer beinahe ein Jahr lang und forderten auch jede verbündete Stadt auf, alles Erforderliche herbeizuschaffen und die nöthigen Einrichtungen zu treffen, während von Sparta aus wiederholte Gesandtschaften nach Athen gingen, um ihre Beschwerden vorzutragen, damit, wenn diese kein Gehör fänden, der Krieg um so gerechtfertigter erscheine.

Durch die erste verlangten sie, die Athener sollten den Greuel tilgen, durch welchen ihre Schutzgöttin von den Zeiten Kylons her entheiliget sei (s. S. 25). Diese Forderung stellten die Spartiaten zwar unter dem Scheine ihrer Sorge um die Ehre der Göttin, in der That aber darum, weil Perikles, wie sie wußten, von mütterlicher Seite mit den Greuelbeladenen verwandt war. Denn setzten sie die Verbannung dieses gefürchteten Gegners durch, so hofften sie mit Athen leichter fertig zu werden; jedenfalls aber bezweckten sie damit, ihn bei seinen Mitbürgern in üblen Ruf und Ungunst zu bringen, wenn sie ihn als theilweise Ursache des Krieges ansehen müßten. Aber die Athener erwiederten auf jenes Ansinnen: die Lakedämonier

Digitized by Google

sollten erst selber den Greuel am Tempel der „Athene vom ehernen Hause“ tilgen (s. S. 77), denn dieser mußte ihnen von dem Tode des Pausanias her noch frisch im Gedächtniß stehen. Spätere Gesandtschaften brachten ia Athen das Begehren var: man salle ablassea van dem Angriffe auf Patidäa, Aegina die Unabhängigkeit gewähren, var allem aber dea Beschluß aufheben, der die Megareer van den attischea Häfen und Märkten ausschloß. Die Athener verweigerten das eine wie das andere und gaben zur Rechtfertigung ihres Verfahrens gegen Megara an: die Megareer hätten das heilige Feld angepflanzt and aus Attika eatlaufene Sklaven aufgenommen. Zum letzten Male kamen von Sparta drei Gesandte nach Athen mit der einfachen Erklärung: „Die Lakedämanier wünschea den Frieden, und er wird fortbestehen, wosera Athen den Hellenen Unabhängigkeit gewährt.“ Hierauf veranstalteten die Athener eine Volksversammlung, um ein- für allemal das Ganze zu berathen und eine Antwart zu ertheilen. Es traten verschiedene Redner auf and waren getheilter Meinung; einige sprachen dafür, daß man zu den Waffen greife, andere dagegen meinten, jener Valksbeschlaß dürfe kein Hinderniß des Friedens werden, man müsse iha aufheben. Da trat auch Perikles auf und brachte durch seine Rede die Sache zur Entscheidung.

„Nach immer, ihr Athener,“ so begann er, „halte ich an der Meinung fest, daß man den Peloponnesiern nicht nachgeben dürfe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lakedämonier schon seit lange, besonders aber jetzt feindselige Absichten gegen uns hegen. Denn wiewahl ausdrücklich festgesetzt worden ist, daß gegenseitige Zwistigkeiten auf dem Wege gerichtlicher Entscheidung ausgeglichen werden sollen und jeder Theil im Besitze dessen, was er hat, belassen werde, sa haben sie doch weder eine Rechtsverhandlung beaatragt noch unsern Antrag derselben angenommen. Sie wollen lieber durch Krieg als durch Verständigung die Beschwerden erledigt wissen, und treten jetzt nicht sowahl als Beschwerdeführer, sondern wie Befehlshaber auf. Halte es daher Niemand für eine Kleinigkeit, um derentwillen wir Krieg anfangen, wenn wir jenen die Aufhebung des Beschlusses über Megara verweigern. Denn diese Kleinigkeit ist die Probe eurer Grundsätze. Gestehet ihr ihnen dieses Eine zu, sa wird man euch bald Größeres auferlegen, in der Meinung, daß ihr aus Furcht nachgegeben. Widersetzt ihr euch aber mit Festigkeit, sa werdet ihr jenen damit die Lehre geben, daß sie euch fernerhin mehr als ihres Gleichen behandeln müssen. Demnach bedenkt euch fernerhin, ob ihr each jenem Ansinnen fügen wollt, aber ab wir Krieg anfangen als Männer, die unter keinem Vorwande, er sei wichtig oder unwichtig, aachgeben und furchtlos, was sie errungen haben, behaupten werden. Denn die kleinste wie die größte Forderung, welche Jemandem von seines Gleichea vor rechtlicher Entscheidung auferlegt wird, hat eiae gleichsehr erniedrigende Bedeutung.“

In seinem weiteren Vortrage stellte er die Macht und Kriegsmittel der Peloponnesier aad der Athener mit großer Klarheit einander vergleichend gegenüber, erwog ihre gegenseitige Wirkung und legte die Grundzüge seines Kriegsplanes vor, bei dessen genauer Beachtung sich der Sieg auf die Seite der Athener stellen müsse. Darauf begründete er falgenden Antrag: „Wir wallen die Gesandtea Lakedämans mit dieser Antwort entlassen: „„Wir werden den Megareern den Zutritt zu unsern Märkten und Häfen gestatten, wosern auch die Lakedämonier Niemanden weder van uns noch von unsern Bundesgenossen aus ihrem Gebiete wegweisen. Wir wallen ferner die Uaabhängigkeit der Staaten naangetastet lassen, wenn wir sie bereits beim Abschlusse des Vertrags als unabhängig behandelten und wenn auch sie ihren Städten das Recht zarückgeben, sich nach Gutdünken eine Verfassung einzurichten, die ihrem eignen, nicht dem lakedämonischen Staatsvortheile entspricht. Auch wallen wir dem Vertrage gemäß durch gerichtliche Entscheidung unter der Bedingung der Rechtsgleichheit die übrigen Beschwerden erledigen. Den Krieg wallen wir nicht anfangen, aber gegen die Aagreifenden uns vertheidigen.““ Eine salche Antwort ist in gleichem Maaße gerecht als der Würde unserer Stadt entsprechend. Jedoch müssea wir uns schan jetzt sagen: unaermeidlich ist der Krieg; und jemehr wir uns freiwillig dazu entschließen, um so weniger werden wir uns von den Gegnern bedrängt sehn. Je gefahrvaller der Kampf, desto größer der Ruhm für den Staat wie für den einzelnen Bürger. Haben doch unsere Väter im Kampse gegen die Meder mit geringeren Mitteln, ja mit Preisgebung ihres Besitzthums, mit mehr Einsicht als Glück, mit größerer Kühnheit als Macht den Barbaren zurückgeschlagen und ihre Macht zu dieser Höhe gebracht. Hinter ihnen dürsen wir nicht zurückbleiben, sondern müssen die Feinde auf alle Weise abwehren und uns bemühen, daß wir jene Macht ungeschmälert auf ansere Nachkommen vererben.“

Durch diese Rede überzeugt, daß Perikles Rath der beste sei, erhoben die Athener seinen Antrag zam Beschlasse und entließen die Gesandten mit der aben angegebenen Antwort. Damit war der gesandtschaftliche Verkehr zwischen Sparta und Athen abgebrochen. Zwar erfolgte auch jetzt nach keine Kriegserklärung, doch war es keiaem mehr verborgen, daß der Krieg unvermeidlich sei.

6. Eröffnung der Feindseligkeiten.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten ging van den Thebäern aus. Als diese nemlich voraussahen, daß es zum Kriege kammen werde, wüaschten sie noch var Ausbruch desselben sich der Stadt Platäa, mit welcher sie stets in Zwist gewesen, im voraus zu bemächtigen. So geschah es, daß im Frühlingsanfange des Jahres 431 vor Chr. ein bewaffneter Hause von dreihundert Thebäern bei Nacht zur Zeit des ersten Schlafs die Stadt besetzte, wabei ihnen insgeheim eine Partei aristokratisch gesinnter Männaer behülflich gewesen. Durch einen Herold ließen sie darauf die Bürger zu freandschaftlicher Uebereinkunft einladen, wobei sie zur Bedingung stellten, daß Platäa den Buad mit den Athenern aufgebe und ia den boiotischen Städtebund eintrete. Dieser Vergleich kam zu Stande. Als aber die Platäer während desselben die geringe Anzahl der Thebäer wahrnahmea, waffneten sie sich in der Stille, durchbrachen die Zwischenwände der Häuser, um aabemerkt sich zusammenzurotten, sperrten die Straßen durch unbe-

ſpannte Laſtwagen, die ihnen zur Verſchanzung dienten, und griffen noch während der Nacht, die ihnen hierbei gut zu ſtatten kam, die Eingedrungenen hitzig an. Zu gleicher Zeit ſchleuderten die Weiber und das Geſinde unter Geſchrei und Wuthgeheul von den Häuſern Steine und Ziegel auf die Angegriffenen; die Schaar der Thebäer wurde aus einander geſprengt und zerſtreute ſich durch die Straßen. In der Dunkelheit (denn der Mond ſtand im letzten Viertel), in dem Gewirre der engen Gaſſen, die noch dazu durch einen ſtarken Regenguß kothig geworden, konnten die Fliehenden weder einen rettenden Ausgang finden, noch wirkſam ſich vertheidigen. Wie gehetztes Wild durch die Stadt umhergetrieben, fielen ſie den Bürgern theils lebendig in die Hände, theils wurden ſie im Gefechte niedergemacht oder fanden im verzweifelten Sprunge von der Mauer den Tod. Nur Wenige entkamen durch ein abgelegenes Thor, das ſie mit Hülfe eines Beiles gewaltſam geöffnet hatten. Die thebäiſche Streitmacht, welche die Eingedrungenen im Falle des Mißlingens unterſtützen ſollte, war auf dem Marſche durch den angeſchwollenen Aſopos und die verdorbenen Wege aufgehalten worden, und als ſie nun bei Platäa ankam, wurde ſie durch die Drohung: man werde ſofort ihre Gefangenen tödten, wofern ihrerſeits irgend eine Gewaltthat geſchehe, zum Rückzuge genöthigt.

Durch einen Boten war den Athenern ſogleich gemeldet worden, was in Platäa vorgefallen war. Augenblicklich verhaftete man alle Boiotier, die ſich in Attika aufhielten und ſchickte einen Herold nach Platäa mit dem Auftrage, ſie möchten über die gefangenen Thebäer nichts weiteres verfügen, bis ſie ſelber einen Beſchluß darüber gefaßt hätten. Der Herold aber fand jene Leute ſchon nicht mehr am Leben, denn die Platäer hatten ſie, hundert und achtzig an der Zahl, gleich nach dem Abzuge des thebäiſchen Heeres und nachdem man in der Eile alles vom Lande in die Stadt geſchafft hatte, hingerichtet. Die Athener ließen nun Hülfstruppen in Platäa einrücken, brachten Lebensmittel hinein und ſchafften diejenigen, die zum Kriege nicht tauglich waren, nebſt den Weibern und Kindern aus der Stadt.

Nachdem nun durch dieſen Ueberfall einer verbündeten Stadt der Friedensvertrag augenſcheinlich gebrochen war, rüſteten ſich die Athener zum Kampfe. Ein Gleiches thaten die Lakedämonier und ihre Bundesgenoſſen. Beide Theile hatten nichts Geringes im Sinne und betrieben alle Vorbereitung mit dem größten Eifer, wie dies begreiflich iſt, denn im Anfange greift man immer eine Sache viel raſcher an. Im Peloponnes nicht minder als in Athen brannte die Jugend, die den Krieg noch nicht aus eigner Erfahrung kannte, vor Kampfluſt. Das ganze übrige Griechenland war in geſpannter Erwartung, da die beiden mächtigſten Staaten jetzt gegen einander in die Schranken traten. Viele Weiſſagungen aus früherer Zeit tauchten jetzt in der Erinnerung wieder auf und gingen von Mund zu Mund, und mancherlei verkündeten die Orakeldeuter. Delos war kurz zuvor durch ein Erdbeben erſchüttert worden, was ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen war; und wie dieſes Ereigniß, ſo wurde alles Andere, was von der Art ſich zutrug, als ein Vorzeichen des Zukünftigen angeſehen. Denn unter dem Einfluſſe der Furcht und bangen Erwartung ſteigert ſich der Aberglaube im Volke.

Die öffentliche Meinung neigte ſich entſchieden zu den Lakedämoniern hin, zumal da dieſe erklärten, daß es ihnen um die Befreiung der Hellenen von der atheniſchen Gewaltherrſchaft zu thun ſei. Alle, die einzelnen Bürger ſowohl als die Staaten, boten ihre ganze Kraft auf, um ſie in dieſem Vorhaben mit Wort und That zu unterſtützen; denn jeder meinte, dem Unternehmen fehlte etwas, wenn er das Seine nicht dazu thäte. So leidenſchaftlich waren die Meiſten gegen die Athener eingenommen, die Einen, weil ſie der Oberherrſchaft derſelben ſich entledigen wollten, die Andern, weil ſie unter dieſelbe zu kommen fürchteten.

Beim Beginn des Krieges ſtanden auf beiden Seiten folgende Staaten und Völker als Bundesgenoſſen. Mit Sparta hielten es alle Peloponneſier mit Ausnahme der Achäer, welche erſt ſpäter beitraten, und der Argeier; ferner die Megareer, Boiotier, Lokrer, Phokier, Ampraktoten, Leukadier und Anaktorier. Die Athener dagegen hatten zu Verbündeten die Platäer, die Meſſenier in Naupaktos, die Mehrzahl der Akarnanier, die Bewohner von Chios, Lesbos, Kerkyra, Zakynthos, den Kykladen und allen zwiſchen dem Peloponnes und Kreta gelegenen Inſeln, außerdem noch eine große Anzahl von Städten im kleinaſiatiſchen Griechenland, am Hellespont und in Thrakien.

Auf dem Iſthmos ſammelte der König Archidamos ein Bundesheer von ſechzigtauſend Mann. Von hier aus ſchickte er den Meleſippos nach Athen, in der Hoffnung, er werde die Athener im Angeſichte einer ſolchen Macht zum Nachgeben geneigter finden. Dieſe hatten ſchon früher den Vorſchlag des Perikles zum Beſchluß erhoben: keinen Herold mehr anzunehmen, ſobald die Lakedämonier ausgerückt wären. Demnach wurde der Geſandte weder in die Stadt noch vor die Volksgemeinde gelaſſen noch überhaupt angehört, ſondern ſofort zurückgeſchickt mit dem Befehle, noch an demſelben Tage das attiſche Gebiet zu verlaſſen. Auch gab man ihm ein Geleite mit, damit er unterwegs mit Niemandem ſpreche. Als er nun an die Grenze gekommen und im Begriff war, von ſeinen Begleitern zu ſcheiden, ſprach er, ehe er weiter ging, die wenigen weiſſagenden Worte: „Dieſer Tag wird für die Hellenen der Anfang großen Unheils werden!“

Als er nun in das Lager des Archidamos zurückkam, überbrachte er dieſem die Erklärung der Athener, dahin lautend: daß, wenn die Lakedämonier künftig wieder unterhandeln wollten, ſie ſich zuvor in ihr Gebiet zurückziehen müßten — und ſogleich brach Archidamos auf und rückte mit ſeinem Heere in Attika ein.

7. Das erſte Jahr des peloponneſiſchen Krieges.

Für Perikles kam dies weder unvermuthet noch traf es ihn und die Athener ohne die umfaſſendſten Vorbereitungen. Schon in jener Rede, durch welche er ſeine Mitbürger zur Aufnahme des Kampfes bewog, hatte er ihnen einen vollſtändigen Kriegsplan vorgelegt. Wie Themiſtokles, ſo ſuchte auch er die Stärke Athens in ſeiner Seemacht

und gründete auf sie das ganze Gebäude seiner Entwürfe: „Fallen sie mit einem Landheere in unser Gebiet ein, so greifen wir das ihre mit der Flotte an, und dann wiegt der gegenseitige Verlust nicht etwa gleich viel; denn jene haben statt der Heimath, die wir ihnen verwüsten, kein andres Land zum Ersatz, wir haben außer Attika noch Land genug theils auf den Inseln theils auf dem Festlande. Denn gewaltig ist die Macht des Meeres. Wären wir Inselbewohner, wer würde unüberwindlicher sein als wir? Diesen Fehler der Natur müssen wir also so viel als möglich ausgleichen, dadurch nemlich, daß wir unser Landgebiet aufgeben und dagegen das Meer und die Stadt behaupten. Nicht falsche Liebe zu jenem Besitzthume darf uns zu einer Entscheidungsschlacht mit den Peloponnesiern hinreißen, die uns an Zahl weit überlegen sind; denn siegen wir auch, so werden wir's in kurzem mit nicht geringeren Schaaren zu thun haben; verlieren wir aber die Schlacht, so gehen uns auch die Bundesgenossen, in denen unsre vorzüglichste Stärke beruht, verloren; denn diese werden uns nicht länger gehorchen, wenn sie uns nicht mehr zu fürchten haben. Auch dürfen wir nicht um unsre Häuser und Felder, sondern nur um unsre Personen Sorge tragen, denn jene Dinge sind nicht Herren über die Menschen, sondern die Menschen über sie. «Ja! könnte ich hoffen, euch zu überreden, so würde ich rathen, ihr solltet selber hinausziehen und Land und Häuser verwüsten und so den Peloponnesiern zeigen, daß ihr um solcher Dinge willen euch ihren Befehlen nicht fügen werdet.«

Um ihre Hoffnung auf den Sieg zu erhöhen, gab er ihnen einen genauen Nachweis der vorhandenen Streitkräfte und Geldmittel, worauf es bei diesem sich in die Länge ziehenden Kriege besonders ankomme. Der athenische Staat beziehe, die übrigen Einkünfte ungerechnet, von den Bundesgenossen eine jährliche Steuer von sechshundert Talenten, der Staatsschatz auf der Burg betrage sechstausend Talente an gemünztem Gelde. Außerdem sei der Werth der Weihgeschenke, der heiligen Geräthschaften, der persischen Beute u. dergl. nicht unter fünfhundert Talenten anzuschlagen; und endlich, wenn ihnen alle Mittel abgeschnitten würden, so stehe ihnen das Gold, das am Bilde der Athene angebracht worden, (an Gewicht nicht weniger als vierzig Talente geläuterten Goldes) zu Gebote. Die Zahl ihrer Schwerbewaffneten, sagte er, betrage dreizehntausend Mann ohne die sechzehntausend, die als Wachposten auf den Mauerzinnen vertheilt seien, und ohne die sonstigen Besatzungen. Die Schaar der Bogenschützen gab er auf sechzehnhundert, die Reiterei auf zwölfhundert Mann, die zur See brauchbaren Galeeren auf dreihundert an. So groß und in keinem Theile geringer war der Bestand der athenischen Macht zur Zeit, als der peloponnesische Krieg ausbrach.

Die Athener thaten, wie Perikles ihnen gerathen hatte; sie schafften vom Lande ihre Weiber und Kinder sammt all' ihrem Hausgeräth und der übrigen Habe in die Stadt; ihre Schaafe und das Lastvieh schickten sie nach Euboia hinüber und auf die nahe gelegenen Inseln. Dieser Umzug fiel ihnen, da sie von Alters her der ländlichen Lebensweise gewohnt waren, sehr schwer. Von ihren Wohnungen, die sie erst seit den Perserkriegen neu eingerichtet hatten, und den Familienheiligthümern scheidend, war es ihnen gerade so schmerzlich zu Muthe, wie wenn jeder von seiner Vaterstadt sich trennen sollte. Die Hauptstadt aber bot nur wenigen ein Unterkommen bei Freunden und Verwandten, die meisten ließen sich auf den freien Plätzen, in den Tempeln und Capellen nieder; auch auf den Thürmen der Mauern richteten sich viele ein, so gut sie konnten.

Unterdessen war das peloponnesische Heer vor der attischen Grenzstadt Oinoë angelangt und verannte sie; als aber die Besatzung derselben alle Angriffe abschlug, brach das Heer wieder auf und drang in Attika ein, achtzig Tage nach dem Vorfalle bei Platäa mitten im Sommer zur Zeit, da das Getraide in Blüthe stand. Zerstörend und verwüstend rückte Archidamos bis nach Acharnä, drei Stunden von Athen, der größten aller attischen Bezirksgemeinden, und nahm daselbst eine feste Stellung in der Hoffnung, das attische Volk werde sich die Zerstörung seines Eigenthums nicht ruhig gefallen lassen und von Rache und Ehrgefühl gestachelt ihm die Schlacht anbieten. Perikles aber ließ es nicht zu, daß man die Sicherheit des Staates einer unzeitigen Kampfbegier aufopfere. Die Bäume, sagte er, die der Feind umhaue, wüchsen bald wieder nach, aber nicht so die Menschen. Um allem Verdachte eines Einverständnisses mit dem Feinde im voraus zu begegnen, hatte er schon vor dem feindlichen Einfalle in der Volksversammlung erklärt: Archidamos sei sein Gastfreund; es könne daher geschehn, daß der Feind seine Häuser und Güter auf dem Lande verschone; in diesem Falle aber wolle er sie, damit er davon keinen Vortheil habe, dem Staate als öffentliches Gut überlassen.

Trotz dieses edlen Beispiels von Uneigennützigkeit war ein Theil der Bürgerschaft voll Unwillens auf ihn und maß ihm jetzt die Schuld von allem bei, was man zu leiden hatte. Der Anblick der Verheerung ihrer Felder dünkte ihnen, wie sich wohl denken läßt, empörend, und besonders drang die junge Mannschaft mit Heftigkeit darauf, daß man ausrücke und solches nicht dulde. Viele sangen Schimpflieder und Spottgedichte voll bitteren Hohns auf diese Kriegführung als eine Feigheit und Landesverrätherei. Die ganze Stadt war in höchster Aufregung und von keinem guten Geiste beseelt. Perikles aber hielt fest an dem Verfahren, welches er einmal als das richtige und heilsame erkannt hatte. Er sorgte dafür, daß die Stadt gehörig bewacht werde, erhielt darin, so viel ihm möglich war, die Ruhe und veranstaltete weder eine Volksversammlung noch sonstige Zusammenkunft, um zu verhüten, daß man nicht bei gemeinschaftlicher Berathung, mehr durch Leidenschaft als durch Ueberlegung geleitet, einen Mißgriff thue und ihm gegen seine Ansicht etwas abbringe. Wie ein tüchtiger Steuermann, wenn sich ein Seesturm erhebt, nachdem er alles wohlbestellt und die Segel eingezogen, seine Kunst walten läßt, ohne sich an das Weinen und Jammern der seekranken und verzagten Schiffsgesellschaft zu kehren: so befolgte Perikles bei verschlossnen Thoren und nachdem er überallhin Sicherheitswachen vertheilt hatte, unbekümmert um die Schreier und Mißvergnügten, seine eigenen Pläne. Zu Lande schickte er nur kleine Reiterschaaren aus, damit die feindlichen Vortruppen der Stadt nicht allzunahe kämen; dagegen ließ er eine Flotte von hundert Schiffen auslaufen, während er selbst daheimblieb, um die Stadt zu zügeln.

Dieſe Flotte mit vierzehnhundert Bewaffneten, verſtärkt durch funfzig Schiffe der Kerkyräer, fuhr am Peloponnes entlang, verheerte die Küſtenländer, nahm einzelne Städte und Feſten hier und dort ſammt der Inſel Kephallenia*) und ſchaffte den Athenern dadurch Genugthuung für den Schaden, welchen ihnen die Peloponneſier in Attika zufügten.

Als aber Archidamos aus Mangel an Lebensmitteln und aus Beſorgniß für die heimathlichen Orte wieder abzog, vertrieben die Athener die Aegineten mit Weib und Kind aus ihrer Inſel, weil ſie ihnen zur Laſt legten, an dieſem Kriege hauptſächlich Schuld zu ſein. Auch ſchien es ihnen von Wichtigkeit, dieſe Inſel wegen der Nähe des Peloponneſos in ihren Händen zu wiſſen, und beſetzten ſie deshalb nicht lange nachher mit Anſiedlern aus ihrer Mitte. Im Spätherbſte endlich unternahm Perikles ſelber an der Spitze eines Heeres von nicht weniger als zehntauſend Schwerdewaffneten einen Rachezug gegen Megara, und damit endeten die Feindſeligkeiten dieſes erſten Kriegsjahres.

8. Die Todtenfeier der Athener.

Im Winter deſſelben Jahres fand zu Athen dem Herkommen gemäß die feierliche Beſtattung derer ſtatt, welche in dieſem Kriege zuerſt gefallen waren. Von dieſer Todtenfeier giebt Thukydides folgende Schilderung

Drei Tage zuvor wird ein Zelt aufgeſchlagen, die Gebeine der Gefallenen werden ausgeſtellt und jeder bringt ſeinem Angehörigen, wenn er will, eine Leichengabe dar. Wenn nun die Todtenbeſtattung ſelbſt ſtattfindet, ſo werden Särge von Cypreſſenholz auf Wagen einhergeführt, einer für jeden Volksſtamm. Ein Todtenlager aber bleibt unbelegt für die Vermißten, die man bei Aufhebung der Leichname nicht gefunden hat. Jeder, der da will, er ſei Stadtbewohner oder Fremder, ſchließt ſich dem Leichenzuge an. Auch die anverwandten Frauen erſcheinen wehklagend bei der Todtenfeier. Darauf werden die Leichen im öffentlichen Begräbnißplatze, der in der ſchönſten Vorſtadt ſich befindet, beigeſetzt. Von jeher begräbt man dort die im Kriege Gefallenen; nur denen, welche bei Marathon fielen, wurde, weil man ihre Heldentugend für unvergleichbar erklärte, dort auch ein abgeſondertes Grabmal. Wenn man ſie nun mit Erde bedeckt hat, ſo hält ihnen ein vom Staate dazu erwählter Mann, der durch Einſicht und Anſehen dazu geeignet iſt, die geziemende Lobrede. Für dieſe erſten Gebliebenen wurde Perikles zum Redner erwählt. Nachdem die übrigen Feierlichkeiten vorausgegangen, trat er von dem Grabmale auf eine zu dieſem Zwecke errichtete Rednerbühne und hielt ſeinen Vortrag. Er begann mit dem Lobe der Vorfahren, welche dieſes Landes Beſitz durch ihre Tapferkeit frei und unabhängig auf ihre Nachkommen vererbt hätten; worauf er zu einer glänzenden Darſtellung der Vortrefflichkeit des atheniſchen Staates überging und das Lob dieſer jüngſt Gefallenen anſchloß, indem er ſprach:

„Für ein ſolches Vaterland alſo, das ſie mit Recht ſich nicht rauben laſſen wollten, haben dieſe Männer im Kampfe einen edlen Tod gefunden. Darum habe ich mich bei der Schilderung unſeres Staates länger verweilt: ſein Ruhm iſt auch der ihrige, denn ihre und ihres Gleichen Tugenden ſind es, die ihn zu ſolcher Größe erhoben; und wohl nur bei wenigen Hellenen möchte Wort und That ſo ſchön wie bei dieſen in Einklang ſtehn. Ihr Lebensausgang giebt uns ein Zeugniß ihrer Mannestugend. Denn keiner von ihnen, mochte er nun im Genuſſe des Reichthums ſich eines leichten und behaglichen Daſeins erfreuen, oder in Armuth lebend erſt von der Zukunft die Erfüllung ſeiner Wünſche erwarten, hat durch die Liebe zum Leben ſich verleiten laſſen, Aufſchub dieſes gewaltſamen Endes zu ſuchen, ſondern begehrenswerther ſchien ihnen die Rache an den Feinden des Vaterlandes und ſolches Wagniß das Schönſte. Nicht im feigen Nachgeben, ſondern in tapfrer Abwehr ſuchten ſie das Heil. Der Ungewißheit des Ausgangs ſtellten ſie kühnes Selbſtvertrauen entgegen in der Erfüllung ihrer Pflicht; und ſo wurden ſie in einem kurzen Augenblicke auf dem Gipfel des Ruhmes mehr im Gefühle der Hoffnung als der Furcht vom Leben entbunden. Solchergeſtalt haben ſich dieſe Gefallenen unſres Staates würdig erwieſen. Indem ſie Leib und Leben der öffentlichen Wohlfahrt geopfert, haben ſie ſich ſelbſt niealterndes Lob und das ehrenvollſte Grabmal erworben, ich meine nicht dieſes, in welchem ſie hier ruhn, ſondern jenes, in welchem ihr Ruhm bei jeder Gelegenheit zu Wort und That bewahrt wird. Denn ausgezeichneter Männer Grabmal iſt die ganze Welt, und nicht blos die Inſchrift auf den Denkſäulen, welche die Heimath ihnen aufſtellt, verkündet ihr Verdienſt, ſondern auch in der Ferne lebt ihr Gedächtniß ohne Schrift und Denkſtein in den Gemüthern der Menſchen. Dieſen ſollet ihr jetzt nacheifern und in der Ueberzeugung, daß die Glückſeligkeit in der Freiheit und die Freiheit auf der Tapferkeit beruhe, den Gefahren des Kriegs gegenüber nicht läſſig ſein."

„So habe ich denn nach Sitte und Gebrauch das, was mir bei dieſer Feier dienlich ſchien, geredet. Mehr als durch Worte iſt den Gefallenen durch die That dieſer öffentlichen Beſtattung ihre Ehre zu Theil geworden. Ihre Kinder wird von nun an der Staat bis zu den Jahren der Mündigkeit aufziehen und ſomit ihnen ſowohl als ihren Hinterbliebenen für ſolche Kämpfe einen nützlichen Siegeskranz darreichen. Denn in einem Staate, wo der Tugend die größten Belohnungen winken, da leben auch die trefflichſten Männer. Und nun, nachdem jeder ſeine Todtenklage beendet, gehet nach Hauſe."

9. Die Peſt in Athen.

Im nächſten Jahre, 430 vor Chr., thaten die Peloponneſier und ihre Bundesgenoſſen ganz wie das vorige Mal mit zwei Drittheilen ihrer Kriegsmacht einen Einfall in das attiſche Gebiet, welchen die Athener ihrerſeits mit Verwüſtung peloponneſiſcher Küſtengegenden durch die Flotte vergalten. Auf dieſe Weiſe wären jene gewiß, wie

*) Jetzt Cephalonia genannt.

Digitized by Google

Perikles wohl berechnet hatte, des Krieges bald müde geworden, hätte nicht ein höheres Walten alle menſchliche Berechnung vereitelt.

Eine Peſtſeuche der entſetzlichſten Art brach plötzlich unter den Athenern aus und richtete die furchtbarſte Verheerung an. Dieſe Krankheit begann, wie man behauptet, zuerſt in Aethiopien, verbreitete ſich über Aegypten, Libyen und Vorderaſien, zeigte ſich dann auf Lemnos und endlich im Peiräeus, von wo ſie ſpäter auch in die weiter landeinwärts gelegene Stadt drang. Niemand kannte ihre Urſachen, weshalb die Bewohner des Peiräeus behaupteten, die Peloponneſier hätten die Ciſternen vergiftet. Die Aerzte konnten anfangs aus Unkunde der Krankheit keine Hülfe leiſten, ſondern wurden ſelber um ſo eher hinweggerafft, je mehr ſie ſich mit den Kranken zu thun machten; auch half keine andre menſchliche Kunſt, die man verſuchte. So oft man auch Bittgänge zu den Heiligthümern that oder ſich an die Orakel und andere Anſtalten dieſer Art wendete, ſo war doch alles vergeblich. Zuletzt gab man jeden Verſuch der Rettung auf, weil die Größe des Uebels allen Muth und Hoffnung benahm.

Die Beſchaffenheit dieſer Krankheit war folgende. Ohne äußre Veranlaſſung kündete ſie ſich zuerſt durch heftige Hitze im Kopfe an mit Entzündung und Röthe der Augen; Kehle und Zunge waren mit Blut unterlaufen, der Athem übelriechend, die Stimme heiſer. In Kurzem warf ſich die Krankheit auf die Bruſt, dann auf den Magen unter heftigem Huſten, Erbrechen und Krämpfen. Der Körper fühlte ſich von außen nicht ungewöhnlich warm an, war von rötdlicher oder bläulicher Farbe und zeigte einen Ausſchlag von kleinen Blaſen und Geſchwüren. Innerlich aber war die Hitze ſo heftig, daß der Kranke ſelbſt die dünnſte Bekleidung nicht ertragen konnte und am liebſten ſich in kaltes Waſſer ſtürzte. Zu gleicher Zeit quälte ſolche Unglückliche neben Schlafloſigkeit und Mangel an Ruhe ein unlöſchbarer Durſt, ſo daß Viele, auf die man nicht Acht gab, ſich in die Ciſternen warfen; die Meiſten ſtarben am ſiebenten oder neunten Tage, ehe ſie noch ganz entkräftet waren, an innerlichem Brande hin; oder es warf ſich, wenn ſie dieſen Zeitpunkt überdauerten, die Krankheit auf den Unterleib, worauf daſelbſt ſtarke Geſchwüre ausbrachen und die Leidenden in Folge übermäßiger Entleerung ein Opfer der Entkräftung wurden. Viele von denen, welche noch gerettet wurden, kamen nur mit Verluſt der äußerſten Gliedmaßen, der Zehen oder Fingerſpitzen, oder mit Erblindung der Augen davon, oder es befiel ſie, nachdem ſie geneſen waren, plötzlich völlige Gedächtnißſchwäche, ſo daß ſie ſich ſelbſt und ihre Angehörigen nicht mehr kannten. An den Todten aber machte man die überraſchende Wahrnehmung, daß Raubvögel und vierfüßige Thiere, welche ſonſt menſchliche Leichname angreifen, keinen der Leiber, deren viele unbegraben umherlagen, auch nur anrührten, oder wenn ſie davon fraßen, ſtarben.

So lange dieſe Peſt herrſchte, kam in Athen keine der gewöhnlichen Krankheiten vor; und wo dies geſchah, gingen ſie bald in jene über. Es gab kein einzelnes beſtimmtes Heilmittel, von dem man ſich eine entſcheidende Hülfe verſprechen konnte; denn was dem Einen heilſam war, das ſchadete dem Andern. Keinerlei Leibesbeſchaffenheit vermochte der Krankheit Widerſtand zu leiſten; ſie raffte alle, die Starken wie die Schwachen, ohne Unterſchied dahin; auch bei der ſorgſamſten Wartung und nach welcher Heilart auch immer man den Kranken behandelte. Hierzu kam noch, daß jeder, ſobald er ſich krank fühlte, von unabwenddarer Niedergeſchlagenheit ergriffen, ſich ſelbſt vernachläſſigte und alle Hoffnung auf Rettung aufgab; wer aber mit einem Kranken in Berührung kam, der war verloren; einer wurde durch die Pflege des andern angeſteckt, ſo daß die Menſchen wie Schaafe hinſtarben. Dieſer Umſtand verurſachte den ſtärkſten Menſchenverluſt. Denn da man aus Furcht einander ſich nicht nähern wollte, ſo ſtarben die Kranken ohne Pflege und Beiſtand. Kein Freund beſuchte den andern, oder er wurde ein Opfer ſeines Ehrgefühls und Dienſteifers. Selbſt die nächſten Angehörigen wurden, betäubt von dem Uebermaaße des Unglücks, zuletzt der Klage um die Sterbenden überdrüſſig. Am meiſten fühlten die Geneſenen Mitleid mit dieſen Unglücklichen, ſowohl weil ſie die Leiden derſelben aus Erfahrung kannten, als auch weil ſie ohne Gefahr den Kranken ſich nähern konnten; denn niemals trat ein tödtlicher Rückfall ein.

Außer den vorhandenen Leiden bedrängte die Athener die Anhäufung der Menge der Landleute in der Stadt, und dieſer Umſtand ſteigerte die Folgen der Peſt in mehr als einer Hinſicht zu einer noch furchtbareren Höhe. Denn da bei dem Mangel an Wohnungen die Hereingekommenen zur Sommerszeit in dumpfigen Hütten zuſammengedrängt waren, ſo ſtarb alles durch einander weg. Sterbende lagen einer auf dem andern, und ſo blieben auch ihre Leichname liegen. Halbtodte wälzten ſich auf den Straßen und bei allen Brunnen umher, um ihren Durſt zu löſchen. Die Tempelhallen waren voll von Todten. Denn von der Größe ihres Unglücks überwältigt, lernten die Menſchen Göttliches wie Menſchliches in gleichem Maaße gering achten. Alle Gedränge, die man ſonſt bei Begräbniſſen zu beobachten pflegte, geriethen in Unordnung. Man begrub, ſo gut es eben anging, oft an fremden und verbotenen Begräbnißſtätten, weil die eignen nicht mehr zureichten. Manche ſuchte denen, welche einen Scheiterhaufen errichtet hatten, zuvorzukommen, legten ihre Todten darauf und zündeten den Holzſtoß an; Andere warfen, während eine Leiche verbrannt wurde, diejenige, welche ſie trugen, dazu und eilten um das Weitere unbekümmert davon.

So gab die Seuche außer dem ſonſtigen Jammer und Elend auch die erſte Veranlaſſung zu immer weiter greifender Geſetzloſigkeit und löſte faſt alle Bande der Zucht und Ordnung. Ungeſcheut ging man der Befriedigung ſeiner Gelüſte nach und überließ ſich dem zügelloſeſten Genuſſe, da Leben und Vermögen dem Menſchen nur auf ſo kurze Friſt vergänglich ſchien. Niemand hatte Luſt für das, was gut und edel, ein Opfer zu bringen, da es ungewiß ſchien, ob er nicht vor Erreichung ſeines Zweckes hinweggerafft wäre. Was aber dem Genuß des Augenblickes diente, das galt für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menſchliches Geſetz ſtellte der Willkür der Verzweiflung eine Schranke. Denn jene zu ehren oder nicht, ſchien völlig gleichgültig, da man Gute und Böſe demſelben Verderben anheimfallen ſah; was aber die Verbrechen betraf, ſo dachte keiner ſo lange noch zu leben, bis ihn die Strafe erreichte, oder ſie ſchien gering im Vergleich mit dem grauſamen Strafgerichte, das unentrinnbar über ſeinem Haupte ſchwebte.

100140B

10. Perikles letzte Geſchicke.

Als nun ſomit Krieg und Seuche zugleich die Athener hart bedrängte, wurden ſie anderes Sinnes und gedachten mit den Lakedämoniern zu vertragen. Auch ſchickten ſie wirklich einige Geſandte ab; da dieſe aber nichts ausrichteten und die Athener in ihrer Noth ſich nicht mehr zu rathen wußten, wurden ſie im höchſten Grade gegen Perikles erbittert, gleich einem Fieberkranken, der an Leib und Seele gequält ſich an ſeinem Arzt und Pfleger vergreift. Ueber alles, was Perikles mit Bewilligung des Volkes vorgenommen hatte, fällte die Schmähſucht ein unglimpfliches Urtheil. Nur aus perſönlicher Abneigung gegen die Megarеer, die der Aſpaſia zwei Dienerinnen entwendet hätten, oder, wie andere behaupteten, aus Furcht vor dem ungünſtigen Ausgange etlicher gegen ihn erhobener Anklagen habe er dieſen unheilvollen Krieg entzündet; und auch an der Seuche ſei Niemand anders Schuld als er, der die Maſſe des Landvolks in die Ringmauern geworfen habe und die Menſchenmenge zu nichts zu gebrauchen wiſſe, ſondern wie Stallvieh eingeſperrt ſich unter einander anſtecken laſſe, ohne irgend eine Abhülfe oder auch nur Erleichterung aufzufinden.

Als nun Perikles wahrnahm, wie unwillig ſeine Mitbürger mit ihrer gegenwärtigen Lage waren, veranſtaltete er eine Volksverſammlung in der Abſicht, ihren verzagten Sinn zu ermuthigen und die erbitterten Gefühle zu beſchwichtigen. Diesmal aber gelang es ihm nicht, den Sturm zu beſchwören und die Blicke von der traurigen Gegenwart auf eine beſſere Zukunft abzulenken. Kurz darnach wurde er durch Volksbeſchluß ſeines Feldherrenamtes entſetzt und zu einer Geldſtrafe verurtheilt.

Dieſer einſtweilige Ruheſtand war für ſein öffentliches Leben und Wirken nicht unvortheilhaft, denn wie die Biene mit dem Stiche den Stachel, ſo ließ das Volk ſein Zürnen auf ihn. Aber ſeine häusliche Lage war ſehr traurig. Sein älteſter Sohn Xanthippos, deſſen verſchwenderiſcher Sinn an der Genauigkeit des Vaters einen unwillkommenen Zügel fand, trat zu den Feinden des Perikles über und gab ihn durch verleumderiſche Mittheilungen aus ſeinem häuslichen Leben dem öffentlichen Gelächter preis. Dieſer undankbare Sohn ſtarb an der Peſt und blieb unverſöhnlich gegen ſeinen Vater bis an's Ende. Auch verlor Perikles damals ſeine Schweſter und die meiſten ſeiner Anverwandten und Freunde, worunter auch diejenigen, die ihm bei ſeinen Staatsgeſchäften die wichtigſten Dienſte geleiſtet hatten. Aber bei all' dieſem Unglücke verleugnete er nicht die edle Haltung und die Größe ſeiner Seele. Hatte er dem Unglimpf und der Anfeindung ſtillſchweigend eine gelaſſene Stirn gezeigt, ſo ſah man ihn jetzt ſelbſt am Grabe ſeiner Angehörigen nicht trauern und weinen, bis ihm der Tod auch den Letzten ſeiner rechtmäßigen Söhne, Paralos, entriß. Hier aber brach ſeine Kraft zuſammen. Zwar wollte er auch jetzt noch ſeinem Charakter treu bleiben und ſeine Seelengröße bewahren; als er aber dem Todten den Kranz aufſetzte, überwältigte ihn der Schmerzensanblick ſo, daß er laut aufſchluchzte und in einen Strom von Thränen ausbrach, dergleichen er in ſeinem Leben noch nie gethan hatte.'

Bald genug machten die Athener die Erfahrung, daß einer der Feldherren und Redner, die ſie im Groll und Widerwillen gegen Perikles ſtatt ſeiner an die Spitze der Staatsverwaltung geſtellt hatten, genugſames Anſehn und Willenskraft beſitze, um den Anforderungen eines ſo hohen Amtes in ſolcher Zeit zu genügen. Es währte nicht lange, ſo wurde von allen Seiten das lebhafte Verlangen laut, Perikles wieder auf der Rednerbühne zu ſehn und die Leitung der Kriegesangelegenheiten in ſeiner Hand zu wiſſen. Von Alkibiades und den übrigen Freunden bewogen, trat er demnach um des Vaterlandes willen aus der Zurückgezogenheit, der er ſich trauernd überlaſſen hatte, hervor und übernahm von neuem das Feldherrenamt und die Leitung aller Staatsgeſchäfte. Kurz darnach aber befiel ihn die Peſt, nicht mit der jähen Heftigkeit wie Andere, ſondern in Geſtalt einer ſchleichenden, langwierigen, vielfach wechſelnden Krankheit, welche allmählig ſeine Lebenskraft verzehrte und ſelbſt die Stärke ſeines Geiſtes wankend machte. Denn was das Letztere betrifft, ſo erzählt Theophraſt, er habe in jenen Tagen einem ihn beſuchenden Freunde ein Amulet, das ihm die Frauen umgehangen hatten, vorgezeigt, um zu beweiſen, wie ſchlimm es um ihn ſtehe, da er ſelbſt ſolche Thorheit dulde.

Als er nun ſchon im Sterben lag und die angeſehenſten Männer der Stadt um ſein Lager verſammelt waren, redeten ſie unter einander von der Größe ſeiner Verdienſte und zählten ſeine Thaten und die Menge der Trophäen auf, deren er in ſeinem Feldherrenleben nicht weniger als neun zu Ehren der Stadt errichtet hatte. Solches redeten ſie zu einander in der Meinung, daß der Sterbende bereits in beſinnungsloſem Zuſtande nichts mehr davon höre. Er hatte aber alles vernommen, erhob noch einmal ſeine Stimme und ſprach: „Mich verwundert, daß ihr nur deſſen rühmend von mir gedenket, was theils auf Rechnung des Glückes kommt, theils ſchon vielen andern Feldherren gelungen iſt. Das Schönſte und Hauptſächlichſte aus meinem Leben ließet ihr unerwähnt: kein atheniſcher Bürger hat um meinetwillen ein Trauerkleid angelegt.'

Perikles ſtarb zwei Jahre ſechs Monate nach dem Ausbruche des peloponneſiſchen Krieges, 429 vor Chr. Der Gang der nachfolgenden Ereigniſſe ließ die Athener dieſen größten und uneigennützigſten ihrer Staatsmänner bald ſchmerzlich vermiſſen. Vergebens ſah man ſich unter den nunmehrigen Volkshäuptern nach einem Manne um, der wie Perikles mit hohem Selbſtgefühle ſo viel Mäßigung und mit Güte des Herzens einen ſo großartigen Charakter vereinte. Selbſt diejenigen, denen ſein alles um ſich her verdunkelndes Anſehn unerträglich geweſen, mußten jetzt eingeſtehn, daß Griechenland nie ſeines Gleichen gehabt; und die verhaßte Gewalt, die er beſeſſen hatte, vormals als Alleinherrſchaft und Tyrannei verſchrieen, erſchien jetzt als das, was ſie geweſen: als rettende Schutzwehr des Staates. Sein überwiegender Einfluß und Geltung hatte in Unmacht und Dunkelheit die große Zahl der Schlechten darniedergehalten, welche ſich nun der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigten und durch ihr Uebergewicht den Staat in unheilbares Verderben riſſen. Seine anerkannte Einſicht und furchtloſe Freimüthigkeit hatte den großen Haufen in Schranken gehalten und mit Beſonnenheit geleitet. Und wie richtig ſein Blick in die Zukunft geweſen, das zeigte ſich im Verlaufe des Krieges immer deutlicher.

Denn er hatte erklärt: wofern die Athener während des Krieges ſich ruhig verhalten, ihre Sorgfalt auf die Seemacht richten, ihr Gebiet nicht durch Eroberungen vergrößern und die Stadt ſelbſt nicht durch unzeitige Kampfbegier auf's Spiel ſetzen würden, ſo würden ſie Sieger bleiben. Nach ſeinem Tode thaten ſie von dem allen das Gegentheil; ſie ließen ſich in allerlei Staatsunternehmungen ein, die den Krieg nichts angingen, die nur den ehrgeizigen und gewinnſüchtigen Zwecken Einzelner dienten, das Wohl des Gemeinweſens aber den größten Gefahren ausſetzten. Weil kein Eigennutz noch ſelbſtſüchtiges Gelüſten die Klarheit ſeines Geiſtes trübte und an ſeinen Unternehmungen Antheil hatte, darum hatte Perikles allezeit das Vaterland wohl berathen.

Züge aus dem erſten Jahrzehend des peloponneſiſchen Krieges.

1. Nikias und Kleon.

Nach dem Tode des Perikles fand der gewöhnliche Gegenſatz von Ariſtokratie und Demokratie, welcher in der großen, allbeherrſchenden Perſönlichkeit jenes Staatsmannes gleichſam ſeine Verſöhnung gefunden hatte, wiederum ſeine geſonderten Vertreter in Nikias und Kleon. Letzterer erlangte ſogleich nach des Perikles Hintritt durch die Gunſt des Volkes die höchſte Geltung; jener dagegen kam beſonders durch die Unterſtützung der Vornehmen und Reichen empor, denen ſich je länger je mehr alle Gemäßigten und Gutgeſinnten anſchloſſen, da man einzig in ihm den Mann erkannte, welcher den verderblichen Umtrieben und verwegenen Uebergriffen der Volksſchmeichler einigermaaßen das Gegengewicht halten konnte.

Ernſt und würdig in ſeiner Erſcheinung, rechtſchaffen von Geſinnung, wohlwollend, beſonnen und bedachtſam, war er des Vertrauens ſeiner Mitbürger werth. Ariſtoteles giebt ihm das ſchöne Zeugniß, daß er wie wenige eine wahrhaft väterliche Liebe zum Volke gehabt. Doch fehlte ihm zum Parteihaupte Selbſtvertrauen und Entſchloſſenheit. Im Kriege faſt immer glücklich und daher zu ſchnellem Ruhme gelangt, war er doch von Natur ängſtlich und ſchüchtern. Schwierigen und zweifelhaften Unternehmungen wich er gern aus, und wo er dies nicht konnte, verfuhr er mit der allergrößeſten Vorſicht; woher es kam, daß er an allen jenen großen Unglücksfällen, welche damals den atheniſchen Staat trafen, nicht den geringſten Antheil hatte, hingegen faſt alle ſeine Heerfahrten mit Ausnahme der letzten, die er jedoch widerrathen und nur nothgedrungen übernommen hatte, von glücklichem Erfolge bekrönt wurden. Nie aber ſchrieb er die rühmlichen Thaten, die er verrichtet hatte, ſeiner Geſchicklichkeit oder Tapferkeit zu, ſondern dem Beiſtande des Glückes und der Götter, ſo daß er dem Neide einen Theil ſeines Ruhms freiwillig aufopferte.

Gottesfurcht und Aberglaube hatten an ihm gleichen Antheil. Täglich opferte er den Göttern; aber es fand ſich auch allezeit in ſeinem Hauſe ein Wahrſager vor, welchen er theils über öffentliche zumeiſt aber über ſeine eigenen Angelegenheiten, beſonders wegen ſeiner Silberbergwerke, befragte. Er beſaß nemlich in Laurion viele Silbergruben, von denen er beträchtliche Einkünfte bezog, deren Bearbeitung aber mit mancherlei Gefahren verknüpft war. Seine Aengſtlichkeit war maaßgebend für ſein öffentliches wie für ſein häusliches Leben. Aus Furcht vor den Sykophanten*) ging er nie bei einem ſeiner Mitbürger zu Gaſt, nahm auch an keiner Unterhaltung oder Geſellſchaft Antheil, ſondern leiſtete auf alle dergleichen Erholungen gänzlich Verzicht. Als Feldherr blieb er bis in die Nacht hinein in der Kriegskanzlei; in der Rathsverſammlung war er immer der Erſte, der da war, der Letzte, der hinwegging. In ſeinem Hauſe aber war er ſchwer zugänglich, da er ſich meiſt in ſeinen Zimmern eingeſchloſſen hielt. Statt ſeiner beſorgten Freunde und Vertraute die Geſchäfte mit denjenigen, welche bei ihm Zutritt begehrten, und baten um Verzeihung, daß Nikias ſich ihnen nicht perſönlich widmen könne, da er auch noch daheim mit dringenden Staatsgeſchäften überhäuft ſei.

Wenn nun gleichwohl ſeine Schüchternheit den Bürgern nicht verborgen blieb und ſogar in den öffentlichen Luſtſpielen öfter ſcharf beſpöttelt wurde, ſo ſchadete dies doch keineswegs ſeinem Anſehn, ſondern hob ihn vielmehr in der Gunſt der Menge. Seine ängſtliche Furcht vor Angebern galt für etwas Populäres, indem man darin Ehrfurcht vor dem ſouverainen Volke zu erblicken meinte. „Denn der große Haufe,“ ſagt Plutarch, „fürchtet die, die ihn verachten, und erhebt die, ſo ihn fürchten. Ihm gilt es für eine Ehre, nicht verachtet zu werden.“

Die meiſten Freunde erwarb ſich Nikias durch ſeinen Reichthum, welcher nicht ſowohl wie bei Perikles, Kimon und andern reichen Athenern in Landgütern und Ländereien, als in baarem Gelde und einer Menge von Sclaven beſtand. Bittende und Empfangende bildeten daher häufig ſeine Umgebung. Denn er gab ohne Unterſchied ſowohl denen, die ihm ſchaden konnten, als denen, die eines beſſeren Looſes werth waren. Für Schelme war ſeine Furchtſamkeit, für Rechtſchaffene ſeine Menſchenliebe der Schlüſſel zu ſeinen Schätzen.

Wie er nun ſolchergeſtalt mit ſeinem Reichthume den Bedürfniſſen der Einzelnen zu Dienſten ſtand, ſo machte er auch für öffentliche Zwecke in einer Weiſe Gebrauch davon, welche ganz geeignet war, ihm den Beifall des kunſtſinnigen Volkes von Athen zu erwerben. Dies war nemlich die verſchwenderiſche Freigebigkeit, mit welcher er,

*) Durch ein ſoloniſches Geſetz war in Attika wegen der Armuth des Landes die Ausfuhr von Feigen und Früchten überhaupt (mit Ausnahme des Oels) bei ſtrenger Strafe verboten. Derjenige, welcher einen Uebertretungsfall dieſer Art zur Anzeige brachte, hieß ein Sykophant (Feigenanzeiger). Nachmals bezeichnete man mit dieſem Namen jeden böswilligen, gewinnſüchtigen oder verleumderiſchen Angeber, was wir heutigen Tages einen Denuncianten nennen. Die Zahl derſelben wuchs ſeit der Zeit des Perikles mit der Entartung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Athener.

ſo oft er von ſeinem Stamme zum Choregen beſtellt ward, die Chöre zu Schauſpielen und feſtlichen Aufzügen ausſtattete, oder als Gymnaſiarch*) die Anſtellung öffentlicher Kampfſpiele beſorgte. Bei ſolchen Gelegenheiten übertraf er an glänzender und geſchmackvoller Einrichtung alle ſeine Vorgänger ſowohl als auch ſeine Zeitgenoſſen und trug jedesmal nach dem Urtheile der dazu beſtellten Richter über die Andern den Sieg davon.

Kleon, das Haupt der Volkspartei und als ſolches der ſtete Gegner des Nikias, ſtand an Geiſtesgaben wie an ſittlichem Werthe tief unter ſeinem Nebenbuhler, aber durch die leidenſchaftliche Gewaltſamkeit ſeines Charakters war er ihm an Geltung und Einfluß meiſt überlegen. Die Luſtſpieldichter nennen ihn ſpottweis „den Gerber“, weil er eine Lederfabrik beſaß, die er durch ſeine Sclaven betreiben ließ. Er war ein Menſch von wilder Gemüthsart und rohen Sitten, verleumderiſch, frech und unverſchämt, ein Prahler ſonder Gleichen trotz alles Mangels an wirklichem Muthe und ſtaatsmänniſcher Befähigung, aber gleichwohl ein Liebling des großen Haufens, des atheniſchen Demos, von welchem ſeine ganze Perſönlichkeit gleichſam nur ein Abbild war. Mit großer Geſchicklichkeit wußte er ſich in alle Launen des Volkes zu fügen, indem er zu jedem übereilten Beſchluſſe deſſelben die Hand bot, ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte und ſeiner Gewinnſucht häufig Gelegenheit gab, ſich einen mühelosen Vortheil zu verſchaffen. Auch ihm diente ſein Reichthum zur Förderung ſeiner politiſchen Zwecke; aber er war freigebig im Dienſte der eigenen Habſucht. Das Volk ließ ſich von ihm leiten, ohne ihn zu achten. Sein Beiſpiel ſchadete in gleichem Maaße den guten Sitten, als ſeine politiſche Thätigkeit durch raſtloſes Aufſtacheln der Leidenſchaft und des blinden Eifers das Volk zu den verderblichſten Beſchlußnahmen fortriß und dem Staate eine Menge von Unglücksfällen bereitete. Dem Perikles war die Rednerbühne eine heilige Stätte geweſen, auf der kein unſchickliches Wort fallen und die man nie ohne Gebet betreten müſſe, Kleon verbannte nach von dort alle Anſtändigkeit. Er war der Erſte, der bei ſeinen Vorträgen an das Volk aus vollem Halſe ſchrie, den Mantel abriß, ſich an die Hüften ſchlug und mitten in der Rede hin- und wieder lief, wodurch er andere Staatsmänner zu jener Leichtfertigkeit und Vernachläſſigung des Schicklichen verleitete, welche nicht lange darnach alle Staatsgeſchäfte in Verwirrung brachte. Denn ſchon zu dieſer Zeit wurde durch die Art, wie er öffentliche Angelegenheiten behandelte, der Ernſt verdrängt, welcher einem über das Wohl des Staates ſich berathenden Volke geziemt. Wenn der ſchwermüthig-ernſte, ahnungsvolle Nikias gleichſam die tragiſche Rolle im atheniſchen Staatsleben darſtellte, ſo war Kleon ſo zu ſagen die luſtige Perſon. Oft unterhielt er ſeine Hörer mit Schwänken und Neuigkeiten; man ließ ſich ſeinen Leichtſinn und ſeine Tollheiten gefallen, um damit Scherz zu treiben. So hatte er einſt das Volk bei einer öffentlichen Verſammlung ſchon eine geraume Zeit auf ſich warten laſſen; endlich erſchien er — mit einem Kranze auf dem Kopfe und bat ohne Umſchweif: man möge die heutige Verſammlung auf morgen verſchieben. „Denn — ſagte er — heute habe ich keine Zeit, da ich Gaſtfreunde bewirthen will und den Göttern geopfert habe.“ Die Athener lachten, ſtanden auf und gingen aus der Verſammlung.

Bei alle dem war Kleon im Bewußtſein ſeiner eigenen Nichtswürdigkeit von unduldſamer, tückiſcher Natur. Gefährlich war es, ſeine Rache gegen ſich herauszufordern, und wie gefürchtet er darum unter ſeinen Mitbürgern war, mag man aus folgendem Beiſpiele entnehmen. Ariſtophanes, der ausgezeichnetſte Luſtſpieldichter des Alterthums, hatte unter dem Titel: „die Ritter“ eine Komödie verfaßt, in welcher er den Kleon unter der Spottgeſtalt eines paphlagoniſchen Sclaven in Dienſten des als Perſon auftretenden atheniſchen Volkes dem öffentlichen Gelächter preisgab. Aber kein Maskenmacher wagte es, das Bild des rachſüchtigen Machthabers zu dieſem Zwecke zu verfertigen*), kein Schauſpieler wollte die allzuerkennbare Rolle übernehmen, bis ſich der kecke Dichter ſelber entſchloß, bei der Aufführung dieſes Stückes ohne Maske blos mit bemaltem Geſicht ſie darzuſtellen. In ſeinen ſtaatsmänniſchen Maaßregeln ließ ſich Kleon ebenſo ſehr von blinder Ueberſchätzung Athens als von wüthendem Haſſe gegen Sparta leiten. Daher war er der eifrigſte Gegner gegenſeitiger Verſtändigung und Verſöhnung; ſo lange Kleon lebte, war zwiſchen den kriegführenden Staaten kaum eine Waffenruhe, viel weniger ein Friedensabſchluß möglich. Das gewaltſamſte Verfahren war ihm immer das liebſte, und ſo oft die Athener in der Behandlung abtrünniger Bundesgenoſſen oder beſiegter Feinde ſeinem Rathe folgten, entfernten ſie ſich immer weiter von der ihnen urſprünglich eigenen Menſchlichkeit und Milde.

Dies iſt der Charakter jener beiden Männer, denen auf eine geraume Zeit hin die Leitung des atheniſchen Staates vertraut war; aber das Schickſal iſt dem Letzteren hülfreicher geweſen, ſein Vaterland zu verderben, als dem Erſteren, es zu beglücken.

2. Mytilenes Abfall und Züchtigung.

Schon vor dem Ausbruche des peloponneſiſchen Krieges waren die Lesbier damit umgegangen, von den Athenern abzufallen und in den Bund der Peloponneſier einzutreten. Während ſie aber noch die dazu nöthigen Anſtalten trafen, wurde den Athenern ihr Vorhaben angezeigt, welche indeß ſolchen Anſchuldigungen anfangs kein Gehör gaben, indem der Wunſch, daß es nicht ſo ſein möchte, den Glauben in ihnen nährte, daß es nicht ſo ſei. Denn die Lesbier waren

*) Beide oben erwähnte Aemter, die Choregie und Gymnaſiarchie, gehörten zu den ſogenannten Leiturgien oder öffentlichen Dienſtleiſtungen, zu denen jeder Bürger, welcher drei Talente oder mehr an Steuercapital in Vermögen hatte, ſo oft ihn die Reihe traf, verpflichtet war, oder die er auch freiwillig übernehmen konnte. Die Choregie beſtand in Beſorgung, Einübung und Ausſtattung des Chors für die Tragödien, Komödien, öffentlichen Feſtzüge und dergl.; der Gymnaſiarchie lag die Geſtellung, Beſoldung und Beköſtigung der Wettkämpfer zu einem Feſte, die Ausſchmückung des Kampfplatzes u. ſ. w. ob; beides nur auf eigene Koſten. Eine dritte Art der Leiturgien war die Trierarchie oder freiwillige Ausrüſtung eines Kriegsſchiffes (Triere) zum Beſten des Staates.

*) Jede Rolle in den Schauſpielen der Griechen wurde ſtets in einer Maske dargeſtellt, welche für dieſelbe beſonders angefertigt wurde und dem Charakter der handelnden Perſon gemäß war.

im Besitz einer ansehnlichen Flotte und einer noch ungeschwächten Macht, während die Athener durch die Pest und den Krieg bereits starke Verluste erlitten hatten, so daß sie es nur ungern zu einem Bruche mit jenen kommen ließen. Als aber die Anzeichen eines bevorstehenden Abfalls gar zu deutlich redeten, und die Aufforderung an die Lesbier, ihre Rüstungen einzustellen, ohne Erfolg waren, wurden die Athener ernstlich besorgt und beschlossen, ihnen zuvorzukommen. Eine athenische Flotte erschien plötzlich (428 vor Chr.) vor Mytilene, der Hauptstadt auf Lesbos, schloß sie von der Seeseite her ein und errichtete zwei feste Lager zu beiden Seiten der Stadt.

Unterdessen hatten die Gesandten der Mytilenäer zu Olympia die förmliche Aufnahme ihrer Stadt in den peloponnesischen Bund bewirkt und die Zusage eines kräftigen Beistandes erhalten. Dies reizte die Athener zu den außerordentlichsten Anstrengungen. Da der Staatsschatz bereits erschöpft war, so legten sie sich selbst zum ersten Male eine Steuer von zweihundert Talenten auf, und rüsteten zu den hundert Schiffen, welche Attika, Salamis und Euboia bewachten, noch andere hundert aus, welche gegen den Peloponnes ausliefen, so daß, wenn man die Schiffe ihrer vor Mytilene und Potidäa liegenden Geschwader hinzuzählt, die athenische Seemacht in jenem Sommer aus nicht weniger als zweihundert und funfzig Schiffen bestand. Im Spätherbste schickte man zur Unterstützung des Belagerungsheeres noch tausend Schwerbewaffnete unter Paches nach Mytilene ab, welche die Stadt nun auch von der Landseite her einschlossen.

Im folgenden Jahre (427 vor Chr.) machten die Peloponnesier, um die Streitkräfte der Athener zu zersplittern, einen ungewöhnlich verheerenden Einfall in Attika und schickten auch zum unmittelbaren Beistande der Mytilenäer eine Flotte von vierzig Schiffen unter Alkidas nach Lesbos ab; es war dies das erste Geschwader der Peloponnesier, welches sich in den Gewässern von Jonien sehen ließ. Ehe dieses aber bei der saumseligen und unentschlossenen Art seines Führers jenen Bestimmungsort erreichte, hatte Mytilene sich an die Athener ergeben müssen; und seltsamer Weise hatte gerade der lakedämonische Gesandte Selâthos, der die Mytilenäer zur Ausdauer ermahnen sollte, diese Uebergabe wider Willen herbeigeführt. Da nemlich die Ankunft der Flotte so lange sich verzögerte, so theilte Selâthos unter das niedere Volk, welches bis dahin nur leicht bewaffnet gewesen, schwere Rüstungen aus, in der Absicht, einen Ausfall auf die Athener zu veranstalten. Nachdem sich aber das Volk so gut bewaffnet sah, wollte es nicht mehr den Befehlen der Behörden Folge leisten, sondern rottete sich zusammen und verlangte: die Vornehmen sollten ihr Getraide zum gemeinen Besten hergeben und unter Alle vertheilen; wo nicht, so würden sie selbst mit den Athenern vertragen und die Stadt übergeben. In Folge dessen hielten es die, welche am Ruder saßen, für gerathener, im Verein mit dem Volke einen Vergleich mit den Belagerern einzugehen, damit sie nicht, wenn ein solcher ohne sie zu Stande käme, von demselben ausgeschlossen würden. Die Bedingungen der Uebergabe waren folgende: Die Athener sollten nach Gefallen über die Mytilenäer verfügen; es sollte deshalb eine Gesandtschaft nach Athen abgehn und vor deren Rückkehr Niemanden ein Leid geschehn.

Gleichwohl ließ Paches den Selâthos so wie alle diejenigen, welche er für die Urheber des Abfalls ansah, festnehmen und nach Athen bringen. Der Erstere wurde auf der Stelle hingerichtet trotz seinem Erbieten, daß er, wenn man ihn freilasse, den Abzug des Belagerungsheeres von Platäa bewirken wolle. Darauf wurde in der Volksversammlung über die Mytilenäer berathschlagt, und in der ersten Erbitterung beschloß man, nicht nur die in Athen befindlichen, sondern sämmtliche Mytilenäer umzubringen und ihre Weiber und Kinder in die Sclaverei zu versetzen. Demnach wurde sofort ein Kriegsschiff an Paches abgeschickt, um ihm diesen Befehl zur sofortigen Ausführung zu überbringen.

Am andern Tage aber kam den Athenern die Reue an, und es schien ihnen die Maaßregel, daß man statt der Schuldigen eine ganze Stadt dem Verderben weihe, doch gar zu grausam. Es wurde daher auf Bitten der mytilenischen Gesandten und durch Vermittelung der obersten Staatsbeamten, denen jene Sinnesänderung in der Mehrzahl der Bürgerschaft nicht unbekannt geblieben, die Volksversammlung noch einmal zusammenberufen, um diese Sache nochmals in Berathung zu ziehn. Kleon, welcher gestern das Todesurtheil durchgesetzt hatte, strebte auch jetzt nach aus allem Vermögen, jenen ersten Beschluß, der seiner gewaltthätigen Sinnesart am meisten zusagte, aufrecht zu erhalten. Nach ihm aber trat Diodotos auf und sprach mit eindringlichen Worten für eine Milderung des Strafurtheils. Es sei thöricht, sagte er unter anderem, zu glauben, daß die menschliche Natur, wenn sie mit Leidenschaft etwas verfolge, durch die Strenge der Gesetze oder ein anderes Schreckmittel davon abgebracht werden könne. „Wir dürfen uns daher nicht dem Glauben hingeben, als hätten wir durch Verhängung der Todesstrafe über diese Abtrünnigen eine Bürgschaft dafür erlangt, daß dergleichen nicht wieder vorkomme; vielmehr muß ein Beschluß dieser Art uns selber nachtheilig werden, indem wir durch Kundgebung solcher Grundsätze bei unsrem Verfahren den Abfallenden künftig alle Hoffnung benehmen, daß sie durch Reue und Umkehr ihr Vergehen in kürzester Frist wieder gut machen können, wodurch sie natürlich gezwungen werden, die einmal betretene Bahn bis an's Ende zu verfolgen. Wir müssen daher nicht sowohl durch ein strenges Gericht über die, welche sich vergangen haben, uns selber in Nachtheil bringen, als vielmehr darauf sehn, daß wir durch mäßige Züchtigung solcher Staaten ihren Wohlstand für die Folgezeit erhalten und benützen können. Nicht durch die Schrecken des Gesetzes, sondern durch die Sorgfalt der Verwaltung müssen wir unsre Sicherheit zu Stande bringen. Freie Völker, die man mit Gewalt unterworfen hat, muß man, ehe sie abfallen, dermaaßen im Auge behalten und an sich fesseln, daß ihnen nicht einmal der Gedanke daran beikommt. Ist es aber einmal geschehn und der Aufstand wieder unterdrückt, so muß man mit ihnen so glimpflich als möglich verfahren."

In dieser Weise redete Diodotos. Beide Anträge wurden fast mit gleicher Stärke unterstützt und so kam es zu einem heftigen Meinungskampfe. Die Abstimmung ergab fast gleiche Stimmenzahl; doch siegte der Antrag des Diodotos. Sofort wurde eine zweite Galeere auf das Eiligste jener ersten nachgeschickt, um dem Vollzuge des gestrigen

Blutbefehles zuvorzukommen. Dieſe aber hatte bereits einen Vorſprung von einem Tage und einer Nacht. Die mytileniſchen Geſandten verſahen das Schiff mit Brot und Wein und machten den Schiffern große Verſprechungen, wenn ſie das vorausgegangene Fahrzeug noch einholten. Sie ſtrengten daher alle Kräfte an, um ihre Fahrt zu beſchleunigen und brachten dies dadurch zu Stande, daß immer ein Theil der Mannſchaft ſchlief, während der andere ruderte und während des Ruderns in Oel und Wein getauchtes Brot genoß. Da nun zum Glück kein Gegenwind wehete und das zuerſt ausgelaufene Schiff in ſeinem widerwärtigen Auftrage keinen Antrieb zu beſondrer Eile fand, während das andere auf die angegebene Art ſeine Fahrt beeilte, ſo kam jenes nur um ſo viel früher in Mytilene an, daß Paches eben erſt den Volksbeſchluß geleſen hatte und zur Vollziehung deſſelben ſchreiten wollte, als das zweite einlief und den Gegenbefehl brachte. So nahe hatte Mytilene der Gefahr ſeines Unterganges geſtanden!

Die übrigen Männer aber, welche Paches als die Schuldigſten nach Athen geſchickt hatte, wurden auf Kleons Vorſchlag ſämmtlich hingerichtet. Es waren ihrer mehr als tauſend. Die Mauern von Mytilene wurden niedergeriſſen und die Flotte der Lesbier hinweggeführt. Die Ländereien der Inſel wurden in dreitauſend Looſtheile zerfällt, von welchen dreihundert den Göttern geweiht und die übrigen ſiebenundzwanzig hundert an atheniſche Bürger in der Weiſe vergeben wurden, daß die Lesbier ſie bebauen und an jene von jedem Looſtheile eine jährliche Abgabe von zwanzig Minen entrichten mußten.

Dies iſt der Verlauf der Begebenheiten auf Lesbos.

3. Die Belagerung von Platäa.

Im Sommer des Jahres 429 vor Chr. zogen die Peloponneſier unter Anführung des lakedämoniſchen Königs Archidamos gegen Platäa. Als ſie ſich nun anſchickten das Gebiet dieſer Stadt zu verheeren, ließen die Platäer ſie bitten, ſie möchten davon abſtehen und nicht den feierlichen Zuſicherungen ihrer Väter entgegenhandeln; denn dieſe hätten nach der großen Freiheitsſchlacht, die in ihrer Nähe vorgefallen, auf Antrag des Pauſanias ihre Stadt und ihr Gebiet für unabhängig und unverletzlich erklärt (ſ. S. 73). Auf dieſen Vortrag der Geſandten antwortete Archidamos: „Eure Unabhängigkeit ſoll euch ungeſchmälert bleiben, wie ſie Pauſanias euch verliehen hat; aber helfet auch die übrigen Staaten befreien, welche damals mit euch an den Gefahren und am Bundesſchwure Theil hatten und jetzt von den Athenern geknechtet werden; denn zu ihrer und der Uebrigen Befreiung iſt mit ſo großer Rüſtung dieſer Krieg unternommen worden. Hieran Theil zu nehmen und ſo euern Schwur zu erfüllen, wäre das Beſte. Wollt ihr dies aber nicht, ſo verhaltet euch ruhig im Beſitze des Eurigen und nehmet für keinen der beiden Theile Partei. Damit werden wir zufrieden ſein.“

Die Abgeordneten der Platäer begaben ſich hierauf in die Stadt, um dem Volke die Erklärung des Archidamos mitzutheilen, und brachten die Antwort zurück: daß es ihnen unmöglich ſei, ohne Vorwiſſen der Athener auf dieſen Vorſchlag einzugehen, denn bei dieſen befänden ſich ihre Weiber und Kinder; auch müßten ſie nach dem Abzuge der Lakedämonier für ihre Stadt in Sorgen ſtehen, wofern die Athener ihren Schritt mißbilligten oder die Thebäer den ihnen alsdann wieder geſtatteten Zutritt in die Stadt benutzten, um ſich derſelben abermals zu bemächtigen.

Hierauf machte ihnen Archidamos den Vorſchlag: ſie ſollten die Stadt und ihr Gebiet für die Dauer des Krieges den Lakedämoniern übergeben; nach Beendigung deſſelben ſollte alles genau und wohlerhalten zurückgegeben werden. Die Platäer erklärten, daß ſie auch dieſe Aufforderung erſt den Athenern mittheilen und, wenn ſie deren Zuſtimmung erhielte, derſelben nachkommen wollten. Zu dieſem Zwecke wurde ein Waffenſtillſtand auf ſo viele Tage, als für Hin- und Rückweg der Geſandten erforderlich ſchien, von den Platäern verlangt und von Archidamos geſtattet. Die Athener aber ließen den Platäern auf ihre Anfrage, was ſie thun ſollten, folgende Antwort bringen: „Wie wir in früheren Zeiten ſeit Errichtung des Bündniſſes nie in irgend einer Sache einen ungerechten Angriff auf euch gelitten haben, ſo werden wir demſelben auch jetzt nicht gleichgültig zuſehn, ſondern nach Kräften euch beiſtehn. Darum beſchwören wir euch bei den Eiden, die unſre Väter geſchworen haben, unſern Bund unverändert beſtehen zu laſſen.“

Auf dieſe Botſchaft beſchloſſen die Platäer, den Athenern nicht untreu zu werden, ſondern den Anblick der Verwüſtung ihrer Aecker, wenn es anders nicht ſein könnte, ſammt allen übrigen Beſchwerden, welche ſie treffen würden, zu ertragen. Sie ließen auch Niemanden mehr aus der Stadt hinaus, ſondern gaben dem Feinde von der Mauer herab die Antwort: es ſei unmöglich, dem Verlangen der Lakedämonier zu genügen.

Auf dieſe Antwort hob der König ſeine Hände auf und rief: „Ihr Götter alle und ihr Heroen, die ihr über dem platäiſchen Lande waltet, ſeid uns Zeugen, daß wir weder von Anbeginn einen ungerechten Angriff auf dieſes Land gemacht haben, in welchem ihr unſeren Vätern einen glücklichen Kampfplatz verliehen habt, noch auch bei unſrem ferneren Unternehmen ein Unrecht begehen werden. Denn dieſe Platäer ſind es, welche zuerſt von dem gemeinſam Beſchworenen abgewichen und unſren wiederholten und billigen Aufforderungen kein Gehör gegeben. Geſtattet nun, daß diejenigen, welche das Unrecht begonnen haben, ihre Strafe finden, und der beleidigte Theil Genugthuung erlange.“

Darauf begann er die Belagerung der Stadt. Zunächſt ließ er die Bäume der Umgegend umhauen und daraus ein Pfahlwerk rings um Platäa errichten, ſo daß Niemand mehr herausgehen konnte. Sodann begann man einen Wall von Erde, Holz und Steinen gegen die Stadt aufzuwerfen; daran baueten ſie ſiebenzig Tage und Nächte unausgeſetzt fort, indem die ganze Mannſchaft in Ablöſungspoſten getheilt war, ſo daß, während die Einen daran arbeiteten, die Anderen ausruheten oder Speiſe zu ſich nahmen; und die lakedämoniſchen Hauptleute, welche jeder Schaar der Hülfstruppen zu Mitaufſehern gegeben waren, betrieben das Werk.

Die Zahl der Belagerten war ſehr gering. Sie hatten ſchon früher die Weiber, Kinder und Greiſe ſo wie alle

kampfunfähigen Personen nach Athen geschafft. Die Zurückgebliebenen waren vierhundert Platäer, achtzig Athener und hundertundzehn Weiber, welche für die Kämpfer das Essen bereiteten. Aber diese Wenigen trafen mit unverdrossenem Eifer alle Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt. Da, wo der feindliche Wall sie bedrohete, setzten sie ein hölzernes Stockwerk auf die Mauer und fügten Ziegelsteine aus den benachbarten Häusern ein, welche sie zu diesem Zwecke abtrugen. An der Außenseite bedeckte man diesen Bau mit ledernen Schläuchen und Fellen, damit die Arbeiter und das Holz vor den Feuergeschossen*) der Feinde sicher wären. So stieg die Mauer zu ansehnlicher Höhe; aber eben so schnell erhob sich ihr gegenüber der Wall.

Die Platäer kamen nun auf den glücklichen Einfall, da, wo der Wall die Mauer berührte, in der Mauer eine Oeffnung zu machen, durch welche sie den Schutt hereinschafften. Als dies die Peloponnesier bemerkten, stampften sie Lehm in Schilfkörbe und füllten damit die entstandene Lücke aus. Da nun diese nicht wie der lockere Schutt herunterſinken und fortgetragen werden konnten, so mußten die Platäer jenes Verfahren aufgeben und ein anderes versuchen. Sie gruben nun von der Stadt aus einen unterirdischen Gang, und als sie vermuthen konnten unter dem Walle zu sein, gruben sie aufwärts und schafften den Schutt von unten hinweg in die Stadt; und dies blieb denen, welche außerhalb waren, lange verborgen, so daß das Aufschütten wenig mehr fruchtete, da die Füllung immer wieder nachsank.

Indeß überlegten sich die Platäer, daß sie bei so weniger Mannschaft gegen eine solche Ueberzahl der Belagerer die Stadt in ihrem ganzen Umfange nicht würden halten können. Sie gaben es daher auf, ihre Mauer in der angegebenen Weise noch mehr zu erhöhen und nahmen ein anderes Werk vor. Sie fingen nemlich an, eine neue Mauer zu errichten, welche an den beiden Enden des Walles der alten Mauer sich anschloß und von da im halbmondförmigen Bogen sich in die Stadt hineinzog. Der Zweck dabei war, daß, wenn auch der Feind die große Mauer erstürmt hätte, er diese zweite vor sich fände, gegen welche er abermals einen Wall aufführen müßte, wobei er in Gefahr käme, von beiden Seiten beschossen zu werden.

Unterdessen brachten die Peloponnesier ihr Sturmzeug gegen die Stadt heran. Eine der Maschinen wurde gegen das Stockwerk auf der Mauer aufgerichtet und erschütterte es gewaltig; andere arbeiteten gegen andere Stellen der Mauer; die Platäer aber warfen Stricke um dieselben und zogen sie um. Auch hatten sie noch ein anderes Mittel, das Sturmzeug unschädlich zu machen. Sie befestigten große Balken zu beiden Seiten an langen Ketten und spannten sie quer an zwei Stangen, welche sich auf die Mauern stützten und schräg darüber hinausragten, aufwärts zurück. Wenn dann der Sturmbock in Begriff war, an die Mauer anzuprallen, so ließen sie den Balken an den sich schnell abspannenden Ketten aus den Händen los, und da er mit jäher Gewalt auffiel, schlug er dem Mauerbrecher den Kopf ab.

Da nun also die Peloponnesier hiermit nichts ausrichteten, machten sie einen Versuch, die Stadt, die nicht sehr groß war, in Brand zu stecken; denn sie sannen auf alle mögliche Mittel, sie ohne großen Aufwand und ohne förmliche Belagerung in ihre Gewalt zu bringen. Sie schafften demnach Reisbündel herbei und füllten damit zunächst den Raum zwischen den Stadtmauern und dem Walle aus, und da dies wegen der vielen arbeitenden Hände bald vollbracht war, so häuften sie das Reisig auch an den übrigen Seiten der Stadt auf, so weit dies geschehen konnte. Hierauf schleuderten sie Feuerbrände mit Schwefel und Pech in das Holz und zündeten es an; das gab eine so gewaltige Flamme, wie man bis auf jenen Tag noch keine gesehen hatte, und wenig fehlte, so wären die Platäer, welche allen bisherigen Angriffen glücklich entgangen waren, verloren gewesen. Denn innerhalb der Stadt konnte man vor Gluth auf eine weite Strecke hin sich jener Stelle nicht nähern; und hätte noch in dieser Richtung, worauf die Belagerer gerechnet hatten, der Wind sich erhoben, so wären die Platäer nicht zu retten gewesen. Zum Glücke aber trat ein Gewitter mit gewaltigem Regenguß in's Mittel und löschte die Flamme.

Seitdem gaben die Peloponnesier die Hoffnung auf, unter den vorliegenden mißlichen Umständen die Stadt einzunehmen, und beschlossen daher, sie vorläufig nur rings mit Verschanzungen einzuschließen. Dies thaten sie, indem sie die Arbeit unter die Truppen der Städte vertheilten, und um die Zeit, wo der Stern Arktur in der Frühe sichtbar wird (d. i. in der Mitte des Septembers), war alles fertig. Sie ließen für die eine Hälfte der Verschanzung eine Besatzung zurück, die Bewachung der anderen Hälfte übernahmen die Boiotier; darnach zogen sie ab, ein jeglicher in seine Heimath.

Im nächsten Winter des folgenden Jahres (428) begann der Mangel an Lebensmitteln die eingeschlossenen Platäer hart zu bedrängen, und da auf eine Entsetzung von Seiten Athens nicht zu hoffen war, noch auch eine andere Hülfe sich zeigte, so beschloß man einen allgemeinen Ausfall, um sich nach Attika durchzuschlagen. Zu diesem kühnen Unternehmen gaben Theänetos, der Wahrsager, und Eupompidas, der Feldherr, ihnen die Anleitung. Späterhin trat die Hälfte der Mannschaft, der dieses Wagestück allzubedenklich erschien, davon zurück, die andere Hälfte aber, etwa zweihundert und zwanzig Mann, beharrete bei ihrem Vorsatze.

Die Einschließungswerke der Peloponnesier bestanden aus zwei Ringmauern, die eine gegen die Ausfälle der Platäer, die andere für den Fall eines Angriffs von Athen her errichtet. Der Zwischenraum zwischen beiden betrug sechzehn Fuß und war mit Wohnungen für die Wachen so dicht besetzt, daß das Ganze gleichsam Eine Mauer mit Brustwehren auf beiden Seiten bildete. Je nach zehn Brustwehren kam ein hoher Thurm, dessen Umfang sowohl an die äußere, als an die innere Mauer stieß, so daß man innerhalb der Ringmauern nicht daneben vorbeikonnte, sondern mitten durch ihn gehen mußte. Endlich lief noch längs der äußern und innern Seite der Verschanzungen ein Graben hin, aus dessen lehmiger Erde man die Backsteine für die Ringmauern gebrannt hatte.

Diesen schwierigen Verhältnissen gemäß machten jene kühnen Männer, welche sich durchzuschlagen entschlossen waren, ihre Vorkehrungen. Zunächst verfertigten sie Leitern, mittelst deren sie die feindliche Mauer übersteigen wollten.

*) Pfeile, mit brennendem Werg umwunden, und dergl.

Die dazu erforderliche Höhe maßen ſie nach den Schichten der Ziegelſteine, was durch den Umſtand möglich wurde, daß die Mauer nach der Stadtſeite hin nicht übertüncht war. Dieſe Zählung der Schichten nahmen viele zugleich vor, ſo daß, wenn auch etliche ſich verzählten, die meiſten doch die richtige Zahl treffen mußten. Auch thaten ſie dies zu wiederholten Malen und in nicht allzugroßer Entfernung, wo die Mauer zu dieſem Zwecke deutlich genug geſehen werden konnte. So berechneten ſie alſo aus der Dicke der Ziegel und der Anzahl ihrer Lagen das Längenmaaß, welches ſie den Leitern geben mußten.

Nachdem ſie nun alle Anſtalten getroffen hatten, warteten ſie eine ſtürmiſche und regneriſche Nacht ab, wo der Mond nicht ſchien und die Wachen, wie ſie bei ungeſtümem Wetter zu thun pflegten, von den Bruſtwehren auf der Mauer in die Wachtthürme ſich zurückgezogen hatten. Unter der Leitung der Männer, welche dieſen Rettungsplan entworfen hatten, überſchritten ſie zuerſt den Graben, welcher die Stadt einſchloß und näherten ſich dann der feindlichen Mauer. Wegen der Dunkelheit konnten die Wachen ſie nicht bemerken und das Brauſen des Sturmes übertönte das Geräuſch ihrer Schritte; auch hielten ſie ſich in angemeſſener Entfernung von einander, damit nicht das Zuſammenſtoßen der Waffen ihre Annäherung dem Feinde verrathen möchte. Sie hatten nur leichte Rüſtungen an, um mit Gewandtheit ſich bewegen zu können, und nur der linke Fuß war mit einer Sandale bekleidet, damit ſie nicht auf dem lehmigen Boden ausglitten. So rückten ſie zwiſchen zwei Thürmen gegen die Mauer, wo ſie die Bruſtwehren unbeſetzt wußten, voran diejenigen, welche die Leitern trugen, und nachdem man dieſe angelegt hatte, ſtiegen zuerſt zwölf Leichtbewaffnete, jeder nur mit einem Bruſtharniſche und einem Dolche bewaffnet, hinan, geführt von Ammeas, Koroibos Sohn, welcher der erſte auf der Mauer war. Dieſen folgten weitere Leichtbewaffnete mit kurzen Lanzen, welchen andere, damit ſie deſto leichter emporklimmen könnten, die Schilde nachtrugen, um ſie ihnen zu reichen, wenn ſie dem Feinde nahe kämen. Als ſchon die meiſten oben waren, bemerken es die Wachen auf den Thürmen, indem ein Ziegel, an welchem ein Platäer ſich halten wollte, mit Geräuſch herabfiel. Sogleich wurde Lärm gemacht, die Beſatzung des Lagers eilte nach der Mauer, wiewohl bei der Finſterniß der Nacht und dem Toben des Sturmes Niemand gewahren konnte, wo eigentlich die Gefahr drohete.

Zu gleicher Zeit aber machten die in der Stadt zurückgebliebenen Platäer einen Ausfall und berannten die Verſchanzungen der Peloponneſier an einer anderen Stelle, als wo ihre Leute dieſelben überſtiegen hatten, um die Aufmerkſamkeit der Feinde ſo viel als möglich von ihnen abzulenken. Dieſe Maaßregel verſetzte die Peloponneſier in lärmende Unruhe, ſo daß Niemand wagte, ſeinen Wachtpoſten zu verlaſſen; denn ſie ſchwebten in peinlicher Ungewißheit, was ſie von dem Vorfalle denken ſollten. Eine Schaar aber von dreihundert Mann, welche für einen ſolchen Fall dazu befehligt war, zog aus der Verſchanzung nach der Richtung hin, woher der Lärm kam. Auch gab man durch Feuerzeichen denen in Theben kund, daß der Feind da ſei. Aber auch die Platäer zündeten auf ihren Mauern Lärmfackeln an, die ſie zu dieſem Zwecke ſchon vorher bereitgehalten hatten, damit die Feinde, durch dieſe Zeichen irre gemacht, nicht ausrücken möchten.

Mittlerweile hatten jene, welche die erſte Ringmauer des Lagers bereits erſtiegen hatten, die Wachen der beiden nächſten Thürme niedergemacht und die Durchgänge derſelben von innen beſetzt. Darauf legten ſie von der Mauer aus Leitern an die Thürme und halfen den übrigen herauf. Während nun die in den Thürmen von oben und unten die heranſtürmenden Feinde mit Geſchoſſen abwehrten, überſtiegen die Andern in größerer Anzahl den Zwiſchenraum zwiſchen den Thürmen. So wie einer ſo weit vorgedrungen war, machte er am Rande des Grabens Halt und beſchoß mit Pfeilen und Wurfſpießen diejenigen, welche etwa längs der Mauer anrücken und das Ueberſetzen verhindern wollten. Als dieſe alle hinüber waren, ſtiegen auch jene auf den Thürmen herunter, wobei die letzten einen ſchweren Stand hatten, und rückten gegen den Graben vor. Dort nun ſtürmten die dreihundert, welche ausgerückt waren, ihnen entgegen. Da ſie aber Fackeln mit ſich führten, die Platäer dagegen im Dunkeln am Rande des Grabens ſtanden, ſo konnten dieſe ihre Gegner deutlicher ſehn und mit Pfeilen und Wurfſpießen nach den unbedeckten Theilen ihres Körpers zielen, während die Wirkung der feindlichen Geſchoſſe weit ungewiſſer und erfolgloſer war. So entkamen auch die letzten der Platäer glücklich über den Graben, wiewohl mit Mühe und großer Anſtrengung. Denn er war zwar zugefroren, aber das Eis nicht ſtark genug, um darauf gehen zu können; denn der Oſt- und Nordwind hatte es mürbe gemacht, und vom Schneefall war der Graben voll Waſſer, ſo daß ſie ſich kaum über demſelben halten und hinüberkommen konnten.

Nachdem ſie dieſes letzte Hinderniß überwunden hatten, rückten ſie in geſchloſſenem Zuge auf der Straße nach Theben vorwärts. Dieſen Weg nemlich erwählten ſie, weil ſie vorausſetzten, daß die Peloponneſier bei der Verfolgung ſie ſchwerlich auf derjenigen Straße ſuchen würden, welche die Platäer in feindliches Gebiet führte; und wirklich ſahen ſie auch, wie ihre Verfolger mit Fackeln die Straße nach Athen gegen den Kithäron und Drwoskephalä einſchlugen. Sechs oder ſieben Stadien weit gingen die Platäer auf der thebäiſchen Straße fort, alsdann wendeten ſie ſich und nahmen den Weg gegen Erythrä und Hyſiä auf das Gebirge zu, erreichten daſſelbe und kamen nach Athen. Es waren an der Zahl zweihundert und zwanzig, denn etliche waren ſchon, ehe ſie die Verſchanzungen überſtiegen hatten, entmuthigt in die Stadt zurückgekehrt, und ein Bogenſchütz war außerhalb des Grabens gefangen worden. Die Feinde hatten die Verfolgung aufgegeben; die in der Stadt zurückgebliebenen Platäer ſahen das ganze Unternehmen für verunglückt an, da diejenigen, welche umgekehrt waren, ihnen geſagt hatten, daß Niemand mit dem Lebea davongekommen ſei. Sie ſandten daher mit Tagesanbruch einen Herold in's feindliche Lager, durch welchen ſie um Waffenruhe zur Beſtattung ihrer Todten bitten ließen und erfuhren nun die Wahrheit, daß kein Todter vorhanden und das Wageſtück jener Männer vollkommen gelungen ſei.

In dem darauf folgenden Sommer (427) nöthigte endlich der Hunger die zurückgebliebenen Platäer, ſich auf Vertrag an die Peloponneſier zu ergeben. Dieſe nemlich hatten bei einem Sturme, welchen ſie gegen die Stadt unternahmen, bemerkt, daß ſich die Belagerten vor Entkräftung nicht mehr wehren konnten. Der lakedämoniſche Befehlshaber ließ ihnen daher ſagen: wenn ſie ſich frei-

Digitized by Google

willig den Lakedämoniern ergeben und diese als Richter anerkennen wollten, so würde er nur die Schuldigen und keinen ohne Urtheil und Recht bestrafen. Auf diesen Vertrag übergaben sie die Stadt. Die Peloponnesier reichten ihnen einige Tage lang Nahrungsmittel, wodurch sie wieder zu Kräften kamen, und während der Zeit trafen die fünf zu Richtern bestellten Männer aus Sparta ein. Darauf wurden die Gefangenen vorgefordert und, ohne daß man ihnen bestimmte Klagepunkte vorlegte, nur gefragt: ob sie den Lakedämoniern und deren Verbündeten in dem gegenwärtigen Kriege irgend einen Dienst erwiesen hätten? Sie baten hierauf um die Erlaubniß, sich weitläufiger aussprechen zu dürfen, und wählten aus ihrer Mitte den Astymachos und Lakon, der ein Staatsgastfreund der Lakedämonier war, zu ihren Wortführern. Diese wendeten sich an die Richter mit folgendem Vortrage:

„Wir haben euch, Lakedämonier, unsere Stadt in dem Vertrauen übergeben, daß unsre Sache vor Gericht nicht auf diese Art, sondern in gesetzmäßiger Form werde geführt werden, und zählten dabei auf eure Unparteilichkeit. Jetzt aber fürchten wir, in beidem uns getäuscht zu haben. Denn statt uns, wie zu erwarten, vorläufige bestimmte Beschwerden vorzulegen, habt ihr uns nur eine kurze Frage gestellt, deren Beantwortung, wenn sie der Wahrheit gemäß geschieht, für uns nachtheilig ausfallen muß, im andern Falle aber ihre Widerlegung in sich selber trüge. Was sollen wir also darauf antworten? Fraget ihr uns als Feinde, so müssen wir sagen, es sei euch kein Unrecht geschehen, wenn ihr von uns keine Gefälligkeiten empfangen habt; sehet ihr uns aber als Freunde an, so ist die Schuld weit mehr auf eurer Seite, die ihr gegen uns zu Felde zoget. Denn wir können uns das Zeugniß geben, im Frieden wie im Kriege mit den Persern uns als wackere Männer bewährt zu haben: jenen haben wir nicht zuerst gebrochen und in diesem waren wir unter allen Boiotiern die Einzigen, welche nicht durch Sonderverträge mit dem Feinde das Ihre zu sichern suchten, sondern über ihr Vermögen alle Gefahren und Leiden dieses Kampfes mitbestanden haben. Euch insbesondere, ihr Lakedämonier, haben wir uns in jenen Zeiten stets als Freunde erwiesen; so damals, als wir euch in schwerbedroheter Lage ein Drittheil unsrer Mannschaft zum Beistande gegen die Heiloten sandten;*) und unbillig wäre es, dies zu vergessen. Sind wir aber späterhin aus Freunden eure Feinde geworden, so habt ihr selber uns dazu genöthigt. Denn als wir, von den Thebäern bedrängt, euch ein Schutzbündniß antrugen, habt ihr dies abgelehnt und uns an die Athener gewiesen, weil eure Wohnsitze zu entfernt wären. Jene haben uns den Beistand gewährt, den ihr verweigertet; unrühmlich wäre es gewesen, hätten wir nachmals eurer Aufforderung Folge geleistet und diejenigen verlassen und verrathen, die unsre Wohlthäter geworden und uns in ihr Bürgerrecht aufgenommen hatten. Es sind dies dieselben Grundsätze der Rechtschaffenheit, welche uns während der Perserkriege geleitet und den Beifall der Hellenen erworben haben; nun aber müssen wir derselben Gesinnungen wegen unseren Untergang fürchten, weil wir uns lieber nach Rücksichten des Rechtes an die Athener als zu unserm Vortheile an euch gehalten haben. Aber man sollte im Urtheile über dasselbe Betragen auch stets dieselben Grundsätze festhalten und rechtschaffene Bundesgenossen zu ehren wissen, auch wenn ihre Dienste einem Andern zu gute kamen.“

„Diese Gerechtigkeit erwarten wir jetzt von euch, ihr Lakedämonier! Ihr habt bis jetzt bei der Mehrzahl der Hellenen für Muster der Großherzigkeit gegolten. Sehet zu, ob es euch zum Lobe gereiche, wenn ihr über edle Männer, ihr, die ihr die edleren sein wollt, Ungebührliches verfügt. Mit Abscheu wird man vernehmen, daß Platäa von den Lakedämoniern zerstört worden und eine Stadt, deren Verdienste die vereinten Hellenen feierlich anerkannt haben, durch euch aus der Hellenenwelt hinweggetilgt sei. Denn auf diese Höhe des Unglücks ist es mit uns gekommen! Erst gehen wir zu Grunde durch die Feinde des gemeinsamen Vaterlandes, und nun sollen wir vor euch, einst unsern besten Freunden, durch den Einfluß der Thebäer unterliegen. Wir Platäer, die wir für das Wohl der Hellenen gekämpft und gelitten, stehen nun von allen verstoßen, einsam und hülflos da. Keiner von denen, welche damals unsere Bundesgenossen waren, stehet uns bei, und von euch, ihr Lakedämonier, unsrer letzten Hoffnung, fürchten wir, ihr möchtet nicht standhaft bleiben, sondern den Eingebungen derer folgen, welche von jeher uns übelwollend und feindselig begegnet sind.“

„Gleichwohl bitten wir euch bei den Göttern, die vormals Zeugen unsres Bundes gewesen, laßt euch erweichen und ändert euern Entschluß, wofern ihr etwa schon einen solchen gefaßt habt. Nehmet nicht, um anderen ein Vergnügen zu gewähren, die Last eines Verbrechens auf euch. Denn leicht ist es, unsre Leiber zu vernichten, aber schwer, das Unrühmliche einer solchen That auszulöschen. Laßt euch an jenen Tag erinnern, wo wir mit euch die glänzendste That vollbrachten, da wir heute in Gefahr stehen, das Schrecklichste zu erdulden. Sehet auf die Gräber eurer Väter, die, von der Perser Hand gefallen, in unsrem Lande bestattet wurden und noch alljährlich nach herkömmlichen Gebräuchen mit Erstlingen und Opfern geehret werden wie Waffenbrüder und Männer aus befreundetem Lande, — vergeltet uns nicht mit Undank, was wir ihnen an Liebe und Ehre erwiesen haben. Versetzet nicht ihre Gebeine in das Gebiet ihrer Mörder, indem ihr das platäische Land den Thebäern zu eigen gebt. Lasset die Fluren, auf welchen die Hellenen die große Freiheitsschlacht geschlagen, nicht unter das Joch der Knechtschaft kommen und die Heiligthümer der Götter, von welchen jene den Sieg erfleheten, nicht öde werden.“

„Wir schließen unsre Rede, weil es denn einmal sein muß, so schwer es auch Männern in unsrer Lage ankommt, denen mit dem Ende der Rede auch die Gefahr des Todes näher rückt. Eins nur erinnern wir noch: daß wir uns nemlich an euch, nicht an die Thebäer übergeben haben; denn lieber hätten wir das Entsetzlichste, den Hungertod, erduldet, als daß wir uns diesen, unsern grimmigsten Feinden, überliefert hätten. Darum beschwören wir euch, uns Platäer, die eifrigsten Freunde der Hellenen, nicht aus euern Händen zu geben, sondern unsre Retter zu werden und als die Befreier der übrigen Hellenen nicht unsern Untergang zu beschließen.“

So redeten die Platäer. Darnach traten die Thebäer vor und verlangten auch für sich das Wort, weil

*) Im dritten messenischen Kriege. s. S. 82.

ſie fürchteten, die Lakedämonier möchten durch jenen Vortrag zue Nachſicht geſtimmt worden ſein. Als Urſache ihres Zwiſtes mit den Platäern gaben ſie dies an, daß dieſelben von dem boiotiſchen Bunde, welcher unter der Leitung Thebens ſtand, ſich losgeſagt und lieber den Athenern angeſchloſſen hätten. Wegen ihres eigenen Uebertrittes zu den Perſern entſchuldigten ſie ſich damit, daß ſie damals keine freie Verfaſſung gehabt, ſondern unter der Leitung einigee Weniger geſtanden, welche ihren Willen gegen den der Geſammtheit durchgeſetzt hätten. Die Platäer dagegen hätten am Kampfe gegen die Perſer nur darum theilgenommen, weil ſie überall gemeinſame Sache mit den Athenern gehabt, denen ſie deshalb auch dann noch allen Beiſtand geleiſtet, als es jenen nicht mehr um Befreiung, ſonderu um Knechtung aller Hellenen zu thun geweſen. Zuletzt ſuchten ſie ſich auch darüber zu rechtfertigen, daß ſie am Neumondsfeſte Platäa unvermuthet beſetzt hätten; es ſei dies auf den Wunſch und Antrag der angeſehenſten Bürger dieſer Stadt geſchehn; dagegen gaben ſie den Platäern die frevelhafteſte Verletzung des Völkerrechtes Schuld, indem ſie diejenigen, welche ſich ihnen damals als Gefangene ergeben, ihrem ausdrücklich geleiſteten Verſprechen zuwider hingerichtet hätten.

Mit ſolchen Gründen drangen die Thebäer auf ſtrenge Beſtrafung ihrer Gegnee. Die lakedämoniſchen Richter, denen darum zu thun war, jenen ſich gefällig zu beweiſen, um ſich ihren Beiſtand im gegenwärtigen Kriege zu ſichern, ließen noch einmal jeden Einzelnen vorführen und legten ihm ohne weiteres dieſelbe Frage vor: ob er den Lakedämoniern während des Krieges irgend einen Dienſt geleiſtet? und ſo wie dies einer verneinte, ließen ſie ihn zum Tode abführeen. So tödteten ſie nicht weniger als zweihundert Platäer und fünfundzwanzig Athener, welche in der belagerten Stadt mit eingeſchloſſen geweſen. Die Weibee verſetzte man in Sclaverei. Die Stadt wurde von den Thebäern bis auf den Grund geſchleift; neben dem Tempel der Hera erbaueten ſie eine große Herberge, wozu ſie ſich der Dächer und Thürpfoſten der plataiſchen Häuſer bedienten. Von dem vorgefundenen Erz und Eiſen verfertigten ſie Weihgeſchenke für jene Göttin und errichteten ihr einen ſteinernen Tempel von hundert Fuß Länge. Die Ländereien erklärten ſie für Gemeingut der Thebäer und verpachteten ſie auf zehn Jahre.

Dies war das Ende Platäas, 427 v. Chr., nachdem es drei und neunzig Jahre lang im Bunde mit den Athenern geſtanden hatte.

4. Die Greuel auf Kerkyra.

In demſelben Jahre brach auf Kerkyra*) ein blutiger Bürgerkrieg aus. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Von den Seeſchlachten bei Epidamnos her (ſ. S. 92) war noch eine Anzahl von Kerkyräern kriegsgefangen in den Händen der Korinthier und wurde jetzt von denſelben in die Heimath entlaſſen, nachdem ſie insgeheim ſich verpflichtet hatten, dahin zu wirken, daß Kerkyra das Bündniß mit den Athenern aufgebe und auf die Seite der Peloponneſier trete. Als jene nun daheim in dieſem Sinne thätig waren, ſo gewannen ſie zwar die Reicheren und ariſtokratiſch Geſinnten für ihr Vorhaben, aber die Volkspaetei unter der Führung des Peithias ſtrebte mit Feſtigkeit dagegen. In Folge deſſen wurde Peithias mit ſechzig andern Rathsmitgliedern und Bürgern ſeines Anhanges in der Rathsverſammlung erdolcht und die Volkspartei durch den Beiſtand auswärtiger Hülfsmannſchaft überwunden. Sie flüchteten ſich hieeauf in die Burg und in die höher gelegenen Stadttheile, wäheend die anderu den Marktplatz, wo die meiſten von ihnen wohnten, und die Umgebung deſſelben beſetzt hielten. Beide Theile riefen die Sclaven unter dem Verſprechen ihrer Freilaſſung zum Beiſtand auf; die Mehrzahl derſelben trat auf die Seite der Volkspartei, welche denn auch, als man den Kampf erneuerte, durch den Vortheil der ſtärkeren Stellung und dee Mehrzahl die Oberhand gewann, wobei auch die Weiber ſie eifrig unterſtützten, indem ſie von den Häuſern Ziegel auf die Gegner warfen und bei dieſem Getümmel ſo viel Muth und Ausdauer bewieſen, als ihr Geſchlecht kaum erwarten ließ. Um ſich gegen einen nächtlichen Ueberfall zu ſchützen, zündeten die zum Weichen gebrachten Ariſtokraten ihre eigenen Häuſee rings um den Maekt an, wobei eine Menge Kaufmannsgüter vernichtet wurden und die Stadt ſelber der Gefahr einer völligen Einäſcherung kaum entging.

Endlich beachte der atheniſche Feldherr Nikoſtratos, welcher in jenen Tagen mit zwölf Schiffen in Kerkyra ankam, zwiſchen beiden Parteien einen Vergleich zu Stande: nur die zehn Schuldigſten unter denen, welche für den Abfall von den Athenern thätig geweſen, ſollten zur Strafe gezogen werden, die übrigen aber ungefähebet in ihrem Beſitzthum ſein; die Bürger von Kerkyra ſollten gegenſeitig ſich vertragen und ihr Staat mit den Athenern dieſelben Freunde und Feinde haben. Aber die Volkspartei, welche das jetzt duech die Gegenwart des atheniſchen Geſchwaders erlangte Uebergewicht zu benutzen gedachte und zu der Aufrichtigkeit der friedlichen Geſinnung ihrer Gegner noch kein Vertrauen hatte, ſchritt bald darauf zu neuen Gewaltthätigkeiten, nahm den Ariſtokraten die Waffen aus den Häuſern weg und würde die, welche man antraf, getödtet haben, wenn nicht Nikoſtratos es verhindeet hätte. Vierhundert der am Leben Bedroheten flüchteten ſich als Schutzflehende in den Tempel der Hera.

Kurz darnach ſchien die Herankunft einer peloponneſiſchen Flotte von drei und funfzig Schiffen den Bedrängten die erſehnte Hülfe zu bieten. In großer Verwirrung und Beſorgniß wegen des inneren Zerwürfniſſes und des heranſegelnden Feindes rüſteten die Kerkyräer ſofort ſechzig Schiffe aus und ließen ſie, ſo wie ſie bemannt waren, gegen die Peloponneſier auslaufen. Weil aber der Angriff immer nur in kleinen Abtheilungen und in ſchlechter Haltung geſchah, ſo fiel das Gefecht ganz zu ihrem Nachtheile aus und würde mit ihrer völligen Niederlage geendet haben, wenn nicht das atheniſche Geſchwader ſtatt ihrer den Kampf aufgenommen und den Rückzug der kerkyräiſchen Schiffe gedeckt hätte. Da nun die Kerkyräer befürchteten, die feindliche Flotte werde ihren Sieg benutzend zu einem An-

*) Bei den Römern Corcyra, jetzt Corfu genannt, im homeriſchen Zeitalter die glückliche Inſel der Phäaken.

griffe auf die Stadt selber fortschreiten, und das gegenwärtige Zerwürfniß unter der Bürgerschaft unter solchen Umständen um so bedenklicher erschien; so knüpfte man mit den in das Heiligthum Geflüchteten und ihren Gesinnungsgenossen Unterhandlungen an, wie die Stadt könne gerettet werden. Ein Theil derselben verließ darauf den Tempel und ließ sich zum Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung in die Schiffsmannschaft einreihen, um gegen die Peloponnesier zu kämpfen. Diese aber segelten in der nächsten Nacht, ohne daß sie einen Angriff auf die Stadt gewagt hätten, wieder nach Hause, weil sie durch Feuerzeichen von der Ankunft einer überlegenen Flotte der Athener benachrichtiget worden. Sobald sich aber die demokratische Partei zu Kerkyra durch diesen unvermutheten Glücksfall außer Gefahr sah, wurden jene, die auf ihr Zureden die Schiffe bestiegen hatten, an's Land gesetzt und ohne Erbarmen niedergemacht. Darauf zog man vor den Heratempel und suchte die Schutzflehenden zu bewegen, diese Freistätte zu verlassen und dem richterlichen Spruche sich zu unterwerfen. Funfzig derselben folgten dieser Aufforderung und wurden sämmtlich zum Tode verurtheilt; die übrigen aber, welche in dem Tempel zurückgeblieben waren, gaben sich selber den Tod, so gut sie konnten. Während der sieben Tage, welche die athenische Flotte unter Eurymedon im dortigen Hafen verweilte, tödtete man eine Menge derer, welche feindseliger Absichten gegen die Volksherrschaft beschuldigt wurden, unter dem Scheine gerichtlichen Verfahrens, wobei aber manche wegen persönlichen Hasses, andere des Geldes wegen, das sie ausgeliehen hatten, von ihren Schuldnern zum Tode gebracht wurden. Alle Todesarten kamen in diesen Schreckenstagen vor und alles, was unter solchen Umständen zu geschehen pflegt, ereignete sich hier und noch mehr als das. Der Vater tödtete den Sohn, man riß die Leute von den Altären weg oder brachte sie an denselben um; und doch war mit diesen bis dahin unerhörten Unmenschlichkeiten der Parteikampf nicht beschwichtigt.

Fünfhundert von der aristokratischen Partei hatten sich aus jenem Blutbade gerettet und verschanzten sich auf dem Berge Istone. Sie bemächtigten sich von dort aus des platten Landes und thaten durch kühne Raubzüge denen in der Stadt vielen Schaden. Erst im zweiten Jahre nach jenen Vorfällen gelang es mit Hülfe der Athener ihre Verschanzungen zu erobern. Sie übergaben sich hierauf dem Eurymedon gegen die Zusicherung, daß nur das athenische Volk über ihr Schicksal entscheiden solle, wogegen sie die Bedingung sich mußten gefallen lassen: wofern man einen treffe, der den Versuch zu entrinnen mache, so solle für alle der Vertrag nicht mehr gelten. Da nun die Vorsteher der demokratischen Partei zu Kerkyra befürchteten, die Athener möchten jenen das Leben schenken, so ersannen sie, um dies zu vereiteln, folgende List. Sie beredeten heimlich einige wenige unter den Gefangenen, bei der Ungewißheit ihres Schicksals ihr Heil in der Flucht zu versuchen, wozu sie ihnen selbst ein Schiff bereit halten wollten. Kaum aber waren sie ausgelaufen, als man sie auffing, und da somit der Vertrag gebrochen war, so wurden sämmtliche Gefangene den Kerkyräern ausgeliefert. Dies geschah aber darum, weil die athenischen Befehlshaber auf einer Kriegsfahrt nach Sicilien begriffen waren, und, während sie selbst dadurch sich verhindert sahen, diese Männer nach Athen zu überbringen, doch auch keinem anderen diesen Ruhm vergönnten.

Die Kerkyräer nahmen nun ihre gefangenen Mitbürger in Empfang, schlossen sie in ein großes Gebäude ein und führten sie darauf je zwanzig zum Tode. Geharnischte Krieger, zu beiden Seiten aufgestellt, bildeten eine Gasse, durch welche man die unglücklichen Schlachtopfer, an einander gebunden, hindurchführte. Nebenhergehende Männer trieben die Zögernden mit Geißelschlägen vorwärts, und jeder, der in der Reihe stand, ließ mit Hieben und Stichen seine Rachelust an denen aus, in denen er seine Feinde erkannte. Auf solche Art hatte man schon sechzig Gefangene herausgeführt und hingerichtet, während jene, die noch im Gebäude zurückgeblieben, der Meinung waren, man wolle ihnen nur einen andern Wohnort anweisen und bringe sie dorthin. Als sie aber durch Jemand erfuhren, welches Schicksal ihnen bevorstehe, weigerten sie sich das Gebäude zu verlassen und bedroheten jeden, der es wage, zu ihnen hereinzukommen. Die Kerkyräer aber hatten auch gar nicht im Sinne, mit Gewalt durch die Thüren einzudringen, sondern erstiegen das Dach des Gebäudes, nahmen die Wölbung desselben ab und warfen von oben Ziegel und Geschosse auf die Eingeschlossenen. Diese deckten sich dagegen, so gut sie konnten, die Meisten aber gaben zu gleicher Zeit sich selbst den Tod, sie stießen sich die Pfeile, welche jene herabgeschossen hatten, in den Hals oder hingen sich mit Stricken und mit Binden, die sie aus ihren Kleidern machten, an den Bettstellen auf, welche sich dort für sie vorfanden. Dieser entsetzliche Hergang setzte sich auch in einen großen Theil der Nacht hinein fort, bis alle, theils durch eigne Hand, theils durch die Geschosse von oben um's Leben gekommen. Als es Tag geworden war, lud man die Leichen der Gemordeten schichtenweise auf Wagen und schaffte sie aus der Stadt. Die Frauen aber, so viel sie deren in der Verschanzung gefangen genommen, versetzten sie in Sclaverei. Auf diese Weise wurden jene Kerkyräer, die sich auf dem Berge festgesetzt hatten, von der Volkspartei aus dem Wege geräumt.

Damit endigte dieser bis zu einem so furchtbaren Grad von Erbitterung gestiegene Parteikampf, nachdem auf Seiten der Unterlegenen nichts von Bedeutung mehr übrig war. Ein Schrei des Entsetzens ging mit der Nachricht von den Greueln auf Kerkyra durch ganz Griechenland, ihr Eindruck war um so ergreifender, weil es einer der ersten Fälle dieser Art war.

Späterhin wurde die ganze Hellenenwelt von derartigen Erschütterungen ergriffen, von welchen uns Thukydides in seinem unübertrefflichen Geschichtswerke über die ersten ein und zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges folgende ergreifende und warnungsvolle Schilderung giebt. „Ueberall — sagt er — fanden getheilte Interessen statt; indem die Führer der Volkspartei die Athener, die Oligarchen die Lakedämonier für sich zu gewinnen suchten. Im Frieden hätten weder die Einen noch die Andern Vorwand oder Lust gehabt, auswärtige Mächte zur Theilnahme an ihren inneren Angelegenheiten herbeizurufen; der Kriegsstand dagegen gab den Neuerungssüchtigen leicht die Mittel an die Hand, die Einmischung jener zu veranlassen, sowohl um ihre Gegner nieder zu halten, als auch um die eigne Parteisache zu fördern. Bei solchen

inneren Zerwürfnissen kamen über die Staaten viele Drangsale, wie sie aan jeher eingetreten und auch in der Folgezeit eintreten werden, so lange die menschliche Natur dieselbe bleibt, nur bald mehr bald minder heftig je nach dem Wechsel der Umstände. Drun im Frieden und Wohlstande haben die Staaten und die einzelnen Bürger mildere Gesinnungen, weil sie da nicht in unfreiwillige Noth gerathen. Der Krieg dagegen, der den Bedürfnissen des täglichen Lebens Abbruch thut, ist ein gewaltsamer Lehrer und gestaltet die Leidenschaften der Menge nach den Verhältnissen des Augenblickes. So brach der Parteikampf in den Städten aus, und wa dies erst später geschah, steigerte der Rückblick auf das anderwärts Vorgefallene das Neuerungsfieber bis in's Maaßlose, sowohl in Hinsicht der Ränke und der Hinterlist, die man anwendete, als der grausamen Rache, die man an seinen Gegnern ausübte. Ja selbst die gewöhnliche Bedeutung der Worte änderte man in dieser Zeit nach Gutdünken. Unaernünftige Verwegenheit hieß man gesinnungstreue Mannhaftigkeit, bedachtsames Abwarten nannte man dagegen einen Deckmantel der Feigheit. Tollkühne Leidenschaftlichkeit zählte man zu den nothwendigen Eigenschaften eines Mannes; wer dagegen in allen Dingen besonnen handelte, den nannte man schwerfällig und untauglich. Heimtückische Nachstellung belegte man mit dem schönen Namen der Vorsicht behufs der eigenen Sicherheit. Nur den Mißvergnügten hielt man für zuverlässig; wer ihm widersprach, war verdächtig. Parteigenossen hielt man werther als Blutsverwandte. Denn falsche Verbindungrn schloß man, nicht um auf dem Wege der bestehenden Gesetze einen rechtlichen Vortheil zu gewinnen, sondern um durch den Umsturz des Bestehenden seine selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen. Die Sicherheit der gegenseitigen Treue berubete nicht sowohl auf dem göttlichen Gesetze als auf gemeinschaftlicher Theilnahme am Verbrechen. Gütliche Anträge von feindlicher Seite her nahm man an, wenn der Gegner im Vortheile war, nicht aus edelmüthigem Vertrauen, sondern um sich gegen seine weiteren Unternehmungen zu decken. Eidschwüre der Versöhnung blieben nur so lange in Kraft, als die Verlegenheit dauerte, die sie gestiftet hatte, oder bis man anderswoher Zuwachs an Macht erhalten. Ueber seinen Gegner herzufallen, wenn er in gutem Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden es am wenigsten vermuthete, gereichte zu größerer Befriedigung als ein Sieg im offnen Kampfe, weil man dabei den Vortheil größerer Sicherheit hatte und zugleich den Preis überlegener Klugheit davontrug. Denn die meisten Menschen wollen lieber durch Schlechtigkeit den Namen kluger Leute gewinnen, als für rechtschaffen und einfältig gelten; sie schämen sich des Letzteren und rechnen sich jenes zur Ehre."

„Die Ursache aller dieser Erscheinungen lag in der Herrschaft, zu welcher dir Habsucht und der Ehrgeiz gelangten; aber diese nirderen Beweggründe verbarg man hinter dem glänzenden Aushängeschilde patriotischer Bestrebungen: die Einen, indem sie die politische Gleichheit aller, die Andern, indem sie eine gemäßigte Adelsherrschaft für das Ziel ihrer Bestrebungen ausgaben. Jeder Parteiführer gab vor, dem gemeinen Besten zu huldigen, scheute aber aor keinem nach so verworfenen Mittel zurück, um über seinen Widerwart abzusiegen."

„So nahm unter der gegenseitigen Befehdung der Partrien die tiefste Entsittlichung unter den Hellenen überhand. Gottesfurcht und Frömmigkeit hatten keinen Werth mehr. Schlichte Geradheit, die mit edler Gesinnung nahe verwandt ist, wurde verlacht und war bald verschwunden. Unredlichkeit und Argliſt erzeugte ein unbegrrnztes Mißtrauen, und zu dessen Beseitigung erschien keine Zusage bündig genug, keine Eidesformel furchtbar genug. Nachdem man aber einmal dahin gekammrn war, keinen Glauben an die Dauer irgend eines Verhältnisses zu hegen, war man nur noch darauf bedacht, wie man durch seine Klugheit und argwöhnische Vorsicht sich glücklich durchdringe."

„Unter salchen Umständen gewannen Leute oon geringerer Einsicht gewöhnlich dir Oberhand. Denn weil diese ihrer eignen Einsicht in gleichem Maaße mißtraueten, als sie die geistige Ueberlegenheit ihrer Gegner fürchteten, wenn es zur Verhandlung durch Reden käme: sa gaben sie der Sache statt durch Anhörung nnd Erwägung vernünftiger Gründe lieber mit der Fanst durch gewaltsame Thätlichkeiten den Ausschlag. Die Wahlgesinnten aber, in dem Wahne, baß sie die Gefahr schon zeitig genug merken würden, und in thörichter Verachtung ihrer Gegner, bielten nicht für nöthig, mit Gewalt sich zu nehmen, was ihnen aus guten Gründen gebührte, und gingen dann in Falge ihrer Wehrlosigkeit zu Grunde."

5. Der Kampf bei Pylos.

Auf riner Fahrt nach Kerkyra begriffen, wurde die athenische Flotte durch einen Seesturm genöthigt, in die Bucht von Pylos an der messenischen Küste einzulaufen. Einer der Feldherren, Namens Demosthenes, der sich schon auf früheren Feldzügen in diesem Kriege ausgezeichnet hatte, schlug vor, diesen Ort zu befestigen und so im Feindesgebiete selber festen Fuß zu fassen. Er machte daranf aufmerksam, daß man hier rinen großen Vorrath von Bauholz und Steinen finde, daß der Ort schon aon Natur fest und sammt einer weiten Strecke umher völlig unbewohnt sei. Seine Entfernung aon Sparta betrage nur vierhundert Stadien.*) Die Messenier in Naupaktos (s. S. 82), mit denen er van jeher in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, würden mit Frruden bie Besetzung dieses ihrem alten Vaterlande zugehörigen Platzes übernehmen und aon einem solchen Waffenplatze aus den Lakedämoniern vielen Schaden thun.

Die beiden Mitfeldherren des Demasthenes, Eurymeban und Saphakles, bezeigten wenig Lust zur Ausführung dieses Planes. Es gebe noch viele unbewohnte Vargebirge im Peloponnes, sagten sie, wenn er Lust habe, auf Kosten des Staates salche zu besetzen. Da aber das Kriegsaolk, als die See noch längere Zeit hin unfahrbar blieb, Langeweile hatte, ging es aon freien Stücken daran, den Vorschlag des Demosthenes auszuführen. Da sie keine eisernen Werkzeuge hatten, um die Steine zu behauen, sa suchten sie solche zusammen, die sich durch ihre natürliche Form zum Bauen schickten, den Lehm trugen sie aus

*) Zehn deutsche Meilen.

Mangel an Geschirren auf dem Rücken herbei; und weil der Ort an den meisten Stellen schon für sich haltbar war und daselbst keiner Befestigung bedurfte, so rückte das Werk rasch vorwärts, zumal da man sich beeilte, die angreifbarsten Stellen zu rechter Zeit auszubauen, ehe die Lakedämonier wider sie heranrückten.

Diese feierten aber damals gerade ein Fest, als die Nachricht davon einlief, und achteten wenig darauf; auch stand ihr Heer noch in Attika und auch dies verursachte einigen Aufenthalt. In sechs Tagen hatten die Athener die nöthigsten Befestigungen vollendet, und ließen, als sie ihre Fahrt nach Kerkyra fortsetzten, fünf Schiffe unter dem Befehle des Demasthenes zur Deckung des Platzes zurück.

Als die Peloponnesier, welche in Attika standen, die Besetzung von Pylos erfuhren, kehrten sie eiligst in die Heimath zurück; denn König Agis, des Archidamos Sohn, und die Lakedämonier sahen diesen Vorfall für keine unbedeutende Sache an. Gleich nach ihrer Heimkunft rückten die Spartiaten gegen Pylos aus, in kurzem folgten die übrigen Lakedämonier, auch die Hülfsvölker der Peloponnesier wurden auf's schleunigste dorthin entboten und die bei Kerkyra befindliche Flotte herbeigerufen. Denn sowohl von der Land- als von der Seeseite her gedachte man die Verschanzung der Athener anzugreifen und hegte keinen Zweifel, daß man dieser in der Eile errichteten und mit geringer Mannschaft besetzten Werke sich mit Leichtigkeit bemächtigen werde. Um aber die Dazwischenkunft der attischen Flotte, welche damals bei Zakynthos (Zante) lag, zu verhindern, wollte man die Eingänge des Hafens besetzen, was nach der Beschaffenheit dieser Gegend nicht schwer schien.

Dicht vor dem pylischen Hafen nemlich liegt eine langgestreckte Insel, Namens Sphakteria, und verengt die beiden Einfahrten in den Hafen dergestalt, daß durch die eine nur zwei, durch die andere nur acht aber neun Schiffe neben einander durchfahren können. Uebrigens war sie unbewohnt und daher noch mit Wald bedeckt, gebirgig und etwa funfzehn Stadien oder vierzig Minuten lang. Jene Einfahrten gedachte man durch dichtgestellte mit den Vordertheilen gegen einander gekehrte Schiffe zu sperren, und die Insel selber besetzte man mit vierhundert und zwanzig Schwerbewaffneten, ohne die Heilaten, welche das Gefolge derselben ausmachten.

Noch zur rechten Zeit, während die Peloponnesier gegen Pylos heranzogen, hatte Demasthenes heimlich zwei seiner Schiffe nach Zakynthos geschickt, um daselbst zu melden, daß der Platz in Gefahr sei; und traf jetzt seine Anstalten zur Vertheidigung. Er ließ die Kriegsschiffe, die noch bei ihm waren, unter die Verschanzungen heranziehen und mit Pfahlwerk umgeben. Das Schiffsvolk bewaffnete er mit schlechten, meist aus Weiden geflochtenen Schilden, denn in dieser menschenleeren Gegend waren keine Waffen zu haben; und so war es noch ein besonderer Glücksumstand, daß eben damals ein messenisches Raubschiff ankam, welches mit jenen ihm aushalf und gegen vierzig Schwerbewaffnete zu seinem Beistande an's Land setzte. Die Mehrzahl seiner Mannschaft, bewaffnete sowohl als unbewaffnete, stellte Demasthenes an die verschanzten Stellen nach dem Festlande hin, um die Angriffe der Landmacht abzuwehren. Er selber erlas sich alle vierzig Schwerbewaffnete und etliche Bogenschützen aus, zog aus der Verschanzung heraus an's Meer und stellte sich dort an denjenigen Stellen der Küste auf, wo, wie er glaubte, der Feind die Landung versuchen würde.

Unterdessen setzten sich die Lakedämonier in Bewegung, um die Festung zu gleicher Zeit mit dem Landheere wie mit der Flotte anzugreifen. Die letztere bestand aus dreiundvierzig Schiffen. Sie hatte sich in kleine Geschwader getheilt, da es nicht möglich war, mit mehreren zugleich einzulaufen. So ruheten sie wechselsweise aus, um einander im Kampfe abzulösen; die Kämpfenden aber sparten weder Mühe noch Eifer, um die Feinde aus ihrer Stellung zu verdrängen. Vor allen zeichnete sich Brasidas aus, der eine Galeere befehligte. Als er wahrnahm, daß die Schiffsführer und Steuerleute wegen der Schwierigkeiten des Uferplatzes die Landung zu lässig betrieben, aus Furcht, daß ihre Schiffe scheitern möchten, rief er ihnen zu: es sei unvernünftig, den Feind im eignen Lande zu dulden, um nur ein paar Stücke Holz zu schonen; es gelte um jeden Preis die Landung zu erzwingen, auch wenn dabei die Schiffe zerschellten. Indem er so die Anderen antrieb, nöthigte er den Steuermann seines eignen Schiffes, das Fahrzeug dicht an den Strand zu lenken, und betrat selber allen voran das Landungsbrett. Indem er aber auszusteigen versuchte, hieben die Athener auf ihn ein und brachten ihm viele Wunden bei, so daß er ohnmächtig in's Vordertheil des Schiffes zurücksank. Sein Schild fiel in's Meer, und da ihn die Athener späterhin auffingen, brachten sie ihn an dem Siegeszeichen an, welches sie wegen dieses Kampfes errichteten.

Trotz solcher Anstrengungen konnten die Lakedämonier doch auf keinem Punkte ihre Landung durchsetzen, da das felsige Gestade schwer zugänglich war und die Athener, von Demasthenes ermuntert, sich weder vom Brausen der Brandung noch vom schreckhaften Heranbringen der Schiffe bestürzen zu lassen, überall wacker Stand hielten und um keinen Schritt zurückwichen.

Nachdem man nun den ganzen Tag hindurch und einen Theil des folgenden gekämpft hatte, hielten die Lakedämonier eine Zeit lang sich ruhig, während einige Schiffe abgingen, um Holz zum Sturmzeug herbeizuholen, welches man, wenn nur erst die Landung bewerkstelligt wäre, mit raschem Erfolge gegen die Mauer der Feste auf dieser Seite anzuwenden hoffte.

Unterdessen kamen die vierzig von Zakynthos herbeigerufenen Schiffe der Athener an, und boten der lakedämonischen Flotte im offenen Meere ein Seetreffen an. Da aber diese nicht gegen sie auslief, so drangen jene durch beide Einfahrten in den geräumigen Hafen ein, denn aus Zufall war die beschlossene Sperrung unterblieben. Sie trafen die meisten der feindlichen Schiffe in der Mitte des Hafens schlagfertig aufgestellt, liefen gegen sie an und schlugen sie in die Flucht. Bei der Verfolgung nahmen sie fünf derselben gefangen, und viele wurden bei der Enge des Raumes stark beschädigt. Etliche wurden, während man sie noch bemannte und noch ehe sie auslaufen konnten, angebohrt, andere, von der fliehenden Mannschaft verlassen, am Schlepptau fortgeführt. Bei diesem Anblicke wurden die Lakedämonier von Schaam und Unwillen ergriffen, rückten vereint an den Strand des Meeres, faßten die Schiffe an und suchten sie festzuhalten. Glühender Eifer beseelte alle Kämpfer, und jeder meinte, die

Digitized by Google

Sache müſſe da einen übeln Ausgang nehmen, wo er ſelber nicht thätig dabeiwäre. Ein gewaltiges Getümmel erhob ſich bei den Schiffen und beide Theile ſchienen dabei ihre Kampfesweiſe gewechſelt zu haben, denn die Lakedämonier lieferten vom Lande aus gleichſam ein Seetreffen, während die Athener von den Schiffen aus wie in einer Landſchlacht fochten. Nachdem ſie ſich gegenſeitig viel zu ſchaffen gemacht und Wunden ausgetauſcht hatten, ließen ſie ermüdet von einander ab. Die Lakedämonier brachten die geretteten Schiffe in Sicherheit; und die atheniſchen Schiffe zogen ſich, nachdem ſie ſich der Schiffstrümmer bemächtiget, ein Siegeszeichen errichtet und die Todten ausgeliefert hatten, auf ihren früheren Standort zurück. Auf dem Feſtlande behaupteten die Peloponneſier ihre Stellung; aber die Mannſchaft der Spartiaten auf der Inſel Sphakteria war in Folge jenes unglücklichen Treffens vom übrigen Heere abgeſchnitten. Die atheniſchen Schiffe kreuzten um ſie und bewachten ſie wie eine ſichere Beute. Dieſe folgenreiche Seeſchlacht geſchah im Jahre 425 vor Chr. in demſelben Hafen, in welchem mehr als zweitauſend Jahre ſpäter (am 20. October 1827 nach Chr.) durch den Sieg bei Navarino die Befreiung der Neugriechen vom Joche der Türken entſchieden wurde.

Als die Nachricht von jenen Vorfällen in Sparta eingelaufen, begaben ſich die Obrigkeiten wie bei einem großen öffentlichen Unglücke in's Lager, um an Ort und Stelle nach eigner Anſchauung die nöthigen Anordnungen zu treffen. Da ſie die Unmöglichkeit ſahen, der eingeſchloſſenen Mannſchaft Hülfe zu bringen, und anderſeits ſie nicht der Gefahr ausſetzen wollten, durch Hunger aufgerieben oder durch die feindliche Uebermacht überwältigt zu werden; ſo ſchloſſen ſie einen Waffenſtillſtand mit den Athenern zu Pylos ab, während deſſen man eine Geſandtſchaft nach Athen abſchicken und über einen Friedensvertrag unterhandeln wollte. Die Bedingungen jenes Stillſtandes lauteten dahin: die Lakedämonier ſollten alle ihre Kriegsſchiffe, ſowohl die bei Pylos als im lakoniſchen Gebiete überhaupt dem Demoſthenes während der Dauer der Unterhandlungen übergeben und dagegen die Erlaubniß haben, denen auf Sphakteria täglich ein beſtimmtes Maaß von Mehl, Wein und Fleiſch zuzuführen; die Inſel ſollte aber von den Athenern bewacht bleiben, jedoch auf beiden Seiten jede Feindſeligkeit unterbleiben. Die Athener ſollten auf einem Kriegsſchiffe die lakedämoniſchen Geſandten nach Athen und wieder zurückbringen, nach deren Rückkehr die Waffenruhe aufhören und die ausgelieferten Schiffe in eben dem Zuſtande, in welchem ſie übergeben worden, den Lakedämoniern zurückgegeben werden ſollten.

Die Friedensanträge in Athen blieben ohne Erfolg, da die Athener, durch ihr unvermuthetes Glück ermuthiget, den Lakedämoniern Bedingungen ſtellten, auf welche dieſe nicht eingehen konnten, wenn ſie nicht ſich in den Augen ihrer Bundesgenoſſen herabſetzen wollten. Nachdem die Geſandtſchaft wieder zurückgekehrt und die Waffenruhe ſomit zu Ende war, forderten die Lakedämonier ihre Schiffe zurück; die Athener aber verweigerten ſie unter dem Vorwande, daß die Lakedämonier vertragswidrig einen Verſuch gemacht hätten, die Feſtung zu berennen. Die Lakedämonier widerſprachen und beſchwerten ſich, daß ihnen in Betreff der Schiffe Unrecht geſchehe; dann zogen ſie ab und begannen die Feindſeligkeiten. Auf beiden Seiten wurde mit beiſpielloſer Anſtrengung gekämpft. Die Peloponneſier hatten auf dem Feſtlande ein Lager aufgeſchlagen und machten häufige Anfälle auf die Feſtung, während ſie zugleich auf eine Gelegenheit lauerten, die eingeſchloſſene Mannſchaft auf der Inſel zu befreien. Die Athener dagegen ſchlugen alle Angriffe auf die Verſchanzung ab und hielten die Inſel in ſtrenger Huth. Bei Tage nemlich mußten zwei Schiffe, die in entgegengeſetzter Richtung ſegelten, unausgeſetzt ſie umſchiffen; bei Nacht aber legte ſich die ganze Flotte dort vor Anker, und nur, wenn die Winde zu ſtark weheten,

ließ man die Seeseite unbesetzt. Die Zahl der Schiffe war zu diesem Zwecke bis auf siebenzig verstärkt worden, und bei so strenger Abschließung hoffte man in kurzem auf die Uebergabe der Insel. Diese aber verzögerte sich wider Erwarten und zwar aus folgender Ursache.

Die Lakedämonier hatten hohe Geldpreise ausgesetzt für diejenigen, welche es unternähmen, den auf der Insel Eingeschlossenen Lebensmittel zuzuführen, und den Heloten, die solches bewerkstelligen würden, war die Freilassung zugesagt. In Folge dessen wagten nicht wenige, besonders Heloten, unter mancherlei Gefahren dieses Unternehmen, indem sie von irgend einer Stelle des Peloponnes, wo eine Gelegenheit sich darbot, ausliefen, bei Nachtzeit von der Seeseite her auf die Insel zusteuerten und landeten. Diejenigen, welche dies bei stillem Wetter vornahmen, wurden von den wachthabenden Schiffen der Athener aufgegriffen. Sie warteten daher gewöhnlich die Zeit ab, wo der Wind von der See her wehete und die feindlichen Kriegsschiffe sich von der Küste entfernter halten mußten. Dann konnten jene leichter unbemerkt entwischen und an der Insel anlegen, zumal sie ihre Fahrzeuge — deren Verlust ihnen vergütet wurde — nicht zu schonen brauchten und kühn an den Strand laufen ließen, wo die an den Landungsplätzen auf sie harrenden Wachen der Spartiaten sie in Empfang nahmen. Auch schwammen zuweilen in der Nähe des Hafens Taucher unter dem Wasser hin bis zur Insel und zogen am Tage Mohn, mit Honig vermischt, und gestoßenen Leinsaamen in Schläuchen nach sich. Beide Theile erschöpften sich in Kunstgriffen und Listen, die Einen, um die Eingeschlossenen mit Lebensmitteln zu versehen, die Andern, um solches zu verhüten.

Auf solche Weise zog sich die Sache ganz unerwartet in die Länge und versetzte die Athener, die auf eine rasche Entscheidung gehofft hatten, in eine entmuthigende Lage. Es fehlte in dieser öden Gegend nicht nur an Lebensmitteln, sondern auch an Trinkwasser. Denn es war eine einzige und zwar nicht reichhaltige Quelle vorhanden, nemlich auf der Burg von Pylos selber. Die Meisten mußten daher den Kiessand am Meere aufgraben und ein Wasser trinken, dessen Beschaffenheit man sich leicht denken kann. In ihrem Lager waren sie auf einen engen Raum eingeschränkt, und da es für die Schiffe an Ankerplätzen fehlte, so mußten sie mehrentheils auf der hohen See liegen. Zu dieser Noth der Gegenwart gesellte sich noch eine wahrhaft trostlose Aussicht auf die Zukunft, wenn der Winter sie überraschen sollte, ehe es ihnen gelungen wäre, die Insel zu nehmen; da alsdann die Zufuhr von Lebensmitteln um den Peloponnes herum ganz unmöglich werden und die stürmische Witterung sie nöthigen würde, die Einschließung lässiger zu betreiben, wodurch der Besatzung Gelegenheit geboten würde, entweder mit allem Nöthigen sich zu versehn und die Insel um so länger zu behaupten, oder während eines Sturmes auf den Fahrzeugen, die ihnen Lebensmittel zuführten, sich einzuschiffen.

Als die Nachricht von dieser Lage des pylischen Heeres nach Athen kam, war man in großer Verlegenheit, was man thun solle. Zudem erregte ihnen die meisten Besorgnisse der Gedanke, daß die Lakedämonier mit großer Zuversicht dem Ausgange dieser Sache entgegensehen müßten, weil sie keine Herolde mehr zur Anknüpfung von Unterhandlungen an sie abschickten. Sie bereueten jetzt, daß sie den Frieden, der ihnen früher von Seiten Spartas angeboten worden, nicht angenommen hatten, und wurden auf Kleon, der ihnen davon abgerathen, heftig erzürnt. Dieser, nach seiner gewöhnlichen Art, suchte die Schuld von sich auf andere zu wälzen. Die Sache sei gar nicht darnach, um deshalb den Frieden herbeizuwünschen: wenn nur die Feldherren — er zielte dabei auf Nikias — tüchtige Männer wären, so würde es ein Leichtes sein, durch einen Seezug sich der Leute auf der Insel zu bemächtigen. Hier fiel ihm das Volk in's Wort: „Ei, warum schiffst du denn nicht hin gegen die Spartiaten, wenn dich die Sache so leicht dünkt?“ Auch Nikias stand auf und erklärte: er und seine Mitfeldherren hätten nichts dagegen, wenn Kleon so viel Heeresmacht als ihm beliebe übernehme und den Versuch mache. Dieser glaubte im Anfange, es sei das nur leeres Gerede, daß Nikias ihm seine Stelle überlassen wolle, und erklärte um so dreister: ja, er sei dazu bereit. Als er aber merkte, daß jener im Ernst gesprochen, wurde ihm bange; denn er hatte nicht vermuthet, daß Nikias es wirklich über sich gewinnen würde, ihm zu weichen. Er suchte daher Ausflüchte, indem er sagte: nicht er, sondern jener sei Feldherr. Da drang Nikias abermals in ihn, sagte sich von der Befehlshaberstelle gegen Pylos förmlich los und rief dabei die Athener zu Zeugen auf. Je mehr nun Kleon auszuweichen versuchte, desto eifriger, wie es der Pöbel zu machen pflegt, blieb die Versammlung dabei, den Antrag des Nikias zu bestätigen, und schrie dem Kleon zu: er solle sich einschiffen. Da blieb ihm denn kein Mittel übrig, sich seines übereilten Erbietens zu entbinden, und seine Furcht hinter Prahlerei verbergend erklärte er: er übernehme den Seezug und fürchte die Lakedämonier nicht; er wolle hinschiffen und binnen zwanzig Tagen die Feinde entweder als Gefangene lebendig nach Athen bringen oder an Ort und Stelle niedermachen. Die Athener brachen über die Großsprecherei in ein Gelächter aus; indessen war es auch dem vernünftigen Theile der Bürgerschaft ganz erwünscht, daß es so gekommen; denn von zwei Vortheilen schien einer ihnen gewiß zu sein: entweder — so dachten sie — wenn die Sache übel ablaufe, so werde man diesen nichtswürdigen Kleon los (und dieser Fall war ihnen der wahrscheinlichere), oder, wenn diese Erwartung sich nicht erfülle, so bekomme man die Lakedämonier in seine Gewalt; und Eins wie das Andere schien gleichsehr wünschenswerth.

Nachdem ihm also die Athener die Leitung dieses Seezuges übertragen hatten, ließ Kleon sich den Demosthenes zum Gehülfen beigeben, da er von diesem erfahren, daß er, um dem Nothstande seiner Leute ein Ende zu machen, zu einem entscheidenden Wagstücke sehr geneigt sei und den Plan zu einer Landung auf Sphakteria bereits entworfen habe. Während er nun zur Abfahrt alles in Bereitschaft setzte, sandte er einen Boten nach Pylos voraus mit der Nachricht, daß er kommen und ein Hülfsheer mit sich bringen werde. Bald darnach langte er wirklich auf dem Kampfplatze an und schritt mit Demosthenes zur Ausführung seines Vorhabens.

Ein Zufall schien dasselbe zu begünstigen. Die Mannschaft eines wochehaltenden Schiffes war an einem abgelegenen Orte der Insel gelandet, um sich das Mahl zu bereiten; und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß einer ohne Vorsatz das nächste Gebüsch in Brand steckte, in

Folge deſſen der größte Theil des Waldes, der die Inſel bedeckte, vom Feuer verzehrt ward. Hierdurch wurden die Feinde ihrer beſten Schutzwehr beraubt und die Erſtürmung der Inſel, die jetzt keinen verſteckten Ort zum Hinterhalte mehr darbot, um ein gutes Theil unbedenklicher. Zugleich konnte Demoſthenes nun die Stärke der Beſatzung ſchätzen, und da er ſie weit zahlreicher fand, als er vermuthet hatte, ſchien es ihm um ſo mehr der Mühe werth, daß die Athener dieſe Sache mit allem Eifer in Angriff nähmen.

Bei Nacht wurden ſämmtliche Schwerbewaffnete auf wenige Fahrzeuge eingeſchifft. Dieſe landeten kurz vor Tagesanbruch an zwei Seiten der Inſel zugleich, nemlich an der Seeſeite und dem Hafen gegenüber. Sie ſetzten achthundert Geharniſchte an's Land, welche ſogleich im Sturmſchritt gegen die erſten Vorpoſten anrückten und dieſelben nieberhieben. Mit Anbruch des Morgens landete auch das übrige Heer auf etwa ſiebenzig Schiffen, nemlich achthundert Bogenſchützen, eben ſo viele andere leichte Truppen, die von Naupaktos zu Hülfe gekommenen Meſſenier ſo wie alle Uebrigen, die bei Pylos ſtanden, mit Ausnahme der Wachen auf den Feſtungswerken. Nach der Anordnung des Demoſthenes theilte ſich das Heer in einzelne Schaaren von je zweihundert Mann, welche die höchſten Punkte beſetzten und ſo den Feind auf allen Seiten bedroheten.

Die Spartiaten ſtellten ſich in Schlachtordnung und gingen auf die Schaar der Schwerbewaffneten, welche ihnen gerade gegenüberſtand, los, um mit ihr handgemein zu werden. Dieſe aber blieb ruhig ſtehn; ſtatt ihrer warfen ſich ihnen leichte Truppen entgegen und bedrängten ſie mit Geſchoſſen ſowohl von vorn als von beiden Seiten. So oft die Lakedämonier einen Ausfall machten, wichen ſie zurück und gewannen wegen der Leichtigkeit ihrer Rüſtung ohne Mühe den Vorſprung, während jene in ihren ſchweren Waffen auf dem unwegſamen Boden, welcher früher noch nie angebaut und daher ſehr uneben war, nur langſam folgen konnten. So kämpften ſie eine Zeit lang mit Wurfgeſchoſſen aus der Ferne gegen einander. Die Gegenwehr der Lakedämonier wurde nach und nach immer ſchwächer, da die wiederholten Anfälle von mehreren Seiten her ſie ſehr ermüdeten; und dieſe Wahrnehmung erhöhete den Muth des leichten Kriegsvolkes, indem es ſich immer mehr an den Anblick des Feindes gewöhnte, deſſen bloßer Name vorher jedem furchtbar geweſen war. Mit Verachtung eines Gegners, der ſie nicht auf eine ihren Erwartungen entſprechende Art empfangen hatte, drangen jetzt dieſe Truppen in geſchloſſenen Gliedern auf ihn ein, erhoben ein gellendes Feldgeſchrei und ſchleuderten Steine, Pfeile und Spieße, was eben jeder bei der Hand hatte. Die mit Staub vermiſchte Aſche der jüngſt verbrannten Waldung wirbelte dicht empor, Geſchoſſe aller Art ſchlugen mitten unter den Staubwolken wie ein Hagel in die Schaar der Lakedämonier. Da ihnen die Ausſicht von Staubwolken verdunkelt war und vor dem ſtarken Geſchrei der Feinde die Befehlsworte der Führer nicht verſtanden werden konnten, ſo wußten ſie ſich zuletzt gar nicht mehr zu helfen und gaben bei der ſie rings umgebenden Gefahr die Hoffnung auf, ſich irgendwie durch Gegenwehr zu retten. Endlich, als ſchon viele verwundet waren, weil ſie ſich beſtändig auf einer Stelle herumtummeln mußten, ſchloſſen ſie ihre Schaaren eng zuſammen und zogen ſich in die nicht weit entfernte Verſchanzung am äußerſten Ende der Inſel zurück. Dort nemlich, Pylos gegenüber, fällt das Geſtade nach der Seeſeite hin ſteil ab; auch von der Landſeite her war dieſer Punct am ſchwerſten anzugreifen und noch dazu durch eine alte, von ausgeleſenen Steinen erbaute Verſchanzung befeſtigt.

Wie nun die Lakedämonier dorthin ſich zurückzogen, drang das leichte Kriegsvolk mit noch weit ſtärkerem Geſchrei und um ſo kühner auf ſie ein; einzelne wurden von ihrer Schaar getrennt und niedergemacht, die Meiſten aber entkamen in die Verſchanzung und ſtellten ſich in Verbindung mit den daſelbſt befindlichen Wachtpoſten an allen angreifbaren Punkten ſchlagfertig auf. Die Athener ſetzten ihnen nach und beſtürmten den Platz mit großer Anſtrengung. Den größten Theil des Tages hindurch hielten beide Theile unter den Beſchwerden des Kampfes, des Durſtes und der Sonnengluth aus, indem jene den Feind aus ſeiner feſten Stellung zu vertreiben ſuchten, während dieſer ſie als ſeine letzte Zuflucht zu behaupten bemüht war.

Da nun der Angriff von dieſer Seite ohne allen Erfolg blieb, trat der Anführer der meſſeniſchen Hülfsſchaar zu Kleon und Demoſthenes und ſagte ihnen: wenn ſie ihm einen Theil der Bogenſchützen und der Leichtbewaffneten anvertrauen wollten, ſo hoffe er die Erſtürmung der Schanze durchſetzen zu können. Man gab ihm, was er verlangte. Unbemerkt entfernte er ſich mit ſeiner Schaar vom Kampfplatze, ſtieg über die abſchüſſigen Klippen des Geſtades hin und klimmte mit größter Mühe im Rücken der Lakedämonier an jenen Stellen empor, welche ſie im Vertrauen auf die natürliche Feſtigkeit des Ortes unbeſetzt gelaſſen hatten. Die plötzliche Erſcheinung dieſer Männer auf der Anhöhe in ihrem Rücken ſetzte die Lakedämonier in die größte Beſtürzung und beſeelte dagegen die Athener, welche ihre Erwartungen erfüllt ſahen, mit deſto größerem Muthe. Von beiden Seiten angegriffen und, wenn man Großes mit Kleinem vergleichen darf, in derſelben bedrängten Lage wie vormals die bei Thermopylä, hielten die Lakedämonier nicht länger Stand, ſondern ſuchten ſich zurückzuziehn. Ein fernerer Widerſtand ſchien unmöglich, da ſie gegen eine überlegene Menge kämpften und aus Mangel an Lebensmitteln ganz entkräftet waren; zudem hatten ſich die Athener bereits der Zugänge bemächtigt.

Als nun Kleon und Demoſthenes ſahen, daß die Lakedämonier, wenn ſie auch nur noch einen Schritt weiter wichen, von dem nachdringenden Heere bis auf den letzten Mann niedergehauen würden, geboten ſie Stillſtand und thaten den Ihrigen Einhalt. Darauf ließen ſie durch den Herold an jene die Frage richten: ob ſie ihre Waffen und ſich ſelber den Athenern übergeben wollten, um nach Gutdünken über ſie zu verfügen? Da ließen die Meiſten ihre Schilde ſinken und erhoben die Hände, zum Zeichen, daß ſie den Antrag des Heroldes annähmen. Der Kampf hörte auf, die Führer beider Völker traten zu einer Unterredung zuſammen, Kleon und Demoſthenes von der einen Seite, von der anderen Styphon — dies war bereits der dritte Anführer der Spartiaten im Kampfe dieſes Tages, nachdem Epitadas und nach dieſem auch der Oberſte der königlichen Leibwache gefallen war. Styphon erklärte: ſie wollten ihre Entſchließung dem Gutachten derjenigen Lakedämonier anheimgeben, welche vor Pylos auf

dem Feſtlande lagerten. Demgemäß ging ein Herold dorthin ab nnd brachte den Beſcheid zurück: ſie ſollten über ihr Loos ſelbſt entſcheiden, nur ſollten ſie nichts thun, was die Ehre oerletzte. Nachdem ſie ſich nun unter einander berathen hatten, übergaben ſie den Athenern ſich und ihre Waffen. Von oierhundert und zwanzig Schwerbewaffneten, welche die Inſel beſetzt hatten, waren zweihundert achtundzwanzig gefallen, die übrigen wurden gefangen nach Athen gebracht; unter dieſen waren hundert nnd zwanzig Spartiaten*), welche noch dazu den erſten Familien in Sparta angehörten und mit den vornehmſten Männern daſelbſt oerwandt nnd befreundet waren. Von den Athenern waren nur wenige gefallen, da es zu keinem Handgemenge gekommen war.

Die Zeit der Einſchließung jener unglücklichen Beſatzung von Sphakteria hatte zwei und ſiebenzig Tage gewährt mit Einſchluß der zwanzig Tage, wo ihnen während des Waffenſtillſtandes regelmäßig Lebensmittel geliefert werden durften. Die übrige Zeit hindurch waren ſie nur durch heimliche Zufuhr erhalten worden; da der Anführer Epitadas aus Vorſorge jedem einen ſpärlicheren Antheil hatte zukommen laſſen, als der Vorrath verſtattet hätte, ſo fand man noch einen Theil deſſelben bei der Einnahme der Inſel vor.

Die Athener und ebenſo die Peloponneſier zogen ſich nun oon Pylos in ihre Heimath zurück; nnd Kleons Verſprechen, ſo vermeſſen es geweſen, war ſomit in Erfüllung gegangen: binnen zwanzig Tagen hatte er die Beſatzung von Sphakteria kriegsgefangen nach Athen gebracht.

Dieſes Ereigniß machte auf alle Hellenen einen ungewöhnlichen Eindruck. Niemand hatte bis dahin geglaubt, daß irgend eine Noth die Lakedämonier bewegen dürfe, die Waffen zu übergeben ſtatt kämpfend zu fallen; und man zweifelte, ob die Gefallenen und die Gefangenen von gleicher Art geweſen. Als aber ein atheniſcher Bundesgenoß einen der letzteren mit kränkendem Hohne fragte: ob die Gefallenen die Braven unter ihaen geweſen? gab ihm dieſer die lakoniſche Antwort: „Da müßte das Rohr (er meinte den Pfeil) oiel werth geweſen ſein, wenn es die Tapfern hätte herausfinden können.“

Die Athener beſchloſſeu nnn, die Gefangenen in Gewahrſam zu halten, bis man einen Vertrag abſchlöſſe, im Falle aber die Peloponneſier wieder einen Einfall in Attika machten, ſie ſofort hinrichten zu laſſen. Nach Pylos legten ſie eine Beſatzung. Die Meſſenier in Naupaktos ſchickten die Tüchtigſten aus ihrer Mitte dorthin als an einen Ort des helmathlichen Landes; und dieſe fügten den Lakedämoniern oon da aus viel Schaden zu, weil ſie einerlei Mnndart mit ihnen redeten, uemlich die doriſche. Die Lakedämonier, welche bisher dergleichen Raubzüge im eignen Lande nicht erfahren hatteu und noch weitere Verwirrungen befürchteten, da viele Heiloten ihnen entliefen und zu den Meſſeniern übergingen, machten wiederholte Verſuche, im Wege von Unterhandlungen mit den Athnern Pylos und ihre Gefangenen zurückzuerhalten. Die Athener aber machten zu hohe Anſprüche, und ſo oft jene auch kamen, wurdeu ſie unoerrichteter Dinge wieder heimgeſchickt. Erſt im Jahre 421 oor Chr. gelangten jene Unglücklichen in Folge des abſchloſſenen Friedensoertrags in ihre Heimath zurück. Hier aber traf ſie ein faſt noch härteres Loos als in deu Kerkern zu Athen, indem ſie wegen ihrer Uebergabe auf Sphakteria ia Schimpf und Unehre fielen (ſ. S. 54); und erſt als das Vaterland durch das Bündniß der Argeier, Mantineier und Eleier in große Gefahr kam, gab man ihnen die entzogene Bürgerehre zurück.

Dies ſind die Ereigniſſe oon Pylos.

6. Wie der Friede des Nikias zu Stande kam.

In dem nemlichen Sommer (425 v. Chr.), kurz nach jenen Vorfällen, unternahmen die Athener eine Heerfahrt zur See gegen das korinthiſche Gebiet unter der Leitung des Nikias. Gleich nach der Landnng kam es zu einem bitzigen Treffen, in welchem die Athener die Oberhand behielten und die Korinthier viele Leute ſammt ihrem Feldherrn Lykophron oerloren. Als aber an die Stelle der Geſchlagenen ein anderes Heer gegen die Athener anrückte, ſchifften ſie ſich wiederum ein und nahmen die Beute und ihre Todten mit. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich die zartſinnige Gewiſſenhaftigkeit, welche dem Nikias in nllemwas religiöſe Pflichten betraf, eigenthümlich war. Als man ſchon auf dem Meere war, erfuhr er, daß zwei Todte, die man nicht hatte finden können, auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben ſeien. Sogleich hielt er mit der Flotte an und ſchickte einen Herold an die Feinde, um jene Leichen zurückzuerhalten. Denn lieber wollte er dem Ruhme geſiegt zu haben entſagen**), als zwei ſeiner Mitbürger unbeerdiget laſſen. Nachdem er hierauf noch das troizeniſche Gebiet und die Gegenden oon Epidauros und Haliä geplündert hatte, kehrte er mit der Flotte nach Athen zurück.

Im folgenden Jahre (424 v. Chr.), eroberte er die Inſel Kythera*), welche Lakonien ganz nahe gegenüber liegt, und den Lakedämonieru als Landungsplatz für Laſtſchiffe oon Aegypten und Lybien, ſowie als Vormaner gegen feindliche Angriffe ihres Gebietes von der Seeſeite her ſehr werth war. Der Verluſt dieſer Inſel, ſo raſch nach den Unglücksfällen bei Pylos, verſetzte ſie daher in die größte Beſtürzung und machte ſie ſo muthlos, daß ſie eine Zeit lang gar nichts von Bedeutung zn unternehmen wagten; denn bei jeder neuen Unternehmung fürchteten ſie einen Fehltritt zn thun, da ſie aus bisheriger Ungewohnheit widriger Erfahrungen nun bei ihren Entwürfen die innere Bürgſchaft des Gelingens oerloren hatten.

Die Athener aber benutzten dieſe neue Eroberung mit großem Eifer zum Schaden der Lakedämonier, verheerten das lakoniſche Küſtenland bald da bald dort nnd nahmen endlich auch Thyrea ein. Dieſe Stadt lag an der Grenze zwiſchen Argolis und Lakonien nnd war von den Lakedämoniern ſeit dem Anfange dieſes Krieges den vertriebenea Aegineten (ſ. S. 98) zur Wohnung angewieſen worden, theils wegen der Verdienſte, welche dieſe zur Zeit des Erd-

*) Hier dies Wort im elgentlichen, engeren Sinne, vergl. S. 8.

**) Wer nach der Schlacht den Feind um Auslieferung ſeiner Todten bat, bekannte ſich für beſiegt und durfte kein Siegeszeichen aufrichten.

*) Das heutige Cerigo.

bebens und der Heilotenempörung ſich um Sparta erworben hatten, theils wegen der Zuneigung, welche ſie auch unter atheniſcher Botmäßigkeit den Lakedämoniern allezeit bewahrt hatten. Nachdem die Athener die Stadt ausgeplündert, ſteckten ſie dieſelbe in Brand und führten die unglücklichen Aegineten, ſo viel deren nicht im Handgemenge umgekommen waren, gefangen nach Athen, wo ſie, ein Opfer des von jeher gegen ſie gehegten Haſſes, den Tod erlitten.

Doch ſollte auch Athen eben von dieſer Zeit an durch eine Reihe von Unglücksfällen manche herbe Demüthigung ſeines Uebermuthes erfahren. Seit dem Jahre 427 hatten ſie, von der ioniſchen Stadt Leontinoi gegen das doriſche Syrakus zu Hülfe gerufen, den peloponneſiſchen Krieg auch nach Sicilien verpflanzt, in der Hoffnung, dieſe große und fruchtbare Inſel für ſich ſelber zu gewinnen und zugleich den Peloponneſiern die Getraidezufuhr von dort aus abzuſchneiden. Jetzt aber traten die ſiciliſchen Städte, nachdem ſie der gegenſeitigen Fehden müde geworden, zu einem friedlichen Vergleiche zuſammen, in Folge deſſen die atheniſche Flotte unverrichteter Dinge nach Hauſe zurückkehrte. Dies verdroß die Bürger von Athen dermaaßen, daß ſie die drei Feldherren mit Verbannung oder Geldbuße ſtraften: „weil ſie keine Eroberungen gemacht hätten.“ So mächtig waren damals durch den günſtigen Erfolg der meiſten Unternehmungen ihre Anſprüche geſtiegen, daß ſie glaubten, nichts dürfe ihre Pläne vereiteln und das Schwierige ebenſowohl als das Ausführbare müſſe ihnen bei größeren aber geringeren Mitteln in gleicher Weiſe gelingen.

Aber von jetzt an heimſuchte die Athener ein Mißgeſchick nach dem andern. Ein Anſchlag auf Megara ſchlug fehl, nachdem ſie bereits die damit verbundene Hafenſtadt Niſäa in ihrer Gewalt hatten; und ihre Hoffnung — durch heimliches Einverſtändniß mit der demokratiſchen Partei in verſchiedenen Städten Boiotiens dieſe ganze Landſchaft von ſich abhängig zu machen — endete mit der Niederlage bei Delion, wo ihr Feldherr Hippokrates mit tauſend Mann den Tod fand (424 v. Chr.). Zu gleicher Zeit bedrohete ſie Lakedämon mit der Ausſendung einer Heeresmacht an die Grenze von Thrakien, um die dortigen Pflanzſtädte und Bundesgenoſſen der Athener zum Abfalle zu bewegen. Dieſer Plan empfahl ſich den Lakedämoniern beſonders in zwiefacher Beziehung: einmal, indem ſie hofften, die Athener dadurch zur Einſtellung ihrer Streifzüge in das lakoniſche Gebiet zu nöthigen; ſodann aber, weil es ihnen erwünſcht war, einen Theil der Heiloten, der ihnen ſeit der Beſetzung von Pylos viele Beſorgniß einflößte, bei dieſer Gelegenheit zu beſeitigen. Sie machten daher bekannt, daß, wer von ihnen ſich vor dem Feinde tapfer halten würde, die Freiheit erhalten ſollte. Gegen zweitauſend der kühnſten und emporſtrebendſten Heiloten meldeten ſich dieſem Aufrufe folgend zum Kriegsdienſte. Mit bekränzten Häuptern als freie Männer führte man ſie in die Tempel, und bald waren alle verſchwunden, ohne daß Jemand erfuhr, was aus ihnen geworden. Die Krypteia hatte ſie verſchlungen (ſ. S. 13)!

Die Leitung des nach Thrakien abgehenden Kriegsheeres wurde dem edelſten Helden Spartas übertragen, dem **Braſidas**, einem Manne, der in Sparta dafür galt, daß er alles zu unternehmen fähig ſei; und ſeine bisherigen Proben von Kühnheit in Entſchlüſſen wie in der Ausführung rechtfertigten vollkommen dieſe Meinung. Am glänzendſten aber zeigte ſich ſeine außerordentliche Wichtigkeit für die Lakedämonier auf dieſem Feldzuge in Thrakien. Denn ſein gerechtes und gemäßigtes Betragen brachte dort bald ganze Landſchaften zum Abfalle von Athen. Ueberall trat er als Vorfechter und Befreier der Unterdrückten auf, eine Rolle, welche die Lakedämonier zwar vom Anfange dieſes Krieges her zum Schein übernommen hatten, die aber in Braſidas zur Wahrheit wurde. Er war der erſte Spartiat, der einen Feldzug in's Ausland machte und ſich dabei den Ruf eines durchaus rechtſchaffenen Mannes erwarb; und indem er dadurch die Meinung erweckte, daß auch die übrigen ihm ähnlich ſeien, flößte er den atheniſchen Bundesgenoſſen Zuneigung und Vertrauen zu den Lakedämoniern ein und gewann mit den Herzen der Bekriegten ihre Städte und Landſchaften.

Um dieſen immer weiter greifenden Fortſchritten der feindlichen Macht in jenen Gegenden einen Damm zu ſetzen, machten jetzt die Athener ungewöhnliche Anſtrengungen. Sie ſchickten ein Heer unter Nikias und Nikoſtratos dahin, welchen es in Abweſenheit des Braſidas gelang, etliche der abgefallenen Städte zu züchtigen. Doch kam es im Frühlinge des Jahres 423 zu einem Waffenſtillſtande zwiſchen Athen und Sparta, während deſſen man über die Bedingungen eines Friedensvertrages weiter unterhandeln wollte. Aber Kleon rieth auch diesmal zur Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten und begab ſich im Jahre 422 an der Spitze eines trefflichen Heeres nach dem Kriegsſchauplatze in Thrakien. Denn ſeit ſeinem Glücke bei Pylos hielt ſich dieſer eitle Mann ſeinem Mangel an Muth und Einſicht zum Trotz für einen gewaltigen Feldherrn, dem nichts widerſtehen könne. Planlos und ohne die erforderliche Verſtärkung abzuwarten, zog er vor Amphipolis, trat aber ſogleich wieder den Rückzug an, als er erfuhr, daß die geſammte Streitmacht des Feindes ſich in dieſe Stadt geworfen und daß man in der Gegend der Thore viele Fußtritte von Menſchen und Pferden vernehme, woraus ſich auf einen nahen Ausfall ſchließen laſſe. Kaum hatte er Kehrt gemacht, als Braſidas mit der Beſatzung aus zwei Thoren zugleich hervorbrach und mit Ungeſtüm ſich mitten auf das abziehende Kriegsvolk warf. Dieſes an ſich wackere Heer, welches aus lauter Bürgern von Athen und ſanft erprobten Truppen beſtand, aber nur mit Widerwillen einem ſo feigen und unwiſſenden Führer gefolgt war, gab unter dieſen Umſtänden ſeine Sache gleich anfangs verloren. Der eiligſt angetretene Rückzug hatte die Schaaren in Unordnung gebracht und nahm den Kriegern in gleichem Maaße das Selbſtvertrauen, als die Kühnheit der Gegner ſie in Beſtürzung verſetzte. So wurde das ganze atheniſche Heer, theilweis nach kurzer Gegenwehr, geſchlagen und flüchtete mit Mühe auf verſchiedenen Wegen über die Gebirge. Sechshundert Athener blieben auf dem Platze, darunter Kleon ſelber, welcher gleich im Anfange des Gefechts geflohen aber von einem leichten Schildträger eingeholt und getödtet worden war. Die Gegner hatten nur ſieben Todte; unter dieſen aber befand ſich Braſidas, der, nachdem er den linken Flügel in die Flucht geſchlagen, beim Angriff auf den rechten ſchwerverwundet vom Schlachtfelde in die Stadt gebracht worden. Dort erfuhr er noch den Sieg der Seinigen und gab wenige Augenblicke nachher den Geiſt auf. Sämmtliche Bundesgenoſſen begruben ihn unter bewaff-

Digitized by Google

netem Geleite auf dem Marktplatze, wo ihm auf öffentliche Kosten ein Grabmal errichtet wurde; die Amphipoliten ehrten ihn fortan als den rettenden Heros ihrer Stadt durch jährliche Opferfeste und Kampfspiele.

Nach der Schlacht bei Amphipolis ließen beide kriegführende Parteien gleichsam vor Entkräftung die Hände sinken. Von beiden Seiten zeigte man sich zu einem Vertrage geneigt. Das Schicksal selber hatte zwei der hauptsächlichsten Hindernisse des Friedens in Kleon und Brasidas mit Einem Schlage beseitigt. Denn diese beiden Männer waren zu aller Zeit die eifrigsten Beförderer des Krieges gewesen, freilich aus verschiedenen Beweggründen. Denn jener bedurfte ihn zum Deckmantel seiner Bosheit, dieser als Gehülfen zu ruhmvollen Thaten. Durch den Hintritt dieser Männer gewannen nun in beiden Staaten diejenigen freiere Hand, welche einen sicheren Glücksstand sowohl für sich selber als für die Gesammtheit nur durch die Versöhnung der beiden Großmächte Griechenlands zu begründen hofften. Dies war Nikias in Athen, und Pleistoanax in Sparta. Der Letztere nemlich war wegen seines vormaligen Rückzuges aus Attika (s. S. 91) der Verrätherei verdächtigt und des Landes verwiesen worden. Nach neunzehnjähriger Verbannung hatte man ihn auf den Rath des delphischen Orakels feierlich zurückgeholt und in sein Königthum wieder eingesetzt. Aber noch ruheten seine Feinde nicht und legten den Lakedämoniern jeden Unfall, der sie betraf, als eine Folge seiner gesetzwidrigen Zurückberufung aus. Darum also wünschte Pleistoanax den Krieg geendet zu sehen, weil er glaubte, daß im Frieden, wenn den Staat kein Unfall mehr betreffe, er auch für seine Person seinen Feinden unantastbar sein werde, und daß hingegen während eines Krieges die Obrigkeiten bei widrigen Ereignissen stets und immer dem Tadel der Menge ausgesetzt seien. Nikias aber wollte, so lange er noch unbetroffen von Mißgeschick bei seinen Mitbürgern in Ansehen stand, sein Glück sicher stellen und der Nachwelt den Ruhm hinterlassen, daß er, ohne dem Vaterlande einen Unfall zuzuziehen, seine Laufbahn vollendet habe. Er war aber der Meinung, daß man die Gefahren meiden und das Glück nicht auf zu harte Proben stellen müsse, um glücklich zu enden, und daß nur der Friede eine solche Gefahrlosigkeit gewähre. Daher gab er sich alle Mühe, die Freundschaft zwischen Athen und Sparta herzustellen, den übrigen Griechen von den bisherigen Drangsalen Ruhe und Erholung zu verschaffen und so für die folgende Zeit Glück und Wohlstand dauerhaft zu machen.

Diesem wohlwollenden Bestreben kam auch die öffentliche Meinung beifällig entgegen. Besonders die Begüterten, die älteren Bürger und der ganze Haufe der Landleute waren des Krieges satt; und seit man während des oben erwähnten Waffenstillstandes wieder einmal die Sicherheit, die Ruhe und den wechselseitigen Umgang mit seinen Gastfreunden und Bekannten genossen hatte, sehnten sich auch viele der Uebrigen nach einem ungetrübten, durch keine Kriegsunruhe gestörten Leben zurück. Mit Vergnügen hörte man jetzt die Chöre in den Schauspielen Stellen von der Art singen: „Ruhe mein Spieß, es mögen die Spinnen ihn umweben!“ Auch führte man das sinnige Wort Jenes, der einmal gesagt hatte: daß im Frieden der Haushahn statt der Trompete die Schlafenden wecke, gern im Munde und tadelte mit Entrüstung diejenigen, welche sich noch mit der gleich im Anfange des Krieges aufgekommenen Prophezeihung herumtrugen, daß dieser Krieg dreimal neun Jahre dauern müsse.*)

So traten denn Athen und Sparta mit einander in Unterhandlung und schlossen am Ende des zehnten Jahres nach dem Ausbruche dieses Krieges (4. April 421 v. Chr.) den Frieden ab. Dieser Vertrag sollte für die Athener und Lakedämonier und deren beiderseitige Verbündete funfzig Jahre ohne Gefährde und unverletzlich gelten zu Wasser und zu Lande. Jede der beiden Parteien sollte in ihren früheren Besitzstand zurückversetzt werden und daher zurückgeben, was sie im Kriege besetzt hätte. Ihre griechischen Bundesgenossen sollten die Athener nur als solche und nicht als Unterthanen behandeln; jede dieser Städte sollte unter Entrichtung der vormals von Aristeides festgesetzten Steuer (s. S. 77) unabhängig sein. Alle Beschwerden und Zwistigkeiten zwischen beiden Staaten und ihren Verbündeten sollten durch rechtliche Verhandlungen und nicht durch die Waffen erledigt werden.

Dieses waren die wesentlichsten Punkte jenes Friedens, welchen man schon damals seinem vorzüglichsten Beförderer zu Ehren den Frieden des Nikias nannte. Da er aber den Bundesgenossen Lakedämons, namentlich den Boiotiern, Megareern, Korinthiern und Eleiern zu vortheilhaft für die Athener schien, so verweigerten dieselben ihre Theilnahme an diesem Vertrage. Demzufolge schlossen die Athener und Lakedämonier zum gegenseitigen Schutz und Beistand auch ein Kriegsbündniß auf gleiche Zeitdauer. Gleichwohl wurden die Friedensbedingungen, besonders was die Herausgabe der besetzten Plätze betraf, weder von der einen noch von der andern Seite vollständig erfüllt; die streitsüchtigen Umtriebe der kleineren Staaten weckte und nährte zwischen den beiden Großmächten Griechenlands die alte Eifersucht und bot zu mancherlei Rechtsverletzungen die Hand; in Athen aber kam neben Nikias, dem besonnenen Hüther des Friedens, der junge, ruhmdürstige Alkibiades empor und riß den Staat nach kurzer Waffenruhe wieder in die Bahn des unheilvollsten Krieges.

*) Diese Sage ging wirklich in Erfüllung, da der peloponnesische Krieg im Jahre 431 vor Chr. begann und 404 endigte.

Alkibiades.

1. Im Knaben- und Jünglingsalter.

Für den Stammvater des Alkibiades galt Ajas der Telamonier, der sich im trojischen Kriege hochberühmt gemacht hatte und zu Athen als Heroe verehrt wurde. Von Seiten seiner Mutter Deinomache gehörte er dem Hause des Alkmäon zu, der ein Sohn des Kleisthenes war. Sein Vater Kleinias hatte sich im Seetreffen bei Artemision ausgezeichnet und später in der Schlacht bei Koroneia gegen die Boiotier seinen Tod gefunden; worauf des Xanthippos Söhne, Perikles und Ariphron, die mit ihm verwandt waren, die Vormundschaft über den verwaisten Alkibiades übernahmen. Schönheit des Leibes ließ ihn auf jeder Stufe seines Lebens, wie als Kind und Jüngling, so auch im Mannesalter anmuthig und liebenswürdig erscheinen, so daß sich an ihm der Ausspruch des Euripides bestätigte: daß alles Schöne auch eines schönen Herbstes sich erfreue. Selbst die etwas stammelnde Sprache stand ihm nicht übel und sein Geplauder hatte viel Einnehmendes. Dem mannichfaltigen Glückswechsel seiner Schicksale entsprachen die Widersprüche und die Veränderlichkeit seines Charakters. Unter den vielen und heftigen Leidenschaften seiner Natur trat der Ehrgeiz und die Begier, in allem der erste zu sein, am stärksten hervor und zeigte sich schon in seiner Kindheit.

Als er einst beim Ringen, fest umschlungen, in Gefahr stand zu unterliegen, zog er die Arme des Gegners nach seinem Munde und suchte sich mit Beißen zu helfen. Dieser ließ ihn sogleich los und sagte: „Pfui, Alkibiades! du beißest ja wie die Weiber!“ „Nein!“ versetzte er, „sondern wie die Löwen.“

Als kleiner Knabe spielte er einmal in einer engen Gasse mit Andern Würfel; und wie der Wurf eben an ihm war, kam ein Frachtwagen heran. Er bat den Fuhrmann ein wenig zu warten, denn der Würfel war gerade in das Fahrgeleise gefallen. Dieser aber gab kein Gehör und fuhr darauf zu. Die andern Knaben sprangen bei Seite, Alkibiades aber legte sich der Länge nach vor den Wagen auf's Gesicht und rief: „Fahr' nur zu, wenn du Lust hast!“ so daß jener, während alles mit Bestürzung und Angstgeschrei herbeilief, seinen Wagen zurückschieben und dem Willen des tollkühnen Knaben sich fügen mußte.

Als angehender Jüngling kam er eines Tages zu einem Schulmanne und bat ihn um eines der homerischen Bücher. Auf die Antwort desselben, daß er nichts von Homer besitze, gab er ihm, entrüstet über diese Gleichgültigkeit gegen das Hauptbuch der Hellenen, einen Backenstreich und ging seiner Wege.

Einst trat er in das Haus des Perikles, seines Vormundes, und verlangte ihn zu sprechen. Als er hörte, Perikles habe jetzt keine Zeit, denn er überlege sich, wie er den Athenern Rechnung ablegen wolle, ging er wieder fort mit der Bemerkung: „Ei! wäre es denn nicht besser, wenn er sich überlegte, wie er den Athenern nicht Rechnung ablegte?“

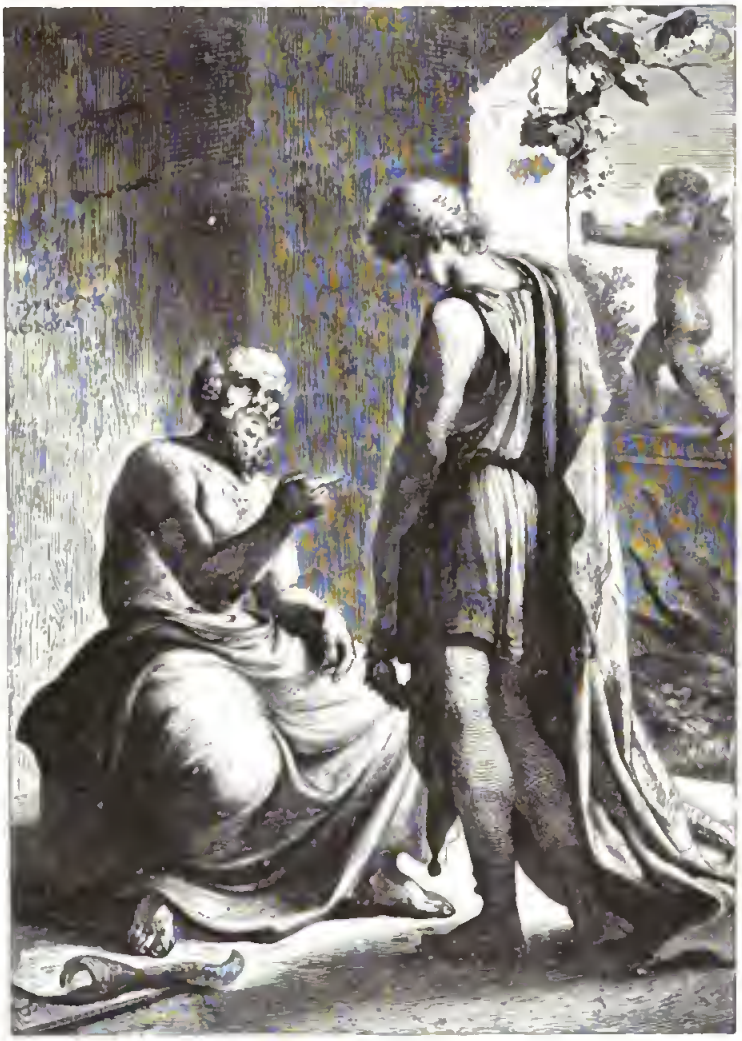
Im Unterrichte bewies er sich allen seinen Lehrern folgsam und voller Lerndegier. Nur das Flötenspiel zu lernen weigerte er sich und erklärte es für niedrig und unedel. „Das Lautenschlagen“, sagte er, „hindert nicht anständige Haltung und Gebärde, aber das Gesicht eines Flötenbläsers ist kaum seinen Freunden kenntlich. Beim Lautenschlagen kann man singen und sprechen, die Flöte aber legt Jedermann ein Schloß vor den Mund. Darum mag die Jugend Thebens sich dieser Kunst befleißigen, dieweil sie nichts zu sprechen weiß. Wir haben die Athene zur Stifterin und den Apollon zum Stammvater: nun warf aber jene die Flöte, die sie einst fand, wieder weg, und dieser zog gar dem Flötenspieler Marsyas die Haut über die Ohren.“ So entzog er sich mit Scherz und Ernst dieser Uebung und verleidete sie auch den übrigen Knaben, wodurch die Flöte nach und nach von den Vergnügungen der Edlen ganz ausgeschlossen ward und in Verachtung kam.

Zum Jünglinge aufgeblüht, wurden ihm von vielen Seiten her die schmeichelhaftesten Huldigungen zutheil, die doch meist nur seiner Schönheit galten: der weise Sokrates allein gab durch seine Liebe zu ihm ein gewichtiges Zeugniß für die Tugend und die trefflichen Anlagen des Jünglinges. Durch die herrliche Bildung dieses Leibes sah er auch eine reichbegabte Seele hindurchscheinen; und da ihn der Reichthum, die hohe Abkunft und der Schwarm der Schmeichler mit Besorgniß für die Zukunft des Alkibiades erfüllten, nahm er sich vor, ihn zu schützen und zu überwachen wie eine Pflanze, die schon in der Blüthe die Frucht, die in ihr verschlossen liegt, leicht verlieren oder verderben könnte. Schnell wurden sie Freunde; mitten unter dem Haufen der Augendiener und Verführer erkannte das edlere Selbst des Alkibiades den Mann, den er bedurfte, der ihm die Gebrechen seiner Seele aufdeckte und seine dünkelhafte Eitelkeit zu demüthiger Selbsterkenntniß herabdrückte. Alle Welt verwunderte sich über diesen Bund, als man ihn täglich mit Sokrates zu Tische sitzen, mit ihm sich im Ringen üben und im Kriege sogar das Zelt

Digitized by Google

theilen ſah.*) Vor ihm allein trug er Scheu und Ehrfurcht, während er allen andern ſtolz und herriſch begegnete. Wenn der Leichtſinn ihn mit ſich fortriß oder Verführung ihn auf ſchlechte Bahnen lockte, ſo ging Sokrates ihm auf allen Irrgängen ſeiner Jugend wie einem Flüchtlinge nach und rührte oftmals ſein bethörtes Herz durch ernſte Vorſtellungen bis zu Thränen.

Einer ſchuldete dem Andern das Leben. Alkibiades nahm, damals noch im erſten Jünglingsalter, an dem Feldzuge gegen Potidäa Theil (433 v. Chr.) und hatte den Sokrates nicht nur zum Zeitgenoſſen, ſondern im Gefecht auch zum Nebenmann. Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher beide ſich durch Tapferkeit hervorthaten. Als aber Alkibiades verwundet niederſank, trat Sokrates vor ihn hin, ſchirmte ihn mit ſeinem Schilde und rettete ihm vor aller Augen das Leben und die Ehre ſeiner Waffen. Von Rechtswegen alſo gebührte der Preis der Tapferkeit dem Sokrates. Da aber die Feldherrn dem vornehmeren Alkibiades dieſe Ehre zuzuwenden geneigt waren, wirkte Sokrates ſelber, um in ſeinem Zöglinge den Drang der Ehrliebe nach rühmlichen Thaten zu nähren, durch ſein Zeugniß dahin, daß demſelben der Siegerkranz nebſt der Waffenrüſtung zuertheilt wurde. Eilf Jahre ſpäter in der Schlacht bei Delion (ſ. S. 117) fand Alkibiades Gelegenheit, ſeinem Lebensretter zu vergelten. Die Athener waren in die Flucht geſchlagen. Alkibiades war zu Roß, während Sokrates zu Fuß mit wenigen ſich zu retten ſuchte. Als jener ihn erblickte, ſprengte er nicht gleich den übrigen vorüber, ſondern blieb ihm zur Seite und ſchützte ihn gegen die Feinde, welche auf dem Fußе nachfolgend viele der Flüchtigen niedermachten.



Fehltritt und Reue wechſelten in ſeiner leichtbeweglichen Seele oft ſo ſchnell wie Regen und Sonnenſchein im Aprilwetter. Dem Hipponikos, einem durch Reichthum und hohe Abkunft vielvermögenden Manne, gab er einſt einen Backenſtreich, nicht etwa im Zorn oder in der Hitze des Streites, ſondern nur zum Spaß, weil er ſich in einer Wette mit ſeinen Freunden dazu verbindlich gemacht hatte. Da man aber in der ganzen Stadt, wie ſich denken läßt, nur mit Unwillen von dieſem Frevel redete, begab er ſich gleich am andern Morgen in das Haus des Beleidigten, warf ſeinen Mantel ab und bot ſich ihm dar, um ſich von ihm auspeitſchen zu laſſen. Da gab Hipponikos ſeinen Zorn auf und verzieh ihm; ja nach einiger Zeit gab er ihm ſogar ſeine Tochter zum Weibe. Dieſe, Hipparete mit Namen, war eine tugendhafte und ihrem Mann ergebene Frau; aber die Ausſchweifungen des Alkibiades verbitterten ihr die Ehe dergeſtalt, daß ſie endlich ſein Haus verließ und bei ihrem Bruder, dem reichen Kallias, Zuflucht ſuchte. Alkibiades kehrte ſich nicht daran und ſetzte ſeine Schwelgereien fort. Als aber Hipparete vor der Behörde erſchien, um perſönlich, wie es das Geſetz verlangte, den Scheidebrief zu überreichen, trat Alkibiades unvermuthet herzu, faßte ſie in ſeine Arme und trug ſie über den Markt nach Hauſe, ohne daß es jemand wagte, ihn aufzuhalten oder ſie ihm zu entreißen. Von da an verblieb ſie bei ihm bis an ihren Tod, der nicht lange nachher erfolgte.

*) „Warum huldigeſt du, heiliger Sokrates,
Dieſem Jünglinge ſtets? kennſt du Größres nicht?
Warum ſiehet mit Liebe
Wie auf Götter dein Aug' auf ihn?"

Wer das Tiefſte gedacht, liebt das Lebendigſte,
Hohe Tugend verſteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weiſen
Oft am Ende zum Schönen ſich.

Hölderlin.

2. Alkibiades betritt die politiſche Laufbahn.

Zum erſten Male trat Alkibiades öffentlich vor dem Volke auf bei Gelegenheit einer freiwilligen Geldbeiſteuer, zu welcher der Staat zuweilen in Zeiten der Noth oder großer Unternehmungen aufzufordern pflegte. Unvorbereitet, wie ſo vieles in ſeinem Leben, war auch dieſer Schritt, welcher ernſteren Gemüthern eine Sache von ſo großer Bedeutung war.

Er kam eben vom Wachtelſchlag, einem Spiele, welches unſerm Hahnenſchlage ähnlich, bei den jungen Athenern ſehr beliebt war. Abſichtslos ging er der Verſammlung vorüber, und da er den gewaltigen Lärm der Bürger hörte, fragte er nach der Urſache; und als er hörte, daß man dem Staate freiwillige Beiträge gebe, trat er herzu und verwilligte gleichfalls eine Summe. Darüber bezeigte ihm das Volk mit Geſchrei und Händeklatſchen ſo ſtürmiſchen Beifall, daß er vor Freuden ſeine Wachtel vergaß, die ihm, durch den Lärm verſchüchtert, unter dem Mantel hervor entwiſchte. Darüber ſchrieen die Athener noch viel mehr; viele verließen ihre Sitze, um ſie ihm fangen zu helfen, bis ſie der Steuermann Antiochos endlich erhaſchte und dadurch ſich bei Alkibiades in große Gunſt ſetzte.

Alkibiades edle Geburt, ſein Reichthum, ſeine erprobte Tapferkeit, die Menge ſeiner Freunde und Verwandten eröffneten ihm einen weiten Zugang zur Staatsverwaltung. Zwar wollte er ſich die Macht über die Herzen des Volkes mehr durch ſeine hinreißende Beredtſamkeit, als durch irgend einen andern Vorzug erwerben; wie ihn denn auch nicht nur ſeine Zeitgenoſſen, ſondern ſelbſt Demoſthenes als den gewaltigſten Redner rühmen; indeß verſchmähte er keineswegs die äußerlichen Mittel, um in den Augen des Volkes zu glänzen. So erwarb er ſich unter anderem viel Ruhm durch die Menge ſeiner Roſſe und Rennwagen, deren er allein, (was vor ihm kein Privatmann, ja nicht einmal ein König gethan hatte), ſieben an der Zahl zu den olympiſchen Spielen ſchickte und damit den erſten, zweiten und dritten Preis gewann.

Trotz ſeiner Jugend verdrängte er gar bald die übrigen Volksführer mit Ausnahme des Phäax und des Nikias. Letzterer war weit älter als er, galt damals für den beſten Feldherrn und ſtand, beſonders ſeit dem Frieden, den er zwiſchen Athen und Sparta zu Stande gebracht, bei Freund und Feind in hohem Anſehn. Alkibiades gewahrte dies mit tiefem Verdruß und Neide. Zudem ſtand der Friedensſchluß ſeinen ehrgeizigen Plänen im Wege; er beſchloß, ihn zu Nichte zu machen.

Der erſte Schritt, den er in dieſer Sache that, war, daß er die Argeier in ihrem Widerwillen gegen die Spartaten beſtärkte und ihnen insgeheim Hoffnung zu einem Bunde mit den Athenern machte. Als nun die Lakedämonier die attiſche Grenzfeſtung Panaktos nicht, wie es der Vertrag forderte, in gehörigem Stande, ſondern geſchleift übergaben und mit den Boiotiern ein Bündniß ſchloſſen, nährte er gefliſſentlich die Erbitterung, welche die Athener hierüber empfanden, und tadelte zugleich in heftigen Reden das Verfahren des Nikias, welcher durch Unentſchloſſenheit und feigherzige Nachgiebigkeit gegen die Lakedämonier den Vortheil des Staates aus den Augen geſetzt und ſeinem Anſehn ſo viele Blößen gegeben habe. Nikias gerieth dadurch in eine üble Lage, als zum Glücke Geſandte aus Lakedämon ankamen, welche aufrichtig zur Aufrechterhaltung des Friedens mahnten und zugleich erklärten, daß ſie zu jedem billigen Vergleiche Vollmacht hätten. Der atheniſche Senat, dem dies ſehr willkommen war, ſetzte gleich für den folgenden Tag eine Volksverſammlung an. Alkibiades aber, beſorgt über den unerwünſchten Gang der Dinge, veranlaßte die Geſandten, vorerſt zu einer beſonderen Unterredung mit ihm zuſammenzutreten. Bei dieſer Zuſammenkunft redete er ſie mit folgenden Worten an: „Ihr Männer von Sparta, was habt ihr gemacht? Wie konnt' es euch verborgen bleiben, daß der Senat gegen die, die ſich an ihn wenden, die Mäßigung und Friedfertigkeit ſelber iſt; das Volk aber hoch hinaus will und weder Maaß noch Ziel kennt? Wenn ihr mit der Erklärung auftretet, daß ihr unbeſchränkte Vollmacht mitbringt, ſo wird es die unbilligſten Forderungen an euch ſtellen. Hinweg alſo mit dieſer Treuherzigkeit! Wollt ihr die Athener gemäßigt finden und euch nichts wider euern Willen abdringen laſſen, ſo verhandelt bei dem Vergleiche nur ſo, als hättet ihr keine Vollmacht. Wir werden euch dabei den Lakedämoniern zu Liebe auf's beſte unterſtützen.“ Er bekräftigte ihnen dies mit einem Eide und brachte ſie dahin, daß ſie ihr Vertrauen vom Nikias ganz zurücknahmen und auf ihn, deſſen Beredtſamkeit und Einſicht ſie in Verwunderung ſetzte, übertrugen. Am andern Tage erſchienen die Geſandten in der Volksverſammlung. Alkibiades richtete an ſie ganz freundlich die Frage: in welcher Eigenſchaft ſie bei dieſer Angelegenheit ſich betheiligen ſollten. Kaum aber erklärten ſie, daß ſie nicht unbedingte Vollmacht hätten, als Alkibiades mit Geſchrei und ſcheinbarer Entrüſtung auf ſie einfuhr, ſie unzuverläſſige, wetterwendiſche Männer ſchalt, deren Gegenwart in Wort und That nichts Gutes bezwecke. Unwille ergriff den Senat, Nikias, der von dem betrügeriſchen Spiele des Alkibiades keine Ahnung hatte, war über die veränderte Sprache der Geſandten betroffen und beſchämt und die ganze Verſammlung ſo aufgebracht, daß der beabſichtigte Vergleich gar nicht zu Stande kam.

Sofort wurde Alkibiades zum Feldherren ernannt und zog, was er durch ſeine Umtriebe ſchon vorbereitet hatte, Argos, Elis und Mantineia in den atheniſchen Bund. So wenig man nun auch die Art, wie er dabei zu Werke ging, gut heißen konnte, ſo mußte man es doch für ein Meiſterſtück gelten laſſen, wie er beinahe den ganzen Peloponnes in ſich ſelber zu entzweien und die Lakedämonier fern von Athen in einen ſo gefährlichen Kampf zu verwickeln wußte. Jedoch wurde für jetzt der Friede zwiſchen Sparta und Athen noch nicht förmlich aufgeſagt, wiewohl ſich beide Staaten ſo zu ſagen am dritten Orte und verdeckter Weiſe durch Bündniſſe und Gegenbündniſſe, durch Unterſtützung der Gegner und dergl. jeden möglichen Schaden zufügten. Zwiſchen den Argeiern und Lakedämoniern aber kam es 418 v. Chr. bei Mantineia zur offnen Feldſchlacht, in welcher die Erſteren vom Könige Agis geſchlagen und darnach zur Annahme einer oligarchiſchen Verfaſſung genöthigt wurden. Kurz darauf ſtellte aber Alkibiades die Volksherrſchaft in Argos wieder her und ließ die Stadt durch eine lange Mauer mit dem Meere verbinden, damit die Athener den Argeiern, im Fall ſie zu Lande von den La-

Digitized by Google

lebämoniern angegriffen würden, von der Seeseite her zu Hülfe kommen könnten. Zu derselben Vorkehrung beredete er auch die Einwohner von Paträ, einer ansehnlichen Stadt Achajas am Eingange des korinthischen Busens. Doch rieth er den Athenern auch die Landmacht zu verstärken und aus dem Schwure, den die angehenden Bürger im Tempel der „Athene Agraulos“ abzulegen hatten, eine Wahrheit zu machen. Diese hatten nemlich zu beschwören, daß sie Weizen, Gerste, Reben und Oelbäume als die alleinige Markung Attikas ansehen wollten; womit ihnen an's Herz gelegt war, alles urbare, fruchttragende Land zu attischem Eigenthume zu machen.

Bei all' dieser staatsmännischen Geschäftigkeit und so viel Beweisen von Geist und Kraft überließ er sich andrerseits der ausschweifendsten Lebensart, dem Trunke, der Wollust, der Verschwendung, der Schwelgerei und Ueppigkeit, die er selbst im öffentlichen Leben ohne Scheu zur Schau trug. Mit einem nachschleppenden Purpurmantel erschien er auf offnem Markte; auf den Kriegsschiffen ließ er Einschnitte in die Verdecke machen und die Matrazen, um desto weicher zu schlafen, statt wie bisher sie auf die Dielen zu legen, in Gurten hängen; im Kriege trug er einen goldnen Schild, auf welchem kein vaterländisches Abzeichen, sondern ein Liebesgott mit dem Donnerkeile zu sehen war. Ehrenhafte Männer erfüllte solch ein Anblick mit Unwillen und Abscheu; Freiheit und hellenische Sitte schienen ihnen durch solche leichtsinnige Verachtung aller Gesetze und fremdländische Ueppigkeit gleichsehr bedroht. Die Gesinnung des Volkes aber schildert Aristophanes treffend mit den Worten:

„In Lieb' und Hasse wechselnd *will* es ihn doch stets,“

und warnt in dem schöngewählten Bilde:

„Am besten ist es, keinen Löwen aufzuziehn,
Doch, wer es thut, bequeme sich dann auch nach ihm.“

Und in der That, seine freiwilligen Beiträge in die Staatskasse, die prachtvollen Schauspiele, für deren Aufführung er die Kosten trug, seine unbegrenzte Freigebigkeit gegen die Stadt, der Ruhm seiner Ahnen, die Macht seiner Beredsamkeit, seine Wohlgestalt und Stärke, vereint mit Kriegserfahrung und Tapferkeit, — das alles machte seine sonstigen Fehler in den Augen der Athener verzeihlich und erträglich. Wozu die Welt sich sonst so selten versteht, das ließ sie ihm zutheil werden: seine Frevel und Sünden kamen immer mit dem glimpflichsten Namen davon als lustige Streiche und Menschlichkeiten.

Kühn auch in seinen Thorheiten, setzte Alkibiades diese Nachsicht seiner Mitbürger auf immer stärkere Proben; es gehörte ihm zur Würze des Lebens, von sich sprechen zu machen und mit der Gunst des Publicums zu spielen. Einst kaufte er einen Hund von seltner Größe und Schönheit für den ungeheuren Preis von siebzig Minen oder 1688 Thalern. Dem schnitt er seinen überaus stattlichen Schweif ab; und als ihn seine Bekannten darüber tadelten und ihn versicherten: alle Welt jammre um den Hund und schimpfe auf ihn, versetzte er lachend: „Das eben habe ich gewollt! so reden doch die Athener nichts Schlimmeres von mir.“

Den Maler Agathargos sperrte er ein und entließ ihn erst wieder, nachdem er ihm seine Zimmer ausgemalt hatte, mit Geschenken. — Er hatte nichts dagegen, daß ihn Aristophon im Schooße einer Buhlerin, der schönen Nemea, darstellte. Alles lief herbei, das lustige Bild zu sehn, und nur die Alten nahmen daran Anstoß. So weit hatte man sich damals schon der Ehrbarkeit der väterlichen Sitten entfremdet!

Mit Recht sagte daher der sicilische Dichter Archestratos, der sich zu jenen Zeiten in Athen aufhielt: zwei Alkibiadesse hätte Griechenland schwerlich ertragen können. Auch dem Menschenhasser Timon war die verderbliche Natur dieses Mannes nicht entgangen. Als Alkibiades eines Tages abermals den Beifall der Volksversammlung reichlich eingeerntet hatte und von einer großen Menge ehrenvoll nach Hause begleitet wurde, ging Timon, der sonst Jedermann scheu auswich, gerade auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und sprach: „Brav, mein Sohn, daß du groß wirst! Denn du wirst zum Unglück dieser Aller groß werden.“ Einige lachten über diesen Ausspruch, andere schimpften, manche aber waren darüber ganz nachdenklich geworden. So schwankend war das Urtheil über Alkibiades wegen seiner sich widersprechenden Eigenschaften

3. Alkibiades bewegt die Athener zu einer neuen Heerfahrt nach Sicilien.

Bald sollte sich zeigen, wie richtig Timon seinen Mann erkannt hatte. Auf Sicilien hatten schon zu Perikles Lebzeiten die Athener ihre Wünsche gerichtet, wiewohl dieser verständige Staatsmann eine so gewagte Unternehmung glücklich zu verhindern wußte (s. S. 91). Nach seinem Tode aber hatte man Hand an's Werk gelegt, und vorläufig bei jeder Gelegenheit den von den Syrakusiern unterdrückten Städten Hülfe geschickt, um auf solche Weise eine größere Unternehmung vorzubereiten (vergl. S. 117). Alkibiades war es, der diese Begier zur hellen Flamme anfachte, indem er zu dem Beschlusse trieb, nicht mehr nur gelegentlich und mit kleinen Mitteln sich an den Angelegenheiten Siciliens zu betheiligen, sondern mit einem Male mittelst einer großen Flotte die Eroberung der Insel zu vollenden. Mit großen Hoffnungen schmeichelte er dem Volke, mit größeren Entwürfen trug er sich selbst herum; denn ihm war Sicilien nicht wie den andern die Endschaft des Feldzuges, sondern nur der Anfang weitgreifender Unternehmungen: dies Eiland sollte ihm ein Waffenplatz werden, von wo aus er Italien, Carthago, die Nordküste Africas und den Peloponnes zu erobern gedachte. Die Jugend, bethört von so glänzenden Hoffnungen, war ganz auf seiner Seite; mit Vergnügen lauschte sie den Erzählungen der Alten von den Wundern des künftigen Kriegsschauplatzes. In den Ringschulen und auf den marmornen Ruhesitzen der Spaziergänge sah man Leute beisammensitzen, welche die Umrisse der Insel und der benachbarten Küsten in den Sand zeichneten; es kam kein andres Gespräch mehr auf als von der Heerfahrt nach Sicilien.

Nur Sokrates der Weise und Meton der Sternendeuter weissagten von diesem Feldzuge nichts Gutes. Auch Nikias stellte dem Volke umständlich die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens vor. Es war umsonst; er selber

Digitized by Google

wurde wider seinen Willen zum Feldherrn gewählt, weil die Athener sich einen glücklicheren Fortgang des Krieges versprachen, wenn sie der Kühnheit des Alkibiades die Bedachtsamkeit des Nikias beigesellten, was um so nöthiger schien, da auch der dritte Feldherr, Lamachos, ungeachtet seines Alters im Kriege ebenso hitzig und waghalsig war als jener. Schon lag die Flotte, auf das prächtigste ausgerüstet wie noch keine, segelfertig im Hafen, als ein außerordentliches Ereigniß ganz anderer Art aller Gedanken an sich riß und den Alkibiades in große Gefahr brachte.

An einem Morgen fand man fast sämmtliche Hermensäulen*) vor den Thüren der Tempel und Häuser verstümmelt und durch solchen Frevel die ganze Stadt in die größte Unruhe versetzt. Niemand kannte die Urheber dieser nächtlichen Unthat. Manche erkannten darin ein schreckhaftes Wunder, andere hielten es nur für einen jener Streiche, wozu der Wein oft ausgelassene Jünglinge, die so leicht vom Scherz zum Muthwillen übergehen, zu verleiten pflege; die Mehrzahl aber glaubte in dem Vorgange das Dasein einer Verschwörung zu größeren Zwecken zu erkennen. Jeder Verdacht wurde auf's schärfste untersucht. Senat und Volk versammelte sich binnen wenigen Tagen zu mehreren Malen. Inzwischen trat der Volksredner Androkles, ein abgesagter Feind des Alkibiades, mit etlichen Sclaven und Schutzverwandten auf, welche denselben sammt seinen Freunden nicht nur der Verstümmelung anderer Bildsäulen, sondern auch der spöttischen Nachäffung der eleusinischen Geheimnisse**) beschuldigten. Bei den Trinkgelagen habe Alkibiades den Oberpriester, zwei andere den Fackelträger und den Herold gespielt, die übrige Gesellschaft habe sich als die Einzuweihenden gebärdet. Alkibiades gerieth hierüber in nicht geringe Besorgniß. Als er aber sah, wie entschieden die versammelten Seeleute und Kriegsvölker auf seine Seite traten, erschien er am bestimmten Tage, um sich zu vertheidigen. Jetzt hielten es seine Gegner für gerathener, die Sache glimpflich anzufassen, um sie in seiner Abwesenheit desto rücksichtsloser betreiben zu können. Sie machten deshalb dem Volke die Vorstellung: es sei nicht wohlgethan, einen an die Spitze so großer Streitkräfte gestellten Feldherrn jetzt, da alles zum Aufbruch bereit sei, durch Anordnung einer gerichtlichen Untersuchung länger hinzuhalten. Er möge also jetzt in Gottes Namen absegeln und nach Beendigung des Krieges sich zur Rechenschaft stellen. Vergebens verlangte Alkibiades, dem die boshafte Absicht dieses Aufschubs nicht entging, daß man gleich jetzt die Sache untersuche und ihn, falls er sich von der Beschuldigung nicht reinigen könne, mit dem Tode bestrafe, im andern Falle aber gegen die Feinde ziehen lasse, ohne die Räkemacher hinter seinem Rücken fürchten zu müssen. Man gab ihm den Befehl zur Abfahrt und so ging er endlich mit seinen beiden Amtsgenossen unter Segel.

Es war im Sommer des Jahres 415 vor Chr. Die meisten der Bundesgenossen der Athener, ferner die Frachtschiffe mit Lebensmitteln so wie die kleineren Fahrzeuge hatten die Weisung erhalten, sich bei Kerkyra zu sammeln, um von da, nachdem die ganze zu dieser Kriegsfahrt bestimmte Seemacht dort beisammen wäre, über das ionische Meer nach Italien überzuschiffen. Die Athener selber begaben sich an dem bestimmten Tage in der Frühe des Morgens in den Peiräos und bestiegen die Schiffe. Mit ihnen ging, so zu sagen, die ganze übrige Bewohnerschaft Athens, Einheimische sowohl als Fremde, hinab, um den Abziehenden das Geleite zu geben. Hoffnung und Sorgen theilten sich in die Seele der Angehörigen; Hoffnung bei dem Blick auf die gewaltige Macht, mit welcher die Ihrigen zur Eroberung eines herrlichen Landes auszogen und bei der Vorstellung, wie sie dereinst reich an Beute wie an Ehre heimkehren würden; Sorgen dagegen bei dem Gedanken, ob sie dieselben jemals wieder zu sehen bekämen, da sie weit hinweg von der Heimath in See gingen. Nun erst, im Augenblicke, wo sie unter so besorglichen Umständen von einander scheiden sollten, fiel ihnen das Bedenkliche des Unternehmens weit mehr in die Augen als damals, wo sie den Seezug beschlossen. Doch ermuthigte sie wiederum der Anblick der vorhandenen Macht und der Menge der Kriegsmittel. Die Fremden aber und der übrige Haufe strömte aus Schaulust herbei, um die Anstalten zu einer so ansehnlichen und fast unglaublichen Unternehmung in Augenschein zu nehmen.

In der That war bis dahin noch nie eine in dem Maaße kostspielig und glänzend ausgerüstete Kriegsmacht aus einer Stadt in Griechenland in die See gegangen. Es waren in der Gesammtzahl nahe an hundert und vierzig Kriegsschiffe mit fünftausend und einhundert Mann Schwerbewaffneten, vierhundert und achtzig Schützen, siebenhundert Schleuderern und hundert und zwanzig anderen leichten Truppen nebst einer Menge von Kriegsbedarf. Sowohl der Staat selbst als auch die einzelnen Theilnehmer an dieser Heerfahrt hatten mit verschwenderischem Aufwande nicht nur für alles, was zu einem so entlegenen und langdauernden Feldzuge nöthig war, genügend zu Stande gebracht, sondern auch das Ganze wie das Einzelne auf's Glänzendste ausgestattet, so daß es mehr ein Schaugepränge der Macht und des Reichthums als eine Ausrüstung gegen Feinde zu sein schien. So wie jeder der Trierarchen*) mit größter Sorgfalt bemüht gewesen, daß sein Schiff durch Schönheit und Schnelligkeit vor anderen sich auszeichnen möchte, so wetteiferten auch die Krieger unter sich in der Aufmerksamkeit auf ihre Waffen und Rüstung und in der Erfüllung des Berufs, der jedem zugewiesen war.

Als nun die Schiffe bemannt und alles, was man auf die Fahrt mitnehmen wollte, an Bord gebracht worden, wurde durch die Trompete das Zeichen zum Stillschweigen gegeben. Darauf verrichteten sie das vor der Abfahrt übliche Gebet, nicht einzeln auf jedem Schiffe, sondern alle insgesammt dem Herolde nachsprechend, indem man längs der ganzen Linie die Mischkrüge füllte und die Schiffsmannschaft mit ihren Anführern aus goldenen und silbernen Schalen das Trankopfer spendeten. Es betete aber der übrige Haufe vom Lande aus mit, sowohl die Bürger, als auch wer sonst noch mit wohlwollendem Herzen zugegen war. Nachdem sie hierauf den Kriegsgesang

*) s. S. 80 Anmerk.

**) d. i. der geheimen gottesdienstlichen Gebräuche, welche bei der Feier der großen Eleusinien oder des Demeterfestes zu Eleusis nur in Gegenwart der Eingeweihten oder Einzuweihenden stattfanden, und vor denen besonders die Athener die höchste Ehrfurcht hegten.

*) s. S. 103 Anmerk.

angeſtimmt und das Opfer vollendet hatten, fuhren ſie ab und ſegelten zuerſt in einer Linie, ein Schiff hinter dem andern aus; alsdann ſteuerten ſie im Wettlaufe bis Aegina. Von dort ging die Flotte ohne Verzug nach Kerkyra, von wo aus ſie in mehreren Abtheilungen nach Italien überfuhr und bei der Stadt Rhegion an der Südſpitze dieſes Landes ſich wieder vereinte. Hierauf ſetzte man nach Sicilien über und brachte Katana zur Uebergabe. Damit aber war alles gethan, was Alkibiades in dieſem Feldzuge ausrichten ſollte, da er gleich darauf von den Athenern zu einer gerichtlichen Unterſuchung zurückberufen wurde.

Seit ſeiner Abfahrt nemlich hatten zu Athen die Umtriebe ſeiner Feinde einen viel kühneren Gang genommen. Man hatte den an den Hermen verübten Frevel mit der Verſpottung der Myſterien in Verbindung gebracht und beides als von einer zum Umſturz des Staatsweſens verſchworenen Partei ausgegangen dargeſtellt.

Nun warfen die Athener jeden, der irgend wie verdächtig war, ohne weitere Unterſuchung in's Gefängniß und bedauerten nur, daß ſie den Alkibiades nicht gleich damals vor Gericht gezogen und verurtheilt hätten. Dafür erfuhr jeder Freund, Verwandte oder Bekannte deſſelben, der jetzt dem in Wuth geſetzten Volke in den Weg kam, eine um ſo härtere Behandlung. Bei alle dem wußten die Ankläger nichts Haltbares und Erweisliches vorzubringen. Gab doch einer derſelben auf die Frage: wie er die Geſichter der Leute, welche die Bildſäulen verſtümmelten, erkannt habe? zur Antwort: „Beim Mondſchein;“ womit er gänzlich fehltraf, da der Frevel gerade zur Zeit des Neumondes verübt worden war. Den Verſtändigeren fiel dies freilich auf, das Volk aber blieb bei ſeinem ungeſtümen Verfahren, bis endlich der Redner Andokides auf den Rath eines ſeiner Mitgefangenen ſich ſelbſt und einige andere als Thäter angab, wobei er, um deſto eher Glauben zu finden, auch etliche ſeiner Hausſclaven mit aufzählte. Einem Volksbeſchluſſe gemäß, wonach demjenigen, welcher freiwillig eingeſtehe, Begnadigung verheißen worden war, kam Andokides ſtraflos davon. Die Uebrigen aber, die er genannt hatte, mußten alle bis auf die Entflohenen ſterben.

Jetzt, da man mit den Hermenſchändern fertig war, warf ſich der einmal erweckte Grimm des Volkes ganz auf Alkibiades. Zuletzt ſollte er ſelbſt herbeigeſchafft werden; und ſo ſchickte man die ſogenannte Salaminia oder das heilige Schiff der Athener, welches blos in gottesdienſtlichen Angelegenheiten gebraucht wurde, nach Sicilien ab, doch mit gemeſſenem Befehle, ja nicht Gewalt gegen ihn zu brauchen, noch Hand an ihn zu legen, ſondern ihn nur durch gütliche Vorſtellungen dahin zu bringen, daß er ſich zur Unterſuchung ſtellen und vor dem Volke rechtfertigen möchte. Denn man befürchtete ſonſt unter dem Heere in Feindesland Gährung und Meuterei zu erwecken, was auch dem Alkibiades, wenn er gewollt hätte, leicht gelungen wäre. Er ſchien aber bereit, der Vorladung nach Athen zu folgen; doch kaum hatte er zu Thurioi in Italien, wo man anlegte, das Land betreten, als er verſchwand. Jemandem, der den Flüchtling erkannte und ihm zurief: „Vertraut Alkibiades ſeinem Vaterlande ſo wenig?“ gab er zur Antwort: „Alles, nur nicht Leib und Leben; würde ich doch in dieſem Puncte nicht einmal meiner Mutter trauen, denn ſie könnte beim Abſtimmen aus Verſehen ein ſchwarzes ſtatt des weißen Steinchens in die Urne werfen.“

Zu Athen aber wurde Alkibiades in ſeiner Abweſenheit wegen Verſpottung der eleuſiniſchen Geheimniſſe zum Tode verurtheilt und ſeine Güter eingezogen. Ueberdies verordnete das Volk, daß alle Prieſter und Prieſterinnen ihn mit Fluch und Bann belegen ſollten. Nur Theano, die Tochter Menons, fügte ſich nicht dieſem Volksbeſchluſſe, indem ſie den ſchönen Ausſpruch that: „Zum Segnen, nicht zum Fluchen ward ich Prieſterin.“ Alkibiades aber erwiederte auf die Nachricht, daß die Athener ihn zum Tode verurtheilt hätten, mit bittrem Lachen: „Gut! ich will ihnen ſchon zeigen, daß ich lebe.“

4. Nikias vor Syrakus.

Wir verlaſſen jetzt auf einige Zeit den Alkibiades, um die Geſchicke des atheniſchen Heeres auf Sicilien zu begleiten. Außer der geſchichtlichen Wichtigkeit dieſer Ereigniſſe an ſich ſelbſt wird eine ſolche Abſchweifung unſrer Erzählung auch der Umſtand rechtfertigen, daß wir dabei keineswegs, wie es den Anſchein hat, aufhören, von den Thaten des Alkibiades zu reden. Denn dieſem verhängnißvollen Manne war es verliehen, auch unſichtbar und aus der Ferne wie ein zürnender Apoll Pfeile des Verderbens in's Lager der Archäer zu entſenden.

Die Abberufung des Alkibiades war für die ſiciliſche Unternehmung von unberechenbarem Nachtheil, da das atheniſche Heer auf ihn vor allen ſein Vertrauen geſetzt hatte. Der Oberbefehl kam jetzt in die Hände des Nikias, der von dieſem Feldzuge auf's eifrigſte abgerathen und auch nach Uebernahme ſeiner Leitung keine Hoffnung für ſeinen glücklichen Ausgang hegte. Beſſer hätte ſich der unerſchrockene Lamachos zum Oberbefehlshaber geeignet; dieſer aber ſtand beim Heere nicht in genugſamem Anſehen, weil er in Folge ſeiner Armuth ein knickriger Charakter war, ſo daß er, ſo oft er das Feldherrenamt bekleidete, dem Staate eine kleine Summe für ſeine Kleider und Stiefel in Rechnung brachte.

Nikias ſuchte nach ſeiner gewöhnlichen Art auch diesmal die Gefahren durch vorſichtige Zögerung zu beſeitigen. Statt, wie Lamachos rieth, gerade nach Syrakus zu ſegeln und dieſe gewaltigſte der ſiciliſchen Städte, auf welche es eigentlich bei dieſer Heerfahrt abgeſehen war, durch einen raſchen Angriff zu überwältigen, ehe ſie von ihrem Schrecken ſich erholt und zur Gegenwehr gerüſtet hätte, verwendete er eine ſo anſehnliche Macht nur gegen kleinere Städte, um zunächſt Geld und Hülfstruppen zu gewinnen, und da ihm ſelbſt manche dieſer unbedeutenden Unternehmungen mißlang, ſo machte er ſich gar in den Augen der Feinde verächtlich. Endlich am Ende des Sommers entſchloß er ſich, mit der Flotte gegen Syrakus auszulaufen. Durch falſche Nachrichten lockte er die überlegene Reiterei der Syrakuſier nach Katana heraus, während er ſelbſt von dort abfuhr und, ehe man's gedacht, vor der von Streitern entblößten Stadt erſchien, ſich ihrer Häfen bemächtigte und, nachdem er unbehindert gelandet, an einem wohlgewählten Platze das Lager aufſchlug. Dies

Digitized by Google

war der geſcheidteſte Streich, den er während ſeines Oberbefehls in Sicilien ausführte. Aber ſchon nach Verlauf weniger Tage kehrte er, ohne dieſen berufenen Sieg und die Beſtürzung der Syrakuſier im geringſten benutzt zu haben, gleich wieder nach den Städten Naxos und Katana zurück, um daſelbſt den Winter zu verbringen, während die Feinde dieſe Friſt zur ſtärkeren Befeſtigung ihrer Stadt und zu glücklichen Streifzügen auf's beſte benutzten.

Im folgenden Sommer rückte er abermals vor Syrakus und auch diesmal mit überraſchender Geſchwindigkeit und planmäßigem Verfahren. Während nemlich die ganze ſyrakuſiſche Streitmacht frühmorgens zu einer Muſterung aus der Stadt gerückt war, landete er auf der nahgelegenen Halbinſel Thapſos und beſetzte die ſteile Anhöhe Epipolä, welche gerade oberhalb der Stadt liegt und dieſelbe beherrſcht. Bald darauf ſchlug er die feindliche Reiterei, die man bis dahin für unüberwindlich gehalten, in die Flucht. Was aber die Sicilier mehr als alles andere in Erſtaunen ſetzte und den Griechen unglaublich vorkam, war dies, daß er in kurzer Zeit Syrakus mit einer Mauer einſchloß, eine Stadt von nicht geringerem Umfange als Athen, welche noch dazu durch die Ungleichheit des Bodens, die Nachbarſchaft des Meeres und die umliegenden Sümpfe eine ſolche Einſchließung unmöglich zu machen ſchien. Bei dieſer Unternehmung entwickelte Nikias ebenſoviel Umſicht als unermüdliche Thätigkeit; überall war er perſönlich zugegen, wiewohl er damals ſehr an Nierenſchmerzen zu leiden hatte.

Einſtmals aber, als die Krankheit am heftigſten war, war er genöthigt mit wenigen Dienern in der Verſchanzung auf Epipolä zurückzubleiben, während das Heer mit den Syrakuſiern im Kampfe war. Die Athener ſiegten, verloren aber ihren Feldherren Lamachos, der allzuheftig den Fliehenden nachdrang und, von den Seinen abgeſchnitten, zugleich mit ſeinem Gegner Kallikrates, Wunde für Wunde austauſchend, den Tod fand. Durch dieſen Zwiſchenfall ermuthigt, rückten die Syrakuſier wieder vor die Stadt den Athenern entgegen, während eine andere Schaar raſch gegen die Ringmauer auf Epipolä losging, in der Hoffnung, ſie in dieſem Augenblicke unbeſetzt zu finden und zu erobern. In dieſer Noth raffte ſich Nikias vom Lager auf, und da er gewahrte, daß man in Abweſenheit der Beſatzung den Platz nicht anders behaupten könne, befahl er den Leuten, die um ihn geblieben waren, ſie ſollten alles Holz, das vor der Verſchanzung angefahren war, ſammt den bereits fertigen Kriegsmaſchinen in Brand ſtecken. Dieſe kluge Maaßregel hinderte den Feind am weiteren Vordringen und rettete nicht nur den Feldherrn, ſondern auch die Verſchanzungen und die Kriegskaſſe der Athener.

Nikias, der nun von den drei Führern des Heeres allein noch übrig geblieben, war jetzt gegen ſeine ſonſtige Denkungsart bei dem guten Erfolge und Fortgang ſeiner Unternehmungen voller Muth und Zuverſicht. Viele ſiciliſche Städte, die ſich bisher noch bedacht hatten, traten nunmehr ſeinem Glücke vertrauend zu ihm über. Die Syrakuſier aber verzweifelten ſo ſehr an der Rettung ihrer Stadt, daß man ſchon anfing, von einem Vergleiche zu ſprechen. Aber gerade in dieſem bedenklichen Zeitpunkte traf Gongylos aus Korinth mit der Nachricht ein, daß Gylippos mit einem lakedämoniſchen Hülfsheere bereits unterwegs ſei und nächſtens einrücken werde.

Mit erneutem Muthe griffen die Syrakuſier zu den Waffen, um dem Gylippos, welchen Nikias in bethörtem Sicherheitsgefühle unbehindert hatte landen laſſen, mit geſammter Heeresmacht entgegenzukommen. In Schlachtordnung rückte der Spartiat gegen die Athener heran und ließ ihnen durch den Herold anſagen: er bewillige ihnen freien Abzug, wenn ſie Sicilien räumen wollten. Nikias würdigte ihn keiner Antwort; einige ſeiner Kriegsleute fragten mit Hohnlachen: ob die Syrakuſier durch die Ankunft eines abgetragenen Mantels und eines Stabes auf einmal ſo zu Kräften gekommen, daß ſie es wagten, die Athener zu verachten, die doch dreihundert Männer von größerer Stärke und längerem Haar*) als Gylippos lange genug in Feſſeln gehalten hätten?

In dem darauf folgenden Treffen behielten die Athener die Oberhand und tödteten unter Anderen den Gongylos. Am folgenden Tage aber bewährte Gylippos, wie viel im Kriege auf Erfahrung ankomme. Denn mit den nemlichen Leuten und Roſſen und auf der nemlichen Wahlſtatt beſiegte er die Athener blos dadurch, daß er eine andere Schlachtordnung als das vorige mal wählte. In Folge dieſes Sieges vereitelte er die von den Athenern beabſichtigte Einſchließung, welche ihrer Vollendung bereits ganz nahe geweſen, dadurch, daß er ein Gegenwerk aufführte. Sodann zog er ſelbſt in den ſiciliſchen Städten umher und brachte ſie durch nachdrückliche Vorſtellungen dahin, daß ſie ſich ſeinen Befehlen fügten und ihn nach Kräften unterſtützten. Durch einen raſchen Ueberfall ſetzte er ſich in Beſitz der im Süden der Stadt gelegenen Landſpitze Plemmyrion, wo Nikias eine Befeſtigung angelegt und alle Schiffsgeräthſchaften nebſt dem Getreidevorrath und vielen Kaufmannsgütern in Sicherheit gebracht hatte. Aber härter noch als der Verluſt dieſer Dinge traf die Athener der Umſtand, daß ſeit der Beſetzung jenes Punktes die Zufuhr der Lebensmittel von der Seeſeite her nicht mehr ohne große Mühe und Gefahren ſtattfinden konnte.

In dieſer entmuthigenden Lage ſchrieb Nikias einen Brief an die Athener, worin er auf das dringendſte bat, eine neue Armee nach Sicilien zu ſenden, ihn ſelber aber ſeiner Kränklichkeit wegen aus ſeinem Amte zu entlaſſen. Um ihm in Hinſicht des letzteren eine Erleichterung zu verſchaffen, ſtellte man ihm den Menandros und Euthydemos als Mitfeldherren zur Seite, und ſicherte ihm nach Ausgang des Winters die Ankunft einer großen Kriegsflotte unter Demoſthenes zu. Jene aber, welche den Antritt ihres Amtes gleich durch eine glänzende That auszeichnen wollten, ehe Demoſthenes den Ruhm des Sieges für ſich einernte, nahmen ein von den Syrakuſiern angebotenes Seetreffen an und erlitten dabei eine ſchwere Niederlage.

Zum Troſte für den ganz darniedergedrückten Oberfeldherren kam endlich Demoſthenes mit einer eben ſo glänzend als furchtbar ausgerüſteten Flotte von drei und ſiebenzig Schiffen in Sicilien an. Er brachte fünftauſend Schwerbewaffnete und dreitauſend Mann leichte Truppen

*) Nach lykurgiſchem Geſetz ließen ſich die Spartiaten das Haar lang wachſen, ihren Mantel trugen ſie ſo lange, bis er ganz abgetragen war. Der als das dritte Kennzeichen eines ſpartiſchen Feldherren oder angeführte Stab iſt die ſogenannte Skytala, deren ſich der Feldherr bei Empfang eines Rolldrieſes bediente. Eine genauere Beſchreibung davon findet der Leſer in der Lebensbeſchreibung des Lyſandros. S. 141.

mit sich; die glänzenden Waffen des Kriegsvolks, die Ausschmückung der Galeeren, die Menge der Trompeter und der Radermeister, welche durch ihren Zuruf die Ruderer im regelmäßigen Takt erhielten — das alles gewährte einen prachtvollen Anblick und erfüllte die Feinde mit Schrecken und Zagen. Doch war diese Freude des Nikias nur von kurzer Dauer. Gleich bei der ersten Unterredung mit Demosthenes drang dieser darauf, daß man unverzüglich zum Angriff schreite, um die Stadt durch ein entscheidendes Wagestück zu erobern und dann heimzukehren. Nikias, über diese Kühnheit ganz erschrocken und betroffen, beschwor ihn: keinen übereilten Schritt zu thun; jeder Verzug bringe die Feinde in immer größere Verlegenheit, da es ihnen an Geld zur Unterhaltung der Bundesgenossen fehle und das Mißvergnügen der Bürger an diesem langwierigen Kriege von Tag zu Tag steige. Die übrigen Feldherren dagegen erklärten, Nikias komme wieder auf sein langweiliges Zaudern, wodurch er schon so oft die beste Gelegenheit vorübergelassen und in den Augen der Gegner sich verächtlich gemacht habe. Sie traten daher dem Vorschlage des Demosthenes bei, und so mußte auch Nikias endlich nothgedrungen ihm beistimmen.

Demnach setzte sich Demosthenes bei Nacht um die Zeit des ersten Schlafes mit seinem ganzen Heere gegen Epipolä in Bewegung. Eurymedon und Menandros begleiteten ihn, Nikias aber blieb im verschanzten Lager zurück. Ohne von den feindlichen Wachen bemerkt zu werden, rückten jene gegen ihre erste Verschanzung an und eroberten sie. Eine Schaar von sechshundert Syrakusiern, welche aus dem benachbarten Standlager derselben zur Hülfe herbeieilte, wurde zurückgeworfen; auch Gylippos mit den Seinigen konnte, da ihnen dieser nächtliche Ueberfall ganz unerwartet gekommen war, dem ungestümen Andrange nicht Stand halten. Während eine Abtheilung der Athener den vorderen Theil der von den Syrakusiern aufgeführten Quermauer besetzte und die Brustwehren niederriß, rückte das übrige Heer rasch vorwärts, um den überraschten Feind nicht zu Athem kommen zu lassen. Da dies aber nicht in gehöriger Ordnung geschah, theils weil man allzuhitzig den gewonnenen Vortheil verfolgte, theils weil man sich schon als Sieger ansah, so gelang es zuerst der Hülfsschaar der Boiotier, den Vordringenden Widerstand zu leisten. In dichtgeschlossenen Reihen brachen sie mit vorgehaltenen Spießen und unter lautem Geschrei auf die Athener ein, von denen sie sogleich viele zu Boden streckten. Dieser Unfall verbreitete auf einmal unter dem ganzen Heere Schrecken und Bestürzung. Die Vordersten ergriffen die Flucht und warfen sich auf die, welche noch im ersten Anlauf unbesiegt vorwärts gingen. Denn ein großer Theil des Heeres hatte eben erst die Höhe erstiegen, ein anderer klimmte noch hinan, während man vorn bereits im Rückzuge begriffen war, so daß niemand wußte, wohin er sich wenden sollte. Zu dieser ohnehin großen Verwirrung kam noch, daß man sich gegenseitig verkannte. Denn es schien der Mond zwar ziemlich hell, doch konnte man, wie dies beim Mondlicht gewöhnlich der Fall ist, zwar die allgemeinen Umrisse der Körper, nicht aber mit Gewißheit das einzelne erkennen. So stieß Freund auf Freund und fiel sich feindlich an. Um vor diesem Irrthume sich zu wahren, fragte man gegenseitig nach dem Losungsworte, weil man sich an nichts anderem erkennen konnte. Da man aber wegen des großen Getümmels laut darnach fragen mußte und eben so laut die Antwort erhielt, so wurde die Losung auch den Feinden bekannt, die diesen Umstand natürlich gut benutzten. Der bedeutendste Nachtheil aber entstand den Athenern durch den Schlachtgesang. Denn da dieser der nemliche war bei denjenigen dorischen Völkerschaften, welche auf Seiten der Athener standen, wie bei denen, welche den Sicilern Beistand leisteten, so erregte dies unter dem Heere des Demosthenes den größten Schrecken. Auf vielen Puncten des Schlachtfeldes kämpfte daher Freund gegen Freund, Angehörige desselben Lagers, ja desselben Vaterlandes fielen mit wilder Erbitterung über einander her und konnten, wenn sie einmal handgemein geworden, nur mit Mühe auseinander gebracht werden. Um so zuversichtlicher drangen die Feinde auf sie ein; da der Mond ihnen gerade gegenüberstand und sein Licht von ihren Schilden glänzend zurückstrahlte, so erschienen sie in den Augen der Athener um so zahlreicher und furchtbarer, während die letzteren ihre Menge und den Glanz ihrer Waffen durch ihre eignen Schatten verdeckten. Da wurde die Flucht allgemein; die meisten stürzten sich, um den Verfolgern zu entgehen, die steilen Anhöhen hinunter und kamen auf solche Weise um, denn der Weg abwärts von Epipolä war eng. Von den übrigen nun, welche in die Ebene glücklich hinabkamen, erreichten zwar viele, namentlich die alten Soldaten, denen diese Gegend von früher her bekannt war, das Lager; die später angekommenen aber verfehlten zum Theil den Weg und irrten in der Gegend umher, wo sie am Morgen von den ausgeschickten Reitern der Syrakusier eingeholt und niedergehauen wurden. Dieser eine nächtliche Ueberfall kostete den Athenern nicht weniger als zweitausend Mann und eine noch weit größere Menge von Waffen.

Nikias, dem solch ein unglücklicher Ausgang nicht unerwartet kam, machte dem Demosthenes wegen seiner Unbesonnenheit lebhafte Vorwürfe. Dieser suchte sich darüber zu vertheidigen und machte nun den Vorschlag, auf's schleunigste abzusegeln, da sie doch auf keine andere Hülfe mehr zu rechnen hätten und mit der ihnen noch übrigen Macht den Feind nicht überwältigen könnten. Selbst als Sieger würden sie sich in dieser Gegend nicht mehr halten können, da dieselbe wegen ihrer Moräste zumal in jetziger Jahreszeit — es war im Anfange des Herbstes — für die Armee durchaus ungesund und verderblich sei. Eine Menge liege schon jetzt krank darnieder, das ganze Heer aber sei entmuthiget und des längeren Verweilens überdrüssig.

Nikias hörte diesen Vorschlag zur Flucht mit großem Widerwillen; denn er fürchtete sich vor den Anklagereien und Gerichten der Athener mehr als vor dem Unglücke, das ihn etwa von Syrakus noch treffen könnte, und erklärte: da er die Sinnesart der Athener kenne, so wolle er lieber, wenn es sein müsse, durch die Hand der Feinde im ehrlichen Kampfe fallen, als wegen schmählicher Anklage durch die Athener unschuldig umkommen. Demosthenes, dessen erster Vorschlag so unglücklich abgelaufen war, wagte diesmal nicht auf seiner Meinung zu beharren, und so beschloß man zu bleiben. Als aber den Syrakusiern ein neues Heer von Siciliern und Peloponnesiern zu Hülfe kam und die Krankheit im Lager der Athener immer weiter um sich griff, so gab Nikias endlich doch dem Anliegen der Uebrigen nach und befahl sich zur Abfahrt bereit zu halten.

Digitized by Google

Schon war alles dazu bereit und den Feinden dieses Vorhaben noch völlig verborgen, als eine Mondfinsterniß eintrat. Es war am 27. August 413. Nikias, dessen abergläubisches Gemüth auf dergleichen Dinge bekanntlich viel Werth legte, gerieth darüber in große Bestürzung. Statt sich zu sagen, daß eine Verfinsterung der nächtlichen Leuchte für Leute, welche entfliehen wollen, kein böses, sondern im Gegentheil ein gutes Zeichen sei, erklärte er, man müsse einen neuen Umlauf des Mondes abwarten und demnach die beabsichtigte Abfahrt auf dreimal neun Tage aussetzen. Unterdessen machten die Syrakusier die gefährlichsten Fortschritte, schlossen nicht nur mit dem Landheere die Verschanzungen und das Lager der Athener ein, sondern setzten auch ihrer Flotte im Hafen arg zu. Denn so weit war es mit der Verachtung dieser vormals so furchtbaren Gegner gekommen, daß selbst Knaben auf Nachen und Kähnen heranfuhren und die Athener mit Hohn und Schimpfreden zum Kampf herausforderten. Bei einer solchen Gelegenheit wurde ein Knabe von vornehmer Herkunft, mit Namen Heraklides, der sich zu weit vorwagte, durch ein attisches Schiff gefangen. Pallichos, sein Oheim, fuhr, um ihn zu retten, mit zehn Galeeren auf die Athener los; und da die übrigen Syrakusier wieder für den Pallichas in Besorgniß waren, so setzten auch sie ihre Fahrzeuge gegen die Athener in Bewegung. Auf diese Weise entspann sich ein hitziges Seetreffen, in welchem die Syrakusier die Oberhand behielten und den Eurymedon nebst vielen andern tödteten, worauf sie sofort den Ausgang des Hafens sperrten, um das Entrinnen der Athener unmöglich zu machen. Denn schon waren sie nicht mehr auf die eigene Rettung als vielmehr auf Vernichtung ihres Feindes bedacht, wodurch sie sich ein Verdienst um ganz Griechenland und unsterblichen Ruhm bei Mit- und Nachwelt zu erwerben hofften.

Jetzt war es den Athenern unerträglich, hier noch länger zu verweilen; und Nikias rüstete alles zu einer letzten Entscheidungsschlacht, welche der nach übrigen Flotte mit dem Heere die Abfahrt aus dem geschlossenen Hafen erzwingen sollte. Zu dem Ende zog er die Besatzung aus den landeinwärts angelegten Verschanzungen und ließ die Kranken und das Gepäck in einem möglichst beschränkten Raume in der Nähe der Flotte unterbringen. Den Kern des Fußvolkes brachte er auf die Schiffe und bemannte auf diese Art hundert und zehn Galeeren. Darnach stellte er das übrige Heer in einer ausgedehnten Linie am Ufer des Meeres auf und suchte in einer eindringlichen Rede die niedergeschlagnen Krieger zur höchsten Kraftanstrengung zu ermuntern: es gelte für sie alle Leben und Vaterland; beides sei unrettbar verloren, wenn sie sieglos aus diesem letzten Kampfe gingen. Im Bewußtsein der Größe und der Nähe der Gefahr glaubte er damit nicht genug gethan zu haben und berief nach einmal die Schiffshauptleute alle einzeln vor sich, redete jeden mit seinem und seines Vaters Namen und mit dem seines Stammes an und ermahnte die, welche früher sich ausgezeichnet hatten, dem eignen Ruhme nicht untreu zu werden, so wie die, welche erlauchte Ahnen hatten, hinter den Tugenden der Väter nicht zurückzubleiben. Endlich brach er auf; das Heer nahm seine Stellung ein, die Mannschaft bestieg die Schiffe, und Demosthenes steuerte mit den dazu erlesenen Galeeren auf die zur Sperrung des Hafens verbundenen feindlichen Schiffe los. Im ersten Anlaufe bemeisterten sie sich dieser Fahrzeuge und versuchten die Ketten zu sprengen. Als aber hierauf die Syrakusier, die sich gleichfalls schlagfertig im Hafen aufgestellt hatten, von allen Seiten auf sie eindrangen, so begann das Seetreffen. In kurzem verbreitete es sich über das ganze Geschwader und wurde so hitzig als keins der früheren gewesen. Auf beiden Seiten zeigte sich viel Eifer unter den Seeleuten, zum Kampfe anzugehn, sobald es befahlen ward; die Steuermänner baten wetteifernd alle Kunst gegen einander auf; die Schiffssoldaten verrichteten ihren Dienst mit großem Muthe und Ausdauer; jeder bestrebte sich, in dem, was ihm oblag, keinem nachzustehn. Da auf so beschränktem Raume nahe an zweihundert Schiffe zusammentrafen, so entstand bald ein wildes Gedräng und Handgemenge der Fahrzeuge und ihrer Besatzungen. Während zwei Schiffe gegen einander heranruderten, schossen die Verdecksmannschaften einen Hagel von Wurfspießen, Pfeilen und Steinen auf einander ab; waren sie sich aber nahe gekommen, so wurde man alsbald handgemein und suchte das feindliche Schiff zu besteigen. Oftmals traf es sich, daß ein Schiff das andere enterte, während es selbst von einem dritten geentert wurde, so daß mehrere Fahrzeuge, wie in einem Knäuel zusammengeschlungen, nach allen Seiten hin mit Angriff und Abwehr zu gleicher Zeit vollauf beschäftigt waren. Unter dem gewaltigen Getöse der zusammenstoßenden Schiffe wurden die Worte der Befehlshaber unhörbar. Doch ließ man es auf beiden Seiten nicht an ermunterndem Zuruf fehlen. Die Führer der Athener riefen denjenigen unter ihnen, welche Miene machten, nach dem Lande zurückzurudern, zu: ob sie etwa das feindseligste Land für befreundeter hielten als das Meer, dessen Herrschaft sie durch so lange Mühen errungen hätten? Die Syrakusier dagegen fragten die ihrigen, welche aus dem Kampfe wichen: ob sie vor den fliehenden Athenern fliehen wollten, die doch augenscheinlich um jeden Preis ihnen zu entrinnen suchten?

Während nun so die Seeschlacht nach unentschieden schwankte, befanden sich die beiderseitigen Zuschauer am Gestade in gewaltigem Seelenkampfe und höchster Spannung des Gemüths: die Einheimischen von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, daß hier noch höherer Ruhm errungen werde; die Fremden von der Gewißheit ergriffen, daß ihr Entrinnen oder ihr Untergang auf der Spitze der Entscheidung stehe. Dabei der gewaltsamste Wechsel von Furcht und Hoffnung oft in demselben Augenblicke. Denn da das Schauspiel nicht sehr ferne war und nicht alle ihr Augenmerk zu gleicher Zeit auf denselben Punkt richteten, so geschah es, daß, wenn sie dahin sahen, wo die Ihrigen gerade im Vortheil waren sie neuen Muth faßten und sich mit Gebeten zu den Göttern wandten, daß sie ihnen die Gelegenheit zur Rettung nicht entziehen möchten; sahen sie aber nach einer anderen Gegend des Kampfes, wo die Ihren unterlagen, so erhoben sie laute Wehklage und waren über solchen Anblick muthloser als die, welche selber im Kampfe begriffen waren. Die Unsicherheit des Gefechts, der ganze Hergang des Treffens malte sich in allen ihren Bewegungen und Gebärden. Aehnliches wie dort begab sich auch bei denen auf den Schiffen, bis endlich die Syrakusier die Athener nach hartnäckigem Wider-

Digitized by Google

ſtande zum Weichen brachten, ſie merkbar bedrängten und enblich unter lautem Geſchrei zum Stranbe hin verfolgten. Die Seetruppen ſprangen beſtürzt an's Land; das Landheer eilte unter Geſtöhn unb Jammer den Schiffen zu Hülfe oder ſuchte mit jenen eine Zuflucht in der letzten Verſchanzung, die ihnen geblieben war. In dieſem verhängnißſchweren Augenblicke war die Beſtürzung der Athener ſo groß, als ſie irgend je geweſen. Die Syrakuſier unb ihre Bundesgenoſſen fuhren jabelnd nach der Stadt zurück und errichteten ein Siegeszeichen. Die Athener, von ihrem Unglücke wie betäubt, dachten nicht einmal daran, um die Auslieferung ihrer Todten und Schiffstrümmer nachzuſuchen, ſondern faßten den Entſchluß, in der nächſten Nacht zu Lande den Rückzug nach Katana anzutreten.

Hermokrates, der Feldherr der Syrakuſier, ahnete ihre Abſicht, und ba er es für gefährlich hielt, wenn ein ſolches Heer, das noch immer an aierzigtauſend Mann betrug, ſich irgenbwo in Sicilien feſtſetzen und van da den Angriff erneuern ſollte, ſo beſchloß er dieſen Rückzug nach Kräften zu verhindern. Indeß ſchien es unmöglich die Syrakuſier in dieſem Augenblicke zu vermögen, daß ſie ſchan wieder die Waffen ergriffen, um in's Felb zu rücken; denn die Meiſten waren froh, aen der Kampfesarbeit des vorigen Tages ſich nun erholen zu können, auch feierte man das Feſt des Herakles, unb die Mehrzahl der Bürger war aus Freude über den Sieg mit Trinkgelagen und Schmauſereien beſchäftigt. Hermokrates erſann daher folgende Liſt. Er wußte, daß Nikias mit einzelnen Leuten in der Stadt in Verbindung ſtanb, die ihm von Zeit zu Zeit geheime Botſchaft zutrugen. Er ſchickte daher einige Vertraute an ihn, welche ſich für Freunde der Athener ausgeben mußten und ihn ermahnten, ja nicht in der Nacht aufzubrechen, weil die Syrakuſier ſich in Hinterhalt gelegt unb die Wege beſetzt hätten.

Durch dieſe Nachricht verleitet, entſchloß man ſich abermals zu einem Aufſchub, der die Vernichtung der Athener aallenbete. Mit Anbruch des Tages rückten die Syrakuſier aus, beſetzten alle Päſſe, verwahrten die Furthen der Flüſſe mit Mauern, warfen die Brücken ab und ſtellten in den ebenen Gegenden Reitergeſchwader auf, ſo daß die Athener ohne Gefecht keinen Schritt vorwärts thun konnten. In Vorausſicht dieſer Mühſeligkeiten blieben die Athener noch bis zum dritten Tage nach der Seeſchlacht im Lager ſtehn und traten bann den Marſch aa, unter lautem Jammer und Wehklagen; nicht als ob man ein feindliches Gebiet, ſondern die Heimath hinter ſich laſſe. Ueberall begegnete bas Auge den erſchütterndſten Scenen. Zag boch ein Heer ab, welches einſt mit den glänzendſten Hoffnungen dieſe Kriegsfahrt angelreten hatte und jetzt allem Mangel preisgegeben unb mit Schmach belaſtet den eignen unb des Vaterlandes Untergang aor Augen ſah. Da bie Todten noch unbegraben waren, ſo wurde jeder, der ſeiner Angehörigen einen am Wege liegen ſah, aom Gefühl ber Trauer unb des Grauens im tiefſten erſchüttert. Aber bejammernswürdiger als die Todten erſchienen die Lebenden, bie man aerwundet oder krank im Lager zurücklaſſen mußte. Dieſe verſetzten bie Abziehenden in die allerbänglichſte Verlegenheit, indem ſie, ſobald ſie einen Bekannten oder Angehörigen erblickten, mit Flehen nad Jammer ihn anriefen unb baten, ſie doch mitzunehmen unb nicht iu des Feinbes Gewalt zu geben. Sie klammerten ſich mit der Kraft der Todesangſt an ihre Zeitgenaſſen aa oder falgten ihnen, ſoweit ſie konnten, und blieben dann, wenn die Kräfte ſie verließen, unter aielen Beſchwörungen und herzzerreißendem Geſchrei am Wege liegen. So war das Heer voll Thränen unb Bangigkeit uab überhäuft ſich ſeibſt mit bitteren Vorwürfen; das Ganze glich dem Abzuge fliehender Haufeu aus einer anſehnlichen, vom Feinde erſtürmteu Stadt; außer den Waffen ſchleppte jeder ſo aiel an Lebensmitteln mit ſich fort, als er vermochte; doch war auch das, was man mit ſich nahm, nicht ausreichend, benn man hatte keia Brab mehr im Lager. Za dem allen die tiefſte Entmuthigung. Seeleute waren zum Landheere geworden und mußten ihr Heil ſtatt dem Meereskampfe fartan den Landgefechten anvertrauen; und ſo viel ſie auch mehr als beweinenswerthes Ungemach bereits erdulbet hatten, ſchien ihnen doch das alles gegen die Noth und Gefahr, der ſie van nun ab entgegengingen, erträglich.

Nichts war in jenen leidenaollen Tagen rührender als der Anblick des Nikias. Van Krankheit angegriffen, wider ſeine Würde auf die ſchlechteſte Koſt und die dürftigſte Pflege beſchränkt, zeigte doch ſein Angeſicht und Benehmen die größte Faſſung unb Seelenſtärke. Trotz ſeiner Leibesſchwachheit unterzag er ſich freiwillig allen Mühſeligkeiten, deren kaum ein Geſunder gewachſen war, und that dies, wie man gar wohl erkennen kannte, nicht aus Liebe zum Leben, ſondern um den andern nicht die Hoffnung der Rettung zu benehmen. Wo die Uebrigen in Klagen und Thränen ausbrachen, hörte man aus ſeinem Munde noch tröſtenden Zaſpruch unb Ermunterung; und wena man auch ihn zuweilen in düſteres Hinbrüten verſunken ſah, ſa warde man leicht inne, daß ſeine Traurigkeit nicht den Leiden des Augenblickes galt, ſondern daß er in ſeinem Geiſte den Schimpf unb die Schande dieſes Feldzuges mit der Größe unb dem Ruhme der Thaten, die er auszuführen gehofft hatte, zuſammenhielt. Weit mehr noch als der Anblick ſeiner gefallenen Größe erweckte die Erinnerung an ſeine Abmahnungen, durch welche er dieſe Seefahrt zu aerhindern geſucht hatte, in den Athenern den Gedanken, daß er unverdienter Weiſe in ſolches Unglück geratben ſei; und dieſe Vorſtellung erſchütterte all' ihr Vertrauen auf die Götter, wenn ſie erwogen, daß einem ſo gottesfürchtigen Manne, der im Dienſte des Heiligen allezeit die glänzendſte Freigebigkeit bewieſen hatte, ein um nichts erträglicheres Loos zu Theil geworden ſei, als dem ſchlechteſten und verworfenſten Menſchen im Heere.

In der That war die Umſicht und Ausbauer, mit welcher er dieſen Rückzug leitete, eines glücklichereu Erfolges werth. Während eines Marſches aon acht Tagen erhielt er unter beſtänbigen Gefechten mit den Feindea, die ihn van allea Seiten umſchwärmten ader den Weg vertraten, die van ihm angeführte Heeresabtheilung unbeſiegt, bis Demaſthenes, welcher den Nachzug führte, auf dem Meierhofe Polyzeleian nach tapferer Gegenwehr mit ſechstauſend Mann ſich dem Feinde übergeben mußte. Als Nikias hiervon Nachricht erhielt, ließ er den Syrakuſiern einen Vertrag anbieten, kraft deſſen ihnen gegen freien Abzug ſeines Heeres alle Kriegskoſten erſetzt werden ſollten. Jene aber, die ſich die völlige Vernichtung der Athener zum Ziel geſetzt hatten, wieſen dieſen Antrag mit Hohagelächter

zurück und ſetzten den Angriff von allen Seiten bis zum Abend fort. Demungeachtet hielt ſich Nikias noch die ganze Nacht hindurch und ſetzte am anderen Morgen ſeinen Marſch unter beſtändigem Gefechte bis zum Fluſſe Aſſinaros fort. Als man denſelben erreicht hatte, ſtürzte ſich alles in wilder Unordnung hinein. Jeder wollte zuerſt hinüberkommen, weil er ſich jenſeits vor dem Feinde ſicherer wähnte, der die Flüchtigen im Rücken mit ſeiner zahlreichen Reiterei immer furchtbarer bedrängte. Im dichteſten Gedränge fiel einer über den andern und wurde von den Nachrückenden mit Speer und Rüſtung zu Boden getreten. So fanden manche auf der Stelle den Tod,

andere wurden, in ihre Waffen verwikkelt, vom Strome fortgeriſſen. Die Syrakuſſer drangen haſtig nach und ſchoſſen vom ſteilen Uferrande aus auf das Menſchengewimmel im Fluſſe. Trotzdem vergaßen viele die Nähe der Gefahr über der Begier, ihren brennenden Durſt zu löſchen und wurden vom Feinde, der nun ſelber in das Flußbett hinabſtieg, während des Trinkens niedergemacht. Es begann ein entſetzliches Gemetzel. Bald war das Waſſer mit Leichen angefüllt und von Blut und Schlamm verunreinigt; aber auch ſo wurde es von den zum Tode Ermatteten getrunken und viele ſtritten ſich darum, während ſchon das Schwert des Feindes über ihren Nacken gezückt war.

Dieſen Jammeranblick konnte Nikias nicht länger ertragen. Er eilte auf Gylippos zu, von dem er eher als von den Syrakuſiern Erbarmen hoffen konnte, fiel ihm zu Füßen und ſprach: „Uebet Mitleid, o Gylippos, bei eurem Siege, nicht mit mir, der ich durch ſo große Unglücksfälle einen Namen und Ruf bei den Menſchen erlangt habe, ſondern mit den übrigen Athenern. Erwäget, daß die Zufälle des Krieges bald den bald jenen treffen, und die Athener, wenn ſie ſiegten, euch immer mit Mäßigung und Gelindigkeit behandelt haben.“

Der Anblick des Nikias in dieſer Lage und ſeine eindringlichen Vorſtellungen machten auf Gylippos einigen Eindruck. Denn er wußte wohl, daß derſelbe den bei Pylos gefangenen Spartiaten ihr Loos nach Möglichkeit erleichtert und den Lakedämoniern beim Friedensſchluſſe gute Dienſte geleiſtet hatte. Auch hoffte er großen Ruhm davon zu haben, wenn er die beiden Feldherren, die gegen ihn befehligt hatten, lebendig nach Sparta abführe. Daher hob er den Nikias auf, ſprach ihm Muth ein und befahl die Uebrigen, zur Verſchonung ihres Lebens, zu Gefangenen zu machen. Da aber dieſer Befehl nur langſam herumkam, ſo war die Zahl derer, die gerettet wurden, bei weitem geringer als die der Getödteten.

Man brachte nun die Gefangenen an einen Ort zuſammen und behing die höchſten und ſchönſten Bäume mit den erbeuteten Rüſtungen. Sie ſelber ſchmückten ſich mit Kränzen und putzten ihre Roſſe ſtattlich heraus, denen der Feinde aber ſchoren ſie die Mähnen ab und hielten ſo ihren Einzug in die Stadt, nachdem ſie den berühmteſten Kampf, welchen jemals Hellenen gegen Hellenen kämpften, glücklich beſtanden und den vollendetſten Sieg durch das höchſte Maaß der Kraftanſtrengung und entſchloſſener Tapferkeit gewonnen hatten. Hierauf wurde eine allgemeine Verſammlung ſämmtlicher Syrakuſier und ihrer Bundesgenoſſen gehalten, in welcher man zunächſt beſchloß: daß der Jahrestag der letzten Befreiungsſchlacht mit Opfern und Enthaltung von aller Arbeit heilig gehalten und dieſe Feier den Namen Aſſinaria tragen ſolle; ſodann: daß man die Knechte der Athener und ihre Bundesgenoſſen als Sclaven verkaufen, die Athener ſelber aber ſammt denjenigen Siciliern, die auf ihrer Seite geſtanden, in die Steinbrüche bringe. Dieſe nemlich, aus denen vormals die Stadt ſelber erbaut worden, waren von ſo bedeutendem Umfang und ſo beträchtlicher Tiefe, daß man ſich ihrer als Gefängniſſe*) bedienen konnte.

*) Als ſolche haben ſie beſonders durch den nachmaligen Tyrannen von Syrakus, Dionyſios, eine gleich traurige Berühmtheit

Nikias und Demoſthenes aber — ſo beſchloß das Volk — ſollten auf der Stelle den Tod erleiden. Den edeln Hermokrates, welcher dagegen die Vorſtellung machte: rühmlicher als zu ſiegen ſei es, wenn man von ſeinem Siege einen edlen Gebrauch mache, ließ man unter Geſchrei und Lärm nicht weiter zu Worte kommen; und Gylippos, der ſich die atheniſchen Feldherren ausbat, wurde von den Syrakuſiern, welche der glückliche Ausgang ihrer Kämpfe bereits übermüthig gemacht hatte, mit übeln Worten abgewieſen, denn ſchon während des Krieges hatten ſie ſein rauhes Weſen und die lakoniſche Art zu befehligen mit heimlichem Widerwillen ertragen. So wurden denn Nikias und Demoſthenes hingerichtet und ihre Leichname vor das Stadtthor hingeworfen, woſelbſt ſie lange öffentlich zur Schau liegen blieben. Der Schild des Erſteren, aus Gold und Purper künſtlich zuſammengewebt, wurde noch nach fünfhundert Jahren in einem Tempel zu Syrakus vorgezeigt. Zwei Zeilen des Thukydides wiegen aber, wenn nicht das Unglück, ſo doch die Schmach, die ihn betroffen, reichlich auf und ſetzten ihm bei aller Nachwelt ein unvergängliches Denkmal in den Worten: „Unter allen Hellenen meines Zeitalters war dieſer am wenigſten eines ſolchen Mißgeſchickes werth, denn er war ein Mann, der die Tugend zum Geſetze ſeines Lebens gemacht hatte.“

Faſt grauſamer noch war das Loos derer, die man in die Steinbrüche gebracht hatte. Es waren ihrer im ganzen etwa ſiebentauſend. Da ſie an einem ſo tiefen Orte ohne Bedachung beiſammenſaßen; ſo hatten ſie anfangs viel durch die Sonnengluth, ſpäter aber nicht weniger durch die kühlen Herbſtnächte zu leiden. Zu dieſem Drangſale geſellte ſich Hunger und Durſt, da man ihnen Gerſte und Waſſer weit unter dem Maaße des Bedürfniſſes verabreichte. In Folge des raſchen Witterungswechſels wurden viele krank und ſiechten hin; andere ſtarben an ihren Wunden, und da die Leichname unter den Lebendigen aufgeſchichtet liegen blieben, ſo erfüllte den engen Raum in kurzem eine verpeſtete Luft, in welcher das Athmen kaum noch möglich war. Nach ſiebenzig Tagen verkauften die Syrakuſier diejenigen, welche man noch am Leben fand, in die Sclaverei mit Ausnahme der Athener ſo wie der ſiciliſchen und italieniſchen Griechen, welche an dem Feldzuge theilgenommen hatten. Glücklich im Verhältniß zu den Zurückbleibenden waren dieſe, welche die Gefangenſchaft mit der Sclaverei vertauſchten, unter denen ſich allerdings auch eine große Zahl von Athenern befand, indem viele von ihnen bei der Theilung ſich unter die Knechte verſteckt hatten oder ſchon bei der Gefangennahme von den Soldaten heimlich bei Seite gebracht waren, um für ſich ſelbſt daraus einen Gewinn zu erzielen. Dieſen Athenern kam ihre edle Sitte und Bildung ſehr zu ſtatten, indem ſie von ihren Herren entweder freigelaſſen oder doch mit vieler Achtung behandelt wurden. Einige verdankten auch ihre Rettung dem Dichter Eurlpides. Da nemlich die Muſe dieſes Dichters von den Siciliern beſonders geſchätzt und bewundert wurde, ſo geſchah es, daß mehrere gegen Mittheilung derjenigen Stellen aus ſeinen Trauerſpielen, deren ſie ſich noch entſinnen konnten, freigelaſſen wurden. Andere, welche aus der Schlacht entkommen waren und im Lande umherirrten, halfen ſich mit Abſingung einiger ſeiner Lieder fort, wofür man ihnen gern Speis und Trank verabreichte. Als dieſe nun glücklich wieder in ihre Heimath gelangt waren, bezeigten ſie dem überraſchten Dichter die rührendſte Dankbarkeit, indem ſie ihm erzählten, auf welche Weiſe er ihnen Freiheit und Leben gerettet habe. Niemals vielleicht hat der Genius der Kunſt einen ſchöneren Triumph gefeiert als in dieſen Thatſachen! — Als die Kunde von dem unglücklichen Ausgange des ſiciliſchen Feldzugs nach Athen gelangte, wollte Niemand daran glauben, daß alles ſo ganz und gar verloren ſei; und die erſte Nachricht davon hätte dem, der ſie brachte, beinahe Leib und Leben gekoſtet. Ein Fremder nemlich, der im Peiräos gelandet war, ſetzte ſich in eine Barbierſtube und redete von dieſen Vorfällen in der Vorausſetzung, daß ſie den Athenern ſchon bekannt ſeien. Der Barbier, der dies angehört hatte, lief, ehe dieſe Neuigkeit ſich weiter verbreitete, eilends in die Stadt und verkündete ſie, ohne den Archonten Meldung zu thun, auf öffentlichem Markte. Wie ſich denken läßt, gerieth die ganze Bürgerſchaft in Schrecken und Beſtürzung. Sofort veranſtalteten die Archonten eine Volksverſammlung und ließen den Mann vorführen. Da er auf die Frage, woher er es erfahren, nichts beſtimmtes anzugeben wußte, ſo erklärte man ihn für einen Neuigkeitsmacher, der es auf Erregung von Unruhen abgeſehen habe, ließ ihn auf ein Rad binden und eine geraume Zeit foltern, bis endlich etliche eintrafen, welche von dem Unfall auf Sicilien genaue und verbürgte Nachricht brachten. So ſchwer fand bei den Athenern der Glaube Eingang, daß dasjenige dem Nikias wirklich widerfahren ſei, was er ſelbſt ihnen ſo oft vorausgeſagt hatte.

Dieſe Niederlage iſt das wichtigſte und entſcheidendſte Ereigniß des ganzen peloponneſiſchen Krieges: für die Sieger das glänzendſte, für die Beſiegten das jammervollſte. Land- und Seemacht der Athener war von Grund aus vertilgt und der Staat auf einmal in die hülfloſeſte Lage verſetzt. Der Kern der jungen, waffenfähigen Mannſchaft war hinweggerafft, die Werften ohne hinreichende Anzahl von Schiffen, die Schatzkammer ohne Geld, die Flotte ohne Rudermannſchaft. Alle offenbaren oder heimlichen Feinde Athens erhoben ermuthigt ihr Haupt, während die Stadt ſich von allen Mitteln entblößt ſah, einen von mehreren Seiten her drohenden Angriff abzuwehren. Gleichwohl faßte man den Entſchluß, nicht nachzugeben, ſondern nach Möglichkeit ſich zu rüſten, durch zweckmäßige Beſchränkung der Ausgaben manche Verbeſſerungen im Staatshaushalte zu treffen und eine Behörde von älteren Männern zu wählen, welche über die Lage des Staates vorläufigen Rath ertheilen ſollten. Damals im Schrecken und der Gefahr des Augenblicks war man, wie das Volk es zu machen pflegt, zu allen guten Anordnungen geneigt. Aber die Blüthe des atheniſchen Staates war unwiederbringlich gebrochen und ſein Mißgeſchick vor Syrakus nur das Vorſpiel ſeines völligen Unterliegens.

---

erlangt, wie nachmals die Bleidächer zu Venedig und die Baſtille zu Paris.

5. Thaten und Abenteuer des heimathlosen Alkibiades.

„Ich will ihnen zeigen, daß ich noch lebe!“ hatte Alkibiades seinen Mitbürgern zugeschworen, als sie ihm das Todesurtheil gesprochen; und er hat furchtbar Wort gehalten: die Vernichtung der atheniſchen Kriegsmacht in Sicilien war sein Werk.

Kurz nach seiner Entweichung hatte er sich vom thuriſchen Gebiete auf den Peloponnes geflüchtet. Von Argos aus ließ er nach Sparta ein Gesuch um Schutz und sicheren Zutritt gelangen, und als die Spartiaten sich bereit erklärten ihn aufzunehmen, stellte er sich furchtlos ein und bot Lakedämon seine Dienste gegen die Athener an. „Denket darum nicht schlechter von mir“, sprach er in seiner ersten Rede, „wenn ich, der ich einst für einen Vaterlandsfreund galt, jetzt meiner Vaterstadt in Verbindung mit ihren größten Feinden nachdrücklich entgegenwirke. Vaterlandsliebe kann da nicht statthaben, wo man mir Unrecht thut, sondern nur, wo ich Sicherheit genoß; und so glaube ich jetzt nicht ein Vaterland, das ich dafür ansehen dürfte, zu verfolgen, sondern vielmehr eines, das für mich nicht mehr vorhanden, wiederzugewinnen. Nicht der ist ein rechter Freund des Vaterlandes, der, wenn er es widerrechtlich verlor, nichts dagegen unternimmt, sondern wer aus Sehnsucht nach der Heimath alles aufbietet, um ihrer wieder theilhaftig zu werden. Demzufolge begehre ich, ihr Lakedämonier, daß ihr mich zu jedem Wagniß und zu jeder mühseligen Arbeit unbedenklich verwendet, da euch der Ausspruch, auf den sich jedermann beruft, bekannt ist: daß, wenn ich als Feind euch vielen Schaden gethan, ich euch als Freund genugsam werde nützen können; um so mehr, da ich die Lage der Athener weiß und die eurige ermittelt habe.“

Demnächst überredete er die Lakedämonier, den Syrakusiern ein Hülfsheer unter der Führung eines Spartiaten nach Sicilien zu senden, wodurch der Kampf daselbst, wie er vorausgesagt, plötzlich eine ganz andere Wendung nahm. Sodann erregte er von neuem den Krieg gegen Athen vom Peloponnesos aus, und um demselben gleich von Anfang an gehörigen Nachdruck zu geben, rieth er den Lakedämoniern, daß man Dekeleia, einen nur drei deutsche Meilen nördlich von Athen gelegenen Flecken an der attiſchen Grenze, besetze und befestige; wodurch er den Athenern im eigenen Lande den empfindlichsten Stoß versetzte.

Durch solche mit dem glücklichsten Erfolg bekrönte Rathschläge gewann er bald in allem, was öffentliche Angelegenheiten betraf, in Sparta Ansehen und Vertrauen. Nicht geringere Bewunderung aber erregte sein Privatleben. Durch völliges Eingehen auf lakoniſche Sitte und Lebensweise wußte er die Menge zu bezaubern. Wer ihn jetzt sah, wie er sich langes Haar wachsen ließ, kalt badete, Gerstenbrod aß und an der schwarzen Suppe Geschmack fand, der konnt' es kaum glauben, daß dieser Mann jemals in seinem Hause einen Koch gehabt, nach Salbenbereitern sich umgesehen, oder einen weichwollenen mileſiſchen Mantel auf seinen Leib habe kommen lassen. Denn eine seiner vielen Geschicklichkeiten und ein Mittel, wodurch er sich viele Herzen zuwendete, war die Kunst, fremden Neigungen und Sitten sich anzuschmiegen, sich andern ganz zu verähnlichen und schneller als ein Chamäleon die Farbe zu wechseln. So war er in Sparta ein fleißiger Turner, mäßig und ernsthaft, in Jonien weichlich, lebensfroh und leichtfertig, in Thrakien ein Zecher, in Theſſalien ein kühner Reiter und in Perſien übertraf er alle an Prunk und Schwelgerei. Nicht daß er jede solche Veränderung auch in sein inneres Wesen aufgenommen hätte, sondern alles war nur Außenwerk und Maske. In Wahrheit blieb er immer der alte. Während er den strengen Spartiaten spielte, verführte er das Weib des Königs Agis und mißbrauchte das ihm gewordene Vertrauen auf das schändlichste. Kein Wunder, daß er endlich vor der Rache des Königs, wozu sich noch die Eifersucht der lakedämoniſchen Feldherren gesellte, nicht mehr sicher war.

Während er sich in Jonien befand, wo er einen fast allgemeinen Abfall von den Athenern zu Stande brachte, lief der Befehl der lakedämoniſchen Regierung ein, ihn aus dem Wege zu räumen. Alkibiades entwich zu Tiſaphernes, dem perſiſchen Satrapen von Jonien und Karien. Auch hier wurde er in kurzer Zeit der erste und angesehenste Mann. Selber verschmitzt und arglistig genug, fand Tiſaphernes an dem Vielgewandten höchlich sein Gefallen. Dazu kam, daß überhaupt nicht leicht ein Herz gegen die einschmeichelnde Anmuth des Alkibiades im geselligen Umgange unempfindlich bleiben konnte, so daß jener sonst so grausame Barbar, der vor allen andern Persern als Griechenfeind bekannt war, ihm völlig gewogen ward und an Gegenschmeicheleien es ihm sogar zuvorthat. So legte er z. B. dem schönsten seiner Lustgärten oder sogenannten Paradiese den Namen Alkibiades bei.

Jetzt begann der kluge Athener die Gunst des Persers zum Schaden der Spartiaten auszubeuten. Er überzeugte jenen, daß es am besten sei, die Lakedämonier nur spärlich zu unterstützen, damit auf diese Weise die Griechen selbst sich gegenseitig entkräfteten und endlich in gleicher Machtlosigkeit dem Perserkönige um so leichter zur Beute würden. Tiſaphernes befolgte diesen Rath, und die Blicke beider Parteien in Griechenland lenkten sich dem Alkibiades, dem Günstlinge des Satrapen, zu. Athen bereuete nach so viel Unglücksfällen die gegen ihn gefaßten Beschlüsse; Alkibiades gedachte mit unruhigem Herzen an sein Vaterland und die eigene Zukunft: wenn es mit seiner Stadt dereinst zu Ende ginge und Er den erbitterten Lakedämoniern in die Hände fiele. Zur See waren die Athener ihrem Feinde zwar noch so ziemlich gewachsen; aber schon war eine phönicische Flotte von hundert und funfzig Galeeren unterwegs, um sich mit der Macht der Lakedämonier zu vereinigen; und es war kein Zweifel, daß eine so bedeutende Verstärkung der Gegenpartei ihnen nicht nur mit einem Male die Seeherrschaft, sondern auch alle Hoffnung auf Rettung der Stadt entreißen mußte. Es gelang den Bemühungen des Alkibiades, dies zu verhindern. Zu gleicher Zeit hatte das auf Samos befindliche Kriegsheer der Athener ihn herbeigerufen und zum Feldherren ernannt, und in Athen wünschte man, nachdem seine jüngsten Verdienste um das Vaterland kund geworden, seine Zurückkunft. Er aber wollte nicht mit leeren, thatenarmen Händen wie aus Gnade und Barmherzigkeit des Volkes, sondern mit Ruhm und Ehren reichbekrönt die

Heimath betreten. Alſo ging er mit einigen wenigen Schiffen von Samos in die See, kreuzte anfangs an der Küſte von Karien, und als er dort erfuhr, daß der Spartiat Mindaras mit der ganzen Flotte nach dem Hellesponte ſchiffte und die Athener ihm nachfolgten, eilte er ebenfalls dahin und entſchied das Seetreffen bei Abydos, welches bereits verloren ſchien, durch ſeine Dazwiſchenkunft zu Gunſten der Athener.

Doch abermals ſpielte ihm ſeine Eitelkeit einen Streich, der ihn in neue Verlegenheiten verwickelte. Begierig, ſich vor Tiſaphernes im Glanze ſeines neuen Glückes zu zeigen, machte er ſich mit reichlichen Geſchenken und ſeinem feldherrlichen Gefolge zu ihm auf. Allein er fand eine ganz andere Aufnahme, als die er erwartet hatte. Tiſaphernes, längſt ſchon von den Lakedämoniern der Verrätherei beſchuldigt und in Beſorgniß, vom Könige darüber zur Verantwortung gezogen zu werden, erkannte in dieſem Beſuche ſeines ehemaligen Günſtlings die beſte Gelegenheit, ſich von jenem Verdachte zu reinigen, nahm ihn in Verhaft und ließ ihn zu Sardes in's Gefängniß legen. Dreißig Tage waren vergangen, da gelang es dem ſchlauen Helden, ſich irgend woher ein Pferd zu verſchaffen, und ſeinen Wächtern entwiſchend entkam er glücklich nach Klazamenä. Um den Tiſaphernes für ſeine Treuloſigkeit zu ſtrafen, ſprengte er noch dazu das Gerücht aus, er ſelber habe ihn freiwillig losgelaſſen.

Nach ſeiner Ankunft im atheniſchen Lager begeiſterte er das Heer zu neuen und kühneren Unternehmungen, bemannte die Schiffe und ſteuerte auf Kyzikos los, wo Mindaras, der Lakedämanier und Pharnabazas, der Satrap, ſich vereinigt hatten. Näher herangekommen, ließ er die kleineren Schiffe in die Mitte der Flotte nehmen und ſorgfältig verhüthen, daß der Feind von ſeiner Annäherung etwas merke. Ein ſtarker Gewitterregen, von Donner und Finſterniß begleitet, begünſtigte die Abſicht. Als das Dunkel ſich zerſtreute, gewahrte man die Flotte der Pelaponneſier, die vor dem Hafen von Kyzikos in offener See lag. Alkibiades zeigte ſich dem Feinde nur mit vierzig Schiffen, während die andern ihm langſam aus der Ferne folgten, und forderte zum Treffen heraus. Jener ließ ſich dadurch wirklich täuſchen und nahm das Gefecht an. Als nun aber auch die anderen Schiffe der Athener unvermuthet zum Kampfe heranſtürmten, wurde er beſtürzt und ergriff die Flucht. Alkibiades eilte nach, ſtieg faſt gleichzeitig mit den Flüchtenden an's Land und tödtete ihrer eine große Zahl. Zwar rückten Mindaras und Pharnabazos ſchnell zur Hülfe herbei, aber er ſchlug auch dieſe dergeſtalt, daß der erſtere ſelber nach tapferer Gegenwehr auf dem Platze blieb, der letztere aber nur durch die Flucht ſich retten konnte. Alle Schiffe und eine Menge von Waffen fielen in die Hände der Sieger. Kyzikos mußte ſich ergeben; die Athener waren Meiſter des Hellespontos und ſäuberten nun auch das übrige Meer vom Feinde. Ein Brief der Lakedämonier, welcher den Ephoren das geſchehene Unglück melden ſollte, aber von den Athenern aufgefangen wurde, ſpricht auf ächt lakoniſche Weiſe in wenig Worten die traurige Lage der Ueberwundenen aus: „Hin iſt das Glück; Mindaros todt; die Mannſchaft hungert; wir wiſſen nicht, was zu thun.“

Dieſer Sieg erfüllte die Soldaten des Alkibiades mit ſo viel Selbſtgefühl, daß ſie als Unüberwindliche ſich für zu gut hielten, um mit den anderen, die ſo oft ſchon den kürzeren gezogen und noch kürzlich unter Thraſyllos Anführung bei Epheſos eine Schlappe erhalten hatten, Gemeinſchaft zu machen. Erſt nachdem dieſe bei der nächſten Gelegenheit ſich wieder zu Ehren gekämpft hatten, vereinigten ſich die beiderſeitigen Truppen und bezogen fröhlich und in guter Kameradſchaft mit einander das Lager.

Um Geld einzutreiben, unternahm Alkibiades einen neuen Zug in den Hellespont und bemächtigte ſich unter anderem durch ein abenteuerliches Wagniß der Stadt Selybria. Etliche Bürger hatten heimlich zugeſagt, die Stadt in ſeine Hand zu geben. Eine um Mitternacht ausgeſteckte Fackel ſollte das Zeichen geben. Da aber einer der Mitverſchworenen plötzlich anderes Sinnes wurde, ſahen ſich die anderen genöthigt, dies vor der verabredeten Zeit zu thun. Als man nun die Fackel aufflammen ſah, war das Heer noch nicht in Bereitſchaft. Alkibiades aber, um keine Zeit zu verlieren, brach ſofort mit etwa dreißig Mann im Sturmſchritt gegen die Mauern auf und befahl den übrigen, ſo bald als möglich nachzukommen. Auch öffnete ſich ihm das Thor; doch war er kaum mit den Dreißigen, zu welchen hier noch zwanzig Leichtbewaffnete ſtießen, in die Stadt eingedrungen, als er die Selybrier mit den Waffen in der Hand auf ſich zukommen ſah. Was war zu thun? Wollte er Stand halten, ſo war er rettungslos verloren; zum Rückzug aber konnte er, der bis auf jenen Tag in allen Feldzügen unüberwunden geblieben war, in keinem Falle ſich entſchließen. Da ließ er mit der Trompete Stille gebieten und einen ſeiner Leute laut ausrufen: „Die Athener führen ihre Waffen nicht gegen die Selybrier!“ Dieſe Erklärung minderte bei den einen die Kampfluſt, indem ſie wähnten, die Feinde ſeien ſchon alleſammt in die Stadt gedrungen; während die anderen Hoffnung auf einen gütlichen Vergleich faßten. Während man nun zuſammentrat, um zu unterhandeln, traf auch das Heer des Alkibiades ein. Da er aber die friedliche Geſinnung der Selybrier erkannte, ſchützte er die Stadt vor Plünderung, ließ ihr auch ſonſt kein Leid thun und zog, nachdem er Beſatzung hineingelegt und eine Summe Geldes empfangen, wieder ab.

Nach längerer Belagerung mußte ſich Chalkedon übergeben. Mit Pharnabazos wurde ein Vergleich beſchworen, und endlich kam auch das abtrünnige Byzanz durch Liſt und Gewalt in die Hände der Athener.

6. Alkibiades ehrenvolle Rückkehr in die Heimath.

Jetzt gab Alkibiades dem Verlangen ſeines Herzens nach, die Heimath wieder zu ſehen; und mehr noch reizte ihn der Wunſch, ſich im Glanze ſo vieler Siege vor ſeinen Mitbürgern ſehen zu laſſen, zur Heimkehr. Die attiſchen Galeeren hatten ſich rings herum mit Schilden und anderer Beute ausgeſchmückt; hinter ihnen her ein langer Zug eroberter Schiffe ſammt den Zierathen von noch mehreren, die er zerſtört hatte. Beide zuſammen betrugen nicht weniger als zweihundert. Gleichwohl ergriff den Helden ein banges Gefühl, als er in den Hafen ſeiner

Vaterstadt einlief. Zaudernd stand er auf dem Verdecke und wagte nicht eher die Galeere zu verlassen, bis er seinen Vetter Eurypolemos mit vielen anderen Freunden und Bekannten erblickte, die mit offenen Armen seiner warteten und ihn auszusteigen baten.

Als er nun an das Land stieg, schien die herbeiströmende Menge die anderen Feldherren gar nicht zu sehen; alles lief nur ihm entgegen, grüßte mit Freudengeschrei und ging jubelnd nebenher. Die Zunächststehenden bekränzten ihn; die sich ihm nicht nähern konnten, ließen aus der Ferne ihre Blicke an ihm haften, und die Alten zeigten ihn mit Fingern ihren Kindern. Wohl mischte sich auch manche Thräne in den Jubel. Mußte man doch bei dem gegenwärtigen Glück sich an all' das hinter ihm liegende Unglück erinnern und der Erwägung Raum geben, daß ohne die Verstoßung des Alkibiades sicherlich weder der Angriff auf Sicilien noch irgend eine andere Hoffnung fehlgeschlagen hätte: da er schon jetzt in so kurzer Zeit seiner Amtsführung die Stadt, welche vom Meere beinahe verdrängt, zu Lande kaum noch ihrer Vorstädte sicher und noch dazu innerlich entzweit war, aus tiefem Verfall und Erniedrigung wieder empor gehoben und ihr nicht nur die Seeherrschaft zurückgegeben, sondern auch zu Lande überall den Sieg erworben habe.

Ein Volksbeschluß wegen seiner Zurückberufung war auf Antrag des Kritias schon früher ausgefertigt worden. In der nächsten Volksversammlung trat Alkibiades auf und schilderte unter Thränen und Klagen die Leiden, die er habe erdulden müssen; doch machte er dabei dem Volke nur wenige und mäßige Vorwürfe, indem er alles seinem bösen Geschick und einem neidischen Dämon schuldgab, widmete den größeren Theil seiner Rede den ermuthigenden Aussichten der Bürgerschaft und schloß mit einer erhebenden Ansprache. Unter allgemeiner Begeisterung schmückte man ihn mit goldenen Kränzen und rief ihn zum unumschränkten Feldherren über die Land- und Seemacht aus. Außerdem verordnete man, daß ihm sein Vermögen zurückgegeben und der auf ihn gelegte Fluch von den Eumolpiden oder Priestern der eleusinischen Geheimnisse wiederum gelöst werden solle. Alle thaten dies ohne Weigerung, nur der Oberpriester Theodoros erklärte: „Ich habe ihm niemals etwas Böses angewünscht, wofern er sich nicht wider die Stadt versündiget."

Eine Flotte von hundert Kriegsschiffen war bereits mit Mannschaft versehen und im Begriffe auszulaufen, als ein nicht unedler Ehrgeiz den Alkibiades noch bis zum Mysterienfeste in Athen zurückhielt. Seitdem nemlich Dekeleia von den Lakedämoniern befestigt worden und dadurch die nach Eleusis führenden Straßen in der Gewalt des Feindes waren, mußte der jährliche Festzug seinen Weg über das Meer nehmen, wodurch er seine feierliche Pracht völlig verlor, indem nun die Opfer, die Reigen und viele andere heilige Gebräuche, welche sonst unterwegs beobachtet worden, aus Noth unterblieben. Dem Alkibiades bedünkt' es daher eine schöne Gelegenheit, sowohl zur Kundgebung seiner Frömmigkeit gegen die Götter, als zur Ehre bei den Menschen, wenn er dem Feste seinen alten Glanz wiedergäbe, die Wallfahrt zu Lande nach Eleusis begleite und vor dem Anfalle der Feinde sicher stelle. Nachdem er diesen Entschluß den Priestern mitgetheilt, besetzte er die Höhen umher mit Wachen und schickte mit Tagesanbruch eine Vorhuth voraus. Sodann gab er dem Zuge der Priesterschaft und der übrigen Festgenossen das Geleit und führte sie, rings von Waffen umgeben, in schöner Ordnung und feierlicher Stille nach Eleusis: ein kriegerischer Zug, der doch den erhabensten und gottgefälligsten Anblick darbot! Niemand von den Feinden wagte einen Angriff, und so brachte Alkibiades den Zug wohlbehalten wieder in die Stadt zurück.

Seitdem hielt sich das Heer unter seinen Befehlen für unwiderstehlich, und das geringere Volk war ihm dermaaßen ergeben, daß es sein Verlangen, ihn zum Oberherrn zu haben, schon laut und deutlich kundgab. Die Mächtigeren unter den Bürgern geriethen darüber in Besorgniß und betrieben seine Abfahrt auf's schleunigste, so daß sie ihm alles, was er wünschte, bewilligten und selbst die Wahl seiner beiden Mitfeldherren ihm freistellten.

7. Die Schlachten bei Notion und am Ziegenflusse. Alkibiades Ende.

Mit hundert Segeln ging Alkibiades noch in demselben Jahre (407 vor Chr.) in die See und richtete seinen Angriff auf die Insel Andros. Zwar gewann er den Sieg über die Einwohner und die unter ihnen befindlichen Lakedämonier, konnte aber die Stadt selber nicht erobern. Dies gab seinen Feinden den ersten Anlaß zu einer öffentlichen Beschwerde. Ist jemals einer durch seinen eignen Ruhm gestürzt worden, so ist es Alkibiades. Die hohe Meinung, die man nach so viel glücklichen Thaten von seinem Muth und seiner Einsicht hegte, brachten ihn, so oft etwas mißlang in Verdacht, als sei es ihm nicht Ernst gewesen, weil man überzeugt war, daß bei rechtem Ernst ihm nichts unmöglich sei. Die Athener hatten schon darauf gerechnet, nächstens von der Eroberung der Insel Chios und des ganzen ionischen Landes zu hören, und waren höchst verdrossen darüber, daß nicht alles auf der Stelle, wie sie wollten, vollbracht war, ohne den Geldmangel in Betracht zu ziehn, durch welchen sich Alkibiades einem Feinde gegenüber, der den Großkönig zum Zahlmeister hatte, oftmals genöthigt sah, das Heerlager zu verlassen, um an andern Orten Sold oder Lebensmittel aufzutreiben.

Dieser Umstand war es auch, der ihm die letzte, entscheidende Anklage zuzog. Als nemlich Lysandros, welcher zu jener Zeit den Oberbefehl über die Flotte der Lakedämonier erhalten hatte, durch persisches Gold in den Stand gesetzt war, den Sold seiner Schiffsmannschaft auf vier Obolen zu erhöhen, während Alkibiades kaum drei zahlen konnte, begab er sich, um Geld aufzutreiben, nach Phokäa in Lydien. Die Aufsicht über die Flotte übertrug er dem Antiochos, demselben, der ihm vormals die entflohene Wachtel wieder eingefangen und dadurch sich seine Gunst erworben hatte. Dieser war zwar ein tüchtiger Steuermann, im Uebrigen aber ein unbesonnener und dreister Mensch. Trotz des ausdrücklichen Befehls, keine Schlacht anzunehmen, bemannte er zwei Galeeren, fuhr von Notion dreist in den Hafen von Ephesos hinein, und strich unter Schimpfreden und possenhaften Gebärden hart am feind-

Digitized by Google

lichen Geschwader vorüber. Lysandros verfolgte ihn anfangs nur mit wenigen Schiffen, als aber von der andern Seite her die Athener zu Hülfe kamen, lief er mit der ganzen Flotte aus, schlug die Gegner, tödtete den Antiochos, nahm fünfzehn Schiffe sammt vieler Mannschaft hinweg und errichtete bei Notion ein Siegeszeichen.

Auf die Nachricht von diesem Unfalle eilte Alkibiades nach Samos zurück, ging mit seinem ganzen Geschwader in See und bot Lysandern ein neues Treffen an. Dieser aber begnügte sich mit dem ersten Siege und hütete sich, mit einem so mächtigen Gegner sich zu messen. Sogleich begab sich Thrasybulos, Thrasons Sohn, nach Athen, um Alkibiades öffentlich anzuklagen, beschuldigte ihn auf das heftigste der Fahrlässigkeit, der Gelderpressungen und der Völlerei und brachte das wankelmüthige Volk dergestalt gegen ihn auf, daß es auf der Stelle andere Feldherren wählte und ihn seines Amtes entsetzte. Alkibiades, für seine Sicherheit besorgt, zog sich aus dem Lager ganz zurück, und begab sich nach Thrakien, wo er schon früher, als habe er die Wandelbarkeit seines Glückes vorausgesehn, sich einige feste Schlösser hatte erbauen lassen. Mit einem Söldnerheere führte er von hier aus auf seine eigne Hand Krieg gegen thrakische Völkerschaften und brachte dadurch nicht nur für sich große Reichthümer zusammen, sondern verschaffte auch zugleich den umwohnenden Griechen Sicherheit vor den Barbaren.

Dort war es, wo etliche Jahre später (405 v. Chr.) die atheniſchen Feldherren mit allem, was Athen damals noch an Schiffen beisammen hatte, sich an der Mündung des Ziegenflusses (Aegospotamoi) aufstellten, um Lysandern, der gegenüber vor Lampsakos lag, zu einem Treffen zu nöthigen. Alkibiades, der in der Nähe sich aufhielt, erkannte das Gefährliche ihrer Lage und konnte es nicht unterlassen, sie darauf merksam zu machen. Er ritt selber hinüber und stellte den Befehlshabern vor, welch einen ungünstigen Standort sie sich hier gewählt hätten, da die Gegend ohne Hafen und Städte sei und alle Bedürfnisse weit her von Sestos zugeführt werden müßten. Auch verhehlte er ihnen nicht, wie bedenklich es sei, die Schiffsmannschaft, so oft sie ans Land komme, nach Gefallen sich zerstreuen zu lassen, während ihnen eine feindliche Flotte gegenüberliege, die gewöhnt sei, auf den Wink eines Einzigen alles schweigend zu vollbringen. Er rieth daher die Stellung der Flotte nach Sestos zu verlegen. Jene aber achteten wenig darauf, und einer unter ihnen, Tydeus, gab ihm sogar die stolze Antwort: er solle nur seiner Wege gehn; nicht er, sondern andere hätten hier zu befehlen. Alkibiades vermuthete, daß hier Verrath im Spiele sei und entfernte sich, indem er gegen seine Bekannten aus dem Lager, die ihm das Geleite gaben, die Aeußerung fallen ließ: wenn ihn die Feldherren nicht zu schnöde behandelt hätten, so hätte er in wenigen Tagen die Lakedämonier zwingen wollen, sich zu schlagen oder ihre Schiffe zu verlassen.

Der Erfolg lehrte, wie richtig er den Fehler der Athener erkannt hatte. Unvermuthet und gerade zu einer Zeit, wo sich die Schiffsmannschaft meist auf dem Lande zerstreut hatte, fiel Lysandros über sie her, so daß nur acht Galeeren mit dem Feldherrn Konon entkamen, die übrigen Schiffe aber, nahe an zweihundert, dem Feinde in die Hände fielen. Dreitausend Mann, die er zu Gefangenen gemacht, ließ er hinrichten. In Folge dieser Niederlage konnte Athen sich nicht länger halten. Im nächsten Jahre eroberte Lysandros die von allen Streitkräften entblößte Stadt, verbrannte ihre Schiffe und riß die langen Mauern nieder. Damit war der peloponnesische Krieg beendet (404 vor Chr.).

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, welchen Alkibiades schon lange gefürchtet hatte: die Lakedämonier herrschten zu Wasser und zu Land, Alkibiades wußte sich vor ihnen nicht mehr sicher. Er wendete sich daher nach Bithynien und führte eine Menge Reichthümer mit sich, während er noch weit mehrere in seinen Schlössern zurückließ. Dort von räuberischen Thrakiern beraubt und beunruhiget, beschloß er zum König Artaxerxes in's innere Asien zu reisen. Darin bestärkte ihn die Hoffnung, er selber werde dem Könige bei näherer Bekanntschaft wohl nicht schlechter als Themistokles, seine Absichten aber gewiß noch besser als die seines Vorgängers erscheinen; da er nicht wie jener dem Könige seine Dienste gegen sein Vaterland anbiete, sondern vielmehr um Unterstützung desselben nachsuche. Für die Beschleunigung und Sicherheit dieser Reise gedachte er den Beistand des Pharnabazos in Anspruch zu nehmen, begab sich daher zu ihm nach Phrygien und verbrachte einige Zeit unter gegenseitigen Achtungs- und Freundschaftsbezeugungen an seinem Hofe.

Schmerzlich empfanden die Athener den Verlust ihrer Herrschaft. Als nun Lysandros sie gar auch der Freiheit beraubte und ihre Stadt dreißig Männern unterwarf, die nach Willkür über sie schalteten, da kam das darniedergetretene Volk zur Besinnung und stellte jetzt, da alles verloren war, Betrachtungen an, auf die sie vormals, wo noch zu helfen gewesen wäre, nicht gekommen waren. Jetzt gingen sie mit bitterer Selbstanklage die lange Reihe ihrer Mißgriffe und Thorheiten durch, unter denen sie die zweite, nur vom Zorn eingegebene Amtsentsetzung des Alkibiades obenan setzen mußten. Man hatte ihn verstoßen, ohne daß er ein Unrecht gethan; und im Unwillen über einen Untergebenen, der wenige Schiffe auf schändliche Art verloren, hatte man den Staat auf schändlichere Weise um seinen besten Feldherren gebracht. Dennoch blieb auch unter den gegenwärtigen Umständen noch eine schwache Hoffnung übrig: noch sei für Athen nicht alles verloren, da Alkibiades lebe!

Es war nicht ganz ohne Grund, wenn der gemeine Mann solchen Träumen sich hingab. Hielten es doch auch die dreißig Tyrannen von Athen für nothwendig, diesen Flüchtling sorgfältig im Auge zu behalten und von allem, was er that und vornahm, sichere Kundschaft einzuziehen. Endlich stellte Kritias, derselbe, welcher vormals auf die Zurückberufung des Alkibiades angetragen hatte und jetzt unter den atheniſchen Gewalthabern der ärgste war, Lysandros vor, daß weder die gegenwärtige Verfassung Athens noch die Herrschaft Lakedämons gesichert sei, so lange Alkibiades noch am Leben. Lysandros zauderte, bis von seiner Landesregierung der geheime Befehl einlief, Alkibiades aus dem Wege zu räumen: sei es nun, daß auch sie den raschen, unternehmenden Geist des Mannes fürchtete, oder dem Racheverlangen des Königs Agis, der von Alkibiades so schwer gekränkt worden, zu Willen sein wollte.

Lysandros wendete sich zu diesem Zwecke an Pharnabazos, und dieser beauftragte seinen Bruder und Oheim mit der Ausführung. Alkibiades lebte damals mit der

Buhlerin Timandra in einem phrygiſchen Dorfe. Die ausgeſandten Mörder wagten ſich aber nicht zu ihm hinein, ſondern umringten das Haus und ſteckten es in Brand. Sobald Alkibiades dies inne ward, raffte er eine Menge Kleider und Decken zuſammen und warf ſie auf das Feuer; dann wickelte er um ſeinen linken Arm den Mantel, nahm in die Rechte den Dolch und ſprang unverſehrt, ehe noch die Decken verbrannt waren, durch das Feuer in's Freie. Seine Erſcheinung zerſtreute die Barbaren. Keiner wagte es, ihm Stand zu halten oder zu Leibe zu gehen; aber aus der Ferne ſchoſſen ſie nach ihm mit Wurfſpießen und Pfeilen, bis er fiel und ſein Leben verhauchte (404 vor Chr.). Als die Barbaren ſich entfernt hatten, hob Timandra den Todten auf, hüllte ihn in ihre eigenen Gewande und beſtattete ihn ſo ehrenvoll und glänzend, als es die Umſtände erlaubten.

Lyſandros.

1. Charakterſchilderung.

Lyſandros Vater, Ariſtokleitos, war aus dem Geſchlechte der Herakleiden, zu denen auch die beiden Königshäuſer Spartas gehörten. Trotz dieſer edeln Abkunft wuchs Lyſandros in Armuth auf und unterwarf ſich ſo ſtreng als irgend einer den vaterländiſchen Gebräuchen. Dabei bewies er einen männlichen Muth, und ſeine Willenskraft überwog jede andere Neigung außer dem Ehrgeiz, der aber in Sparta den Jünglingen keineswegs zur Schande gerechnet, ſondern vielmehr durch die lakoniſche Erziehung willentlich geweckt und genährt wurde. Eine Gabe der Natur dagegen und an einem Spartiaten befremdlich, erſcheint jene Geſchmeidigkeit gegen die Großen, die ihm, wo es ſein Vortheil erheiſchte, den drückenden Stolz derſelben leicht ertragen ließ. Aber auch in ſeine Armuth wußte er ſich trefflich zu ſchicken; der Glanz des Goldes hatte über ihn keine Macht, und während er ſein Vaterland, welches bis dahin wegen Verachtung des Reichthums bewundert worden, mit Schätzen und Geldgier erfüllte, behielt er doch für ſich ſelber keine Drachme. Tapferkeit und Schlauheit, Gewalt und Liſt ſtellten ſich ihm für die Erreichung ſeiner ehrgeizigen Pläne in gleicher Weiſe zu Gebote; die höchſten ſeiner Siege gewann er ſich durch Liſt, indem er es für eine lächerliche Thorheit erklärte, von den Nachkommen des Herakles zu verlangen, daß ſie den Krieg ohne Trug führen ſollten. „Wo die Löwenhaut*) nicht ausreicht — war ſein Sprüchwort — da muß man den Fuchsbalg annähen.“ Die Gerechtigkeit rühmte er nur, inſofern ſie dem Vortheile diene; nur das Nützliche betrachtete er als ſchön und gut und meinte, daß die Wahrheit nicht ihrer Natur nach beſſer ſei als die Lüge, ſondern der Werth beider je nach dem damit verknüpften Vortheile beſtimmt werden müſſe. Darum war er in der Wahl ſeiner Mittel gewiſſenlos; der Meineid hatte für ihn nichts ſchreckliches. „Kinder — ſagte er — müſſe man mit Würfeln, Männer mit Eidſchwüren betrügen.“ An durchdringendem Scharfſinn und unermüdlicher Thätigkeit glich er dem Themiſtokles, an einſchmeichelnder Gewandtheit und Biegſamkeit dem Alkibiades, an Ehrgeiz beiden. Aber an Enthaltſamkeit im Lebensgenuß und an Feſtigkeit des Charakters ſtand er hoch über dem letzteren; in Gewiſſenloſigkeit und grauſamer Härte ſuchte er ſeines Gleichen. Solch ein Mann war der ſiegreiche Beendiger des peloponneſiſchen Krieges, der Ueberwinder Athens, dem ſein Vaterland beides, die Höhe ſeiner Macht und den Anfang ſeines ſittlichen Verderbens, dankte.

2. Lyſandros und Kallikratidas.

Der peloponneſiſche Krieg, welcher kurz nach der Niederlage der Athener auf Sicilien ſchon ſeinem Ende nahe geſchienen, zog ſich abermals in die Länge, ſeitdem die Athener den Alkibiades aus der Verbannung zurückgerufen und die Leitung ihrer Unternehmungen übertragen hatten. Schon war ihre Flotte der lakedämoniſchen wieder vollkommen gewachſen. Dies machte die Lakedämonier beſorgt und erweckte ſie zu ernſtlichen Anſtrengungen; Lyſandros bekam den Oberbefehl zur See. Im Jahre 406 vor Chr. begab er ſich nach Epheſos, und half dieſer Stadt, welche er der Sache der Lakedämonier zwar eifrig ergeben, aber in einer ſehr traurigen Lage vorfand, durch geſchickte Vorkehrungen zu neuen Kräften. Er ſchlug ſein Lager in der Nähe der Stadt auf, verordnete, daß die Kauffahrer von allen Seiten her daſelbſt einlaufen ſollten, legte eine Werft zur Erbauung von Kriegsſchiffen an und brachte auf dieſe Weiſe nicht nur die Häfen der Stadt durch Handelsgeſchäfte in Aufnahme, ſondern erfüllte auch ihren Markt mit lebhaftem Verkehr und verſchaffte den Einwohnern und Künſtlern reichlichen Verdienſt, ſo daß von jener Zeit an Epheſos zu ſeiner nachmaligen Größe und Pracht ſich zu erheben begann.

Auf die Nachricht, daß Kyros, der Sohn des Perſerkönigs Dareios Nothos, in Sardes angekommen ſei, reiſte er hin, um den Statthalter Liſaphernes zu verklagen, welcher aus Liebe zu Alkibiades, wie es ſchien, den Krieg gegen die Athener nur ſaumſelig betrieb und durch die Kargheit ſeiner Zuſchüſſe die lakedämoniſche Seemacht herunterkommen ließ (ſ. S. 131). Durch ſein einſchmeichelndes Benehmen gewann Lyſandros dem jungen Prinzen ganz das Herz ab

*) Herakles nemlich wurde gewöhnlich mit der Haut des großen nemeiſchen Löwen, den er erlegt hatte, bekleidet dargeſtellt.

Digitized by Google

und wußte ihn zur lebhafteren Theilnahme am Kriege zu ermuntern. Als er im Begriffe war wieder abzureiſen, bat ihn Kyros, um ihm einen Beweis ſeiner freundſchaftlichen Geſinnung zu geben: er möchte ohne Rückhalt ſeine Wünſche ſagen, es ſolle durchaus nichts ihm verweigert werden. Lyſandros erbat ſich nichts weiter, als daß er dem Solde der Schiffsleute einen Obolos zulege, damit derſelbe auf vier Obolen erhöht würde. Kyros, voll Freude über die Uneigennützigkeit dieſes Mannes, gab ihm zehntauſend Goldſtücke, welche Lyſandros zu dem beſagten Zwecke verwendete. Durch dieſe Freigebigkeit machte er die Schiffe der Feinde leer, denn der größere Theil ging nun zu dem Mehrbietenden über, die Zurückbleibenden aber wurden verdroſſen und meuteriſch und machten den Anführern täglich viel Verdruß.

Dennoch vermied Lyſandros noch immer ein Seetreffen aus Furcht vor Alkibiades, der ihm als ein unternehmender Mann wohlbekannt, an Zahl der Schiffe überlegen und bis dahin zu Land und zu Waſſer unüberwunden geblieben war. Als aber Alkibiades die atheniſche Flotte bei Samos auf einige Zeit verließ, um von den verbündeten Städten Geld einzutreiben, ſchlug Lyſandros den Stellvertreter deſſelben bei Notion, dem Hafen der Kolophonier, und nahm ihm funfzehn Galeeren weg (ſ. S. 133). Dieſer Sieg, an ſich ſelbſt von nicht großer Bedeutung, brachte ihm außer dem Ruhme, die Flotte des Alkibiades überwunden zu haben, noch den Vortheil, daß er dadurch ſeines ſo gefürchteten Gegners erledigt wurde, welchen die Athener aus Verdruß über den erlittenen Verluſt ſeines Amtes entſetzten.

Jetzt ſchon nach dieſem erſten Siege legte er im Stillen den Grund zu den nachmaligen Staatsumwälzungen und der ſogenannten Zehnergewalt, welche ſpäterhin unter ſeiner Leitung überall eingeführt wurde. Er ließ nemlich aus denjenigen griechiſchen Städten, welche bisher mit den Athenern im Bunde ſtanden und daher eine demokratiſche Verfaſſung hatten, alle die Männer zu ſich nach Epheſos kommen, von denen er wußte, daß ſie durch Kühnheit und hochſtrebenden Sinn am meiſten über die Menge hinausragten, und forderte ſie auf, ſich in politiſche Geſellſchaften oder Clubbs zu vereinigen und den öffentlichen Angelegenheiten mit Aufmerkſamkeit zu folgen; denn der einſtige Sturz Athens werde ſie von der Volksherrſchaft befreien und ihnen zur höchſten Gewalt in ihren Städten verhelfen. Solchen Zuſagen entſprach er durch die That; ſeinen bisherigen Freunden verſchaffte er Einfluß und Würden und ſcheute ſich nicht, um ſie empor zu bringen, ſelbſt an ihren Ungerechtigkeiten Theil zu nehmen. Darum waren ihm auch alle mit Eifer zugethan und zu jedem Dienſte gewillig, in der zuverſichtlichen Hoffnung, alle ihre Wünſche, wie groß ſie auch wären, befriedigt zu ſehn, ſo lange er am Ruder bliebe. Vielen konnte es daher nur unwillkommen ſein, als Kallikratidas ankam, um an Lyſanders Stelle den Oberbefehl über die Flotte zu übernehmen: ein tapfrer und rechtſchaffner Mann, offenherzig und gerecht nach doriſcher Weiſe, deſſen Tugend jene zwar ihre Bewunderung nicht verſagen konnten, von deſſen unparteiiſchem Verfahren ſie ſich aber in keiner Weiſe einen widerrechtlichen Vortheil verſprechen durften. Lyſandras ließ es nicht fehlen, die Abneigung dieſer Leute gegen ſeinen Nachfolger zu vermehren. Den Reſt des Geldes, welches ihm Kyros zur Unterhaltung der Flotte gegeben, ſchickte er nach Sardes zurück mit der Aeußerung: Kallikratidas ſolle ſelber um Geld bitten, wenn er welches haben wolle, und zuſehn, wie er die Soldaten unterhalten könne. Dadurch gerieth Kallikratidas in große Verlegenheit. Denn er hatte weder Geld von zu Hauſe mitgebracht, noch konnte er ſich entſchließen, von den ohnehin ſchon bedrängten Städten der Bundesgenoſſen Beiträge zu erpreſſen. Es blieb ihm alſo kein andrer Weg offen als der, welchen ſein Vorgänger mit ſo vielem Glücke eingeſchlagen hatte: vor den Thüren der perſiſchen Obern Abhülfe ſeiner Geldnoth zu ſuchen. Dazu eignete ſich aber der Mann am allerwenigſten, der freimüthig und hochſinnig wie nur wenige ſeiner Zeit, jede von Hellenen zu erleidende Niederlage für minder ſchimpflich hielt, als Barbaren zu ſchmeicheln und den Hof zu machen, die ſonſt keinen Vorzug hätten als ihr vieles Geld. Am Ende aber zwang ihn der Mangel doch nach Lydien zu reiſen. Er ging gerades Wegs in den Pallaſt des Kyros und verlangte, man ſolle melden: der Admiral Kallikratidas ſei gekommen, um mit Kyros zu ſprechen. Einer der Thürhüter wies ihn ab mit den Worten: „Fremdling, Kyros hat jetzt keine Zeit, denn er ſitzt beim Trunke;“ worauf Kallikratidas in aller Unſchuld erwiederte: „Das hat nichts zu bedeuten; ich werde hier ſtehen bleiben und warten, bis er getrunken hat.“ Darüber wurde er von den Höflingen für einen ungebildeten Menſchen gehalten und mußte unter dem Gelächter der Barbaren hinweggehn.

Als er aber bei einem zweiten Beſuche abermals nicht vorgelaſſen wurde, reiſte er voller Verdruß auf der Stelle nach Epheſos zurück. Er ſtieß heftige Verwünſchungen aus gegen diejenigen, welche zuerſt ſolchen Uebermuth der Barbaren ſich hätten gefallen laſſen und dieſelben gelehrt hätten, auf ihren Reichthum hin ſtolz und frech zu ſein. Auch betheuerte er allen Anweſenden mit einem Eide, ſobald er nach Sparta zurückkamme, alles mögliche zu thun, um zwiſchen den Hellenen Frieden zu ſtiften, damit ſie den Barbaren wieder furchtbar würden, ſtatt dieſelben um Beiſtand gegen einander anzuſprechen.

Allein nicht lange nachher verlor er in der Seeſchlacht bei den Arginuſen in der Meerenge von Lesbos Sieg und Leben. Die Bundesgenoſſen erbaten ſich jetzt den Lyſandros zum Befehlshaber der Flotte. Dieſelbe Aufforderung erging auch von Seiten des Kyros an die Lakedämonier. Weil aber in Sparta ein Geſetz beſtand, welches ein und denſelben Mann zweimal an die Spitze der Seemacht zu ſtellen verbot, ſo ernannte man zwar einen gewiſſen Arakos zum Admiral, ſchickte jedoch den Lyſandros unter dem Namen eines Unteradmirals in Wahrheit aber als den eigentlichen Oberbefehlshaber mit ihm ab.

Mit Freuden wurde er von denen begrüßt, welche in den Städten das Staatsruder in den Händen hatten und durch Lyſandras zu noch größerer Macht zu gelangen hofften, wenn er erſt die demokratiſchen Verfaſſungen gänzlich abſchaffen würde. Anderen galt er im Vergleich mit dem geraden und edlen Benehmen des Kallikratidas für einen Ränkeſchmied und Sophiſten, für den die Wahrheit nur ein Spiel und Tugend eine Paſſe ſei. Kyros aber, der früheren Freundſchaft eingedenk, ließ ihn nach Sardes kommen und verſah ihn nicht nur mit Geld, ſondern machte ihm auch große Verſprechungen und betheuerte

Digitized by Google

mit jugendlichem Feuer: wenn ſein Vater nichts hergeben wolle, ſo werde er ſein eigenes Vermögen aufwenden, und wenn dieſes erſchöpft ſei, ſo wolle er den aus Gold und Silber gefertigten Thron, auf welchem er bei öffentlichen Handlungen zu ſitzen pflegte, einſchmelzen laſſen. Sein Vertrauen ging ſo weit, daß er, als ſein Vater erkrankte und ihn zu ſich nach Medien rufen ließ, dem Lyſandros die Verwaltung ſeiner Länder übergab und ihn ſogar ermächtigte, die Abgaben von den Städten zu erheben.

3. Sieg am Ziegenfluſſe.

Noch immer wagte Lyſandros keine Seeſchlacht. Um aber bei der großen Zahl ſeiner Schiffe nicht unthätig zu bleiben, ging er in die See, unterwarf ſich einige Inſeln, verheerte Aegina und Salamis und eroberte die Stadt Lampſakos mit Sturm. Auf dieſe Nachricht begab ſich die atheniſche Flotte, aus hundert und achtzig Galeeren beſtehend, in den Hellespont und ſtellte ſich den feindlichen Schiffen Lampſakos gegenüber an den Mündungen des Ziegenfluſſes auf. Jedermann erwartete, daß es am nächſten Tage zu einer Seeſchlacht kommen werde. Lyſandros hatte etwas ganz anderes im Sinne. Gleichwohl befahl er den Matroſen und Steuermännern, eben als ſollte der Kampf mit Tagesanbruch beginnen, die Schiffe zu beſteigen, ſich in Ordnung zu ſetzen und in Stille die weiteren Befehle zu erwarten. Ebenſo mußten auch die Landtruppen unter die Waffen treten und ruhig längs der Küſte ſich in Schlachtordnung aufſtellen. Als aber bei Sonnenaufgang die Athener mit allen Schiffen in einer Linie gegen ihn heranfuhren und zur Schlacht herausforderten, lief er nicht gegen ſie aus; im Gegentheil er ſchickte Beiſchiffe zu den vorderſten Galeeren mit dem Befehle, unbeweglich in feſter Ordnung auf ihrem Poſten zu verharren und den Feinden ja nicht entgegen zu gehen. Gegen Abend zogen die Athener ſich wieder zurück; Lyſandros aber entließ die Soldaten nicht eher aus den Schiffen, als bis zwei oder drei auf Kundſchaft ausgeſchickte Galeeren die ſichere Nachricht zurückbrachten, daß die Feinde an's Land geſtiegen ſeien. Derſelbe Hergang wiederholte ſich am folgenden und ebenſo am dritten und vierten Tage, wodurch denn die Athener zuletzt ganz ſicher wurden und den Feind, gleich als ob er ſchon völlig entmuthiget wäre, verachteten. Vergebens kam Alkibiades, der ſich damals in freiwilliger Verbannung auf ſeinen Schlöſſern auf der thrakiſchen Halbinſel aufhielt, zu Pferde in das Lager der Athener und rieth zur Wahl eines günſtigeren Standortes und zu größerer Vorſicht im Angeſicht eines auflauernden Feindes (vergl. S. 134). Als nun am fünften Tage die Athener abermals herangeſegelt und nach ihrer Gewohnheit nachläſſig und mit ſtolzer Verachtung wieder umgekehrt waren, gab Lyſandros den Führern der auf Kundſchaft ausgeſchickten Schiffe den Befehl, ſobald ſie die Athener hätten an's Land ſteigen ſehen, eiligſt zurück zu fahren und in der Mitte der Meerenge einen ehernen Schild als Zeichen zum Angriff auf dem Vordertheile des Schiffes emporzuheben. Er ſelber fuhr mittlerweile an den einzelnen Schiffen hin und rief den Steuermännern und Schiffsoberſten zu, ihre geſammte Mannſchaft in Ordnung zu halten und auf das erſte Zeichen raſch und kräftig auf die Feinde loszugehn. Jetzt ſah man den Schild auf den vorausgeſchickten Schiffen emporgehoben; ſogleich gab auch die Trompete vom Admiralſchiffe her das Signal zum Auslaufen, und das ganze Geſchwader ſetzte ſich ſofort in Bewegung. Die Breite der Meerenge zwiſchen beiden Welttheilen beträgt an dieſer Stelle drei Achtel einer deutſchen Meile und bei dem Eifer und der Anſtrengung der Ruderer war dieſelbe in kurzer Zeit durchmeſſen.

Konon war der erſte unter den atheniſchen Feldherren, der vom Lande aus die feindliche Flotte anrücken ſah. Er ſchrie ſogleich, man ſolle wieder zu Schiffe gehn, rief voller Beſtürzung über die drohende Gefahr dieſen und jenen mit Namen und trieb die Einen durch Bitten, Andre mit Gewalt in die Schiffe. Doch waren all' ſeine Bemühungen ohne Erfolg; die ganze Mannſchaft hatte ſich, ſobald ſie an's Land geſtiegen, ſorglos zerſtreut. Sie feilſchten auf dem Markte um Lebensmittel, ſchweiften in der Gegend umher, ſchliefen in ihren Zelten oder bereiteten die Mahlzeit ohne Ahnung des bevorſtehenden Schickſals, das durch die Nachläſſigkeit ihrer Führer über ſie hereinbrach. Unter lautem Geſchrei und Ruderſchlag ſtürmten die Feinde heran. Nur Konon entſchlüpfte ihnen und rettete ſich mit acht Schiffen nach Cypern. Ueber alle die andern fielen die Peloponneſier her, beſetzten die, welche noch ganz leer waren, und bohrten diejenigen, welche eben bemannt wurden, in den Grund. Die Mannſchaft fand ihren Tod theils bei den Schiffen, indem ſie zerſtreut und ohne Waffen herbeieilte, theils wurde ſie von den an's Land geſtiegenen Feinden auf der Flucht niedergehauen. Dreitauſend Mann ſammt den Anführern machte Lyſandros zu Gefangenen und gewann das ganze Geſchwader. Nach Ausplünderung des Lagers nahm er die eroberten Schiffe in's Schlepptau und kehrte unter Flötenſpiel und Siegesliedern nach Lampſakos zurück.

So hatte er denn mit geringer Mühe eine der größten Thaten vollbracht und in einer Stunde den langwierigſten und mannigfaltigſten, wie durch Niederlagen und Glücksfälle wunderbarſten aller bis dahin geführten Kriege beendigt, einen Krieg, der tauſenderlei Geſtalten annahm, die gewaltſamſten Veränderungen mit ſich führte und während ſeiner ſieben und zwanzigjährigen Dauer mehr Feldherren aufrieb als alle früheren Kämpfe Griechenlands zuſammen. Dem hatte nun die Klugheit und Geſchicklichkeit eines einzigen Mannes plötzlich ſein Ende zugeführt.

Ueber die dreitauſend Gefangenen ließ Lyſandros ein Kriegsgericht halten, welches ſie alleſammt bis auf einen zum Tode verurtheilte. Unter den Feldherren, die dieſes zwar ſelbſtverſchuldete doch um ſo ſchmerzlichere Geſchick traf, war auch Philokles, welcher vormals das atheniſche Volk zu dem Beſchluſſe überredet hatte, allen Kriegsgefangenen den Daumen der rechten Hand abzuhauen, damit ſie fernerhin keinen Spieß mehr führen, wohl aber noch zum Rudern gebraucht werden könnten. Dieſen ließ jetzt Lyſandros vor ſich kommen und ſtellte an ihn die Frage: welche Strafe er verdient zu haben glaube, da er

Digitized by Google

seinen Mitbürgern einen solchen Rath gegen Hellenen ertheilt habe? Philokles, ohne sich durch sein Mißgeschick niederbeugen zu lassen, gab zur Antwort: „Erhebe keine Anklage über Handlungen, über welche hier kein Richter vorhanden ist; sondern thue als Sieger, was du als Besiegter erlitten hättest.“ Darauf badete er sich, legte einen prächtigen Kriegsmantel an und ging seinen Mitbürgern voran zum Tode.

Nur der Feldherr Adeimantos entging diesem Bluturtheile, wie die Lakedämonier angaben, deshalb, weil er allein in der Volksversammlung zu Athen jenem grausamen Antrage widersprochen hatte; andre aber sahen darin den Lohn eines heimlichen Verrathes, dergleichen Alkibiades schon vor der Schlacht vermuthet hatte.

4. Die Eroberung Athens.

Lysandros segelte nun von Stadt zu Stadt und befahl allen Athenern, die er antraf, sich nach Athen zu begeben, mit der Drohung, jeden, den er außerhalb der Stadt finde, ohne Schonung tödten zu lassen. Durch diese Maaßregel sorgte er im voraus dafür, daß Athen wegen unzureichender Lebensmittel eine lange Belagerung nicht aushalten könnte.

Ingleichen hob er überall die Volksregierung und überhaupt jede andere Verfassung auf und ließ in jeder Stadt einen lakedämonischen Harmostes oder Statthalter und zehn Vorsteher aus den von ihm errichteten politischen Gesellschaften zurück. Auf diese Weise verfuhr er ohne Unterschied gegen alle Städte, die er längs der Küste hinsegelnd berührte, mochten sie nun den Lakedämoniern feindlich oder verbündet gewesen sein, und bereitete solchergestalt sich selber die Oberherrschaft über Griechenland. Denn bei der Wahl jener Zehnmänner, die er mit der obersten Gewalt betraute, sah er weder auf Stand noch Reichthum, sondern ertheilte die Stellen nur an seine Anhänger und Vertraute, an die Frechsten und Trotzigsten unter den Aristokraten; gab ihnen die Vollmacht zu belohnen und zu strafen, war bei vielen Hinrichtungen selbst gegenwärtig, half seinen Freunden ihre Gegner vertreiben und gab so den Griechen eben keine erfreuliche Probe von lakedämonischer Herrschaft.

Diese Vorkehrungen waren in nicht gar langer Zeit beendigt. Ganz Griechenland mit Ausnahme der Samier war, die Sache der Schwächeren verlassend, den Lakedämoniern beigetreten. Jetzt schickte Lysandros nach Sparta die Nachricht, daß er mit zweihundert Schiffen im Anzuge sei, vereinigte sich an der Küste von Attika mit den beiden lakedämonischen Königen Agis und Pausanias und ließ die Stadt, da sie gegen seine Erwartung noch hartnäckigen Widerstand leistete, einschließen und belagern. Mittlerweile setzte er seine Unternehmungen zur See fort, worunter mindestens die Zurückführung der Aegineten, welche von den Athenern gleich im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges von ihrer Insel vertrieben worden waren (s. S. 98, 116), unter allen Griechen freudigen Beifall fand.

Auf die Nachricht, daß Athen nunmehr durch Hungersnoth auf's äußerste gebracht sei, fuhr er in den Peiräeus zurück, um die Uebergabe der Stadt unter den von ihm vorgeschriebenen Bedingungen zu Stande zu bringen. Der betreffende Beschluß der Ephoren lautete also: „Die Regierung der Lakedämonier beschließt wie folgt: ihr sollt den Peiräeus und die langen Mauern schleifen, alle fremden Städte räumen und blos euer eigenes Gebiet behalten. Dies thut, dann mögt ihr Frieden haben, wenn ihr gebt, was ihr sollt, und die Verbannten zurückruft. Was die Anzahl der Schiffe betrifft, sollt ihr thun, was ihm (nemlich dem Lysandros) gut dünkt.“

Noch lange weigerten sich die Athener in die Forderung der Lakedämonier einzuwilligen, daß die lange Mauer, dieses schöne Werk des Themistokles, das Denkmal ihrer glorreichsten Zeiten, geschleift werde solle. Mehr als drei Monate vergingen über den Verhandlungen, während welcher Zeit der Mangel auf eine solche Höhe stieg, daß viele vor Hunger starben. Endlich gelang es dem Theramenes, seine Mitbürger zur Annahme auch dieses Artikels zu überreden.

Im Jahre 404 vor Chr. übergab sich Athen an die Lakedämonier. Nach einer Angabe des Plutarch geschah dies an demselben Tage, an welchem es sechs und siebenzig Jahre zuvor den Sieg bei Salamis über die Barbaren erfochten hatte. Sogleich ging Lysandros an die Aenderung der atheniſchen Staatsverfassung; und als die Bürger mit großer Entrüstung gegen diesen Eingriff sich sträubten, ließ er der Volksversammlung ansagen: er habe die Stadt auf einer Verletzung des Vertrages betroffen, denn die Mauern ständen noch, da doch die zu ihrer Niederreißung bestimmte Frist abgelaufen wäre. Er werde daher, da sie den ersten Vertrag gebrochen hätten, über sie eine neue Berathung halten lassen.

In der That wurde in der nunmehr angestellten Versammlung der Bundesgenossen darauf angetragen, die Athener zu Sclaven zu machen, die Stadt gänzlich zu zerstören und das Land in eine Schaafweide zu verwandeln. Als aber nachher die Feldherren zu einem Gastmahle beisammen waren, traf es sich, daß ein Phokier während des Zechgelages den ersten Chorgesang aus der Elektra des Euripides sang, der mit den Worten anhebt: „O Agamemnons Tochter Elektra, ich komme zu deiner ländlichen Hütte.“ Wer hätte in jenen Tagen an Elektren denken können — die hochgesinnte Königstochter, die von dem Mörder ihres Vaters aus der Königsburg verstoßen und einem armen Landmanne zum Weibe gegeben, sich ihrem niederen Loose nicht gewöhnen kann — ohne in dem jetzigen Geschicke Athens jene ergreifende Tragödie gleichsam wiederholt zu sehen? Alle Anwesende wurden von Mitleid tief ergriffen und erkannten, welch ein schwerer Frevel es wäre, wenn man eine berühmte Stadt, die Mutter so großer Männer, zerstören und dem Erdboden gleichmachen wollte.

Auch warnte nach Aelians Angabe das delphische Orakel vor der Zerstörung Athens mit dem gewichtigen Ausspruche: „sie sollten den gemeinschaftlichen Altar der Hellenen nicht zerstören“, oder wie es bei anderen heißt: „das eine Auge Griechenlands nicht ausreißen.“ *)

*) Vergl. S. 82.

Als nun die Athener ſich allen Forderungen gefügt, rief Lyſandros eine Menge Flötenſpielerinnen aus der Stadt herbei, nahm auch alle, die ſich in ſeinem Lager befanden dazu und ließ unter Flötenſchall die Mauern niederreißen und die Schiffe verbrennen, während die Bundesgenoſſen, mit Kränzen geſchmückt, feſtliche Spiele

feierten, als beginne mit dieſem Tage die Freiheit Griechenlands. Gleich darauf ſtürzte er die bisherige Verfaſſung um, ſetzte über die Stadt dreißig Vorſteher aus der Bürgerſchaft, welche durch grauſame Gewaltthätigkeit ſich den Namen der dreißig Tyrannen erwarben, gab ihnen einen Spartiaten als Harmoſten oder Statthalter bei und legte in die Burg eine Beſatzung. Dies war das Ende der atheniſchen Macht und des peloponneſiſchen Krieges.

5. Lyſandros als höchſter Gewalthaber in Griechenland.

Lyſandros begab ſich nach Thrakien. Was von dem perſiſchen Gelde noch übrig war, ſowie alle Geſchenke und Kränze, womit man ihn ſelbſt als den mächtigſten Mann in Griechenland geehrt hatte, ſchickte er durch Gylippos, denſelben, der ſich als Oberfeldherr im ſiciliſchen Kriege ſoviel Ruhm erworben hatte, nach Lakedämon. Dieſer aber trennte die Nähte unten an den Säcken auf und nahm aus jedem einen Theil des Geldes; denn er wußte nicht, daß Lyſandros in jeden Sack zugleich ein Täfelchen gelegt hatte, auf welchem die darin enthaltene Summe bemerkt war. In Sparta angekommen, verbarg er das entwendete Geld unter dem Dache ſeines Hauſes; dann übergab er den Ephoren die Säcke und zeigte ihnen die unverletzten Siegel. Als nun beim Nachzählen die Summen des Geldes mit der Angabe der Täfelchen nicht ſtimmten, wußten die Ephoren nicht, was ſie davon denken ſollten, bis ein Diener des Gylippos einen Wink gab mit den Worten: „Unter dem Dache ſchlafen viele Eulen.“ Es hatten nemlich damals die meiſten Münzen das Gepräge einer attiſchen Eule,*) da das attiſche Geld ſowohl wegen ſeiner Reinheit und Schönheit als als auch in Folge des weitverbreiteten Handels und der früheren Oberherrſchaft der Athener die weiteſte Verbreitung hatte.

Durch dieſe ehrloſe Handlung hatte Gylippos den Ruhm ſeiner früheren Thaten zu ſehr befleckt, als daß er fernerhin in Lakedämon hätte leben können. Den Verſtändigen aber wurde im Angeſicht eines ſo warnenden Beiſpiels bange vor der ſittenverderbenden Macht des Geldes, der ſelbſt ein Mann von nicht gewöhnlicher Art erlegen war. Sie tadelten daher des Lyſandros Verfahren auf das entſchiedenſte und beſchworen die Ephoren, alles Gold und Silber als eine vom Auslande hereingekommene Peſt wieder fortzuſchaffen und ſich nur des von Alters her gebräuchlichen eiſernen Geldes zu bedienen. Da aber Lyſanders Freunde aus allen Kräften dagegen arbeiteten, kam es zu einem ſogenannten vermittelnden Beſchluſſe, mit welchem der edeln Abſicht jener Männer ſo wenig gedient war, als wenn man ihren Antrag völlig verworfen hätte. Es wurde nemlich beſchloſſen, dergleichen Münzen nur zum Gebrauche des Staates zuzulaſſen, jeden Privatmann aber, den man in ſolchem Beſitze finden würde, mit dem Tode zu beſtrafen; als hätte Lykurgos

*) Vergl. S. 91 Anmerk.

das Geld und nicht vielmehr die aus dem Gelde entſpringende Habſucht gefürchtet, ein Laſter, dem durch jene Maaßregel nun Thür und Thor geöffnet war! Denn was der Staat für ſeine Zwecke gut und werth erklärte, konnte fortan der Einzelne für ſeine beſonderen Bedürfniſſe unmöglich für untauglich erachten. Die öffentlichen Einrichtungen wirken jederzeit auf die Richtung und Gewohnheiten des Privatlebens: und ſo war denn nichts damit geholfen, daß man vor die Häuſer der Bürger ein ſtrenges Geſetz gleichſam als Wache ſtellte, damit kein Geld hineinkomme, während man nicht die Seelen derſelben vor der Begier nach Reichthum ſicherte, deren ſich der Staat ſelber ſchuldig gemacht hatte.

Von der Beute aber wurde auf Lyſandros Veranlaſſung eine eherne Bildſäule von ihm ſelbſt und jedem der Flottenführer zu Delphoi aufgeſtellt; auch die Sterne der Dioskuren (Kaſtor und Polydeukes)*), von denen man ſagte, daß ſie beim Beginne der letzten großen Seeſchlacht ſichtbar und hülfreich gegenwärtig geweſen, aus Gold verfertiget. Ebendaſelbſt legte man die aus Gold und Elfenbein gemachte zwei Ellen lange Gateere nieder, welche Kyros jenem als Siegesgeſchenk überſandt hatte.

Lyſandros war jetzt zu einer Macht gelangt, wie noch nie vor ihm ein Hellene. Sein Stolz und Hochmuth aber ſchien über ſeine Macht noch hinauszugehen. Er war der Erſte unter den Griechen, dem die Städte wie einem Gotte Altäre errichteten und Opfer darbrachten, dem man Päane oder heilige Lobgeſänge ſang, wie man ſie bisher nur Göttern zu Ehren angeſtimmt hatte, und die Samier gaben ſogar ihrem Heraſeſte den Namen Lyſandrien. Der Dichter Choirilos, der ſeine Thaten durch die Poeſie verherrlichen ſollte, war ſein ſteter Begleiter. Für ein paar mittelmäßige Verſe, welche Antilochos auf ihn gefertigt hatte, gab er dem Dichter ſeinen mit Gold gefüllten Hut zum Geſchenke. Bei ſolcher Freigebigkeit konnte es ſeinem Ehrgeize freilich nie an Schmeichlern fehlen; aber ſein Uebermuth, der für die Hochſtehenden nur kränkend war, machte, mit Willkür und Grauſamkeit gepaart, ihn beim Volke nicht minder gefürchtet als verhaßt. Den Argeiern, welche bei einem Streite über die Landesgrenzen beſſere Rechtsgründe als die Lakedämonier vorzubringen glaubten, wies er das Schwert mit den Worten: „Wer dieſes führt, ſpricht am beſten über die Landesgrenzen.“ Ohne alle Rückſicht auf Recht und Gewiſſen ſetzte er überall, ſoweit ſein Arm reichte, die ariſtokratiſche Verfaſſung durch und ſcheute ſich dabei vor keiner Gewaltthat. Nicht die Flucht oder Verbannung, nur der Untergang ſeiner Gegner genügte ſeinem Haſſe. Als die Volkspartei zu Milet unterdrückt war, gab er, damit die Häupter derſelben nicht das Weite ſuchen oder vor ſeiner Rache ſich verbergen möchten, mit einem Eidſchwure die Verſicherung, daß er ihnen nichts zu Leide thun wolle. Sobald ſie aber im Vertrauen auf dieſen Eid ſich öffentlich zeigten, überlieferte er ſie, nicht weniger als achthundert an der Zahl, dem Adel zur Ermordung. Zwei ſolcher Männer wie dieſer eine Lyſandros hätten Griechenland völlig zu Grunde gerichtet.

Die Lakedämonier indeſſen achteten wenig auf die Beſchwerden, welche von allen Seiten her wider ihn einliefen, bis Pharnabazos, deſſen Gebiet er geplündert hatte, ihn durch Geſandte in Sparta verklagte. Jetzt wurden die Ephoren dergeſtalt auf ihn erzürnt, daß ſie den Thorax, einen ſeiner Freunde und Amtsgenoſſen, den ſie im Privatbeſitz von Geld betrafen, hinrichten ließen und ihm ſelbſt einen ſogenannten Rollbrief oder Skytale zuſchickten, worin ihm befohlen war, nach Hauſe zu kommen. Mit dieſer Skytale hat es folgende Bewandniß. Wenn die Ephoren einen Feldherren auf Unternehmungen ausſchickten, ſo übergaben ſie ihm einen Stab von gewiſſer Länge und Dicke. Einen zweiten, der dieſem vollkommen gleich war, behielten ſie für ſich ſelbſt zurück. Wollten ſie ihm nun eine geheime Mittheilung machen, ſo nahmen ſie einen langen, ſchmalen Papierſtreifen und wanden ihn um den zurückbehaltenen Stab und zwar ſo, daß nirgends ein Zwiſchenraum blieb, ſondern die Oberfläche des Stabes ringsum durch das Blatt vollkommen bedeckt wurde. War dies geſchehen, ſo ſchrieben ſie ihren Brief darauf, wickelten das Papier dann wieder ab und ſendeten es ohne den Stab dem Feldherren zu. Dieſer aber konnte die außer allen Zuſammenhang gebrachte Schrift nicht anders leſen, als wenn er den Papierſtreifen in derſelben Weiſe, wie vorhin angegeben, um ſeinen Stab herum legte, wodurch die Windung ganz ſo, wie ſie vorher geweſen, wieder hergeſtellt wurde, das zweite ſich an das erſte anſchloß, und ſo das Auge ringsherum den Zuſammenhang auffand. Solch einen Geheimbrief nannte man gleich dem Stabe Skytale.

Dieſes Schreiben verſetzte Lyſandern in große Beſtürzung. Er begab ſich zu Pharnabazos und bat ihn einen anderen Brief zu ſchreiben, worin er ſeine Anklage zurück nähme. Dies verſprach der Satrap und ſchrieb auch in ſeiner Gegenwart einen Brief, wie er ihn wünſchte. Insgeheim aber hatte er einen anderen früher geſchriebenen bei der Hand, der dem zweiten ganz ähnlich ſah; dieſen vertauſchte der Schlaue beim Zuſiegeln mit dem erſteren und übergab denſelben dem Lyſandros. Nicht ahnend, daß hier ein Schelm mit dem anderen zu thun gehabt, begab ſich Lyſandros in guter Zuverſicht gleich nach ſeiner Ankunft in Sparta der Sitte gemäß auf das Stadthaus und überbrachte den Ephoren das Schreiben des Satrapen. Als dieſe das Schreiben geleſen, zeigten ſie es dem betrogenen Ueberbringer, der jetzt beſtürzt und beſchämt hinwegging und ſchon nach einigen Tagen unter dem Vorwande, daß er dem Zeus Amman in der afrikaniſchen Wüſte früheren Gelübden zufolge ein Opfer ſchuldig ſei, aus Sparta wieder abreiſte.

*) Vergl. S. 18. Die Dioskuren wurden je mit einem Sterne über ihrer Stirne abgebildet. Sie galten unter anderem für Schutzgötter der Schiffenden (vergl. Apoſtelgeſch. 28, 11.); auch benannte man nach ihnen die electriſchen Flämmchen, welche ſich im Ungewitter an den Schiffsmaſten zu zeigen pflegen, das ſogenannte St. Elmsfeuer: Kaſtor und Polydeukes.

6. Die dreißig Tyrannen und Thraſybulos.

Während der Abweſenheit des Lyſandros arbeiteten die Könige von Sparta mit allem Eifer dahin, die politiſchen Geſellſchaften, durch welche er über die Städte Griechenlands die Oberherrſchaft ausübte, aufzulöſen und der Volkspartei wieder emporzuhelfen. Die rückſichtsloſe Gewaltthätigkeit, mit welcher jene von Lyſandros eingeſetzten Behörden verfuhren, um ihre Herrſchaft zu befeſtigen, beſchleunigte ihren Sturz und erleichterte das Vorhaben derer, welche dem Lyſandros und ſeinem Anhange entgegenarbeiteten. Hievon giebt vor allem die Geſchichte der Dreißigmänner zu Athen ein ſprechendes Beiſpiel.

Dieſe Männer waren gleich nach der Uebergabe Athens zu dem Zwecke in ihr Amt eingeſetzt worden, um neue Geſetze abzufaſſen, nach denen der Staat verwaltet werden ſollte. Sie ſchoben dies aber von einer Zeit zur andern hinaus, um deſto länger im Beſitze der Gewalt zu bleiben. Nachdem ſie von Lyſandros eine Schutzwache erbeten und erlangt hatten, ließen ſie diejenigen, von denen ſie glaubten, daß ſie am wenigſten eine Zurückſetzung ſich gefallen laſſen und beim Verſuche eines Aufſtandes den meiſten Anhang finden würden, greifen und tödten. Sodann wählten ſie, um eine ſtarke Partei zu gewinnen, mit welcher ſie die Uebrigen ſicher beherrſchen könnten, dreitauſend Bürger aus, welche an der Staatsverwaltung Theil haben und gegen willkürliche Verhaftung und Hinrichtung geſichert ſein ſollten. Der übrige Theil der Bürgerſchaft wurde entwaffnet. Nachdem ſie auch dieſes vollbracht hatten, glaubten ſie alles thun zu können, was ihnen beliebte, und ließen eine Menge theils zur Befriedigung ihres Haſſes theils zu ihrer Bereicherung hinrichten. Zu letzterem Zwecke faßten ſie den abſcheulichen Beſchluß, daß jeder von ihnen ſich einen von den ſtädtiſchen Schutzgenoſſen*) auswählen ſolle, um ihn zu tödten und ſein Vermögen einzuziehen.

Nur einer unter den Dreißigen, nemlich Theramenes, widerſetzte ſich aus Gründen der Klugheit wie der Gerechtigkeit durchweg den tyranniſchen Maaßregeln ſeiner Amtsgenoſſen und machte ſich ihnen, beſonders dem Kritias, durch ſeinen Widerſpruch verdächtig und verhaßt. Um ſich eines ſo läſtigen Gegners zu entledigen, veranſtaltete Kritias eine Rathsverſammlung, nachdem er eine Schaar der verwegenſten jungen Leute, mit Dolchen bewaffnet, in der Nähe aufgeſtellt hatte. Als Theramenes in der Verſammlung erſchien, trat Kritias wider ihn als Kläger auf, beſchuldigte ihn des Wankelmuthes und der Parteigängerei, um deretwillen er ſchon längſt den Beinamen „Kothurn“**) führe, und trug wegen Verrätherei gegen die beſtehende oligarchiſche Staatsverfaſſung auf ſeinen Tod an. Theramenes vertheidigte ſich mit Nachdruck und ſiegender Beredſamkeit, indem er nachwies, daß er gegen die Verfaſſung nichts unternommen, ſondern ſie vielmehr zu kräftigen und zu ſtützen geſucht habe. Darum eben ſei er allem ungerechten und willkürlichen Verfahren der Machthaber entgegengetreten, weil er wahrgenommen, daß dadurch das Beſtehen der Ariſtokratie untergraben werde, indem man den beſſeren Theil der Bürgerſchaft gegen ſie einnehme und den Anhang der Gegner vermehre. „Er nennt mich Kothurn“ — ſo ſchloß er ſeine Rede — „weil ich mich beiden Parteien anzupaſſen verſucht hätte; aber beim Himmel! wie ſoll man denjenigen nennen, der keiner Partei genehm iſt? Denn dich, Kritias, hielt man unter der Volksherrſchaft für den ärgſten Volksfeind, und nun unter der Ariſtokratie biſt du zum größten Feinde aller Wohlgeſinnten geworden. Ich aber bekämpfe allezeit diejenigen, welche meinen, eine Demokratie ſei nicht eher gut eingerichtet, als bis auch die Sclaven und diejenigen, welche aus Armuth den Staat um eine Drachme verkaufen, an der Staatsverwaltung Theil haben; und wiederum bin ich ſtets denen entgegen, welche meinen, eine Ariſtokratie ſei erſt dann die rechte, wenn ſie den Staat dahin gebracht haben, daß er von wenigen tyranniſch regiert wird. Wenn du aber nachweiſen kannſt, wo ich in Verbindung mit Demagogen oder Tyrannenfreunden verſucht hätte, die Rechtſchaffenen ihrer bürgerlichen Rechte zu berauben, ſo ſag' an! Denn wofern ich deſſen überwieſen werde, ſo erkläre ich ſelbſt, daß mir recht geſchieht, wenn ich den härteſten Tod erleide.“

Dieſe Rede machte auf den Senat einen ſo günſtigen Eindruck, daß er ihm ſeinen Beifall zurief. Da nun Kritias merkte, daß, wenn er es jetzt auf die Abſtimmung ankommen ließe, Theramenes frei ausgehen würde, ſo näherte er ſich den Dreißigen, ſprach einige Worte mit ihnen, ging dann hinaus und befahl den mit Dolchen bewaffneten Leuten dicht an die Schranken vorzurücken. Dann ging er wieder hinein und ſprach: „Dieſe Leute wollen nicht dulden, daß wir den Mann los laſſen, welcher augenſcheinlich die Oligarchie zu Grunde richtet. Nun beſtimmen aber die neuen Geſetze, daß niemand von denen, welche den Dreitauſend zugehören, ohne euere Zuſtimmung hingerichtet werden dürfe; wogegen den Dreißigmännern zuſtehen ſolle, Leute, die nicht auf jener Liſte ſtehen, zu tödten. Ich ſtreiche nun dieſen Theramenes mit euer aller Zuſtimmung in der Liſte aus; und ſo verurtheilen wir ihn denn“, ſprach er, „zum Tode.“

Als Theramenes dies hörte, ſprang er an den Altar und beſchwor die Anweſenden, nicht zuzulaſſen, daß mit ihm ſo ganz wider Geſetz und Recht verfahren werde. Kritias aber ließ die Eilfer hereinrufen, als die Behörde, welcher in Athen die Vollziehung der Strafen oblag, und ſprach zu ihnen: „Wir übergeben euch dieſen Theramenes, der nach dem Geſetze verurtheilt iſt. Greifet ihn und führet ihn weg an ſeinen Ort und vollziehet, was dem gemäß iſt.“ Darauf riſſen ihn die Schergen vom Altare weg und der eingeſchüchterte Senat ließ es ſchweigend geſchehen. Ueber den Markt geführt, rief Theramen Götter und Menſchen an, anzuſchauen, wie ihm geſchehe.

*) Schutzgenoſſen oder Metoiken hießen die Fremdlinge, welche gegen Erlegung eines Schutzgeldes in Athen anſäſſig waren, ohne jedoch die Gerechtſame eines eingeborenen Bürgers zu genießen.

**) Der Kothurn war der hohe Theaterſchuh, deſſen ſich die Schauſpieler bei tragiſchen Rollen zu bedienen pflegten. Inſofern er an beide Füße paßte, konnte er ein Gleichniß für denjenigen abgeben, der je nach den Umſtänden es bald dem Einen, bald dem Anderen recht zu machen ſucht, oder, wie wir ſagen, den Mantel nach dem Winde hängt.

Als er aber die Todesstrafe erleiden mußte und den Schierling trank, zeigte er die größte Seelenruhe und Heiterkeit. Wie beim Kottabosspiele schwang er den Becher und schüttete die Neige schallend auf den Boden, indem er rief: „Es gilt dem schönen Kritias!“ — ein Scherzwort, in welchem die Umstehenden eine Weissagung auf den baldigen Tod des Genannten finden wollten.

Des Theramenes entledigt, übten die Dreißig nun um so ungescheuter ihre Gewaltthaten, verbannten alle, die nicht auf der Liste standen, aus der Stadt, ließen jedoch auch viele vom Lande gefangen hinwegführen, um sich ihrer Ländereien zu bemächtigen; und da man selbst im Peiräeus, wohin sich viele Flüchtlinge aus der Stadt begeben hatten, vor Verhaftung nicht sicher war, so füllten sich Megara und Theben mit atheniſchen Auswanderern. Hiermit aber bereiteten die dreißig Tyrannen sich selber den Untergang.

Von Theben aus zog der Athener Thrasybulos, Lykos Sohn, mit einer Schaar Gleichgesinnter in's attische Gebiet und besetzte den an der Nordgrenze gelegenen festen Platz Phyle. Die siebenzig Mann, die solches wagten, wuchsen bald zu siebenhundert. Ein Angriff auf die Feste ward zurückgeschlagen, und bald sah sich Thrasybulos im Stande, mit tausend Mann den Peiräeus zu besetzen. Die Dreißig rückten jetzt wiederum gegen ihn aus und mußten abermals sieglos abziehen, nachdem zwei der Gewaltherren, nemlich Kritias und Hippomachos, und gegen siebenzig andere auf dem Platze geblieben waren.

Der edle Thrasybulos, der in diesen Kämpfen, wo Bürger gegen Bürger focht, nur eine traurige Nothwendigkeit sah, gebot, der Fliehenden zu schonen; den Gefallenen ließ er nur die Waffen abnehmen, deren er bedurfte, keinen aber seiner Kleidung berauben. Als sie nun während der Waffenruhe vertragsmäßig die Todten auslieferten, so geschah es, daß von beiden Parteien viele sich gegenseitig näherten und mit einander besprachen. Diese Gelegenheit benutzte der Herold Kleokritos, der eine sehr starke Stimme hatte, und rief weit über die Wahlstatt hin: „Lieben Mitbürger, warum stoßet ihr uns ans? warum wollt ihr uns tödten? haben wir euch doch niemals ein Leid gethan, vielmehr haben wir mit euch Theil genommen an den ehrwürdigsten Heiligthümern und Opfern und den schönsten Festen und sind euere Mittänzer, Mitschüler und Mitkämpfer gewesen, und haben vielfache Gefahr mit euch bestanden zu Lande und zu Wasser für unser beider gemeinsame Rettung und Freiheit. Bei den Göttern unserer Väter und Mütter, bei den Banden des Blutes, der Verschwägerung und Freundschaft, beschwöre ich euch: scheuet die Götter und Menschen und lasset ab, euch an dem Vaterlande zu versündigen. Gehorchet nicht länger diesen gottlosen Dreißigern, die um des eigenen Vortheils willen beinahe mehr Athener in acht Monden getödtet haben, als alle Peleponnesier in einem zehnjährigen Kriege. Während wir in Frieden als Bürger einer Stadt bei einander leben könnten, stiften diese zwischen uns den allerschändlichsten, schwersten, frevelhaftesten, Göttern und Menschen verhaßten Krieg an. Und doch wißt ihr ja wohl, daß auch von denen, welche jetzt durch uns den Tod erlitten, nicht allein ihr, sondern auch wir viele schmerzlich beweinet haben.“

So sprach er und mancher erwog diese Worte in seinem Herzen. Die Anführer aber fanden es deshalb gerathen, ihre Leute sobald als möglich in die Stadt zurückzuführen. Am folgenden Tage saßen die Dreißig ganz niedergeschlagen und verlassen in der Rathsversammlung; unter den dreitausend Bürgern aber, die da und dort auf den Posten standen, brach überall Zwist aus. Denn diejenigen, welche an den Gewaltthaten der Tyrannen theilgenommen und bei ihrem Sturze Ursach hatten sich zu fürchten, verfochten mit Heftigkeit die Ansicht: man dürfe denen im Peiräeus nicht nachgeben; diejenigen dagegen, welche sich keines Vergehens bewußt waren, überlegten die Sache bei sich selbst und setzten es auch den anderen auseinander, daß sie solch' Ungemach sich ersparen könnten: man sollte den Dreißigen den Gehorsam aufsagen und ihnen nicht gestatten, die Stadt zu Grunde zu richten. Zuletzt kam man überein, diese abzusetzen und eine andere Behörde zu wählen. Man wählte zehn Männer, einen aus jedem Stamme, welche in Gemeinschaft mit den Reiteroberſten die Angelegenheiten der Stadt leiten sollten. Die Dreißig zogen mit ihrem Anhange nach Eleusis ab.

Beide Parteien, nemlich die der Dreißig in Eleusis und ebenso auch die in Athen baten nun in Sparta um Hülfe, weil das Volk von den Lakedämoniern abgefallen sei. Lysandros, der jetzt wieder heimgekommen, setzte den Beschluß durch, sich der oligarchischen Regierungen wieder anzunehmen. Dann rückte er, zum Harmosten von Athen ernannt, mit einem Landheere in Attika ein, während sein Bruder Libys mit einer Flotte nach dem Peiräeus auslief, um denjenigen, welche sich daselbst festgesetzt hatten, die Zufuhr abzuschneiden. Hierdurch geriethen Thrasybulos und die Seinigen in große Verlegenheit, und Lysandros hoffte schon täglich auf ihre Unterwerfung. Mittlerweile aber hatte der König Pausanias, welcher dem Lysandros den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen und die Wiederherstellung seines früheren Ansehens mißgönnte, drei der Ephoren auf seine Seite gebracht und führte jetzt selber ein Hülfsheer gegen den Peiräeus. Nachdem er in einem Gefechte die Oberhand behalten, knüpfte er mit Thrasybulos heimlich Unterhandlungen an und rieth auch denen in Athen zur Aussöhnung. So kam denn unter folgenden Bedingungen ein Friede zu Stande: die Oligarchie sollte abgeschafft und die Regierung dem Volke zurückgegeben werden; jeder sollte sich in seine Heimath und zu seinem Eigenthume begeben dürfen mit Ausnahme der Dreißigmänner, der Eilfer und der zehn vormaligen Vorsteher im Peiräeus; sonst sollte niemanden um des Geschehenen willen ein Leid widerfahren; wenn aber einige von der Stadtpartei gleichwohl noch Besorgnisse hegten, so sollte es ihnen freistehen, sich in Eleusis niederzulassen.

Hierauf entließ Pausanias das Heer, die vom Peiräens zogen bewaffnet herauf zur Burg und brachten der Athene ein feierliches Opfer. An die Stelle der Zwingherrschaft wurde die frühere volksthümliche Verfassung auf Grundlage der solonischen wieder eingeführt; und als die Dreißigmänner zu Eleusis Miethstruppen in Sold nahmen, um die Oligarchie zu erneuern, zog man in Masse gegen sie aus und tödtete sie. Die übrigen aber, die sich zu ihnen gehalten hatten, schloß man in die allgemeine Versöhnung ein, bewog sie zur Rückkehr nach Athen und lebte unter gleichen Gesetzen neben einander in Frieden (403 vor Chr.).

7. Lyſandros Erniedrigung, Hochverrath und Ende.

Eine neue und glücklichere Bahn zu kriegeriſchen Ehren ſchien ſich dem Lyſandros nach dem Ableben des Königs Agis zu eröffnen. Seinen Bemühungen gelang es, daß des Agis einzig hinterlaſſener Sohn, Leotychidas, der aber allgemein für einen Sohn des Alkibiades galt, von der Thronfolge ausgeſchloſſen und ſtatt ſeiner des Königs Bruder Ageſilaos zur Herrſchaft erhoben wurde. Dieſen ermunterte nun Lyſandros zum Kriege gegen Perſien, indem er ihm mit der Hoffnung ſchmeichelte, er werde dieſes Reich ſtürzen und dadurch ſich zum höchſten Gipfel des Ruhmes und der Macht emporſchwingen; und als dieſer Kriegszug wirklich beſchloſſen wurde, wählte ihn Ageſilaos zu einem der dreißig Rathgeber, die er mit ſich nahm. Doch war dieſes freundliche Verhältniß von keiner Dauer. Denn ſobald man Aſien betreten hatte, wendete ſich alles mit Ehrenbezeugungen dem Lyſandros zu, mit welchem man in früheren Zeiten in vielfachen Verhältniſſen geſtanden hatte, während ſich niemand um den jungen König bekümmerte, deſſen Vorzüge noch keiner kannte. Wie es oft im Theater geſchieht, daß ein geſchickter Schauſpieler, der nur einen Bedienten oder Boten darſtellt, Beifall erntet und ſo zu ſagen die erſte Rolle ſpielt, der mit Diadem und Scepter Geſchmückte aber kaum angehört wird; ſo genoß auch hier der Rathgeber das ganze Anſehen der Königswürde, der König aber nur den Namen ohne die Macht. Der emporſtrebende Ehrgeiz des letzteren konnte eine ſolche Bevorzugung ſeines Untergebenen nicht gleichgültig anſehen. Er entzog ihm daher jede Gelegenheit ſich hervorzuthun und gab ihm endlich das zwar ehrenvolle aber unwichtige Amt des Fleiſchvertheilers; bis Lyſandros, dieſer Zurückſetzungen müde, ohne alle Auszeichnung, voll Erbitterung gegen Ageſilaos und die vaterländiſche Staatsverfaſſung nach Sparta zurücklehrte.

In dieſer Stimmung brachte er den längſt entworfenen und vorbereiteten Plan einer Staatsumwälzung zur Reife. Es galt nemlich, die ſpartiſche Königswürde den beiden bevorzugten Familien der Eurypontiden und Agiaden zu entreißen und allen Abkömmlingen des Herakles überhaupt oder gar jedem, der dazu tüchtig erſchiene, zugänglich zu machen. Er machte ſich dabei die Hoffnung, daß bei einer nach ſolchen Grundſätzen getroffenen Königswahl kein Spartiat ihm vorgezogen werden würde.

Anfangs war ſein Plan, zu verſuchen, ob er ſelbſt ſeine Mitbürger durch Ueberzeugung für ſeine Abſicht gewinnen könnte, und übte ſich zu dieſem Zwecke eine Rede ein, die ihm Kleon von Halikarnaß ausgearbeitet hatte. Später aber fand er es gerathener, ſo zu ſagen, durch übernatürliche Einwirkungen, durch Orakel und Prophetenſprüche ſo unerhörte Neuerungen vorzubereiten und durchzuſetzen. Durch Geld ſuchte er ſich die berühmteſten Orakelſitze zu Dodona, Delphoi und Ammoneion willig zu machen. Als dieſes mißlang, ließ er in Pontos, einer am ſchwarzen Meere gelegenen kleinaſiatiſchen Landſchaft, einen Knaben unter dem Namen eines Sohnes des Apollon für ſeine betrügeriſchen Pläne auferziehn; und ſchon ſollte dieſer, zum Jünglinge erwachſen, hervortreten, um ſeine Rolle als Bote göttlicher Offenbarungen und Gebote zu ſpielen, als der ganze Plan durch die Furchtſamkeit eines ſeiner Mitſpieler und Gehülfen vereitelt wurde. So hatte denn Lyſandros die hochverrätheriſche Bahn des Siegers bei Platäa betreten, mit derſelben Erfolgloſigkeit aber doch glücklicher als dieſer, da ſein Vorhaben erſt nach ſeinem Tode entdeckt ward und ſein ehrenvolles Lebensende über die Schuld der früheren Zeiten günſtig hinwegſehen ließ.

Die Boiotier hatten nemlich dem Verbote Spartas zum Trotz dem Thraſybulos zur Befreiung Athens Beiſtand geleiſtet. Um ſie dafür zu züchtigen, wurde auf Lyſandros Betrieb ein Heer unter ſeiner Leitung gegen ſie ausgeſendet, dem ein zweites unter des Königs Pauſanias Leitung bald folgte. Nachdem Lyſandros mehrere Städte unterworfen, ſchrieb er dem Könige, er möge vor die Stadt Haliartos rücken, wo er mit ihm zuſammentreffen werde. Dieſer Brief fiel aber den Thebäern in die Hände, welche nun der bedrohten Stadt zu Hülfe eilten und kurz vor Lyſandros daſelbſt eintrafen.

Mit Tagesanbruch ſtand er vor Haliartos und machte auf einem Hügel Halt, um den Pauſanias zu erwarten. Allein als die Tageszeit vorrückte, ohne daß derſelbe erſchien, vermochte er nicht länger unthätig zu bleiben und führte das Heer kolonnenweiſe längs der Straße gegen die Stadt. Die Thebäer und Haliartier hielten ſich eine Zeit lang noch ruhig in der Stadt. Als ſie aber Lyſandros mit den Vorderſten nahe an die Mauer herankommen ſahen, öffneten ſie plötzlich das Thor, ſtürzten hinaus und erſchlugen ihn ſammt ſeinem Wahrſager, von den übrigen aber nur wenige, da die meiſten ſchnell die Flucht ergriffen. Die Thebäer ließen ſich aber daran nicht genug ſein, ſondern griffen auch das Hauptheer an, welches nun beſtürzt nach ſeinem früheren Standorte zurückfloh und dabei noch tauſend Mann einbüßte. Aber auch von den Thebäern fielen dreihundert, welche dem fliehenden Feinde bis auf die ſteilen und feſten Höhen nachgefolgt waren. Man hatte dieſe Schaar einer geheimen Verbindung mit den Lakedämoniern beſchuldigt; und um ſich von dieſem Verdachte im Angeſichte ihrer Mitbürger zu reinigen, verfolgten ſie den Feind ohne Rückſicht auf ihr eigenes Leben und fanden ſo den Tod.

Sobald Pauſanias von der Niederlage vor Haliartos Nachricht erhalten hatte, erſchien er ſofort in Schlachtordnung vor der Stadt. Allein es kam nicht zum Treffen, da Lyſandros ſo nahe an der Stadtmauer gefallen war, daß man ſelbſt im Fall eines Sieges ſich nicht in Beſitz ſeines Leichnams hätte ſetzen können. Er ſchloß deshalb einen Waffenſtillſtand und führte, nachdem er vertragsmäßig den Leib des Gefallenen erhalten hatte, ſein Heer zurück. Sobald man die Grenze Boiotiens überſchritten hatte, beerdigte man ihn in dem befreundeten Lande der Panopeer.

Dieſes Ende des Lyſandros erregte Anfangs bei den Spartern ſo große Betrübniß, daß ſie den Pauſanias auf den Tod verklagten. Dieſer aber entwich der Unterſuchung und begab ſich als Schutzflehender in den Tempel der Athene bei Tegea, welchen er bis an ſein Lebensende nie wieder verließ.

Digitized by Google

Die Armuth des Lyſandros, welche erſt nach ſeinem Tode offenbar wurde, galt für einen glänzenden Beweis ſeiner Uneigennützigkeit. Die oben erwähnte Rede über die Nothwendigkeit einer Verfaſſungsänderung wurde zwar von Ageſilaos in Lyſandros Hauſe aufgefunden, aber auf den Rath des Ephoren Lakratidas, um das Andenken des Todten nicht zu entehren, unterdrückt. Er hatte Sparta auf den Gipfel der Macht erhoben: die Mittel, die er zu dieſem Zwecke angewandt, fand man um des Erfolges willen, die ſelbſtſüchtigen Pläne aber, die er an ſein Verdienſt angeknüpft, wegen ihrer nunmehrigen Erfolgloſigkeit verzeihlich. Darum erwies man ihm nach ſeinem Tode alle Ehrenbezeugungen und zog auch die Freier ſeiner Töchter, welche dieſelben jetzt, nachdem ſeine Armuth kund geworden, wieder verlaſſen hatten, zur Strafe.

Sokrates.

1. Charakterſchilderung.

Sokrates wurde im Jahre 469 vor Chr. geboren. Sein Vater Sophroniskos war ein atheniſcher Bildhauer, ſeine Mutter Phänarete eine Hebamme. Frühzeitig kündete ſich die hohe und eigenthümliche Beſtimmung des Knaben an. Von dem Augenblicke an — ſo bezeugte er ſpäter ſelbſt — wo er angefangen, die Sprache der anderen Menſchen zu verſtehen, habe er nie aufgehört, ſo viel an ihm gelegen, alles, was gut ſei, zu ſuchen und zu lernen. Sein Vater aber erhielt einer Sage zufolge einen Orakelſpruch, welcher ihm befahl, den Knaben alles, was ihm einfiele, thun zu laſſen, ihn zu nichts zu zwingen, noch von etwas abzuhalten, ſondern ihn ganz den Eingebungen ſeiner Natur zu überlaſſen und nur zu Zeus und den Muſen für ihn zu beten, da er in ſich einen Wegweiſer und Lebensführer habe, welcher beſſer ſei als tauſend Lehrer und Erzieher.

Als Jüngling widmete er ſich zwar anfangs der Kunſt ſeines Vaters, und bedeutſam iſt es, daß man ſpäter eine Gruppe von bekleideten Charitinnen oder Huldgöttinnen auf der Akropolis für das Werk ſeines Meißels ausgab. Allein dieſe Beſchäftigung genügte nicht dem Drange ſeiner Seele. Nicht in Stein, Holz oder Elfenbein, ſondern an ſich ſelbſt ſollte er die himmliſche Schönheit zur Erſcheinung bringen und an denen, die ſich ſeiner Lehre und Leitung anvertrauten, herausarbeiten. Er wandte ſich bald faſt ausſchließlich den Wiſſenſchaften und dem beſchaulichen Leben zu. Er ſtudirte die Schriften der älteren Philoſophen und begab ſich in den Unterricht der vorzüglichſten Lehrer, wobei ihn der reiche Kriton, ſein edler Freund, in Hinſicht der Koſten auf das rühmenswertheſte unterſtützte. Er genoß die Unterweiſung des ſcharfſinnigen Anaxagoras, der unſern Leſern ſchon als Lehrer des Perikles bekannt geworden, und nachdem derſelbe wegen ſeiner höheren Weltanſchauungen der Gotteslästerung angeklagt worden und die Stadt hatte meiden müſſen, hielt ſich Sokrates zum Archelaos, welcher für den Nachfolger jenes Philoſophen galt. Auch an den Unterricht des Sophiſten Prodikos, welcher beſonders durch die ſchöne allegoriſche Erzählung: „Herakles am Scheidewege“, berühmt geworden, erinnerte er ſich noch in ſpäteren Jahren mit vieler Liebe und Dankbarkeit.

So blieb ihm denn die Weisheit der großen Denker, die ihm vorausgingen, nicht unbekannt. Alle Lebensverhältniſſe hatte er mit lernbegierigem Geiſte und prüfendem Ernſte angeſchaut und ihre Zwecke und Mittel erwogen. Ueber den Haushalt und die Kinderzucht, über Staatsverwaltung und Kriegsweſen, über Künſte und Handwerke, über äußere und innere Politik, wie über die Regeln der Beredtſamkeit, des Umganges und der Kunſt zu gefallen — über alles konnte man von ihm ein geſundes, gründliches und umfaſſendes Urtheil vernehmen; er war im vollen Beſitze der Geiſtesbildung ſeines Zeitalters. Doch galt ihm alles Wiſſen nur als Mittel zum Zwecke ſittlicher Selbſterziehung und eines nützlichen Wirkens unter den Menſchen.

Die Richtung ſeines Philoſophirens ſtand aber im weſentlichen Gegenſatze zu dem ſeiner Vorgänger. Seit Thales, dem Freund und großen Zeitgenoſſen Solons, hatten ſich die Unterſuchungen der griechiſchen Weltweiſen faſt ausſchließlich auf das innere Weſen der Natur, den Urſtoff und die Entſtehung der Welt gerichtet. So hatte Thales ſelber und die von ihm gegründete ioniſche Philoſophenſchule als das Urweſentliche der Dinge irgend eines der natürlichen Elemente angeſehen; Pythagoras, der berühmte Stifter der italiſchen Schule (540), hatte daſſelbe in der Zahl und Harmonie gefunden; die eleatiſchen Philoſophen ſeit Xenophanes (530) leugneten dagegen alles Entſtehen und die Vielheit der Dinge und erklärten alle Erfahrung für Schein und Sinnentrug, während Leukippos, das Haupt der ſogenannten Atomiſtiker (500), den Urſprung nicht nur der ſichtbaren Dinge, ſondern auch das Leben, Denken und Empfinden aus der Bewegung und gegenſeitigen Verbindung unendlich kleiner, untheilbarer Grundkörper (Atome) herleitete. — Sokrates aber hielt ſich von allen derartigen fruchtloſen Grübeleien über das Unerforſchliche fern; es war ihm nicht um Anſtellung eines durch Kühnheit und Neuheit der Ideen überraſchenden Lehrgebäudes zu thun, woran ſo manche ſeiner Zeitgenoſſen ein Gefallen fanden; ſondern die ſittliche Natur und Beſtimmung des Menſchen zu ergründen, dünkte ihm nicht nur der würdigſte, ſondern auch der unerläßlichſte und lohnendſte Zweck aller Philoſophie. „Er ſprach allezeit“, ſagt einer ſeiner Schüler, „nur von menſchlichen Dingen und unterſuchte, was gottſelig, was gottlos, was gerecht oder ungerecht, was Vernunft oder Unſinn, was Tapferkeit oder Feigheit, was ein Staat und ein Staatskundiger ſei und dergleichen Dinge mehr, deren Wiſſenſchaft einem ehrliebenden und rechtſchaffenen Manne unentbehrlich iſt.“ Darum nannte er nicht mit Unrecht ſeine Weisheit eine rein menſchliche, und ein ſinnreicher Ausſpruch des Alterthums mißt ihm das Verdienſt bei: er habe die Philoſophie vom Himmel auf die Erde herabgeholt und in die Häuſer und auf den Markt gebracht.

Digitized by Google

Aber er war mehr als ein Denker; er war ein Charakter. Seine Erkenntniß war die Seele ſeines Willens und ſeiner That. Von Natur, wie er ſelbſt geſtand und wie ſich ſogar noch in ſeinen Geſichtszügen erkennen ließ, mit vorherrſchend niedern und unedeln Trieben begabt und zu häßlichen Leidenſchaften angelegt, hat er ſie durch eigne Kraft gebändigt und „ein ruhiges und frommes Tugendbild“ aus ſich herausgeſtaltet, welches mitten in einer tiefverderbten Zeit und unter gewaltſamem Wechſel der äußern Lebensverhältniſſe ſich unbewegt und ungetrübt erhielt und den Betrachter nöthiget, ſeinen Namen über alles Große und Herrliche des heidniſchen Alterthums hinauszuſtellen.

Vor allem trachtete er nach Unabhängigkeit des Geiſtes von der Herrſchaft äußrer Verhältniſſe. Nichts bedürfen, ſagte er, ſei göttlich, und am wenigſten bedürfen, heiße der Gottheit am nächſten kommen. Die Mäßigkeit nannte er den Grundſtein der Tugend. Er war keuſch, nüchtern und enthaltſam und hatte ſeinen Körper vollkommen in ſeiner Gewalt. Nach keinerlei zeitlichem Gut und Vortheil trug er ein lebhaftes Verlangen. Die Götter bat er blos, ihm zu geben, was gut wäre, weil die Götter am beſten wüßten, was gut wäre. Die aber um Gold oder Silber oder um die Herrſchaft über ihre Mitbürger oder etwas dergleichen bäten, kämen ihm nicht anders vor, als bäten ſie um ein Würfelſpiel oder um einen Prozeß oder ſonſt etwas, wovon Niemand wüßte, wie es ausfiele. — Seine Lebensart war ganz einfach, ja faſt dürftig, was Eſſen, Trinken und Kleidung betraf; ſo daß ihm der Sophiſt Antiphon einſt den Vorwurf machte: er lebe ſo, daß, wenn Jemand ſeine Knechte nicht beſſer hielte, ſie ihm entlaufen würden.

In der That lebte er ſo ſparſam, daß er auch bei ſeinem geringen Vermögen doch gut auskam und, wie er verſicherte, ganz vergnüglich dabei lebe. Er nahm nur ſo viel Speiſe, als er mit Wohlgeſchmack genoß und war jedesmal durch Leibesbewegung dazu ſo vorbereitet, daß ihm der Hunger anſtatt der Zukoſt diente. Jedes Getränk ſchmeckte ihm, weil er niemals trank, als wenn ihn dürſtete. Ging er auf die Einladung eines Freundes zu Gaſt, ſo konnte ihn auch die leckerſte Speiſe zu keinem Uebermaaße verlocken. Die ſich leicht übernahmen, denen gab er den Rath, ſich nur mit ſolchen Gerichten vorzuſehen, die ſie verleiten könnten, ohne Hunger zu eſſen oder ohne Durſt zu trinken. Denn das wären eben diejenigen, welche den Magen und den Kopf und die Seele verderbten. Denn durch dergleichen, ſetzte er ſcherzhaft hinzu, hätte die Zauberin Kirke, wie er glaube, die Gefährten des Odyſſeus in Schweine verwandelt.

Seine Tracht war ſchlicht und unanſehnlich. Er trug kein Unterkleid, ſondern begnügte ſich mit dem Mantel und ging faſt zu jeder Zeit barfuß. Durch ſolche Lebensart hatte er ſich dermaaßen abgehärtet, daß er Froſt, Hitze, Hunger, Durſt und allerlei Mühe mit großer Leichtigkeit ertragen konnte. Bei der Belagerung von Potidäa während der Winterzeit konnte es ihm Niemand in Ertragung des Hungers gleichthun und alle Soldaten beſchämte er, als er ſelbſt bei der ſtrengſten Kälte ohne Schuhe und in ſeiner gewöhnlichen Kleidung umherging, während jene ſich nicht genug gegen die Kälte zu ſchützen wußten.

Doch vernachläſſigte er keineswegs ſeinen Leib und die dies thaten, tadelte er. Als einer ſeiner Schüler, Antiſthenes, der es dem Meiſter an Gleichgültigkeit gegen alles Aeußerliche zuvorthun wollte, in einem zerriſſenen Mantel einherging, rief ihm Sokrates zu: „Freund, Freund! durch die Löcher deines Mantels guckt die Eitelkeit hervor.“ Er hieß es ungut, wenn einer zuviel aß und darauf übermäßig arbeitete; dagegen lobte er es, wenn ſich einer mit guter Eßluſt ſatt aß und ſolches gehörig wieder ausarbeitete. Denn dieſe Lebensart, ſagte er, ſei geſund und der Pflege des Geiſtes nicht hinderlich. Ein geſunder Leib ſei zu jeder Verrichtung nöthig, ſelbſt zu derjenigen, wo man ſeiner am wenigſten zu bedürfen ſcheine, zum Denken. Ein kranker Leib mache auch die Seele krank. Vergeßlichkeit, Unmuth, verdrießlich Weſen und Wahnſinn hätten ihren Urſprung oft in einem krankhaften Leibesleben und vernichteten alles wieder, was der Geiſt gewonnen.

Wie ſeinen Leib, ſo hatte er auch alle Gemüthsbewegungen in ſeiner Gewalt. Die natürliche Heftigkeit ſeiner Natur hatte er durch Achtſamkeit und Strenge gegen ſich ſelbſt zu einem edeln Gleichmuth herabgedrückt. Seine Geduld und Seelenruhe konnte nichts mehr erſchüttern. Als er einſt gegen einen Sclaven ſchon den Arm aufhob, um ihn zu züchtigen, ließ er ihn ſogleich wieder ſinken und ſchlug ihn nicht: weil er im Zorne ſei. — Eines Tages wurde ihm erzählt, daß Jemand übel von ihm geredet habe: „Hat er doch gut zu reden nie gelernt,“ verſetzte er gleichgültig; und als ihm ein jähzorniger Mann einmal gar einen Backenſtreich gab, ſagte er ruhig lächelnd: „Es iſt doch ſchade, daß man nicht vorausſehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ — Der ſchon früher (S. 103) erwähnte Dichter Ariſtophanes brachte mit dem ihm eigenen rückſichtsloſen Uebermuthe in dem „die Wolken“ betitelten Luſtſpiele den edeln Weiſen in der Geſtalt eines Sophiſten auf's Theater, um unter ſeinem Namen die ganze Klaſſe der gleißneriſchen Weisheitsſchwätzer jener Tage zu geißeln. Da ſtand Sokrates, der bei der Aufführung zugegen war, von ſeinem Sitze auf und ſtellte ſich den Blicken aller Zuſchauer dar, als wollte er jedem Gelegenheit geben, ihn mit jenem Zerrbilde dort auf der Bühne zu vergleichen. Die giftigſten Spöttereien hörte er ſo gelaſſen an, wie wenn er bei einem Gaſtmahle von Freunden harmlos aufgezogen würde. — Zu ſolcher Gleichmüthigkeit gegen die Unbilden Anderer wußte er auch ſeine Freunde auf die treffendſte Weiſe zu ermuntern. Einſt klagte ihm Jemand ganz entrüſtet, daß ihm Einer, den er gegrüßt, nicht gedankt hätte. „Biſt du nicht wunderlich!“ erwiderte Sokrates; „wenn dir ein gebrechlicher Menſch begegnete, würdeſt du dich ſchwerlich entrüſten; aber da dir ein Menſch mit einer plumpen Seele begegnet, nimmſt du es übel?“

Bei ſo viel Selbſtbeherrſchung und genügſamer Denkart konnte ihn kein Unmuth und Verdruß anwandeln. Nie ſah man ihn verſtimmt und mürriſch. Ohne der Würde und der Lehrhaftigkeit ſeiner Reden Eintrag zu thun, würzte ſie oft anmuthiger Scherz und feiner Witz, der die ungetrübte Heiterkeit ſeines Geiſtes wiederſpiegelte. Unanſehnlich von Geſtalt, ſo daß man ihn mit einem Satyr hätte vergleichen können, zog er doch jedes empfängliche Gemüth wie mit Zauberkraft an ſich, wie ſich denn Alkibiades in einem Geſpräche Platons alſo über

ihn ausſpricht: „Nicht nur äußerlich, ſondern auch in allen übrigen Stücken gleicht Sokrates dem Satyr Marſyas. Denn wie dieſer durch ſein hinreißend ſchönes Flötenſpiel alle Menſchen bezauberte, ſo übertrifft ihn Sokrates noch bei weitem dadurch, daß er ohne Inſtrument durch bloße Worte daſſelbe bewerkſtelligt. Wenn ich mir aus den Reden ſelbſt vortrefflicher Redner eben nicht viel mache, ſo werde ich dagegen von des Sokrates Reden dermaaßen ergriffen, daß mir das Herz klopft und die Thränen mir aus den Augen dringen. Unerfahrenen und unverſtändigen Menſchen können ſeine Reden vielleicht lächerlich erſcheinen, da er (indem er ſeine Beiſpiele gern aus dem täglichen Leben hernimmt) von Laſteſeln, Schmieden, Schuſtern und Gerbern ſpricht; geht man aber in das Innere derſelben ein, ſo eröffnet ſich die ſchöne Göttlichkeit derſelben und wie ſie nur auf die Bildung im Guten und Edeln hinzielen.“

Es hätte kaum fehlen können, daß ein Mann von ſo großer Begabtheit, Bildung und Anziehungskraft ſich im Staate zu ungewöhnlichem Anſehen und Geltung erhoben hätte, hätte er jemals nach Aemtern und Ehrenſtellen ein Verlangen getragen. Doch war es keineswegs Gleichgültigkeit gegen die Geſchicke des Vaterlandes, was ihn davon abhielt, dem Gemeinweſen ſeine Dienſte zu widmen, ſich in den Volksverſammlungen einzufinden und der Republik ſeinen Rath zu ſchenken; eine innere Stimme, wie er ſelbſt bekannte, hatte ihm davon abgerathen, indem ſie ihn für einen anderen Beruf ausſchließlich in Anſpruch nahm. „Ihr wiſſet wohl,“ ſprach er in ſeiner Vertheidigungsrede zu den Richtern, „daß ich ſchon lange nicht mehr am Leben wäre, hätte ich mich in Staatsangelegenheiten eingemiſcht. Wer für die Gerechtigkeit in die Schranken tritt, der muß durchaus, wenn er einige Zeit leben will, Privatmann bleiben und keinen Theil an der Regierung nehmen.“

Doch leiſtete er mit Gewiſſenhaftigkeit und Treue ſeinen bürgerlichen Pflichten Genüge. Mehrmals während des peloponneſiſchen Krieges trat er im Dienſte des Vaterlandes unter die Waffen und erwarb ſich bei jeder Gelegenheit den Ruhm eines unerſchrocknen und ausdauernden Kriegers, während er mit großherziger Beſcheidenheit auf die ihm zuerkannten Zeichen der öffentlichen Anerkennung Verzicht leiſtete. Manche ſeiner Mitkämpfer verdankten ihm die Rettung ihres Lebens*) und der Feldherr Laches erklärte, daß die unglückliche Schlacht bei Delion nicht verloren worden wäre, wenn jeder mit der Tapferkeit des Sokrates gefochten hätte.

Dieſelbe Unerſchrockenheit bewährte er auch im bürgerlichen Leben gegen die Gewalthaber ſowohl, als gegen den großen Haufen; und niemals verleugnete er aus Menſchenfurcht die unbeugſame Rechtlichkeit ſeines Charakters. Als die Athener bei den arginuſiſchen Inſeln unweit Lesbos einen anſehnlichen Sieg über die Flotte der Lakedämonier gewonnen (ſ. S. 137), hatten zwei aus der Zahl der zehn Feldherren den Auftrag erhalten, die während des Gefechtes ſchiffbrüchig Gewordenen zu retten, ſo wie die Leichname der Gebliebenen in Sicherheit zu bringen. Die ſtürmiſche Witterung hatte dies aber unmöglich gemacht. Darüber zogen die wankelmüthigen Athener ſämmtliche zehn zur Verantwortung vor Gericht, und im leidenſchaftlichen Eifer verlangte man, daß nicht über jeden einzelnen der Verklagten die Stimmen geſammelt, ſondern über alle auf einmal abgeurtheilt würde. Sokrates, welcher an dieſem Tage gerade Epiſtat oder Vorſitzender der richterlichen Verſammlung war, widerſetzte ſich ſtandhaft jenem Vorhaben, als den beſtehenden Geſetzen zuwiderlaufend, und verhinderte die Abſtimmung, ſo ſehr auch das Volk tobte und viele der Mächtigen ihm drohten; ſondern bewahrte lieber ſeinen Eid, ehe daß er dem Volke wider Pflicht und Gewiſſen gefällig geweſen oder an die Drohung der Großen ſich gekehrt hätte. „Denn er war des Glaubens, daß die Götter alles wüßten, was man redete oder thäte, ja auch was das Herz dächte.“ Späterhin freilich ſetzten die Feinde der Verklagten, geſtützt auf eine gutachtliche Erklärung des Senates, jenes ungerechte Verfahren doch durch, in Folge deſſen jene wohlverdienten Männer mit Einer Abſtimmung zum Tode verurtheilt und ſechs von ihnen, die man erlangen konnte, wirklich hingerichtet wurden. In einem ſolchen Zeitalter gelingt dem Guten oft nichts weiter, als ſein eignes Gewiſſen zu wahren und im Namen der Gerechtigkeit gegen das Geſchehende Einſpruch zu thun, ohne das Böſe ſelber hindern zu können; und ſo hatte Sokrates auch an dieſer Erfahrung einen traurigen Beleg zu jenem ſpäteren Ausſpruch über den Grund ſeiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geſchäften: „Nie wird Einer den Leidenſchaften eines Volkes, des atheniſchen wie jedes anderen, gegenüber verhindern können, daß etwas Ungeſetzliches oder Ungerechtes geſchehe.“

Die ſichere Grundlage einer ſo unverrückbaren Gewiſſenhaftigkeit, ja des ganzen Denkens und Handelns dieſes Mannes war das ehrfürchtigſte und zugleich innigſte Verhältniß zur Gottheit: die Religion des Geiſtes und des Herzens. Daß die Welt ein Werk des höchſten Gottes und ein Gegenſtand ſeines unabläſſigen Aufmerkens, ſeiner liebenden Fürſorge ſei; daß am Weſen der Gottheit nichts menſchlich Unvollkommenes hafte, und ihr heiliger und guter Wille dem Menſchen, ſo weit er denſelben zu erkennen vermöge, zur Richtſchnur ſeines Handelns dienen müſſe; daß die himmliſchen Mächte Vergeltung üben diesſeits und jenſeits des zeitlichen Lebens; daß der Gerechte ihres Beifalls und ihrer Hülfen dürfe gewiß ſein; daß der Tod ihn zu einem höheren Daſein erhebe, in welchem ſich die Gottähnlichkeit vollende, die er ſchon auf Erden aus allen Kräften ſeines Gemüthes und Willens anſtreben müſſe, — dies ſind die Grundgedanken ſeiner Gotteslehre, die ihm trotz der Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens über allen Zweifel erhaben waren, und gegen welche nur der Undankbare und Unvernünftige, wie er glaubte, ſich gleichgültig verhalten könne. Alles Einzelne in Natur- und Menſchenleben wie auch die geſammte natürliche und ſittliche Weltordnung machte ihm den Glauben an das lebendig allgegenwärtige Walten einer weiſen und gerechten Gottheit zur Nothwendigkeit, in deren Betrachtung und Nachweiſung er ſich in ſeinen Geſprächen oft und gern erging. „Erkenne doch,“ — ſprach er einſt zu Ariſtodemos, von welchem er gehört hatte, daß er bei irgend welchem Vorhaben weder den Göttern opferte noch die Orakel befragte, ſondern über diejenigen ſpottete, die ſolches thäten; — „erkenne doch, daß der in dir wohnende

*) Ein Beiſpiel hierzu wie zu dem vorigen ſ. S. 120.

Geiſt deinen Leib nach eignem Gefallen regiere; ſo maßt da ja auch glauben, daß der in dem Ganzen wohnende Geiſt alles, wie es ihm gut dünkt, anordne: nicht aber, daß zwar dein Geſicht viele Stadien weit reiche, aber das Auge Gottes ſei zu ſchwach, alles auf einmal zu ſehen;*) auch nicht, daß zwar deine Seele an das, was hier, was in Aegypten und was in Sicilien geſchieht, denken könne, aber der Verſtand Gottes ſei nicht zureichend, an alles zugleich zu denken. Wenn du Anderen dieaeſt, ſo ſieheſt du, daß ſie geneigt ſind, dir wieder zu dienen; biſt du ihnen gefällig, ſo ſind ſie dir wieder gefällig, and frageſt da ſie um Rath, ſo findeſt da, daß ſie Verſtand haben. Mit den Göttern kannſt da dieſe Probe auch machen, wenn da ihaeu dieneſt, ob ſie dir geneigt ſind, dir ia ſolchen Sachen, welche deu Menſchen verborgen ſind, zu rathen; und du wirſt finden, daß die Gottheit wirklich ſo groß uad ſo herrlich iſt, daß ſie alles zugleich ſieht, alles hört, allenthalben gegenwärtig iſt und für alles zugleich ſorgt.“

Trotz ſeiner erhabenen Begriffe vom Weſen der Gottheit, die ihn über dea Aberglauben des Volkes weit hinaushoben, trat er doch nie in Widerſpruch gegen die vaterländiſchen Geſetze der Gottesverehrung. Er opferte oft, nicht nur auf den öffeatlichen Altären der Stadt, ſondern auch daheim auf dem Altare im Vorhofe ſeines Hauſes. Daß er voa ſeinem kleinen Vermögen kleine Opfer brachte, darnm glaubte er nicht ſchlimmer zu ſein als die, welche von ihrem großea Vermögen große brachten. „Denn“, ſagte er, „es würde den Göttern keine Ehre ſein, wenn ſie an großen Opfern größere Freude hätten, als an kleiaen. Dena ſo würden ihnen die Opfer der Böſen oft angenehmer ſein als der Frommea; das Leben aber wäre nicht werth, daß man es wünſchte, wenn die Gabea der Böſen den Göttern angenehmer wären als der Frommen.“ Vielmehr glaubte er, daß die Götter an der Verehrung der Frömmſten auch die größte Freude hätten.**)

Mit ſeiner Ueberzeugung von der thatſächlichen Einwirkuag der himmliſchen Mächte auf die Geſchicke des Menſchen and ihrer unausgeſetzten Theilnahme an ſeinen Entſchließungen und Thaten, ſtand Sokrates Glaube an Orakel und Weiſſagung in weſentlichem Zuſammenhang und Einklaag. Man müſſe, pflegte er zu ſagen, lernen, was die Götter zu lernen vergönnt hätten; und was uazweifelhaft jedwedem zu thun obliege, das müſſe er nach eigner Einſicht auf's beſte zu beſchicken ſuchen. Wo man aber nicht wiſſe, was zu thun oder zu laſſen, das müſſe man von den Göttern erfragen: denn ſolches eröffneten ſie denen, welchen ſie wohlwollten. Unſianig ſei es, zu glauben, es komme im Leben alles auf menſchliche Klugheit an. — Dieſer entſchiedene Glaube an die Götterſprüche und an ihre Verbindlichkeit für den Meaſchen wurde, wie wir ſpäter ſehen werden, über ſein ganzes Leben und den Beruf, dem er ſich widmete, entſcheidend.

Ihm ſelber aber wohnte ganz unzweifelhaft eiae weiſſageriſche Kraft inne, zu welcher ſich vielleicht alle jene Glücklichen und Gottgeliebten erheben, die wie er von früh an ſich gewöhnt haben, den Schein vom Weſen zu unterſcheiden, die ihre Seele von dea Einflüſſen der Leidenſchaft und des Gelüſtes oder was ſonſt den Aufſchwung des Gemüthes hindert and das Licht des Geiſtes trübt, durch die Stärke des Willens frei gemacht und dadurch befähiget haben, in frommer Achtſamkeit und demüthiger Hingabe die Wege der Vorſehung zu verſtehen und die innere Gottesſtimme rein und deutlich zu vernehmen. In dieſer ungewöhnlichen Lebendigkeit nnd Klarheit des inneren Anſchauungsvermögeas hat dasjenige ſeiaen Gruad, was uater dem Namen des Genius oder Schutzgeiſtes des Sokrates ſo berühmt geworden. Er ſelber berief ſich zuweilen darauf: „das Dämonion“ thue ihm Anzeige. Oft unterbrach es ihn mitten im Gange, daß er plötzlich ſtillſtand; mitten in ſeiner Rede, daß er mit einem Male ſchwieg. Er verſank dann in ſich ſelbſt, „es war, als ob die äußeren Sinne dann ſich verſchlöſſen, um die Wirkſamkeit des inneren nicht zu hemmen.“ Ein ſolcher Zuſtand innerer Beſchauung und ſtiller Begeiſterung ergriff ihn einſt, wie Alkibiades bei Platon erzählt, im Lager von Potidäa am frühen Morgen. Es währete den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch bis zum Aufgange der Sonne, bei deren Anblick er wieder zu ſich ſelber kam und die überſtrömende, freigewordene Empfindung in einem Gebete ergoß.

Als eigenthümlich aa dieſem Dämoniſchen, welches ſich ihm kund gab, bezeichnete er ſelber dies, daß es ihn nie beim Handeln antreibe, ſondern nur abmahne; was auf eine Gleichartigkeit dieſer Gottesſtimme mit dem Gewiſſen hindeutet. Was ſie ihm aber gebot, dem leiſtete er unbedingt Gehorſam. In Folge ſolch' unmittelbarer Ahnungen oder göttlicher Eingebung, worauf er ſich berief, warnte er zuweilea ſeine Freunde im voraus, dieſes zu thun aber jenes za unterlaſſen, und „die ihm gehorchten“, ſagt Xenophon, „haben ſich wohl dabei befunden; die ihm aber nicht gehorchten, hatten es zu bereuen;“ und ſo bezeugt auch Sokrates ſelber in ſeiner Vertheidigungsrede: „Zum Beweis, daß ich mich nicht des Namens der Gottheit bediene, um die Menſchen zu blenden, führe ich nur an, daß, ſo oft ich meinen Freuaden ihre Befehle mittheilte, niemals der Erfolg meine Worte Lügen ſtrafte.“

Solche Weiſſagungen des Sokrates hat ein gewiſſer Antipater in einem Werke geſammelt, welches noch zu Cicero's Zeit im letzten Jahrhundert vor Chriſto vorhanden war. Uns genüge, um ein Beiſpiel zu geben, daran za erinnern, daß Sokrates, Meton, der Sterndeuter, und der Feldherr Nikias zur Zeit der letzten großen Heerfahrt gegen Sicilien die Einzigen in Athen waren, welche von dieſer Unternehmung abriethen und einen unglücklichen Aasgang prophezeieten (ſ. S. 122).

2. Beruf und Lehrweiſe.

Ueber die Jugendgeſchichte des Sokrates und den Bildungsgang ſeines Geiſtes iſt uns leider nichts überliefert worden außer jener koſtbaren Legende, die wir im Anfange dieſer Lebensbeſchreibang mitgetheilt haben. Es

*) Der das Ohr gepflanzet hat, ſollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen? Pſ. 94, 9.

**) Des Gerechten Opfer iſt angenehm und deſſelben wird nimmermehr vergeſſen. Sir. 35, 9. Denn ich habe Luſt an der Liebe und nicht am Opfer, und am Erkenntniß Gottes und nicht am Brandopfer! Hoſ. 6, 6.

läßt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß der Genius, deſſen Leitung er ſich überließ, ihn gleich von Anfang auf die Betrachtung ſeiner ſelbſt hinwies, auf welche ſeine ganze Philoſophie gegründet iſt. In jener berühmten Inſchrift des delphiſchen Tempels: „Erkenne dich ſelbſt!“ deren tiefen Sinn er früh begriffen, erkannte er gleichſam den Führer, welchen die Gottheit den Menſchen anbiete, um ſie auf den Weg des wahren Wiſſens zu leiten. Von ebendaher kam ihm in der Reife des Mannesalters die göttliche Beſtätigung deſſen, was er auf dieſem Wege gefunden hatte; — ein Göttерſpruch, welcher ihn über ſeinen eigentlichen, von Gott geſtellten Beruf klar und gewiß machte.

Chärephon nemlich, einer ſeiner erſten und älteſten Freunde, hatte — vielleicht in Folge jener öffentlichen Schmähung durch die ariſtophaniſchen Wolken — bei dem Orakel zu Delphoi angefragt: ob es einen weiſeren Menſchen auf Erden gebe als den Sokrates? und hatte die Antwort erhalten: „Weiſe iſt Sophokles, weiſer Euripides, aber Sokrates iſt der Weiſeſte unter allen Menſchen.“ Dieſer Ausſpruch wurde für Sokrates zum entſcheidenden Momente ſeines Lebens. Hören wir darüber ihn ſelber:

„Als ich die Antwort des Orakels erfuhr“, ſo erzählt er, „ſagte ich zu mir ſelber: Was meint der Gott? welchen Sinn verbergen ſeine Worte? Denn ich weiß wohl, daß in mir keinerlei Weisheit iſt, weder große noch kleine. — Was meint er alſo damit, indem er mich für den Weiſeſten der Menſchen erklärt? Denn am Ende lügt er doch nicht; ein Gott kann nicht lügen. — So war ich lange darüber in Zweifel, was das Orakel beſage, und endlich machte ich mich mit großer Mühe an die Unterſuchung dieſer Sache in folgender Weiſe. Ich ſuchte diejenigen auf, die mir weiſer ſchienen, als ich, um, wenn ich es alſo befände, dem Orakel entgegenhalten zu können: Dieſer iſt weiſer denn ich, und du nenneſt mich den Weiſeſten? Zuerſt begab ich mich zu einem Staatsmanne, der in dem Rufe der Weisheit ſtand, und ließ mich mit ihm in eine Unterredung ein. Aber ich fand bald, daß er zwar vielen anderen Leuten und zumeiſt ſich ſelber weiſe bedünkte und es doch nicht war; und als ich ihn davon zu überzeugen ſuchte, kam ich ſowohl bei ihm ſelbſt, als bei vielen, die zugegen waren, übel an. Da ſagte ich beim Weggehen zu mir ſelber: Ich bin weiſer als dieſer Mann; denn am Ende weiß keiner von uns beiden weder etwas Schönes noch Gutes; dieſer aber glaubt, daß er etwas wiſſe, während er es nicht weiß; ich aber, wie ich es in der That nicht weiß, glaube es auch nicht zu wiſſen. Um dieſes Wenige alſo doch meine ich ihn an Weisheit zu übertreffen: daß ich, was ich nicht weiß, auch nicht zu wiſſen glaube. — Beim Zweiten, den ich in derſelben Abſicht beſuchte, traf ich es nicht beſſer. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, und ſo leid es mir war, zumal ich merkte, wie viel Feindſchaft ich mir damit zuzöge, ſchien es mir doch unerläßlich, den Götterſpruch höher zu achten als alles andere und, um über ſeinen Sinn in's Klare zu kommen, die Unterſuchung derer fortzuſetzen, die etwas zu wiſſen ſchienen. Von den Staatsmännern wandte ich mich an die Poeten, die tragiſchen ſowohl als die dithyrambiſchen,*) oder in welcher Gattung der Dichtkunſt ſie ſonſt ſich auszeichnen mochten. Ich nahm diejenigen ihrer Gedichte vor, die mir am ſorgfältigſten ausgearbeitet ſchienen, und befragte ſie um Eines nach dem Anderen, um zugleich etwas von ihnen zu lernen. Aber ich fand, daß ſie über das, was ſie durch natürliche Begabung oder im Zuſtande der Begeiſterung wie die Seher und Weiſſager zu Stande gebracht, nicht Rechenſchaft geben konnten, und gleichwohl, wie ich merkte, glaubten ſie dieſer Leiſtungen im Gebiete der Dichtkunſt wegen auch in den übrigen Fächern die Weiſeſten zu ſein, worin ſie es nicht waren. Da es mir alſo bei den Poeten nicht gelungen war, ſuchte ich die ausgezeichnetſten Künſtler auf; aber ich fand auch ſie in demſelben Wahne befangen, und dieſer eine Irrthum verdunkelte all' ihre Weisheit. Als ich mich demnach fragte: was ich vorziehen würde, ſo zu ſein, wie ich bin, ohne ihre Geſchicklichkeit und auch ohne ihre Unwiſſenheit, oder ihre Vorzüge mit ihren Mängeln zu haben, antwortete ich mir: ich will lieber ſo ſein, wie ich bin. Dieſe Unterſuchungen, o Athener, ſind es, die mir ſo viele gefährliche Feindſchaften zugezogen haben; daher ſtammen alle Verleumdungen, die auf meine Rechnung verbreitet ſind; daher der Ruf eines Weiſen, in dem ich ſtehe; denn alle die, die mich hören, glauben, ich wiſſe alle Dinge, in denen ich die Unwiſſenheit der anderen aufdecke. Aber die Wahrheit iſt, Athener, daß Gott allein weiſe iſt,*) und daß er durch ſein Orakel nur ſagen wollte, daß die menſchliche Weisheit wenig oder nichts werth iſt.**) Auch hat ſich das Orakel meines Namens nur wie eines Beiſpiels bedient, als wollte es zu allen Menſchen ſagen: Der Weiſeſte unter euch iſt der, der wie Sokrates einſieht, daß ſeine Weisheit nichts iſt. Von dieſer Wahrheit überzeugt, und um mich ihrer noch mehr zu verſichern und dem Gotte zu gehorchen, ſetze ich dieſe Unterſuchungen fort und prüfe alle diejenigen unſerer Mitbürger und der Fremden, in welchen ich die wahre Weisheit zu finden hoffe, und wenn ich ſie da nicht finde, ſo diene ich dem Orakel zum Dolmetſcher und zeige ihnen, daß ſie nicht weiſe ſind. Das beſchäftiget mich ſo ſehr, daß es mir weder dem Staate etwas Nennenswerthes zu leiſten vergönnt hat, noch meiner Familie; ſondern ich lebe in gänzlicher Armuth, weil der Dienſt des Gottes mir zu nichts anderem Zeit läßt.“

Hierin alſo erkannte Sokrates den ihm von Gott verliehenen Beruf. Durch Beſchämung der Scheinweiſen, durch Ueberführung des eingebildeten Wiſſens das Verlangen nach wahrer Weisheit zu erwecken und der Wahrheit Raum zu machen, die Erkenntniß des Sittlichen und Göttlichen, ſo viel ihm davon kund geworden, unter ſeinen Mitbürgern und ſo weit die Kraft ſeiner Worte reichte, zu verbreiten — dies war ſein Apoſtelamt, die Aufgabe

*) Dithyrambos nannte man ein lyriſches Gedicht im höchſten und kühnſten Schwung und Tone der Begeiſterung zum Preiſe des Dionyſos oder einer anderen Gottheit. Als Erfinder dieſer Dichtungsart, welche beſonders in Athen ihre Pflege und Ausbildung fand, wird Arion von Lesbos (um 620 v. Chr.) bezeichnet, deſſen Name durch die ſchöne Sage von ſeiner wunderbaren Rettung durch einen Delphin bekannt geworden.

*) Gott, dem allein Weiſen, ſei Ehre und Preis in Ewigkeit. 1. Timoth. 1, 17.

**) Denn es ſtehet geſchrieben: Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weiſen, und den Verſtand der Verſtändigen will ich verwerfen. Wo ſind die Klugen? wo ſind die Schriftgelehrten? wo ſind die Weltweiſen? Hat nicht Gott die Weisheit dieſer Welt zur Thorheit gemacht? 1. Cor. 1, 19 f.

ſeines Lebens, welcher er ſich fortan mit aller Hingebung und Entſagung widmete. Faſſen wir nun auch die Art und Weiſe näher in's Auge, wie er dieſem Berufe nachging.

Sokrates ertheilte nicht, wie die Sophiſten ſeiner Zeit, Unterricht gegen Bezahlung. Er verſchmähete es, aus der Bildung anderer ein Gewerb zu machen, da er nicht um ſein ſelbſt willen ſich dieſem Geſchäfte unterzog, ſondern im Auftrage der Gottheit.*) Nicht um das Geld ſeiner Hörer war es ihm zu thun, ſondern um ſie ſelber. Der junge Aeſchines, der gern ſeinen Unterricht genoſſen hätte, wagte nicht, ſich ihm zu nähern, weil er ſehr arm war. Sokrates, der dies bemerkte, trat ihm einſt in den Weg und fragte: „Warum ſcheueſt du dich vor mir?“ — „Weil ich nichts habe,“ antwortete jener, „was ich dir geben könnte.“ „Ei!“ erwiederte der Weiſe, „ſchätzeſt du dich ſelber ſo gering? giebſt du mir nichts, wenn du dich ſelbſt mir giebſt?“

Auch bildete Sokrates nicht, wie beſonders die Philoſophen nach ihm, eine abgeſonderte Schule oder einen geſchloſſenen Kreis von Jüngern, ſondern ſuchte vielmehr allen ſeinen Mitbürgern durch gelegentliche Unterredungen zu nützen. Als ein echter Bürgerfreund und leutſeliger Mann verkehrte er mit den verſchiedenſten Menſchen aus allen Ständen von jederlei Alter und Gewerbe; und wie einer unſerer Dichter von Jeſu ſagt, daß er durch Gleichniß und Exempel jeden Markt zum Tempel gemacht, ſo wurde oftmals durch Sokrates die Werkſtatt eines Riemers oder Panzermachers zu einer Akademie und Schule der Weisheit. Man konnte ihn den größten Theil des Tages an öffentlichen Oertern finden. Frühmorgens beſuchte er die Hallen und die Gymnaſien, wo die atheniſche Jugend Leibesübungen trieb und auch viele Erwachſene theils theilnahmen, theils des Zuſehens und der geſelligen Unterhaltung halber zugegen waren. Nach der dritten Stunde**) war er auf dem Markte, und die übrige Zeit des Tages da, wo er die meiſten Leute vermuthete. Daſelbſt ſprach er mehrentheils, und wer Luſt hatte, konnte ihm zuhören. „Menſchen zu fangen,“ wie er ſelber ſagte, war bei dieſem ſcheinbaren Müßiggange ſein Zweck, und wie gut er ſich darauf verſtand, davon mag folgendes Beiſpiel hier eine Stelle finden.

Sokrates wünſchte den Xenophon, einen ſchönen Jüngling von vortrefflichen Geiſtesgaben, in ſeinen Umgang zu ziehen. Einſt begegnete er ihm in einer engen Gaſſe und hielt ihm ſeinen Stock vor. Der Jüngling blieb ſtehen. „Sage mir doch,“ begann Sokrates, „wo kauft man Mehl?“ — „Auf dem Markte,“ war die Antwort. — „Und Oel?“ — „Ebenda.“ — „Aber wo geht man hin, um weiſe und gut zu werden?“ — Der Jüngling ſchwieg und ſann auf eine Antwort. „Folge mir,“ ſprach der Weiſe, „ich will es dir ſagen.“ Seitdem ſchloſſen die beiden eine innige Freundſchaft, und Xenophon ward ein Mann, der ſich nachmals nicht nur als Feldherr und Schriftſteller, ſondern auch durch Tugend und Frömmigkeit bei Mit- und Nachwelt in hohe Achtung ſetzte. „Sei nur getroſt,“ ſprach Sokrates einſt zu Kritobol, „und beſtrebe dich gut zu ſein, und wenn du das biſt, ſo ſcheue dich nicht, auch nach den Guten und Rechtſchaffenen zu fragen; vielleicht daß ich dann bei dieſem Geſchäft dein Gefährte ſein kann. Denn ich glaube in der Kunſt Menſchen zu fahen nicht unerfahren zu ſein.“*)

Seine Schüler hingen mit aller Hingebung an ihm und kannten keinen höheren Genuß, als um ihn zu ſein und ihn zu hören. Der ſchon oben erwähnte Antiſthenes, welcher im Peiräeus wohnte, ging täglich nur um des Sokrates willen eine halbe Meile weit nach der Stadt. Euklides kam ſehr oft vier Meilen weit von Megara herüber, um nur einen Tag mit ihm zuſammen zu ſein; und als die Athener während des Krieges aus Haß gegen die Megarer jedwedem derſelben bei Todesſtrafe den Eintritt in ihre Stadt verboten, ſchlich ſich Euklid öfter in Weiberkleidern des Abends durch das Thor, um den folgenden Tag in des Sokrates Geſellſchaft verbringen zu können.

Selbſt ehrgeizige und eitle Naturen, denen es nicht darum zu thun war, die Strenge ſeiner Grundſätze ſich zu eigen zu machen, wie Kritias und Alkibiades, welche beide nachmals zum Verderben ihres Vaterlandes groß geworden, ſuchten mit Eifer den Unterricht des ſchlichten Philoſophen, um von ihm Staatsweisheit und Beredtſamkeit zu lernen, und ſo groß war die ſtille Macht ſeines Beiſpiels und die Zucht, die ſein Umgang über die Jugend ausübte, daß auch ſie während dieſer Zeit ſich eines tadelloſen Lebenswandels befleißigten. „Nichts konnte nützlicher ſein,“ verſichert Xenophon, „als ſeine Geſellſchaft und ſein Umgang, überall, es mochte vorkommen, was da wollte. Selbſt wenn er abweſend war, gereichte noch ſein Andenken denen, die ſich an ihn gewöhnt hatten, zu nicht geringem Vortheile, und ſein Scherz nicht weniger als ſein Ernſt.“ Viele hat er von den Laſtern, denen ſie vorher ergeben waren, gänzlich abgezogen und ihnen zur Tugend Luſt gemacht, indem er ſie verſicherte: wenn ſie nur mit Ernſt an ſich arbeiteten, ſo würden ſie gute und rechtſchaffene Männer werden. Er rief ihnen den ſchönen heſiodiſchen Spruch in's Gedächtniß:

Vor die Trefflichkeit ſetzten den Schweiß die unſterblichen Götter,
Lang auch windet und ſteil die Bahn zur Tugend ſich aufwärts
Und iſt rauh im Beginn, doch wann du zur Höhe gelangt biſt,
Alsdann wird ſie dir leicht und bequem, wie ſchwer ſie zuvor war.

Von jeder Tugend, die er ihnen empfahl, wies er nicht nur nach, daß es vernünftig und menſchenwürdig ſei, ſo zu handeln; ſondern er zeigte ihnen auch, welche Vortheile für den Frieden und die Freudigkeit ihres Gemüthes wie für ihr äußerliches Wohlſein ſie dabei gewönnen. Vor allem drang er darauf, daß man tüchtig ſei in ſeinem Berufe: „Bleibe jeder bei der Arbeit, der er gewachſen iſt, und was er nicht kann, das laſſe er. Was er thut, das mache er auf's beſte und mit Luſt. Auf dieſe Art wirſt du dem Tadel am leichteſten entgehn, in Mangel am eheſten Hülfe finden, vor Gefahr am ſicherſten bewahrt bleiben und keine Noth leiden bis in's Alter. Der kürzeſte, ſicherſte und rühmlichſte Weg, in einer Sache Ruhm zu erlangen, iſt der, daß man darin geſchickt zu werden ſuche.“

*) Umſonſt habt ihr's empfangen, umſonſt gebt es auch. Matth. 10, 8.

**) Die dritte Stunde des Tages iſt, nach unſerer Art die Stunden zu zählen, um neun Uhr Vormittags.

*) Folget mir nach, ich will euch zu Menſchenfiſchern machen. Matth. 4, 19.

Nicht jeden seiner Schüler behandelte er auf dieselbe Weise; sondern wie es der Natur, den Bedürfnissen und Neigungen desselben gemäß war. Mit seinem Kennerblicke erkannte er auch die verborgneren Anlagen dessen, den er beobachtete, und ebenso auch die kranke Stelle seines Herzens. Den Eiteln verstand er zu demüthigen, den Schüchternen zu ermuthigen, den Trägen anzuspornen und die übereilte Hitze eines Anderen zu mäßigen. Auch bei verschlossenen oder unzugänglichen Gemüthern, denen Niemand beikam, fand er Eingang, so daß sie Warnung, Rath und Lehre von ihm annahmen. Der Geistvollste konnte noch von ihm lernen und an seinen Gesprächen sich erbaun, und wiederum auch dem langsamsten Kopfe waren seine Belehrungen durch die sinnreiche Art, wie er gewöhnliche Dinge zum Gleichniß und Beispiel heranzog und aus dem Bekannten das Unbekannte entwickelte, faßlich und förderlich.

Die Form, in welcher er seine Lehren gewöhnlich mittheilte, war die der freien gelegentlichen Mittheilung im Gespräch. Indem er jede Veranlassung, auf seine Mitbürger belehrend einzuwirken, wahrnahm, ging er ganz ungezwungen von dem aus, was eben den Gedanken des Angeredeten am nächsten lag, nahm jeden Gegenstand auf, welchen der Zufall zur Unterredung darbot, reizte zum Nachdenken über ihn und führte durch schrittweises Weiterfragen dazu, daß der Gefragte wie von selbst zum richtigen Begriffe der Sache kam. Diese anmuthige Lehrform, durch planmäßiges Fragen den Schüler die erzielte Wahrheit selber finden zu lassen und eine Erkenntniß, welche gleichsam schon vorher unbewußter Weise in der Seele des Zöglings liegt, durch Frage und Antwort zu Tage zu fördern, hat man nach diesem Meister in ihrer Anwendung die sokratische genannt.*) Wenn diese Methode überhaupt den Vortheil darbietet, daß sie nicht nur lehrt, sondern zugleich erzieht, indem sie den Schüler zum selbstthätigen Denken nöthigt, so hatte sie für die näheren Zwecke des Sokrates noch eine besondere Bedeutung. Seine ganze lehrende Thätigkeit war, wie wir wissen, ein Kampf gegen das Scheinwissen und für den Anfang aller wahren Erkenntniß, zu der ein Mensch gelangen könne, galt ihm die lebendige Ueberzeugung von seinem Nichtswissen, worin er auf eine überraschende Weise mit dem Evangelium zusammentrifft, welches gleich im Anfange seines ersten Lehrstückes die selig preist, „die da geistlich arm sind“.*) Zu diesem Bekenntniß aber alle diejenigen hinzudrängen, denen eine eingebildete Weisheit den Weg zur Wahrheit versperrte, dazu bot ihm seine Fragweise das trefflichste Mittel, indem er dabei ein Verfahren anwendete, welches durch ihn unter dem Namen der sokratischen Ironie berühmt geworden ist. Oft nemlich stellt er sich, als ob er etwas nicht wisse und sich gern darüber belehren lassen möchte. Dadurch bringt er den Andern dazu, sich vollständig auszusprechen. Das, was so als wahr hingestellt worden, führt er durch immer weiteres Fragen zu seinen Folgerungen fort, bis jener auf diesem Wege zu einer Behauptung sich getrieben sieht, die ihm selber widersinnig erscheint, wodurch denn auch die Richtigkeit dessen, wovon man ausging, klar zu Tage kommt, und der Gefragte die Nothwendigkeit anerkennen muß, seine anfängliche Meinung zurückzunehmen. Jünglinge gewöhnte er dadurch zur Bescheidenheit, daß sie ihren bisherigen Vorstellungen mißtrauen lernten; vorzüglich aber machte er auf diese Weise die dünkelhafte Afterweisheit der Sophisten zu Schanden, indem er sie in ihren eignen Schlingen fing; und hierbei zeigt es sich oft, daß sie in der Geschicklichkeit, verfängliche Fragen zu stellen und durch Spitzfindigkeit, Scheingründe, Begriffsspaltereien und Wortspiele nach Belieben die Gedanken zu verwirren und die Verwirrung zu lösen, auf ihrem eigenen Gebiete an ihm ihren Meister fanden, und daß dem Sokrates zum glänzendsten Sophisten nichts gefehlt haben würde, wenn ihm sein sittlicher Charakter diesen Beruf nicht von vorn herein verwehrt hätte.

Eine Reihe auserlesener Gespräche, welche uns Xenophon in seinem Buche „sokratischer Denkwürdigkeiten“ überliefert hat, möge nunmehr dem Leser dasjenige, was wir bisher über Inhalt und Form der Lehre des Sokrates gesagt haben, theils veranschaulichen theils ergänzen.

3. Wie Sokrates seinen Sohn Lamprokles zurechtweiset.

Als Sokrates einst bemerkte, daß Lamprokles, sein ältester Sohn, auf seine Mutter Xanthippe zürnete, begann er folgendes Gespräch mit ihm.

Sokrates: Höre, mein Sohn, kennest du Menschen, die man undankbare nennt? — Lamprokles: O ja! Sokr. Hast du bemerkt, womit sie diesen Namen sich zugezogen haben? Lampr. Ja! Wer Wohlthaten empfangen hat und sie nicht wieder vergilt, da er es doch vermöchte, den nennt man undankbar. — Sokr. Meinst du nun nicht, daß man die Undankbaren zu den Ungerechten zählen müsse? Lampr. Gewiß! Sokr. Hast du schon einmal darüber nachgedacht: die Gerechtigkeit verbietet, Freunde in Sclaverei zu versetzen, dagegen Feinden dies zu thun, gilt für erlaubt. Steht es wohl nun auch so mit der Dankbarkeit? nemlich, daß man sie zwar den Freunden nicht schuldig bleiben dürfe, wohl aber den Feinden? Lampr. Keineswegs, sondern ich bin der Meinung, daß, wenn einer Gutes empfangen hat, es sei von Freund oder Feind, und er sucht es nicht zu vergelten, so handelt er ungerecht. Sokr. Nun denn, wenn es sich so verhält, ist da nicht die Undankbarkeit die offenbarste Ungerechtigkeit? (Der Jüngling stimmte bei.) Je größer also die Wohlthaten wären, die jemand zu vergelten unterließe, um so ungerechter wäre er? (Auch das gestand er zu.) Werden wir nun wohl Menschen finden, die von jemand größere Wohlthaten empfangen hätten, als die Kinder von ihren Eltern? Denn die Eltern haben sie aus dem Nichts in's Dasein gerufen, daß sie so vieles Schöne sehen und alles das Gute mitgenießen können, was die Götter den Menschen darreichen. Und diese Wohlthat schätzen wir so hoch, daß wir den Verlust des Lebens mehr als jeden andern fürchten und die Staaten auf die

*) Ihr Gegentheil bildet die akroamatische Unterrichtsform, bei welcher der Lehrer den Lehrstoff in zusammenhängendem Vortrage mittheilt.

*) Matth. 5, 3.

größeſtea Vergehungen bie Todesſtrafe ſetzen, zum Beweis, daß ſie kein größeres Uebel kennen, um oor Verbrechen zurückzuſchrecken. Nun ſieh' an, wie viel Sorge und Mühe macht ſich ein Mann, um Weib und Kinder zu ernähren. Noch ehe bieſe ihm geboren ſind, ſchafft er ſchon alles an, was ihre Notbdurft zu erfordern ſcheint, und das ſo reichlich, als es in ſeinen Kräften ſtebt; die Frau aber trägt das Kind mit Gefahr des eigenen Lebens unter ihrem Herzen, ſie bringt es mit Schmerzen zur Welt, ſie nährt es mit ben beſten Kräften ihres Leibes und macht ſich viele Sorgen darum. Und doch hat weder ſie von ihm etwas Gutes zuvor empfangen, noch weiß das Kind, oon wem ihm ſolche Wohlthat erwieſen werde. Kann es doch nicht einmal zu verſtehen geben, was ihm fehle: ſondern die Mutter ſucht zu errathen, was ihm zuträglich oder angenehm ſei, und iſt bemüht, das Kind zu befriedigen. Und ſie ſäugt es lange Zeit und hat viel Unruhe Tag und Nacht, ohne zu wiſſen, welchen Dank dafür ſie empfangen werde. Doch thun ſich die Eltern nicht genug daran, ihre Kinder zu ernähren; ſondern ſobald dieſe geſchickt ſcheinen etwas zu lernen, lehren ſie bie Eltern alles Gute, was ſie ſelber wiſſen, ſchicken ſie in den Unterricht, ſcheuen keine Ausgaben, bie für ihre Ausbilbung erforderlich, unb ſorgen unabläſſig, ihre Kinder ſo gat zu machen, als es möglich iſt.

Der Jüngling erwiederte auf das alles: Aber wenn auch meine Mutter alles dies und noch vielerlei aaderes für mich gethan hat, ſo kann doch keiner ihr oerdrießliches Weſen aushalten. Sokr. So kämſt du wohl mit einem wilden Thiere beſſer aus als mit der Mutter? Lampr. O ja, wenigſtens als mit einer ſolchen Mutter. Sokr. Hat ſie dich wohl ſchon einmal gebiſſen oder getreten, dergleichen oon Thieren ſchon mancher hat erleiden müſſen? Lampr. Ja beim Zeus, ſie giebt einem Worte, die man im ganzen Leben nicht hören möchte! Sokr. Du aber, wie oft magſt du ihr oon Kindheit auf bald mit beinem Geſchrei, bald mit Unarten beſchwerlich geweſen und bei Tag und Nacht zu thun gemacht haben? wie oft haſt du ſie in Traurigkeit verſetzt, wenn du krank wareſt? Lampr. Ich habe ihr aber doch nie etwas geſagt oder gethan, was ſie beſchimpft hätte. Sokr. Hältſt bu das, was ſie dir geſagt, für widerwärtiger als die Schmähungen, welche die Schauſpieler in den Tragödien einander in's Geſicht ſagen? Lampr. Ja, die können das wohl leicht hinnehmen, da ſie wiſſen, daß der andere, wenn er ſchilt, nicht ſchelte, um ſie zu beleidigen, oder wenn er droht, nicht drohe, um idnen ein Leides zu thun. Sokr. Du aber nimmſt der Mutter ſolche Reden übel, da bu doch recht gut weißt, daß ſie, was ſie ſagt, auch nicht böſe meint, ſondern dir vielmehr wohl will, wie keinem andern? oder glaubſt du, daß die Mutter bir übel geſinnt ſei? Lampr. Nein, bas glaube ich eben nicht. Sokr. Uad bieſe Mutter, die dir wohlgeſinnt iſt, die, ſo ſehr ſie nur kann, für dich ſorgt, wenn du krank biſt, daß du wieder geſund werdeſt, unb daß dir nichts an dem, was du bedarfſt, gebreche; die über dies alles dir oieles Gute oon den Göttern erbittet und Gelübde für dich bezahlet, die nenneſt bu unerträglich? Ich bin der Meinung, wenn du eine ſolche Mutter nicht ertragen kannſt, ſo kannſt du das Gute nicht ertragen.

•Sage mir aber (fuhr er fort), glaubſt du einem andern Ehre erweiſen zu müſſen, oder biſt du gewohnt, dich gar nicht darum zu bekümmern, ob du jemandem gefalleſt? Lampr. O wahrdaftig ja! Sokr. So wünſcheſt du wohl auch beinem Nachdar zu gefallen, damit er dir Feuer gebe, wenn du deſſen bedarfſt, bir in einer guten Sache Beiſtand leiſte, oder, wenn dich etwas anficht, aus der Nähe zu Hülfe eile? Lampr. Allerbings! Sokr. Wenn da mit jemand eine Reiſe machteſt zu Land oder Waſſer, oder wenu du ſonſt mit wear zu thun hätteſt, wäre dir's gleichoiel, ob er Freund oder Feind wäre, oder glaubſt du, daß du dich auch um deren Wohlwollen bemühen müßteſt? Lampr. Allerdings. Sokr. Du biſt alſo gewohnt, dir um ſolche Leute Mühe zu geben; deiner Mutter aber, die dich lieber hat als ſonſt jemand in der Welt, glaubſt du keine Ehre ſchuldig zu ſein? Weißt bu nicht, baß die Stadt um keine andre Art der Undankbarkeit ſich bekümmert, ſie auch nicht beſtraft, ſondern biejenigen, welche empfangene Wohlthaten nicht vergelten, gewähren läßt; wenn aber einer ſeine Eltern nicht ehrt, dem iſt ein Richter geſtellt; man weiſt ihn ab und läßt ihn zu keinem öffentlichen Amte gelangen, indem man der Meinung iſt, daß ein ſolcher weder ein gottgefälliges Opfer für die Stadt dardringen noch ſonſt etwas gut und recht verrichten könne. Und beim Zeus, wenn einer unterläßt, das Grad ſeiner verſtorbenen Eltern zu ſchmücken, ſo wirb auch darnach bei den üblichen Prüfungen*) der Archonten gefragt. Darum, mein Sohn, wenn du vernünftig biſt, ſo wirſt du die Götter um Vergebung bitten, wenn bu deine Mutter in irgend einem Stücke vernachläſſiget haſt, damit ſie dich nicht für unbankbar halten und dir keine Wohlthaten mehr erweiſen wollen. Hüte dich aber auch, daß die Leute nicht von dir denken, daß du deine Eltern gering ſchätzeſt: es würde ſonſt jederaann bich verachten und du dich bald von Freunden ganz verlaſſen ſehn. Denn wenn man dich für undankbar gegen deine Eltern hielte, ſo würbe niemand glauben, er werde, wenn er dir Gutes erwieſe, von dir Dank gewinnen.

4. Wie Sokrates den Chärekrates mit ſeinem Bruder verſöhnt.

Sokrates hatte demerkt, daß Chärephon unb ſein Bruder Chärekrates, die ihm beide befreundet waren, mit einander in Uneinigkeit lebten. Als er baher eines Tages den Chärekrates zu ſehen bekam, ſprach er zu ihm:

Sag' mir, Chärekrates, biſt du aicht einer oon denen, welche Geld für nützlicher halten als einen Bruber? trotz dem, daß jenes unvernünftig, dieſer aber vernünftig iſt, jenes Hülfe bedarf, dieſer aber ſelbſt helfen kann; zu geſchweigen, daß du viel Geld aber nur einen Bruder haſt. — Wunderlich iſt aber auch dies: wenn mancher es für Schaden erachtet, Brüder zu haben, weil er nicht auch

*) Die zum Archontenamt Erwählten mußten ſich einer Prüfung (Dokimaſia) unterwerfen, in welcher feſtgeſtellt wurde, ob der Bewerber ächter Burger, von erforderlichem Vermögen, nemlich Fünfhundertſcheffler (S. 27), von Körper untadelig ſei, ob er die Pflichten gegen die Haus- und Familiengötter und gegen die Eltern erfulle, ob er dem Staate Kriegsdienſte geleiſtet habe und ſeine Steuern zahle.

ihren Antheil vom elterlichen Vermögen beſitzt; während er es doch nicht für Schaden hält, Mitbürger zu haben, weil er nicht deren Vermögen beſitzt: ſondern hier denkt er ganz vernünftig, daß es beſſer ſei, mit vielen zuſammen zu wohnen und das Nöthige mit Sicherheit zu beſitzen, als allein zu leben und alles Vermögen ſeiner Mitbürger mit Gefahr beiſammen zu haben. Unter Brüdern aber ſieht man das nicht ein. — Wer es kann, der kauft ſich Leibeigene, um Gehülfen in ſeinem Haushalte zu haben; man erwirbt ſich Freunde, weil man Beiſtand bedarf; die Brüder aber vernachläſſiget man, als ob man wohl aus Mitbürgern, aber nicht aus Brüdern Freunde machen könne. Und doch thut es ſo viel zur Freundſchaft, einerlei Eltern zu haben, ſo viel, mit einander auferzogen zu ſein! Zeigen doch ſelbſt die Thiere eine gewiſſe Anhänglichkeit an die, mit welchen ſie aufgewachſen ſind. Zudem ehren auch andere Leute den, der Brüder hat, mehr als den, der keine hat, und ſetzen jenem weniger zu.

Chärekrates antwortete: Lieber Sokrates, wenn es nichts von Bedeutung wäre, was uns trennt, ſo wäre es billig, das zu ertragen, und nicht um einer Kleinigkeit willen meinem Bruder auszuweichen. Denn ich ſtimme dir völlig bei, daß ein Bruder etwas Gutes iſt, wenn er nemlich iſt, wie er ſein ſoll. Wenn es aber an allem fehlt und alles gerade das Gegentheil iſt von dem, was es ſein ſollte, wozu ſoll man ſich da ſo viel Mühe geben um etwas Unmögliches? Sokr. Aber Chärekrates, verſteht denn Chärephon ſich bei niemanden beliebt zu machen? oder giebt es Leute, die ihn ganz wohl leiden können? Chärekr. Eben darum verdient er meinen Haß, weil er ſich bei anderen beliebt zu machen weiß, mir aber iſt er überall mit Wort und That mehr zum Schaden als zum Vortheil. Sokr. Sieh' mal, ſo wie ein Pferd dem, der nicht damit umzugehen verſteht und ſich ſeiner doch bedienen will, zum Schaden iſt, ſo geht's mit Brüdern; wenn ſie einander brauchen wollen und verſtehen nicht mit einander umzugehen, ſo ſind ſie ſich zum Schaden. Chärekr. Wie ſollt' ich nicht wiſſen mit meinem Bruder umzugehen, da ich doch weiß, einem jeden, der mir freundlich zuſpricht, freundlich zu danken und dem, der mir Gutes erweiſt, Gutes zu erwiedern. Wer mich aber mit Wort und That nur zu kränken ſucht, dem vermag ich weder freundlich zuzuſprechen noch Gutes zu erweiſen; ja ich werde nicht einmal den Verſuch machen. Sokr. Du redeſt wunderlich, lieber Chärekrates! Wenn du einen guten Hund bei deinen Schafen hätteſt, der die Hirten freundlich bewillkommte, dich aber, ſo oft du kämeſt, mit Knurren und Gebell empfinge, ſo würdeſt du dich nicht darüber erzürnen, ſondern ihm etwas geben, um ihn zu beſänftigen: an deinem Bruder aber — von welchem du zugeſteheſt, daß er ein großes Gut ſei, wenn er iſt, wie er ſein ſoll — willſt du deine Kunſt gar nicht verſuchen, um ihn zu gewinnen, da du doch, wie du ſagſt, dich darauf verſtehſt, jemanden mit Worten und Werken dich freundlich zu erweiſen? Chärekr. Ich fürchte, lieber Sokrates, daß ich nicht ſo viel Verſtändniß habe, um den Chärephon dahin zu bringen, daß er gegen mich wäre, wie er ſein ſollte. Sokr. Dazu wirſt du, glaub' ich, keiner ſonderlichen Liſt oder neuen Künſte gegen ihn bedürfen, ſondern das, was du weißt, wird hinlänglich ſein, ihn zu gewinnen. Chärekr. O ſo zaudre nicht, mir zu ſagen, was für Mittel, mich in Gunſt zu ſetzen, du an mir wahrgenommen haſt, denn ſie ſind mir ſelber nicht bewußt. Sokr. Sage du mir lieber: wenn du einen deiner Bekannten dahin bringen wollteſt, dich zu ſeinem Opfermahle einzuladen, was würdeſt du da thun? Chärekr. Ich würde natürlich ihn zuerſt einladen, wenn ich opferte. Sokr. Wenn du aber einen Freund bewegen wollteſt, wenn du verreiſteſt, ſich deiner Sachen anzunehmen, was würdeſt du da thun? Chärekr. Ich würde natürlich damit den Anfang machen und mich ſeiner Sachen annehmen, wenn er verreiſete. Sokr. Wenn du aber wünſchteſt, einen Fremden dahin zu bringen, daß er dich aufnähme, wenn du in ſeine Stadt kämeſt, was würdeſt du thun? Chärekr. Es verſteht ſich, daß ich ihn zuerſt aufnähme, wenn er nach Athen käme. Und wenn ich ihn geneigt machen wollte, mir etwas zu bewilligen, das ich bei ihm ſuchte, ſo müßte ich ihm auch darin zuvorkommen. Sokr. Siehſt du, du verſtehſt alle Künſte, die menſchenmöglich ſind, um Herzen zu gewinnen, und haſt das ſo lange vor dir geheim gehalten! — Oder ſäumeſt du darum (fuhr er fort), den Anfang zu machen, damit du dich nicht beſchimpfeſt, wenn du deinem Bruder mit Gutthat zuvorkommſt? Man hält ja ſonſt den Mann des größten Lobes werth, welcher den Feinden mit Zufügung von Nachtheil, den Freunden aber mit Wohlthun zuvorkommt. Wenn ich daher den Chärephon zu dieſem Verfahren für geeigneter hielte, als dich, ſo würde ich mich an ihn wenden und ihn zu überreden ſuchen, daß er zuerſt ſich um deine Freundſchaft bemühe. Nun aber ſcheinſt du mir geſchickter dazu, die Sache in's Werk zu ſetzen.

Chärekr. Was du da ſagſt, o Sokrates, iſt mindeſtens befremdlich und keineswegs deiner Klugheit entſprechend. Ich als der Jüngere ſoll den Vorgang haben, während alle Welt im Gegentheil für Recht hält, daß der Aeltere bei allem, im Thun wie im Reden, zuerſt komme? Sokr. Wie ſo? gilt es nicht vielmehr allerorten für Recht, daß der Jüngere dem Aelteren aus dem Wege gehe, wenn ſie ſich begegnen? daß er vor ihm aufſtehe, daß er ihm den weichſten Sitz überlaſſe, und daß er ſo lange ſchweige, bis jener geſprochen hat? Säume alſo nicht, mein Guter! ſondern mach' Anſtalt, den Mann zu beſänftigen, und er wird dir alſobald in jeder Weiſe freundlich entgegenkommen. Siehſt du denn nicht, wie ehrliebend und edelmüthig er iſt? Schlechte Leute gewinnſt du mit nichts leichter als mit Geſchenken; aber gute und treffliche Männer machſt du dir am meiſten durch freundſchaftliche Begegnung zu eigen. Chärekr. Wenn ich das nun thäte, und jener doch um nichts beſſer würde? Sokr. Was hätteſt du dann anderes zu befahren als dies, daß du gezeigt hätteſt, du ſeieſt ein wackerer Mann und ein liebender Bruder, jener hingegen ein ſchlechter Menſch, der deiner Gutthat nicht werth geweſen? Doch ich fürchte gar nicht, daß ſo etwas eintreten werde, ſondern glaube, ſobald er merken wird, daß du ihn zu ſolchem Wettkampfe herausforderſt, werde er dir den Sieg nicht gönnen, ſondern ſich befeifern, in freundlichen Worten und Thaten dich zu übertreffen. — Denn jetzt kommt ihr mir vor, wie zwei Hände, welche Gott beſtimmt hat, einander beizuſtehen, die das aber unterlaſſen und ſich vielmehr gegenſeitig ſtets hinderlich ſind; oder wie zwei Füße, die nach göttlicher Abſicht einander forthelfen

ſollten, aber darauf gar nicht bedacht ſind, ſondern einander im Wege ſtehen. Iſt es aber nicht eine große Thorheit und ein Unglück, wenn wir das, was zu unſerm Nutzen gemacht iſt, zu unſerm Schaden anwenden? Und wahrhaftig, zwei Brüder hat Gott, wie mich dünkt, zu noch größerem Nutzen für einander beſtimmt, als ihre zwei Hände, zwei Füße, zwei Augen oder was ſonſt den Menſchen paarweiſe gegeben iſt. Denn wenn die Hände zwei Dinge zu gleicher Zeit verrichten ſollen, die über eine Klafter weit von einander entfernt ſind, ſo vermögen ſie das nicht; die Füße aber vermögen nicht einmal abzureichen, was eine Klafter weit von einander entfernt iſt; die Augen aber, die doch am weiteſten in die Ferne zu reichen ſcheinen, können doch auch in der größten Nähe, was vorn und was hinten iſt, nicht zu gleicher Zeit ſehen. Hingegen zwei Brüder, welche Freundſchaft halten, können in noch ſo großer Entfernung einer des andern Nutzen befördern.

5. Wie Sokrates dem Ariſtarchos aus der Noth hilft.

Sokrates ſuchte diejenigen Verlegenheiten ſeiner Freunde, welche aus Unwiſſenheit entſpringen, durch ſeine Klugheit zu beſeitigen; rührten ſie aus Dürftigkeit her, ſo lehrte er ſie, nach Kräften einander aushelfen. Auch davon will ich erzählen, was ich von ihm weiß.

Einſt fand er den Ariſtarchos traurig und verdroſſen und ſprach zu ihm: Ariſtarch! dir ſcheint etwas auf dem Herzen zu liegen. Du mußt den Freunden mittheilen, was dich drückt; vielleicht können wir es dir in etwas erleichtern. Ariſtarch gab zur Antwort: Wahrhaftig, lieber Sokrates, ich bin in großer Verlegenheit. Denn ſeit die Unruhen in Athen ausgebrochen und viele ſich nach Peiräos geflüchtet haben, ſind ſo viele verlaſſene Schweſtern, Nichten und Baſen zu mir gekommen, daß ich vierzehn freie Leute im Hauſe habe. Man hat aber jetzt weder von ſeinen Feldern einiges Einkommen (denn die haben die Feinde in Beſitz genommen), noch von den Häuſern, da eine ſo große Entvölkerung in der Stadt eingetreten iſt. Hausgeräthe kaufet jetzt auch niemand, und Geld kann man jetzt nirgends geliehen bekommen; ja ich glaube, eher könnte man welches auf der Straße finden, wenn man ſuchte, als daß einem jemand borgte; 's iſt hart, lieber Sokrates, die Seinen verſchmachten zu laſſen, aber es iſt eine reine Unmöglichkeit, unter ſolchen Umſtänden ſo viele zu verſorgen.

Als er ihn hatte ausſprechen laſſen, begann Sokrates: Wie kommt es aber, daß Keramon ſo viele Leute nährt und nicht nur ſich ſelber ſammt ihnen den nöthigen Lebensunterhalt ermittelt, ſondern ſogar ſo viel erübrigt, daß er dabei reich wird? Dich hingegen ſeh ich, weil du viele zu verſorgen haſt, von der Furcht ergriffen, ihr würdet aus Mangel alleſammt verhungern? Ariſt. Ja das kommt daher, weil Keramon Knechte zu unterhalten hat, ich aber freie Leute. Sokr. Hältſt du denn deine freien Leute für beſſer oder Keramons Knechte? Ariſt. Ei freilich meine freien Leute! Sokr. Iſt es demnach nicht eine Schande, daß jener mit ſeinen ſchlechteren Leuten gute Geſchäfte macht, du aber mit den viel beſſeren Leuten, die bei dir ſind, in Noth geräthſt? Ariſt. Behüte Gott! denn er nähret Künſtler,*) ich aber frei erzogene Perſonen. Sokr. Sind denn nicht alle diejenigen Künſtler, die etwas Brauchbares zu verfertigen wiſſen? Ariſt. Ja gewiß! Sokr. Iſt Backwerk etwas Brauchbares? Ariſt. O ja! Sokr. Und Brod? Ariſt. Ebenfalls. Sokr. Was ſagſt du von männlichen und weiblichen Kleidungsſtücken? von Leibröcken, Mänteln und Unterkleidern? Ariſt. Freilich, das ſind alles brauchbare Sachen. Sokr. Ferner frag' ich: verſtehen deine Leute nichts dergleichen zu verfertigen? Ariſt. Sie können alles das, wie ich glaube. Sokr. Weißt du nicht, daß Nauſikydes von einer einzigen ſolchen Sache, nemlich vom Backwerke, nicht nur ſich und ſeine Hausgenoſſen erhält, ſondern auch noch viele Schweine und Ochſen mäſtet und ſo viel zurücklegt, daß er auch der Stadt oft mit Geld aushelfen kann? Und vom Broddacken nährt Kiridos ſein ganzes Haus und hat reichliches Auskommen. Demeas und Menon machen Mäntel, die meiſten Megareer erwerben ihren Unterhalt mit Anfertigung von Unterkleidern. Ariſt. Ja wahrhaftig? die kaufen auswärtige Sklaven und zwingen ſie zu arbeiten. Das laß ich gelten! ich aber habe lauter freie Leute und Anverwandte im Hauſe. Sokr. Alſo meinſt du wohl, weil ſie freie Leute und deine Anverwandten ſind, dürfen ſie weiter nichts thun als eſſen und ſchlafen? Siehſt du denn andere freie Leute, die ſo leben und ſich dabei beſſer befinden, als die, welche eine brauchbare Kunſt, die ſie verſtehen, auch ausüben? Oder haſt du wahrgenommen, daß Trägheit und Müßiggang zur Erlernung edler Kenntniſſe, zur Bewahrung des Erlernten, zur Geſundheit und Kraft des Leibes, zum Erwerb der Lebensgüter wie zu ihrer Erhaltung dienlich ſind, Fleiß und Arbeitſamkeit dagegen zu nichts taugen! Haben denn deine Leute das, worauf ſie ſich nach deiner Ausſage verſtehen, darum gelernt, weil es ihnen zum Lebensunterhalte nicht dienlich iſt, und mit dem Vorſatze, daß ſie es auch niemals ausüben wollten? oder iſt nicht vielmehr ihre Abſicht dabei geweſen, die erlernten Fertigkeiten zu ihrem Vortheil anzuwenden? Wodurch werden die Menſchen vernünftiger, durch Nichtsthun oder nützliche Beſchäftigung? Wodurch werden ſie gerechter, wenn ſie arbeiten oder wenn ſie die Hände im Schooß rathſchlagen, was ſie eſſen und trinken wollen? — Ja ich glaube ſogar, daß jetzt weder du ihnen recht gut biſt, noch ſie dir: du nicht, weil du glaubſt, daß du Schaden von ihnen haſt; ſie nicht, weil ſie ſehen, daß ſie dir beſchwerlich ſind; und ſo iſt zu befürchten, daß dieſe Abneigung immer mehr zunehmen und eure frühere Liebe immer geringer werde. Sorgeſt du aber dafür, daß ſie thätig ſind, ſo werden ſie dir lieb ſein, indem du ſiehſt, daß du Vortheil von ihnen haſt; und ſie werden dir gut ſein, weil ſie merken, daß du dich ihrer freueſt; und wenn ihr euch dann in der Folgezeit der vorigen Gulthat mit Vergnügen erinnert, ſo wird eure beiderſeitige Dankbarkeit wachſen und ihr werdet deſto liebreicher und traulicher beiſammen leben. — Säume daher nicht, ihnen dasjenige

*) Das Wort Künſtler umfaßte bei den Griechen auch den Handwerker. Freie Bürger betrieben ſelten ein Handwerk perſönlich, ſondern bedienten ſich dazu der Sclaven.

vorzuſchlagen, was dir und ihnen nützlich iſt, und ſie werden allem Anſcheine nach gern dazu bereit ſein. Ariſt. Bei den Göttern! ich glaube, daß du Recht haſt, lieber Sokrates, und werde hiernach meinen Entſchluß faſſen. Vorher konnte ich mich nicht entſchließen, Geld aufzunehmen, weil ich wußte, daß ich, wenn das Darlehn verzehrt wäre, es nicht wieder bezahlen könnte. Nunmehr aber glaube ich es ganz wohl wieder aufzubringen, wenn ich dafür Material zu Arbeiten anſchaffe.

Ariſtarchos ging hinweg, kaufte die nöthigen Materialien und ſchaffte Wolle an. Nun begann in ſeinem Hauſe ein neues rühriges Leben. Mittags nahm man ſich nicht Zeit, ſich um den Tiſch zu lagern, ſondern aß bei der Arbeit und vereinte ſich erſt am Abend nach vollbrachtem Geſchäft zum gemeinſamen Mahle.*) Bei dieſer Geſchäftigkeit war ein ganz anderer Geiſt über die Familie gekommen. Die Frauen waren heiter und fröhlich, während ſie früher verdrießlich ausgeſehn; und ſtatt einander wie ſonſt von der Seite anzuſchielen, ſahen ſie ſich ganz vergnügt in's Angeſicht. Sie liebten den Ariſtarch als ihren Verſorger, und er hielt ſie werth als nützliche Hausgenoſſen. Endlich kam er zu Sokrates und erzählte ihm dieſe Umwandlung mit großer Freude, und unter anderem auch, wie ſie ihm jetzt vorwürfen, er ſei der einzige im Hauſe, der nicht arbeite und doch mit eſſe. Da ſagte Sokrates: Erzählſt du ihnen nicht die Geſchichte vom Hunde? Als nemlich — ſo ſagt man — die Thiere noch redeten, ſprach das Schaaf zum Hirten: Du handelſt wunderlich, daß du uns, die wir dich mit Wolle, Lämmern und Käſe verſorgen, nichts giebſt, außer was wir von der Erde empfangen; dem Hunde aber, der dir nichts dergleichen darbietet, theilſt du von deiner eigenen Speiſe mit. Als der Hund das hörte, ſprach er: Das iſt ſchon recht; denn ich bin es, der euch ſchützt, daß ihr weder von Menſchen geſtohlen, noch von Wölfen zerriſſen werdet. Dahingegen, wenn ich euch nicht bewachte, ſo würdet ihr nicht einmal weiden können, aus ſteter Furcht, daß euch ein Leids geſchähe. Darauf, ſagt man, hätten die Schaafe dem Hunde hinfort nicht mehr den Vorzug ſtreitig gemacht. — Du alſo ſage deinen Gäſten, daß du wie dort der Hund ihr Wächter und Verſorger ſeieſt, ſo daß ſie um deinetwillen von niemand ein Unrecht zu befahren haben, ſondern ſicher und vergnügt bei ihrer Arbeit leben können.

6. Wie Sokrates den Glaukon ſeiner Unwiſſenheit überführt.

Glaukon, Ariſtons Sohn, wollte durchaus den Volksredner machen, und trug ſich ſchon mit Gedanken an die höchſten Aemter im Staate, wiewohl er noch nicht einmal zwanzig Jahre alt war. Keiner von allen ſeinen Freunden und Bekannten konnte ihn davon abbringen, trotz dem, daß er ſchon einmal vom Rednerſtuhle heruntergewieſen und öffentlich ausgelacht worden war. Nur dem Sokrates, der ihm um ſeines Bruders Platon willen geneigt war, gelang es, und zwar auf folgende Weiſe.

Als er ihm einſt begegnete, macht' er ſich an ihn, und um ihm erſt Luſt zu machen, ihn anzuhören, hob er alſo an. Glaukon, ich höre, daß du dich der Staatsverwaltung gewidmet haſt? Glaukon: Ja, lieber Sokrates. Sokr. Wahrhaftig, das iſt ein Vorhaben, ſo ſchön als nur eines ſein kann! Denn wenn du das ausführſt, ſo wirſt du natürlich im Stande ſein, alles zu erlangen, was du ſelber begehrſt; ferner kannſt du dich deinen Freunden nützlich machen; du wirſt deines Vaters Haus emporbringen, die Macht deiner Vaterſtadt vermehren und dir einen großen Namen machen, zuerſt in der Stadt, ſodann in ganz Griechenland, ja vielleicht gar, wie Themiſtokles, auch bei den Barbaren. Wohin du dann kommſt, überall wird man die Augen auf dich richten.

Durch ſolche Vorſtellungen fühlte ſich der Jüngling höchſt geſchmeichelt und er blieb gern noch länger. Darauf fuhr Sokrates fort: Du weißt doch, mein Glaukon, daß du dich, wenn du geehrt ſein willſt, um die Stadt verdient machen mußt? Glauk. Ja gewiß! Sokr. Bei den Göttern! ſo verhehle uns nicht, ſondern ſprich: mit welchem Verdienſte um die Stadt gedenkſt du den Anfang zu machen? (Auf dieſe unerwartete Frage ſchwieg Glaukon, als ob er ſich beſänne, womit er den Anfang machen wolle; Sokrates ſprach weiter:) Nun, willſt du vielleicht verſuchen, die Stadt reicher zu machen? Glauk. Ja, das will ich. Sokr. Würde ſie denn dadurch reicher, wenn ſie mehr Einkünfte bekäme? Glauk. Das verſteht ſich. Sokr. So ſage mir doch, woher bezieht die Stadt jetzt ihre Einkünfte? und wieviel betragen ſie? Denn jedenfalls haſt du dies ſchon beachtet, damit du, wenn einige ſich mindern, den Mangel erſetzen könneſt; und wenn ſie gar ausbleiben, ſie wiederherſtelleſt. Glauk. Nein wahrhaftig, darum habe ich mich noch nicht bekümmert. Sokr. Wenn du das alſo bei Seite gelaſſen, ſo ſag' uns wenigſtens die Ausgaben der Stadt, denn natürlich denkſt du darauf, die überflüſſigen zu ſtreichen. Glauk. Nein wahrhaftig, auch dazu habe ich noch keine Zeit gehabt. Sokr. So werden wir alſo auch das Vorhaben, die Stadt reicher zu machen, noch aufſchieben müſſen. Denn wie wär' es möglich, daran zu denken, wenn uns weder die Ausgaben noch die Einnahmen bekannt ſind?

Glauk. Aber, lieber Sokrates, man kann ja die Stadt auch auf Koſten der Feinde bereichern. Sokr. O ja, recht gut; nemlich wenn man ihnen überlegen iſt; wäre man aber ſchwächer, ſo könnte man noch das Seine dazu verlieren. Glauk. Das iſt wahr. Sokr. Mithin muß, wer dazu rathen will, wen man bekriegen müſſe, die Stärke der beiderſeitigen Kriegsmacht kennen, damit er, wenn unſre Stadt ſtärker iſt, zum Kriege rathe; iſt ſie aber ſchwächer als der Feind, ſie erinnere, auf ihrer Huth zu ſein. Glauk. Du haſt Recht. Sokr. Gieb uns demnach zuerſt die Land- und Seemacht der Athener an und ſodann die der Feinde. Glauk. Ei beim Zeus, das kann ich dir nicht ſo aus dem Kopfe herſagen! Sokr. Nun, wenn du's ſchriftlich haſt, ſo hole es doch; denn ich möchte es gar zu gern erfahren. Glauk. O nein, ich habe es auch noch nie ſchriftlich gehabt. Sokr. So werden wir es auch für's Erſte aufgeben müſſen, über Krieg und Frieden einen Rath zu geben. Vermuthlich

*) Nicht das Mittags- ſondern das Abendeſſen war bei den Griechen die Hauptmahlzeit, und jenes vertrat in erdentlichen Häuſern nur die Stelle des Frühſtücks.

haſt du das auch wegen ſeiner Weitläufigkeit, und da du erſt ein Anfänger in der Staatsverwaltung biſt, noch nicht unterſucht. —

Aber das weiß ich doch (fuhr er fort), daß du über die Sicherheit des Landes nachgedacht haſt und du weißt, welche Wachpoſten nothwendig ſind und welche nicht; ferner, wie viel Wächter dazu hinreichend ſind oder nicht, und jedenfalls wirſt du rathen, die nothwendigen zu verſtärken und die überflüſſigen einzuziehn. Glauk. Beim Zeus! ich für meine Perſon thäte das mit allen, weil ſie das Land in der Art bewachen, daß dadurch dem Diebſtahl keineswegs geſteuert wird. Sokr. Wenn man dieſe Beſatzungen nun aber einzöge, meinſt du nicht, daß es alsdann in eines jeden Gewalt ſtünde, nach Belieben zu plündern? — Aber (fuhr er fort) biſt du denn dort geweſen, und haſt es unterſucht, oder woher weißt du, daß ſie ſchlecht Wache halten? Glauk. Ich vermuthe es. Sokr. Wollen wir alſo nicht auch über dieſe Dinge lieber erſt dann unſre Rathſchläge ertheilen, wenn wir nicht mehr vermuthen, ſondern wiſſen? Glauk. Das möchte vielleicht auch beſſer ſein.

Sokr. In unſre Silbergrube*) biſt du, ſo viel ich weiß, noch nicht gekommen, daß du angeben könnteſt, warum ſie gegenwärtig nicht mehr ſo viel Ausbeute geben als ſonſt. Glauk. Nein, ich bin nicht dort geweſen. Sokr. In der That ſoll die Gegend ſehr ungeſund ſein, ſo daß dir dies, wenn du einmal darüber deine Meinung abgeben ſollſt, zur Entſchuldigung dienen kann. — Aber das haſt du doch gewiß nicht verabſäumt, ſonderu wohl überlegt, auf wie lange das Getraide, das in unſerm Lande wächſt, ausreicht, die Stadt zu nähren, und wie viel im Jahre dazu gehöre; damit du, wenn einmal Mangel einträte, der Stadt zu rathen und der Hungersnoth vorzubeugen wiſſeſt. Glauk. O, das wäre eine weitläufige Sache, wenn einer auch darum ſich bekümmern müßte! Sokr. Und doch wird keiner auch nur ſein eigen Haus gut verſorgen können, wenn er nicht alles weiß, was er bedarf und alles, was ihm davon abgeht, anſchafft. Da nun Athen aus mehr als zehntauſend Häuſern beſteht, ſo iſt es allerdings ſchwer für ſo viele Häuſer zugleich zu ſorgen. Warum haſt du alſo nicht vorerſt den Verſuch gemacht, ehe du ſo Großes unternimmſt, dem einen Hauſe deines Oheims aufzuhelfen? Denn der hat's ja nöthig. Könnteſt du das, ſo möchteſt du es auch mit mehreren verſuchen. Wenn du aber einem nicht helfen kannſt, wie ſollte dir es mit vielen möglich ſein? Denn wenn jemand nicht einen Centner tragen kann, iſt dann nicht offenbar genug, daß er es gar nicht unternehmen darf, noch mehr zu tragen? Glauk. Ich wollte wohl dem Hauſe meines Oheims aufhelfen, wenn er mir folgen wollte! Sokr. Nun alſo, während du deinen Oheim nicht haſt dahin bringen können, dir zu folgen, glaubſt du doch, du werdeſt alle Athener mitſammt deinem Oheim überreden können dir zu folgen? Hüthe dich ja, o Glaukon, daß du nicht im heftigen Begehren nach Ruhm auf ſein Gegentheil ſtoßeſt. Sieheſt du nicht, wie ſchwer es iſt, über Dinge, die man nicht verſteht, zu reden oder ſie zu unternehmen? Denke doch an andere, von denen du weißt, daß ſie öffentlich reden und thun, was ſie nicht verſtehen; ſcheinen ſie dir Lob oder Schimpf davon zu haben? wendet man ihnen Bewunderung oder Verachtung zu? Sodann denke an die, welche verſtehen, was ſie reden und was ſie thun; und du wirſt, wie ich glaube, finden, daß, welche man in allen ihren Thaten rühmt und bewundert, zu den verſtändigſten Männern gehören, die man aber ſchmäht und verachtet, zu den unwiſſendſten. Wenn du alſo wünſcheſt Ruhm und Bewunderung unter deinen Mitbürgern zu erlangen, ſo trachte vor allem nach der Kenntniß desjenigen, was du einſt zu treiben gedenkeſt. Denn wenn du erſt darin es andern zuvorthuſt und alsdann daran geheſt, den Angelegenheiten der Stadt deine Kräfte zu widmen, ſo werde ich mich nicht verwundern, wenn du ganz leicht erlangſt, was du begehreſt.

7. Geſpräch über die Fürſorge der Gottheit und ihre Verehrung.

Sokrates beeilte ſich nicht, ſeine Schüler beredt, geſchickt und erfinderiſch zu machen, ſondern glaubte, daß ihnen vor allen Dingen erſt geſunde Vernunft von Nöthen ſei. Denn die alle jene Vorzüge beſäßen ohne vernünftig zu ſein, die hielt er nur für um ſo ſchlimmer und gefährlicher. Für's erſte ſuchte er ihnen daher richtige Begriffe von den Göttern beizubringen. In welcher Weiſe dies geſchah, dafür möge das Geſpräch mit Euthydemos einen Beleg geben.

Sokrates. Sage mir, Euthydemos, iſt dir einmal beigekommen, darauf zu merken, wie ſorgfältig die Götter alles zubereitet haben, was die Menſchen bedürfen? Euth. Wahrhaftig, daran hab' ich noch nicht gedacht. Sokr. Aber weißt du denn, daß wir für's erſte Licht bedürfen, welches uns die Götter verleihn? Euth. Ei gewiß, denn wenn wir das nicht hätten, ſo wären wir unerachtet unſerer beiden Augen doch den Blinden gleich. Sokr. Ferner, da wir auch der Ruhe bedürfen, verleihen ſie uns die Nacht, als die beſte Ruhezeit. Euth. Ja, auch das iſt dankenswerth. Sokr. Da nun das helle Sonnenlicht uns die Tageszeiten und alles andere deutlich unterſcheiden läßt, die Nacht aber mit ihrer Finſterniß alles verhüllt, haben ſie uns nicht darum bei Nacht die Leuchten der Sterne angezündet, welche uns die vier Nachtwachen anzeigen und in den Stand ſetzen, auch da noch manches Nöthige zu verrichten? Euth. So verhält ſich's. Sokr. Und der Mond macht uns nicht nur die Theile der Nacht, ſondern auch den Monat offenbar. Euth. Ganz recht. Sokr. Da wir ferner der Nahrung bedürfen, ſo ſorgen ſie dafür, daß ſie uns aus der Erde wächſt und daß die Jahreszeiten, die nach dieſem Zwecke geordnet ſind, viel und mancherlei hervorbringen nicht nur von dem, was zur Leibesnothdurft gehört, ſondern auch zu unſerm Vergnügen dient. Was ſagſt du dazu? Euth. Auch das zeugt in der That von ihrer Liebe zu den Menſchen. Sokr. Daß ſie uns auch das ſo überaus ſchätzbare Waſſer geben, durch welches alles, was wir nöthig haben, in der Erde wächſt und gedeiht, welches auch ſelber mit zu unſerer Nahrung gehört und, indem wir alle unſre Speiſen damit miſchen, ſie verdaulicher,

*) Im attiſchen Gebirge Laurion. Vergl. S. 102.

gesunder und schmackhafter macht; ja daß sie uns, weil wir desselben am allermeisten bedürfen, auch am reichlichsten damit versorgen? Euth. Auch das zeigt ihre Fürsorge. Sokr. Daß sie uns auch das Feuer gewähren, zu einem Helfer gegen die Kälte, einem Helfer gegen die Finsterniß, einem Mitarbeiter bei allen Künsten und allem dem, was die Menschen Nützliches verfertigen? denn, um es mit einem Wort zu sagen, die Menschen verfertigen nichts, was für die Nothdurft des Lebens von Belang ist, ohne Feuer. Euth. Auch das ist ein Zeugniß ihrer überschwenglichen Menschenliebe. Sokr. Ferner, daß die Wärme der Sonne vom kürzesten Tage an stets zunimmt, das Eine zeitiget, das Andere, dessen Zeit vorüber, austörrt; alsdann, wenn sie solche Verrichtung vollbracht hat, wiederum abnimmt, als ob sie sich hüthete, durch ihr Uebermaaß zu schaden; daß sie aber auch in ihrer Abnahme Maaß und Ziel einhält, damit wir nicht vor Frost umkommen, bis sie wieder in das alte Geleis einlenkt? — Euth. O wahrlich auch das geschieht offenbar um der Menschen willen! Sokr. Wiederum, da nicht weniger offenbar ist, daß wir weder die Hitze noch den Frost vertragen könnten, wenn sie plötzlich einträten, und die Sonne darum sich uns nur allmählig nähert und wieder entfernt, so daß wir ganz unvermerkt bald zu dem einen bald zu dem andern äußersten Punkte gelangen? Euth. Ich komme jetzt auf den Gedanken, ob nicht die Götter dabei noch etwas anderes zur Absicht haben, als für die Menschen zu sorgen? Nur das Eine hindert mich, daß auch die übrigen lebenden Geschöpfe daran Theil nehmen. Sokr. Ist denn nicht augenscheinlich, daß auch diese nur um der Menschen willen da sind und erhalten werden? Denn welches andere Geschöpf, es seien Ziegen oder Schweine oder Pferde, Rinder und Esel oder was man wolle, genießt so viel gutes als der Mensch? Wenigstens bin ich der Meinung, daß er von den Thieren mehr Nutzen habe als von den Pflanzen. Denn jene dienen ihm nicht weniger zur Speise als diese, denn viele Völker lassen die Erdgewächse ganz unbenutzt und leben nur von der Milch, dem Käse und Fleische ihrer Heerden; und alle die, welche nützliche Thiere abrichten und zähmen, bedienen sich ihrer als Gehülfen im Kriege und in vielen anderen Fällen. Euth. Auch darin stimme ich dir bei; denn ich sehe, daß viele Thiere, die weit stärker sind als wir, dennoch den Menschen dermaaßen unterthan sind, daß sie dieselben brauchen, wozu sie wollen. Sokr. Ferner, da es des Schönen und Nützlichen so viel giebt und solches doch unterschiedlicher Art ist, so haben sie den Menschen geeignete Sinne gegeben, durch welche wir alles das Gute auffassen und genießen können. Ingleichen haben sie uns eine vernünftige Seele eingepflanzt, um über alles, was wir wahrnehmen, nachzudenken, uns desselben zu erinnern, zu erkennen, wozu man dies und das gebrauchen könne und mancherlei Erfindungen zu machen, durch die wir das Gute genießen und das Böse abwehren. Ferner haben sie uns die Sprache verliehen, vermittelst deren wir die Kenntniß alles Guten durch Unterricht mittheilen aber empfangen, Gesetze verfassen und den Staat regieren. Was meinst du dazu? Euth. In der That, die Götter scheinen für die Menschen große Sorgfalt zu üben. Sokr. Weiter, wenn wir nicht im Stande sind, in Hinsicht dessen, was für die Zukunft heilsam und nothwendig, das Richtige zu treffen, kommen sie uns da nicht zu Hülfe, indem sie uns auf Befragen durch Wahrsagung das Zukünftige offenbaren und uns belehren, wie man eine Sache am besten ausrichte? Euth. Dir, o Sokrates, scheinen sie vor andern sich freundlich erwiesen zu haben, weil sie dir auch unbefragt angezeigt haben, was man thun oder lassen müsse. Sokr. Daß ich die Wahrheit sage, wirst auch du, lieber Euthydemos, inne werden, wenn du nicht darauf wartest, bis die Götter dir leibhaftig erscheinen, sondern dir genügen lässest, daß du ihre Werke schauest und sie darum verehrest und anbetest. Denke aber, daß die Götter selber auf diese Weise sich zeigen. Denn weder die andern Gottheiten, welche uns Gutes geben, thun dies, indem sie damit sichtbar uns entgegenkommen, noch derjenige, welcher die ganze Welt, den Inbegriff alles Guten und Schönen, ordnet und zusammenhält; zwar wird er aus den großen Dingen, die er thut, erkannt,*) aber seine Wirksamkeit selber bleibt uns unsichtbar. Bedenke doch, daß auch die Sonne, deren Dasein niemand in Zweifel stellen kann, doch den Menschen nicht erlaubt, sie genau zu betrachten, sondern dem, der ohne Scheu hineinzublicken wagt, die Augen blendet. Auch die Diener**) der Götter sind, wie du finden wirst, unsichtbar. Denn daß der Blitz von oben herabkommt, das ist freilich offenbar und nicht minder, daß er alles, was er trifft, niederschmettert; aber niemand sieht ihn kommen, treffen und weggehen. So kann man auch die Winde nicht sehen, ihre Wirkungen aber sind offenbar und ihre Annäherung merket mnn wohl.***) Endlich, wenn irgend etwas in der Welt der Gottheit theilhaftig ist, so ist es die menschliche Seele. Daß sie in uns herrsche, ist offenbar, gesehen aber wird auch sie nicht. Wer das bedenket, der darf wahrhaftig die unsichtbaren Wesen nicht außer Acht lassen, sondern er muß die Gottheit, deren Macht er aus ihren Werken wahrnimmt, verehren.

Euthyd. O Sokrates, ich weiß gewiß, daß ich die Gottheit von nun an auch bei der kleinsten Veranlassung nicht außer Acht lassen will; aber das beunruhiget mich, daß, wie mir scheint, auch nicht ein Mensch die Wohlthaten der Götter mit gebührendem Danke erwiedert. Sokr. Darum beunruhige dich nur nicht, Euthydemos! Denn du siehst ja, daß der Gott zu Delphoi, wenn ihn jemand fragt, wie er sich den Göttern wohlgefällig machen solle? antwortet: „Nach den Gesetzen deiner Stadt.“ Nun bestehet aber dies Gesetz überall: die Götter je nach Vermögen mit Opfern zu versöhnen. Man soll also die Götter nicht unter seinem Vermögen ehren, ihnen vertrauen und das Beste von ihnen hoffen. Denn niemand, der bei gesunder Vernunft ist, kann von anderen etwas Größeres hoffen, als von denen, welche ihm mehr als sonst jemand nützen können, noch auf eine andere Art mit größerer Ge-

*) Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man deß wahrnimmt an den Werken, nemlich an der Schöpfung der Welt. Röm. 1, 19 f

**) Du machest die Winde zu deinen Boten und die Feuerflammen zu deinen Dienern. Ps. 104, 4.

***) Der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Joh. 3, 8.

wißheit, als wenn ſie Wohlgefallen an ihm haben. Wie kann er ihnen aber mehr gefallen, als wenn er ihnen nach Möglichkeit gehorcht?

Durch ſolcherlei Reden, mit denen auch ſeine Thaten in Einklang ſtanden, machte Sokrates diejenigen, welche mit ihm umgingen, frömmer und zugleich vernünftiger.

8. Gegner und Anklage des Sokrates.

Bei aller Liebenswürdigkeit und hohen Tugend hatte Sokrates doch viele Feinde. Den Selbſtgefälligen mußte ein Mann, welcher eigens darauf ausging, jede Selbſttäuſchung, wo er ſie antraf, ſchonungslos zu zerſtören, höchſt unbequem, ja unerträglich erſcheinen. Träge Seelen, welche blindlings dem Hergebrachten huldigten, waren leicht mit der Beſchuldigung zur Hand: Sokrates ſtürze die Jünglinge in Zweifel und Ungewißheit, er reiße alles nieder und baue nichts auf. Den Alltagsmenſchen galt er um der Strenge ſeiner Lebensweiſe willen für einen Sonderling und Anderen, weil ſie ihn nie in der Volksverſammlung und doch den größten Theil des Tages auf der Straße fanden, für einen Müßiggänger und unnützen Menſchen. Daß ihm die Sophiſten, deren Anſehn und Gewerbe er bei ſo manchem in Mißkredit gebracht hatte, nicht hold waren, iſt nicht zu verwundern; und doch widerfuhr ihm das ſeltſame Schickſal, daß viele gerade in ihm den geſchickteſten und gefährlichſten aller Sophiſten zu erblicken glaubten. Da er ſelten das Schauſpiel beſuchte und die eben zu ſeiner Zeit bis zur Frechheit ſich verſteigende Muthwilligkeit der attiſchen Komödie tadelte, ſo geſellten ſich, von anderen Gründen abgeſehen, auch die Luſtſpieldichter zu ſeinen Gegnern und ſuchten ihn öfter dem Gelächter ihres Publikums bloszuſtellen.

Dennoch ſchützte ihn die öffentliche Achtung bis in ſein ſiebenzigſtes Jahr vor eigentlicher Verfolgung. So gelang es auch dem Ariſtophanes nicht, mit den „Wolken“ den Preis zu gewinnen, auch dann nicht, als der Dichter dieſes Luſtſpiel einer neuen Ueberarbeitung unterwarf und zum zweiten Male auf die Bühne brachte; wiewohl es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß jene Komödie nicht ohne Einfluß auf das tragiſche Ende des Weiſen geblieben ſei.

Trotz ſeiner Zurückgezogenheit von den politiſchen Angelegenheiten der Athener brachte ihn doch ſein Freimuth gegen Hohe und Niedere, ſowie die Unbeugſamkeit ſeiner ſittlichen Grundſätze mehrmals in Gefahr, ein Opfer des Parteihaſſes zu werden. Wie er einſt als Epiſtat für Geſetz und Recht in die Schranken trat und dem von Leidenſchaft verblendeten Haufen die offne Stirne bot, haben wir ſchon früher erzählt (S. 148). Aber denſelben Muth bewies er auch den Tyrannen gegenüber.

Als die Dreißig, welchen nach der Uebergabe Athens an die Lakedämonier die Staatsverwaltung überwieſen worden, ſich unterfingen, viele Bürger, deren Geſinnung ihnen nicht genehm war, zu tödten, äußerte Sokrates: er müſſe ſich wundern, wenn einer, der über eine Heerde Rinder beſtellt ſei und die Zahl der Kühe ſich vermindern oder mager werden laſſe, doch nicht eingeſtehen wolle, daß er ein ſchlechter Hirt ſei; aber noch mehr ſei es zu verwundern, wenn jemand, den man zum Regenten einer Stadt beſtellt habe, die Bürger vermindere oder arm werden laſſe, ohne ſich zu ſchämen oder zu bekennen, daß er ein ſchlechter Regent ſei. Als das den Tyrannen hinterbracht wurde, ließen ſie ihn vor ſich kommen und verboten ihm geradehin, ſich mit jungen Leuten in Unterredung einzulaſſen. Sokrates erwiederte: „Damit mir kein Zweifel bleibe, ob ich dem Befehle nachkomme oder nicht, ſo beſtimmt mir doch, bis zu welchem Jahre einer unter die jungen Leute gehöre.“ Charikles, einer der Dreißigmänner, erwiederte: „So lange er noch nicht zu Rathe kann gewählet werden, denn eher iſt er nicht für verſtändig zu halten. Rede alſo mit keinem, der unter dreißig Jahren iſt.“ — „Auch nicht, wenn ich etwas kaufe, das einer unter dreißig Jahren zu verkaufen hat, daß ich ihn frage: wie theuer?“ — „O ja! dergleichen iſt dir erlaubt;“ ſagte Charikles; „aber du biſt's gewohnt, Dinge zu fragen, welche du gemeiniglich ſchon weißt; ſolche Sachen laß nur künftig ungefragt.“ — „Darf ich denn auch nicht antworten,“ ſprach Sokrates, „wenn jemand mich fragen ſollte: wo wohnt Charikles? oder: wo finde ich den Kritias?“ — „O ja, das darfſt du,“ ſprach Charikles, und Kritias ſetzte hinzu: „Diejenigen, von denen du dich enthalten ſollſt, das ſind die Sattler, die Zimmerleute und Schmiede. Denn ich glaube, daß die deines Geſchwätzes ganz überdrüſſig ſind, womit du ſie betäubeſt.“ — „So werde ich mich alſo auch der Folgerungen dieſer Geſpräche zu enthalten haben, von der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit und deren Gegentheil.“ — „O ja!“ ſprach Charikles, „und auch der Kühhirten! wo nicht, ſo nimm dich in Acht, daß deiner Kühe nicht auch weniger werden!“ Er drohete ihm nemlich, anſpielend auf jenes ſpöttiſche Gleichniß des Sokrates, mit einer Geldſtrafe; denn „Kühe“ nannte man die attiſchen Doppeldrachmen, deren Gepräge das Bild einer Kuh zeigten.

Ein andermal ließen ihn die Dreißig mit vier andern Bürgern vor ſich kommen und befahlen, Leon den Salaminier, einen trefflichen Mann, dem auch nicht Ein Vergehen ſchuld gegeben werden konnte, von Salamis herüber zu bringen, daß er den Tod erleide. Die vier anderen, in der Furcht, ihre Weigerung mit dem Leben büßen zu müſſen, thaten, wie ihnen geboten war. Sokrates aber, der ein befleckteſ Gewiſſen mehr fürchtete als den Tod, ging ſeines Weges nach Hauſe. Dieſe Mißachtung der Gewaltheeren, wäre ihm, wie er ſelbſt ſagt, bei ihrer rachſüchtigen Sinnesart gewiß nicht ungeſtraft geblieben, wenn nicht ihre Herrſchaft bald darnach ein ſchnelles Ende gefunden hätte.

Nicht den Tyrannen, ſondern den ſogenannten Männern des Volkes war es vorbehalten, Athen ſeines beſten Bürgers zu berauben. Nachdem Thraſybulos die Gewalt der Dreißigmänner geſtürzt und die frühere Verfaſſung wiederhergeſtellt hatte, blieb doch das Volk noch voller Furcht vor der Wiederkehr eines ähnlichen Umſturzes und ſah mit Mißtrauen und Eiferſucht auf jeden, der ſich nicht als unbedingten Anhänger der Demokratie kundgab. Dieſes Schickſal traf auch den Sokrates. Zwar war ſein Grundſatz: „Nur das Geſetzmäßige iſt gerecht, darum iſt jeder den beſtehenden Geſetzen Gehorſam ſchuldig.“ Er gab daher auch nicht entfernt Urſache zu der Befürchtung, daß er zu einem thätlichen Angriff auf die

Digitized by Google

Verfaſſung je die Hand bieten werde. Doch verdroß viele ſchon der Tadel, welchen er über dieſe oder jene widerſinnige Einrichtung vernehmen ließ; z. B. wenn er es für thöricht erklärte, daß man die Behörden der Stadt durch's Bohnenloos wählte, da doch kein Menſch einen zum Steuermann oder Flötenſpieler oder Zimmerer oder zu etwas dergleichen annähme, der durch das Loos ernannt wäre, obgleich der Schade, den ein ſolcher anrichten könnte, viel geringer wäre, als der eines ſchlechten Vorgeſetzten. Noch verdächtiger mochte es ihn in den Augen der Menge — und ſeine Feinde wußten dieſen Umſtand wohl auszubeuten — daß Alkibiades, der über Athen ſo viel Unglück gebracht hatte, ſo wie Kritias, der gewaltſamſte Unterdrücker der Volksfreiheit, Schüler des Sokrates geweſen. Zudem erklärte er ſelbſt, angeſichts der Ausartung des demokratiſchen Staatsleben ſeit den Zeiten des Perikles, die Ariſtokratie für die beſte Verfaſſung, worunter er freilich wortgetreu nicht die Herrſchaft der vornehmſten Geſchlechter, ſondern der Weiſeſten und Beſten verſtand. Königthum und Tyrannei, ſagte er, müſſe man von einander wohl unterſcheiden. Die königliche Würde hielt er für eine Regierung der Staaten, welche den Willen der Bürger und die Geſetze für ſich hätten; Tyrannei dagegen nannte er eine Regierung, die gegen den Willen der Bürger und wider die Geſetze nach der Willkür des Regenten ausgeübt würde. Wo man ſolche Männer dem Staate vorſetze, welche die Geſetze befolgten, da ſei eine Ariſtokratie; nehme man ſie aber aus dem großen Haufen, eine Demokratie.

Da nach atheniſchem Geſetze niemand um bloßer Meinungen und Anſichten willen in Anſpruch genommen werden konnte, ſo war es ſchwer, gegen Sokrates eine politiſche Anklage zu erheben. Drei Männer vereinigten ſich endlich zu dieſem Werke der Lüge und der Rache. Es war dies Meletos oder Melytos, ein froſtiger Poet, noch jung und von wenig Bedeutung, Lykon, ein beliebter und einflußreicher Staatsredner, der dieſen ganzen Rechtshandel eigentlich leitete, und Anytos, ein reicher Mann, welcher zu der Vertreibung der dreißig Tyrannen unter Thraſybulos und zur Wiederherſtellung der früheren Verfaſſung am meiſten beigetragen hatte und daher des größten Anſehens bei ſeinen Mitbürgern genoß. Dieſer Letztere hatte früher zu Sokrates in freundſchaftlichem Verhältniſſe geſtanden und ihm ſogar die Unterweiſung ſeines Sohnes übertragen. Da ihm aber Sokrates wegen unwürdiger Beſchäftigung und Vernachläſſigung deſſelben einſt Vorſtellungen machte, wurde er ihm darüber bitter feind und ſuchte Gelegenheit ſich an ihm zu rächen. Meletos, wie man ſagt, durch Anytos beſtochen, bot ſich zum willigen Werkzeuge und reichte bei dem zweiten Archon, dem ſogenannten Archon-Baſileus, folgende Anklage ein: „Meletos, Meletos Sohn, aus der Gemeinde Pithos, bringt eine peinliche Klage gegen Sokrates, den Sohn des Sophroniskos, aus der Gemeinde Alopeke, vor. Sokrates iſt ſtrafbar, weil er die Götter, welche der Staat annimmt, nicht annimmt, ſondern andere neue Dämonien. Sokrates iſt ſtrafbar, weil er die Jugend von Athen verführt. Ihm gebührt der Tod.“

Sokrates Schüler geriethen darüber in Furcht und Beſtürzung; gleichwohl hörte man den Sokrates von jeder anderen Sache eher als von ſeinem Proceſſe reden. Dieſe Sorgloſigkeit beunruhigte ſeine Freunde noch mehr und endlich erlaubte ſich Hermogenes ihn zu fragen: „Wäre es nicht gut, lieber Sokrates, daß du auch auf deine Vertheidigung dächteſt?“ Sokrates gab ihm zur Antwort: „Glaubſt du denn nicht, daß ich mich mein ganzes Leben hindurch damit beſchäftiget habe?“ „Wie ſo?“ fragte jener. „Indem ich mich von jeher vor Unrecht bewahrt habe,“ antwortete der Greis; — „dies iſt meiner Meinung nach die beſte Vorbereitung auf eine Vertheidigungsrede.“ Hermogenes entgegnete: „Aber weißt du denn nicht, mein lieber Sokrates, daß die atheniſchen Richter um einer ungeſchickten oder gewandten Vertheidigung willen ſchon viele Unſchuldige verurtheilt oder viele Schuldige freigeſprochen haben?“ „Das iſt wahr;“ verſetzte Sokrates, „aber ich verſichere dich, daß ich mir zweimal vorgeſetzt habe, auf meine Verantwortung zu denken: aber das Dämonion hat mich daran gehindert.“ Als nun der Freund darüber ſeine Verwunderung merken ließ, fuhr jener fort: „Dünkt dich das wunderlich, daß der Gott ſelber dafür halte, es ſei mir jetzo beſſer, zu ſterben? Weißt du nicht, daß ich bisher keinem Menſchen den Vorzug eingeräumt habe, glücklicher zu leben als ich? Denn ich war, was ſo ſüß iſt, mir bewußt, ein frommes und rechtſchaffenes Leben geführt zu haben; daher ich nicht nur ſelber Achtung vor mir hatte, ſondern auch meine Freunde über mich eben ſo geſinnet fand. Nun aber, wenn ich noch weiter in den Jahren fortſchritte, wäre mir, wie ich weiß, unvermeidlich, des Alters Gebrechen auf mich zu nehmen, als da ſind: ſchlechter ſehen, ſchwerer hören, unfähiger ſein zum Lernen und vergeßlich im Behalten des Erlernten. Wenn ich nun alſo fühlte, daß ich mich verſchlimmerte, ſtatt in meiner Vervollkommnung fortzuſchreiten, wie könnte ich alsdann ſagen, daß ich gern lebte? Aber vielleicht beſcheidet mir der Gott aus Gewogenheit, das Leben nicht nur zur rechten Zeit zu laſſen, ſondern auch auf die leichteſte Art. Sollte ich ihm daran hinderlich ſein? Nein beim Zeus! das nehme ich mir nimmer vor; ſondern, was ich von Göttern und Menſchen Schönes empfangen zu haben glaube, wie auch, was ich von mir ſelber halte, das werde ich frei herausſagen. Erzürne ich damit meine Richter, ſo ſoll mir lieber ſein zu ſterben, als durch unedles Bitten mir ein Leben auszuwirken, welches ärger wäre als der Tod.“

Dieſer Geſinnung gemäß gab er auch eine fein ausgearbeitete Vertheidigungsrede des berühmten Redners Lyſias dankend zurück, ohne von ihr Gebrauch zu machen, indem er zwar dem Talent und der Kunſt, mit welchem dieſelbe auf Erregung von Rührung und Mitleid angelegt war, ſeine Anerkennung nicht verſagte, aber die ſchlichte, kraftvolle Sprache eines ſeiner Unſchuld ſich bewußten Mannes darin vermißte, mit welcher er einzig und allein ſeinen Richtern gegenüberzutreten gewillt war.

9. Sokrates vor seinen Richtern.

Am bestimmten Tage erschienen Kläger und Verklagter vor dem Geschworengerichte der Heliäa (s. S. 27), welchem diese Sache von dem Archonten überwiesen worden. Zuerst suchten Melitos, Lykon und Anytos in ausführlichen Reden ihre Anklage zu begründen. Durch Kunst der Beredtsamkeit hatten sie zu ersetzen gesucht, was ihrer Sache an Wahrheit abging; mit schlauer Berechnung hatten sie in ihren Vorträgen alle Umstände und Scheingründe vereinigt, welche geeignet waren, die Richter im voraus gegen den Angeklagten einzunehmen.

Als sie geendet, begann Sokrates seine Vertheidigungsrede: „Ihr werdet von mir die ganze Wahrheit hören, Athener, freilich nicht in studirten Reden, wie die meiner Gegner sind, und mit allem Glanz der Sprache und Rednerkunst ausgestattet, sondern in den Worten, die sich mir zuerst darbieten werden. Ich wünsche, daß es mit Erfolg geschehe, wenn daraus für euch und für mich ein Segen erstehen kann. Indeß geschehe, was den Göttern gefällt."

„Zunächst, ihr Männer, muß ich mich darüber verwundern, woher Melitos wisse, was er sagt, daß ich an die Götter nicht glaube, an welche der Staat glaubt: da nicht nur viele andere Leute, welche zugegen gewesen, sondern auch er selbst, wenn er nur gewollt, hat sehen können, wie ich an den öffentlichen Festen und auf den gemeinsamen Altären geopfert habe. Wie kann ich ferner damit neue Götter aufbringen, daß ich sage: eine göttliche Stimme belehre mich, was ich thun solle? Denn die auf das Geschrei der Vögel oder auf zufällige Menschenworte achten, richten sich ja auch nach Stimmen. Daß Gott das Zukünftige wisse und dasselbe offenbare, wem er will, das glauben und sagen ja alle ebenso wie ich; nur daß sie Vögel, Anzeichen oder Wahrsager als die Vorausverkündiger nennen, ich aber nenne geradezu die Gottheit und denke, daß dieses wahrhafter und frömmer gesprochen sei, als wenn andere die Macht der Götter den Vögeln zuschreiben."

Als die Richter dieses hörten, erhob sich ein Gemurre unter ihnen, weil es sie verdroß, daß ihm die Götter mehr als ihnen sollten erwiesen haben. Sokrates ließ sich dadurch nicht irre machen. Er berief sich — in welcher Weise, haben wir schon früher mitgetheilt (s. S. 150) — auf den Orakelspruch, der ihn für den Weisesten erklärt habe und wies auf sein tadelloses Leben hin. „Gleichwohl sagst du, Melitos," so fuhr er fort, „daß ich, der ich also lebe, die Jugend verführe. Was das sei, wodurch die Jugend verführet wird, das wissen wir alle. Du aber nenne mir einen, wenn du einen weißt, der durch mich entweder aus einem Frommen ein Gottloser, oder aus einem Vernünftigen ein Leichtfertiger, oder aus einem Mäßigen ein Verschwender, oder aus einem Nüchternen ein Trunkenbold, oder aus einem Arbeitsamen ein Weichling oder Sklav einer andern schändlichen Lust geworden." — Melitos antwortete: „Ich kenne aber doch junge Leute, die du überredet hast, dir mehr zu gehorchen als ihren Eltern." — „Das leugne ich nicht," erwiederte Sokrates, „in dem, was zur Erziehung gehört. Denn das wissen sie wohl, daß das meine Sache ist. Auch in Bezug auf die Gesundheit folgen die Menschen dem Arzte mehr als ihren Eltern. In den Volksversammlungen gehorchen alle Athener denen, die den klügsten Rath geben, mehr als ihren Angehörigen. Ihr selber wählet diejenigen von euern Vätern und Brüdern, ja von euch selber zu Heerführern, von denen ihr glaubt, daß sie den Krieg am besten verstehen." — Melitos machte den Einwurf: „Das ist auch dem gemeinen Besten und den Gesetzen gemäß, Sokrates." — „Muß dir's also," erwiederte jener, „nicht selber seltsam erscheinen, da in anderen Fällen die geschicktesten Männer nicht nur gleiches Recht genießen, sondern auch den Vorzug erhalten, daß ich, den viele in einem der nützlichsten Geschäfte, ich meine in der Unterweisung der Jugend, für den Geschicktesten erklären, eben um deswillen von dir bis auf den Tod verfolgt werde?"

„Vielleicht", sprach er weiter, „macht es mir jemand zum Vorwurf, daß ich eine Beschäftigung mir erwählt habe, die mich nun in Gefahr bringt zu sterben. Dem gebe ich aber zur Antwort: Du sprichst nicht gut, wenn du glaubst, daß wer auch nur wenig nutz ist, Leben und Tod in Anschlag bringen dürfe und nicht vielmehr einzig und allein darauf sehen müsse, wenn er etwas thut, ob es recht gethan ist oder unrecht, ob eines rechtschaffenen Mannes That oder eines schlechten. Achill zog einen frühen Tod einem ehrlosen Leben vor und fragte nicht nach der Gefahr, als es galt, die Freunde zu rächen. Denn so, ihr Athener, verhält es sich in Wahrheit. Wohin einer sich selber stellt in der Meinung, es sei da am besten, oder wohin einer von seinen Obern gestellt wird, da muß er, wie mich dünkt, jede Gefahr aushalten und weder den Tod noch sonst irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Hätte ich damals, als eure Befehlshaber mir bei Potidäa, Amphipolis und Delion meinen Platz anwiesen, nicht Stand gehalten wie irgend ein anderer und es auf den Tod gewagt: nicht ärger wäre das gewesen, als wenn ich die Stellung, die mir der Gott anwies, um in Aufsuchung der Weisheit und in Prüfung meiner selbst und anderer mein Leben hinzubringen, aus Furcht vor dem Tode oder vor sonst etwas verlassen hätte und aus der Ordnung gewichen wäre. Hätte ich das gethan, in Wahrheit, dann könnte mich einer mit Recht hierherführen vor Gericht, weil ich nicht an die Götter glaubte, weil ich dem Orakel ungehorsam wäre und den Tod fürchtete und mich also weise bedünkte, ohne es zu sein. Denn niemand weiß ja, was der Tod ist, und ob er nicht vielleicht für den Menschen das größte unter allen Gütern ist. Das aber weiß ich, daß, wer ungerecht ist und dem, der besser als er ist, sei es Gott oder Mensch, nicht gehorcht, seiner Pflicht und Ehre zuwider handelt. Das ist das Uebel, das ich fürchte und das ich fliehen will; weil ich weiß, daß es wirklich ein Uebel ist. Gesetzt also, ihr sagtet jetzt zu mir: Sokrates, wir verwerfen den Antrag des Anytos und sprechen dich los, aber unter der Bedingung, daß du deine bisherige Art aufgiebst und deine gewohnten Untersuchungen einstellst, wenn du dich aber wieder dabei ertappen läßt, sterben mußt; ja wenn ihr mich unter dieser Bedingung lossprechen wolltet, so würde ich euch ohne Bedenken antworten: Athener, ich ehre und liebe euch, aber ich gehorche lieber dem Gotte als euch, und so lange

ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören nach Weisheit zu suchen, euch zu rathen und zu warnen und gegen alle, denen ich begegne, meine gewöhnliche Sprache zu führen: mein Freund, schämst du dich nicht als Athener, als Bürger der größten und durch ihre Macht und Bildung so berühmten Stadt, daß du nur daran denkst, Reichthümer zu sammeln, Ehre und Ansehn zu erlangen, ohne dich mit der Wahrheit und der Weisheit, mit deiner Seele und ihrer Vervollkommnung zu beschäftigen? Und wenn jemand behauptet, daß er sich damit beschäftige, so werde ich ihn erst prüfen, und wenn ich befinde, daß er nicht tugendhaft ist, sondern nur nach dem Scheine strebt, so werde ich ihn beschämen, daß er die kostbarsten Dinge so mißachtet und die werthlosen so hoch schätzt. So werde ich zu allen, denen ich begegne, sprechen, Jung und Alt, Mitbürgern und Fremden, aber am meisten zu euch, Athener, weil ihr mich näher angeht; und wisset, daß mir dies der Gott befiehlt, und ich bin überzeugt, daß es nichts für den Staat Vortheilhafteres geben kann, als meinen Eifer, den Befehl des Gottes zu erfüllen; denn meine ganze Beschäftigung besteht darin, euch alle zu überzeugen, daß vor der Sorge für Leib und Güter die Sorge für die Seele und ihre Veredlung kommt. Möget ihr also, atheniſche Männer, dem Antrage des Anytos Folge geben oder nicht, mögt ihr mich loslassen oder nicht, das sei euch gesagt: nie werde ich aufhören, also zu thun, und wenn ich viele Tode erleiden müßte."

Bei diesen Worten unterbrach ihn die Versammlung abermals mit einem Gemurre des Unwillens; Sokrates aber fuhr fort: „Verhaltet euch ruhig, atheniſche Männer und höret mich an; denn, ich meine, es sei zu eurem eigenen Vortheile, wenn ihr mich anhöret. Tödtet ihr nemlich einen Mann wie mich, so thut ihr nicht sowohl mir als euch selber ein Leid an. Denn mir werden weder Melitos, noch Anytos ein Leid zufügen, haben auch nicht die Macht dazu. Denn es ist nach meiner Meinung nicht in der Ordnung, daß dem besseren Manne von dem schlechteren ein Leid geschehe. Tödten kann mich wohl einer oder in's Elend schicken oder des Bürgerrechts berauben. Allein dies halte ich nicht wie viele Andere für ein so großes Uebel; mindestens betrifft den ein viel größeres, welcher thut, was jetzt dieser thut, indem er einen Menschen ungerechter Weise zu tödten wagt. Daher vertheidige ich mich auch nicht um meinet- sondern um euretwillen, ihr Athener, damit ihr euch nicht durch meine Verurtheilung gegen des Gottes Gabe an euch versündiget. Denn wenn ihr mich hinrichtet, werdet ihr nicht leicht einen andern solchen finden, der, wie lächerlich es auch klingen mag, unserer Stadt von dem Gotte ordentlich zur Wartung bestellt ist, wie einem großen und edeln Rosse, das aber eben seiner Größe wegen sich zur Trägheit neigt und der Anreizung durch den Sporn bedarf. Zu solchem Zwecke scheint der Gott auch mich dem Staate angewiesen zu haben, daß ich euch antreibe, überrede und, so zu sagen, den ganzen Tag auf dem Nacken sitze. Ein Mensch wie ich, ihr Athener, ist schwer wiederzufinden; und wenn ihr mir dies glauben wollt, werdet ihr mich am Leben lassen. Aber vielleicht werdet ihr, mir zürnend wie Leute die man weckt, wenn sie gern schlafen wollen, mich zurückstoßen und den Einflüsterungen des Anytos gehorchend, mich ohne Gewissensbisse tödten und dann für immer in einen tiefen Schlaf fallen, wenn nicht die Gottheit aus Mitleiden euch noch einen solchen Menschen wie ich sendet."

Bei so unerschrockenem Freimuthe, welchen ihm seine gerechte Sache verlieh, konnte es ihm nicht beikommen, gleich einem Schuldigen um Gnade zu flehen durch Bitten und Thränen, durch Vorführung von Weib und Kind, wie es sonst üblich war, das Mitleid der Richter zu wecken. Er verschmähte das, sagte er, nicht aus Hochmuth und Geringschätzung seiner Richter, sondern aus Achtung vor sich selbst, seinem Namen und Ruf, wie aus Achtung vor dem Berufe der Richter. „Denn nicht dazu," fuhr er fort, „ist der Richter gesetzt, das Recht nach Willkür zu verschenken, sondern darüber zu urtheilen, und er hat geschworen, nicht sich gefällig zu erweisen, gegen wen es ihm beliebt, sondern Recht zu sprechen nach den Gesetzen. Muthet mir also nicht zu, ihr Athener, etwas dergleichen vor euch zu thun, was ich weder für unständig halte noch für Recht noch für fromm; zumal da ich ja beim Zeus! eben auch der Gottlosigkeit angeklagt bin von diesem Melitos. Denn wenn ich euch, die ihr geschworen, durch Bitten zu etwas überredete oder nöthigte, so würde ich euch offenbar lehren, nicht zu glauben, daß es Götter gäbe, und indem ich mich gegen die Beschuldigung vertheidigte, keine Götter zu glauben, würde ich selbst mich dessen anklagen. Aber weit gefehlt, daß dem so wäre! Wohl glaube ich an sie, ihr Athener, wie keiner meiner Ankläger, und überlasse euch und der Gottheit über mich zu entscheiden, wie es für mich und für euch das Beste sein wird."

Die Richter schritten hierauf zur Abstimmung; unter fünfhundert neun und funfzig Stimmenden wurde Sokrates durch eine überraschend geringe Mehrheit von drei Stimmen für schuldig erklärt. Nach atheniſcher Gerichtsordnung mußte noch in derselben Sitzung über die Strafe erkannt werden. Der Kläger hatte das Recht des Antrags, dem Angeklagten dagegen stand die sogenannte Gegenschätzung zu, die in Regel natürlich zu einem Antrage auf eine gelindere Strafe benutzt wurde. Melitos hatte auf Todesstrafe angetragen. Als hierauf Sokrates erklären sollte, welche Strafe er selber glaube verdient zu haben, erwiederte er: da er mit Hintansetzung seiner eignen Angelegenheiten sich ausschließlich der Belehrung seiner Mitbürger und somit dem Wohle des Vaterlandes gewidmet habe, finde er es angemessen, daß man, Gutes mit Gutem erwiedernd, ihm denjenigen Lohn zuerkenne, welcher jedem Sieger in den olympischen Spielen zu Theil werde: nemlich lebenslängliche Speisung im Prytaneion auf Kosten des Staates.*) Eine Strafe aber könne er sich nicht ansetzen, denn damit würde er sich ja eben als schuldig bekennen.

Diese stolze Sprache eines auf den Tod Verklagten war nicht geeignet, die Richter gegen ihn milder zu stimmen, vielmehr traten bei der jetzt erfolgenden Abstimmung achtzig von denen, die ihn vorher losgesprochen hatten, zu seinen Gegnern über. Das Urtheil lautete auf Tod. Da ergriff Sokrates noch einmal das Wort und sprach:

„Um einer kurzen Frist willen, atheniſche Männer, werdet ihr euch einen schlimmen Namen und Vorwurf zuziehen bei denen, die von unsrem Staate gern Uebels reden, damit, daß ihr Sokrates den Weisen, getödtet.

*) s. S. 78 Anm.

Denn einen Weisen, wiewohl ich es nicht bin, werden mich diejenigen nennen, die euch beschimpfen wollen. Hättet ihr noch ein wenig gewartet, so wäre die Natur euern Wünschen entgegengekommen, denn ihr sehet ja wie weit ich im Alter vorgerückt bin und wie nahe dem Grabe."

„Vielleicht meint ihr, wenn ich alles hätte thun und sagen wollen, was mir zur Rettung verhelfen konnte, so wäre ich doch nicht im Stande gewesen, die rechten Worte zu finden. Nein, nicht an Worten hat es mir gefehlt, Athener, sondern an Frechheit und Unverschämtheit. Ich unterliege, weil ich euch nicht das habe sagen wollen, was ihr so gern hört, weil ich nicht jammern, weinen und zu allen den Niedrigkeiten, an die man euch gewöhnt hat, die Zuflucht nehmen wollte. Aber die Gefahr, in der ich schwebte, schien mir kein Grund, etwas eines freien Mannes Unwürdiges zu thun; und noch jetzt bereue ich es nicht, mich so vertheidiget zu haben; ich will lieber sterben, nachdem ich mich so vertheidiget, als das Leben einer feigen Rede verdanken. Den Tod zu vermeiden, Athener, ist nicht schwer, wohl aber ist es schwer, das Verbrechen zu meiden, das läuft schneller als der Tod. Darum habe ich mich, alt und schwerfällig, wie ich bin, von dem langsamsten jener beiden einholen lassen, während das schnellere, das Verbrechen, meine Ankläger verfolgt, welche Kraft und Beweglichkeit haben. Ich gehe also hin, um den Tod zu erleiden, zu dem ihr mich verurtheilt habt, und sie die Ungerechtigkeit und Schande, zu der die Wahrheit sie verurtheilt. Was mich betrifft, so halte ich mich an meine Strafe, und sie sich an die ihrige. Vielleicht sollten die Dinge in der That sich so gestalten, und nach meiner Meinung ist es so am besten."

„Menschen, die dem Tode nahe sind, pflegt ein hellerer Blick in die Zukunft vergönnt, zu sein. Es sei mir darum vergönnt, euch, die ihr mich verurtheilt habt, eine Weissagung thun. Ich sage euch also, ihr Männer, daß euch, wenn ihr mich werdet getödtet haben, sofort nach meinem Tode eine Strafe ereilen wird, die beim Zeus! weit härter ist als jene, womit ihr mich zum Tod gebracht. Denn ihr habt dies jetzo gethan in der Meinung, daß ihr dadurch der Unbequemlichkeit enthoben werdet, Rechenschaft von eurem Leben geben zu müssen; aber der Erfolg, versichre ich euch, wird durchaus ein anderer sein. Statt des Einen, dessen ihr entlediget werdet, werden mehrere Tadler wider euch aufstehn und zwar um so stärkere, je jünger sie sind, und werden euch noch viel mehr Unruhe bereiten. Und wenn ihr meint, durch Beseitigung derselben ihr Urtheil über euern verkehrten Wandel verstummen zu machen, so ist eure Meinung irrig. Denn diese Art dem Tadel der Gerechten zu entgehen ist weder überhaupt möglich noch schön; sondern jenes ist die beste und leichteste, daß man, statt die Uebrigen zu hindern, sein eignes Leben also zurichte, um wo möglich der Beste zu sein. Dies ist meine Weissagung an euch, und damit sei es genug."

„An euch aber, die ihr mich freigesprochen habt, richte ich gern noch etliche Worte, so lang es noch vergönnt ist, ehe ich dahin gehe, wo ich sterben soll. Ich will euch, meinen Freunden, erzählen, was mir heute wiederfahren ist und was es bedeute. Ja, Richter! — und indem ich euch so nenne, gebe ich euch den Namen, welchen ihr verdient — es ist mir heute etwas Außerordentliches begegnet. Jene prophetische Eingebung des Dämonions, welche mir früher auch bei unbedeutenden Vorfällen ihren Widerspruch kund that, sobald ich im Begriffe war, etwas nicht recht zu thun, diese göttliche Stimme hat heute, wo mir das begegnet, was man gewöhnlich für das größte aller Uebel hält, ganz geschwiegen. Sie hat mich weder heute Morgen, als ich mein Haus verließ, noch als ich in den Gerichtshof eintrat, noch während ich sprach, zurückgehalten. Und doch hat sie bei vielen anderen Gelegenheiten mich mitten im Sprechen unterbrochen; aber heute hat sie sich keiner meiner Handlungen, keinem meiner Worte widersetzt; warum? ich werde es euch sagen: — weil das, was mir begegnet, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Gut ist und wir uns gewiß täuschen, wenn wir glauben, daß der Tod ein Uebel sei. — Denn wenn mir nicht etwas Gutes damit beschieden wäre, so hätte mich das gewöhnliche Zeichen unfehlbar davor gewarnt."

„Lasset uns denn ermessen, wie viele Hoffnung vorhanden, daß jenes ein Gut sei. Denn eins von beiden ist das Todtsein, entweder so viel als nichts sein noch irgend eine Empfindung von irgend etwas haben, wenn man gestorben ist, oder es geschieht eine Versetzung und ein Umziehen der Seele aus diesem Ort in einen andern. Und ist es nun gar keine Empfindung, sondern wie ein Schlaf, in welchem der Schlafende auch nicht einmal einen Traum hat: so wäre auch so der Tod ein wunderbarer Gewinn. Ist aber der Tod einem Umzuge ähnlich von hier nach einem anderen Orte, und ist es wahr, was man sagt, daß dort alle die Abgeschiedenen versammelt werden, welch ein größeres Glück als dieses, ihr Richter könnt' es geben? Wenn einer ankommend im Hades, geschieden von denen, welche auf Erden sich Richter nennen, die ächten Richter finden wird, welche dort Recht sprechen sollen, Minos, Rhadamanthys und Aeakos und Triptolemos und andere Halbgötter, die sich im Leben als gerecht bewährt, — sollte dies nicht eine wünschenswerthe Uebersiedelung sein? und wer wünschte nicht den Orpheus und Musäos und Hesiodos und Homeros zu treffen? Ja, ich wünsche mir sehnlich den Tod, wenn es sich also verhält; denn wonnevoll würde mir das Verweilen dort sein, wenn ich dem Palamedes und Ajas, dem Telamonier, und wer sonst von unseren Vorfahren durch ungerechten Richterspruch gestorben ist, begegnete und, was ich erduldet, mit ihren Leiden vergleichen könnte. Darum, ihr gerechten Richter, seid voller Hoffnung auf den Tod und vergesset nicht, daß es für den guten Menschen eben so wenig während seines Lebens als nach seinem Tode ein Uebel giebt, und daß die Götter ihn nie außer Acht lassen. Denn was mir jetzt wiederfährt, ist kein Werk des Zufalls, sondern es ist mir offenbar, daß jetzt sterben und von den Sorgen des Lebens befreit werden, das Beste für mich ist. Daher hat auch das innere Anzeichen heute geschwiegen und ich hege keinen Groll gegen meine Ankläger oder gegen die, die mich verurtheilt haben, obgleich ihre Absicht nicht war, mir Gutes zu thun. — Doch es ist Zeit, daß wir von hinnen gehn, ich um zu sterben, ihr um zu leben. Wer von uns beiden das bessere Theil hat, das weiß niemand außer Gott."

10. Sokrates im Kerker und Tode.

Mit heiterer Miene, mit feſtem Schritt und edler Haltung entfernte er ſich hierauf aus dem Gerichtshauſe, um ſich in das Gefängniß zu begeben. Seine Freunde gaben ihm das Geleite. Als er einige derſelben Thränen vergießen ſah, ſprach er: „Was ſoll das, daß ihr erſt heute weinet? wußtet ihr nicht vorlängſt, daß die Natur, als ſie mir das Leben gab, mich zugleich auch zum Tode verurtheilte?“ Apollodor, der ihm ſehr ergeben war, ein gutmüthiger aber etwas ſchwachſinniger Menſch, verſetzte dagegen: „Ach lieber Sokrates, das geht mir gar zu nahe, daß du unſchuldig ſterben mußt!“ Sokrates ſtrich ihm lächelnd über den Kopf und ſprach: „Liebſter Apollodor, wollteſt du mich denn lieber ſchuldig ſterben ſehn?“

Als eine beſondere Gunſt des Schickſals, nicht ſowohl für ihn, den der Tod zu jeder Stunde bereit fand, als für ſeine Freunde, die ſich nur langſam an den Gedanken ihn zu verlieren gewöhnen konnten, iſt der Umſtand anzuſehen, daß das Todesurtheil nicht, wie es ſonſt in Athen üblich war, in der Kürze vollzogen werden konnte. Denn eben an jenem Tage, da Sokrates vor Gericht ſtand, hatte der Prieſter des Apoll das heilige Schiff, welches die Athener alljährlich nach Delos ſendeten, zur Abfahrt bekränzt. Sobald dies geſchehen war, durfte die Stadt dem Geſetz zufolge, durch keine Hinrichtung verunreinigt werden, bis das Schiff ſeine Fahrt nach der heiligen Inſel vollendet hatte und wieder im Peiräeus eingelaufen war. Darüber vergingen dreißig Tage, eine koſtbare Friſt, die dem Sokrates vergönnte, gleichſam als ein langſam Sterbender in nächſter Nähe eines ſicheren Todes die Echtheit ſeiner Weisheit und ſeiner Tugend zu bewähren. Die ungetrübteſte Ruhe und Heiterkeit verließ ihn auch in jenen Tagen nicht. Einem Traumgeſichte gehorſam, fing er jetzt an, was er bis dahin noch nie gethan und vermocht hatte, die Kunſt der Muſen zu treiben. Er brachte mehrere äſopiſche Fabeln in Verſe und dichtete einen Lobgeſang auf Apollon, den auch ihm gewogenen Gott, deſſen gottesdienſtliche Tage man eben beging. Dieſe ungewohnte Beſchäftigung konnte nicht fehlen, ihn fortwährend in eine Stimmung zu verſetzen, welche über ſeine Unterredungen mit ſeinen Schülern, die ihn noch täglich beſuchten, einen Reiz jugendlicher Heiterkeit und Friſche verbreiten mußte, wodurch ſie gewiß anmuthiger und lieblicher wurden als je zuvor und um ſo eindringlicher, wenn man zumal erwog, daß es ein Sterbender ſei, den man vernehme.

Kriton, der älteſte und vertrauteſte ſeiner Freunde konnte auch jetzt noch nicht mit dieſem harten Geſchicke ſich befreunden. Er hatte daher in der Stille alle Anſtalten getroffen, daß Sokrates aus dem Gefängniß entkäme und in Theſſalien einen ſicheren Aufenthalt und ein ehrenvolles Leben fände. Als er aber dem Sokrates hiervon Mittheilung machte, lehnte dieſer jeden Verſuch ſeiner Rettung auf das beſtimmteſte ab: „Lieber Kriton!“ ſo ſprach er, „ſind wir nicht oft darüber einig geworden, daß es in keinem Falle erlaubt iſt, Unrecht mit Unrecht zu vergelten? Haben wir nicht auch das für wahr erkannt, daß die erſte Bürgerpflicht darin beſteht, den Geſetzen zu gehorchen, ohne daß irgend ein Vorwand uns davon entbinden kann? Hieße das nun aber nicht, ihnen alle Kraft rauben und ſie ganz vernichten, wenn man ſich ihrer Vollſtreckung widerſetzte? Hatte ich mich über die Geſetze zu beſchweren, ſo war ich ja frei, ſo konnte ich ja nach andern Gegenden entwandern. Aber bis jetzt habe ich ihnen mit Vergnügen gehorcht, habe tauſendmal die Wirkungen ihres Schutzes und ihrer Wohlthat genoſſen. Und nun, weil ſie von einigen Menſchen zu meinem Verderben gemißbraucht werden, ſoll ich, um mich an dieſen Letzteren zu rächen, die Geſetze ſelbſt zerſtören und gegen mein Vaterland, deren Stützen ſie ſind, mich auflehnen! — Ferner hatten ſie mir ſogar einen Ausweg offen gelaſſen. Es ſtand in meiner Macht nach dem erſten Urtheile die Strafe der Landesverweiſung zu wählen. Ich habe ſtatt deſſen die Todesſtrafe vorgezogen. Und jetzt ſollte ich, meinem Worte und meiner Pflicht ungetreu, entfernten Völkern dieſen Sokrates darſtellen als einen Verdammten, Geächteten, als den Zerſtörer der Geſetze und den Feind der obrigkeitlichen Gewalt: um noch einige Tage in Schwächlichkeit und Schande zu verleben? um das Andenken meiner Unvernunft und meines Verbrechens dort fortzupflanzen und um nie mehr die Namen der Tugend und Gerechtigkeit auszuſprechen, ohne ſelbſt zu erröthen und mir die bitterſten Vorwürfe zuzuziehen? Nein, mein Freund, laß es ſo gut ſein und mich ruhig die Bahn gehen, welche die Gottheit ſelbſt mir vorgezeichnet hat.“

Zwei Tage nach dieſer Unterredung kamen die Elfmänner, welche die Hinrichtung der Verurtheilten zu beſorgen hatten, früh am Morgen in das Gefängniß, nahmen dem Sokrates die Feſſeln ab und kündigten ihm an, daß er heute ſterben müſſe. Kurz darnach traten ſeine Freunde bei ihm ein, um auch dieſen letzten Tag mit ihm zu verbringen; es waren etwa funfzehn an der Zahl, worunter Kriton und ſein Sohn Kritobulos, Aeſchines, Antiſthenes, Hermogenes und Phädon. Die letzte Unterredung des abſcheidenden Weiſen galt der Unſterblichkeit der Seele, aus deren Gewißheit ihm alle Freudigkeit zu ſterben kam. Er war zu Ende, als die untergehende Sonne die Stunde der Trennung verkündete.

Da ergriff Kriton das Wort und ſprach: „Sage uns, welchen Auftrag hinterläſſeſt du mir und dieſen Freunden in Hinſicht deiner Kinder und häuslichen Angelegenheiten? Womit können wir dir zu Gefallen leben?“ — „Wenn ihr ſo lebet,“ erwiederte der Greis, „als ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzuzufügen.“ „Wir werden mit allen Kräften ſtreben, dir zu gehorchen, mein Sokrates,“ fuhr der Jünger fort, wie ſollen wir aber nach deinem Tode mit *dir* verfahren?“ — „Wie ihr wollt,“ antwortete Sokrates, „wofern ihr mich wirklich habt, und ich euch nicht entwiſche.“ Dabei ſah er die Uebrigen lächelnd an und ſprach: „Ich kann den Kriton nicht überreden, daß derjenige eigentlich Sokrates ſei, welcher jetzt mit euch ſich unterhält, er iſt noch immer der Meinung, der Leichnam, den er bald wird zu ſehn bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle iſt, daß ſei der Sokrates, und fragt, wie er *mich* begraben ſolle. Alle die Gründe, womit ich zu beweiſen geſucht, daß ich, ſobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleiben, ſondern in die Wohnungen der Glückſeligen verſetzt werde, ſcheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu tröſten. Seid ſo gut, meine Freunde, und

Digitized by Google

leiſtet nun bei Kriton Bürgſchaft für das Gegentheil deſſen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er hat für mich gehaftet, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müßt ihm dafür ſtehen, daß ich mich gleich nach meinem Tode davon mache; damit er, wenn mein Leichnam vor ſeinen Augen verbrannt oder in die Erde geſenkt wird, ſich nicht ſo ſehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück widerführe. Auch ſoll er bei meiner Beſtattung nicht ſagen: „„man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinaus, man beerdiget den Sokrates.““ Denn wiſſe, lieber Kriton, ſolche Reden ſind nicht nur der Wahrheit zuwider, ſondern auch eine Beleidigung für den abgeſchiedenen Geiſt. Sei vielmehr getroſten Muthes und ſprich: mein Leichnam werde beerdiget. Uebrigens magſt du ihn beerdigen, wie dir gefällt und wie du glaubſt, daß die Geſetze es erheiſchen.“

Hierauf begab er ſich in ein Nebengemach und badete ſich daſelbſt, um den Hinterlaſſenen nach ſeinem Tode dieſe Mühe zu erſparen. Nach dem Bade brachte man ihm ſeine Kinder (er hatte deren drei, zwei kleine und ein erwachſenes); und ſeine Hausweiber traten zu ihm ein. Er unterhielt ſich mit ihnen eine Weile, ſagte ihnen, was er zu ſagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen und trat wieder in das Zimmer zu ſeinen Freunden. Es war gegen Sonnenuntergang. Bald darnach kam der Trabant der Eilfmänner, ſtellte ſich neben ihn und ſprach: „Sokrates, ich finde dich ganz anders als andre Verurtheilte. Dieſe pflegen in Grimm zu gerathen und Flüche über mich auszuſtoßen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit ſei, das Gift zu trinken. Du aber ſchieneſt mir ſchon ſonſt der gelaſſenſte und ſanftmüthigſte Mann zu ſein, der jemals dieſen Ort betreten und in dieſem Augenblicke erſcheinſt du mir das noch vielmehr. Ich bin überzeugt, du wirſt auch jetzt nicht ungehalten über mich ſein, ſondern über die (du kennſt ſie), die daran Schuld ſind. Du merkſt nun wohl, o Sokrates, was für Botſchaft ich dir zu bringen habe. Gehab' dich wohl und leide mit Geduld, was nicht zu ändern iſt.“

Er ſprach es, wandte ſich ab und weinete. Sokrates ſahe ſich nach ihm um und ſprach: „Lebe du wohl, Freund, wir werden thun, was du verlangſt.“ Zu den Freunden aber ſprach er: „Was für ein rechtſchaffener Mann! er hat mich oft beſucht, auch ſich zuweilen mit mir unterhalten. Er iſt ein gar guter und ehrlicher Menſch: ſeht, wie aufrichtig er jetzt um mich weint! Allein, Kriton, wir müſſen ihm in der That gehorchen: laß das Gift herbringen, wenn es fertig iſt; wo nicht, ſo mag es dieſer zurecht machen.“

„Warum ſo eilig, mein Sokrates?“ verſetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen ſcheint und noch nicht untergegangen iſt. Andere pflegen nach der Ankündigung noch lange zu warten, bevor ſie den Schierlingstrank zu ſich nehmen, und vorher noch einmal in aller Weiſe ſich recht gütlich zu thun.“ „Das mögen die thun,“ erwiederte Sokrates, „welche jede Friſt für Gewinn halten. Ich habe meine Gründe zum Gegentheil; thue mir alſo meinen Willen.“

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm ſtand. Dieſer ging hinaus und brachte nach einiger Zeit den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates darzureichen. „Gieb her, guter Mann!“ rief ihm Sokrates entgegen; „aber was muß ich dabei thun? du wirſt es wiſſen.“ „Nichts andres,“ antwortete der Mann, „als nach dem Trinken auf- und abgehn, bis dir die Füße ſchwer werden. Alsdann legſt du dich nieder; das iſt alles.“ Damit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn mit aller Ruhe und Gelaſſenheit, ohne ſich zu verfärben, ja ohne die geringſte Veränderung ſeiner Geſichtszüge; ſahe den Menſchen mit ſeinen weit offnen Augen an und ſprach: „Was meinſt du? darf man davon den Göttern einige Tropfen zum Dankopfer vergießen?“ — „Es iſt gerade ſo viel als nöthig iſt;“ verſetzte jener. „So mag es unterbleiben,“ ſprach der Weiſe. „Aber ein Gebet kann ich doch an ſie richten: „„Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reiſe!““

Mit dieſen Worten ſetzte er den Becher an und leerte ihn ruhig und gelaſſen aus. Bei dieſem Anblicke vermochte keiner der anweſenden Jünger ſich der Thränen länger zu enthalten, denn es war ihnen allen, als ob ſie in dieſem Augenblicke ihren Vater verlören und von nun an als Waiſen in der Welt leben müßten. Phädon hüllte ſein Geſicht in den Mantel, um ungeſtört weinen zu können; Kriton ſtand auf und irrte troſtlos im Gefängniſſe umher; und Apollodoros, der ſchon die ganze Zeit hindurch mehrentheils geweint hatte, hub jetzt an überlaut zu klagen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt; er ſprach: „Was macht ihr Kleinmüthigen? Deswegen habe ich ja eben die Weiber weggeſchickt, damit ſie hier nicht ſo klagen und winſeln möchten; denn ich habe mir ſagen laſſen, man müſſe unter Segnungen und guten Wünſchen den Geiſt aufgeben. Seid ruhig und zeigt euch als Männer!“

Mit dieſen Worten beſchwichtigte er den Jammer der Freunde und es ward wieder ſtill im Gemach. Sokrates ging eine Weile auf und ab, bis ihm die Füße ſchwer wurden, dann legte er ſich auf den Rücken, wie ihm der Sklav gerathen hatte. Bald darauf betaſtete ihn der Mann, der ihm das Gift gereicht, und beobachtete ſeine Füße und Hüften. Er drückte ihm den Fuß und fragte, ob er es fühle. „Nein!“ antwortete der Sterbende. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber los und gab den Umſtehenden zu verſtehen, daß er kalt und ſteif ſei. Er betaſtete ihn wieder und ſprach: „Sobald es ihm an's Herz kömmt, wird er verſcheiden.“ Als nun ſchon der Unterleib zu erkalten anfing, ſprach Sokrates zu Kriton — und dies waren ſeine letzten Worte: „Freund! vergiß nicht, dem Aſklepios einen Hahn zu opfern, denn wir ſind ihm einen ſchuldig!“ *) Kriton antwortete: „Es ſoll geſchehn! Haſt du ſonſt nichts mehr aufzutragen?“ Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit darauf bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn auf, und ſeine Blicke blieben ſtarr. Als Kriton das ſahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

„Dies war,“ läßt Platon den Phädon ausrufen, „das Ende unſres Freundes, eines Mannes, der unter allen Menſchen, die wir kannten, unſtreitig der rechtſchaffenſte, weiſeſte und gerechteſte geweſen.“

---

*) Geneſene opferten dem Aſklepios einen Hahn, und Sokrates betrachtete ſich, als er dies irdiſche Daſein mit einem höheren vertauſchte, als einen Geneſenen.

Wie die Tragödiendichter gleichſam zur Rechtfertigung der göttlichen Gerechtigkeit in den letzten Scenen ihrer Trauerſpiele über das obſiegende Verbrechen bus ſchon von fern her drohende Rachegeſchick hereinblicken laſſen: ſo haben ſpätere Schriftſteller auch die Tragödie des Sokrates in dieſem Siune ergänzen zu müſſen geglaubt. So wird erzählt, daß nicht lange nach Sokrates Tode ein Drama des Euripides: „Palamedes“ zur Aufführung gekommen. Als nun der Chor hierin den Geſang angeſtimmt habe. „Getödtet habt ihr, o Danaer, getödtet die hochweiſe, die ſchuldloſe Nachtigall der Muſen, der Hellenen Beſten!“ da habe man unwillkürlich dieſe Worte auf den Sokrates gedeutet, worauf alle Anweſenden vor Reue und Sehnſucht in Thränen ausgebrochen ſeien. Auch habe man die Ankläger des Weiſen vor Gericht gezogen, den Melitos mit dem Tode, die Uebrigen mit Verbannung geſtraft, ihm ſelber aber eine Bildſäule und einen Tempel geweiht.

Die Zeitgenoſſen ſchweigen von einer ſo glänzenden Rechtfertigung des Sokrates durch die Reue ſeiner Mitbürger und das rächende Verhängniß ſeiner Mörder. Aber ſeine Schüler und Freunde ſind ihm dieſe Ehrenrettung in ihrer weit über ſein Grab hinausreichenden ungeſchwächten Liebe und Verehrung nicht ſchuldig geblieben und noch viel weniger die dankbare Nachwelt. „Alle Freunde der Tugend,“ ſagt Xenophon, „welche den Sokrates nach ſeinem wahren Charakter gekannt haben, hören noch nicht auf, ſich vor allen anderen nach ihm zu ſehnen als nach dem beſten Beförderer ihrer Tugendliebe.“ Selbſt vor dem Lichte des Evangeliums iſt ſein Glanz nicht erblichen und ſeine ſittliche Größe nicht zuſammengeſunken ſondern vielmehr erſt durch das Chriſtenthum iſt die weltgeſchichtliche Bedeutung dieſes Mannes und ſeine Stellung in dem Heilsplane Gottes zu völliger Klarheit gekommen. „Ja er war inſpirirt!“ ruft ein edler Dichter unſerer Tage in ſchöner Begeiſterung aus,*) „er war ein Vorläufer jener letzten Offenbarung, die Gott durch partielle Offenbarungen von Zeit zu Zeit vorbereitete. Denn die Wahrheit und die Weisheit ſtammen nicht von uns; ſie kommen aus dem Himmel in erwählte Herzen, die von Gott nach dem Bedürfniß der Zeit entzündet werden. Er ſtreut ſie an verſchiedene Punkte tropfenweiſe aus, um nur die Kenntniß davon mitzutheilen und die Sehnſucht darnach zu erregen, bis zu dem Augenblicke, wo er uns ganz damit erquicken wollte. — Abgeſehen von der Erhabenheit der Lehren, die er verkündete, war Sokrates Tod ein Bild, wohl würdig des Anblicks der Menſchen und des Himmels; er ſtarb ohne Haß gegen ſeine Verfolger, ſich zum Brandopfer für die Wahrheit hingebend. Er konnte ſich vertheidigen, er konnte ſich ſelbſt verleugnen; er wollte es nicht; er hätte dem Gott, der in ihm ſprach, lügen müſſen, und nichts verräth, daß die Reinheit, die Schönheit dieſer erhabenen Hingebung durch irgend eine Aeußerung des Stolzes befleckt worden wäre. Seine Worte, wie ſie Platon berichtet, ſind am Ende ſeines letzten Tages eben ſo einfach als in der Mitte ſeines Lebens. Die Feierlichkeit dieſes letzten Moments giebt ſeinen Reden eben ſo wenig Schwung als Weichheit und Schwäche. Indem er mit Liebe dem Willen der Götter, den er in allem wiederfindet, gehorcht; unterſcheidet ſich ſein letzter Tag von den übrigen in nichts, außer daß er ohne Morgen iſt. Er trinkt den Giftbecher wie ein gewöhnliches Getränk; er legt ſich zum Sterben nieder, wie zum Schlafen, ſo ſicher iſt er, daß die Götter vorher, nachher, überall daſind, und daß er in ihrem Schooß erwachen wird.“

„Diejenigen“, ſagt ein Kenner des Alterthums,*) „welche überzeugt ſind, daß kein großer Mann in der Geſchichte auftritt, der nicht ſeine Miſſion hat, d. i., der nicht ein Werkzeug für die Pläne der Vorſehung iſt, werden noch fragen, welches die wahre Miſſion des Sokrates war? Er glaubte ſich berufen ſeine Zeit zu regeneriren, die Athener zum Dienſte des Geiſtes und der Wahrheit zurückzuführen. Offenbar täuſchte er ſich; und ſeine Zeitgenoſſen ſelbſt haben ſeinen Irrthum erkannt. „„Er bewies,““ ſagten ſie, „„große Kraft, die Menſchen zu Tugend zu ermahnen, war aber nicht im Stande, ſie tugendhaft zu machen.““ Sein ihm von der Vorſehung geſtellter Beruf war alſo nur für die Zukunft berechnet; er bereitete für die Völker, zu denen allmälig die griechiſche Bildung hindrang, dem ſpäten Triumph des Spiritualismus über den Materialismus der ausgearteten Religionen des heidniſchen Alterthumes den Weg. In dieſem Sinne konnte man ſagen, daß er ein Vorläufer Chriſti war. Der Einfluß des Sokrates, der vor ſeinem Tode ſehr beſchränkt war, nahm ſeitdem durch die Schriften ſeiner Schüler und beſonders durch den Eindruck des wunderbaren Endes, welches ſeine Laufbahn krönte, fortwährend zu. Ein ſolches Beiſpiel konnte nicht verloren gehen; es war eine zu entſchiedene Proteſtation gegen die Erniedrigung der Geiſter, gegen die überwiegende Herrſchaft der Sinne und irdiſcher oder eitler Intereſſen.“

*) Lamartine in den »Meditationen.«

*) In einem Artikel der Bibliothèque de Geneve »über den Charakter und die Miſſion des Sokrates.« Vergl Magazin für die Literatur des Auslandes 1841. Nr. 141—144.

Viertes Buch.

1. Ageſilaos.
2. Epaminondas und Pelopidas.
3. Dion.
4. Timoleon.
5. Demoſthenes.
6. Phokion.

In der Geſchichte einer abgeſtorbenen Zeit iſt die Betrachtung der Heroen, welche über ihr ſchweben, ein tröſtliches und erhebendes Geſchäft.

Jakobs

Ageſilaos.

1. Ageſilaos Erziehung, Regierungsantritt und Heerfahrt nach Kleinaſien.

Archidamos, König der Lakedämonier, hinterließ nach einer ruhmvollen Regierung, in deren letzte Jahre der Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges fiel, zwei Söhne, Agis und Ageſilaos. Der Letztere, aus zweiter Ehe entſproſſen, war um vieles jünger als ſein Bruder, und da die Königswürde nach dem beſtehenden Geſetze dem Agis zukam, ſo wurde Ageſilaos in der Weiſe, wie jeder gewöhnliche Spartiat, erzogen. Mit Recht hat ein alter Dichter die ſpartiſche Erziehung „menſchenbändigend“ genannt, weil ſie die Bürger zum fügſamſten Gehorſam gegen die Geſetze zu gewöhnen wußte. Nur die zur königlichen Würde beſtimmten Kinder waren von dieſem Zwange frei. Als daher Ageſilaos ſpäter unvermuthet zur Regierung gelangte, hatte er dieſes vor andern Königen voraus, daß er auch zu gehorchen gelernt hatte. Neben ſeinen großen und königlichen Eigenſchaften, die er von Natur beſaß, zeichnete ihn ein herablaſſendes, menſchenfreundliches Betragen aus, wodurch er ſich weit beſſer als mancher andere Herrſcher in ſeine Untergebenen zu ſchicken wußte.

Schon als Knabe that er ſich unter denen, mit welchen er in einer Rotte (ſ. S. 12) ſtand, durch Ehrgeiz und feurigen Muth hervor. In allem wollte er der Erſte ſein; ſeine ungeſtüme Heftigkeit ließ ſich durch nichts zwingen noch bewältigen, und doch zeigte er auf der andern Seite ſo viel Folgſamkeit und Gelaſſenheit, daß er aus Furcht nichts, aus Ehrgefühl aber alles that, was man ihm befahl; denn Tadel dünkte ihn härter als ſchwere Arbeit. Um ſeines geſetzten Weſens willen wurde er der Liebling des Lyſandros. Er war klein von Wuchs, ſeine äußere Geſtalt verſprach wenig, zudem war er an einem Fuße lahm; aber ſeine heitere Gemüthsart, ſein unverwüſtlicher Frohſinn und ſeine Scherzhaftigkeit, die nichts Mürriſches und Unfreundliches weder in Wort noch Miene aufkommen ließen, machten ihn auch noch im Alter liebenswürdiger als ſchöne und wohlgeſtaltete Leute.

Als Agis nach ſieben und zwanzigjähriger Regierung im Jahre 397 vor Chr. geſtorben war, ſuchte Lyſandros, der ſeit dem Seekriege über die Athener zu Sparta im höchſten Anſehn ſtand, den Ageſilaos auf den Thron zu bringen, indem er den Leotychidas für einen unechten Sohn des verſtorbenen Königs erklärte, der auf die königliche Würde kein Anrecht habe. Auch viele der übrigen Bürger erklärten ſich wegen ſeiner Tüchtigkeit und weil er mit ihnen aufgewachſen und erzogen worden war, für den Ageſilaos und betrieben dieſe Sache mit großem Eifer. So geſchah es, daß Leotychidas von der Regierung ausgeſchloſſen und ſtatt ſeiner Ageſilaos zum Könige ernannt wurde.

Trotz der großen Beſchränkung, welche die Könige zu Sparta durch die Ephoren und Geronten (ſ. S. 10) erlitten, gelangte Ageſilaos bald zu großer Macht, ſo daß er alles vermochte, was er wollte. Er verdankte dies dem guten Einvernehmen, in welches er ſich mit jenen beiden Staatsgewalten zu ſetzen wußte. Die früheren Könige hatten mit denſelben beſtändig in Zwiſt und Streit gelebt; Ageſilaos dagegen behandelte ſie mit großer Zuvorkommenheit und fragte ſie bei jeder Unternehmung zuerſt um Rath. Hatten ſie ihn zu ſich berufen, ſo ging er mit ſchnelleren Schritten als gewöhnlich; ſaß er auf dem königlichen Stuhle und verrichtete ſein Amt, ſo verfehlte er nicht, wenn die Ephoren kamen, vor ihnen aufzuſtehn; auch ſchickte er jedem, der in die Geruſia oder den Rath der Alten gewählt worden war, einen Mantel und ein Rind zum Ehrengeſchenk. Indem er ſolchergeſtalt die Würde ihres Amtes zu ehren und zu erhöhen ſchien, mehrte er unmerklich ſeine eigene Macht und erweiterte durch kein anderes Mittel als die Zuneigung, die man ihm zollte, das königliche Anſehn.

Freilich machte er ſich durch ſeine Dienſtfertigkeit gegen die Freunde auch mancher ungerechten Handlung ſchuldig, indem er ſich nie entſchließen konnte, ſie wegen ihrer Fehltritte zu tadeln, ſondern ihnen darin noch behülflich war und ſich dadurch zum Genoſſen ihrer Vergehungen machte. Inſofern kann man ſagen, daß er als Feind ſich untadelhafter erwies denn als Freund; indem er ſeinen Feinden niemals auf ungerechte Weiſe ſchadete, ſondern ihnen vielmehr, wenn ſie ein Unfall betraf, vor allen Anderen Mitleid zollte und den erbetenen Beiſtand nicht verſagte. Dadurch gewann er dermaaßen die Herzen des Volkes, daß die Ephoren ſich veranlaßt fanden, ihn mit einer Geldſtrafe zu belegen, wofür ſie als Grund angaben: er habe die Bürger, welche dem Gemeinweſen angehörten, ſich zu eigen gemacht.

Kurz nach dem Regierungsantritte des Ageſilaos lief die Nachricht ein: Perſien betreibe gewaltige Rüſtungen zur See. Es war kein Zweifel, daß dieſe den Lakedämoniern gälten, und Lyſandros rieth auf das angelegentlichſte, man ſolle dem Feinde durch einen Einfall in Kleinaſien zuvorkommen. Ageſilaos erklärte vor der Volksverſammlung: er ſei bereit, dieſen Krieg, der in ſolcher

Digitized by Google

Ferne von Griechenland ein nicht unbedeutendes Wagniß erſchien, zu übernehmen, wenn man ihm dreißig Spartiaten zu Anführern und Rathgebern, zweitauſend Neubürger*) und ſechstauſend von den Bundesgenoſſen mitgeben wolle. Auf Lyſandros Verwendung wurde ihm dies alles gern bewilligt, und Ageſilaos fühlte ſich ihm für die Eröffnung einer ſo ruhmvollen Laufbahn weit mehr verpflichtet als dafür, daß er ihm zur königlichen Würde verholfen hatte.

Gleich dem Agamemnon gedachte er vor ſeiner Abfahrt von Aulis ein Opfer zu verrichten. Er ließ daher einen Hirſch mit Kränzen ſchmücken und befahl ſeinem Wahrſager, die Feier zu beginnen. Als die Vorſteher der Böotier dies erfuhren, ſchickten ſie eine Anzahl Reiter dahin, welche ihm nicht nur verboten, das Opfer zu vollziehen, weil es nicht in Gemäßheit der alten böotiſchen Gebräuche geſchehe, ſondern ſogar die bereits auf dem Altare liegenden Opferſtücke herabwarfen. Ageſilaos rief die Götter zu Zeugen an, beſtieg im Zorne ſeinen Dreiruderer und ſetzte nach Geräſtos auf Euboia über. Dort ſammelte er ſein Heer und lenkte darauf ſeinen Lauf nach Epheſos, 396 vor Chr. Der Vorfall zu Aulis ſchien ihm von übler Vorbedeutung, und die Aufnahme, welche er in Kleinaſien fand, gab ſeinem Unmuthe neue Nahrung. Alle Welt wandte ſich mit ſeinen Huldigungen dem herriſchen Lyſandros zu, welcher den König als erſter Rathgeber begleitete, während den prunkloſen und leutſeligen Ageſilaos faſt niemand der Beachtung für werth hielt, bis er durch gefliſſentliche Demüthigungen dieſen gefährlichen Nebenbuhler aus ſeiner Umgebung entfernte.*)

2. Krieg gegen die Perſer in Kleinaſien.

Gleich nach ſeiner Landung zu Epheſos kam eine Geſandtſchaft vom perſiſchen Satrapen Tiſaphernes mit der Anfrage, was der Zweck ſeiner Ankunft ſei? Ageſilaos gab zur Antwort: „daß auch die aſiatiſchen Städte der Griechen frei werden, wie die in unſerem Hellas.“ Darauf trug der Satrap ihm einen Waffenſtillſtand an, damit er zum Könige ſchicken und demſelben ein friedliches Abkommen empfehlen könne. Zwar nicht ohne Mißtrauen ging Ageſilaos doch auf dieſen Vorſchlag ein und hielt auch dann noch die beſchworene Waffenruhe, als er merkte, daß Tiſaphernes, ſtatt ſeinem eidlichen Verſprechen gemäß den Frieden zu betreiben, die gewonnene Friſt nur dazu benutzte, um friſche Truppen vom Könige an ſich zu ziehen und ſein Heer bedeutend zu verſtärken. Nachdem dies geſchehen war, ſchickte der treuloſe Satrap abermals zu Ageſilaos und erklärte ihm, wenn er nicht Aſien verließe, den Krieg. Die Lakedämonier, wie auch die Bundesgenoſſen, ſo viel ihrer mit ihm waren, geriethen darüber in große Beſtürzung, weil ihnen die Kriegsmacht, welche dem Ageſilaos zu Gebote ſtand, viel zu gering erſchien in Vergleich mit den Rüſtungen des Barbaren. Ageſilaos aber erklärte den Geſandten mit der heiterſten Miene: „Meldet dem Tiſaphern, ich wiſſe es ihm großen Dank, daß er durch ſeinen Meineid die Götter ſich verfeindet und dadurch den Beiſtand derſelben den Hellenen zugewendet hat.“ Sofort befahl er ſeinen Truppen ſich zum Marſche bereit zu halten; den Städten, welche auf dem Wege nach Karien lagen, kündete er an, daß ſie Märkte in Bereitſchaft zu halten hätten, den Aeolern, Joniern und Helleſpontiern endlich ließ er die Weiſung zugehn, die Truppen, die ſie zu ſtellen hätten, zu ihm nach Epheſos zu ſchicken. Alle dieſe Anordnungen ließen vermuthen, er werde, um den Tiſaphernes zu ſtrafen, in Karien einfallen, wo derſelbe ſeinen Wohnſitz hatte. Deshalb vereinte der Satrap in dieſer Landſchaft ſein ganzes Fußvolk und rückte mit der ſämmtlichen Reiterei in die Ebenen des Mäandros, in der Hoffnung, durch ſeine Ueberlegenheit in dieſer Waffengattung die Hellenen noch vorher zu erdrücken, ehe ſie jene für Reiter unzugänglichen Gegenden erreichten. Statt aber nach Karien ſich zu wenden, ſchlug Ageſilaos die ganz entgegengeſetzte Richtung nach Phrygien ein, eroberte, ohne Widerſtand zu finden, alle Städte auf dieſem Zuge und bekam, da man hier nirgends ſeinen Angriff erwartet hatte, eine Menge Reichthümer in ſeine Gewalt.

Er ſah jedoch ein, daß er ohne hinreichende Verſtärkung an Reiterei ſich in der Ebene nicht werde halten können; daher zog er ſich wieder gegen das Meer hin nach Epheſos zurück, um dort zunächſt genugſame Reiterei zuſammen zu bringen. Dies wußte er auf eine ſeine Weiſe ins Werk zu ſetzen. Er machte nemlich bekannt, daß jeder, der ein Roß, einen tüchtigen Mann und die nöthige Bewaffnung ſchaffte, perſönlich vom Kriegsdienſte befreit ſein ſollte. Dazu verſtanden ſich die Begüterten, welche die Mühen und Gefahren des Krieges ſcheuten, ſehr gern; und ſo kam die Ausrüſtung in kurzer Zeit zu Stande, indem man ſich ſo ſehr beeiferte, als handle es ſich darum, einen Stellvertreter für's Sterben zu ſchaffen. Ageſilaos aber bekam ſtatt verweichlichter und furchtſamer Leute eine Menge zum Kriege tauglicher Reiter zuſammen.

Mit Frühlingsanbruche hatte er ſein ganzes Heer in Epheſos verſammelt und ſtellte Kriegsübungen an, wobei er Preiſe ausſetzte für diejenigen aus jeder Waffengattung, welche die ihnen zukommenden Verrichtungen am beſten ausführten. In Folge deſſen ſah man alle Ringſchulen mit Kriegsleuten aus der Schaar der Schwerbewaffneten erfüllt, die Rennbahn ſtets von Reitern durchtummelt, hier Wurfſpießſchleuderer, dort Bogenſchützen in Uebung begriffen; auf dem Marktplatze wurden Pferde und Waffen aller Art feilgeboten; Metallgießer, Zimmerer, Schmiede, Sattler, Maler — alles verfertigte Kriegswerkzeuge, ſo daß die ganze Stadt den Anblick einer Kriegswerkſtätte darbot. Einen erhebenden Anblick gewährte es auch, wenn die Soldaten mit dem Ageſilaos an der Spitze bekränzt von den Uebungsplätzen zurückkehrten und der Artemis, welche zu Epheſos ihren berühmteſten Tempel hatte,**) ihre Kränze weiheten. „Denn wo Gottesfurcht waltet“ — ſagt Xenophon bei Gelegenheit dieſer Schilderung — „wo tägliche Kriegsübungen ſtattfinden und Mannszucht

*) Urſprüngliche Heiloten, welchen der Staat zur Belohnung im Kriege geleiſteter Dienſte die Freiheit und eine Art von Bürgerrecht ertheilt hatte.

*) Das Nähere hierüber ſ. S. 144.

**) Vergl. Apoſtelgeſch. 19, 23—40.

Digitized by Google

geübt wird, darf da nicht alles mit Fug und Recht voll guter Hoffnung sein?“ Wohlwissend, daß Geringschätzung des Feindes die Kampflust anfache, ließ Agesilaos die gefangenen Barbaren, welche durch die Herolde auf dem Markte zum Verkaufe ausgestellt wurden, nackend ausziehen. Zu den prächtigen Kleidern derselben fanden sich viele Käufer, die Leute selber aber mit ihren ungebräunten Leibern, die niemals entblößt worden, und den zarten, zu jeder Anstrengung unfähigen Gliedern, mochte niemand kaufen. Da trat Agesilaos hinzu und rief aus: „Seht, das sind die Leute, gegen die ihr streitet, und dies die Dinge, um die ihr streitet.“ Die Soldaten lachten; der bevorstehende Krieg kam ihnen vor wie ein Feldzug gegen Weiber.*)

Als es Zeit war, wieder ins Feld zu rücken, machte Agesilaos bekannt, daß er in Lydien einrücken werde. Tisaphernes, der vorigen Ueberlistung eingedenk, traute diesmal der Aufrichtigkeit jener Bekanntmachung nicht und besetzte wiederum Karien, indem er meinte, daß der Gegner seinen jetzt ernstlich gemeinten Einfall in diese Landschaft nur verheimlichen wolle. Allein er hatte sich selbst getäuscht und Agesilaos rückte wirklich, wie er vorhergesagt hatte, in die sardische Ebene. Sobald Tisaphernes seinen Irrthum inne wurde, eilte er dem Lande mit einer gewaltigen Kriegsmacht zu Hülfe, wurde aber am Paktolos völlig geschlagen und büßte sogar in Folge dieses Unfalls selber das Leben ein; denn der König schickte auf erhaltene Nachricht sofort einen anderen Satrapen, Namens Tithraustes, mit dem Auftrage ab, dem Tisaphern zur Strafe für seine üble Kriegsführung den Kopf abzuhauen.

Nachdem Tithraustes seinen Auftrag vollzogen hatte, ließ er dem Agesilaos folgende Botschaft zugehen: „Der Anstifter der Händel zwischen euch und uns hat seine Strafe erhalten, nun macht der König dir den Vorschlag, daß die griechischen Städte in Asien ihren alten Tribut zahlen, im Uebrigen aber frei sein sollen und du sofort absegelst in deine Heimath.“ Agesilaos erwiederte: Frieden zu machen, hinge nicht von ihm, sondern von der Genehmigung des spartischen Staates ab; worauf jener ihm wieder sagen ließ: „So kannst du wenigstens, bis du von zuhause Befehl erhalten hast, in das Gebiet des Pharnabazos hinübergehn, da ja auch ich dir einen Feind vom Halse geschafft habe.“ Um sich dem Tithraustes dafür gefällig zu erweisen, daß er einem so bösartigen und gegen die Hellenen höchst feindselig gesinnten Manne, wie Tisaphern gewesen, seinen Lohn gegeben hatte, ging Agesilaos auf diesen Vorschlag ein, nachdem er sich noch dreißig Talente Unterhaltungskosten für sein Heer hatte auszahlen lassen, und zog nach Phrygien in des Pharnabazos Gebiet.

Auf dem Marsche dahin erhielt er die Nachricht, daß ihm die Regierung seiner Heimath auch den Oberbefehl über die Flotte anvertraue und seinem Gutdünken die Wahl des Flottenführers überlasse. Diese Ehre ist sonst keinem spartischen Könige oder Feldherrn wiederfahren als dem Agesilaos. Demzufolge trug er den Küstenstädten und Inseln auf, eine beliebige Anzahl Dreiruderer zu erbauen. Auf diese Weise erhielt er einen Zuwachs von hundert und zwanzig neuen Schiffen und gab der Flotte seinen Schwager Peisandros zum Führer.

Hierauf fiel er sengend und brennend in Phrygien ein, verbündete sich durch Vermittelung des vornehmen Persers Spithridates, welcher schon früher zu ihm übergegangen war, mit dem mächtigen Fürsten Kotys von Paphlagonien und rückte endlich gegen Daskylion, die Residenz des Pharnabazos, in deren Umgebung eine Menge großer Ortschaften lagen, wo alle Bedürfnisse in Ueberfluß vorhanden waren, auch die schönsten Jagden, theils in Thiergärten, sogenannten Paradiesen, theils im Freien, ein Fluß, der die Gegend umfloß, reich an Fischen aller Art, und endlich die trefflichste Gelegenheit zum Vogelfang, denn Vögel gab es in Menge. Hier wurden die Winterquartiere aufgeschlagen, während Pharnabazos selbst sich nicht einmal mehr auf seine festen Plätze verließ, sondern mit den meisten seiner Schätze unstät im Lande umherzog und bald da bald dort sein Lager aufschlug. Endlich suchte er durch einen gewissen Apollophanes, welcher ein Gastfreund sowohl des Pharnabaz als des Agesilaos war, bei Letzterem um eine Unterredung nach, welche ihm derselbe gewährte.

Agesilaos, welcher zuerst an dem bestimmten Platze erschienen war, saß in der Mitte seiner Dreißig*) am Boden im Grase und erwartete so die Ankunft des Satrapen. Dieser erschien in einem reichen, prächtigen Gewande; seine Diener breiteten ein weiches Ruhekissen aus, auf welchem die Perser zu sitzen pflegen. Da er aber den unscheinbaren Aufzug des Agesilaos gewahrte, schämte er sich, so weichlich zu sein, und setzte sich gleichfalls so, wie er war, auf die Erde nieder. Nachdem sie sich gegenseitig begrüßt hatten, reichte Pharnabazos die Rechte, welche Agesilaos ergriff. Hierauf begann jener die Unterredung, denn er war der Aeltere: „Agesilaos und alle ihr gegenwärtigen Lakedämonier! ich war euer Freund und Bundesgenosse, so lange ihr die Athener bekriegtet, machte eure Seemacht durch Darreichung von Geldmitteln stark, zu Lande kämpfte ich selber als Reiter für eure Sache und verfolgte die Feinde bis an's Meer. Daß ich jemals zweideutig wie Tisaphernes in That oder Wort mich gegen euch benommen hätte, wird mir wohl nicht zur Last gelegt werden können. Gleichwohl sehe ich mich nun durch euch in eine solche Lage versetzt, daß ich auf meinem eigenen Grund und Boden keine Mahlzeit halten kann, es sei denn, daß ich auflese, was ihr übrig lasset, gleich den Thieren des Feldes. Was mir mein Vater hinterlassen hat, die schönen Paläste und Gärten voller Bäume und Thiere, vormals meine Lust und Freude, das sehe ich alles niedergebrannt und verwüstet. Sollte ich mich denn wirklich nicht darauf verstehen, was recht und heilig ist, nun so belehrt mich, wie ein solches Verfahren sich mit der Ehre von Männern verträgt, welche wissen, was Dankbarkeit erheische.“

So sprach er; die Dreißiger schwiegen still und schlugen vor Schaam die Augen nieder, denn sie fühlten, daß dem Manne Unrecht geschehen sei. Nach einer Weile begann Agesilaos: „Ich denke, Pharnabazos, dir sei be-

*) So will's die Ordnung und so sei's. Es herrsche
Der Grieche und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht und jener frei geboren!
Euripides: Iphigenie in Aulis, übers. v. Schiller. Akt III. Sc. 5.

*) Nemlich der ihm zugeordneten dreißig Rathgeber.

kannt, daß auch zwiſchen den Bürgern helleniſcher Städte Gaſtfreundſchaften geſchloſſen werden. Wenn aber zwiſchen dieſen Städten Krieg ausbricht, ſo kämpft jeder auf Seiten ſeiner Mitbürger auch gegen ſeine Gaſtfreunde, und ſo kann es ſich ſogar treffen, daß ein Gaſtfreund den anderen tödtet. So gehet es uns jetzt mit euch: mit eurem Könige in Krieg begriffen, waren wir genöthigt, alles, was ſein iſt, für feindlich anzuſehn, während uns ſonſt über alles erwünſcht geweſen wäre, mit dir Freund zu ſein. Hätteſt du nur die Wahl zwiſchen zwei Gebietern, nemlich zwiſchen dem Könige und uns, ſo würde ich dir nicht zu einem ſolchen Tauſche rathen. Nun aber bietet ſich dir vielmehr Gelegenheit, indem du auf unſre Seite trittſt, dich vor niemand mehr beugen zu müſſen, keinen Gebieter zu haben, ſondern im unbeſchränkten Genuſſe des deinigen zu leben; und ich ſollte meinen: Freiheit müſſe alle Schätze der Erde aufwiegen. Jedoch muthen wir dir mit nichten zu, arm zu werden, um frei zu ſein; vielmehr ſollſt du, in Bundesgenoſſenſchaft mit uns, nicht des Königes, ſondern deine eigne Herrſchaft erweitern, ſo daß künftig diejenigen, welche jetzt noch deine Mitknechte ſind, künftig deine Untergebenen werden. Da du mithin frei und mächtig zugleich würdeſt, was fehlte dir dann noch, um vollkommen glücklich zu ſein?“ Pharnabazos erwiederte: „Soll ich euch frei und offen herausſagen, was ich zu thun willens bin!“ — „Das ſteht bei dir.“ — „Wenn der König einen anderen Statthalter ſendet,“ fuhr jener fort, „und mich demſelbigen unterordnet, ſo will ich euer Freund und Bundesgenoſſe werden; wenn er aber mir den Oberbefehl überträgt; ſo ſollt ihr wiſſen, daß ich — wie mir die Ehre gebietet — aus aller Kraft und Vermögen euch bekämpfen werde.“ Als Ageſilaos das vernahm, ergriff er des Satrapen Hand und ſprach: „Könnteſt du nur unſer Freund werden, Beſter, da du ſolche Geſinnungen haſt! Indeß — das ſollſt du wiſſen“; ſprach er, „daß ich jetzt ſo ſchnell als möglich dein Gebiet räumen werde; und von nun an, auch wenn dieſer Krieg noch länger währt, ſollſt du, ſo lange wir noch einen andern Gegner zu bekämpfen haben, ſammt dem Deinigen unangefochten bleiben.“

Damit endigte ſich die Unterredung. Pharnabazos beſtieg ſein Pferd und ritt hinweg. Sein Sohn aber, noch ein blühender Jüngling, auf welchen der Anblick des helleniſchen Helden einen tiefen Eindruck gemacht hatte, war zurückgeblieben, lief herzu und ſprach: „Ich biete dir Gaſtfreundſchaft, Ageſilaos!“ — „Ich nehme ſie an!“ erwiederte dieſer. — „Nimm dies zum Andenken!“ ſprach jener und reichte damit dem Ageſilaos ſeinen Speer, welcher

ſehr ſchön war. Der König nahm ihn an und ſchenkte ihm als Gegengabe einen ſchönen Pferdeſchmuck. Darauf ſchwang ſich der Jüngling auf ſein Roß und jagte dem Vater nach.

In ſpäteren Jahren traf ihn das Schickſal, daß er in Abweſenheit des Pharnabazos von ſeinen Brüdern aus Haus und Herrſchaft verſtoßen und des Landes verwieſen wurde. Er ſuchte eine Zuflucht im Peloponnes, wo Ageſilaos, eingedenk der geſchloſſenen Gaſtfreundſchaft, ſich ſeiner überall mit großer Sorgfalt annahm.

Nach jener Unterredung mit Pharnabaz zog ſich Ageſilaos ſeinem Verſprechen gemäß aus deſſen Gebiet hinweg und verſtärkte ſein Heer zu neuer Heerfahrt. Es waren nun zwei Jahre ſeit dem Beginn des aſiatiſchen Feldzugs verfloſſen und ein ſtarkes Gerücht vom Ageſilaos hatte ſich bis in das Innere Aſiens verbreitet. Vor allem

erregten seine Enthaltsamkeit, Einfachheit und Mäßigung die höchste Bewunderung. Auf seinen Märschen nahm er niemals in Privathäusern Quartier, sondern übernachtete entweder in einem Tempel oder auf einem öffentlichen Platze, damit er Götter und Menschen zu Zeugen seiner Handlungen mache und sich selbst verhindere, etwas Unanständiges zu begehen. Kein Soldat hatte ein schlechteres Lager als er. Gegen Frost und Hitze verhielt er sich so, als wäre er nur dazu geschaffen, jede Witterung, wie sie Gott gegeben, zu ertragen. Dabei war es für die in Asien wohnenden Griechen das angenehmste Schauspiel, zu sehen, wie die sonst so unerträglich stolzen, in Prunk und Ueppigkeit fast zerfließenden Statthalter und Kriegsherren sich vor einem Manne, der in einem schlechten, abgetragenen Mantel einherging, unterthänig schmiegten und auf ein einziges, kurzes, lakonisches Wort sich selber Gewalt anthaten und ihr ganzes Benehmen änderten.

Wie mächtig war die Wandelung der öffentlichen Zustände, seitdem Agesilaos den asiatischen Boden betreten hatte! Kleinasien war erschüttert und neigte sich zum Abfall von den Persern; in den dasigen Städten war die Ordnung hergestellt und ihrer Verfassung ohne Hinrichtungen und Landesverweisungen die geeignete Form gegeben. Jetzt gedachte Agesilaos vorwärts zu gehen, den Krieg vom hellenischen Meere in das Innere Asiens zu verlegen und mit dem Könige um Leib und Leben und um die Herrlichkeiten Ekbatanas und Susas*) zu kämpfen. Mitten unter diesen großen Entwürfen brachte ihm der Spartiat Epikydidas den Befehl der Ephoren, auf's eiligste nach Hause zurückzukehren, da sein Vaterland mit einem schweren Kriege bedroht sei. Dies war ein Werk des schlauen Tithraustes. Unfähig, mit Waffengewalt den Agesilaos aus Asien zu vertreiben, hatte er den Rhodier Timokrates mit funfzig Talenten nach Griechenland geschickt, um durch Bestechung der Volksführer in Argos, Korinth, Theben und Athen einen Sturm gegen Sparta heraufzubeschwören, welcher diesen Staat zur Rückberufung des Agesilaos nöthigte. So sah sich denn unser Held zu seinem großen Schmerze durch die Griechen selber in seinem siegreichen Laufe aufgehalten und durch die Zwietrachtigkeit seiner Volksgenossen genöthigt, einen für sie alle rühmlichen und heilsamen Kampf gegen den gemeinsamen Feind aufzugeben. Indeß, so schimpflich dieser Rückzug für diejenigen war, welche ihn herbeigeführt hatten, so muß er anderseits für die größte und erhabenste aller Thaten des Agesilaos gelten: er überwand sich selbst und gab das herrlichste Beispiel von folgsamer Unterordnung des eignen Willens unter den seiner Obrigkeit.*) Sobald der Rollbrief der Ephoren in seine Hände kam, entsagte er willig und gern seinem Glücke, der um ihn versammelten Macht und allen den schönen Hoffnungen glänzender Thaten, trat zurück vom unvollendeten Werke und hinterließ seinen Bundesgenossen innige Sehnsucht nach ihm.

„Der König von Persien treibt mich mit zehntausend Bogenschützen aus Asien!“ sprach er beim Scheiden; denn so viel Goldstücke, nach persischer Sitte mit dem Gepräge eines Schützen bezeichnet, hatte man unter die Demagogen zu Athen und Theben vertheilen lassen, damit sie das Volk zum Kriege gegen Lakedämon aufwiegeln sollten.

3. Agesilaos siegreiche Heimfahrt. Sparta auf der Höhe seiner Macht.

Agesilaos nahm seinen Rückweg über den Hellespont durch Thrakien, ohne erst die dort wohnenden barbarischen Völkerschaften um Erlaubniß zum Durchzug zu bitten; nur anfragen ließ er, ob er als Freund oder Feind durch ihr Land ziehen solle und schlug den Widerstand, wo er ihm begegnete, aus dem Wege. Als der König der Makedonier auf obige Frage antworten ließ: er wolle sich die Sache überlegen, versetzte Agesilaos: „Gut, er mag sie überlegen; wir wollen indeß weiterziehn!“ Den König bestürzte diese Kühnheit dermaaßen, daß er ihm schleunig sagen ließ: er möge immerhin als Freund durchziehn. Durch Thessalien, welches sich mit den Feinden verbündet hatte, mußte er sich den Weg mit dem Schwerte bahnen und überwand die Pharsalier bei Narthakion. Dieser Sieg machte ihm um so größere Freude, weil er blos mit der durch ihn erst zusammengebrachten Reiterei diejenigen in die Flucht geschlagen, die sich eben auf ihre Geschicklichkeit im Reiterdienste von jeher viel einbildeten.

Hier kam ihm von zuhause her der Befehl entgegen, unverzüglich in Boiotien einzufallen. Wiewohl er nun in Absicht gehabt, diesen neuen Feldzug erst von Sparta aus mit einem besser ausgerüsteten Heere zu eröffnen, so glaubte er doch, seinen Vorgesetzten den Gehorsam nicht versagen zu dürfen, und kündigte seinen Kriegsleuten an: der Tag sei nahe, zu dem sie aus Asien herübergekommen. Hierauf rückte er, nachdem er, so viel er konnte, Verstärkungen an sich gezogen, durch die Thermopylen und Phokis in Boiotien ein und stieß bei Koroneia auf das Heer der Thebäer und Argeier, 394 vor Chr. Das Treffen war von wechselndem Glück und äußerst hitzig. Agesilaos selbst wurde mit Wunden bedeckt und nur durch die aufopfernde Tapferkeit von funfzig Jünglingen, welche freiwillig von Sparta der ihm zum Beistand entgegen gezogen waren, dem Schlachtgewühle entrissen. Die Lakedämonier behaupteten die Wahlstatt, und am andern Morgen suchten die Thebäer um die Beerdigung ihrer Todten nach. Nachdem er den Feinden einen Waffenstillstand verwilligt hatte, ließ er sich nach Delphoi bringen, wo man eben die pythischen Spiele feierte. Hier weihete er dem Gotte den zehnten Theil der aus Asien mitgebrachten Beute, welcher sich auf hundert Talente belief, und kehrte dann zu Schiffe nach Sparta heim.

Hier gewannen ihm sein Benehmen und seine Lebensweise völlig die Liebe und Achtung der Bürger. Denn er kam nicht wie die meisten Feldherren Spartas verändert an Sitte und Denkart aus der Fremde zurück, sondern ehrte und liebte gleich denen, welche noch nie über den Eurotas hinausgekommen waren, die heimathlichen Ge-

*) Jenes, in Medien gelegen, war die Sommerresidenz, dieses, in der Provinz Susiana, war der Winteraufenthalt der persischen Könige.

*) Der ist der bärtre Kampf gelungen,
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen
Schiller's Kampf mit dem Drachen

bräuche und nahm weder mit dem Mahle noch dem Bade noch der Bedienung ſeiner Gemahlin noch dem Schmucke der Waffen oder der Einrichtung ſeiner Wirthſchaft eine Veränderung vor. Ließ er doch ſelbſt die Thüren ſeines Hauſes ſo, wie er ſie vorfand, obwohl ſie ſo alt waren, als ſtammten ſie aus der Zeit der Herakleiden. Seine Tochter durfte keinen ſchöneren Wagen haben, wenn ſie zum Feſte der Hyakinthien fuhr, als die anderen Jungfrauen; und dem weiſen Schüler des Sokrates, Xenophon, den er immer um ſich hatte, gab er den Rath, er ſolle ſeine Söhne nach Lakedämon kommen laſſen, damit ſie, nach Spartiatenart erzogen, die ſchönſte aller Wiſſenſchaften lerneten: zu gehorchen und zu befehlen. Uebrigens war Ageſilaos gegen ſeine Kinder ein ungemein liebevoller Vater. Man erzählt, daß er mit ihnen, als ſie noch klein geweſen, öfter auf einem Stecken herumgeritten ſei und einen ſeiner Freunde, welcher einſtmals dazu kam, gebeten habe, nicht eher jemanden etwas davon zu ſagen, als bis er ſelber Kinder habe.*)

Während der folgenden Jahre wurde zu Land und zu Waſſer mit abwechſelndem Glücke, aber ohne eine große und entſcheidende Waffenthat der ſogenannte korinthiſche Krieg geführt. Athen hatte dem ſpartiſchen Helden damals zwei ausgezeichnete Feldherren entgegenzuſtellen, Konon und Iphikrates. Die edelſten Kräfte wurden in jahrelangem Blutvergießen durch einen Krieg vergeudet, welcher Griechenland ohnmächtig machte, während er dem durch Ageſilaos tiefgedemüthigten Feinde aller Hellenen zu neuen Kräften half. Jeder Sieg, auf welche Seite er auch fiel, war darum ein beweinenswerthes Ereigniß, ſo daß Ageſilaos einſt bei der Nachricht einer gewonnenen Schlacht, welche den Gegnern zehntauſend Mann gekoſtet hatte, in die Worte ausbrach: „Wehe dir, Griechenland, daß du dich ſelbſt um ſo viele Männer gebracht haſt, die, wenn ſie noch lebten, alle Barbaren zuſammen im Streite leicht überwinden könnten!“

Seitdem Konon, mit dem Satrapen Pharnabazos verbunden, in dem Seetreffen bei Knidos 394 vor Chr. den Peiſandros geſchlagen und erſchlagen und die lakedämoniſche Seemacht vernichtet hatte, konnte Sparta auf dem Meere nirgends mehr Widerſtand leiſten. Konon verwüſtete die Küſten Lakoniens; Athen befeſtigte ſich auf's neue mit Hülfe perſiſchen Geldes. Da wußte Sparta durch einen verrätheriſchen Frieden ſeine im Sinken begriffene Herrſchaft mit einem Male wieder zu gewinnen und zu befeſtigen. Es ſchickte den Antalkidas als Unterhändler an den Satrapen Tiribazos. Seine Anträge fanden beifälliges Gehör. Tiribazos berief die Abgeordneten aller griechiſchen Staaten, welche zum Frieden geneigt waren, zu ſich und legte ihnen im Namen des Königes ſeines Herren die von Antalkidas vorgeſchlagenen Friedensartikel vor: „die Städte in Aſien, desgleichen die Inſeln Klazomenä und Cypern ſind Eigenthum des Königs von Perſien; alle übrigen helleniſchen Staaten und Städte ſollen frei und unabhängig ſein mit Ausnahme der von altersher den Athenern gehörenden Inſeln Lemnos, Imbros, Skyros. Wer von beiden Theilen dieſen Frieden nicht annimmt, wird von dem Perſerkönige und den ihm Gleichgeſinnten als Feind behandelt werden.“

Dieſer ſogenannte Friede des Antalkidas wurde im Jahre 387 a. Chr. abgeſchloſſen und beſchworen. Er gab die aſiatiſchen Griechen, für deren Befreiung die europäiſchen Hellenen ſeit länger als einem Jahrhundert mit ſo viel Anſtrengungen und Ruhm gekämpft hatten, auf die widerrechtlichſte Weiſe der perſiſchen Herrſchaft preis und erkannte dieſe Herrſchaft als zu Recht beſtehend an. Daher iſt dieſer Friede bei Mit- und Nachwelt mit Schmach belegt geweſen, welche vor allem die Lakedämonier als Urheber, Vollſtrecker und Gewährleiſter getroffen hat. Ageſilaos verbarg ſeine Schaam darüber hinter einem Wortſpiel. Als jemand ſpöttiſch zu ihm ſagte: „Die Spartaner perſern*);“ antwortete er: „Nein, die Perſer ſpartanern!“ Für ſeinen eigenen Vortheil freilich hatte Sparta dabei trefflich geſorgt. Durch die Selbſtändigkeitserklärung aller helleniſchen Städte wurden die größeren Staaten ihrer Macht, die kleineren ihrer Schutzherren beraubt, während Sparta, ſeit alten Zeiten mit Lakedämon und Meſſenien zu einem Staate verbunden, keine weſentliche Einbuße erlitt. Durch die erzwungene Vereinzelung ſeiner Gegner ſtand Sparta wieder in ungefährdeter Macht und Größe da. Man hätte ihm wie jener Königin nach ihrem verbrecheriſchen Siege zurufen können:

Die Gegnerin iſt todt. Du haſt von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchſt nichts mehr zu achten!**)

Und in der That achtete es auch nichts mehr, auch nicht den von ihm ſelbſt beſchworenen Friedensvertrag und bereitete ſich dadurch wider aller Erwarten einen jähen Sturz von ſeiner Höhe.

4. Sparta im Kampfe mit den Thebäern.

Mitten im Frieden bemächtigte ſich Phoibidas, der Spartiat, als er, auf dem Marſche gegen die Stadt Olynthos begriffen, bei Theben vorüberzog, der thebiſchen Burg Kadmeia. Ganz Griechenland gerieth über dieſe ſchändliche That in Unwillen, und die Spartiaten zogen den Phoibidas zur Rechenſchaft, da er ohne höheren Befehl und völlig eigenmächtig gehandelt habe. Ageſilaos aber trug kein Bedenken, ſich des Phoibidas anzunehmen, indem er öffentlich erklärte: es komme bei der Beurtheilung dieſes Verfahrens nur darauf an, ob es einigen Vortheil bringe; denn was für Lakedämon nützlich ſei, das dürfe man aus eignem Antrieb auch ohne höheren Auftrag thun. So wurde denn Phoibidas zum Scheine zwar beſtraft, indem man ihn von ſeiner Stelle entfernte und mit einer Geldbuße belegte; aber den Vortheil ſeines Verbrechens ließ Sparta ſich nicht entgehen. Die Kadmeia blieb beſetzt, und unter lakedämoniſchem Schutze übten Archias und Leontidas, durch deren Hülfe jene

*) Heinrich IV. von Frankreich hatte einſt ſeinen jungen Thronerben auf den Rücken genommen und trabte mit ihm im Zimmer herum, als der ſpaniſche Geſandte zu ihm eintrat. »Herr, haben Sie auch Kinder?« fragte ihn der König. »Ja wohl, Sire,« antwortete jener. »Nun gut,« fuhr der König fort, »dann werden Sie es auch nicht übel nehmen, wenn ich erſt meinen Ritt vollende.«

*) d. i. ſie halten's mit den Perſern.

**) Schiller: Maria Stuart, letzte Scene.

Burg den Lakedämoniern in die Hände geſpielt worden, eine völlige Zwingherrſchaft über ihre Vaterſtadt. Als daher die Thebäer mit Hülfe des Pelopidas und ſeiner Mitverſchworenen die Tyrannen ſtürzten und die ſpartiſche Beſatzung aus der Burg verjagten*), brach die Fehde zwiſchen Sparta und Theben von neuem aus. Anfangs nahm zwar Ageſilaos nicht perſönlich an dieſem Kriege Theil, da er dem Geſetz gemäß nach mehr als vierzigjährigem Kriegsdienſte nicht mehr waffenpflichtig war; ſpäterhin aber leiſtete er auf dieſe Vergünſtigung Verzicht, machte zwei Jahre hinter einander Einfälle in das boiotiſche Gebiet und fügte zwar den Thebäern vielen Schaden zu, erlitt aber auch wiederum von ihnen manchen Verluſt. Daher mußte er ſich, als er einſt ſogar verwundet wurde, den bittern Spott ſeines Gegners Antalkidas gefallen laſſen: „Wahrlich! du bekommſt ein ſchönes Lehrgeld von den Thebäern dafür, daß du ſie wider ihren Willen Krieg führen gelehrt haſt, wovon ſie vorher nichts verſtanden.“ Auch die Bundesgenoſſen der Lakedämonier waren auf Ageſilaos ſehr ungehalten, weil er die Thebäer nicht um einer öffentlichen Beſchwerde willen, ſondern blos aus Haß und Eiferſucht zu vernichten ſuche. Sie waren des langen Krieges müde, der ihre Kräfte zwecklos erſchöpfte; endlich ließen die vielen Unglücksfälle, von welchen Sparta damals zu Waſſer und zu Land betroffen wurde, es auch den Lakedämoniern rathſam erſcheinen, einen allgemeinen Frieden zu ſchließen.

Dieſer Friede kam auf der Grundlage des antalkidiſchen zu Stande. Allen helleniſchen Staaten wurde eine völlige und wahrhafte Selbſtändigkeit zugeſichert; namentlich verpflichtete ſich Sparta, ſeine Statthalter und Beſatzungen aus allen Orten, wo dieſelben ſich noch befänden, zurückzurufen. Da aber die Thebäer aus Furcht, gegen den Haß der Lakedämonier völlig macht- und waffenlos zu werden, ſich weigerten, die boiotiſchen Städte freizugeben, wenn Sparta nicht daſſelbe in Anſehung Lakoniens und Meſſeniens thue, ſo brach der Kampf zwiſchen beiden Staaten von neuem aus.

Die Ephoren ſchickten dem König Kleombrotos, welcher damals mit einer Armee in Phokis ſtand, Befehl zu, unverzüglich gegen Theben in's Feld zu rücken. Zu gleicher Zeit beſchickten ſie alle ihre Bundesgenoſſen, welche zwar nur mit großer Unluſt dieſem neuen Kriegsrufe Folge leiſteten, ſich aber noch nicht getraueten, den Lakedämoniern zu widerſprechen oder den Gehorſam aufzuſagen. Aber dieſer freventliche Uebermuth Spartas rächte ſich ſchnell und ſchwer. Zwanzig Tage nach jenem Friedensvertrage, von welchem man Theben ausgeſchloſſen hatte, kam es zur Schlacht bei Leuktra (371 vor Chr.), in welcher viertauſend Lakedämonier ſammt dem Könige Kleombrotos und vierhundert der tapferſten Spartiaten den Tod fanden.

Sparta ſetzte der Größe ſeines Unglücks die Unbeugſamkeit ſeines Charakters entgegen. Man feierte gerade das Feſt der Gymnopädie**): die Stadt war voller Fremder, im Theater führten die Chöre den feſtlichen Reigen auf, als die Boten von Leuktra eintrafen und die Niederlage des Heeres meldeten. Die Ephoren ſahen ſogleich ein, daß dieſer Schlag der Herrſchaft Spartas ein Ende mache und das Vaterland in die äußerſte Gefahr verſetze; gleichwohl ließen ſie weder den Chor abtreten, noch ſonſt etwas an der Einrichtung des Feſtes ändern, ſondern ſchickten blos die Namen der Gefallenen den Hinterbliebenen in's Haus und fuhren mit der Feier der Spiele fort. Am andern Morgen, als jedermann wußte, wer geblieben und wer davon gekommen, begaben ſich die Väter, die Verwandten und Freunde der Gefallenen auf den Markt, grüßten einander mit heiterem Angeſicht und waren voller Stolz und Freude; dagegen hielten ſich die Angehörigen derer, welche ſich aus der Schlacht gerettet hatten, wie Trauernde daheim, und wenn jemand von ihnen nothgedrungen öffentlich erſcheinen mußte, verrieth ſeine ganze Haltung, wie gebeugt und niedergeſchlagen er ſei. Selbſt die Frauen und Mütter der Gefallenen erhoben kein Klagegeſchrei, ſondern beſuchten in feſtlichem Aufzuge die Tempel und traten einander mit fröhlichen und ſtolzen Mienen entgegen.

Die Zahl derjenigen, welche ſich in der Schlacht feig bewieſen und vor dem Feinde geflohen waren, war ſo groß, daß, wenn man ſie mit den vom Geſetze vorgeſchriebenen ſchimpflichen Strafen hätte belegen wollen, ein förmlicher Aufſtand zu befürchten geweſen wäre. Man übertrug dem Ageſilaos die Entſcheidung, und dieſer erklärte: „Heute muß man die Geſetze ſchlafen laſſen, aber von heute an ſollen ſie hinfort in voller Geltung ſtehn.“

Um den Muth des geſchlagenen Heeres durch etliche glückliche Waffenthaten wieder zu beleben, machte er einen Einfall in Arkadien, aber bald darauf (370) rückte der Heerführer der Thebäer, Epaminondas, an der Spitze eines Heeres von beinahe vierzigtauſend Schwerbewaffneten, in Lakonien ein. Dieſem Heere folgte noch eine Menge leichter Truppen und Unbewaffneter zum Plündern nach, ſo daß im Ganzen eine Macht von ſiebenzigtauſend Mann das lakoniſche Gebiet überſchwemmte. Es waren jetzt nicht weniger als ſiebenhundert Jahre, ſeitdem die Dorier Lakedämon bewohnten (ſ. S. 4), aber während dieſes ganzen Zeitraums geſchah es damals zum erſten Male, daß ein feindliches Heer dieſes Gebiet zu betreten wagte. Zum erſten Male erlitten die Gefilde am Eurotas Verwüſtung durch Feuer und Schwert; die Spartiaten mußten es ruhig geſchehen laſſen. Ageſilaos nemlich geſtattete den Lakedämoniern nicht, gegen einen ſo gewaltigen Strom und Woge des Krieges anzukämpfen, ſondern hielt den mittleren Theil und die wichtigſten Punkte der offenen Stadt mit Geharniſchten beſetzt und ließ die Drohungen und höhniſchen Reden der Thebäer, womit ſie ihn zum Kampf herausforderten, geduldig über ſich ergehen. Wer mag es ermeſſen, wie ſchwer ihm ſeinen verhaßteſten Feinden gegenüber dieſe Mäßigung geworden iſt? Aber faſt noch mehr kränkte ihn im Stillen das unruhige Getümmel, welches die ganze Stadt bewegte, dieſes Schreien und Hin- und Wiederlaufen der Greiſe, denen ein ſolches Ereigniß unerträglich war, ſo wie der Weiber, die ſich nicht mehr beruhigen wollten, ſondern bei dem Geſchrei und den aufflammenden Wachtfeuern der Feinde ganz von Sinnen kamen. Hatte doch Ageſilaos ſelbſt ſonſt öfter mit Wohlgefallen auf jenen Vorzug Spartas rühmend hingewieſen:

*) Das Nähere ſiehe in der folgenden Lebensbeſchreibung.

**) Bei dieſem Feſte wurden von nackten Knaben Chortänze aufgeführt und Leibesübungen angeſtellt.

daß noch nie ein lakedämoniſches Weib den Rauch eines feindlichen Lagers geſehen habe. Dieſer Ruhm war nun dahin; Ageſilaos betrauerte ſeine große Vergangenheit: er hatte ſeine Vaterſtadt auf dem höchſten Gipfel der Macht gefunden und unter ſeiner Regierung mußte ſie auch ihren tiefſten Fall erleben. Dabei Verrath, Verſchwörung und meuteriſche Geſinnung um und neben ihm. Manche ſchrieben jetzt ungeſcheut das Unglück der Stadt dem Umſtande zu, daß man den Ageſilaos, wie ſie ſagten, widerrechtlich und trotz der Warnung des Orakels auf den Thron erhoben habe. Eine Menge der Perioiken und Heiloten (ſ. S. 8), welche im Heere dienten, gingen des Nachts zu den Feinden über; und mehr als einmal bereiteten die Uebelgeſinnten im Innern der Stadt ſelber eine gewaltſame Umwälzung vor. Dies alles aber ſchreckte und beugte den Ageſilaos nicht; durch Feſtigkeit, Vorſicht und raſches Handeln im entſcheidenden Augenblicke, wußte er allen Gefahren zu begegnen und das glimmende Feuer der Empörung zu erſticken.

Indeſſen ſchickten die Feinde ſich an, über den Eurotas zu ſetzen und mit Gewalt in die Stadt einzudringen. Da eben Schnee gefallen war, ſo ſtrömte der Fluß damals ungewöhnlich ſtark und machte den Thebäern den Uebergang, zwar mehr durch ſeine Kälte als durch reißende Strömung, ſchwer und gefährlich. Als jetzt Epaminondas an der Spitze der Schlachtreihe über den Eurotas ſetzte, zeigten ihn Einige dem Ageſilaos. Dieſer, ſo erzählt man, ſah ihn lange an und folgte ihm mit den Augen, ſprach aber nichts weiter als die Worte: „O des unternehmenden Mannes!“

Aber ſo ſehr auch der Ehrgeiz des Epaminondas darnach ſtrebte, in Sparta ſelbſt ein Treffen zu liefern und ein Siegeszeichen zu errichten, ſo vermochte er doch den Ageſilaos auf keine Weiſe aus ſeiner Stellung zu locken und zum Schlagen zu bringen. Er brach daher wieder auf, verheerte die umliegende Landſchaft und zog, nachdem er ſich drei Monate im lakoniſchen Gebiete aufgehalten hatte, beim Eintritt des Winters wieder heim. Sparta verdankte ſeine Rettung dem Ageſilaos, weil er, um ſicher zu gehen, ſeinen angebornen Leidenſchaften, der Streitluſt und dem Ehrgeize entſagt hatte. Der Macht und dem Ruhme des Staates konnte er nach jenem Falle freilich nicht wieder aufhelfen. Es erging dieſem wie einem geſunden Körper, der von jeher an eine allzuſorgfältige Lebensweiſe gewöhnt geweſen: ein einziger Fehler war hinreichend, ſeine ganze Wohlfahrt zu untergraben. Nicht ohne Grund. Lykurg hatte die Verfaſſung Spartas auf das beſte zur Erzielung von Frieden, Tugend und Eintracht angelegt; da aber die Lakedämonier zugleich die Zwecke der Eroberungsſucht und gewaltſamer Herrſchaft damit zu verbinden ſtrebten, richteten ſie den Staat zu Grunde.

Die Reihe der Demüthigungen, welche Sparta durch Theben erleiden ſollte, war noch nicht zu Ende. Epaminondas hatte die Stadt Meſſene gegründet und den vertriebenen Meſſeniern ihr Vaterland zurückgegeben. Die Lakedämonier büßten dadurch ein Gebiet ein, welches ſeit drei Jahrhunderten faſt unangefochten in ihrem Beſitz geweſen und an Größe Lakonien ſelber nichts nachgab, dabei eine der fruchtbarſten Landſchaften von Griechenland. Ageſilaos trat daher ſpäter dem von den Thebäern vorgeſchlagenen allgemeinen Frieden nicht bei. Während er aber ſich nicht entſchließen wollte, jenes Land auch den Worten nach denjenigen einzuräumen, welche es thatſächlich bereits in Beſitz hatten, geſchah es, daß ihm, ſtatt daſſelbe wiederzugewinnen, auch die eigene Stadt beinahe verloren ging. Es verhält ſich damit alſo.

Im Jahre 362 vor Chr. unternahm Epaminondas einen neuen Feldzug in den Peloponnes. Die arkadiſche Stadt Mantineia war von den Thebäern abgefallen und rief die Lakedämonier zum Beiſtand herbei. Als nun demgemäß Ageſilaos mit ſeinem Heere ausrückte, um ſich mit den Arkadiern zu vereinen, machte ſich Epaminondas bei Nachtzeit heimlich von Tegea auf und ging gerade auf Sparta los. Es fehlte nicht viel, ſo hätte er die Stadt wie ein leeres Neſt, von Vertheidigern ganz entblößt, mit einem Handſtreich genommen. Aber wie durch göttliche Schickung getrieben, that ein Kreter dem Ageſilaos noch zur rechten Zeit von dieſem Vorhaben Meldung. Sofort ſchickte dieſer in aller Eile einen Reiter voraus, um die Leute in der Stadt zu benachrichtigen, und traf bald hernach auch ſelber in Sparta ein. Die Thebäer überſchritten den Eurotas und machten den Angriff auf die Stadt. Ageſilaos vertheidigte ſie mit einem Maaße von Kraft und Feuer, welches man bei ſeinem Alter kaum hätte erwarten dürfen. Denn er ſah wohl, daß es hier nicht wie das vorige Mal auf Vorſicht und Sicherheit ankomme, ſondern auf verzweifelte, tollkühne Tapferkeit; und wenn er dieſer bisher noch niemals die Entſcheidung des Kampfes anvertraut hatte, ſo wehrte er diesmal durch ſie allein die Gefahr ab, entriß die Stadt den Händen des Epaminondas, richtete ein Siegeszeichen auf und zeigte den Weibern und Kindern von Sparta die Lakedämonier, welche dem Vaterlande in dieſem Kampfe den Zoll der Dankbarkeit für ihre treffliche Erziehung abtrugen. Unter ihnen zeichnete ſich vor Allen Archidamos, der Sohn des Ageſilaos, aus, der mit kühner Entſchloſſenheit und ungewöhnlicher Leichtigkeit des Körpers durch enge Gaſſen hinſtürmend an den gefährlichſten Punkten gegenwärtig war, mit weniger als hundert Mann auf ſchwierigem Wege den Hügel hinan dem feuerſchnaubenden, ſteggewohnten Feinde, der noch dazu an Zahl und vortheilhafter Stellung ihm weit überlegen war, ſich entgegenwarf, ihn zum Weichen brachte und ſo ein überraſchendes Beiſpiel wie von göttlichem Beiſtand ſo auch davon gewährte, daß gegen verzweifelte Menſchen niemand leicht Stand halten kann. Nächſt ihm gab Iſodas, des Phoibidas Sohn, nicht blos den Bürgern, ſondern ſogar den Feinden ein ſchönes und bewunderungswerthes Schauſpiel. Er war von ausgezeichneter Geſtalt und Körpergröße und ſtand eben in den Jahren, wo der Menſch an der Grenze zwiſchen Jugend und Mannesalter ſich in der ſchönſten Blüthe darſtellt. Nackt, ohne Schutzwaffen und Kleider, ſprang er, nachdem er ſeinen Leib mit Oel geſalbt, in der einen Hand eine Lanze, in der anderen das Schwert, aus dem Hauſe, warf ſich mitten unter die Feinde, indem er jeden, der zur Linken oder Rechten auf ihn ſtieß, durchbohrte oder niederhieb, und kam wohlerhalten ohne eine einzige Wunde auch wieder zurück. Die Ephoren erkannten ihm für dieſe That einen Kranz zu, ſtraften ihn aber auch um hundert Drachmen, weil er ohne Schutzwaffen ſich in Gefahr begeben hatte.

Digitized by Google

Wenige Tage nach diesem Angriff auf Sparta fiel die Schlacht bei Mantineia vor, in welcher Epaminondas zwar Sieger blieb, aber diesen Sieg mit dem eigenen Leben bezahlte. Lakedämon wurde dadurch seines gefürchtetsten Gegners entledigt, während Theben in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurückfiel.

5. Agesilaos zieht nach Aegypten und stirbt daselbst.

Der mehr als achtzigjährige Agesilaos mochte auch jetzt noch nicht einer wohlverdienten Ruhe sich überlassen; und da es gegenwärtig an kriegerischen Unternehmungen in Hellas nichts mehr zu thun gab, hielt er es nicht unter seiner Würde, sich als Söldner und Anführer von Miethstruppen in fremde Dienste zu begeben. In Aegypten nemlich hatte sich Tachos gegen die Herrschaft des Perserkönigs empört und zum Oberhaupte aufgeworfen. Auf die Einladung dieses Abenteurers warb Agesilaos mit dem Gelde, welches ihm Tachos zugeschickt hatte, einen Haufen Söldner an, bemannte damit einige Schiffe und ging nach Aegypten unter Segel, 361 vor Chr.

Sobald er dort angelangt war, begaben sich die obersten Heerführer und Diener des Königs an Bord seines Schiffes, um ihn ehrfurchtsvoll zu empfangen. Auch die übrigen Aegypter waren voller Hast und Erwartung und liefen in großer Menge zusammen, um den berühmten Mann zu sehn. Als sie aber statt des glänzenden Aufzugs, den sie erwartet hatten, nur einen alten, unscheinbaren Mann, in einen schlechten, rauhen Mantel eingehüllt, am Ufer im Grase liegen sahen, konnten sie sich des Gespöttes und Lachens nicht enthalten. Noch seltener aber erschien ihnen der Geschmack dieses Mannes, als er von den überbrachten Gastgeschenken nur Mehl, Kälber und Gänse annahm, die Leckereien aber, das Backwerk und die Salben ausschlug und auf die dringenden Bitten, sie anzunehmen, den Ueberbriagern gebot, diese Sachen unter die Heilotenknechte zu vertheilen. Auch die neue ägyptische Majestät fürchtete, sich in dem berühmten Namen getäuscht zu haben, als sie die kleine Figur des Sparterkönigs zu Gesicht bekam: „Das geht ja wie in der Fabel“, sprach sie, „ein Berg begann zu kreißen und brachte ein Mäuschen zur Welt!“ worauf Agesilaos mit trockaem Ernst erwiederte: „Ich werde dir wohl noch einmal als Löwe vorkommen!“

So mochte es kommen, daß Tachos ihn nicht, wie er gehofft hatte, an die Spitze seiner ganzen Streitmacht stellte, sondern nur zum Führer der Miethstruppen ernaaate; die Flotte übergab er dem Athener Chabrias, den Oberbefehl über das gesammte Heer behielt er sich selber vor. Fand sich Agesilaos schon dadurch schwer gekränkt, so schien ihm die Prahlerei und Eitelkeit des Aegypters noch unerträglicher. Doch unterwarf er sich, seiner Würde wie seinem Charakter zuwider, den Befehlen des Barbaren und harrte geduldig aus, bis er eiae Gelegenheit ersah, eines so lästigen Herrn sich zu entledigen. Diese bot sich ihm bald genug dar. Nektanebis, ein Vetter des Tachos, von dessen Armee er einen Theil befehligte, fiel von ihm ab und wurde durch Hülfe seiner Partei zum Könige Aegyptens erhoben. Agesilaos, um dessen Gunst sich beide Gegenkönige mit ansehalichen Verheißuagen bewarben, trat uabedenklich auf die Seite des Abtrünnigen, worauf dem Tachos, von seinen Söldnern verlassen, nichts übrig blieb, als nach Persien zu entfliehen und um die Gnade seines Gebieters, des Königs Artaxerxes, nachzusuchen.

Gegen Nektanebis aber stand von der Stadt Mendes her bald ein Anderer auf und sammelte ein Heer von hunderttausend Mann um sich. Auch dieser suchte durch Gesandte den Agesilaos für sich zu gewinnen. Nektanebis glaubte der Treue desselben nicht sicher zu sein und war deshalb in großen Sorgen. Zu gleicher Zeit drang Agesilaos in ihn, ein entscheidendes Treffen zu wagen, weil jener zusammengelaufene Haufe nicht zu fechten verstünde, wohl aber, wenn man den Krieg in die Länge zöge, durch die Menge seiner Hände ihn leicht mit Gräben einschließen oder sonst mancherlei Schaden zufügen könnte. Dieser Vorschlag bestärkte den König in seinem Verdachte, so daß er sich ganz im Gegensatz zu dem gegebenen Rathe mit seinem Heere in eine wohlverwahrte, mit einer großen Mauer umgebene Stadt zurückzog. Agesilaos fühlte sich durch solches Mißtrauen sehr gekränkt; indeß, da er sich schämte, abermals die Partei zu wechseln, nachdem er doch vorher die Regierung zu Sparta für den Nektanebis günstig gestimmt hatte, — so folgte er ihm und warf sich mit ihm in die Festung.

Es geschah, wie Agesilaos vorausgesagt. Die Feinde rückten nach und fingen an, die Stadt mit einem Graben einzuschließen. Jetzt graute dem Aegypter wieder vor der Belagerung, er wünschte eine Feldschlacht zu liefern. Agesilaos aber gab dies durchaus nicht zu und kam dadurch bei den Aegyptern in noch viel schlimmeren Ruf als vorher, so daß sie ihn jetzt geradehin eiaen Verräther des Königs nannten. Er nahm es diesmal mit Gelassenheit hin und wartete in aller Ruhe auf den geeigneten Zeitpunkt zu der Kriegslist, mit welcher er in der Stille umging. Als nun die beiden Enden des Grabens, der die Stadt umschließen sollte, einander begegneten und nur noch ein kleiner Zwischenraum sie von einander schied, wartete er den Abend ab, ließ die Hellenen sich waffnen und begab sich hierauf zu dem Könige: „Jetzt, junger Mann, ist die Zeit der Rettung gekommen; um sie nicht zu vereiteln, habe ich dir nicht eher davon gesagt, als bis sie erschienen ist. Die Feinde haben mit eigener Hand uns Sicherheit bereitet, indem sie einen so großen Graben um uns her gezogen. Denn so weit er fertig ist, hindert er sie, von ihrer Menge gegen uns Gebrauch zu machen; der gelassene Zwischenraum dagegen erlaubt uns, mit gleicher und angemessener Zahl gegen sie zu streiten. Wohlan! so denke denn darauf, dich als wackeren Mann zu bewähren, folge uns mit schnellen Schritten nach und rette dich mitsammt dem Heere!“

Ueberrascht von der überlegenen Klugheit des Agesilaos, stellte sich Nektanebis selbst in die Reihen der Griechen. Der Ausfall gelang vollständig; der Feind wurde mit geringer Mühe in die Flucht geschlagen, und da Agesilaos fortan das ganze Vertrauen des Königs besaß, wurde es ihm nicht schwer, den ganzen Krieg in der Kürze siegreich zu Ende zu bringen.

Nachdem nun Nektanebis zu einem ruhigen und gesicherten Besitz seiner Herrschaft gelangt war, hätte er den

Ageſilaos, zu welchem er eine große Zuneigung gefaßt hatte, gern noch länger bei ſich behalten. Aber den Greis verlangte nach der Heimath, wo neue Kriege auszufechten waren. Der König entließ ihn daher mit außerordentlichen Ehrenbezeigungen und gab ihm außer den übrigen Geſchenken und Belohnungen noch zu Behuf des Krieges zweihundert und dreißig Talente mit.

Da der Winter ſchon eingetreten war, ſo mußte er ſich mit den Schiffen nahe am Lande halten und legte an einem wüſten Orte Libyens an, der den Namen Menelaoshafen führte. Dort ſtarb er in einem Alter von vier und achtzig Jahren, nachdem er über Sparta ein und vierzig Jahre regiert und dreißig Jahre lang bis auf die Schlacht bei Leuktra für den größten und mächtigſten Mann, ja, ſo zu ſagen, für den Heerführer und König von ganz Griechenland gegolten hatte.

Seine Begleiter übergoſſen ſeine Leiche, da es an Honig fehlte, mit geſchmolzenem Wachs und brachten ſie auf dieſe Weiſe wohlerhalten nach Lakedämon. Die königliche Würde erbte ſein Sohn Archidamos und ſie verblieb bei ſeinem Geſchlechte bis auf Agis, welcher im fünften Gliede von Ageſilaos abſtammte und über dem ruhmvollen Verſuche, die urſprüngliche Verfaſſung Sparta's wieder aufzurichten, um's Leben kam.

Epaminondas und Pelopidas.

1. Das thebäiſche Heldenpaar.

Epaminondas ſtammte aus einer ſehr geachteten, wiewohl unbegüterten Familie; doch ſicherte ihm ſein Vater Polymnis durch eine ſorgfältige Erziehung ein Erbgut zu, deſſen hohen Werth Epaminondas über alles ſchätzte, während ihm Reichthum für nichts galt. In der Weltweisheit, in Geſang und Tanz, in Flöten- und Saitenſpiel hatten ihn die beſten Meiſter unterwieſen. Seine Wißbegierde und Ausdauer brachten ſeine vortrefflichen Anlagen ſchnell zur Reife, ſo daß man ſchon an der raſchen Geiſtesentwickelung des Jünglings merken konnte, wie ſehr er einſt als Mann allen Uebrigen werde überlegen ſein. Bei aller Neigung zu den Wiſſenſchaften vernachläſſigte er jedoch die Leibesübungen keineswegs; nur daß er dabei denjenigen, welche dem Krieger von Nutzen ſind, vor jenen, welche mehr der Schauluſt oder der Unterhaltung dienen, bei weitem den Vorzug gab und ſich daher beſonders des Laufens, Ringens und der Führung der Waffen befleißigte.

Ueber alles Andere ging ihm die Beſchäftigung mit der Philoſophie und er liebte darum ein ſtilles, eingezogenes Leben. Wie beſchränkt auch ſeine Glücksumſtände waren, nahm er doch den Philoſophen Lyſis zu ſich in's Haus und fand trotz ſeiner Jugend in dem Umgange mit dieſem ernſten und geſtrengen Greiſe mehr Vergnügen, als im Verkehr mit ſeinen Jugendgenoſſen und an jugendlicher Kurzweil.*) So ſpiegelt denn auch ſein ganzes nachmaliges Leben und Wirken die großen ſittlichen Grundſätze der pythagoriſchen Schule wieder, deren Jünger er durch Lyſis geworden war, und läßt in ihm, auch während er die glänzendſten Thaten des Staatsmannes und des Helden verrichtet, niemals den ſchlichten Weiſen verkennen. Seine ſtrenge Wahrhaftigkeit geſtattete ihm nicht einmal im Scherze zu lügen. Der edle Gleichmuth, zu welchem er ſein Gemüth frühzeitig gewöhnt hatte, erhielt ſeine Sitten rein und bewahrte ihn vor jeder Leidenſchaft, ja ſelbſt vor der flüchtigſten Aufwallung des Zorns, der Empfindlichkeit oder Rachſucht. Herzgewinnend war ſeine Sanftmuth, Geduld und Güte; achtunggebietend ſeine unbeugſame Rechtlichkeit. An Muth und perſönlicher Tapferkeit ſtand er keinem nach; an Ausdauer unter Mühſeligkeiten und Beſchwerden, an Langmuth gegen die Launen des Volkes und die noch ſchwerer zu tragenden ſeiner Freunde that er es allen zuvor; und wie er an Kraft der Beredtſamkeit alle Thebäer übertraf, ſo verſtand er auch die größere und oft nützlichere Kunſt zu ſchweigen und anvertraute Geheimniſſe bei ſich zu bewahren.

Sein Ernſt, welcher ſich ſchon in der Würde ſeiner Rede, ſeines Ganges, ſeiner ganzen Haltung ausſprach, hatte doch nichts Mürriſches und Abſtoßendes. Muſik diente ihm bisweilen zur anmuthigen Beſchäftigung ſeiner Mußeſtunden. Er blies die Flöte, das Lieblings-Inſtrument der Thebäer, mit meiſterhafter Kunſt, und bei Gaſtmahlen ſang er, wenn ihn die Reihe traf, und begleitete ſeine Stimme mit der Leier.

Nachgiebig gegen andere, war er doch ſtreng gegen ſich ſelbſt. Sein häusliches Leben war gleichſam eine tägliche Uebung der Enthaltſamkeit. Er hatte ſich den Gebrauch des Weines unterſagt und nahm oft zu ſeiner ganzen Nahrung nichts als ein wenig Honig zu ſich. Seine Armuth fiel ihm nicht ſchwer, wie groß ſie auch war. Einſt fragten ihn ſeine Freunde, warum er ſeit einigen Tagen nicht ausgegangen ſei? „Mein Mantel iſt in der Wäſche!“ antwortete er gleichmüthig, und in der That hatte er nur einen. — Gleichwohl wies er alle Gelegenheiten ſich zu bereichern mit beharrlicher Uneigennützigkeit von ſich. Ein theſſaliſcher Fürſt wollte ihn durch ein Geſchenk von funfzig Goldſtücken bewegen, ſeinem ungerechten Antrage beizutreten. Epaminondas wies das Geld zurück; und doch war er damals in der Lage, funfzig Drachmen zur Anſchaffung ſeines Feldgeräthes für die bevorſtehende Heerfahrt von einem Freunde leihen zu müſſen.

So kam auch einſtmals Diomedon von Kyzikos im Auftrage des Perſerkönigs Artaxerxes nach Theben, um ihn durch reiche Geſchenke den Abſichten des Königs geneigt zu machen. Nachdem er zunächſt den Mikythos, einem Jünglinge, welchen Epaminondas ſehr liebte, fünf Talente eingehändigt hatte, führte ihn dieſer bei Epaminondas ein und befürwortete angelegentlich den Antrag des Geſandten, indem er zugleich auf die Freigebigkeit deſſelben deutlich genug hinwies. Epaminondas erwiederte: „Laß das Geld bei Seite! Stimmen die Abſichten des Königs mit dem Vortheile des Vaterlandes zuſammen, ſo bedarf es ſeiner

*) Ernſt über ſeine Jahre war ſein Sinn,
Auf große Dinge männlich nur gerichtet;
Durch unſre Mitte ging er ſtillen Geiſts,
Sich ſelber die Geſellſchaft; nicht die Luſt,
Die kindiſche, der Knaben zog ihn an;
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wunderſam,
Und der geheimnißvollen Bruſt entfuhr
Sinnvoll und leuchtend ein Gedankenſtrahl,
Daß wir uns ſtaunend anſahn, nicht recht wiſſend,
Ob Wahnſinn, ob ein Gott aus ihm geſprochen.
Schiller, Wallenſteins Tod. Akt IV. Sc. 1

Digitized by Google

Geſchenke nicht; iſt dies aber nicht der Foll, ſo iſt all' ſein Gold und Silber, jo oller Reichthnm der Welt nicht hinreichend, mich zum Verräther om Vaterlande zu mochen. Doß du von deiner Denkort auf die meinige geſchloſſen hoſt, verwundert mich nicht, und verzeihe ich dir. Aber verloß ſogleich die Stadt, domit du nicht andere verführeſt, nochdem es dir bei mir fehlgeſchlagen hot. Und du, Mikythos, gieb dieſem auf der Stelle ſein Geld zurück! wo nicht, ſo werde ich dich der Obrigkeit überliefern."

Als er in der Folge dos Heer onführte, erfuhr er einſt, daß ſein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. „Gieb mir meinen Schild zurück", ſprach er; „ſeitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannſt du nicht mehr in Gefahren mein Begleiter ſein."

Nie konnte er von ſeinen wohlhobenden Freunden bewogen werden, etwos von ihnen für ſich anzunehmen; für ondere dagegen nohm er ihre Hülfe unbedenklich in Anſpruch. Wenn z. B. einer ſeiner Mitbürger in Kriegsgefangenſchaft gerathen war, oder wenn jemand wegen Armuth ſeiner Tochter keine Ausſteuer geben konnte, ſo ließ er ſeine Freunde zuſammenkommen und beſtimmte einem jeden noch ſeinem Vermögen, wie viel er beiſteuern ſolle. Hatte er auf dieſe Weiſe die nöthige Summe zuſammen, ſo führte er den, für welchen ſie beſtimmt wor, bei allen, die ſich zur Theilnohme an dieſem guten Werke bereit erklärt hatten, der Reihe noch herum, damit dieſe, indem ſie ihm perſönlich den bewilligten Beitrag gaben, ihren Schützling und jener ſeine Wohlthäter kennen lerne.

So viel Tugend wußte ſich unter der Hülle der onſpruchsloſeſten Beſcheidenheit und eines in die Stille zurückgezogenen Lebens auf lange Zeit hin vor der Welt zu verbergen. Niemals bewarb ſich Epaminondos um ein öffentliches Amt, ſo daß er ſchon im vierzigſten Jahre ſtand, als ſeine Mitbürger ihn zum erſten Male zu einem öffentlichen Geſchäfte gebrauchten.

Wie Kaſtor und Polydeukes, Oreſt nnd Pylodes, ſo ſind ouch Epaminondos und Pelopidas zwei unzertrennliche Namen. Dieſer, der Sohn des Hippoklos, ſtammte ous einer der angeſehenſten und reichſten Familien Thebens, ein Monn von kühnem Geiſt und hitziger Natur, roſtlos und unverdroſſen, ſcharfſinnig nnd gewandt, von heldenhafter Tapferkeit und Sieger in allen Schlachten, wo er Thebäer onführte; dobei edelſinnig und großmüthig, durchglüht vom Feuer einer echten und reinen Begeiſterung für Freiheit und Vaterlond, für Recht und Tugend, — in jeder Hinſicht ſeines großen Freundes werth, ein ebenbürtiger Kampf- und Lebensgenoſſe des edelſten oller Hellenen; nur daß die Hoſt und Unruhe und die leidenſchaftliche Heftigkeit ſeiner Gemüthsort ihn nicht zu der ſtillen Größe, dem ſittlichen Ebenmooße, der Geiſtesklarheit nnd harmoniſchen Seelengröße kommen ließ, durch welche uns Epaminondos vorzugsweiſe verehrungswürdig erſcheint.

Pelopidos war in großem Wohlſtande erzogen und ſchon ols Jüngling der Erbe eines anſehlichen Vermögens; aber der edle Gebrauch, den er davon mochte, zeigte, daß er wirklich der Herr und nicht der Sklave ſeines Reichthums war. Seine Freigebigkeit und Milde war überoll zu helfen bereit, wo er Armuth und Rechtſchaffenheit beiſammen fand. Nur den Epaminondos lud er vergebens zum Mitgenuſſe ſeines Reichthums ein und nahm dagegen freiwillig an deſſen Armuth Theil, gefiel ſich in ſchlichter Kleidung und bei einfocher Koſt und hätte ſich geſchämt, mehr ols der einfochſte Thebäer auf ſeinen Leib zu verwenden. Epaminondas hatte die von den Vätern ererbte Armuth durch frühe Wahl des eheloſen Standes ſich erleichtert. Pelopidas hingegen hatte zwar eine glänzende Verbindung getroffen nnd war Vater mehrerer Kinder, gleichwohl war er auf nichts weniger bedacht, ols ſeine Güter zu mehren, ſondern widmete ſeine ganze Zeit den Stoatsgeſchäften und ſetzte dobei einen Theil ſeines Vermögens zu. Als ihm ſeine Freunde dieſe Sorgloſigkeit verwieſen und vorſtellten: Vermögen zu beſitzen ſei doch ouch eine nothwendige Soche — erwiederte er: „Freilich, für dieſen Nikodemos!" und zeigte dabei auf einen blinden Krüppel.

Beide Männer hatten zu jeder Tugend gleichen Trieb und Anlagen; doch fand Pelopidas mehr an Leibesübungen, Epaminondos om Lernen ſein Vergnügen. Jener brachte ſeine müßigen Stunden ouf den Ringplätzen und der Jagd zu, dieſer erholte ſich am liebſten in den Schulen der Philoſophen und im ſinnigen Geſpräche. Aber der ſchönſte Vorzug beider war ihre innige Liebe und Freundſchaft, die ſie unter ollen Kämpfen des öffentlichen Lebens bei gemeinſchaftlicher Verwaltung der höchſten Aemter im Krieg und in Staatsgeſchäften von Anfang bis zu Ende einander unerſchütterlich bewohrten. Wohl hat das Schickſal auch anderswo zuweilen das Wohl eines Volkes zu gleicher Zeit zweien an Geiſteskräften und hohem Willen mit einonder wetteifernden Männern überwieſen gehobt: doch ſtellt ſchon der erſte Blick ouf das neidvolle, eiferſüchtig-hadernde Verhältniß zwiſchen Themiſtokles und Ariſteides, Kimon und Perikles, Nikios und Alkibiodes nnd anderſeits auf dos ſchöne Herzensbündniß der beiden Thebäer den für letztere ſo ehrenvollen Unterſchied herous. Denn jene haben allezeit mehr noch gegen einanber als gegen den Feind um den Sieg geſtritten. Dieſe dagegen waren im vollen Sinne des Wortes Woffen- und Amtsbrüder. Die Grunblage ihrer unwandelboren Freundſchaft wor die Tugend, kraft deren ſie mit ihren Verdienſten nicht um Ehre und Reichthum warben, an welche ſich der gehäſſige und zankſüchtige Neid zu hängen pflegt, ſondern, von einem göttlichen Triebe beſeelt, ihr Voterland berühmt und groß zu machen ſtrebten, ſo doß jeder des onderen Sieg ouch für den ſeinigen onſah.

Dieſer Freundſchoftsbund, ſo erzählt man, wurde ouf dem Schlachtfelde von Montineia geſchloſſen, wo die Thebäer und Lakedämonier über die Argeier, Arkodier nnd Athener einen wichtigen Sieg gewannen.*) Pelopidas nnd Epaminondas beſonden ſich unter dem Fußvolke und fochten wider die Arkodier. Der Flügel der Lokedämonier wurde zurückgeworfen und viele wandten ſich zur Flucht; ſie aber horreten neben einander aus nnd vertheidigten ſich Schild an Schild gegen die ondringenden Feinde. Von ſieben Bruſtwunden erſchöpft, ſonk Pelopidas endlich zu den Freundes- und Feindesleichen nieder, welche gehäuft um die Kämpfenden herlogen. Alsbald ſtellte ſich Epaminondas, wiewohl er ihn ſchon für todt hielt, vor ihn hin, um mindeſtens den Leib und die Waffen des Freundes

*) Dieſes Treffen iſt nicht zu verwechſeln mit der viel ſpäteren und berühmteren Schlacht bei Mantineia, wo Epaminondas ſiegte und ſtarb, 362 vor Chr.

zu retten, entſchloſſen, eher zu ſterben als den Pelopidas ſo liegen zu laſſen. Einer nahm mit vielen den Kampf auf; doch auch er ermattete, nachdem ein Lanzenſtich ihn in die Bruſt und ein Schwerthieb in den Arm verwundet hatte, und war nahe daran, ein Opfer ſeiner Treue zu werden, als der ſpartiſche König Ageſipolis vom anderen Flügel her zu Hülfe kam und beide wider alles Vermuthen noch errettete.

2. Emporkommen und Sturz der Gewaltherren zu Theben.

In der Folgezeit löſte ſich das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Sparta und Theben, aus welchem das erſtere während des peloponneſiſchen Krieges ſo viel Vortheil gezogen hatte. Unter allen griechiſchen Staaten widerſetzte ſich Theben am meiſten dem antalkidiſchen Friedensvertrage, durch welchen es verpflichtet werden ſollte, die Unabhängigkeit der boiotiſchen Städte anzuerkennen, bis es endlich nothgedrungen gleich den übrigen Staaten ſich in den Willen Spartas, welchem die Macht des Königs von Perſien zur Seite ſtand, fügte.

Einige Jahre nachher (382 vor Chr.) zog Phoibidas, auf dem Marſche gegen Olynth begriffen, mit einem lakedämoniſchen Heere nach Boiotien und ließ es in der Nähe von Theben lagern. Die Bürgerſchaft dieſer Stadt war damals in zwei Parteien zerfallen. Die lakedämoniſch d. h. ariſtokratiſch Geſinnten forderten insgeheim den Spartiaten auf, die Burg von Theben, die Kadmeia, zu beſetzen und ihnen dadurch zum Siege zu verhelfen. Phoibidas trug kein Bedenken, dieſer Aufforderung zu genügen, wiewohl Theben damals mit Sparta im tiefſten Frieden lebte. Die ſpartiſche Regierung beſtrafte den Vollzieher dieſes Gewaltſtreichs, ohne doch den Vortheil ſeines Verbrechens aus den Händen zu geben. Die lakedämoniſche Beſatzung blieb in der Kadmeia, und die Häupter der thebäiſchen Ariſtokraten, Leontidas, Archias und Philippos, bemächtigten ſich unter dem Schutze dieſer Fremdlinge der Herrſchaft über ihre Mitbürger. Ismenias, ein trefflicher Mann, welcher ihnen als Führer der Volkspartei am meiſten verhaßt war, wurde von einem gegen ihn niedergeſetzten Blutgerichte als unruhiger Kopf, der den Frieden Griechenlands gefährde, zum Tode verurtheilt und hingerichtet, Pelopidas aber und andere ihm Gleichgeſinnte, welche ſich nach Athen gerettet hatten, durch Heroldsruf in die Acht erklärt. Nur Epaminondas durfte unangefochten im Vaterlande verbleiben; denn ſein einſiedleriſches Leben, ſeine Liebe zur Philoſophie und ſeine Armuth ließen ihn den Machthabern als einen Mann erſcheinen, von dem ſie nichts zu fürchten hätten. Den Flüchtlingen aber, welche zu Athen nicht nur beim Volke beliebt waren, ſondern auch von den Edeln mit Achtung behandelt wurden, ſchickte Leontidas heimlich Meuchelmörder nach. Androkleidas fiel unter ihren Dolchen, die Uebrigen verfehlte der Anſchlag. Hierauf lief in Athen ein Schreiben der Lakedämonier ein, worin dieſe verlangten, daß man den thebäiſchen Flüchtlingen keinen Schutz vergönnen, noch weniger ſie unterſtützen, ſondern als ſolche, welche von ſämmtlichen Bundesgenoſſen für gemeinſame Feinde erklärt worden, aus dem Lande weiſen ſolle. Die Athener gaben aber dieſem Anſinnen keine Folge, theils aus angeborener Menſchenfreundlichkeit theils in dankbarer Erinnerung daran, daß auch Theben ihnen einſt zur Wiederherſtellung der Volksherrſchaft unter Thraſybulos behülflich geweſen war und durch öffentlichen Beſchluß jedem Boiotier Hören und Sehen verboten hatte, wenn etwa ein Athener gegen die Tyrannen Waffen durch Boiotien führe.

Mit der Hinweiſung auf die ruhmvolle That des Thraſybulos ſpornte aber auch Pelopidas ſeine Mitverbannten, wiewohl er der Jüngſte unter ihnen war, zu einem gleichen Unternehmen an: wie dieſer vormals aus Theben zum Sturze der Gewaltherren nach Athen aufgebrochen ſei, ſo müßten ſie jetzt aus Athen zur Befreiung Thebens hervorgehn. Nachdem die Vertriebenen ſich hierzu vereiniget hatten, ſchickten ſie heimlich nach Theben und gaben den dort zurückgebliebenen Freunden von ihrem Entſchluſſe Nachricht. Dieſe ſtimmten mit Freuden bei. Charon, der angeſehenſte unter ihnen, bot ſein Haus zum Sammelplatze an, und Philidas wußte ſich, um den Verſchworenen in der Nähe der Machthaber dienlich ſein zu können, bei den Kriegsoberſten Archias und Philippos die Stelle eines Geheimſchreibers zu verſchaffen.

In anderer Weiſe wirkte unterdeſſen Epaminondas für die Befreiung ſeines Vaterlandes. Er ſuchte das Selbſtgefühl der thebäiſchen Jugend anzufachen, indem er ſie aufmunterte, auf den Turnplätzen es mit den Spartiaten aufzunehmen. Als ſie es aber wirklich dahin gebracht hatten, dieſe beim Ringkampfe zu überwinden, und ſich deſſen mit großer Genugthuung rühmten, ſprach er: „Ihr ſolltet euch vielmehr ſchämen, daß ihr aus Feigheit denjenigen, die ihr doch an Stärke weit übertreffet, unterthänig ſeid.“

Nachdem nun ein beſtimmter Tag zur Ausführung angeſetzt worden (379 vor Chr.), beſchloſſen die Verbannten: Pherenikos ſollte mit der vereinten Schaar der Uebrigen im thriaſiſchen Felde nahe an der boiotiſchen Grenze warten, während einige Wenige von den Jüngſten vorausgehen und ſich nach Theben einſchleichen ſollten. Zugleich wurde denjenigen, welche dies Wagſtück übernahmen, in voraus zugeſagt, daß, falls ihnen von den Feinden etwas widerführe, die Andern alle die Sorge für deren Hinterlaſſene übernehmen wollten. Pelopidas war der Erſte, der ſich zu dieſem Abenteuer erbot, dann Mellon, Damokleidas und Theopompos, Männer aus den erſten Häuſern Thebens, die bei aller gegenſeitiger Freundſchaft und Treue doch jederzeit um den Preis der Ehre und der Tapferkeit mit einander ſtritten. Es waren im Ganzen ihrer zwölf, die ſich, nachdem ſie von den Zurückbleibenden Abſchied genommen und an Charon einen Boten vorausgeſchickt hatten, nach Theben aufmachten; in kurzen Mänteln, mit Jagdhunden und Richtſtangen, damit, wer ihnen unterwegs begegne, keinen Argwohn faſſe, ſondern meine, ſie ſchweiften nur des Waidwerks wegen umher. In ſolcher Bauerntracht kamen ſie noch am Tage truppweiſe durch verſchiedene Thore glücklich in die Stadt hinein. Das Wetter unterſtützte das Wagniß; denn die Luft hatte ſich geändert, Wind und Schneegeſtöber hatte die meiſten Leute in die Häuſer getrieben und verhinderte um ſo mehr, daß jene erkannt wurden. Sie ſammelten ſich in Charons

Digitized by Google

Haus, wo auch diejenigen aus der Stadt, welche um das Vorhaben wußten, sich einfanden, so daß die Zahl der dort Versammelten mit Einschluß der Verbannten auf acht und aierzig stieg.

Philidas, der Geheimschreiber, der im Einverständnisse mit den Verbannten handelte, hatte den Archias und dessen Anhang schon lange vorher auf eben diesen Tag zu einem glänzenden Gastmahle eingeladen und ließ es an nichts fehlen, um seine Gäste recht von Vergnügungen erschöpft und von Wein berauscht den Verschwornen zu überliefern. Noch war es aber nicht so weit gekommen, als ihnen wie ein unverbürgtes und dunkles Gerücht die Nachricht zu Ohren kam, daß sich einige Verbannte in der Stadt versteckt hielten. Philidas suchte die Rede auf etwas Anderes zu bringen, konnte aber nicht verhindern, daß Archias an Charon einen Diener abschickte mit dem Befehle, daß derselbe sofort zu ihm kommen solle.

Es war Abend geworden: die Verschwornen waren drinnen bereits zusammengetreten, hatten den Harnisch angelegt und die Schwerter in den Händen — da klopft es plötzlich an die Thür; einer eilt hinaus, hört von dem Diener, daß Charon zum Kriegsherrn kommen solle, und meldet dies in größter Bestürzung denen im Hause. Augenblicklich bemächtiget sich aller der Gedanke, ihr Anschlag sei entdeckt und sie allesammt verloren, ohne etwas ausgerichtet zu haben, das ihrer Tapferkeit würdig wäre. Gleichwohl kam man darin überein, Charon solle dem Befehle Folge leisten und vor den Machthabern unbefangen sich darstellen. Dieser, sanft mannhaft und unerschrocken im Angesichte der Gefahr, gerieth jetzt um das Schicksal seiner Freunde in Furcht und Bekümmerniß; und mehr noch als dies quälte ihn der Gedanke, man möchte ihn selbst, wenn so viele edle Bürger um's Leben kämen, im Verdachte haben, als wäre er an ihnen zum Verräther geworden. Er holte daher, ehe er fortging, aus dem Frauengemache seinen Sohn herbei, der noch sehr jung war, aber an Kraft und Schönheit alle Knaben seines Alters übertraf, und übergab ihn dem Pelopidas mit den Worten: „Da, nehmet diesen von mir als Geißel und Unterpfand, und so ihr irgend welche Arglist und Verrätherei an mir erfindet, so fallt ihr mit ihm verfahren wie mit einem Feind und seiner nicht verschonen.“

Viele kannten bei diesem Vorgange, in welchem gleichermaaßen der tiefe Schmerz und die hochherzige Gesinnung Charons sich darstellte, nicht der Thränen sich enthalten; aber mit Unwillen wiesen sie insgesammt sein Anerbieten zurück und baten ihn dagegen, seinen Sohn in Sicherheit zu bringen, damit derselbe den Händen der Tyrannen entgehen und dermaleinst sein Vaterland und seine Freunde rächen möge. Charon aber weigerte sich dessen und sprach: „Wie könnte ihm Leben und Rettung schöner sein als ein ehrlicher Tod im Verein mit dem Vater und so vielen Freunden?“ Hierauf verrichtete er sein Gebet, und nachdem er von den Freunden Abschied genommen und ihnen noch Muth zugesprochen, ging er fort.

Unterwegs suchte er die nöthige Fassung wieder zu gewinnen, damit man nicht aus seinen Mienen oder dem Tone seiner Rede auf seine innere Verwirrung schließen könne, und nachdem er hierin seiner selber gewiß war, trat er in des Philidas Haus. Archias kam ihm aus dem Gastzimmer entgegen und sprach: „Charon, ich habe vernommen, daß sich Leute in der Stadt eingeschlichen haben und versteckt halten, und daß etliche Bürger mit ihnen gemeinsame Sache machen.“ Charon gerieth über diese Anrede anfangs in einige Bestürzung, doch fragte er: „Wer sind denn die, die sich eingeschlichen und die sie verbergen?“ und da er aus der Antwort des Archias entnahm, daß er nichts Gewisses sagen könne und jene Anzeige von keinem, der in das Geheimniß Eingeweihten ausgegangen sei, sprach er weiter: „Sehet zu, daß ihr euch nicht etwa durch ein leeres Gerücht beunruhigen lasset. Doch will ich der Sache weiter nachforschen, denn man darf nichts zu leicht nehmen.“ Philidas, welcher auch zugegen war, gab diesen Worten Beifall, führte den Archias wieder in das Zimmer und sprach ihm fleißig zu.

Als Charon nach Hause kam, fand er die Männer gerüstet und bereit, nicht sowohl zu siegen und sich zu retten, als vielmehr rühmlich zu sterben und ihr Leben mit dem Tode vieler Feinde theuer zu verkaufen. Doch theilte er nur dem Pelopidas und die zu ihm gehörten, den wahren Hergang mit; den Uebrigen, deren Muth er nicht auf allzuharte Proben stellen wollte, sagte er, Archias habe von ganz anderen Dingen mit ihm geredet.

Kaum war das erste Ungewitter vorüber, als das Schicksal schon ein zweites über die Verschworenen heraufführte. Von Athen nemlich traf jetzt ein Bote ein mit einem Briefe von Archias, dem Hierophanten, an den Archias zu Thebeu, seinen lieben Gastfreund, worin ihm jener nicht etwa blaße Vermuthungen, sondern den ganzen Anschlag mit allen Umständen auf das genaueste mittheilte. Der Ueberbringer wurde sogleich zu Archias hereingeführt und reichte ihm den Brief mit den Worten: „Der Zusender läßt dich bitten, dies Schreiben gleich nach Empfang zu lesen, da es Sachen von Wichtigkeit betreffe.“ Aber Archias war bereits betrunken: „Wichtige Sachen auf morgen!“ sprach er lächelnd, und damit schob er den Brief ungelesen unter das Polster, um sein Gespräch mit Philidas fortzusetzen. Diese verhängnißvolle Antwort ist nachmals bei den Griechen zum Sprüchwort geworden.

Jetzt schien den Verschwornen die rechte Zeit gekommen, um zur Ausführung zu schreiten. Sie theilten sich in zwei Haufen. Mit dem einen fallen Pelopidas und Damokleidas den Leontidas und Hypates überfallen, denn diese wohnten nahe bei einander; mit dem andern brachen Charon und Mellan gegen den Archias und Philippos auf. Der letztere Haufe der Verschworenen hatte Frauengewänder über die Harnische gezogen und die Gesichter mit dichten Tannen- und Fichtenkränzen beschattet. Als sie daher an der Thür des Saales erschienen, empfing sie lautes Jauchzen und Händeklatschen der Gäste, da diese in ihnen die längst erwarteten Tänzerinnen zu erblicken meinten. Wie selbige aber, in den Saal getreten, sich erst rings umsahen und jeden, der beim Gastmahle gegenwärtig war, scharf ins Auge faßten, dann die Schwerter zückten und über die Tische hin auf Archias und Philippos eindrangen: da erkannte man mit Entsetzen, wer sie wären. Nur wenige der Gäste vermochten es über sich, dem Rathe des Philidas zu folgen und ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben; die Mehrzahl sprang auf, um mit den Kriegsherren Gegenwehr zu leisten, und wurden im Rausche ohne große Mühe erschlagen.

Digitized by Google

Dagegen hatten Pelopidas und die mit ihm waren, einen weit härteren Stand, da ſie es mit einem nüchternen und herzhaften Mann, dem Leontidas, zu thun hatten. Da er ſchon ſchlief, ſo fanden ſie ſein Haus verſchloſſen und mußten lange Zeit vergebens an die Thür pochen. Endlich hörte ſie der Diener, kam von drinnen an die Thür und zog den Riegel weg; und kaum war dies geſchehen, als der ganze Haufe hineindrang und über den Knecht hinweg auf das Schlafgemach zurannte. Dieſer merkte aus dem Lärm und Laufen, was vorging, ſprang aus dem Bett und griff nach dem Schwerte. Allein er vergaß, die Lichter zu löſchen, wodurch er ſich hätte retten können, wenn er die Verſchworenen im Finſtern auf einander ſelber hätte gerathen laſſen, während er ſo im hellen Lichte ſogleich erkannt wurde. Gleichwohl ging er ihnen bis an die Schwelle des Gemachs entgegen und ſtach den Erſten, der hereinkam, den Kephiſodoros, nieder. Hierauf wurde er mit Pelopidas handgemein; die Enge der Thür und der ihm vor den Füßen liegende Todte machten den Kampf für den Letztern ſchwer und gefährlich, bis er endlich über ſeinen Gegner die Oberhand behielt. Sobald er mit Leontidas fertig geworden, begab er ſich mit ſeinen Gefährten zu Hypates, in deſſen Haus ſie auf gleiche Weiſe eindrangen. Dieſer merkte ſogleich, was vorging, und flüchtete ſich zu den Nachbarn. Da man ihm aber auf dem Fuße folgte, ſo wurde auch er ergriffen und getödtet.

Nachdem ſie dies vollbracht hatten, ſchickten ſie an die in Attika zurückgebliebenen Verbannten, um ihre Ankunft zu beſchleunigen und riefen auch die Bürger zur Freiheit auf. Um diejenigen, die ſich in Folge dieſes Aufrufs ſtellten, zu bewaffnen, nahmen ſie die Rüſtungen weg, welche zum Andenken früherer Siege in den Hallen aufgehangen waren, und erbrachen die nächſtgelegenen Werkſtätten der Lanzenſchäfter und Schwertfeger. Auch eilten ihnen jetzt Epaminondas und Gorgidas in voller Rüſtung zu Hülfe und führten ihnen eine nicht geringe Anzahl der trefflichſten Jünglinge und Männer zu. Schon war die ganze Stadt in Aufregung, Lärm in den Straßen, Lichter in den Häuſern und unruhiges Hin- und Herlaufen. Doch nahm die Bürgerſchaft ſelber noch keinen Antheil am Aufſtande, ſondern erwartete in Beſtürzung über das, was vorging, und ohne Gewißheit, worum es ſich handle, den Morgen. Mit Tagesanbruch rückten auch die Verbannten aus Attika wohlgerüſtet in Theben ein und ließen ihre Mitbürger zur Volksverſammlung zuſammen rufen. Epaminondas und Gorgidas führten den Pelopidas und ſeine Gefährten herein, begleitet von den Prieſtern, welche, mit heiligen Kränzen in emporgehobenen Händen, die Bürger ermahnten, dem Vaterlande und den Göttern zu helfen, und die ganze Verſammlung erhob ſich bei dieſem Anblicke mit Händeklatſchen und Beifallsruf, um jene Männer als ſeine Wohlthäter und Retter zu empfangen.

Die lakedämoniſche Beſatzung in der Kadmeia hatte den günſtigen Zeitpunkt, wo ſie des Aufſtandes in der Stadt noch hätte Herr werden können, vorbeigelaſſen. Obwohl ſie nicht weniger als funfzehnhundert Mann betrug und in jener Nacht noch durch viele in die Burg ſich flüchtende Bürger verſtärkt worden war, ſo hatte ſie doch, geſchreckt durch die Menge des die Straßen durchwogenden Volkes, die dem Beobachter aus der Ferne durch die vielen Fackeln und das tobende Geſchrei noch furchtbarer erſchien, keinen Ausfall auf die Stadt gewagt. Jetzt mußte ſie dieſe Saumſeligkeit mit einer Belagerung büßen, welche ſie bald durch den Mangel an Lebensmitteln und den Ungeſtüm der Belagerer in große Bedrängniß verſetzte. Denn Pelopidas, welcher gleich nach jenem Vorfalle mit Mellon und Charon zum Boiotarchen gewählt worden war, ſchloß die Burg alſobald ein und wagte Sturm auf Sturm, um die Belagerten zur Uebergabe zu nöthigen, ehe ein Heer aus Sparta ihnen zu Hülfe käme. Dies gelang ihm eben noch zur rechten Zeit; denn ſo gering war der Vorſprung, welchen er durch Bewilligung freien Abzuges gewann, daß die abziehende Mannſchaft ſchon in Megara dem ſpartiſchen Heere begegnete, welches unter der Führung des Königs Kleombrotos gegen Theben auf dem Marſche war. Da dieſer nun aber die Kadmeia ſchon übergeben fand, ſo zog er ſich bald aus dem thebiſchen Gebiete wieder zurück, und den Lakedämoniern wurde keine andere Genugthuung für dieſen empfindlichen Verluſt zu Theil, als daß ſie zwei der Harmoſten, die ihn verſchuldeten, zum Tode und den dritten zu einer harten Geldſtrafe verurtheilten. Aber in ganz Griechenland, ſo weit Lakedämons übermüthiger Herrſcherſtolz gefühlt und verhaßt geworden, war unverhohlene Freude über die kühne That des Pelopidas, welche man in Rückſicht auf die Mannhaftigkeit der Unternehmer wie in Bezug auf die gleiche Gefahr, die Kämpfe und den glücklichen Erfolg mit vollem Rechte „die Schweſter der That des Thraſybulos“ nannte.

3. Die Thebäer lernen es mit den Lakedämoniern aufnehmen und ſtiften die heilige Schaar.

Allein bei weitem das ſchwerere blieb noch zu thun und zu beſtehen. Theben hatte es für ſich allein mit dem mächtigſten Staate Griechenlands aufgenommen; es mußte darauf gefaßt ſein, daß Sparta den Krieg mit um ſo größerem Nachdruck betreiben werde, je empfindlicher ſein Stolz durch die Erhebung eines anfangs zu gering geachteten Gegners verletzt war. Die Thebäer ſahen ſich nach Bundesgenoſſen um. Die Athener hatten ihnen bei der Belagerung der Kadmeia Beiſtand geleiſtet; als aber Kleombrotos mit ſtarker Heeresmacht ſo nahe an ihren Grenzen gegen Theben heranzog, kündigten ſie aus Beſorgniß für das eigene Land den Thebäern die Bundesgenoſſenſchaft auf und ſtraften diejenigen, die ihnen dazu gerathen hatten. Indeſſen wußte Pelopidas mit ſeiner Liſt in kurzem es dahin zu bringen, daß Sparta durch einen unbeſonnenen Streifzug ſeines Feldherrn Sphodrias in das attiſche Gebiet mit Athen ſich wieder entzweiete. Fortan ſtanden die Athener den Thebäern mit allem Eifer bei, verſicherten ſich des Meeres und fuhren überall umher, um alle Städte und Inſeln, die ſich zum Abfall von Lakedämon neigten, in ihrem Vorhaben zu unterſtützen und auf ihre Seite zu bringen.

Digitized by Google

Gleichzeitig ſchlugen ſich die Thebäer mit den Lakedämoniern in Boiotien auf allen Punkten wacker herum, und wenn auch alle dieſe Gefechte an ſich unbedeutend waren, ſo waren ſie doch für die Thebäer als eine Schule und tägliche Uebung des Krieges bedeutſam genug. Selbſt der berühmte Ageſilaos konnte in zwei Feldzügen nichts gegen ſie ausrichten und mußte ſich, als er gar mit Wunden aus Boiotien heimkam, von Antalkidas ſagen laſſen: „Du bekommſt ein ſchönes Lehrgeld von den Thebäern dafür, daß du ſie wider ihren Willen im Kriegshandwerk unterwieſen haſt.“ Aber ihr wahrer Lehrmeiſter war nicht ſowohl Ageſilaos als vielmehr ihre eigenen Anführer, die mit großer Klugheit und zur rechten Zeit ſie wie junge Jagdhunde an den Feind heranführten und, wenn ſie die Luſt des Sieges und der Tapferkeit ein wenig gekoſtet hatten, ſie wieder ſicher zurückbrachten. Unter dieſen zeichnete ſich vor allen Pelopidas aus, welcher ſeit ſeiner erſten Wahl zum Feldhauptmann, Jahr für Jahr mit den wichtigſten Aemtern betraut ward und entweder als Führer der ſogenannten heiligen Schaar oder zumeiſt als Boiotarch bis an ſein Ende im Dienſte des Vaterlandes thätig war.

So wurden die Lakedämonier bei Platäa und Theſpiä, wo auch Phoibidas ſeinen Friedensbruch mit dem Leben büßte, ferner bei Tanagra, wo Pelopidas den Harmoſten Panthoidas tödtete, von den Thebäern geſchlagen. Da dies aber keine eigentlichen Feldſchlachten oder regelrechte Treffen waren, ſo diente der glückliche Ausfall dieſer Gefechte wohl dazu, um das Selbſtvertrauen der Sieger zu ſteigern, ohne doch den Stolz der Ueberwundenen zu brechen. Dagegen war das Treffen bei Tegyra gewiſſermaaßen das Vorſpiel der Schlacht bei Leuktra und beraubte den Feind jedes Vorwandes zur Bemäntelung ſeiner Niederlage. Hier nemlich geſchah es, daß Pelopidas auf ſeinem Marſche von Orchomenos in einem Engpaſſe unvermuthet auf ein faſt doppelt ſo ſtarkes Heer der Lakedämonier ſtieß. „Wir ſind dem Feind in die Hände gefallen!“ rief ein Thebäer mit Entſetzen aus. „Warum nicht vielmehr e r u n s?“ entgegnete Pelopidas in aller Ruhe, gab augenblicklich den Befehl zum Angriff und begnügte ſich nicht damit, ſich mitten durch das feindliche Heer glücklich durchzuſchlagen, ſondern wandte ſich nochmals um und zerſtreuete den Feind nach beiden Seiten hin. Unerhört war es bis auf jenen Tag geweſen, daß Lakedämonier vor einer Minderzahl von Feinden das Feld geräumt hätten: dieſe Schlacht aber gab den Hellenen Zeugniß, daß nicht der Eurotas allein ſtreitbare Männer erzeuge, ſondern daß jedes Volk ſeinen Feinden furchtbar werden könne, wenn ſeine Jünglinge ſich vor Schande ſchämen, Muth und Eifer zu rühmlichen Thaten faſſen und ſich vor Schimpf mehr als vor Gefahr fürchten.

Den Kern der jungen thebiſchen Armee bildete die heilige Schaar, eine Einrichtung des Boiotarchen Gorgidas, welche Pelopidas ſeit dem Tage bei Tegyra, wo dieſelbe ſich glänzend bewährte, noch mehr vervollkommnete. Dieſe Schaar beſtand aus dreihundert auserleſenen Männern, welche von der Stadt Wohnung und Koſt erhielten und zunächſt zur Beſatzung der Burg Kadmeia beſtimmt waren. Jeder derſelben war mit einem oder etlichen ſeiner Waffengefährten durch innige Freundſchaft und Zuneigung unzertrennlich verbunden, ſo daß die ganze Schaar eine Vereinigung von Freunden oder, nach griechiſcher Weiſe zu reden, von Liebhabern und Lieblingen war; und eben hierin lag ihre Stärke und Unüberwindlichkeit. Denn kraft dieſer Freundſchaftsbündniſſe geſchah es, daß jeder auf das eifrigſte beſtrebt war, durch männliche Tugend und Tüchtigkeit der Achtung des erwählten Freundes werth zu ſein, und hingegen vor allem Unehrenhaften als vor dem, was ihn in den Augen ſeines Lieblings erniedrigte, mit um ſo ernſterer Scheu ſich hüthete. Liebhaber und Liebling ſtanden im Kampfe neben einander, theilten jede Gefahr, und dienten einander zu wetteifernder Ermunterung und gegenſeitigem Schutze. Da war keiner, der nicht für den andern mit Freuden Leib und Leben gelaſſen hätte, oder der nicht lieber geſtorben wäre, als daß er durch Feigheit ſich der Liebe eines Helden unwerth bezeigt hätte. So rief einſt einer aus der heiligen Schaar in dem Augenblicke, da der Feind ihn überwältigte, dieſen flehentlich an: „Stoß mir das Schwert in die Bruſt, damit ſich mein Liebling nicht zu ſchämen braucht, wenn er ſieht, daß ich durch die Bruſt und nicht durch den Rücken*) geſtoßen bin.“ — An dieſer thebiſchen Schaar beſtätigte ſich der ſchöne Ausſpruch Platons: „Weder edle Geburt noch Ehre noch Reichthum noch ſonſt etwas kann uns ſo wie die Liebe zu einem glückſeligen und tugendhaften Leben führen. Denn dieſe Liebe iſt nichts anderes als Abſcheu vor dem Schändlichen und Eifer zur Tugend. Ohne dieſe kann weder eine ganze Stadt noch ein einzelner Bürger etwas Wichtiges und Löbliches vollbringen; und niemand iſt von Natur ſo träge und feig, den nicht die Liebe begeiſtern und zu großen Dingen anſpornen könnte.“

Die heilige Schaar blieb unüberwindlich bis auf die Schlacht bei Chäroneia (338 vor Chr.) und erlag gleichzeitig mit der Freiheit Griechenlands. Es wird erzählt, daß der König Philippos, als er nach dieſer furchtbaren Schlacht die Wahlſtatt beſehen, an dem Orte ſtehen geblieben ſei, wo jene dreihundert Männer noch reihenweiſe neben einander lagen, wie ſie von den Händen der Makedonier gefallen waren; und als man ihm ſagte, dies ſei die Schaar der Liebhaber und Lieblinge, rief er mit Bewunderung und weinenden Augen aus: „Wehe dem, der von ſolchen Männern etwas ſchlimmes denkt!“

4. Sparta ſchließt die Thebäer vom allgemeinen Frieden aus und verliert durch die Niederlage bei Leuktra ſeine Macht und Geltung.

Seit der Schlacht bei Tegyra wurde Sparta geneigter, dem Drängen ſeiner Bundesgenoſſen nachzugeben und eine gütliche Ausgleichung mit ſeinen Gegnern zu ſuchen, zumal da auch Athen aus Eiferſucht auf die wachſende Macht Thebens dazu die Hand bot. Zu dieſem Zwecke verſammelten ſich die Abgeordneten Griechenlands zu Sparta, um über die Bedingungen eines allgemeinen

*) Wunden im Rücken galten für ſchmachvoll, weil ſie für ein Zeugniß angeſehen wurden, daß der Verwundete dem Feinde nicht Stand gehalten.

Digitized by Google

Friedens zu unterhandeln. Von Seiten Thebens traf Epaminondas ein. Er war damals etwa vierzig Jahre alt, und wiewohl er bis dahin noch keine Proben seiner Feldherrnkunst abgelegt hatte, stand er doch schon zu jener Zeit wegen seiner ungewöhnlichen Geistesbildung und seines philosophischen Charakters in hohem Ansehn. Theben hätte keinen besseren zum Vertreter des edlen Kraftbewußtseins, welches diesen Staat seit seiner Losreißung von Sparta beseelte, erwählen können. Während die übrigen Gesandten insgesammt sich gegen den König Agesilaos schüchtern und unterwürfig bezeigten, stellte er allein dem spartischen Stolz ein mit Freimuth gepaartes Selbstgefühl entgegen. Bei den Verhandlungen zeigte sich sein ausgezeichnetes Rednertalent zum ersten mal in vollem Glanze. Während er im Gespräche durch kraftvolle Kürze und den schlagenden Ausdruck seiner Antworten in Verwunderung setzte, fehlte seinen öffentlichen Reden auch der Schmuck der Kunst nicht, dem die Großheit seiner Gesinnung und die Wärme des Gefühls noch eine besondere Gewalt verlieh. Dies zeigte sich auch bei seinem Vortrage in der Versammlung der Abgeordneten Griechenlands. Seiner hohen Denkart gemäß faßte er nicht wie die andern die Sonderinteressen, sondern das Wohl des gesammten Griechenlands in's Auge. Er wies nach, daß der Krieg nur Sparta groß mache, während er allen übrigen zum Schaden gereiche, und rieth daher zu einem auf Recht und Billigkeit gegründeten Frieden; denn nur so könne derselbe von Dauer sein, wenn man unter allen griechischen Staaten das Gleichgewicht herstelle. Als nun Agesilaos bemerkte, daß diese Rede einen gewaltigen Eindruck auf die Hellenen machte und alle Hörer mit sich fortriß, fragte er den Epaminondas: ob er es für gerecht und billig halte, daß Boiotien für frei und unabhängig erklärt werde? Epaminondas antwortete sogleich ganz unbefangen mit der Gegenfrage: ob er es für gerecht und billig halte, daß Lakonien für frei und unabhängig erklärt werde? Da sprang Agesilaos zornig auf und befahl ihm, ohne Umschweif zu sagen: ob er Boiotien in Freiheit setzen wolle? Als nun Epaminondas in aller Ruhe ganz dasselbe entgegnete: ob er Lakonien in Freiheit setzen wolle? gerieth Agesilaos in solche Hitze, daß er mit Begier diesen Vorwand ergriff, den Namen der Thebäer in dem Friedensinstrumente sofort zu streichen und ihnen den Krieg zu erklären.

Dies war das Ende jener berühmten Versammlung, auf welche die Hoffnungen von ganz Griechenland gerichtet gewesen. Ihr Zweck war nur halb erreicht, da sie zwar zwischen Athen und Sparta und ihren Verbündeten auf Grund des antalkidischen Friedens eine gegenseitige Ausgleichung zu Stande gebracht, dagegen das feindselige Verhältniß zwischen den Lakedämoniern und den Thebäern nicht hatte beseitigen können. Indeß wäre doch noch durch Aufrichtigkeit und Mäßigung von Seiten der ersteren eine Vermittlung zwischen beiden nicht unmöglich gewesen; aber „schon riß sie", um mit Xenophon zu reden, „der Dämon ins Verderben fort." Der nebenbuhlerische Haß beraubte sie ihrer sonstigen Besonnenheit. Statt das spartische Bundesheer, welches in Phokis stand, zu entlassen, wie es dem abgeschlossenen Vertrage gemäß hätte geschehen müssen, ließen sie dem König Kleombrotos den Befehl zugehn, dasselbe sofort nach Boiotien zu führen, um die Thebäer zur Freigebung der boitischen Städte mit Gewalt zu nöthigen. So war denn über Spartas Absicht bei jenem einseitigen Friedensschlusse kein Zweifel mehr: es hatte sich mit seinen übrigen Gegnern nur versöhnt, um den verhaßtesten unter ihnen um so sicherer zu überwältigen.

Ein Heer von zehntausend Mann Fußvolk und tausend Reitern rückte jetzt in Boiotien ein. Die ganze Landschaft war in Furcht und Schrecken. Man wußte, daß es diesmal nicht blos auf Unterjochung, sondern auf die völlige Zerstörung Thebens abgesehen sei, und konnte der feindlichen Kriegsmacht nicht mehr als sechstausend Mann und eine geringe Anzahl Berittener entgegenstellen. Doch blieb der Muth ihrer Führer unerschüttert. Als Pelopidas von seiner Gattin Abschied nahm, um sich zum Heere zu begeben, und diese ihn mit Thränen bat, er möge auf seine Erhaltung bedacht sein, erwiederte er: „Liebes Weib, daran muß man den gemeinen Soldaten erinnern, die Führer aber daran, daß sie andere retten." — Beim Ausrücken des Heeres verbreitete sich das Gerücht, es seien Unglück weissagende Wahrzeichen geschehen; Epaminondas antwortete denen, welche darüber ihre Besorgniß äußerten, mit dem homerischen Verse:

Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu beschützen.

Als er mit den übrigen Boiotarchen zu einer Berathung zusammentrat, fand er getheilte Meinung vor: ob man eine Schlacht wagen dürfe oder nicht. Er selbst war entschieden für das erstere, und der feurige Pelopidas, der damals zwar nicht Boiotarch sondern nur Führer der heiligen Schaar war, aber wegen seiner Verdienste in großer Geltung stand, trat sogleich seinem Antrage bei, und so wurde denn der kühne Wurf beschlossen.

Bei Leuktra, einem Orte in Boiotien, lagerten sich die feindlichen Heere einander gegenüber (371 vor Chr.). In der Ebene daselbst standen die Gräber der Leuktriden oder der Töchter des Skedasos, welche in alter Zeit in Folge eines von Spartiaten verübten Greuels sich selber den Tod gegeben hatten und in selbiger Gegend begraben worden. Hierauf hatte ihr Vater, nachdem seine Klage in Sparta kein Recht gefunden, unter entsetzlichen Flüchen über die Spartiaten auf den Gräbern seiner Töchter sich selbst entleibt. Seitdem hatten viele Weissagungen und Orakel von Zeit zu Zeit Sparta verwarnt, sich vor der leuktrischen Rache in Acht zu nehmen. Nun träumte dem Pelopidas, als er im Lager schlief, er sähe jene Jungfrauen an den Grabsteinen wehklagen und Verwünschungen gegen die Spartiaten ausstoßen und Skedasos beföhle ihm: wenn er über die Feinde obsiegen wollte, so sollte er seinen Töchtern eine blonde Jungfrau opfern. Dies Gebot erschien ihm grauenhaft und entsetzlich; er erhob sich bekümmert vom Lager, rief die Wahrsager und Obersten zusammen und erzählte ihnen das Traumgesicht. Einige von ihnen waren der Meinung, er müsse diesem Befehle unbedingte Folge leisten und beriefen sich auf viele Beispiele der Vorzeit. Die andern thaten dagegen Einspruch, indem sie zu bedenken gaben: „Ein so barbarisches und unnatürliches Opfer kann keinem höheren Wesen, das über die Menschen waltet, wohlgefällig sein.*) Denn es

*) Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Göthe's Iphigenie AR I. Sc. 3

herrſchen keine Unholde über uns, ſondern der Vater aller Götter und Menſchen. Thorheit iſt es zu glauben, daß Götter an Menſchenblut und Menſchenopfern ſich erfreuen ſollten. Wäre es aber ſo, ſo hätte man ihrer als machtloſer Weſen nicht zu achten. Denn ſolche grauſame und widerſinnige Begierden können nur in ſchwachen und verderbten Seelen aufſteigen."

Während nun die Oberen in ſolcher Weiſe für und gegen das Opfer ſprachen und inſonders Pelopidas zweifelhaft war, wofür er ſich entſcheiden ſollte: ſiehe, da kam ein von der Heerde entſprungenes weibliches Füllen durch das Lager dahergerannt und blieb im vollen Laufe gerade an dem Orte, wo jene verſammelt waren, plötzlich ſtehen. Allen gab die glänzende Feuerfarbe der fliegenden Mähne, der Muthwille, das hoffährtige, muthige Gewieher des Thieres ein überraſchend anmuthiges Schauſpiel; da rief der Seher Theokritos, wie aus einem Traum erwachend, dem Pelopidas zu: „Da kommt dir, du Glücklicher, das Opfer gegangen! Laß uns auf keine andere Jungfrau warten, ſondern die der Gott giebt, nimm und gebrauche." Demnach griffen und führten ſie das Fohlen zu den Gräbern der Jungfrauen, und nachdem ſie es mit Gebeten geweiht und bekränzt hatten, opferten ſie es mit Freuden. Man unterließ nicht, die ermuthigende Kunde vom Traumgeſicht und Opfer des Pelopidas im ganzen Lager zu verbreiten und faſt gleichzeitig trafen auch aus Theben Nachrichten von glückverheißender Bedeutung ein: aus dem Tempel des Herakles waren die aufgehängten Waffen verſchwunden, und man ſchloß daraus, der Gott ſelber habe ſie angelegt und ſei zur Schlacht ausgezogen.*)

Noch wäre König Kleombrotos einem entſcheidenden Zuſammenſtoß mit den Thebäern gern ausgewichen. Seine Reiterei war aufs Geradewohl aus den ſchwächſten und wenig ehrliebenden Leuten zuſammengerafft, ſchlecht beritten, ohne Uebung und Erfahrung; und ebenſo wenig konnte er in dem bevorſtehenden Kampfe auf den Muth und Eifer der Bundesgenoſſen rechnen, da dieſe überhaupt über die Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten äußerſt ungehalten waren. Aber des Königs Freunde mahnten ihn mit den dringendſten Vorſtellungen zum Kampfe: „Wenn du die Thebäer abziehen läſſeſt, ohne ihnen eine Schlacht zu liefern, ſo droht dir von deinem Vaterlande die härteſte Strafe: ſie werden es dir gedenken, daß du in beiden Feldzügen wider die Thebäer nichts ausgerichtet haſt. Willſt du alſo für dich ſelber ſorgen und deine Heimath wiederſehn, ſo mußt du dieſe Leute angreifen." Seine Gegner aber ſagten geradehin: „Nun wird es ja an den Tag kommen, ob dieſer Mann wirklich den Thebäern ſo wohl will, wie man ſagt!" Durch ſolche Reden wurde Kleombrotos bewogen, die Schlacht zu wagen. Zum Unglück hielt er die letzte Berathung mit den Kriegshauptleuten erſt am Tage der Schlacht und zwar nach dem Frühmahle; und da ſie des Mittags ziemlich ſtark tranken, ſo ſoll auch der Wein ſie etwas erhitzt und der nöthigen Beſonnenheit während des Treffens beraubt haben.

Epaminondas entwarf ſchon Tages zuvor ſeine Anordnungen. Durch ſeine Erſcheinung alles ermuthigend, wohin er trat, war er doch in ſeinem Innern von dem Gedanken, wie viel von der Entſcheidung des morgenden Tages abhange, voll Unruhe und tief bewegt. Man meldete ihm, daß ſo eben einer der Oberen in ſeinem Zelte ruhig verſtorben ſei. „Gute Götter," rief er aus, „wie hat man doch Zeit unter ſolchen Umſtänden zu ſterben."

Die außerordentliche Kriegskunſt, welche am folgenden Tage den Thebäern den Sieg gewann, hat der Schlacht bei Leuktra in der Geſchichte des Kriegsweſens eine unvergeßliche Bedeutung verliehen und dem Epaminondas eine Stelle unter den größten Feldherren alter und neuer Zeit geſichert.

Kleombrotos hatte den Truppen der Bundesgenoſſen den linken Flügel angewieſen, den rechten, welchen er in eigner Perſon befehligte, bildete das lakedämoniſche Fußvolk, der Kern des ganzen Heeres, gedeckt durch die im erſten Treffen aufgeſtellte Reiterei. Epaminondas hielt ſich des Sieges gewiß, wenn es ihm gelänge, in dieſe furchtbare Seite einzudringen, und hierauf war der ganze Plan ſeiner eigenthümlichen Schlachtordnung, welche hier zum erſten Male in Anwendung kam, berechnet. Er zog nemlich ſeine beſten Völker auf den linken Flügel, dem Kleombrotos gegenüber, ſtellte ſie funfzig Mann hoch, während die feindliche Schlachtordnung nur eine Tiefe von zwölf Mann hatte, und machte gleichfalls aus ſeiner Reiterei das erſte Treffen. Auf den rechten Flügel wies er die ſchwächeren Truppen mit dem Befehl, ſich in dem Maaße, als er mit dem linken vorrücke, zurückzuziehn und dadurch die Bundesgenoſſen der Feinde, indem ſie nachrückten, von der lakedämoniſchen Phalanx*) zu entfernen. Hierdurch entſtand jene Aufſtellung, welche unter dem Namen der „ſchrägen Schlachtordnung"**) ſo berühmt geworden iſt.

Epaminondas eröffnete die Schlacht durch einen Angriff ſeiner Reiterei auf die lakedämoniſche. Nach kurzem Handgemenge wurde letztere in die Flucht geſchlagen und warf ſich in der Verwirrung auf das hinter ihr ſtehende Fußvolk. Sofort drang auch Epaminondas mit dem ganzen Gewichte ſeiner Colonne auf daſſelbe los, während Pelopidas mit der heiligen Schaar dem Feinde in die Flanke fiel und dadurch den Kleombrotos verhinderte, die unterbrochene Verbindung mit den Bundesgenoſſen durch Erweiterung des rechten Flügels wieder herzuſtellen oder die Schaar des Epaminondas zu überflügeln. Kleombrotos und ſeine Schaar leiſteten die entſchloſſenſte Gegenwehr. Aber ſelbſt Wunder der Tapferkeit hätten der Wucht einer ſo dichtgedrängten Maſſe nicht widerſtehen können. Kleombrotos fiel, ſeine Umgebung opferte das Leben auf, um wenigſtens ſeine Leiche zu retten. Mit ihm fanden auch Dinon, der Kriegsoberſte, Sphodrias, einer der königlichen Zeltgenoſſen, deſſen Sohn Kleonymos und noch viele Andere den Tod. So wurde der rechte Flügel nach einem großen Blutbad überwältigt, und damit war, wie Epaminondas vorausgeſehen hatte, der Sieg der Thebäer entſchieden. Denn als die peloponneſiſchen Truppen die lakedämoniſche Phalanx geſchlagen ſahen, zogen ſie ſich in das durch einen Graben geſchützte Lager auf einer benachbarten Anhöhe zurück. Die meiſten zeigten die größte Entmuthigung, viele auch eine unverhohlene Schadenfreude über die Niederlage der Spartiaten, und ſo war die Wiederaufnahme

*) Vergl. S. 57.

*) Das in Schlachtordnung aufgeſtellte, ſchwerbewaffnete Fußvolk.

**) Dieſelbe, durch welche Friedrich der Große 1757 die Schlacht bei Leuthen gewann.

des Kampfes, zu welcher die Führer der Lakedämonier aufforderten, unmöglich, wenn auch der ungeheure Verlust der letzteren ein solches Unternehmen verstattet hätte. Viertausend Lakedämonier bedeckten die Wahlstatt, von siebenhundert Spartiaten waren vierhundert geblieben. Dagegen betrug der Verlust der Boiotier im Ganzen nicht mehr als dreihundert Mann.

Die Freude der Thebäer über diesen herrlichen Sieg war unbegrenzt. Aber alle Ehren und Lobpreisungen seiner Mitbürger schmeichelten der großen Seele des Epaminondas nicht so sehr als der Beifall seiner grauen Eltern. Von der Höhe seiner schönsten Mannesthat blickte er noch mit kindlicher Ehrfurcht über sich und rechnete sich dies zum glücklichsten Loose seines Lebens: daß sein Vater und seine Mutter den Sieg bei Leuktra noch erlebt hatten.

Wie man zu Sparta die Nachricht der erlittenen Niederlage aufnahm, ist schon in der Lebensbeschreibung des Agesilaos (S. 175) erzählt worden. Die Ephoren riefen sofort alle Mannschaft bis zum vierzigsten Lebensjahre unter die Waffen und schickten dieses Heer, durch neue Hülfstruppen der peloponnesischen Bundesgenossen verstärkt, unter der Führung des Archidamos, dessen Vater Agesilaos noch immer krank war, nach Boiotien, um das dort noch stehende geschlagene Heer zu retten. Unterdessen hatte aber Jason, der Tyrann von Pherä, ein kluger, kühnaufstrebender Fürst, welcher schon damals in die griechischen Angelegenheiten ein gewichtiges Wort sprechen durfte, als Bundesgenoß der Thebäer und Gastfreund Spartas einen Vergleich zu Stande gebracht, zufolge dessen den Lakedämoniern bei Leuktra freier Abzug gestattet worden war. Diese trafen bei Megara auf das Heer des Archidamos, welcher hierauf mit ihnen nach Korinth zurückging, die Verbündeten daselbst entließ und die sieglose Schaar nach Sparta zurückgeleitete.

Ermuthigt durch die Schwäche Spartas und auf Anregung Athens suchten jetzt auch mehrere peloponnesische Städte und Staaten sich ihrer Abhängigkeit von Lakedämon zu entziehen und die im antalkidischen Frieden ihnen gewährleistete Selbständigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Die Mantineier, welche von den Lakedämoniern genöthiget worden waren, ihre Stadtmauer niederzureißen und sich unter Aufsicht lakedämonischer Hauptleute in vier verschiedenen Flecken niederzulassen, traten jetzt zusammen und beschlossen, aus Mantineia wieder Eine Stadt zu machen und diese den Spartiaten zum Trotz abermals durch eine Ringmauer zu befestigen. Gleichzeitig unterstützten sie den Plan der demokratischen Partei zu Tegea: das ganze arkadische Volk in einem Gesammtstaate zu vereinen, so daß jeder gemeinsam gefaßte Beschluß in allen Städten Arkadiens Gültigkeit haben sollte. Um dies zu hindern und Mantineia zu züchtigen, fiel Agesilaos in Arkadien ein, ohne jedoch etwas Sonderliches auszurichten, da die Feinde einem Treffen im offenen Felde aus dem Wege gingen, und die Nachricht vom Heranrücken eines gewaltigen Hülfsheeres in kurzem ihn zum Rückzuge nöthigte. Epaminondas und Pelopidas, beide diesmal gleichzeitig zu Boiotarchen erwählt, rückten mit einer Kriegsmacht, welche bald auf siebenzigtausend Mann anwuchs, im Peloponnesos ein. Mit den Thebäern, welche den zwölften Theil dieses Heeres ausmachten, hatten sich Phokier, Euboier, Lokrer, Akarnanier und Andere verbunden. Die Argeier, Eleier und Arkadier fielen ihnen gleich bei ihrer Ankunft zu. Der Ruhm jenes Heldenpaares war das mächtige Band, welches so viele Völker zu seinen Fahnen heranzog und die vielartige Menge in fester Einheit zusammenhielt. Denn von jeher hat sich dies als eins der ersten und gültigsten Gesetze in der Menschenwelt erwiesen: daß der Schutzbedürftige in dem Starken, der zu helfen bereit ist, seine natürliche Obrigkeit erkennt, welcher er freiwillig gehorsamt.

Mit diesem Heere wagte es Epaminandas über die steilen Grenzgebirge Lakoniens in ein Gebiet einzudringen, welches seit mehr als siebenhundert Jahren kein feindlicher Fuß betreten hatte, stieg in die Thäler hernieder, verwüstete das Land bis an das Meer hinab und hätte sogar die Stadt Sparta selbst erobert, wenn nicht die Beschwerden der winterlichen Jahreszeit, der eindrechende Mangel an Lebensmitteln und die ausgezeichnete Feldherrenklugheit des Agesilaos diesen letzten Hauptschlag vereitelt hätten.*)

Als Epaminondas mit seinem Heere endlich den Peloponnesos räumte, hinterließ er den Lakedämoniern außer ihrem verwüsteten Gebiete und der Erinnerung ihrer tiefsten Erniedrigung rings um ihre Grenzen feindliche Nachbarstaaten, welche sein Beistand ermuthiget und gestärkt, ja zum Theil erst ins Dasein gerufen hatte. Auf seinen Rath hatten die Arkadier „die große Stadt", Megalopolis, angelegt, welche aus den Werken aller umhergelegenen, zwar befestigten aber wenig haltbaren Ortschaften aufgeführt, mit starken Mauern und Thürmen versehen und aus vierzig arkadischen Städten und Flecken bevölkert, als Hauptstadt Arkadiens und als gewaltige Vormauer gegen Lakedämon emporstieg. Noch empfindlicher aber traf das ohnehin geschwächte Sparta die unter dem Schutz der thebäischen Waffen vollzogene Rückkehr der Messenier in ihr freigewordenes Vaterland, wovon ein weiteres zu berichten hier füglich am Ort ist.

5. Die Rückkehr der Messenier.

Nach der Beendigung des dritten messenischen Krieges hatten die Athener, wie wir schon früher berichtet haben (s. S. 82), den aus Ithome abziehenden Messeniern die Stadt Naupaktos an der Grenze Aetoliens zum Wohnsitz eingeräumt. Ihren ehemaligen Drängern entrückt, bewahreten sie auch in der Ferne den Haß gegen die Lakedämonier und legten ihre Feindschaft gegen dieselben vorzüglich während des peloponnesischen Krieges durch den Eifer, mit welchem sie den Athenern Beistand leisteten, an den Tag. Sie gaben Naupaktos zum Haltpunkte gegen den Peloponnes her, und Schleuderer aus Naupaktos waren es, welche die in Sphakteria eingeschlossenen Spartiaten aufreiben halfen. Aber auch der Niederlage am Ziegenflusse verjagten die Lakedämonier, welche nun Herren zur See geworden, die Messenier aus Naupaktos, und diese zogen nun zum Theil nach Sicilien zu ihren Verwandten und nach Rhegion, der größte Theil aber segelte unter der Führung Kaman's, der auch bei Sphakteria ihr Anführer

*) Das Nähere hierüber ist S. 175 f. zu lesen.

geweſen, nach Africa und fand in der von Griechen bewohnten kyreniſchen Stadt Euesperides willkommene Aufnahme. Denn die Euesperiten, welche durch die benachbarten Barbaren mit Krieg hart bedrängt wurden, riefen Griechen jedes Stammes herbei, um bei ihnen zu wohnen.

Aber ein Jahr vor dem Siege der Thebäer bei Leuktra kündigte die Gottheit den in die Fremde verſtreuten Meſſeniern ihre Rückkehr in den Peloponneſos an. Der Prieſter des Herakles im ſiciliſchen Meſſene (Meſſina) ſah nemlich in einem Traumgeſichte, wie Zeus den Herakles nach Ithome zu Gaſte lud; und gleichzeitig hatte auch Komon in Euesperides einen Traum, der ihm die Wiederbelebung des dahingeſchiedenen Mutterlandes verkündete. Bald darauf traf die Lakedämonier bei Leuktra das Unglück, das ihnen ſchon längſt zugedacht war; und nun ſchickten die Thebäer Boten nach Italien und Sicilien und zu den Euesperiten, und wo nur ſonſt noch Meſſenier ſein konnten, und riefen ſie von allenthalben zurück in den Peloponneſos. Dieſe fanden ſich auch ſchneller zuſammen, als man hoffen konnte, theils aus Sehnſucht nach der vaterländiſchen Erde, theils aus Haß gegen Sparta, welcher niemals bei ihnen erloſch. Epaminondas hielt es übrigens weder für leicht, eine Stadt zu gründen, die den Lakedämoniern das Gegengewicht halten könnte, noch wußte er einen geeigneten Ort, wo er ſie anlegen ſollte. Während er nun darüber noch ungewiß war, ſoll des Nachts ein Greis in Geſtalt eines Oberprieſters zu ihm getreten ſein und geſagt haben: „Dir iſt von mir gegeben, zu beſiegen, gegen wen du in Waffen heranziehſt; und wenn du von der Erde geſchieden biſt, ſo will ich, o Thebäer, dafür ſorgen, daß dein Name und dein Ruhm nie untergehen. Du aber ſchaffe den Meſſeniern Vaterland und Städte wieder, denn jetzt iſt auch der Zorn der Dioskuren gegen ſie beſchwichtigt.“

Der Zorn der Dioskuren aber, welchem man den unglücklichen Ausgang der früheren Freiheitskämpfe Meſſeniens zuſchrieb, hatte nach der Sage folgende Veranlaſſung. Zur Zeit des zweiten meſſeniſchen Krieges lebten zwei blühende Jünglinge aus Andania, Panormos und Gonippos, in enger Freundſchaft und machten auch gemeinſame Streifzüge in das lakoniſche Gebiet. Als nun die Lakedämonier einſt im Feldlager den Dioskuren ein Feſt feierten und nach dem Mahle beim Trunk und Spiele waren, da erſchienen vor ihnen Panormos und Gonippos, angethan mit weißen Unterkleidern und purpurnen Mänteln, auf den ſchönſten Pferden reitend, mit Hüten auf den Häuptern und mit Speeren in den Händen.*) Als die Lakedämonier dieſe herrlichen Jünglingsgeſtalten ſahen, fielen ſie vor ihnen nieder und beteten an, denn ſie meinten, die Dioskuren ſelber ſeien zu ihrem Opfer gekommen. Die Jünglinge aber, als ſie ſich mitten unter ſie gemiſcht, ſprengten auf einmal durch ſie hin, mit ihren Speeren überall um ſich ſtoßend, und nachdem viele unter ihren Händen gefallen waren, kehrten ſie nach Andania zurück und hatten ſomit dem Opfer der Dioskuren freventlich Hohn geſprochen. Daher, hieß es, ſei der Zorn der Dioskuren gegen die Meſſenier gekommen,**) der aber nunmehr, jenem Traumgeſichte des Epaminondas zufolge, der Rückkehr der Vertriebenen nicht mehr hinderlich ſein wollte.

Zumeiſt jedoch trieben den Epaminondas zu einer neuen Begründung Meſſeniens die Sprüche des berühmten boiotiſchen Sehers Bakis, unter welchen auch folgende Weiſſagung ſtand:

Dann wird die glänzende Blüthe von Lakedämon verwelken,
Und Meſſene von neuem erſtehn für ewige Zeiten.

Um dieſelbe Zeit — erzählt man — gebot ein Traum dem Epiteles, den die Argeier zum Heerführer und zur Wiederherſtellung Meſſeniens gewählt hatten: er falle auf Ithome da, wo er einen Smilaxſtrauch und eine Myrthe fände, in der Mitte nachgraben und „die alte Frau“ erlöſen; denn dieſe liege krank, in einem ehernen Gemache eingeſchloſſen, und ſei dem Verſcheiden nahe. Mit Tagesanbruch ging Epiteles an den beſagten Ort und ſtieß im Graben auf eine eherne Urne. Er trug ſie alſobald zum Epaminondas und erzählte den Traum, und hieß ihm den Deckel abnehmen und ſehen, was darin wäre. Dieſer öffnete, nachdem er geopfert und gebetet hatte, die Urne; und als er geöffnet hatte, fand er eine Zinnplatte darin, die war ganz dünn geſchlagen und wie ein Buch zuſammengerollt: darauf ſtanden die geheimen Gebräuche beim Dienſte der großen Göttinnen (d. i. der Demeter und Perſephone) geſchrieben. Und dies war jenes Geheime und Heilige, welches Ariſtomenes vor der Erſtürmung der Feſte Eira an jenem Orte vergraben hatte, und an deſſen Erhaltung, einem alten Orakel zufolge, die Zukunft Meſſeniens geknüpft war (ſ. S. 20). Wie ſich nun alſo dieſe Geheimniſſe (Myſterien) wieder aufgefunden hatten, wurden ſie von denen, welche zum prieſterlichen Geſchlechte gehörten, in Bücher eingetragen.

Epaminondas aber gebot den Wahrſagern, da ihm die Gegend von Ithome für den Aufbau einer Stadt die ſchicklichſte zu ſein ſchien, zu erforſchen, ob der Wille der Götter es ihm hier geſtatte; und da auch dieſe verſicherten, die Opfer wären günſtig, ſo machte er Anſtalten zum Bau, ließ Steine fahren und Männer kommen, welche ſich darauf verſtanden, Gaſſen abzutheilen, Häuſer und Tempel zu bauen und Mauern darum zu ziehen. Wie nun alles in Bereitſchaft war, und die Arkadier die Opferthiere herbeigebracht hatten, opferte zunächſt Epaminondas mit den Thebäern dem Dionyſos und ismeniſchen Apollon nach herkömmlicher Weiſe, dann die Argeier der argeiiſchen Hera und dem nemeiſchen Zeus, die Meſſenier aber dem Zeus Ithomatas und den Dioskuren — und ſo rief jede dieſer Völkerſchaften die Hauptgottheiten ihres Heimathlandes um Beiſtand und Segen dieſes Beginnens an. Sodann aber beteten die Meſſenier zu den Heroen: ſie möchten zurückkehren und unter ihnen wohnen, beſonders die Meſſene, die Tochter des Triopas, von welcher einſt dieſe ganze Landſchaft ihren Namen erhalten hatte, ferner die Herakleiden Kresphontes und Aepytos, am feierlichſten aber riefen alle den Ariſtomenes zurück. Dieſen ganzen Tag brachten ſie mit Opfern und Gebeten hin, an den folgenden führten ſie die Ringmauer auf und legten inner-

*) Alſo ganz in der Geſtalt, in welcher man die Dioskuren abzubilden pflegte.

**) Man erinnere ſich, daß auch in der Schlacht bei Stenykleros die Dioskuren, auf dem wilden Birnbaume ſitzend, den glücklichen Waffenthaten des Ariſtomenes eine Grenze ſetzten; ſ. S. 18.

halb derſelben die Häuſer und Tempel an. Sie arbeiteten unter Muſik und zwar unter keiner anderen als der boiotiſchen und argeiiſchen Flöten, dabei wurden denn die Lieder des Sakadas und Pronomos in Wettgeſängen aufgeführt. Der Stadt ſelber gaben ſie den Namen Meſſene. Sie bauten auch andere Städte wieder auf, aber die Nauplier, denen die Lakedämonier nach Vertreibung der Meſſenier die Stadt Mothone gegeben hatten, vertrieben ſie nicht aus ihrem Wohnſitze, denn ſie hatten den zurückkehrenden Meſſeniern Geſchenke dargebracht von allem, was ſie hatten, beteten unabläſſig zu den Göttern für ihre Rückkehr, und baten die Meſſenier, ſie zu verſchonen.

So kehrten denn die Meſſenier in den Peloponneſos zurück und richteten ihr Vaterland wieder auf im zweihundert und ſieben und neunzigſten Jahre nach der Zerſtörung von Eira, und in dieſem Zeitraume von beinahe drei Jahrhunderten, während deſſen ſie in der Fremde zerſtreut geweſen, hatten ſie weder etwas von den väterlichen Sitten aufgegeben noch die doriſche Mundart verlernt. Weil ihnen die Heimath unvergeßlich blieb, darum blieb ſie ihnen nicht für immer verloren.

6. Epaminondas vor Gericht. Pelopidas in Makedonien und Theſſalien.

Mit den Verdienſten und dem Ruhme des Epaminondas und Pelopidas wuchs auch der Neid gegen ſie unter ihren eigenen Mitbürgern. Daher wurde ihnen bei ihrer Heimkehr von jenem glorreichen Feldzuge kein ehrender und würdiger Empfang zu Theil; ſondern ſtatt deſſen wartete ihrer eine Anklage auf den Tod, weil ſie die Boiotarchie volle vier Monate über die geſetzliche Zeit hinaus behalten hatten, welches eben die Zeit war, binnen welcher von ihnen in Meſſenien, Arkadien und Lakonien ſo große Dinge waren verrichtet worden.

Mit voller Seelenruhe und Würde erſchien Epaminondas vor den Schranken des Gerichts, nahm die ganze Schuld ſämmtlicher Feldherren auf ſich allein und unterwarf ſich im voraus dem richterlichen Spruche. „Das Geſetz verurtheilt mich;“ ſprach er, „gut! ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man folgende Inſchrift auf mein Grab ſetze: „Die Thebäer haben den Epaminondas mit dem Tode beſtraft, weil er ſie bei Leuktra nöthigte, die Lakedämonier, denen ſie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er durch eine einzige Schlacht nicht nur Theben vom Untergange rettete, ſondern auch dem ganzen Griechenland zur Freiheit verhalf; weil er dem Verhältniſſe beider Staaten zu einander einen ſolchen Umſchwung gab, daß die Thebäer vor Sparta erſchienen und Lakedämon ſich ſchon glücklich ſchätzte, daß es nicht gar aus mit ihm wurde; weil er von der Führung des Heeres nicht eher zurückgetreten iſt, als bis er Meſſene wieder aufgerichtet und Sparta belagert hatte.““

Auf dieſe Rede wagten die Richter nicht, den Epaminondas zu verurtheilen, und welchen Richtern ſollte nicht das Schwert aus den Händen fallen, wenn der Beklagte ſeine Verdienſte für ſich reden laſſen kann? Doch ließ er niemals wegen dieſes Vorfalls Rachſucht oder Empfindlichkeit blicken, wie der heftigere Pelopidas, welcher ſich ſpäterhin die Gelegenheit, dem Redner Menokleidas, als dem Anſtifter jener Anklage, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nicht entgehen ließ. Epaminondas ſetzte den Verleumdungen und Nachſtellungen ſeiner Neider Gelaſſenheit entgegen, indem er dieſe für die unerläßliche Eigenſchaft eines wahrhaft großen Staatmannes erachtete.

In Theſſalien war der ſchon oben erwähnte Jaſon mitten im ſteigenden Glücke und unter Entwürfen, welche die Freiheit von ganz Griechenland gefährdeten, ermordet worden (370 v. Chr.). Nach einjähriger Zwiſchenregierung ſeiner Brüder bemächtigte ſich ſein Neffe Alexandros des Thrones, ein ſcheußlicher Tyrann, mit deſſen entmenſchter Grauſamkeit nur der wahnſinnige Blutdurſt einiger römiſcher Kaiſer ſich etwa meſſen dürfte. So ließ er einſt die Bürger zweier ihm verbündeten Städte, Meliboia und Skotuſa, zuſammenkommen, darnach durch ſeine Trabanten überfallen und alle Waffenfähigen niederhauen. Menſchen lebendig zu begraben, andere, in Eber- oder Bärenhäute eingenäht, von ſeinen Jagdhunden zerreißen zu laſſen oder eigenhändig mit Pfeilen zu erſchießen, gehörte zu ſeinen Erluſtigungen. Ja ſeine Raſerei ging ſo weit, daß er den Speer, womit er ſeinen Vetter und Vorgänger in der Herrſchaft, Polyphron, erſtochen hatte, weihete und bekränzte, und demſelben unter dem Namen Tychon, d. i. Treffer, gleich einem Gotte Opfer darbrachte.

Dieſer heilloſe Tyrann ſetzte alle theſſaliſchen Staaten theils durch offene Fehde, theils durch bedrohende Anſchläge in Schrecken und Verwirrung, ſo daß dieſe ſich an Theben als den damals mächtigſten Staat in ganz Griechenland mit dem Anſuchen wendeten, ihnen einen Feldherrn und einiges Kriegsvolk zur Unterſtützung zu ſchicken. Epaminondas war damals mit einem Feldzuge gegen Sparta und das mit ihm verbündete Athen im Peloponnes (368 vor Chr.) beſchäftiget, weshalb Pelopidas, unfähig, ſeine Kräfte jemals ruhen zu laſſen, und in der Ueberzeugung, daß, wo Epaminondas ſei, jeder andere Führer entbehrt werden könne, ſich freiwillig zu jenem Unternehmen erbot und ſofort nach ſeiner Ankunft in Theſſalien die Ruhe wiederherſtellte. Von da begab er ſich nach Makedonien, wohin er als Schiedsrichter zwiſchen dem Könige Alexandros und ſeinem Halbbruder Ptolemäos Alorites, welcher ihn zu ſtürzen ſuchte, berufen wurde. Nachdem er auch hier den Streit beigelegt, Frieden geſtiftet und Ordnung wiederhergeſtellt hatte, kehrte er nach Theben zurück und nahm dreißig Jünglinge aus den angeſehenſten Häuſern Makedoniens als Geißeln mit ſich, um ganz Griechenland zu zeigen, wie weit die Macht der Thebäer, gegründet auf den Ruhm ihrer Waffen und auf das Vertrauen der Völker zu ihrer Gerechtigkeit, ſich erſtrecke.

Unter dieſen Geißeln befand ſich auch der Bruder des Königs, Philippos, welcher nachmals ſelber den makedoniſchen Thron beſtieg und als Sieger über Griechenland wie als Vater Alexanders des Großen berühmt worden iſt. Philippos war damals achtzehn Jahre alt, und mit glänzenden Gaben des Geiſtes wie des Leibes ausgeſtattet. Man konnte ihn nicht ſehen, ohne von ſeiner Schönheit entzückt zu werden; ihn nicht hören, ohne ſeinen Witz, ſein Gedächtniß, ſeine Beredtſamkeit und die rei-

zende Anmuth seiner Worte zu bewundern. Seine muntere Laune quoll oft von witzigen Einfällen über, die aber nichts Beleidigendes hatten. Er war sanft, gesprächig, großmüthig und verstand besser als irgend jemand die Kunst sich beliebt zu machen. Während der vier Jahre seines Aufenthaltes in Theben eignete er sich alles an, was ihm zum Mittel seiner ehrgeizigen Pläne werden konnte, und so nährte Griechenland in seinem eigenen Schooße seinen künftigen Unterjocher groß. Im Umgange mit Epaminondas, den er sich zum Muster gestellt hatte, lernte er, was freilich der geringste Theil der Vorzüge des großen Thebäers war, die Kunst des Krieges, wovon er nachmals den Hellenen eine so furchtbare Probe ablegte; aber die Liebe zur Gerechtigkeit, die Selbstbeherrschung und Seelengröße, welche jenen wahrhaft groß machten, wurde ihm weder von Natur noch durch Nachahmung zu Theil.

Schon im folgenden Jahre nach dem thessalischen Feldzuge erneuerten sich die Beschwerden wider Alexandern von Pherä, weshalb Pelopidas in Gemeinschaft mit Ismenias abermals dorthin abgeordnet wurde. Da er aber in Hoffnung gütlicher Beilegung und im Vertrauen auf seine Gesandtenwürde ohne Heer erschien, so nahm der Tyrann, dem weder menschliche noch göttliche Rechte heilig waren, ihn sammt seinen Gefährten gefangen und ließ ihn nach Pherä in Gewahrsam bringen.

Anfangs verstattete er noch jedermann den Zutritt zu dem Gefangenen, indem er voraussetzte, das Unglück werde seinen stolzen Sinn genugsam gebeugt und gedemüthiget haben. Pelopidas aber redete im Kerker des Tyrannen so kühn und frei, als stünd' er noch an der Spitze seines Heeres. Er tröstete die Pheräer, die ihn besuchten und ihre Bekümmerniß aussprachen, mit der Versicherung, daß die verdiente Strafe ihres Zwingherren nicht mehr lange auf sich werde warten lassen. Ja, er ließ sogar dem Tyrannen selber das trotzige Wort entbieten: „Du handelst wie ein Thor, daß du arme, unschuldige Unterthanen Tag für Tag martern und morden lässest und doch meiner verschonest, von dem du doch für sicher und gewiß annehmen kannst, er werde sich an dir rächen, sobald er loskommt.“ Alexander erstaunte über die Unerschrockenheit dieses Mannes und sprach: „Warum ist denn Pelopidas so jähe nach dem Tode?“ worauf ihm dieser wiedersagen ließ: „Damit es mit dir um so schneller ende, wenn du durch diesen Mord noch gottverhaßter geworden, als du schon jetzt bist.“

Seitdem war jeder Besuch bei dem Gefangenen streng untersagt. Aber Thebe, des großen Jason Tochter und Alexanders Gemahlin, bekam ein Verlangen, den Mann zu sehen und zu sprechen, von dessen Muth und Heldensinn sie aus dem Munde seiner Wächter so viel gehört hatte. Sie begab sich daher zu dem Pelopidas in's Gefängniß. Der Zustand, in welchem sie ihn vorfand, ließ ihr weibliches Auge hinter so jammerhaftem Aeußeren nicht sogleich den großen Charakter erkennen, der solches Elend mit Gleichmuth ertragen konnte. Aber sein verwildertes Ansehen, seine vernachlässigte Kleidung, der Mangel aller Wartung sagten ihr deutlich genug, daß man mit diesem Manne auf das ungebührlichste verfahre, und rührten sie bis zu Thränen. Darüber verwunderte sich Pelopidas, wiewohl er nicht wußte, wer dies Weib war. Als er es aber erfuhr, begrüßte er sie als Tochter des Mannes, mit welchem er vormals in vertrauter Freundschaft gestanden hatte. „Mich jammert dein Weib!“ rief sie aus. „Und du mich,“ sprach er, „daß du, ohne an Ketten zu liegen, es doch bei einem Alexander aushältst.“ Dies Wort ging der Königin durch's Herz, da sie selber die Grausamkeiten und Schandthaten Alexanders tief verabscheuete. Seit jenem Tage kehrte sie noch oft in den Kerker des Pelopidas zurück, schüttete ohne Rückhalt allen Gram ihrer Seele vor ihm aus und faßte aus den Gesprächen mit dem freien Thebäer unauslöschlichen Haß und Verachtung gegen den Tyrannen.

Die Rettungsstunde der beiden Gefangenen ließ lange vergeblich auf sich warten. Epaminondas war damals in Folge boshafter Verdächtigungen aller seiner Aemter entsetzt. Ein ansehnliches Kriegsheer, welches die Loslassung der thebäischen Gesandten mit Waffengewalt vom Tyrannen erzwingen sollte, konnte wegen ungeschickter Anführung nichts ausrichten und wäre bei seinem Abzuge gänzlich aufgerieben worden, wenn nicht Epaminondas, der aus freier Liebe gegen sein undankbares Vaterland als gemeiner Soldat an diesem Feldzuge theilnahm, durch kluge Rathschläge die fast unvermeidliche Niederlage noch abgewendet hätte. Jetzt endlich schickten die Thebäer ihn selbst an der Spitze eines zweiten Heeres nach Thessalien. So wie der gefeierte Held auf dem Kriegsschauplatze erschien, gerieth das ganze Land in freudige Bewegung und bot ihm von allen Seiten zum Sturze des Tyrannen die Hand. Er aber zog die Erhaltung des Freundes seinem eigenen Ruhme vor. Aus Besorgniß, es möchte der Wütherich, wenn man ihm zu hart zusetzte, in der Raserei der Verzweiflung sich am Pelopidas vergreifen, suchte er den Krieg in die Länge zu ziehen, und seinen Gegner, wie von drohenden Gewittern umkreist, mehr einzuschüchtern als zu reizen. Und so geschah es denn, daß Alexander, geschreckt durch den Ruhm und Namen dessen, der wider ihn in Waffen stand, gleich einem überwundenen Hahne die Flügel sinken ließ und einige Männer an Epaminondas abschickte, die ihn entschuldigen und Versöhnung suchen sollten. Dieser aber erklärte für unstatthaft, daß die Thebäer mit einem solchem Manne Frieden und Freundschaft schlössen, gestand ihm weiter nichts zu, als einen Waffenstillstand auf dreißig Tage und zog, nachdem ihm Pelopidas und Ismenias ausgeliefert worden, wieder heim.

7. Pelopidas geht als Gesandter nach Persien und findet in Thessalien sein tief betrauertes Ende.

Um diese Zeit schickten Athen und Sparta Gesandte an den Hof des Perserkönigs, um ein Bündniß mit ihm zu schließen, da es ihnen selbst bei vereinter Macht nicht gelungen war, den Aufschwung Thebens darniederzuhalten. Als die Thebäer dies erfuhren, schickten auch sie eine Gesandtschaft dahin, wozu sie in verständiger Erwägung des Ruhmes und Ansehens, welches er auch im Auslande genoß, den Pelopidas erwählten. Und in der That erfüllte

Digitized by Google

ſein Auftreten bei Hofe alle Satrapen, Feldhauptleute und Fürſten mit Bewunderung und Ehrfurcht. „Das iſt der Mann,“ ſo hieß es, „der den Lakedämoniern die Herrſchaft über Land und Meer entriſſen und Sparta hinter den Taygetos und Eurotas zurückgeworfen hat, das ſtolze Sparta, welches noch vor kurzem ſich erkühnen durfte, unter Ageſilaos mit dem großen Perſerkönige um Suſa und Ekbatana zu ſtreiten.“ Selbſt der König Artaxerxes empfand über des Pelopidas Ankunft ein großes Vergnügen und zeichnete ihn um ſo ehrenvoller aus, da er ſich gern das Anſehen gab, als ob die größten Männer ſich vor ihm einfänden, um ſein Glück zu preiſen und ſeiner Macht zu huldigen. Wie er ihn aber auch von Angeſicht kennen lernte, ſich mit ihm unterhielt und wahrnahm, daß die Rede dieſes Thebäers an Nachdruck die der Attiker und an Einfalt die der Lakonier übertraf, gewann er ihn noch lieber, verbarg auch ſeine Hochachtung keineswegs und ließ die anderen Botſchafter wohl erkennen, wer ihm das meiſte gelte. Denn er ließ dem Pelopidas von den herkömmlichen Geſchenken nicht nur die koſtbarſten und glänzendſten zuſtellen, ſondern genehmigte auch alle ſeine Vorſchläge, welche dahin gingen, daß die griechiſchen Staaten gegenſeitige Unabhängigkeit genießen, auch Meſſenien ein ſelbſtändiges Gebiet ausmachen, und die Thebäer, wie es ſchon ihre Väter geweſen, Freunde und Bundesgenoſſen des Königs verbleiben ſollten. *)

Mit dieſem für die Thebäer überaus erwünſchten Beſcheid kehrte Pelopidas nach Griechenland zurück und nahm von allen ihm dargebotenen Geſchenken nur diejenigen mit, die er als ein beſonderes Merkzeichen der königlichen Gnade und Zuneigung anſehen durfte, — ein Beweis von Uneigennützigkeit, der ihn um ſo mehr ehrte, da es bereits üblich wurde, eine Geſandtſchaft an den Perſerkönig als ein Mittel anzuſehen, ſich mühelos zu bereichern.

Bald nach der Rückkehr des Pelopidas trafen auch Abgeordnete der Theſſalier ein, um gegen Alexandern von Pherä, der ſein tyranniſches Weſen wieder ganz in der alten Weiſe trieb, ein Hülfsheer unter der Anführung des Pelopidas ſich auszubitten. Die Thebäer gewährten dies gern, und ſchon war alles zum Aufbruch bereit, als eine Sonnenfinſterniß das Kriegsvolk in Beſtürzung verſetzte. Pelopidas, der niemanden gegen ſeinen Willen der Gefahr entgegenführen und noch viel weniger das Leben von ſiebentauſend Bürgern auf's Spiel ſetzen wollte, ließ daher den Heerbann zurück und brach nur mit dreihundert freiwilligen Reitern und einigen Miethstruppen nach Theſſalien auf. Denn trotz allen Warnungen der Wahrſager brannte ſein Herz vor Begier, den Tyrannen zu ſtürzen, begeiſtert von dem Gedanken: in dieſer Zeit voll niedriger Denkart, wo Sparta dem ſiciliſchen Tyrannen Dionyſios mit ſeinen Hauptleuten und Vögten aushalf, wo Athen von dieſem Alexander Gnadengelder annahm und ihm, als ſeinem Wohlthäter, eine eherne Bildſäule errichtete, den Hellenen zu zeigen, daß Theben allein noch für die Unterdrückten das Schwert führe und widerrechtlichen Gewaltherrſchaften in Griechenland ein Ende mache.

Bei der theſſaliſchen Stadt Pharſalos ſammelte Pelopidas ſeine Truppen und ging dann ſtracks auf Alexandern los. Dieſer aber war gutes Muthes, nachdem er erfahren hatte, daß Pelopidas nur wenige Thebäer mitgebracht habe, und die Theſſalier der Menge ſeines Fußvolks kaum halb ſo viel Mannſchaft entgegenſtellen könnten. Man brachte dem Pelopidas die Nachricht: daß der Tyrann mit einem zahlreichen Heere heranrücke. „Deſto beſſer,“ antwortete der Held, „ſo ſchlagen wir ihrer um ſo Mehrere.“ *)

In einer Gegend, welche den Namen Kynaskephalä führte, trafen die Heere auf einander. Von beiden Seiten war man bemüht, die dort ſich erhebenden ſteilen Anhöhen durch das Fußvolk zu gewinnen, während in der Ebene die Reiterei des Pelopidas mit der des Tyrannen handgemein wurde. Hier entſchied ſich das Gefecht in kurzem zu Gunſten der erſteren, welche den flüchtigen Feind verfolgend ſich über das Blachfeld zerſtreute. Aber auf den Höhen war Alexander dem theſſaliſchen Fußvolke zuvorgekommen und trat den von unten her wider ihn Anſtürmenden ſo wehrhaft entgegen, daß alle Anſtrengungen nichts wider ihn ausrichteten. Als Pelopidas dies gewahrte, rief er die Reiterei zurück und ließ ihr den Befehl zugehen, gegen die noch geſchloſſenen Reihen des Feindes einen Anlauf zu machen. Er ſelber ergriff den Schild und warf ſich mitten unter das um die Hügel kämpfende Fußvolk. Durch die hinterſten Glieder vorwärts dringend, erſchien er plötzlich in den Vorderreihen und beſeelte durch ſeine Gegenwart das ganze Heer dermaßen mit Kraft und Muth, daß der Feind ganz andere, mit einem Mal an Leib und Seele verwandelte Gegner vor ſich zu ſehen meinte. Zwei oder drei Angriffe ſchlug er noch zurück; dann aber, da er jene mit unermüdetem Eifer immer von neuem heranſtürmen und auch die Reiterei von der Verfolgung ſich gegen ihn umwenden ſah, fing er an zu wanken und zog ſich Schritt für Schritt zurück.

Auf den gewonnenen Höhen hielt Pelopidas einen Augenblick ſtill, ſchaute umher und ſah das feindliche Heer zwar noch nicht in völligem Rückzug begriffen, aber bereits in Unordnung und ängſtlicher Verwirrung. Es bedurfte noch eines einzigen Angriffs, um den Sieg zu vollenden. Aber ſeine Augen ſuchten nur nach dem Tyrannen; und als er ihn endlich entdeckte, wie er auf dem rechten Flügel ſeine Söldner wieder zu ſammeln und zu ermuthigen ſuchte, war ſeine Vernunft des Zornes nicht mehr Meiſter. Vom Anblicke des Verhaßten zur Wuth entflammt, vergaß er ſeines Lebens und der höheren Feldherrenpflicht, ſprengte den Uebrigen weit voraus und rief Alexandern zum Zweikampfe vor. Doch dieſer hielt dem Angriffe nicht Stand, ſondern entwich und verbarg ſich hinter ſeinen Trabanten. Auch hier ſuchte ihn der Unerſchrockene zu erreichen, durchbrach die Vorderreihen der Söldner, die mit ihm handgemein wurden, und ſchlug deren etliche zu Boden. Aber der dichtgedrängte Haufe ſtieß jetzt aus der Ferne ſeine langen Spieße ihm durch die Rüſtung, ſo daß er, über und über mit Wunden bedeckt, vom Roſſe ſank. In vollem

*) Die Thebäer hatten bekanntlich während des Krieges der Perſer gegen die Hellenen auf Seiten der erſteren geſtanden. Wenn ihnen daher unter den Griechen die mediſche Geſinnung mit Recht ſtets zum Vorwurf gereicht hatte, ſo hatte Pelopidas in ſeiner jetzigen Eigenſchaft natürlich nicht unterlaſſen, dieſen Umſtand bei den gegenwärtigen Verhandlungen am perſiſchen Hofe zu Gunſten ſeiner Landsleute geltend zu machen.

*) Der wackere Führer deutſcher Lanzenknechte, Georg von Frundsberg, antwortete in einer ähnlichen Lage: »Viel Feind, viel Ehr, viel Leut, viel Beut!«

Digitized by Google

Laufe eilten die beſorgten Theſſalier von den Hügeln herab ihrem Feldherrn zu Hülfe, fanden ihn aber bereits gefallen. Gleich darauf ſprengte auch die Reiterei heran, ſchlug die ganze Phalanx in die Flucht und bedeckte die Wahlſtatt in weiteſter Verfolgung mit mehr denn dreitauſend erſchlagenen Feinden.

Die Trauer über den Tod des Pelopidas war unter den theſſaliſchen Bundesgenoſſen nicht geringer als unter den gegenwärtigen Thebäern. Klagten dieſe um ihn als ihren „Vater und Retter und Führer zu den höchſten und herrlichſten Gütern," ſo erwieſen jene kraft öffentlicher Beſchlüſſe dem Verblichenen nicht nur alle Ehre, die man menſchlicher Tugend erweiſen kann, ſondern bezeugten mehr noch durch die Tiefe ihres Schmerzes, wie theuer und werth ihnen dieſer Mann geweſen. Denn keiner von allen, die an dem Waffenwerke theilgenommen hatten, gedachte auch nur daran, ſeinen Harniſch auszuziehen, ſein Pferd zu entzäumen oder ſeine Wunden zu verbinden, als er von Pelopidas Ende hörte; ſondern alleſammt ritten noch glühend und in voller Rüſtung zu dem Todten, legten, als ob er noch Empfindung hätte, die den Feinden abgenommene Beute rings um den Leichnam her,*) ſcharen den Roſſen die Mähnen, ſcharen das eigene Haar; viele, die ſich in ihr Gezelt entfernten, machten kein Feuer an, noch nahmen ſie Speiſe zu ſich. Schweigen und Niedergeſchlagenheit herrſchte im ganzen Lager, als hätte man nicht den vollſtändigſten und rühmlichſten Sieg erfochten, ſondern wäre dem Tyrannen unterlegen und in Knechtſchaft verfallen.

Nachdem die Trauerkunde in die Städte gelangt war, erſchienen die oberſten Behörden, von Jünglingen, Knaben und Prieſtern begleitet, unter Vortragung von Siegeszeichen, Kränzen und vollſtändigen Rüſtungen von Gold, um die Leiche feierlich in Empfang zu nehmen. Als nun der Leib ſollte beſtattet werden, traten die Aelteſten der Theſſalier heran und baten die Thebäer, ihnen die Beſtattung zu überlaſſen. Einer von ihnen redete ſie dabei mit folgenden Worten an: „Liebe Bundesgenoſſen, wir bitten euch um dieſe Vergünſtigung, die uns allein noch in ſo tiefem Leid Ehre und Troſt gewähren kann. Denn nicht mehr als einem Lebenden können wir Theſſalier dem Pelopidas das Geleite geben, noch als einem Fühlenden die verdienten Ehren erweiſen: aber wenn es uns vergönnt iſt, ſeinen Leichnam zu berühren, mit eigener Hand ihn zu ſchmücken und zu beſtatten, ſo hoffen wir euch zu überzeugen, daß dieſer Verluſt die Theſſalier härter betroffen hat als die Thebäer. Denn euch war er nur ein trefflicher Feldherr, wir aber haben mit ihm nicht nur einen ſolchen, ſondern auch die Freiheit verloren. Denn wie dürften wir wohl jemals wagen, uns von euch einen andern Feldherren auszubitten, da wir euch den Pelopidas nicht wiedergaben?"

Die Thebäer gewährten ihnen ihre Bitte; und ſo ſtarb Pelopidas und ward begraben, zwar in einem fremden Lande, aber von Städten und Völkern betrauert und mit Ehren beſtattet. Aber rühmlicher noch als ſein Grab war ſein Ende, welches ihn nach einem thätigen und ruhmvollen Leben im Dienſte des Vaterlandes, während ſeiner dreizehnten Boiotarchie, mitten im edelſten Unternehmen für die Freiheit Theſſaliens ereilte.

Wie groß die Betrübniß war, worein die Bundesgenoſſen durch des Pelopidas Tod ſich verſetzt fanden, ſo blieb derſelbe doch nicht ohne Segen für ſie. Denn die Thebäer zögerten nicht lange, den Verluſt ihres Helden zu rächen, ſondern zogen mit einem Heere von ſiebentauſend Mann Fußvolk und ſiebenhundert Reitern unter Anführung des Malkitas und Diageiton wider Alexandern zu Felde. Und da ſie ſeine Macht durch die Niederlage bei Kynoskephalä noch ſchwer erſchüttert und geſchwächt vorfanden, ſo zwangen ſie ihn ohne große Mühe, den Theſſaliern ihre Städte, deren er ſich bemächtigt hatte, wieder herauszugeben, die Magneſier, Phthioten und Achäer frei zu geben und ſeine Beſatzungen aus ihren Gebieten zurückzuziehen; auch mußte er eidlich geloben, dem thebäiſchen Heerbann überallhin gehorſam Folge zu leiſten. Mit dieſer Genugthuung ließen ſich die Thebäer damals genügen, aber nicht die rächende Gottheit; und welche Vergeltung dieſe an ihm übte, will ich noch erzählen.

Thebe, die unglückliche Gemahlin Alexanders, durch beſtändige Furcht vor der Treuloſigkeit und den Gewaltthaten des Tyrannen auf's äußerſte gebracht, fiel endlich auf den Entſchluß, ihn mit Hülfe ihrer Brüder Tiſiphonos, Pytholaos und Lykophron aus dem Wege zu räumen, und führte dieſen Anſchlag auf folgende Weiſe aus.

Der ganze Palaſt des Tyrannen war die Nacht über mit Wachen beſetzt; aber vor ſeinem Schlafgemache im oberen Stockwerke hielt ein Kettenhund Wache, für jedermann furchtbar außer für Alexandern und ſeine Gemahlin und den Knecht, der ihn fütterte. Als nun die zur Ausführung ihres Vorhabens geeignete Zeit gekommen war, hielt Thebe ihre Brüder ſchon am Tage in einer nahegelegenen Kammer verborgen, begab ſich bei einbrechender Nacht zu Alexandern und überzeugte ſich, daß er bereits eingeſchlafen war. Hierauf befahl ſie dem Sklaven, den Hund hinwegzuführen, damit ihr Herr ruhig ſchlafen könne, und belegte dann ſelber die Treppe mit Walle, um zu verhüthen, daß beim Hinaufſteigen der Jünglinge Geräuſch entſtehe. Nun führte ſie ihre Brüder, mit Schwertern bewaffnet, bis vor die Thür des Gemaches, ging erſt ſelber hinein, nahm das zu Alexanders Häupten hangende Schwert von der Wand und zeigte es dar, zum Zeichen, daß der Mann feſt ſchlafe. Allein die Jünglinge wurden auf einmal erſchrocken und verzagt, und zauderten, bis ihre Schweſter ſie ſchalt und im Zorne ſchwur, ſie wolle Alexander ſelbſt aufwecken und den Anſchlag verrathen. Von Scham und Furcht bewogen, folgten ihr jetzt die Brüder in's Gemach, worauf ſie ſelbſt einem jeden ſeine Stelle am Bett anwies und mit der Lampe leuchtete. Da faßt' ihn der Eine bei den Füßen feſt, der Andere zog ihm an den Haaren das Haupt zurück, während der Dritte ihn tödtlich mit dem Schwerte traf; und ſo fand denn der Wütherich, Verbrechen durch Verbrechen büßend, den gebührenden Lohn ſeiner Miſſethaten.

*) Wie in der angelſächſiſchen Sage Beowulfs Waffenträger um ſeinen ſterbenden Herrn die Schätze des erlegten Drachen aufhäuft.

8. Der letzte Feldzug des Epaminondas.

Im Peloponnes begannen die Verhältnisse eine den Thebäern ungünstige Wendung zu nehmen. Die von ihnen ausgegangenen Vorschläge zu einem allgemeinen Frieden, über dessen Bedingungen Pelopidas mit dem Könige von Persien übereingekommen war, fanden fast nirgends in Griechenland günstige Aufnahme. Keiner der zur Anhörung der königlichen Botschaft nach Theben berufenen Abgeordneten wollte den abgeforderten Eid leisten, denn selbst die bisherigen Bundesgenossen Thebens widerstrebten jetzt der bedenklichen Ohmacht dieses Staates und suchten ihm gegenüber eine selbständige Haltung zu gewinnen, so besonders die Arkadier. Achaja, durch Waffengewalt gezwungen, in den thebäischen Bund einzutreten, fiel bald darauf wieder ab und schloß sich den Lakedämoniern an. Die Eleier, Argeier und die Mehrzahl der Arkadier, der steten Kriegsunruhen, in welche sie sich durch Theben verwickelt sahen, müde, suchten Frieden mit ihren Nachbarn, so daß für Theben zu befürchten stand, es möchte ohne seine Dazwischenkunft sein schwer errungener Einfluß unter den peloponnesischen Staaten verloren gehen. Demzufolge rückte Epaminondas im Jahre 362 vor Chr. mit einem Heere von Boiotiern, Euboiern und Thessaliern abermals in den Peloponnesos ein, zog die Hülfstruppen der Argeier, Sikyonier, Messenier und etlicher arkadischer Städte an sich und rückte bis Tegea vor, wo er, die Bewegungen der Feinde beobachtend, sein Lager innerhalb der Stadt aufschlug. Die gegen Theben verbündeten Peloponnesier, durch Athener verstärkt, sammelten sich unweit davon bei Mantineia. Kaum aber war Agesilaos mit den Lakedämoniern dorthin aufgebrochen, als Epaminondas unvermuthet auf Sparta losrückte; und diesmal wäre es unfehlbar verloren gewesen, hätte nicht die schleunige Rückkehr des Agesilaos und die verzweifelte Gegenwehr seines Sohnes Archidamos den kühnen Anschlag noch vereitelt.*)

Das Mißlingen dieser Unternehmung wurde für den Ausgang des ganzen Feldzugs entscheidend. Epaminondas erwog, daß er in wenigen Tagen gezwungen sein würde, den Peloponnes zu verlassen, weil die Zeit seines Feldzuges bald abgelaufen war, daß er dann die Verbündeten, zu denen er gekommen war, hülflos zurückließe, während er anderseits durch sein Einrücken in diese Halbinsel den Bund zwischen Lakedämon, Arkadien, Achaja, Elis und Athen veranlaßt hatte: auch war er wohl für seinen Ruhm und das Ansehen seines Vaterlandes in Sorgen. Dies alles bestärkte ihn in der Meinung, nicht ohne eine Schlacht abziehen zu dürfen.

So beschloß er denn, bei Mantineia zu schlagen, und nie zeigte sich seine Feldherrengröße in einem glänzendern Lichte. Schon das Heer, welches er sich gebildet hatte, zeigte den gewaltigen Geist dieses Kriegsfürsten, welcher einer Masse von drei und dreißigtausend Mann verschiedener Stämme gleichsam seine eigene Seele einzuhauchen wußte, daß sie bei Tag und Nacht durch keine Mühen sich ermüden, durch kein Mißlingen sich verschüchtern ließ, daß sie keiner Gefahr sich entzog und selbst, wenn ihr die Lebensmittel nur sparsam zugemessen waren, ihm doch willig gehorchte. So auch, als er ihnen zum letzten Male den Befehl ertheilte, sich zur Schlacht bereit zu halten, putzten auf sein Geheiß die Reiter mit vielem Eifer ihre Helme blank, und die schwerbewaffneten arkadischen Keulenträger bemalten ihre Rüstungen, als wären sie Thebäer: Alle schärften ihre Lanzen und Schwerter und machten ihre Schilde glänzend. Bewunderungswerth war ferner das Verfahren, durch welches Epaminondas den Feind über sein Vorhaben zu täuschen wußte. Denn nachdem seine Völker unter die Waffen getreten waren, stellte er sie, wie zu erwarten war, in Ordnung und schien damit anzudeuten, daß er sich zur Schlacht rüste. Als er jedoch das Heer nach seinem Plane geordnet hatte, so führte er es nicht auf dem kürzesten Wege gegen die Feinde, sondern ließ es nach den westlichen Bergen und gegenüber von der Stadt hinziehen; so daß er die Feinde glauben machte, er würde an diesem Tage kein Treffen liefern. Und wirklich, als er am Fuße des Gebirges angekommen war und seine Phalanx entwickelt hatte, ließ er unter den Anhöhen Halt machen, so daß es aussah, als ob er ein Lager schlagen wollte. Durch diese Anstalten entfernte er bei den meisten Feinden den Gedanken an eine Vorbereitung zur Schlacht, und veranlaßte, daß man die Anordnungen zu derselben aufgab. Als er aber die nach der Richtung des Flügels bisher bewegten Schaaren sich hatte schwenken und eine Fronte bilden lassen und so den Keil, bei dem er sich befand, verstärkt hatte: dann gebot er, die Waffen wieder aufzunehmen, und zog vorwärts; und sie folgten ihm.

Als die Feinde ihn unerwartet anrücken sahen, so war keiner im Stande ruhig zu bleiben, sondern die einen liefen auf ihren Posten, andere stellten sich in Ordnung, andere zäumten ihre Pferde, andere legten sich den Panzer an; alle aber schienen sich mehr leidend als handelnd verhalten zu wollen.

Epaminondas hatte auch diesmal alles auf die unwiderstehliche Gewalt des ersten Stoßes und der immer stärker nachdringenden Menge angelegt. Er führte daher sein Heer wie ein Kriegsschiff mit der Spitze gegen den Feind, in der Hoffnung, wo er auch angreifen und durchbrechen würde, das ganze feindliche Heer zu werfen; und um diesen Erfolg noch mehr zu sichern, eröffnete er den Angriff mit dem Kern seiner Leute, während er den schwächsten Theil seiner Mannschaften in einiger Entfernung hielt, damit nicht, wenn derselbe zurückgedrängt würde, dies die Seinen entmuthigen und dem Feinde zu Kräften verhelfen möchte. Auch die Reiterei stellte er keilförmig auf, mit Hamippen oder Beiläufern von Fußvolk untermischt; und damit die Athener vom linken Flügel nicht dem angegriffenen Theile zu Hülfe kommen möchten, stellte er auf einigen Hügeln Reiter und schweres Fußvolk ihnen entgegen, um bei ihnen die Besorgniß zu erregen, sie möchten, wenn sie sich in den Kampf mischten, von jenen im Rücken angegriffen werden.

So ordnete er das Treffen, und seine Erwartung täuschte ihn nicht. Während man auf anderen Punkten mit wechselndem Glücke focht, stürzte Epaminondas da, wo er selber den Angriff leitete, alles vor sich nieder und bewirkte eine allgemeine Flucht unter den Feinden. Mit glühendem Eifer dringt er den Fliehenden nach, aber

*) Die näheren Umstände dieses denkwürdigen Ueberfalls sind bereits in der Lebensbeschreibung des Agesilaos S. 176 f. erzählt worden.

Digitized by Google

mitten im Siegeslauf trifft ihn ein Wurfſpieß in die Bruſt und ſtürzt ihn zu Boden. Man trägt ihn aus dem Getümmel, und alſobald iſt es, als ſtocke die Lebenskraft im ganzen thebäiſchen Heere. Das ſchwerbewaffnete Fußvolk bleibt wie betäubt und feſtgebannt an der Stelle ſtehn, wo der ſieghafte Angriff geſchehen. Niemand verfolgt die fliehende Phalanx, niemand erhebt die Waffe gegen den flüchtigen Feind; ſelbſt die Reiterei, welche das zerſprengte Geſchwader vor ſich herſcheucht, tödtet beim Nachſetzen weder Reiter noch Fußgänger, ſondern ſprengt ſcheu und beſtürzt, als wäre ſie ſelbſt beſiegt, zwiſchen den fliehenden Feinden hindurch.

Epaminondas lag in ſeinem Gezelte. Freunde u. Kriegsgefährten ſtanden, in Thränen zerfließend, um ſein Bett. Die Aerzte erklärten, er werde ſterben, ſobald man das noch in der Bruſt ſteckende Eiſen aus der Wunde ziehe. Ihn ſelber bewegte nur noch die Sorge für ſeine Waffenehre und das Vaterland. Er fragte nach ſeinem Schilde, der ihm im Sturze abhanden gekommen war. Man zeigte ihm denſelben, und er küßte ihn als den Begleiter ſeines Ruhms und ſeiner Gefahren. — Dann ſchien er über den Ausgang des Treffens unruhig. Man ſagte ihm, die Thebäer hätten geſiegt. „Gut!“ erwiederte er, „ſo habe ich genug gelebt.“ — Hierauf verlangte er, daß Daiphantos und Jollidas zu ihm kommen ſollten, zwei Hauptleute, die er für würdig hielt, ſeine Stelle zu erſetzen; und als man ihm ſagte, beide wären gefallen, ſprach er: „O! dann rathet den Thebäern, Frieden zu machen.“ Nun ließ er das Eiſen herausziehen, und in einem Strom von Blut, der ihm nachſtürzte, verrann ſein Leben. „Du ſtirbſt, Epaminondas!“ rief einer ſeiner Freunde troſtlos aus — „o, daß du doch wenigſtens Söhne hinterließeſt!“ worauf er ausathmend erwiederte: „Ich hinterlaſſe zwei unſterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und Mantineia.“

Drei Städte ſtritten ſich um die Ehre, der Geburtsart deſſen zu ſein, der ihm die tödtliche Wunde beigebracht hätte. Die Athener nannten als ſolchen den Gryllos, des berühmten Xenophon Sohn; den Mantineiern zufolge war es einer ihrer Mitbürger, Machärion; nach der Behauptung der Lakedamonier aber der Spartiat Autikrates. Sie überhäuften daher nicht nur dieſen ſelber mit Ehren und Belohnungen, ſondern verliehen auch ſeinen Nachkommen adlige Befreiung von allen Abgaben — ein hinlänglicher Beweis, wie furchtbar ihnen der lebende Epaminondas geweſen.

Wohl war es ein leichteres Werk, dieſen Helden der Welt zu rauben, als ihn ſeinem Vaterlande zu erſetzen. Als faſt ganz Hellas auf dem Kampfplatze von Mantineia ſich verſammelte, da war die Erwartung allgemein, wenn es zur Schlacht käme, ſo würde den Siegern die Herrſchaft zu Theil werden, und das Loos der Beſiegten werde Unterwerfung ſein. Nun aber er den Thebäern fehlte, knüpfte ſich an ſeinen Sieg weder ein Gewinn von Land und Städten noch ſonſt ein Zuwachs an Macht und Herrſchaft, ſondern nur das Gefühl der tiefſten Erſchöpfung. „Mit Epaminondas,“ ſagt Juſtinus, „ſchwanden alle Kräfte der Thebaner dahin. Gleich wie ein Spieß nicht mehr ſchaden kann, wenn man ſeine Spitze abbricht, ſo wurde auch Thebens Macht durch den Tod ſeines Oberhauptes gleichſam ſtumpf und vernichtet, ſo daß es ſcheinen konnte, als wenn in ihm die Thebaner nicht einen ihrer Mitbürger verloren hätten, ſondern alleſammt ſelbſt mit ihm geſtorben wären. Denn vor ihm hatte Theben ſich durch keine beſondere That hervorgethan, und nach ihm machte es ſich durch nichts als durch ſeine Niederlagen bekannt; woraus erhellt, daß mit Epaminondas der Ruhm ſeines Vaterlandes geboren und verloren ward.“

Dion.

1. Dion als Vertrauter zweier Tyrannen.

Nach der Schlacht bei Mantineia trat unter den Staaten Griechenlands ein allgemeiner Friede ein, nicht in Folge gegenseitiger Verſöhnung oder ſonſt welcher Löſung der bisherigen Wirrungen, ſondern nur weil die allſeitige Erſchöpfung die Fortführung des Kampfes von ſelbſt verbot. Dieſer kurze Stillſtand entſcheidender Ereigniſſe im griechiſchen Mutterlande giebt uns Muße, auf einen andern Schauplatz helleniſchen Lebens, nach Sicilien, hinüberzutreten und dort die Freiheitskämpfe Dion's und Timoleon's zu begleiten.

Schon zur Zeit, als Griechenland gegen Xerxes kämpfte, hatte Karthago, eine Pflanzſtadt der Phönicier an der Nordküſte Africa's, durch ausgebreiteten Seehandel reich und mächtig geworden, ſeine Arme nach der Inſel Sicilien ausgeſtreckt. Gelon, welcher ſich damals zum Alleinherrſcher von Syrakus emporgeſchwungen hatte, vereitelte durch eine glorreiche Schlacht an demſelben Tage, wo bei Salamis die Aſiaten den Hellenen unterlagen, den furchtbaren Angriff der afrieaniſchen Barbaren. In dem letzten Jahrzehnde deſſelben Jahrhunderts landeten ſie abermals mit einem Heere von hunderttauſend Mann auf Sicilien, unterwarfen ſich die Südweſtküſte der Inſel und zerſtörten die Städte Selinos, Himera und das herrliche Akragas. Ihr nächſter Angriff war auf die mächtigſte aller griechiſchen Pflanzſtädte dieſes Eilandes, auf Syrakus, gerichtet. Innere Zwietracht hatte die Syrakuſier verhindert, ihren hartbedrängten Nachbarn ausreichenden Beiſtand zu gewähren. Die jetzt von außen her immer näher rückende Gefahr ſtürzte die Stadt in die größte Verwirrung. Unter dieſen Umſtänden gelang es dem Dionyſios, einem Manne von geringem Stand und Herkunft, aber von nicht gewöhnlichen Talenten, durch die Gunſt der Volkspartei den unbeſchränkten Oberbefehl über das Heer zu erlangen, welchen er ſeitdem nicht wieder aus den Händen gab. Durch falſche Anklagen entledigte er ſich ſeiner Widerſacher. Mit Hülfe einer Leibwache von fremden Söldlingen, umgeben von einer Menge heimathloſen Geſindels und kühnen Abenteurern, welche ihre Hoffnungen an ſein Glück knüpften, warf er ſich zum Gewaltherrn ſeiner Vaterſtadt auf. Mit den Karthagern ſchloß er einen verrätheriſchen Frieden, kraft deſſen er ihnen die eroberten Städte überließ und dagegen ihrerſeits als Herrſcher von Syrakus anerkannt wurde. Um durch Verbindung mit einem angeſeheneren Geſchlechte ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, vermählte er ſich mit einer Tochter des berühmten Hermokrates, unter welchem die Syrakuſier einſt die atheniſche Kriegsmacht vor ihren Mauern vernichtet hatten (S. 128). Erpreſſungen und freche Räuberei, welche ſelbſt der Tempel und der Götterbilder nicht verſchonte, verſchafften ihm in unbegrenztem Maaße die Mittel ſeiner Herrſchgier und Eitelkeit. Jede Auflehnung wider das ungewohnte Joch ertränkte er in Strömen von Blut; mehr denn zehntauſend Bürger wurden das Opfer ſeiner Tyrannei. Raſtlos nach allen Seiten hin thätig, im Kriege bewährt, ein Meiſter verſchmitzter Staatskunſt, bemächtigte er ſich nach und nach nicht nur der anſehnlichſten Freiſtaaten Siciliens, ſondern dehnte ſeine Eroberungen ſogar über das Meer hinüber auf die ſüdlichſten Gebiete des italiſchen Feſtlandes aus. Den Genuß ſeiner Macht verbitterte ihm, wie er ſelbſt einſt dem Höfling Damokles zu verſtehen gab, das Bewußtſein ſteter Gefahr und die Qualen eines ruchloſen Argwohns. Eine mit Mauern, Gräben und Zugbrücken befeſtigte Burg war ſeine Wohnung; Söldner und Kriegsgeräth umgaben ihn; jede Nacht wechſelte er ſein Schlafgemach; ſeinen Bart vertrauete er keinem Scheermeſſer, ſondern ließ ihn ſich von ſeinen eigenen Töchtern mit glühenden Nußſchaalen abſengen. Niemand durfte ihm nahen, der nicht, um Gewißheit zu geben, daß er keine Waffe bei ſich führe, im Vorzimmer die Kleider gewechſelt und ſodann beim Eintritt den Mantel ausgeſchüttelt hatte. Auf ſolche Weiſe gelang es ihm, trotz aller Nachſtellungen und Empörungen acht und dreißig Jahre lang (von 406 bis 368 v. Chr.) eine glänzende Herrſchaft und ein unglückliches Leben ſich zu bewahren.

Seine erſte Gemahlin ſtarb in Folge der Mißhandlungen, welche ſie bei einem Aufſtande der Syrakuſier von dem zügelloſen Haufen erlitten hatte. Dionyſios nahm hierauf gegen helleniſche Sitte und Herkommen zwei Frauen auf einmal, mit Namen Doris und Ariſtomache. Die Letztere war eine geborene Syrakuſierin und aus einer der angeſehenſten Familien. Sie hatte einen Bruder, Namens Dion. Dieſer ſtand zwar ſchon anfangs wegen ſeiner Schweſter bei Dionys in Ehren, ſpäterhin aber, nachdem er Proben ſeiner Klugheit abgelegt hatte, genoß er um ſeiner eigenen Perſon willen die Zuneigung des Tyrannen. Wie groß und aufrichtig dieſelbe geweſen, geht unter Anderem auch daraus hervor, daß er ſeinem Schatzmeiſter befahl, dem Dion unbedenklich ſo viel Geld zu geben, als er verlangen würde, nur ſolle man noch an demſelben

Digitized by Google

Tage ihm davon Anzeige machen. Trotz seines nahen Verhältnisses zu dem Tyrannen war Dion ein Mensch von großherziger und edler Denkart und nahm an diesen Tugenden noch zu, als wie durch göttliche Fügung der Philosoph Platon, der größeste unter den Schülern des Sokrates, nach Sicilien kam und in dem jungen Dion den gelehrigsten seiner Zöglinge kennen lernte. Trotzdem daß Dion am Hofe des Zwingherrn zu niedrigen Sitten erzogen und einer Lebensart gewohnt war, welche das Glück des Lebens nur im Reichthum und sinnlichen Vergnügen sucht, entbrannte seine Seele doch schnell von Liebe zur Tugend, nachdem er die Lehren und Anleitungen jenes hohen Meisters nur eben gekostet hatte; und da er in jugendlicher Einfalt meinte, es müßten dieselben Lehren auch auf den Dionysios dieselbe Wirkung ausüben, so gab er sich alle Mühe, um es dahin zu bringen, daß dieser den Platon zu sich kommen ließe und ihn anhörete.

Eine solche Unterredung kam wirklich zu Stande. Das Gespräch betraf die männliche Tugend überhaupt, insbesondere die Tapferkeit, wobei Platon behauptete: Niemand sei weniger tapfer als ein Tyrann. Indem er hierauf zur Gerechtigkeit überging, wies er nach, wie das Leben der Gerechten selig sei, das der Ungerechten aber elend. Solche Lehren waren dem Tyrannen um so unerträglicher, je mehr er sich von ihrer Wahrheit getroffen fühlte; er grollte seiner Umgebung, welche diesem Manne ihre Bewunderung bezeigte und von seinen Aussprüchen ganz entzückt war; und endlich geriet er dergestalt in Zorn und Wuth, daß er auf den Philosophen mit der Frage einfuhr, aus was für Absichten er denn nach Sicilien gekommen sei? „Einen guten Menschen zu suchen," gab ihm Platon zur Antwort. „Ja bei den Göttern!" versetzte der Tyrann, „du thust, als hättest du noch keinen gefunden!"

Nach so unglücklichem Ausgange dieser ersten Unterredung fand es Dion gerathen, den Platon sobald als möglich in Sicherheit zu bringen. Er brachte ihn daher auf ein Schiff, welches den Spartiaten Pollis nach Griechenland überfahren sollte. An diesen wandte sich der tückische Tyrann heimlich mit der Bitte, er möge den Philosophen unterwegs entweder umbringen oder mindestens in die Sclaverei verkaufen. „Es wird ihm ja nichts schaden," setzte er mit boshaftem Witz hinzu, „sondern er wird als ein Gerechter in der Knechtschaft eben so glücklich sein." Pollis, so erzählt man, führte diesen schändlichen Auftrag wirklich aus und verkaufte den Platon auf Aegina in die Sclaverei, aus welcher er jedoch durch seine Freunde bald wieder losgekauft wurde.

Indessen minderte jener Vorfall in nichts die Achtung und das Vertrauen, welches Dionysios gegen Dion hegte. Er gebrauchte ihn zu den wichtigsten Gesandtschaften, und Dion erwarb sich dabei so große Ansprüche auf die Dankbarkeit des Tyrannen, daß er der einzige war, der ihm alles, was er für gut hielt, ungescheut sagen durfte, und dessen Freimuth jener sich gefallen ließ. Wie weit Dion diese Freiheit benutzte, läßt sich aus Folgendem ersehen. Einst war die Rede von der Regierung Gelon's, wobei sich Dionys über seinen großen Vorgänger die verächtliche Aeußerung erlaubte: Gelon habe sich zu einem „Gelos" oder Gelächter Siciliens gemacht. Alle Anwesenden versäumten nicht, dieses alberne Wortspiel als eine feine Spottrede zu bewundern; Dion aber verhehlte seinen Unmuth nicht, sondern erwiederte: „Um Gelon's willen hat man dir vertraut, daß man dich zum Alleinherrscher werden ließ; um deinetwillen wird man künftighin keinem mehr trauen."

Dionysios wurde gefährlich krank. Er verlangte von seinen Aerzten ein Mittel gegen die Schlaflosigkeit, die ihn quälte, und diese säumten nicht, ihm einen so starken Schlaftrunk zu geben, daß er alle Empfindung verlor und nicht wieder erwachte. Sein Sohn, Dionysios der Jüngere, folgte ihm in der Regierung. Seine Mutter war die oben erwähnte Doris; seine Gattin Sophrosyne, welche eine Tochter der Aristomache und mithin eine Nichte Dion's war. Eine zweite Tochter der Aristomache, mit Namen Arete, war an Dion selber verheirathet. Aber stärker als das Band der Verwandtschaft knüpfte den edlen Platoniker an das Haus des Tyrannen die Hoffnung, daß es ihm durch seinen Einfluß auf den jungen Herrscher gelingen werde, seine Vaterstadt durch eine gute und weise Regierung glücklich zu machen.

Gleich bei der ersten Berathung, welche Dionys mit seinen Vertrauten anstellte, sprach er sich über die zur Zeit nothwendigen Maßregeln in einer Weise aus, daß sich deutlich herausstellte, die Uebrigen alle seien nur Kinder an Verstand und in Hinsicht der Freimüthigkeit Sclaven der Tyrannei, die bei ihren Rathschlägen keinen anderen Zweck verfolgten, als bei dem jungen Könige sich in Gunst zu setzen. Am meisten aber setzte er sie in Erstaunen, als von Karthago her ein neuer Krieg die junge Herrschaft bedrohete, und Dion sich anheischig machte, falls Dionysios Frieden wünsche, sofort nach Africa zu segeln und ihm denselben unter den besten Bedingungen zu Stande zu bringen, oder, wenn er sich für den Krieg entscheide, funfzig Kriegsschiffe auf eigene Kosten auszurüsten und segelfertig zu halten.

So hohe Denkart und Bereitwilligkeit konnten nicht verfehlen, ihm die Achtung und Zuneigung des Königs zu gewinnen. Die Hofleute dagegen, welche fürchteten, Dions edelmüthiges Anerbieten möchte ihnen zum Vorwurf gereichen und sein zunehmender Einfluß ihren ehrgeizigen Hoffnungen hinderlich werden, machten alsobald den Anfang, ihm in aller Weise entgegenzuarbeiten, und sparten keine Reden, wodurch sie Dion dem jungen Könige verdächtig machen konnten. Die augenscheinlichste und hauptsächlichste Ursache ihrer neidischen und gehässigen Gesinnung bestand aber darin, daß er in seiner Lebensart nichts mit ihnen gemein hatte und ihren Umgang verschmähte. Ihnen war es vor allem darum zu thun, durch Schmeicheleien und Gefälligkeiten jeder Art sich des jungen Herrschers zu bemächtigen, ihn zu allen Lüsten zu verführen und die Härte der Tyrannenherrschaft durch die Trägheit und Ueppigkeit des Tyrannen gleichsam zu erweichen. Die schlechte Erziehung und die verderbten Neigungen des Dionys kamen ihnen dabei auf halbem Wege entgegen, wie er denn gleich den Antritt seiner Regierung mit einem neunzigtägigen Zechgelage feierte und in dieser ganzen Zeit seinen Pallast mit Trunkenbolden, Spaßmachern, Sängern, Tänzern und Possenreißern theilte, während er ernsten Männern und Geschäften ganz unzugänglich blieb.

Zwar gehörte er von Natur nicht zu den übelgeartetsten Tyrannen; aber sein Vater hat ihn aus Furcht,

Digitized by Google

er möchte ihm, wenn er klug würde und mit geſcheiten Leuten umginge, nach dem Leben trachten und nach der Herrſchaft ſtreben, immer zu Hauſe einſperren und bewachen laſſen, ſo daß er ſich aus Mangel an Umgang und aus Unkenntniß einer ernſteren Beſchäftigung dahin gebracht ſah, daß er zum Zeitvertreibe kleine Wagen, Leuchter, Stühle und Tiſche drechſelte. In dieſer ſchlechten Erziehung des jungen Fürſten ſuchte Dion den Grund ſeiner Sittenloſigkeit und ließ es ſich daher angelegen ſein, demſelben Luſt zu einer edleren Unterhaltung beizubringen und ihn die Annehmlichkeit derjenigen Wiſſenſchaften koſten zu laſſen, welche die Menſchen zu guten Sitten erziehen, damit er aufhöre, ſich vor der Tugend zu fürchten, und ſich gewöhne, am Guten und Schönen Freude zu haben. Er ſtellte ihm öfter vor, daß, um ſich ſelbſt und ſeine Unterthanen glücklich zu machen, er ſich die Gottheit zum Muſter nehmen müſſe, welche aus der Unordnung der Elemente die Ordnung der Dinge hervorgerufen habe und welcher das Weltall wie einem Führer gehorſame. „Was dir die Bürger," ſagte er, „jetzt nur aus Furcht und der Gewalt nachgebend leiſten, das werden ſie dann aus Liebe thun, wenn du ſie wie ein Vater mit Weisheit und Gerechtigkeit regieren und aus einem Tyrannen ein König werden wirſt. Denn die diamentenen Ketten, welche deinen Thron befeſtigen, ſind nicht, wie dein Vater zu ſagen pflegte, Furcht und Gewalt, die Menge der Schiffe und die Leibwache von zehntauſend Barbaren, ſondern Liebe, Bereitwilligkeit und Dankbarkeit des Volkes, die ſich auf Tugend und Gerechtigkeit des Fürſten gründen.*) Und ſollten dieſe Ketten auch weicher und lockerer ſein als jene harten und ſtraffen, ſo ſind ſie gleichwohl viel tauglicher, eine Herrſchaft dauerhaft zu machen. Ein König verdient weder Ehre noch Hochachtung, der ſich nur koſtbar zu kleiden und in aller Pracht und Herrlichkeit zu leben pflegt, aber im Umgang und in Unterredungen von dem gemeinen Manne ſich in nichts unterſcheidet, weil er nicht darauf bedacht geweſen, auch ſein Inneres auf eine königliche und würdige Weiſe auszuſchmücken."

2. Platon am Hofe des jüngeren Dionys.

Durch öftere Vorſtellungen dieſer Art, worein Dion auch manchen Ausſpruch Platon's verwebte, wurde in dem jungen Dionyſios eine heftige, ja faſt raſende Begier erweckt, den Platon zu hören und mit ihm umzugehen. Ein um das andere Mal ſchrieb er deshalb nach Athen und lud den Philoſophen auf das dringlichſte zu ſich nach Sicilien ein. Mit den Bitten des Tyrannen vereinte Dion die ſeinen und ebenſo ließen die Pythagoräer*) in Italien ihn ermahnen, jenem Rufe zu folgen und eines jungen Gemüthes, welches von großer Gewalt und Macht bald dahin bald dorthin geriſſen werde, ſich anzunehmen, damit es durch die Lehren der Weisheit einen feſteren Halt gewinne. So entſchloß ſich denn Platon zu einer Unternehmung von ſo zweifelhaftem Erfolg, theils, weil er die Verpflichtung fühlte, den Grundſätzen, die er bisher als Philoſoph gelehrt hatte, nun auch Eingang in die Wirklichkeit zu verſchaffen, theils, weil ihn die Hoffnung lockte, durch Heilung eines einzigen Mannes das ganze kranke Sicilien zu heilen.

Bei ſeiner Ankunft in Sicilien wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen. Ein prächtiger königlicher Wagen wartete ſein an dem Geſtade, wo er ans Land ſtieg, und der Tyrann feierte ein Opferfeſt, gleich als ob ſeinem Reiche durch den Eintritt dieſes Mannes ein großes Heil widerfahren wäre. In der That zeigte ſich in kurzem eine wunderſame Veränderung. Schaam und Sitte bei den Gaſtmählern, gute Zucht und Ordnung am Hofe und die Sanftmuth, welche der Tyrann in den Gerichtsſitzungen zeigte, ließen die Bürger auf einen glücklichen Umſchwung hoffen. Ja es fingen die Höflinge mit einem Male an, ſich mit großem Eifer auf Wiſſenſchaft und Philoſophie zu legen; wegen der Menge derer, welche ſich der Geometrie befliſſen, waren alle Gänge der Tyrannenburg voller Sand, in welchen die neubekehrten Mathematiker Figuren zeichneten; und der Tyrann ſelber hatte dermaaßen ſeine Geſinnung geändert, daß er einſt dem Herolde, welcher dem Herkommen gemäß bei einem feierlichen Opfer ausrief: „Möge die Alleinherrſchaft noch lange Zeit unverrückt beſtehen!" mit den Worten in die Rede fiel: „Wirſt du nicht aufhören, uns zu verfluchen?"

Ueber eine ſolche Wandelung geriethen die Gegner Dions und die Freunde der Zwingherrſchaft in große Unruhe; denn da ſie ſahen, daß Platon den jungen König durch einen ſo kurzen Umgang ſchon zu ganz anderer Denkart gebracht habe, fürchteten ſie, daß ſein Einfluß mit der Zeit und durch die Gewohnheit unüberwindlich werden würde. Um dem Philoſophen entgegenzuwirken, hatte man ſchon vor ſeiner Ankunft den König bewogen, dem Philiſtos, welcher unter dem älteren Dionys verbannt worden war, aus Adria nach Sicilien zurückzurufen. Es war dies ein Mann von großer Gelehrſamkeit und außerordentlichem Talent; ausgezeichnet als Kriegskundiger wie als Geſchichtsſchreiber ſeines Vaterlandes, aber erfahren in den tyranniſchen Sitten und ein Eiferer für die Gewaltherrſchaft, die ihm für ſeinen erfolgreichen Beiſtand zu großem Danke verpflichtet war. Dieſer Mann entwarf jetzt den Plan zum Sturze Dions, nach deſſen Entfernung man mit dem alsdann einſam daſtehenden

*) Pythagoras hatte um das Jahr 540 vor Chr. zu Kroton in Unteritalien einen philoſophiſchen Bund oder Verbrüderung geſtiftet, deren Hauptaufgabe ſein ſollte, die Völker ſittlich zu veredeln und die Staaten nach den Grundſätzen der Weisheit umzugeſtalten. Die politiſche Wirkſamkeit dieſes Bundes, anfänglich von ſegensreichen Erfolgen begleitet, rief den Widerſtand der Volkspartei hervor, welcher noch bei Lebzeiten ſeines Stifters ſeine gewaltſame Auflöſung zur Folge hatte. Doch vergaßen die Anhänger dieſer Schule auch in ſpäteren Jahrhunderten nicht die ſtaatsmänniſchen Zwecke ihres Meiſters, ſo daß ſie, wie wir aus Obigem erſehen, die Abſicht Dions angelegentlich unterſtützten, durch Platon der Philoſophie in dem Herrſcherhauſe der Dionyſier Eingang zu verſchaffen.

*) Faſt mit denſelben Worten ſpricht ſich der edle Johann Moritz von Naſſau-Siegen in der Denkſchrift über ſeine Verwaltung von Niederländiſch-Braſilien vom Jahre 1644 aus: »Nicht in Burgen und Waffen ruht die Herrſchaft, ſondern in den Herzen der Bürger, nicht nach dem Grund und Boden iſt die Größe und Macht der Regierung zu bemeſſen, ſondern nach der Treue, Zuneigung und Ehrfurcht der Regierten.« Vergl. die Lebensbeſchreibung dieſes Fürſten von Dr. Ludwig Drieſen. Berlin 1849.

Digitized by Google

Philoſophen leicht fertig zu werden hoffte. Was man früher nur heimlich und vereinzelt gethan hatte, das geſchah jetzt öffentlich und gemeinſam. Spott, Klagen, Lügen und Verleumdungen gegen Dion wurden jetzt täglich laut und reizten in des Tyrannen Seele den ſchlummernden Argwohn: er ſuche den Dionys mit Platons Sprüchen zu bezaubern, um ihn zur freiwilligen Niederlegung ſeiner Herrſchaft zu bewegen und dieſelbe den Kindern ſeiner Schweſter Ariſtomache in die Hände zu ſpielen; es ſei eine Schmach, daß die Athener, welche in den vorigen Zeiten mit aller ihrer Heeresmacht Syrakus nicht hätten überwältigen können, nunmehr durch einen einzigen Sophiſten die Herrſchaft des Dionys umſtürzten, indem ſie ihn überredeten, ſich ſeiner Macht zu entkleiden und all' ſein neidenswerthes Glück daranzugeben, um in der Akademie*) das höchſte Gut zu ſuchen, von welchem man doch nicht wüßte, worin es beſtehen ſollte.

Durch dergleichen Reden weckte man in der Seele des Fürſten erſt den Verdacht, dann den Unmuth und Zorn gegen den redlichſten ſeiner Rathgeber; und als man nun gar mit der Anſchuldigung eines geheimen Einverſtändniſſes zwiſchen ihm und den Karthagern hervortrat, da hatten jene Schändlichen ihr Ziel erreicht. Unter einem freundlichen Vorgeben führte Dionys den Dion eines Tages hinter der Burg an's Meer hinab und ließ ihn dort ohne weiteres in ein Schiff ſetzen, welches ihn ſchleunigſt nach Italien hinüberfuhr. Gleich darauf ließ er dem Platon eine Wohnung in der Burg einräumen, um ſich unter ehrenvollem Scheine ſeiner Perſon zu bemächtigen, damit er nicht dem Dion folgen und bei den Hellenen zum Zeugen des erlittenen Unrechts dienen möchte. Gleichwohl faßte er eben jetzt, da er den Platon beſtändig in ſeiner Nähe hatte und mit ihm verkehrte, zu dem Weltweiſen eine wahrhaft tyranniſche Liebe, ſo daß er von ihm verlangte, er ſolle niemanden mehr als ihn lieben und hochachten, und ihm alles, was er hatte, ſammt ſeiner Herrſchaft anbot, wenn er ſeine Freundſchaft der Freundſchaft Dions vorziehen wollte. Gleich einem Verliebten raſete er zuweilen vor Eiferſucht, ward in einem Augenblicke böſe und gleich darauf verſöhnte er ſich wieder und bat ihn für alle Unbilden demüthig um Verzeihung. So mußte der arme Philoſoph alle Launen des Fürſten ertragen, ohne auf ſein unſtetes, leidenſchaftliches Gemüth einen nachhaltigen Einfluß gewinnen zu können, bis ihn dieſer endlich bei Gelegenheit eines ausbrechenden Krieges wieder nach Griechenland entließ.

Dort hatte ſich unterdeſſen auch Dion niedergelaſſen. Er wohnte in Athen bei Kalippos, einem ſeiner alten Bekannten, befliß ſich der Weltweisheit und brachte die meiſte Zeit in der Akademie zu. Der vertrauteſte ſeiner Freunde war Speuſippos, ein angenehmer, frohſinniger Mann, welcher auch den ernſten Dingen durch anſtändigen Scherz ein heiteres Gewand zu verleihen wußte, und von deſſen Anmuth im Umgang Platon hoffte, er werde das allzuſtrenge Weſen Dions mildern und erheitern. Denn von Natur war dieſer bei aller wohlwollenden Geſinnung doch zu mürriſch und ungeſellig zum Staatsmanne, ſo daß ihn Platon ſchon früher mit prophetiſchem Blicke gewarnt hatte: er möge vor Stolz und Eigenſinn ſich hüten, dem die Einſamkeit auf dem Fuße nachfolge.

Zur Erholung zog ſich Dion zuweilen auf ein Landgut zurück, welches er ſich gekauft hatte und nachmals bei ſeiner Heimkehr nach Sicilien aus Dankbarkeit jenem Speuſippos ſchenkte. Doch beſuchte er auch viele andere Städte in Griechenland, wohnte allen Feſten und öffentlichen Zuſammenkünften bei und machte ſich mit den geſchickteſten und klügſten Staatsmännern jener Zeit bekannt. Durch ſeine Freigebigkeit, wozu ihn ſein großer Reichthum befähigte, machte er ſich viele Freunde unter dem Volke; aber mehr noch erwarb ihm die Gunſt und Zuneigung aller ſein edles Benehmen, in welchem weder etwas Unanſtändiges noch Tyranniſches noch verweichlichte Sitte ſich zeigte, ſondern vielmehr Beſcheidenheit, Zucht, männlicher Sinn, ſo wie Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Weltweisheit deutlich hervortrat. Daher wurde ihm in allen Städten, die er beſuchte, viele Ehre erwieſen und mancher für ihn höchſt rühmlicher Volksbeſchluß gefaßt. So z. B. ertheilten ihm die Lakedämonier das Bürgerrecht, indem ſie ihn für einen Spartiaten erklärten, ohne ſich viel an den Zorn des Dionys zu kehren, wiewohl er ihnen damals gegen die Thebäer eifrig Beiſtand leiſtete.

Ueberhaupt quälten den Tyrannen, ſeitdem er Dion von ſich entfernt hatte, Argwohn und Eiferſucht gegen den Entfernten in noch viel höherem Maaße. Um ſich für dieſes bittre Gefühl an ihm zu rächen, hörte er jetzt auf, ihm die Einkünfte von ſeinen Gütern nachzuſchicken, und ließ die letzteren durch ſeine eignen Hofmeiſter verwalten. Um die üble Nachrede, die er ſich durch ſein Benehmen gegen Platon in der gelehrten Welt zugezogen hatte, von ſich abzulehnen, berief er viele Männer an ſeinen Hof, die für Gelehrte galten, und ſtellte mit ihnen allerlei Unterredungen an, bei denen er die andern alle zu übertreffen ſuchte und wegen ſeiner närriſchen Ruhmbegierde von demjenigen, was er bei Platon gehört hatte, natürlich einen verkehrten Gebrauch machte. Im Stillen aber wurde er bei ſolchen Gelegenheiten um ſo deutlicher bewußt, wie mangelhaft er die Lehren des Weltweiſen aufgefaßt, und bereuete es lebhaft, daß er ſich die Anweſenheit deſſelben nicht beſſer zu Nutze gemacht hatte. Mit aller Macht erwachte daher auf's neue in ihm die Begierde, den Platon um ſich zu haben. Er ſchrieb mit eigner Hand an ihn, ſtellte ihm als den Preis ſeiner Herüberkunft die Begnadigung Dions in nahe Ausſicht und bat auch die Pythagoräer in Italien dringend um ihre Verwendung. Ueberdies erhielt auch Dion von ſeiner Schweſter und Gemahlin, welche am Hofe von Syrakus zurückgeblieben, Briefe über Briefe, worinnen ſie ihn auf das beweglichſte baten, daß er den Platon zur Willfährigkeit gegen die Bitten des Tyrannen bewegen und dieſem zu einem härteren Verfahren gegen ſich keinen Vorwand geben möchte. So geſchah es denn, daß Platon noch einmal ſich auf das ſicilliſche Meer wagte, um die Kunſt ſeiner Weisheit an dem Fürſten zu verſuchen.

Abermals nahm ihn Dionys mit großer Freude auf, und ganz Sicilien rief die Götter an, daß Platon über den Philiſtos, und die Philoſophie über die Tyrannei obſiegen möchte. Gleich bei ſeinem Eintritt erwies der König

*) Eine bei Athen gelegene Ringſchule oder Gymnaſium, umgeben von bedeckten Spaziergängen und einem anmuthigen Garten, wo Platon ſeine Schüler unterwies. Die von ihm geſtiftete Philoſophenſchule hat davon den Namen der akademiſchen.

Digitized by Google

ein Vertrauen gegen ihn, wie er es gegen keinen ſeiner beſten Freunde bezeigte, indem er ihn vor ſich kommen ließ, ohne ihn vorher durchſuchen zu laſſen, ob er nicht etwa eine Waffe bei ſich führe. Auch bot er ihm wiederholt große Summen zum Geſchenk an, konnte ihn aber niemals bewegen, ſelbige anzunehmen, was dem Philoſophen Ariſtippos, dem Kyrenäer,*) welcher ſich damals auch am Hofe des Dionyſios aufhielt, zu dem Witzworte Gelegenheit gab: „Dionys geht bei ſeiner Freigebigkeit gar ſicher zu Wege; er giebt denen wenig, die viel brauchen, und dem Platon viel, der nichts annimmt.“

Allein ſchon nach den erſten Freundſchaftsbezeugungen brachte Platon die Rede auf die Angelegenheiten Dions. Dionyſios bat ſich einen Aufſchub nach dem andern aus, Platon dagegen ließ ſich durch alle Höflichkeiten und Ehrenerweiſungen, womit jener ihn von der Freundſchaft zu Dion abzuziehen ſuchte, nicht begütigen, und ſo trat denn bald genug zwiſchen beiden die frühere Verſtimmung wieder ein. Wiewohl nun der Eine wie der Andere dies eine Zeit lang vor der Welt zu verbergen bemüht war, konnte es doch ſchon jetzt dem ſchärferen Beobachter nicht entgehen. Helikon, einer von Platons vertrauten Freunden, hatte eine Sonnenfinſterniß vorausgeſagt; und als dieſe Vorausſagung eintraf, bezeigte ihm der Tyrann ſeine Bewunderung und beſchenkte ihn mit einem Talente Silbers. Da ließ ſich Ariſtipp ſcherzhafter Weiſe gegen die andern Philoſophen aus: „Ich bin auch ein Prophet und kann auch etwas Außerordentliches vorausſagen;“ und als ſie nun in ihn drangen, ſich näher zu erklären, verſetzte er: „Ich prophezeihe, Platon und Dionys werden in kurzer Zeit Feinde werden.“

Dieſe Prophezeihung ging nur zu bald in Erfüllung. Dionyſios, der ſeinem Haſſe gegen Dion immer freieren Lauf ließ, verkaufte jetzt deſſen Güter und behielt das daraus gelöſ'te Geld für ſich; dem Platon aber, welcher bis dahin in einem nahe an der königlichen Burg gelegenen Garten gewohnt hatte, wies er eine Wohnung unter ſeinen Söldnern an, die ihn, in der Meinung, er werde den Dionys bereden, die Herrſchaft niederzulegen und ſeine Leibwachen abzudanken, ſchon von früheren Zeiten her grimmig haßten und nicht ungern aus dem Wege geräumt hätten. Kaum aber hatten Archytas*) und die übrigen Pythagoräer zu Tarent von der Gefahr, in welcher Platon ſich befand, Nachricht erhalten, als ſie ſofort eine Geſandtſchaft auf einem dreißigrudrigen Kriegsſchiffe abſchickten und den Platon vom Dionys zurückverlangten, indem ſie erklärten: ſie hätten für ſeine Sicherheit Bürgſchaft geleiſtet, ehe er dem Rufe nach Syrakus gefolgt ſei. Dionyſios ſuchte dem Vorwurfe, als ob er gegen Platon feindſelig geſinnt ſei, durch glänzende Gaſtmähler, die er ihm zu Ehren veranſtaltete, zu begegnen. Beim Abſchiede ſprach er zu ihm: „Nicht wahr, Platon, du wirſt uns viel Böſes nachſagen, wenn du wieder mit deinen Schülern zuſammen biſt?“ Dieſer aber gab lächelnd zur Antwort: „Verhüte Gott, daß es in der Akademie jemals dermaaßen an Stoff zur Unterredung fehle, um deiner zu erwähnen.“

3. Dions Heerfahrt gen Syrakus zum Sturze der Zwingherrſchaft.

Hatten ſchon die bisherigen Feindſeligkeiten Dions Unmuth gegen Dionyſios in hohem Grade rege gemacht, ſo wurde nun der Bruch zwiſchen beiden unheilbar, als der Tyrann ſich ſogar erkühnte, Dions Gemahlin Arete trotz ihres heftigſten Widerſtrebens einem ſeiner Günſtlinge, mit Namen Timokrates, zu vermählen. Der beleidigte Gatte rüſtete ſich jetzt zum Kriege. Platon betheiligte ſich in keiner Weiſe an dieſer Unternehmung, theils weil er zu alt war — denn er hatte bereits das ſiebzigſte Jahr überſchritten — theils aus heiliger Scheu vor der Gaſtfreundſchaft, welche er mit Dionys geſchloſſen hatte. Seine übrigen Freunde dagegen, beſonders Speuſippos, welcher ſelbſt in Sicilien geweſen und die Geſinnung der Einwohner erforſcht hatte, unterſtützten ihn mit allem Eifer. Ganz Sicilien, betheuerte ihm der Letztere, ſtrecke die Hände nach ihm aus und erwarte von ihm die Freiheit; alle Syrakuſier hätten einerlei Sprache geführt: ſie verlangten von ihm weder Schiffe noch Fußvolk noch Reiterei, ſondern einzig und allein, daß er ſich in ein Kaufmannsſchiff ſetze und mit ſeiner Perſon und ſeinem Namen ihnen zu Hülfe komme. Dieſe Nachrichten beſtärkten den Dion noch mehr in ſeinem Vorhaben. Mit einem kleinen, aber wohlgerüſteten und kriegserfahrenen Heere helleniſcher Söldner trat er von Zakynthos aus die Seefahrt an und landete, nachdem ſie erſt durch heftigen Nordſturm bis nach Africa verſchlagen, dann durch Windſtille in ihrer Fahrt aufgehalten und geängſtet worden waren, bei dem ſiciliſchen Städtchen Minoa, 357 vor Chr.

Hier wollte Dion ſeinem Kriegsvolke, welches auf der See lange Zeit viel Ungemach ausgeſtanden hatte, einige Raſttage geben. Als man aber erfuhr, daß Dionyſios eben erſt vor kurzem mit achtig Schiffen nach Italien gefegelt ſei, verlangten die Soldaten ſelbſt, daß man dieſen glücklichen Zufall mit beiden Händen ergreifen und ohne Verzug auf Syrakus losrücken ſolle. Das Gerücht von Dions Ankunft eilte ihm dorthin voraus, und ſofort ſchickte Timokrates — derſelbe, welchem Dionys ſeine Schweſter, die Gemahlin Dions, zum Weibe gegeben hatte — in aller Eile einen Boten mit Briefen an den Tyrannen ab, worin er denſelben von der drohenden Gefahr benachrichtigte. Dieſem Abgeſandten aber begegnete ein wunderlicher Zufall. Als er nemlich ſchon glücklich in Italien angekommen war und ſeinen Weg bei Rhegion vorbei nahm, um nach Kaulonia zum Dionys zu eilen, begegnete er einem ſeiner Bekannten, welcher ſo eben ein Opfer verrichtet hatte, nahm ein Stück von dem Opferfleiſche an, welches derſelbe bei ſich trug, und ſetzte damit eilends ſeinen Weg fort. Nachdem er faſt die ganze Nacht hindurch gegangen war, wurde er müde und legte ſich, wie er war, in einem Walde am Wege nieder, um ein

*) Schüler des Sokrates, Stifter der ſogenannten kyrenäiſchen Philoſophenſchule, welche, dem ſokratiſchen Geiſte entfremdet, den Zweck des Daſeins in einen nach Klugheitsregeln geordneten Lebensgenuß ſetzte.

*) Der Tarentiner Archytas war einer der berühmteſten Philoſophen aus der pythagoraiſchen Schule und diente ſeinem Vaterlande nicht nur als Staatsmann, ſondern auch als Feldherr mit großer Auszeichnung.

wenig auszuruhen; und kaum war er eingeſchlafen, da kam ein Wolf, der durch die Witterung des Fleiſches herbeigelockt wurde, faßte das Fleiſch, welches an die Brieftaſche angebunden war, und lief mit beidem, dem Fleiſche und der Taſche davon. Beim Erwachen vermißte der Bote jene Sachen, lief weit und breit vergebens umher und ſuchte, ohne ſie zu finden, und da er ſich nicht getrauete, ohne die Briefe vor dem Tyrannen zu erſcheinen, machte er ſich aus dem Staube. So kam es, daß Dionyſios erſt ſehr ſpät und von anderen Leuten davon Kunde erhielt, daß in Sicilien der Krieg ausgebrochen ſei.

Inzwiſchen kam Dion immer näher gegen Syrakus heran; täglich vermehrte ſich ſein kleines Heer, je weiter er vorrückte, indem erſt zweihundert agrigentiniſche Reiter, dann die Geloer und Kamarinäer zu ihm ſtießen; Timokrates, an der Spitze der Anhänger des Tyrannen, bot alle Mittel auf, um in der Stadt ſelbſt den Unruhen und Zuſammenrottungen vorzubeugen; und wiewohl die Einwohner, ſo ſehr ſie auch insgeſammt zur Empörung geneigt waren, aus Furcht und Ungewißheit, wie die Sache ablaufen würde, vor der Hand ſich noch ſtill und ruhig verhielten, ſo begaben ſich deren doch eine Menge auf's Land und eilten unter die Fahnen des Befreiers.

Als er nun ſelbſt mit ſeinem Heere, welches bis über fünftauſend Mann angewachſen war, vor der Stadt erſchien, da war kein Bleiben und Halten mehr. Die Vornehmen und Angeſehenen kamen ihm in Feierkleidern bis an die Thore entgegen; das gemeine Volk fiel über die Freunde des Tyrannen her und griff vor allen die Spione und heimlichen Angeber auf, heilloſe und verruchte Menſchen, die in der Stadt umherſchlichen, ſich unter die Syrakuſier miſchten und an allem betheiligten, um nachher dem Tyrannen zu hinterbringen, was jeder dachte und redete. Dieſe fielen jetzt dem Volksgericht anheim und wurden von denen, die ſie ertappten, redlich durchgeprügelt. Timokrates ſelbſt, welcher ſich nicht mehr im Stande ſah, zu der Beſatzung in der Burg zu ſtoßen, warf ſich auf's Pferd und entfloh aus der Stadt, überall, wohin er kam, alles mit Furcht und Schrecken erfüllend, indem er Dions Macht mit Fleiß vergrößerte, damit es nicht ſcheinen möchte, als habe er ohne Noth die Stadt dem Gegner überlaſſen.

Während deſſen hielt Dion ſeinen feierlichen Einzug. Er ſelbſt, vor allen ſichtbar, war mit einer prächtigen Rüſtung angethan, neben ihm zu beiden Seiten, mit Kränzen auf den Häuptern, ſein Bruder Megakles und Kalippos der Athener. Dieſen folgte zunächſt Dions Leibwache, beſtehend aus hundert Mann Fremdlingen, darnach die übrigen Hauptleute mit ihren feſtlich geſchmückten Schaaren — ein herzerhebender Anblick für die Syrakuſier, welche ihren Rettern mit ſo hoher Freude und Herzlichkeit entgegenkamen, als hielte nach acht und vierzig Jahren der Knechtſchaft die wiederkehrende Freiheit und Volksherrſchaft in dieſe Stadt ihren heiligen und gottgefälligen Einzug.

Nachdem Dion mit den Seinen in die Stadt eingetreten, ließ er mit der Trompete ein Zeichen geben, und, als das Getümmel ſich gelegt hatte, durch den Herold ausrufen: „Dion und Megakles ſind gekommen, die Tyrannei auszurotten und die Syrakuſier ſammt den übrigen Siciliern vom Tyrannen zu befreien.“ Da er aber gern perſönlich zu dem Volke reden wollte, ſo ſchritt er durch Achradine*) weiter hinauf mitten durch die Reihen der Syrakuſier, welche zu beiden Seiten des Weges mit Opferthieren, Tiſchen und Bechern ſtanden, ihn im Vorübergehen mit Blumen beſtreueten und faſt göttlich verehrten. Am Fuße der Akropolis ſtand eine Sonnenuhr, welche Dionyſios hatte errichten laſſen, auf einer hochgelegenen und weithin bemerkbaren Stelle. Dieſen Ort beſtieg er und hielt von dort aus eine Rede an die Bürger, worin er ſie zum Kampfe für die Freiheit anfeuerte. Das Volk hörte mit Wohlgefallen an, ernannte ſofort Dion und ſeinen Bruder zu unumſchränkten Feldherren und gab ihnen auf dringendes Verlangen derſelben zwanzig Mitfeldherren bei.

Die Wahrſager ſahen es zwar für ein glückliches Zeichen an, daß Dion bei ſeiner Rede an das Volk ein ſo glänzendes Werk und Denkmal des ehrgeizigen Tyrannen gleichſam unter ſeine Füße getreten hatte; daß es aber die Sonnenuhr geweſen war, auf der er geſtanden, als man ihn zum Feldherrn ausrief, dieſer Umſtand ſchien ihnen die Beſtändigkeit ſeines Glückes ſehr zweifelhaft zu machen. Sie kannten wohl den Wankelmuth der Menge und den Spruch der Furien:

Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.**)

4. Dion rettet die Stadt und erliegt den Umtrieben des Herakleides.

Zunächſt nahm Dion Epipolä*) ein, ſetzte die Bürger, welche daſelbſt gefangen lagen, in Freiheit, und ließ die Burg, welche noch in den Händen der Söldner des Tyrannen war, ringsum mit einer Mauer einſchließen. Unterdeſſen kamen auch von Minoa die Wagen mit dem Kriegszeug an, welches er aus Griechenland mit ſich herübergeführt hatte; worauf er die Waffen unter die Bürger vertheilte. Von den übrigen, für die der Vorrath nicht ausgereicht hatte, bewaffnete ſich jeder, ſo gut er konnte, und zeigte ſo viel Muth und Kampfluſt als wie ein wirklicher Kriegsmann.

Mittlerweile war auch Dionys in der Burg wieder angekommen. Das Erſte, was er that, war der Verſuch, mit Dion insgeheim in Unterhandlung zu treten. Da ihm dieſer aber zurückmelden ließ: er möge ſich an die Syrakuſier ſelber wenden, denn dieſe ſeien freie Leute, über welche kein anderer zu verfügen habe; ſo wandte er ſich dorthin mit den glimpflichſten Vorſchlägen und verlangte, man ſolle einige Bürger zu ihm ſchicken, mit denen er ſich unterreden und einen gütlichen Vergleich zum gemeinen Beſten abſchließen könne. Dieſe Anträge des Tyrannen waren aber nichts als Trug und Argliſt. Die Abgeordneten aus der Stadt ließ er beim Eintritt in die Burg feſtnehmen und einſperren und hierauf von ſeinen Söldnern, nachdem ſie ſich toll und voll getrunken, früh-

*) ſ. S. 125 f. Auf dieſer an der Nordweſtſeite der Stadt gelegenen, felſigen Anhöhe befanden ſich die ſogenannten Latomien oder Steinbrüche, welche als Gefängniſſe gebraucht wurden. ſ. S. 129.

*) Dies war der größte und anſehnlichſte, unmittelbar am Meere gelegene Stadttheil von Syrakus.

**) Göthe's Fauſt, 2. Thl. (Ausg. in 40 Bdn. XII. S. 33.)

morgens auf die Belagerungsmauer einen Angriff thun. Da dieser Angriff ganz unvermuthet geschah, und die Barbaren mit großem Ungestüm und Toben die Mauer niederstürzten und auf die Syrakusier losgingen, so wagte niemand zu bleiben und Widerstand zu leisten, die fremden Truppen Dions ausgenommen, welche auf den ersten Lärmen sogleich zur Hülfe herbeieilten. Allein auch diese wußten nicht, was da zu thun sei, und konnten vor Geschrei und Verwirrung der flüchtigen Syrakusier, welche sich unter sie mischten und ihre Reihen durchbrachen, die Worte der Befehlshaber nicht vernehmen; bis endlich Dion, um ihnen durch die That zu zeigen, was zu thun sei, sich zuerst auf die Barbaren stürzte, worauf es um ihn her zu einem harten und hitzigen Kampfe kam, da er eben so wohl von den Feinden als von den Freunden erkannt wurde; und wiewohl ihn sein Alter für dergleichen Gefechte schon zu schwerfällig machte, hielt er doch den wider ihn Anstürmenden muthvoll Stand und tödtete ihrer nicht wenige, bis er selbst an der Hand verwundet ward und sein von Spießen und Lanzen durch den Schild hart mitgenommener Panzer den Geschossen und Stößen aus Feindeshand ferner kaum noch Widerstand leistete. Endlich stürzte er gar zu Boden und sah sich genöthiget, sich bei Seite bringen zu lassen und den Truppen statt seiner den Timonidas zum Führer zu geben. Er selber warf sich auf's Pferd, sprengte durch die Straßen der Stadt und brachte die Flüchtigen wieder zum Stehen, rief die Fremdlinge, welche Achradine besetzt hielten, zu den Waffen und ging so mit frischer und muthiger Mannschaft gegen die Barbaren, welche bereits ermattet und entmuthiget ihre anfängliche Hoffnung vereitelt sahen, und statt der ganzen Stadt mit einem Handstreiche sich zu bemeistern, sich in die Burg zurückziehen mußten. Die Griechen setzten ihnen eifrig nach, tödteten noch eine Menge von ihnen, während auf Dions Seiten nur vier und siebenzig Mann blieben, trieben sie hinter die Mauer zurück und schlossen sie alsbald wiederum ein. Für diesen glänzenden Sieg belohnten die Syrakusier die Schaar der Fremdlinge mit einem ansehnlichen Geldgeschenke, diese dagegen den Dion mit einem goldenen Kranze.

Dionysios hatte aber noch andere und gefährlichere Waffen als die seiner Söldlinge, Waffen, denen weder die ehrliche Natur Dions noch der Unverstand der Syrakusier gewachsen war. Es kamen Herolde des Tyrannen in die Stadt, welche dem Dion Briefe von seinen Blutsverwandtinnen überbrachten. Dion ließ dieselben allesammt angesichts der öffentlichen Volksversammlung erbrechen und vorlesen. Sie waren mit Bitten und Klagen der Frauen angefüllt, wie sie in ihrer gegenwärtigen Lage natürlich waren, und sonst von keiner Bedeutung. Der letzte dieser Briefe trug außen die Aufschrift: „Hipparinos an seinen Vater Dion.“ Die Syrakusier weigerten sich aus Zartgefühl, auch dieses Schreiben sich vorlesen zu lassen. Dion aber erbrach es wider ihren Willen und ließ es gleichfalls der Versammlung mittheilen. Es enthielt aber dieses Blatt im Widerspruche mit seiner Aufschrift ein eigenhändiges Schreiben des Dionysios an Dion, dessen lügenhafter Inhalt ganz darauf berechnet war, diesen dem Volke verdächtig zu machen. Dionys erinnerte darin seinen Schwager an den Eifer, mit welchem er selber vormals zur Befestigung der Tyrannenherrschaft behülflich gewesen; er drohete ihm, sich für seinen jetzigen Abfall an seiner Schwester und Gattin und seinem Sohne, die ihm doch alle lieb und theuer wären, zu rächen. Diesen Drohungen waren dann wieder — was dem Dion am allerempfindlichsten war — Bitten und Betheuerungen beigegeben: er solle doch Leuten, denen er nun einmal verhaßt sei und die ihm das angethane Unrecht niemals vergessen würden, nicht die Freiheit geben, sondern selber die Alleinherrschaft übernehmen und seinen Freunden und Verwandten Sicherheit verschaffen.

Dieser Brief des verschmitzten Tyrannen verfehlte nicht seine Wirkung. Statt die Selbstverleugnung und Seelengröße Dions zu bewundern, faßte das Volk Verdacht und Mißtrauen gegen ihn, als ob er des Tyrannen um der nahen Blutsfreundschaft willen nothwendig verschonen müßte. Sie sahen sich nach anderen Führern um. Das Schicksal selber schien ihren Wünschen die Hand zu bieten; alle Gemüther geriethen in die lebhafteste Bewegung, als sich die Kunde verbreitete, Herakleides sei im Anzuge.

Dieser Herakleides war einer der Verbannten, ein Mann, der auf Kriegswesen sich wohl verstand und als Feldherr unter beiden Tyrannen sich einen Namen gemacht hatte; aber von wankelmüthiger Gesinnung, leichtsinnig in jeder Hinsicht und von unzuverlässiger Treue bei jeder gemeinschaftlichen Unternehmung, sobald seine Herrschsucht oder sein Ehrgeiz dabei in's Spiel kamen. Dieser hatte, nachdem er sich im Peloponnes mit Dion entzweit, den Entschluß gefaßt, für sich allein und mit einer eigenen Flotte den Tyrannen zu bekriegen. Er fand, als er mit sieben Galeeren und drei anderen Schiffen vor Syrakus anlangte, den Dionys zum zweiten Male in seiner Burg belagert und die Syrakusier voller Uebermuth. Er suchte daher alsobald sich bei dem großen Haufen in Gunst zu setzen, was ihm um so eher gelang, da in seiner Natur etwas lag, was den Pöbel, der nur geschmeichelt sein will, leicht bereden und bewegen konnte, und da das Volk, welches seit jenem Siege ganz zuversichtlich und frech geworden, an seine Führer schon alle Ansprüche eines freien Volkes machte, ehe es noch ein freies Volk geworden war. Darum war man des ernsten Dions überdrüssig geworden, fand ihn zu mürrisch und nicht bürgerfreundlich genug und ließ sogar hin und wieder die Klage vernehmen: man habe bei dem ganzen Handel gegen einen unbesonnenen und trunkenen Tyrannen einen wachsamen und nüchternen Gebieter eingetauscht.

So kam es, daß man zunächst von freien Stücken eine Volksversammlung veranstaltete, in welcher man den Herakleides zum Admiral ernannte; und als Dion hierauf in der Versammlung erschien und Beschwerde erhob, daß man durch dieses Verfahren die ihm übertragene Würde beeinträchtige, indem er ja nicht unumschränkter Befehlshaber bleibe, wenn ein Anderer auf dem Meere zu befehlen haben solle, — so entsetzte man den Herakleides wieder des ihm so eben übertragenen Amtes nur mit Widerwillen. Nachdem dies geschehen war, ließ Dion den Herakleides zu sich in's Haus berufen und gab ihm einen leichten Verweis darüber, daß er auf eine so unlösliche und nachtheilige Weise einen Rangstreit anfange zu einer Zeit, wo selbst der kleinste Umstand für das Schicksal der Stadt von verderblicher Bedeutung werden könne. Alsdann aber ernannte er ihn öffentlich vor der Volksversammlung, die er zu diesem Zwecke wieder zusammenrufen

ließ, zum Admirale und überredete die Bürger, daß auch diesem eine Leibwache gegeben wurde; dergleichen er selber hatte. Herakleides aber, der sich zwar seinen Reden und seinem Benehmen nach gegen Dion dankbar und ergeben bezeigte, ihm mit vieler Demuth überall nachfolgte und allen seinen Befehlen Folge leistete, wußte unter der Hand den Pöbel und die Neuerungssüchtigen zu verführen und aufzuregen, wodurch er dem Dion so viel Unruhe und Verlegenheiten bereitete, daß dieser sich kaum noch zu rathen und zu helfen wußte. Denn stellte er den Antrag, daß man mit Dionysios einen Vergleich schließe und demselben freien Abzug gestatte, so beschuldigte man ihn, er wolle den Tyrannen verschonen und retten; setzte er dagegen, um bei den Syrakusiern nicht anzustoßen, die Belagerung ruhig fort, so hieß es, er ziehe den Krieg mit Fleiß in die Länge, um desto länger die Bürger in Furcht und Unterthänigkeit zu erhalten.

Mit gleichem Mißtrauen behandelte man die fremden Miethstruppen, welche mit Dion gekommen waren. Auch glaubten die Syrakusier ihrer für den weiteren Krieg ganz entbehren zu können, da nunmehr die meisten Gefechte gegen den Tyrannen zur See vorfielen; und als sie nun gar über die Flotte, mit welcher Philistos dem Dionys aus Sapygia zu Hülfe gekommen war, den Sieg gewannen (wobei Philistos selber in ihre Hände fiel und auf eine barbarische Weise getödtet ward), so meinten sie vollends, jene fremden Landsoldaten müßten ihnen als den Seeleuten, welche den Hauptschlag ausgeführt hätten, unterthänig sein. Endlich entsetzten sie auf den Antrag des Volksredners Hippon den Dion seines Amtes und wählten fünf und zwanzig andere Anführer, unter den sich auch Herakleides befand. Durch lockende Anerbietungen suchten sie die fremden Truppen von Dion abzuziehen und auf ihre Seite zu bringen. Diese aber hielten sich mit Treue und Eifer zu ihrem Führer, nahmen ihn, da sein Leben bedroht war, in ihre Mitte und brachten ihn unter dem Schutze ihrer Waffen zur Stadt hinaus, wobei sie auf seine dringenden Bitten, trotz der Angriffe des wüthenden Pöbels, sich standhaft jeder Feindseligkeit gegen die undankbare Stadt enthielten. Die Leontiner nahmen den verstoßenen Feldherrn mit großen Ehren auf, bewirteten seine Soldaten auf's freundlichste und verliehen ihnen das Bürgerrecht; ja sie schickten sogar Abgeordnete an die Syrakusier mit dem Verlangen, den fremden Kriegsleuten den schuldigen Sold zu zahlen. Die Syrakusier antworteten mit einer Anklage Dions, und selbst, als die meisten ihrer Bundesgenossen auf der Versammlung zu Leontinoi erklärten, die Syrakusier seien im Unrecht, kehrten sie sich nicht im mindesten an diesen Ausspruch; denn ihr Stolz und Uebermuth war bereits so hoch gestiegen, daß sie glaubten, sich um niemanden mehr bekümmern zu müssen.

5. Die Reue der Syrakusier und die Großmuth Dions.

In der That schien das Kriegsglück das kecke Selbstvertrauen der Syrakusier zu rechtfertigen. Seitdem Philistos sein Ende gefunden, hatte Dionys sich in der Burg nicht mehr für sicher gehalten und war, nachdem er dieselbe seinem ältesten Sohne Apollokrates anvertraut hatte, bei dem ersten günstigen Winde mit denjenigen Personen und Schätzen, die ihm am liebsten waren, davongesegelt. Ein kleines Geschwader, welches unter der Anführung des Neapolitaners Nypsios den Belagerten Korn und Geld zuführen sollte, wurde in einem Seetreffen von den Syrakusiern geschlagen und fiel theilweis sogar in ihre Hände. Die siegestrunkene Menge überließ sich nach ihrer zügellosen Weise den tollsten Zechgelagen und Gastereien bis in die späte Nacht hinein; man glaubte schon die Tyrannenburg ganz sicher in den Händen zu haben, während man über dieser thörichten Sicherheit die eigene Stadt verlor. Denn kaum hatte Nypsios bemerkt, wie unordentlich es in allen Theilen der Stadt herging, als er sofort einen Angriff gegen die Belagerungsmauer machen ließ. Er eroberte sie, ließ sie niederreißen und befahl darauf seinen Barbaren, in die Stadt selber einzudringen und mit allen, die ihnen aufstoßen würden, zu thun, wie sie wollten und könnten. Schrecken und Bestürzung lähmte alle Gegenwehr und Hülfeleistung. In ohnmächtiger Verzweiflung sahen die Anführer der Syrakusier den Feind die Stadt verwüsten, die Mauern niederreißen, die Männer morden, Weiber und Kinder unter lautem Geheul in die Burg schleppen und von Minute zu Minute die Möglichkeit des Widerstandes sich verkürzen, da ein großer Theil der Bürger, noch ehe er sich sammeln konnte, sich bereits mitten unter den vordringenden Barbaren befand.

Als nun die Gefahr sich sogar der Achradine näherte und die Anführer schon alles verloren gaben: da gedachte jeder an den, auf welchem einzig und allein ihre noch übrige Hoffnung beruhete; doch wagte niemand ihn zu nennen aus Schaam über den Undank und die Unbesonnenheit, mit welcher man gegen Dion verfahren war. Endlich aber, als die Noth immer dringender wurde, hielten die Bundesgenossen und Ritter*) nicht länger an sich und riefen wie aus einem Munde, man solle den Dion rufen und die Peloponnesier aus Leontinoi kommen lassen. So wie diese Stimme nur laut ward, brach ein helles Geschrei des Beifalls und der Freude, untermischt mit Schluchzen und Weinen, aus der Menge hervor; alle beseelte plötzlich nur der eine Wunsch, diesen Mann bei sich zu haben und sein Angesicht wieder zu sehn. Jetzt erinnerte man sich ohne Scheu seiner in aller Fährlichkeit bewiesenen Tapferkeit und Stärke und tröstete sich mit dergleichen Erinnerungen, gleich als ob er nicht allein für seine Person ein unerschrockener Mann wäre, sondern ihnen allen Muth und Vertrauen zu einem neuen Angriffe einzuflößen vermöchte. Es wurden daher sofort zwei von den Bundesgenossen und fünf aus der Zahl der Ritter an ihn abgeschickt. Mit verhängten Zügeln ritten diese nach Leontinoi, wo sie bei sinkendem Tage anlangten, sprangen von den Rossen, fielen dem Dion weinend zu Füßen und meldeten ihm das Unglück der Syrakusier.

*) Da in den Staaten des Alterthums jeder Bürger auf eigne Kosten sich waffnen mußte, so gehörten diejenigen, welche den Kriegsdienst zu Rosse leisteten, nothwendig den Reichen zu und bildeten gewissermaaßen einen Stand der Edlen des Landes, wie auch im Mittelalter aus ähnlichen Umständen die adelige Ritterschaft hervorging.

Dion führte ſie vor die Volksverſammlung, welche ſich auf ſeinen Wunſch eilends verſammelte, und hier erzählten die Geſandten noch einmal in der Kürze die Größe ihres Mißgeſchicks, worauf ſie ſich an die fremden Kriegsvölker mit der Bitte wandten, den Syrakuſiern Beiſtand zu leiſten und das von ihnen erlittene Unrecht zu vergeſſen, da jene bereits eine weit härtere Strafe getroffen hätte, als der beleidigte Theil ſelber ihnen auferlegen würde.

Als ſie geendet hatten, herrſchte tiefes Schweigen im ganzen Theater. Da trat Dion auf und begann zu reden; aber häufige Thränen erſtickten ſeine Stimme, bis daß er unter dem tröſtenden Zuſpruche ſeiner Kriegsleute von ſeiner Betrübniß ſich ein wenig erholt hatte und hierauf alſo anhob:

„Peloponneſiſche Männer und Bundesgenoſſen, ich habe euch hieher berufen, um über eure eigenen Entſchließungen mit einander zu berathen. Für mich aber ſchickt es ſich nicht, erſt mit mir berathen, was ich thun oder laſſen ſolle, während Syrakus zu Grunde geht; ſondern ich gehe hin, um es zu retten oder unter den Flammen und Trümmern meines Vaterlandes mich zu begraben. Wenn ihr uns unbeſonnenſten und unglücklichſten Menſchen jetzt noch einmal helfen wollet, ſo richtet den Staat der Syrakuſier, welcher doch euer Werk iſt, wieder auf. Wenn ihr ihnen aber noch grollet und darum eure Hülfe verweigert, ſo wünſche ich, daß euch die Götter für die Rechtſchaffenheit und Liebe, die ihr mir bisher bewieſen habt, den verdienten Lohn geben und ihr des Dion eingedenk bleiben möget, der weder euch, als ihr Unrecht erlittet, noch ſeine Mitbürger, als ſie unglücklich waren, treulos verlaſſen hat.“

Dion hatte noch nicht ausgeredet, als die Fremden mit lautem Geſchrei aufſprangen und verlangten: man möge ſie führen und eilends den Syrakuſiern zu Hülfe kommen. Die ſyrakuſiſchen Geſandten fielen ihnen mit dem Ausdrucke der innigſten Freude und Dankbarkeit um den Hals und riefen die Götter an, daß ſie dem Dion und dieſen Männern alles Gute möchten widerfahren laſſen. Als es endlich wieder ſtill geworden, machte Dion bekannt, daß man ſich ſofort zum Aufbruche fertig machen und nach dem Abendeſſen in voller Rüſtung an demſelben Orte wieder verſammeln ſolle, da er noch in dieſer Nacht gen Syrakus aufzubrechen gedenke.

Dort hatten die Feinde, ſo lange der Tag währte, der Stadt in jeder Weiſe übel zugeſetzt und dann bei einbrechender Nacht mit geringem Verluſte ſich wieder in die Burg zurückgezogen. Dieſer Umſtand richtete den Muth der Volksführer dermaaßen wieder auf, daß ſie, in der Hoffnung, der Feind werde es bei dieſem glücklichen Handſtreiche bewenden laſſen, die Bürger ermahnten, man ſolle den Dion wieder fahren laſſen und, wenn er mit den fremden Truppen anlange, ihm den Zutritt in die Stadt verſagen. Demzufolge ließen die Feldherren durch Abgeordnete, die ſie ihm entgegenſchickten, ſich ſeinen Zuzug verbitten, ja man beſetzte ſogar die Thore, um nöthigenfalls ihn mit Gewalt zurückzuweiſen. Apſios dagegen ließ ſeine Söldner, die nunmehr noch viel kühner geworden, in größerer Menge als das vorige Mal aus der Burg in die Stadt hinabrücken. Wie im Nu war die ganze Vormauer niedergeriſſen und die Stadt abermals der Plünderung und Verwüſtung preisgegeben. Diesmal mordete man nicht mehr nur Männer, ſondern auch Weiber und Kinder; es ſchien den erbitterten Barbaren weniger um Beute, als um völlige Vernichtung der Stadt zu thun, ehe Dion herankäme, gleich als wollten ſie der ſtürzenden Tyrannenherrſchaft die Trümmer von Syrakus zum Grabmal ſetzen. Die nahegelegenen Orte zündeten ſie mit Fackeln und Feuerbränden an, die entlegeneren ſteckten ſie mit feurigen Pfeilen in Brand, ſo daß diejenigen, welche ſich in die Häuſer geflüchtet hatten, durch die um ſich greifenden Flammen aus ihren Verſtecken vertrieben und, während ſie rathlos in den Straßen umherſchweiften, theils von den Feinden niedergemetzelt theils von den einſtürzenden Gebäuden erſchlagen wurden.

Dieſes Unglück öffnete dem Dion die Thore. Er hatte durch jene kränkende Zurückweiſung ſich in ſeinem edlen Vorhaben nicht irre machen laſſen und war mit ſeiner Schaar gegen Tagesanbruch etwa noch ſechzig Stadien oder anderthalb Meilen von Syrakus entfernt, als ihm einige Ritter die Nachricht brachten, daß die Feinde die Stadt zum zweiten Male erobert hätten. Bald darauf kamen auch etliche ſeiner Widerſacher ihm entgegen, und baten auf das beweglichſte um ſchleunige Hülfe; ja ſelbſt Herakleides ſcheute die tiefe Demüthigung vor ſeinem Nebenbuhler nicht und ließ ihn wiederholt erſt durch ſeinen Bruder, dann durch ſeinen Vetter Theodotes inſtändigſt bitten, ſich der unglücklichen Stadt anzunehmen; denn niemand mehr leiſte den Feinden Widerſtand, er ſelber ſei verwundet und die Stadt faſt umgekehrt und in einen Schutthaufen verwandelt.

Auf dieſe Nachrichten beſchleunigte Dion ſeinen Marſch aus allen Kräften; aber noch immer kam Bote auf Bote entgegen und bat ihn zu eilen. Seine Truppen, die er von der Gefahr in Kenntniß geſetzt und zur Ausdauer ermuntert hatte, zeigten eine bewunderungswürdige Behendigkeit und Hingebung. Ungeſäumt drang er mit ihnen durch die Thore in denjenigen Stadttheil, welcher das Hekatompedon hieß, und ließ ſeine leichte Mannſchaft ſogleich auf den Feind losgehen, um durch ihren Anblick den Muth der Syrakuſier wieder anzufachen; die Schwerbewaffneten ſtellte er ſelber auf, ordnete die Bürger, welche zu ihm ſtießen, um in ſeinen Reihen zu fechten, in verſchiedene Colonnen und verſah ſie mit Anführern, um zuſammen auf einmal von vielen Seiten her den Angriff zu thun und dadurch den Feinden deſto furchtbarer zu werden. Nachdem er dieſe Anſtalten getroffen und zu den Göttern gebetet hatte, ging er mitten durch die Stadt den Feinden entgegen. In allen Straßen, durch welche er zog, erhoben die Syrakuſier ein jauchzendes Freudengeſchrei, untermiſcht mit lautem Gebet und ermunterndem Zuruf; ſie nannten den Dion einen Heiland und Gott, und die fremden Krieger ihre Brüder und Mitbürger; ja es hatte in dieſem Augenblicke keiner ſich ſelbſt und ſeine Seele ſo lieb, daß er nicht um den einzigen Dion beſorgter geweſen wäre, als um alle die andern, um *ihn*, der allen voran durch Blut und Feuer und Leichen in die Todesgefahr hineinging.

Der Angriff war ebenſo mühſam als gefahrvoll. Die Ankunft Dions hatte die Barbaren gleichwie ein wildes Thier, dem man ſeine Beute entreißen will, mit Grimm und Wuth erfüllt, und ihre Furcht zeigte ſich zunächſt nur in Geſtalt eines um ſo hartnäckigeren Widerſtandes.

Sie hatten ihre Stellung an der niedergerissenen Mauer genommen, so daß man nur mit der äußersten Mühe an sie herankonnte. Auch schreckte die Angreifenden das Feuer, welches ringsumher alle Häuser ergriffen hatte und den Kampfplatz furchtbar beleuchtete. Um zum Feinde zu gelangen, mußte daher Dions Schaar mitten über glühende Schutthaufen, zwischen stürzendem Gebälk und wankenden Mauern hindurch den Anlauf nehmen, wobei neben allen diesen Hindernissen besonders auch der wirbelnde Rauch und die anfliegende Asche es fast unmöglich machten, in geschlossenen Gliedern sich zusammenzuhalten. Als es nun zum Handgemenge kam, konnten wegen der Enge der Straßen und der Ungleichheit des Bodens doch nur wenige gegen wenige fechten, so daß der Ausgang eine Zeit lang unentschieden blieb, bis die Peloponnesier, angefeuert durch den Zuruf und Beistand der Syrakusier, die Schaar des Nypsios überwältigten. Der größte Theil der letzteren zog sich in die nahe Burg zurück und kam davon; diejenigen aber, welche außerhalb derselben zurückgeblieben und sich zerstreut hatten, wurden von den Fremden verfolgt und niedergehauen.

Die Umstände verstatteten diesmal nicht, nach diesem Siege sich der Ruhe zu überlassen und die Freudenfeste anzustellen, welche ein so glückliches Ereigniß verdiente, denn alles wandte sich jetzt, nachdem man mit dem Feinde fertig geworden, den brennenden Häusern zu, und nur der äußersten Anstrengung gelang es, in der Nacht dem tobenden Elemente Einhalt zu thun.

6. Dion nimmt die Burg ein, findet die Seinen wieder, giebt den Syrakusiern eine Verfassung und entledigt sich seines Nebenbuhlers.

Am andern Morgen war keiner der bisherigen Volksführer zu blicken; sie hatten sammt und sonders sich selber das Urtheil gesprochen und für gut befunden, die Stadt zu verlassen. Nur Herakleides und Theodotes waren zurückgeblieben und überlieferten sich freiwillig in Dions Hände, indem sie sagten: „Wir bekennen, daß wir Unrecht gethan haben, und bitten, dich billiger gegen uns zu bezeigen, als wir es gegen dich gewesen.“ Dions Freunde ermahnten ihn, dieser übelgesinnten und nichtswürdigen Männer nicht zu schonen, sondern sie den Soldaten preiszugeben; er solle den Staat von den Umtrieben der Volksschmeichler befreien, dieser rasenden Krankheit, welche nicht minder verderblich sei als die Tyrannei. Dion aber suchte sie zu besänftigen und sprach: „Andere Feldherren wenden den meisten Theil ihrer Uebungen den Waffen und dem Kriege zu; ich hingegen habe in der Akademie viel Zeit und Mühe daran gesetzt, um allen Zorn und Neid und Ehrgeiz überwinden zu lernen; und diese Fertigkeit bewährt man nicht sowohl durch Mäßigung im Umgang mit seinen Freunden und rechtschaffenen Männern, als vielmehr dadurch, daß man bei erlittenem Unrecht sich sanftmüthig und versöhnlich zeigt gegen diejenigen, die sich an uns vergangen haben.*) Ich will der Welt zeigen, daß ich diesem Herakleides nicht so sehr an Macht und Klugheit als an Gerechtigkeit und Güte überlegen bin. Soll Dion etwa darum seine Tugend durch den Zorn verderben, weil jener aus Neid die Rechtschaffenheit und die Treue darangiebt? Zudem glaube ich, daß keines Menschen Bosheit bis zu dem Maaße wild und unbändig sei, daß sie nicht durch Liebe und oft sich wiederholende Gutthat sich überwinden und bekehren ließe.“ Aus solchen Gründen eines edlen Herzens ließ Dion den Herakleides und seinen Anhang los.

Mit allem Eifer nahm er jetzt wieder die Belagerung der Burg vor und schloß sie in einer Nacht durch seine Söldner mit einem Pfahlwerk ein, so daß sich am andern Morgen die Bürger ebenso sehr als die Feinde über das Werk und die Schnelligkeit seiner Ausführung verwundern mußten. Bald darauf stellte er auch die frühere Mauer wieder her, und da den Belagerten jetzt von außen niemand mehr zu Hülfe kam, in der Burg selber die Lebensmittel ausgingen, der Hunger ausbrach und die Miethsvölker meuterisch wurden, so gab des Dionysios Sohn seine Sache verloren und überlieferte dem Dion gegen die Verstattung freien Abzugs die Burg mit allen Waffen und Kriegsgeräthen. In Begleitung seiner Mutter und Schwestern segelte er mit fünf bemannten Schiffen ab. Ganz Syrakus lief zusammen, um dieses Schauspiel zu genießen, und schalt laut über die, welche nicht zugegen waren und es versäumten, solch einen Tag und die Sonne zu sehen, die auf das freie Syrakus herniederleuchtete.

Als Apollokrates abgesegelt war, und Dion sich aufmachte, die Burg in Besitz zu nehmen, da litt es die Frauen, die dort zurückgeblieben waren, nicht länger in den verhaßten Mauern. Sie warteten nicht, bis Dion hereinkam, sondern eilten ihm bis vor das Thor entgegen. Dions Schwester, Aristomache, mit seinem jungen Sohne Hipparinos an der Hand, ging voraus; aber Arete folgte ihr weinend nach, denn sie wußte nicht, wie sie ihren Gemahl empfangen und anreden sollte, da sie einem Anderen war zum Weibe gegeben worden. Dion umarmte zuerst seine Schwester und dann seinen Sohn, worauf Aristomache ihre unglückliche Schwägerin mit diesen Worten zu Dion hinführte: „Wir sind unglücklich gewesen, o Dion, seit du in die Verbannung gingst! aber deine Heimkunft als Sieger hat die Tyrannei von uns allen hinweggenommen, außer von dieser Einen, die ich Unglückliche einst gezwungen sah, sich einem Anderen zu vermählen, während du noch lebest. Wie wirst du die Gewalt, der sie sich fügen mußte, ansehen, nun dich das Glück zu ihrem Herren gemacht hat? Soll sie dich als Oheim oder als ihren Gemahl begrüßen?“ Bei diesen Worten seiner Schwester brach Dion in Thränen aus, umarmte sein Weib mit großer Innigkeit, übergab ihr seinen Sohn und hieß sie in sein Haus hinabgehen, wo er selber wohnte, da er die Burg den Syrakusiern überlassen hatte.

Da ihm nunmehr alles nach Wunsch ergangen war, wollte er nicht eher seines gegenwärtigen Glückes genießen, als bis er die Bundesgenossen reichlich beschenkt und vornehmlich seinen Bekannten in der Stadt, so wie seinen

*) „Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? und so ihr euch nur zu eueren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?“ Matth. 5, 46 f.

Kriegsgefährten aus der Fremde sich erkenntlich gezeigt hätte, wobei seine Freigebigkeit fast über sein Vermögen hinausging. Er selber lebte so schlicht und einfach und zeigte sich in seiner täglichen Lebensart so mäßig, als ob er stets der Tischgenosse Platons und niemals der Kriegskamerad von fremden Hauptleuten und Lanzenknechten gewesen, welche alle Tage schmausen und schlemmen, um sich für die ausgestandenen Drangsale und Gefahren schadlos zu halten. Mit Recht schrieb ihm Platon, daß die Bewohner des ganzen Erdkreises jetzt auf einen einzigen Ort hinsähen, und an diesem wiederum zumeist auf ihn; Dion hingegen schien seine Augen gleichfalls auf einen einzigen Ort einer einzigen Stadt zu richten, nemlich auf die Akademie Athens, und wußte gar wohl, daß die dortigen Zuschauer und Richter seines Lebens weder seine Thaten noch Kühnheit und Siege bewunderten, sondern einzig und allein darauf Acht hätten, ob er sich seines Glückes mit Würde und Mäßigung bedienen und bei so erhabener Lebensstellung die Demuth bewahren werde.

Nur von seinem ernsten Wesen im Umgange und von seiner unbiegsamen Strenge gegen das Volk wollte er mit Fleiß nichts nachlassen oder auch nur auf eine Milderung dieser herberen Seite seines Charakters bedacht sein, wiewohl die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse ein größeres Maaß von Freundlichkeit an ihm wünschenswerth machte. Aber wie ihm dieselbe schon von Natur versagt schien, so bestärkten ihn vollends die bisherigen Erfahrungen in dem ganz entgegengesetzten Bestreben. Unter einem Volke, welches einer langen und harten Knechtschaft plötzlich enthoben, um so mehr zur Zügellosigkeit geneigt und durch selbstsüchtige Schmeichler verderbt war, schien ihm mehr als alles Ernst und Festigkeit der Regierung nothwendig und heilsam. Aus diesem Grunde ging er damit um, die unbeschränkte Demokratie, die er für gar keine Staatsverfassung, sondern, mit Platon zu reden, für einen Jahrmarkt aller Verfassungsformen ansah, zu beseitigen und eine nach dem Muster der lakonischen und kretischen Regierung gebildete Aristokratie einzurichten. Zu diesem Zwecke ließ er einige staatskluge Männer aus Korinth zu sich kommen, um sich ihres Beistandes bei seinem Vorhaben zu bedienen; denn Korinth war die Mutterstadt von Syrakus und hatte gleich den meisten dorischen Staaten eine oligarchische Verfassung.

Herakleides aber wirkte den Absichten Dions in aller Weise entgegen. Kein Mittel war ihm zu schlecht, um sich bei der Menge in Gunst zu setzen; kein Gefühl der Dankbarkeit verhinderte diesen gewissenlosen Mann, seinen edlen Gegner in den Augen des Volkes, wie und wo er konnte, herabzusetzen und zu verdächtigen: Dion sei kein Volksfreund, darum habe er sich denen widersetzt, welche eine Theilung der Aecker und Häuser vorgeschlagen, und alle hierüber bereits gefaßte Volksbeschlüsse für ungültig erklärt, als ob nicht die Gleichheit der Anfang zur Freiheit und die Armuth der Anfang zur Sklaverei wäre. Daß er aber ein Tyrannenfreund und der Willkürherrschaft ergeben sei, das lasse sich an vielen seiner Handlungen klärlich erweisen. Darum habe er die Tyrannenburg nicht geschleift und das Volk verhindert, das Grab des älteren Dionys zu erbrechen und seine Gebeine herauszuwerfen; und so habe er auch mit Uebergehung seiner Mitbürger etliche Fremdlinge aus Korinth nach Syrakus gerufen, um ihm als Rathgeber und Amtsgenossen in der Staatsverwaltung beizustehen.

Dion konnte sich nicht länger verhehlen, daß alle seine Pläne in Hinsicht einer neuen Ordnung der öffentlichen Verhältnisse scheitern müßten, so lange ein so unruhiger, veränderlicher und aufrührerischer Mensch, ausgerüstet mit jedem Talente der Bosheit und der Heimtücke, ihm entgegenarbeite; und so ließ er es endlich geschehen, daß die-

jeaigen, welche ſchon lange vorher den Herakleides umgebracht haben würden, wenn Er es ihnen nicht verwehret hätte, in das Haus dieſes Mannes eindrangen und ihn aus dem Wege räumten. Dieſer Mord erregte unter den Syrakuſiern heftigen Unwillen. Dion aber ließ dem Gefallenen ein prächtiges Leichenbegängniß veranſtalten, welchem er ſelber mit dem ganzen Heere ſich anſchloß, und hielt darnach eine Rede an das Volk, worin er auseinanderſetzte, daß der tiefererſchütterte Staat unmöglich hätte zur Ruhe gelangen köaen, ſo lange ein Herakleides und ein Dion zu gleicher Zeit am Staatsruder geſeſſen hättea.

7. Dion kommt durch den Kalippos um.

Unter Dions Freunden befand ſich der ſchon erwähnte Kalippos aus Athen, ein Mann von erprobter Tapferkeit, welcher den Dion auf ſeinem Feldzuge begleitet hatte und ſchon damals ſo hoch in Ehren ſtand, daß er bei dem feierlichen Einzuge in Syrakus allen übrigen voran und mit bekränztem Haupte an der Seite des Feldherrn ritt. Nachdem nun die angeſehenſten und vorzüglichſten unter Dions Freunden durch den Krieg aufgerieben worden und Herakleides den Tod gefunden hatte, entging es ihm nicht, daß das niedere Volk von Syrakus gegenwärtig ohne Führer ſei, ſo wie, daß Dions Soldaten ihm die meiſte Anhänglichkeit bewieſen; und dieſe Wahrnehmung machte ihn zum verruchteſten Menſchen. Er ſchmeichelte ſich nemlich mit der Hoffnung, ganz Sicilien müſſe ihm zum Lohne zufallen, wenn er ſeinen Gaſtfreund ermorde, und machte den allerdoshafteſten und tückiſchſten Anfang dazu auf folgende Weiſe.

Da Dion der Unſicherheit ſeiner Stellung ſich bewußt war, ſo benutzte Kalippos eben dieſes Mißtrauen dazu, um ſich in Beſitz ſeines unbedingten Vertrauens zu ſetzen. Mit großer Befliſſenheit trug er ihm alles zu, was er da und dort im Volke an ungünſtigen Urtheilen über Dion aufgefangen oder wohl auch ſelber erſannen hatte; und nachdem er dies lange genug gethan, erbot er ſich, ihm ein Mittel an die Hand zu geben, wie er den Abſichten ſeiner Feinde am ſicherſten begegnen und jeder im Geheimen ſich entſpinnenden Verſchwörung zeitig genug auf die Spur kommen könne. Er müſſe nemlich einen ſeiner Vertrauten die Rolle eines Gegners übernehmen laſſen, damit derſelbe ſich unter die Uebelgeſinnten miſchen und ihre Gedanken und Pläne erforſchen könne. Dion beauftragte ihn ſelber mit dieſer Rolle, und ſo konnte Kalippos nunmehr ungeſcheut, wie und wo er wollte, die frechſten und nachtheiligſten Reden gegen Dion führen und mit den Mißvergnügten zu geheimea Berathungen zuſammentreten, ohne von Dion etwas fürchten zu müſſen, da dieſer, wiewohl ihn Freunde, Verwandte und wohlgeſinnte Bürger oft genug vor Kalippos Ränken warnten, in der Meinung verharrte, er handle nur ſo in ſeinem eignen Auftrage und zu dem beſagten Zwecke.

Eben zu jener Zeit, während Kalippos im Geheimen eine Verſchwörung gegen Dion zu Stande brachte, wurde derſelbe durch eine furchtbare und unerklärliche Erſcheinung erſchreckt. Als er nemlich einſtmals ſpät am Tage einſam und in Gedanken verſunken in der Vorhalle ſeines Hauſes ſaß, hörte er plötzlich ein Geräuſch, und als er aufblickte, ſah er am andern Ende des Säulenganges, da es noch etwas helle war, ein großes Weib, welches ia Gewand und Antlitz einer tragiſchen Furie völlig ähnlich war*) und mit einem Beſen kehrte. Dion war darüber beſtürzt und von Furcht ergriffen, daß er ſeine Freunde herbeirufen ließ, ihnen das Geſicht erzählte und ſie bat, die Nacht über bei ihm zu bleiben, weil er ganz außer ſich war und befürchtete, das Geſpenſt möchte, wenn er allein wäre, ihm abermals erſcheinen. Wenige Tage darauf ſtürzte ſich Hipparinos, Dions einziger Sohn, ein Knabe, welcher eben in's Jüngliagsalter hinübertrat, aus Lebensüberdruß häuptlings vam Dache herab und ſtarb auf der Stelle. Vom Dianys aus verruchter Politik zu allen Laſtern erzogen, deren ſeine zarte Jugeud kaum fähig war, hatte er ſich, ſeit er der väterlichen Zucht übergeben ward, in die veränderte Lebensart nicht finden könnea und darum einem tugendhaften Leben den Tod vorgezogen.

Während Dion ſich in ſo traurigen Umſtänden befand, eilte Kalippos um ſo mehr, ſein Vorhaben auszuführen, und ſeine ganz entmenſchte Bosheit wußte gerade aus jenem Unglück eine Waffe zu ſchmieden, die ſein langerleſenes Schlachtopfer endlich zum Falle brachte. Er ſprengte in der Stadt das Gerücht aus, Dion habe, da er nunmehr kinderlos ſei, beſchloſſen, den Apollokrates, den Sohn des Dianys herbeizurufen und ihn als Brudersſohn ſeiner Gemahlin uad Tochterſohn ſeiner Schweſter für ſeinen Nachfolger zu erklären. Jetzt fingen auch Dian und die Frauen ſeines Hauſes an, gegen das Unternehmen des Kalippos einigen Verdacht zu ſchöpfen; von allen Seiten her gingen ihnen warnende Anzeigen zu. Gleichwohl ließ ſich Dian durch keinerlei Vorſtellungen bewegen, gegen jenen einzuſchreiten. Die Reue über das, was man dem Herakleides aagethan hatte, nagte an ſeinem Herzen, und dieſer Mord, den er als einen Schandflecken ſeines Lebens und ſeiner Thaten ſchwer beklagte, machte es ihm unmöglich, ein ſo blutiges Verfahren zum zweiten Male zu ſeiner Sicherſtellung zu ergreifen. Er walle, ſagte er, lieber tauſendmal ſterben, und ſeinen Hals jedem Meſſer freiwillig darreichen, als ſein Leben mit ſteter Furcht nicht allein vor ſeinen Feinden, ſondern auch vor ſeinen Freunden erkaufen. Unterdeſſen gerieth Kalippos ſelber, als er ſah, daß jene Frauen alles genau ausforſchten, in große Furcht vor Entdeckung. Er ging daher ſelbſt zu ihnen, ſtellte mit Thränen im Auge ein ſo ſchändliches Vorhaben in Abrede und erbat ſich, jede Bürgſchaft, die ſie nur haben wollten, zu leiſten. Sie nahmen dies Erbieten an und verlangten, er ſolle „den großen Eid“ ſchwören. Dieſer beſtand darin.

*) So ſchrnten keine irdiſchen Wetter!
Die zeugete kein ſterblich Haus!
Es ſteigt das Rieſenmaaß der Leiber
Hoch über menſchliches hinaus.

Ein ſchwarzer Mantel ſchlagt die Lenden,
Sie ſchwingen in entfleiſchten Händen
Der Fackel düſterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menſchenſtirnen freundlich wehn,
Da ſieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeſchwollenen Bäuche blähn.

Schiller.

daß derjenige, welcher ihn leiſten ſollte, in den Hain der Thesmophoren hinabging, ein Opfer verrichtete, hierauf den Purpurmantel der Göttin ſich ſelber anlegte und ſo mit einer brennenden Fackel in der Hand den Eid ſchwur. Kalippos that dies alles und ſchwur den Eid; aber als ein Menſch ohne Religion und Glauben, verlachte er den Zorn der Götter dermaaßen, daß er den Mord, welchen er vorhatte, bis auf das Feſt derſelben Gottheit hinausſchob, bei welcher er geſchworen hatte, und ihn alsdann vollführte.

An dieſem Tage machten ſich ſämmtliche Männer, welche ſich zu ſo verruchter That mit einander verbunden hatten, nach Dions Wohnung auf, und nachdem ein Theil derſelben das Haus von außen umſtellt, ein anderer die Thüren und Fenſter beſetzt hatte, drangen die Zakynthier, welche an Dion ihre Hände legen ſollten, ohne Schwerter in das Zimmer, wo ſich derſelbe mit ſeinen Freunden befand, während diejenigen, welche draußen geblieben waren, die Thür verſchloſſen und beſetzt hielten. Jene fielen ſofort über Dion her und ſuchten ihn niederzuringen und zu erwürgen. Da ihnen aber das letztere bei dem kräftigen Widerſtande, welchen er leiſtete, nicht gelang, verlangten ſie ein Schwert; aber niemand wagte, die Thür zu öffnen, denn es war die Anzahl der Freunde Dions, welche mit ihm drinnen im Zimmer waren, nicht gering; doch getraute ſich keiner von dieſen allen, ihm zu Hülfe zu kommen, indem jeder ſein eignes Leben zu retten hoffte, wenn er den Dion preisgäbe. So verging denn eine lange Friſt, ehe jene ihr ſchreckliches Werk vollbringen konnten, bis Lykon der Syrakuſier einem der Zakynthier durch das Fenſter einen Dolch reichte, womit ſie den Dion wie ein Opferthier, das ſie ſchon lange feſtgehalten und geängſtet hatten, abwürgten. Unmittelbar nach Dions Ermordung bemächtigte man ſich auch ſeiner Schweſter und ſeiner Gemahlin und warf beide in's Gefängniß (354 vor Chr.).

Dies alſo war das Werk des Kalippos aus Athen, welcher mit dieſer gottloſen That die Wahrheit jenes Ausſpruches ſeiner zweiten Hälfte nach beſtätigte, daß nemlich Athen unter den tugendhaften Männern die beſten, unter den laſterhaften die verworfenſten hervorgebracht habe, gleichwie die Umgegend Athens den ſüßeſten Honig und den tödtlichſten Schierling erzeuge.

Anfangs ſchien ihm das Glück noch günſtig; er bekam Syrakus in ſeine Gewalt und ſchrieb dies mit prahleriſchem Frohlocken an ſeine Vaterſtadt, vor welcher er ſich doch nach einer ſo abſcheulichen That nächſt den Göttern am meiſten hätte ſchämen und fürchten ſollen. Indeſſen blieb er nicht lange ein Vorwurf für das Schickſal und die Gottheit, als ob dieſelben gleichgültig anſähen, daß ein Menſch durch eine ſo abſcheuliche That zu einer ſo großen Herrſchaft und Geltung gelangt ſei. Vielmehr ereilte ihn ganz in der Kürze die verdiente Strafe. Denn während er auszog, um Katana zu gewinnen, verlor er Syrakus; bei einem Angriff auf Meſſina büßte er die meiſten ſeiner Soldaten ein, unter denen auch Dions Mörder ſich befanden, und wurde von keiner einzigen Stadt in Sicilien aufgenommen, ſondern von jedermann gehaßt und verabſcheut. Zuletzt ſetzte er ſich in Beſitz von Rhegion, mußte ſich aber ſo kümmerlich behelfen, daß er kaum ſeine Söldner unterhalten konnte, und wurde endlich von Leptines und Polyperchon umgebracht. Ein bedeutungsvolles Spiel des Zufalls fügte es, daß ſie ſich dabei deſſelben Dolches bedienten, womit man vormals den Dion ermordet hatte. Denn er war ſehr kurz nach Art der lakoniſchen und von ſo kunſtvoller, prächtiger Arbeit, daß man ihn leicht wiedererkannte. Dieſe Vergeltung alſo traf den Kalippos.

Ariſtomache und Arete wurden nach dem Sturze ihres Bedrängers aus dem Gefängniſſe entlaſſen und von dem Syrakuſier Hiketes, welcher einer von Dions Freunden geweſen, liebreich aufgenommen. Später jedoch gab auch dieſer dem Zureden der unverſöhnlichen Feinde Dions nach, brachte jene Frauen unter dem Vorgeben, ſie nach dem Peloponnes zu ſchicken, auf ein Schiff und ließ unterwegs beide ſammt dem Söhnlein, welches Arete im Gefängniß geboren und aufgezogen hatte, in's Meer verſenken. Aber auch dieſen traf die gerechte Strafe, wovon der Leſer in der Lebensbeſchreibung Timoleons das Weitere vernehmen wird.

Timoleon.

1. Die Syrakuſier bitten Korinth um Hülfe gegen Dionys und die Karthager. Die Wahl des Feldherrn fällt auf Timoleon.

Acht Jahre nach Dions Tode, 346 vor Chriſtus, trafen Geſandte der Syrakuſier zu Korinth ein, um dieſe ihre Mutterſtadt, welche ſich ſchon öfter ihrer angenommen und durch Freiheitsliebe und Tyrannenhaß ſich vor anderen griechiſchen Staaten auszeichnete, dringend um Hülfe gegen die Feinde zu bitten, welche Syrakus von innen und außen theils bedrängten theils bedrohten. In der That war ihre Lage höchſt bedenklich. Seitdem nemlich Dion, der Befreier der Stadt, durch Meuchelmord umgekommen war, und ſeine Genoſſen ſich unter einander verunreinigt hatten, war Syrakus aus den Händen eines Tyrannen immer wieder in die eines anderen gerathen und unter der Menge von Unfällen beinahe zur Einöde geworden; während vom übrigen Sicilien ein Theil durch die Kriege bereits gänzlich verwüſtet und entvölkert war, und die meiſten Städte ſich in der Gewalt zuſammengelaufener Barbaren und dienſtloſer Soldaten befanden, welche den häufigen Wechſel der Oberherrſchaft ſich gern gefallen ließen.

Unter ſolchen Umſtänden war es dem Dionyſios im zehnten Jahre ſeiner Entfernung gelungen, mit einem Söldnerhaufen ſich unerwartet der Gewalt wieder zu bemächtigen, und übte nun über die unglückliche Stadt die Herrſchaft eines ſonſt auch nicht milden, nun aber durch die erlittenen Drangſale völlig erbitterten Tyrannen. Die beſten und angeſehenſten Syrakuſier hatten ſich darauf an den Fürſten von Leontinoi, Hiketes, gewendet und ihm den Oberbefehl im Kriege übertragen, nicht weil er etwa beſſer war, als die erklärteſten Tyrannen, ſondern weil ſie keine andere Zuflucht hatten und auf ihn als gebornen Syrakuſier und ſeine Macht, die der des Dionyſios gewachſen war, Vertrauen ſetzten. Mittlerweile hatten ſich auch die Karthager mit einer Flotte Sicilien genähert und bedrohten die Inſel. Hiketes, der, wie ſich in der Folge zeigte, den übertragenen Oberbefehl zur Unterjochung, nicht zur Befreiung der Syrakuſier zu brauchen gedachte, hatte ſich mit ihnen heimlich in Unterhandlung eingelaſſen; öffentlich aber hatte er dem Entſchluſſe der Syrakuſier, in dieſer Noth die Korinther durch eine Geſandtſchaft um Hülfe anzuſprechen, ſeinen Beifall gegeben und zugleich mit ihnen Geſandte nach dem Peloponnes geſchickt, in der ſtillen Hoffnung, die Korinther würden, durch die Unruhen Griechenlands zu ſehr beſchäftigt, die Hülfe verweigern.

Darin aber hatte der Tyrann ſich getäuſcht. Bei Ankunft der Geſandten beſchloſſen die Korinther, die ſtets für ihre Pflanzſtädte und namentlich für Syrakus eifrig beſorgt waren und eben damals glücklicher Weiſe in Ruhe und Frieden lebten, ſchleunigen Beiſtand. Als man nun zu dieſem Unternehmen einen Feldherrn ſuchte, und die Behörden diejenigen Bürger, die ſich hervorzuthun beſtrebten, bezeichneten und in Vorſchlag brachten, trat Einer aus der Menge hervor und nannte den Timoleon, Timodemos Sohn, einen Mann, der an den öffentlichen Geſchäften nicht mehr theilnahm und weder dergleichen Hoffnung noch Entwürfe hegte; vielmehr war es, als hätte ein Gott jenem dieſen Vorſchlag in den Sinn gegeben. Mit ſo hoher Gunſt leuchtete das Glück dem Timoleon gleich bei ſeiner Wahl entgegen, mit ſolcher Huld geleitete es fortan ſeine Thaten und verherrlichte des Mannes Tapferkeit!

Timoleon ſtammte von Eltern, die beide zu Korinth in hohen Ehren ſtanden, dem Timodemos und der Demariſte. Er war ein Vaterlandsfreund, von ungemeiner Sanftmuth, nur gegen Tyrannei und Bosheit mit unverſöhnlichem Haß erfüllt und für das Kriegswesen von ſo ſchön und harmoniſch verbundenen Eigenſchaften, daß er als Jüngling große Klugheit und als Greis eine nicht geringere Tapferkeit an den Tag legte. Sein älterer Bruder Timophanes war ihm ganz ungleich, voller Unbeſonnenheit und Herrſchgier, dabei ungeſtüm und gefahrliebend, wodurch er die Bürger ſo ſehr an ſich zog, daß ſie ihn als einen kriegeriſchen und thatkräftigen Mann an die Spitze des Heeres ſtellten. Hierzu war ihm Timoleon ſehr behülflich, indem er ſeine Fehler ganz verdeckte oder doch milderte, dagegen ſeine glänzenden Eigenſchaften gefliſſentlich hervorhob.

In der Schlacht der Korinther gegen die Argeier und Kleonäer, wo Timoleon unter den Schwerbewaffneten ſtand, gerieth Timophanes, der die Reiterei anführte, in ſchwere Gefahr. Sein Pferd erhielt eine Wunde und ſchleuderte ihn, ſich überbäumend, mitten unter die Feinde. Seine Gefährten ſtäubten vor Schrecken aus einander, und die wenigen, welche bei ihm blieben, hielten nur mit Mühe dem zahlreichen Feinde Stand. Kaum gewahrte Timoleon den Unfall, als er eilig beiſprang, den am Boden liegenden Timophanes mit dem Schilde deckte und endlich, nachdem er viele Wurfſpieße und viele Schwertſchläge mit Leib und Waffen aufgefangen, die Feinde zurücktrieb und ſeinen Bruder rettete. — In der Folge ging Timophanes darauf aus, mit Hülfe einer zum Schutze Korinths beſtimmten

Digitized by Google

Söldnerſchaar, deren Anführung ihm die Bürger vertraut hatten, ſich die Stadt unterwürfig zu machen; ließ viele der vornehmſten Bürger unverhörter Sache umbringen und erklärte dann endlich ſich ſelbſt zum Tyrannen. Timoleon, der mit tiefer Betrübniß die Schlechtigkeit des Bruders als ſein eigenes Unglück anſah, verſuchte, ihn durch Vorſtellungen zu bewegen, daß er jene wahnſinnige und unſelige Leidenſchaft aufgäbe und ſeine Vergehungen gegen die Bürger möglichſt wieder gut machen möchte. Da ihn jener aber mit Verachtung zurückwies, ſo verband er ſich mit zwei Freunden und begab ſich nach wenigen Tagen wiederum zu ſeinem Bruder auf die Burg. Die Drei ſtellten ſich um ihn her und baten flehentlich, doch endlich einmal der Vernunft zu folgen und umzukehren. Als aber Timophanes ſie erſt verlachte, dann in Zorn gerieth und Drohungen ausſtieß, ſo trat Timoleon ein wenig beiſeit, verhüllte ſein Geſicht und blieb weinend ſtehen, indeß die beiden Andern die Schwerter zogen und den Tyrannen auf der Stelle niedermachten.

Als die That ruchbar wurde, lobten zwar die Beſten unter den Korinthern die Großherzigkeit Timoleons, daß ihm bei aller Sanftmuth und Verwandtenliebe das Vaterland mehr gegolten als ſeine Familie, da er den Bruder als tapfren Kämpfer für das Vaterland gerettet, als hinterliſtigen Unterdrücker getödtet habe. Diejenigen hingegen, die in einem freien Staate nicht zu leben vermochten, äußerten zum Schein zwar Freude über den Tod des Tyrannen, ſchalten aber die That Timoleons als gottlos und abſcheulich und ſtürzten ihn dadurch in tiefe Trauer. Wie er nun gar erfuhr, daß auch ſeine Mutter, heftig erzürnt, ſchreckliche Verwünſchungen gegen ihn ausſtoße; und da ſie, als er hinging, ſie zu beſänftigen, ſeinen Anblick nicht ertragen konnte, ſondern ihm das Haus verſchloß, da verſank er in ſo große Schwermuth und Geiſteszerrüttung, daß er damit umging, ſich durch Enthaltung von Speiſe das Leben zu nehmen. Seine Freunde aber ließen weder Bitten noch Zwangsmittel unverſucht, dies zu verhindern, bis er endlich beſchloß, für ſich in der Einſamkeit zu leben. Er entſagte allen Staatsgeſchäften und kam in den erſten Zeiten nicht einmal in die Stadt, ſondern trieb ſich, nur ſeinem Grame lebend, in den einſamſten Ländereien umher.

Dieſe Trauer Timoleons über das Geſchehene brach und vernichtete all' ſeine Geiſteskraft ſo ſehr, daß er beinahe zwanzig Jahre lang ſich mit keinem bedeutenden oder öffentlichen Geſchäfte abgab. Als er nun zum Feldherrn vorgeſchlagen wurde, und das Volk ihn mit Bereitwilligkeit dazu erwählte, erhob ſich Telekleides, damals an Macht und Ehre der erſte Bürger Korinths, und ermahnte ihn, ſich in dieſem Unternehmen als edel und tüchtig zu bewähren. „Denn," ſagte er, „wenn du mit Ehre kämpfeſt, ſo werden wir glauben, du habeſt einen Tyrannen, wenn mit Unehre, du habeſt einen Bruder getödtet." *)

2. Glück verheißende Zeichen bei Timoleons Abfahrt; glücklich überwundene Hinderniſſe bei ſeiner Ankunft.

Während Timoleon zum Seezuge ſich rüſtete, lief ein Schreiben vom Hiketes ein, das ſeine verrätheriſche Geſinnung deutlich an den Tag legte. Man ſolle, ſchrieb er, Mühe, Aufwand und Gefahr einer Fahrt nach Sicilien ſich erſparen, zumal weil die Karthager ſie verböten und der ankommenden Flotte mit vielen Schiffen auflauern würden. Er ſelbſt habe ſie, durch Korinths Zögerung gezwungen, zu ſeinen Bundesgenoſſen gegen den Tyrannen gemacht. — Dieſer Brief wurde öffentlich verleſen und entflammte aller Herzen dergeſtalt mit Unwillen gegen Hiketes, daß man nun um ſo eifriger Timoleon mit allen Bedürfniſſen verſorgte und die Zurüſtungen beförderte.

Nicht minder befeuerten günſtige, gottgeſendete Zeichen die Gemüther zu dieſem heiligen Unternehmen. Prieſterinnen der Perſephone ſahen im Traume die Göttin mit ihrer Mutter Demeter ſich zur Reiſe anſchicken, um Timoleon zu begleiten; weswegen auch die Korinther eine heilige Galeere ausrüſteten, die ſie nach den Göttinnen benannten. Und dem Timoleon ſelbſt fiel zu Delphoi, als er dem Gotte geopfert und in das Heiligthum hinabſtieg, eine mit Kränzen und Siegeszeichen bunt durchwirkte Binde von der Decke auf das Haupt herab, gleich als würde er von Apollon ſelbſt bekränzt und zu großen Thaten ausgeſchickt. *)

Er ging jetzt mit zehn Schiffen unter Segel, und als er zur Nacht mit günſtigem Winde die hohe See erreichte, ſchien ſich auf einmal der Himmel über ſeinem Schiffe aufzuthun und helleuchtendes Feuer darüber auszugießen, und eine Fackel, ähnlich den bei den Myſterien gebräuchlichen, ſtieg daraus hervor und lief mit ihnen in gleicher Richtung, bis ſie ſich in der Gegend Italiens, wo die Steuerleute anzulegen gedachten, niederſenkte. In dieſer Erſcheinung ſah man eine neue Beſtätigung, daß die Göttinnen den Zug nach Perſephones heiliger Inſel **) geleiteten; alle waren getroſtes Muthes, fuhren in ſchnellem Laufe durch die offene See und dann längs der Küſte Italiens weiter.

Die Nachrichten von Sicilien aber verſetzten Timoleon in nicht geringe Verlegenheit und machten die Soldaten mißmüthig. Hiketes nemlich hielt, ſeitdem er den Dionyſios in einem Treffen beſiegt und den größten Theil von

*) Ein erhabenes Loos, ein göttliches iſt ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn ſind ihm die Schläfe bekränzt
Ihm iſt, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe beſtand, hat er die Ehrn erlangt.
Groß zwar nenn' ich den Mann, der, ſein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt ſelber die Parze bezwingt,
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Ehrne
Neidiſch geweigert, erringt nimmer der ſtrebende Muth.
Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernſte, bewahren,
Alles Höchſte, es kommt frei von den Göttern herab.
Schiller, Heldengang.

*) Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf, was uns unmöglich ſcheint, zu enden
Es ſiegt der Held, und bußend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt
Göthe's Iphigenie, Akt II. Sc. 1

**) Hades oder Pluto gab nach der Sage der Perſephone oder Proſerpina die Inſel Sicilien zum Brautgeſchenk. Demeter, welche die geraubte Tochter überall zu ſuchen ſich anſchickte, zündete an der Flamme des Aetna zwei Fackeln an, weshalb man auch bei der Feier der Myſterien brennende Fackeln trug.

Syrakus genommen hatte, jenen in der Burg und dem „die Insel“ genannten Stadttheile eingeschlossen. Die Karthager dagegen sollten dafür sorgen, daß Timoleon nicht auf Sicilien lande, damit sie beide, der Korinther entledigt, sich ungestört in Sicilien theilen könnten. Sie schickten also zwanzig Galeeren nach Rhegion, auf denen sich Gesandte des Hiketes an Timoleon befanden, mit Anträgen, die seinem Thun entsprachen: artige Vorspiegelungen und Ausflüchte bei schlechten Absichten. Timoleon solle, wenn ihm beliebe, als Rathgeber und Theilnehmer an allen errungenen Vortheilen zum Hiketes kommen, die Schiffe und Soldaten aber nach Korinth zurückschicken, da ja der Krieg beinahe beendet und die Karthager ernstlich entschlossen seien, ihm die Ueberfahrt zu verwehren. Als nun die Korinther zu Rhegion diese Gesandtschaft antrafen und die Punier*) in geringer Entfernung vor Anker sahen; schien es allem Zorne gegen Hiketes und aller Besorgniß für die Sicilier ganz unmöglich, hier die noch einmal so starke Flotte der Barbaren und drüben die Macht des Hiketes zu bewältigen.

Dessen ungeachtet begegnete Timoleon den Gesandten und karthagischen Befehlshabern ganz gelassen und sagte, er gehorche ihren Befehlen; denn was könnte ihm auch Widerstand fruchten? — doch wünsche er, daß die beiderseitigen Erklärungen in Gegenwart einer griechischen und beiden Theilen befreundeten Bürgerschaft, wie die rheginische, gewechselt würden. Es sei dies zu seiner eigenen Sicherheit und zur gewisseren Verbürgung dessen, was sie etwa zu Gunsten der Syrakusier versprächen. Alle Vorsteher der Rheginer unterstützten den schlauen Plan, da sie die Leitung der sicilischen Angelegenheiten lieber in den Händen der Korinther sahen, indem sie sich vor der Nachbarschaft der Barbaren fürchteten.

Zu diesem Zwecke beriefen sie eine Volksversammlung und schlossen die Thore unter dem Vorwande, daß die Bürger sich indeß mit nichts anderem abgeben sollten. Sodann traten sie vor dem Volke auf und hielten weitläufige Reden, einer nach dem andern, und immer über denselben Gegenstand und zu keinem andern Zwecke, als um nur so die Zeit hinzubringen, bis die korinthischen Galeeren abgefahren wären. Richtig ließen sich auch die Karthager ohne Argwohn in der Versammlung hinhalten, weil ja auch Timoleon zugegen war und immer glauben ließ, er werde nun gleich auftreten und eine Rede halten. Wie ihm aber jemand insgeheim meldete, daß die übrigen Galeeren abgefahren und nur die seinige zurückgeblieben sei und ihn erwarte, da schlich er sich durch die Menge, indem die um die Rednerbühne stehenden Rheginer ihn verbergen halfen, ging an's Meer hinab und schiffte eilig davon. Sie landeten in Sicilien bei Tauromenion, wo sie bei dem Fürsten dieser Stadt, Andromachos, der sie schon lange eingeladen hatte, bereitwillige Aufnahme fanden. Dieser war bei weitem der Beste unter den damaligen Machthabern Siciliens, regierte seine Bürger nach Gesetz und Billigkeit und war ein abgesagter Feind der Tyrannen. Darum überließ er auch seine Stadt dem Timoleon zum Waffenplatz und beredete die Bürger, mit den Korinthern zur Befreiung Siciliens gemeinschaftliche Sache zu machen.

*) d. i. die Karthager.

Die Karthager zu Rhegion aber waren, als Timoleon abgefahren und die Versammlung entlassen war, höchlichst aufgebracht, sich so überlistet zu sehen, und gaben dadurch den Rheginern Anlaß, sich über sie durch die Frage lustig zu machen: ob sie denn als Punier an solchen Betrügereien keinen Gefallen fänden?*) — Sie schickten also auf einer Galeere nach Tauromenion einen Gesandten, der viel Worte machte und mit der Grobheit eines Barbaren dem Andromachos drohete, wenn er die Korinther nicht auf der Stelle hinausweisen würde. Zuletzt hielt er ihm den Rücken der Hand hin, kehrte sie dann um und erklärte: so sei jetzt seine Stadt, und so wolle er sie machen. — Andromachos aber lachte und erwiederte weiter nichts, als daß er die Hand wie jener jetzt mit dem Rücken, jetzt flach hinhielt, und ihm befahl, zu machen, daß er fortkomme, wenn er nicht wolle, daß sein Schiff statt so bald so stehe.

Als Hiketes die Ueberfahrt Timoleons erfuhr, erschrak er und ließ viele karthagische Schiffe herbeikommen, so daß nun die Syrakusier an ihrer Rettung vollends verzweifelten, da sie nun den Hafen in der Macht der Karthager, die Stadt von Hiketes besetzt und die Burg in Dionysios Gewalt sahen; während Timoleon im Städtchen Tauromenion, wie auf einem schmalen Rande an Sicilien hing, mit schwacher Hoffnung und geringen Kräften. Denn er hatte nur tausend Soldaten nebst dem nöthigen Unterhalte, sonst weiter nichts. Dazu kam, daß die Städte zu Timoleon, wie überhaupt zu allen Führern von Soldatenschaaren, ein schlechtes Zutrauen faßten. Hatten doch vor nicht gar langer Zeit griechische Anführer unter dem Vorwande, Sicilien zu befreien, einen Zustand der Dinge herbeigeführt, daß man die, welche in der Knechtschaft gestorben, für glücklicher hielt, als die, so die neue Freiheit erlebten. Darum wiesen jetzt alle aus Argwohn die Aufforderungen der Korinther zurück, mit Ausnahme der Einwohner von Adranon.

Die Bürger dieser kleinen, vom älteren Dionysios in der Nähe des Aetna angelegten Stadt waren in zwei Parteien zerfallen, wovon die eine den Hiketes, die andere den Timoleon herbeirief. Zufälliger Weise langten beide, da jeder sich beeilte, zu gleicher Zeit bei Adranon an. Aber Hiketes kam mit fünftausend Soldaten, wogegen Timoleons ganze Macht zwölfhundert Mann betrug. Mit diesen war er Tags zuvor von Tauromenion aufgebrochen, welches dreihundertvierzig Stadien oder neunthalb Meilen von Adranon entfernt lag, eilte am folgenden Tage im angestrengtesten Marsche auf beschwerlichen Wegen vorwärts, und schon ging der Tag zu Neige, als Timoleon erfuhr, daß eben Hiketes das Städtchen erreicht habe und sein Lager aufschlage. Die Hauptleute ließen die Vordersten Halt machen, um sie durch Essen und Ruhe für den Kampf zu stärken. Timoleon aber ging hin und bat, dies nicht zu thun, sondern rasch vorzurücken und den Feind zu überfallen, den sie jetzt, wo er vom Marsche ausruhe und mit den Zelten und dem Abendessen beschäftigt sei, gewiß noch in Unordnung antreffen würden. Mit diesen Worten faßte er zugleich seinen Schild und schritt vor allen her zu gewissem Siege. Jene folgten freudiges Muthes, und nach-

*) Die Punier standen, wie die Phönicier, von denen sie abstammten, wegen ihrer Untreue und Betrüglichkeit in übelm Rufe.

Digitized by Google

dem sie den Zwischenraum von nicht vollen dreiviertel Meilen zurückgelegt hatten, fielen sie über die Feinde her, welche sogleich bei ihrem Anblick voller Bestürzung die Flucht ergriffen. Daher wurden nicht viel mehr als dreihundert getödtet, aber doppelt so viele gefangen genommen und das Lager erobert. Die Abraniten öffneten nun ihre Thore und verbanden sich mit Timoleon, indem sie mit Schauder und Staunen erzählten, beim Beginn des Treffens seien am Tempel ihres Schutzgottes Adranos die heiligen Pforten von selber aufgesprungen, und man habe des Gottes Lanze an der Spitze beben und sein Gesicht in starken Schweiß ausbrechen sehen.

3. Dionys geht als Gefangener nach Korinth. Wunderbare Rettung des Timoleon.

Sofort schickten mehrere Städte Abgeordnete und schlossen sich dem Timoleon an; auch Mamerkos, Tyrann von Katana, ein kriegerischer und durch seine Reichthümer mächtiger Fürst, bot ein Bündniß an. Was aber das Wichtigste war: Dionysios selbst, der bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte und sich gegen die Belagerer kaum mehr halten konnte, verachtete jetzt stolz in Hiketes den schmählich geschlagenen Mann, wie er gleichermaaßen den Timoleon bewunderte, und übergab durch Gesandte ihm und den Korinthern sich und die Burg. Timoleon ergriff sein ungehofftes Glück. Er schickte unter Euklides und Telemachos vierhundert Soldaten ab, die in kleinen Haufen und von den Wache haltenden Umlagerern unbemerkt sich einschlichen und von der Burg, dem Pallaste und den ungeheuren Kriegsvorräthen Besitz nahmen. Dazu kamen noch zweitausend Soldaten, welche Dionysios sammt allem andern dem Timoleon übergab. Er selbst ging, indem er des Hiketes Aufmerksamkeit täuschte, mit wenigen Freunden zu Schiff und kam in Timoleons Lager. Hier erschien er zum ersten Male als ein gar demüthiger Privatmann und ward auf einem einzigen Schiffe und mit wenigem Gelde gen Korinth geschickt. Nachdem er aber daselbst angekommen, gab es keinen Griechen, der ihn nicht zu sehen und zu sprechen begehrte. Die Einen, von Haß und Schadenfreude getrieben, fanden sich mit Vergnügen ein, um den vom Schicksal zu Boden geworfenen Mann mit Füßen zu treten. Andere aber, von solch einem gewaltigen Umsturz erschüttert und gerührt, erkannten in den schwachen, dem Auge des Sterblichen sichtbaren Fäden menschlichen Geschicks das wunderbare Walten einer geheimen göttlichen Macht.

So außerordentlich das Mißgeschick des Dionysios erschien, so an's Wunderbare grenzte das Glück des Timoleon. Erst seit funfzig Tagen war er auf Sicilien und schon hatte er die Burg von Syrakus inne und den Dionys nach dem Peloponnes geschickt. Durch solche Erfolge ermuthigt, schickten ihm die Korinther zweitausend Schwerbewaffnete und zweihundert Reiter. Diese kamen bis Thurioi. Als sie hier aber, wegen der vielen karthagischen Schiffe, die das Meer gesperrt hielten, die Ueberfahrt unmöglich fanden und eine günstige Gelegenheit ruhig abwarten mußten, machten sie von ihrer Muße den edelsten Gebrauch. Während nemlich die Thurier gegen die Bruttier zu Felde zogen, hielten sie ihre Stadt besetzt und bewachten sie so treu und redlich, als wär' es ihre eigne Vaterstadt.

Unterdessen belagerte Hiketes in der Burg von Syrakus die Korinther, die sich hineingeworfen, und schnitt ihnen die Zufuhr ab. Zugleich gewann er gegen Timoleon zwei Söldner zum Meuchelmord und schickte sie nach Adranon, wo Timoleon, der auch sonst keine Leibwache um sich zu haben pflegte, nun jetzt zumal im Vertrauen auf den Schutz des Gottes ohne Furcht und Argwohn unter den Abraniten weilte. Die abgeschickten Mörder erfuhren zufällig, daß er eben im Begriff sei, zu opfern. Sie kamen also, die Dolche unter den Mänteln verborgen, in den Tempel, mischten sich unter das den Altar umstehende Volk und drängten sich allmählig immer näher herzu. Und schon ermunterten sie einander, das Werk zu beginnen: da haut jemand den Einen von ihnen mit dem Schwerte über den Kopf, und wie er fiel, blieb weder der Thäter noch der Gefährte des Erschlagenen stehen; sondern jener mit dem blutigen Schwerte in der Hand nahm die Flucht und sprang auf einen hohen Felsen; dieser dagegen umklammerte den Altar und bat den Timoleon um Gnade, unter dem Versprechen, ihm alles zu gestehen. Und als man ihm die Bitte gewährt hatte, entdeckte er, daß er und der Erschlagene ausgeschickt seien, Timoleon zu ermorden. Inzwischen brachten andere den Mann vom Felsen herab, der immerfort schrie: „Ich habe kein Verbrechen begangen! nein, mit Fug und Recht hab' ich den Mann getödtet, der mir vordem meinen Vater zu Leontinoi erschlug.“ Auch fand er dessen mehrere Zeugen unter den Anwesenden, die zugleich die weise Fügung des Schicksals bewunderten, wie es Eins durch das Andre in Bewegung setzt, alles von weitem anlegt und scheinbar ganz fremdartige Verhältnisse, die nichts mit einander gemein haben, so verknüpft, daß das Ende des einen den Anfang des anderen bilden muß. Die Korinther gaben daher jenem Manne eine Belohnung von zehn Minen, zum Danke, daß er dem Schutzgeiste Timoleons seine gerechte Empfindung geliehen und seine Rache bis zu dem Augenblicke aufgeschoben, wo er sie durch eine glückliche Fügung mit Timoleons Rettung vereinen konnte. Das Glück der Gegenwart, worin zugleich eine schöne Bürgschaft für die Zukunft lag, ermunterte alle Anwesenden, in Timoleon einen heiligen und von Gott zum Rächer Siciliens gesendeten Mann zu verehren und über sein Leben zu wachen.

4. Syrakus wird eingenommen, die Zwingburg zerstört, die verödete Stadt neu bevölkert.

Da Hiketes diesen Versuch fehlgeschlagen und viele zum Timoleon übertreten sah, schalt er sich selbst, daß er bisher von der so großen Macht der Karthager, die ihm zu Gebote stand, gleichsam als wenn er sich dieser Bundesgenossenschaft schäme, nur theilweise und verstohlen Gebrauch gemacht habe, und rief ihren Feldherren Magon

mit der ganzen Flotte herbei. Dieſer kam mit einer furchtbaren Macht, nahm mit hundert und funfzig Schiffen den Hafen ein, ſetzte ſechzigtauſend Mann Landſoldaten aus und lagerte ſich in der Stadt Syrakus; ſo daß alle meinten, die lange vorhergeſagte und gefürchtete Zeit, wo Sicilien in Barbarei verſinken ſollte, ſei gekommen. Zu gleicher Zeit befand ſich die korinthiſche Beſatzung der Burg in höchſt mißlicher Lage; wegen Sperrung der Häfen litten ſie empfindlichen Mangel, während ſie ſich auf den Mauern beſtändig in Mühen und Kampf gegen alle Arten von Rüſtzeug und Belagerungskünſten vertheilen mußten. Doch Timoleon wußte zu helfen. Aus Katana ſchickte er Getraide in kleinen Schifferkähnen und leichten Nachen, die inſonders bei heftigem Winde, wenn die Schiffe der Barbaren wegen der hochgehenden See weit auseinander lagen, unbemerkt zwiſchen denſelben hindurchſchlüpften.

Sobald Hiketes und Magon dies bemerkten, beſchloſſen ſie Katana wegzunehmen und gingen mit dem Kerne ihrer Macht dahin ab. Indeſſen bemerkten die Belagerten die Sorgloſigkeit der zurückgebliebenen Feinde, machten einen Ausfall, bemächtigten ſich der Achradina, welche für den ſtärkſten und unbezwinglichſten Bezirk von Syrakus galt, und ſetzten ſich hier feſt. Magon und Hiketes waren bereits in der Nähe von Katana, als ein Reiter von Syrakus ſie einholte und die Eroberung der Achradina hinterbrachte. In ihrer Beſtürzung kehrten ſie nun eilends um, ohne die Stadt, gegen welche ſie ausgezogen waren, genommen, noch die, welche ſie inne hatten, behauptet zu haben.

Wenn Klugheit und Tapferkeit dieſe Erfolge dem Glücke einigermaßen noch ſtreitig machen können; ſo muß man das, was bald darauf geſchah, wohl einzig der Gunſt des Zufalls zuſchreiben. Jene korinthiſchen Hülfstruppen, welche, durch die karthagiſchen Schiffe unter Annon und das ſtürmiſche Wetter an der Ueberfahrt verhindert, ſich bisher in Thurioi aufgehalten, beſchloſſen endlich, den Landweg durch Bruttien einzuſchlagen, und gelangten bald in Güte bald mit Gewalt glücklich durch das Land der Barbaren nach Rhegion. Der karthagiſche Admiral, der hier umſonſt zu liegen vermeinte, weil er die Korinther hier nicht erwartete, bildete ſich unter deſſen ein, eine recht ſchlaue Kriegsliſt zur Berückung der Feinde erſonnen zu haben. Er befahl den Schiffsleuten, ſich zu bekränzen, ſchmückte die Galeeren mit griechiſchen Schilden und rothen Wimpeln und ſchiffte nach Syrakus. Wie er nun der Burg unter lautem Ruderſchlag, Händeklatſchen und Gelächter vorüberfuhr, rief er, um die Belagerten muthlos zu machen, er habe die Korinther bei ihrer Ueberfahrt erwiſcht, gänzlich beſiegt und gefangen genommen. Während er aber dieſen albernen Betrug ſpielte, waren die Korinther aus dem Lande der Bruttier nach Rhegion herabgekommen, und da ſie hier niemanden Wache halten und den Sund bei unvermuthet eingetretener Windſtille wellenlos und ſpiegelhell vor ſich ſahen, beſtiegen ſie eilend die vorhandenen Fähren und Fiſcherkähne, ſtießen ab und fuhren nach Sicilien hinüber, mit ſolcher Sicherheit und bei ſo tiefer Meeresſtille, daß die Pferde neben den Fahrzeugen herſchwimmend an den Zügeln nachgezogen wurden. Mit dieſen Hülfstruppen vereinigt, nahm Timoleon ſofort Meſſene ein, und ging, obwohl nur viertauſend Mann ſtark, auf Syrakus los. Zu der Furcht und Bangigkeit, womit Magon die Nachricht von ſeinem Anzuge vernahm, geſellte ſich noch der Argwohn gegen Hiketes aus folgender Veranlaſſung. In den um die Stadt gelegenen Sümpfen, welche viel ſüßes Waſſer aus den Quellen, Teichen und Flüſſen erhalten, hält ſich eine Menge von Aalen auf, ſo daß, wer da will, hier jederzeit einen reichlichen Fang thut. Hierher kamen die bei beiden Heeren dienenden Söldner, wenn ſie Muße und Waffenruhe hatten, zu gemeinſamem Fange zuſammen. Als Griechen, die eben keine Urſache zu Privatfeindſchaften gegen einander hatten, ſchlugen ſie ſich wohl in den Gefechten tüchtig mit einander herum, bei Stillſtand der Waffen aber kamen ſie häufig mit einander zuſammen und pflogen freundſchaftlichen Zwieſprach. So unterhielten ſie ſich auch damals beim gemeinſchaftlichen Fiſchfange voll Bewunderung über die Ergiebigkeit jenes Meeres und den Reichthum dieſer Gegenden. Da ſagte ein bei den Korinthern dienender Söldner: „Und eine Stadt von ſolcher Größe und mit ſo herrlichen Vorzügen geſchmückt, begehrt ihr gleichwohl, die ihr doch Hellenen ſeid, der Barbarenherrſchaft anheim zu geben, und führet dadurch dieſes nichtswürdige und blutdürſtige Volk der Karthager in unſere Nachbarſchaft, gegen welche man viele Sicilien zu Vormauern Griechenlands wünſchen ſollte! Hätte Hiketes den Geiſt eines Feldherrn, er würde nicht die Stammväter der Stadt austreiben, noch die Feinde gegen ſein Vaterland herbeiführen, ſondern in Güte von den Korinthern und Timoleon alle ihm gebührende Ehr' und Macht erlangen.“ Dieſe Reden verbreiteten die Söldner im Lager und erweckten bei Magon, welcher ohnedin ſchon längſt einen Vorwand ſuchte, einen Argwohn wegen Verrätherei. Trotz allen Bitten und Vorſtellungen des Hiketes ſchiffte er ſofort nach Afrika und ließ Sicilien gegen alle menſchliche Berechnung ſchimpflicher Weiſe aus den Händen.

Am folgenden Tage erſchien Timoleon in Schlachtordnung. Wie ſie nun die Flucht der Feinde erfuhren und die Schiffswerften vereinſamt ſahen, mußten ſie über Magons Feigheit lachen, liefen in der Stadt umher und riefen aus: wer ihnen anſage, wohin die karthagiſche Flotte ihnen entlaufen ſei, ſolle eine gute Belohnung haben. Deſſenungeachtet hatte Hiketes noch Luſt zum Kampfe, entſchloſſen, die von ihm beſetzten Stadtbezirke, welche allerdings feſt und ſchwer anzugreifen waren, aus allen Kräften zu behaupten. Timoleon aber theilte ſein Heer in drei Abtheilungen, nahm durch einen gleichzeitigen Angriff von allen Seiten die Stadt mit Sturm und verjagte den Feind, wobei das Glück auf wunderbare Weiſe mit Timoleons Trefflichkeit und der Tapferkeit ſeiner Truppen wetteiferte; denn kein Korinther war in dieſem Kampfe getödtet, ja keiner erhielt auch nur eine Wunde. Binnen wenigen Tagen verbreitete ſich das Gerücht von dieſer herrlichen That durch Sicilien, Italien und ganz Griechenland, ſo daß die Stadt der Korinther, noch ungewiß, ob ſie die Fahrt vollendet, auf einmal die glückliche Ueberkunft und den Sieg der entſendeten Männer erfuhr.

Nachdem nun Timoleon Herr der Burg geworden, gab er nicht jenem Gefühle nach, welches einſt dem Dion erſt Verdacht und üblen Raf und ſodann gar den Untergang bereitet hatte. Unbeſtochen von der Schönheit und unermeßlichen Pracht des Tyrannenſitzes, ſchonte er ſeiner

nicht, sondern ließ die Syrakusier durch Heroldsruf auffordern, sich mit eisernen Werkzeugen einzufinden und die Burg bis auf den Grund niederzureißen. Denn wohlgesicherte Freiheit ist schöner, als alle Pracht der Tyrannei. Darauf ließ er sofort den Platz ebnen und die Gerichtshöfe darauf erbauen, und mit Freuden sahen nun die Bürger, welche schon jenen Heroldsruf als der Freiheit sichersten Anfang begrüßt, die Volksherrschaft über den Trümmern der Tyrannei siegreich sich erheben.

Noch fehlte es aber der Stadt an Bürgern. Denn ein großer Theil derselben war theils in den Kriegen und Unruhen umgekommen, theils vor den Gewaltherrschaften ausgewandert. Der Markt von Syrakus war zur Einöde geworden, und das hohe Gras in solcher Fülle daselbst aufgewuchert, daß die Pferde darin weideten, während die Hüter daneben im jungen Grün lagerten. Die anderen Städte, mit sehr wenigen Ausnahmen, wimmelten von Hirschen und wilden Schweinen, so daß Leute, die sonst nichts zu thun hatten, in den Vorstädten und um die Mauern oft Jagd hielten. Keiner von denen, welche Burgen und Festen bewohnten, war zu bewegen, in die Stadt herabzusteigen, nein Haß und Abscheu gegen Markt, bürgerliche Verfassung und Rednerbühne, von wo ihnen die meisten Tyrannen erwachsen waren, erfüllte sie alle. Unter solchen Umständen wandten sich Timoleon und die Syrakusier an Korinth mit der Bitte, Ansiedler aus Griechenland nach Syrakus zu schicken. Denn sonst mußte das Land unbebaut liegen bleiben; und überdies war man eines schweren Krieges aus Afrika gewärtig, da man erfahren, daß die Karthager den Leichnam Magons, der sich selbst entleibt hatte, aus Zorn über sein Benehmen im Feldherrnamte an's Kreuz geschlagen hätten und für einen neuen Feldzug nach Sicilien im nächsten Frühjahre eine große Macht zusammenzögen. Auf jenen Antrag gaben die Korinther abermals einen schönen Beweis ihrer Uneigennützigkeit. Statt nemlich den angebotenen Vortheil zu ergreifen und die Stadt sich zuzueignen, ließen sie durch Herolde bei den heiligen Kampfspielen und den besuchtesten Festversammlungen Griechenlands, so wie durch Boten nach den verschiedenen Gegenden Asiens und den Inseln alle sicilischen Flüchtlinge auffordern, nach Korinth zu kommen, wo ihnen die Korinther auf eigene Kosten sicheres Geleit, Fahrzeuge und Führer nach Syrakus geben würden, um fortan nach Zerstörung der Gewaltherrschaft die Stadt frei und unabhängig zu bewohnen und das Land nach gleichen und gerechten Grundsätzen zu theilen. In Folge dieser Bekanntmachung, welche der Stadt den gerechtesten und schönsten Ruhm einer höchst uneigennützigen Befreierin aus Tyrannen- und Barbarenhänden erwarb, ging eine Schaar sicilischer Ausgewanderter, auf ihre Bitten durch hellenische Ansiedler verstärkt, zehntausend an Zahl, nach Syrakus unter Segel. Schon hatten sich auch aus Italien und Sicilien viele bei Timoleon eingefunden, und als sich die Zahl auf sechzigtausend belief, vertheilte er unter sie das Land; die Häuser aber verkaufte er um tausend Talente, doch so, daß er den alten Syrakusiern bei den übrigen den Vorkauf verstattete. Dadurch brachte er denn auch in die Staatscasse Geld, woran ihr, namentlich bei der nahen Aussicht auf Krieg, bis dahin sehr gebrach.

5. Sieg am Krimesos.

Während nun solchermaaßen die Stadt von neuem sich bevölkerte und wieder aufblühte, beschloß Timoleon, auch die übrigen Städte zu befreien und die Gewaltherrschaften in Sicilien ganz auszurotten. Den Hiketes nöthigte er, dem karthagischen Bündniß zu entsagen, und zu dem Versprechen, seine Burgen zu schleifen und als Privatmann zu Leontinoi zu leben. Dem Tyrannen von Apollonia, Leptines, der sich ihm freiwillig ergab, schenkte er das Leben und schickte ihn nach Korinth; denn er erachtete es für gar schön, daß die freien Griechen die Tyrannen Siciliens in der Mutterstadt als Verdammte und in niedrer Lebensart sähen. Während er selbst hierauf nach Syrakus zurückging, um der Stadt eine Verfassung zu geben, und in Verbindung mit den aus Korinth angekommenen Gesetzgebern Kephalos und Dionysios die wirksamsten Anordnungen traf, ließ er auch seine Söldner nicht müßig gehen, sondern sendete sie in das karthagische Gebiet, wo sie viele Städte den Barbaren abwendig machten und nicht nur selbst in Ueberfluß lebten, sondern auch noch vieles Geld für den bevorstehenden Krieg einbrachten.

Indessen setzten die Karthager nach Lilybäon über, mit einem Heere von siebzigtausend Mann, zweihundert Galeeren und tausend Frachtschiffen, welche Kriegsmaschinen, Streitwagen, eine große Menge von Lebensmitteln und anderen Vorräthen führten. Denn man wollte den Krieg nicht mehr gegen einzelne Theile führen, sondern auf einmal die Griechen aus ganz Sicilien vertreiben. Und in der That war diese Macht hinreichend, Sicilien zu bewältigen, auch wenn es nicht innerlich zerrüttet und entkräftet gewesen wäre. Wie sie nun hörten, daß ihr Gebiet verheert werde, gingen sie sogleich voll Zorn auf die Korinther los. Ihre Anführer waren Hasdrubal und Hamilkar. Auf die Nachricht, welche schnell nach Syrakus gelangte, ergriff die Syrakusier über die ungeheure Macht der Karthager eine solche Bestürzung, daß von so vielen tausenden kaum dreitausend es wagten, die Waffen zu ergreifen und sich um Timoleon zu sammeln. Selbst von den viertausend Söldnern kehrten unterwegs gegen tausend aus Feigheit wieder um. „Timoleon," meinten sie, „ist nicht recht bei Sinnen, nein, er rast trotz seiner Jahre, daß er gegen siebenzigtausend Feinde mit fünftausend Mann Fußvolk und tausend Reitern in's Feld rückt und sein kleines Heer acht Tagereisen weit von Syrakus entfernt, so daß weder Zuflucht den Fliehenden, noch ein Grab den Gefallenen zu Theil werden kann." Timoleon achtete es für Gewinn, daß sich der schlechte Theil seines Heeres von selber ausgeschieden hatte, redete den Uebrigen Muth ein und rückte mit aller Eile nach dem Flusse Krimesos, wo auch die Karthager, wie er ausgekundet hatte, sich sammeln und vereinigen wollten.

Als er einen Hügel hinaufzog, von dessen Gipfel man die ganze Macht des Feindes erblicken sollte, begegneten ihm Maulthiere mit Eppich beladen, und den Soldaten kam in den Sinn, es sei dies ein schlimmes Zeichen, weil man die Todtenmäler mit Eppich zu bekränzen pflegt,

woher man auch im Sprichworte von einem gefährlich Kranken zu ſagen pflegte: „der braucht Eppich.“ Um ihnen dieſe abergläubiſche und entmuthigende Furcht zu benehmen, ließ Timoleon ſogleich Halt machen und wies in einer dem gegenwärtigen Augenblicke angemeſſenen Rede darauf hin, daß ihnen der Kranz ſchon vor dem Siege gebracht werde und freiwillig in die Hände komme. Die Korinther krönten nemlich die Sieger in den iſthmiſchen Spielen mit dem von Alters her für heilig gehaltenen Eppichkranze. Nach dieſer Anrede an die Soldaten, nahm Timoleon von dem Eppich und bekränzte zuerſt ſich ſelbſt damit, worauf die Hauptleute um ihn her und die Gemeinen ſeinem Beiſpiele folgten. Jetzt ſahen die Wahrſager zween Adler heranfliegen, deren einer eine zerriſſene Schlange in den Fängen trug, der andere mit lautem und muthigem Geſchrei folgte. Sie zeigten dies dem Kriegsvolke, und alle wendeten ſich mit Gebet und Flehen zu den Göttern.

Es war um Sommersanfang des Jahres 339 v. Chr. gegen Ausgang des Monates Thargelion (Mai); man nahte ſich ſchon dem längſten Tage. Ein dichter Nebel, der aus dem Fluſſe aufgeſtiegen war, hüllte anfangs das Gefild in Dunkel und ließ nichts vom Feinde ſichtbar werden; nur ein dumpfes, verworrenes Getös ſtieg aus der Ferne beim Aufbruch eines ſo großen Heeres zum Hügel empor. Als aber die Korinther den Hügel erſtiegen und ihre Schilde niedergeſtellt hatten, um auszuruhen, wurden von der höher ſteigenden Sonne die Dünſte emporgezogen. Die trübe Luft ſammelte ſich um die Berge und hing in dichten Wolken an den Spitzen derſelben. Jetzt hellte ſich die zu ihren Füßen liegende Gegend auf, der Krimeſos kam zum Vorſchein, und man gewahrte die Feinde, wie ſie eben über den Fluß ſetzten: voran die Streitwagen, furchtbar zum Kampfe ausgerüſtet, hinter denſelben zehntauſend Schwerdewaffnete mit weißen Schilden. Dieſe erkannte man gleich am Glanze ihrer Rüſtung und der Langſamkeit und Ordnung ihres Marſches als geborne Karthager. Hinter dieſen flutheten die übrigen Völker herau und bewerkſtelligten in verworrenem Gedränge den Uebergang. Jetzt erkannte Timoleon, daß ihm der Fluß die Feinde gleichſam zuzähle und ihm verſtatte, gerade ſo viel von der Menge abzuſondern, als ihm ſelber zum Kampfe genehm wäre. Er hieß die Soldaten hinabſchauen, wie die Schlachtordnung durch den Strom zerriſſen, ein Theil herüber, der andere aber noch jenſeits wäre, und befahl dem Demaretos, mit der Reiterei in die Karthager einzuhauen und ſie zu verwirren, ehe ſie ſich in Schlachtordnung aufgeſtellt hätten. Er ſelbſt ſtieg darauf in die Ebene herab. Während er den übrigen Siciliern, denen er wenige von den fremden Truppen beigab, die beiden Flügel anwies, ſammelte er im Mittelttreffen die Syrakuſier und die Streitbarſten der Söldner um ſich und wartete eine Weile, um den Erfolg des Reiterangriffs zu beobachten.

Als er aber ſah, daß jene wegen der vor der Fronte daherrollenden Streitwagen mit den Karthagern nicht handgemein werden konnten; ſondern, um ſelbſt nicht in Verwirrung zu gerathen, fortwährend Schwenkungen machen und immer wieder von neuem zum Angriffe anſprengen mußten: hob er den Schild auf und rief dem Fußvolke, ihm getroſt zu folgen, mit einer Stimme, die übernatürlich und weit ſtärker als gewöhnlich zu ſein ſchien; ſo daß den

meiſten es vorkam, als ob zu gleicher Zeit ein Gott ſeine Stimme erhöbe. Die Krieger erwiederten ſogleich mit einem muthigen Geſchrei und forderten den Feldherrn auf, ſie ohne Verzug gegen den Feind zu führen. Er gab daher den Reitern ein Zeichen, ſeitwärts längs der Reihe der Streitwagen hinadzuziehen und dem Feinde in die Flanke

zu fallen. Er selbst oder ließ die Vorderreihe, Schild an Schild gedrängt, sich dicht zusammenschließen, die Trompete schmettern und stürzte auf die Karthager.

Den ersten Anlauf hielten sie wacker aus; die eisernen Panzer und ehernen Helme, womit sie gedeckt waren, sowie die vorgehaltenen großen Schilde hielten die Lanzen ab. Schon schritt man zum Schwertkampfe, wobei es nicht weniger auf Geschicklichkeit als auf Stärke ankommt: als mit einem Male furchtbare Donnerschläge aus den Bergen herunterdröhnten und zugleich flammende Blitzstrahlen hervorbrachen. Sodann senkte sich das um die Hügel und Bergspitzen hangende, dunkle Gewölk, von Platzregen, Sturmwind und Hagel begleitet, auf das Schlachtfeld, so daß das Wetter den Hellenen in den Rücken kam, den Barbaren aber in's Gesicht schlug und die ununterbrochen aus den Wolken zückenden Blitze ihre Augen blendeten. Da war denn alles, was die Feinde bedrängte, insonders die ungeübten; am nachtheiligsten aber wirkte das Krachen des Donners und das Getöse der vom Regenguß und Hagel geschlagenen Waffen, weil sie die Befehle der Feldherren zu vernehmen hinderten. Ueberdieß war den Karthagern, die nur schwere Rüstungen trugen, der Marsch und das Wasser, welches sich in den Falten ihrer Kleider sammelte, höchst beschwerlich und machte sie für den Kampf schwer und unbehülflich, so daß sie von den Griechen leicht zu Boden geworfen wurden, und wenn sie fielen, unvermögend waren, sich aus dem Kothe mit den Waffen wieder aufzurichten. Auch wurde jetzt der Krimesos, der schon durch die Regengüsse sehr angeschwollen war, durch die Menge der Uebersetzenden aus seinen Ufern gedrängt und die daranliegende mit Thalgründen und Felsenschluchten durchschnittene Ebene von regellos daherströmenden Gebirgswassern überschwemmt, welche die Karthager von allen Seiten in's Gedränge brachten. Endlich wandte sich unter fortwährendem Ungewitter, nachdem die erste Heerreihe, vierhundert Mann stark, von den Griechen überwältigt worden, die Menge zur Flucht. Viele von ihnen wurden noch in der Ebene erreicht und niedergemacht. Viele stießen im Strome auf die, welche noch herüberkamen, und wurden von den Wellen mit fortgerissen und verschlungen; den meisten aber, welche den Hügel zu erreichen suchten, machten die nachsetzenden leichten Truppen den Garaus. Unter den zehntausend Gebliebenen fallen allein dreitausend Karthager gewesen sein, ein schmerzlicher Schlag für die Stadt, welche keine anderen Bürger hatte, die diese, sei es an Adel, Reichthum oder Ruhm, übertroffen hätten. Auch weiß man sonst keinen Fall, wo in Einer Schlacht so viele von den Karthagern selbst gefallen wären; denn sie bedienten sich für ihre Schlachten mehrentheils der Libyer, Spanier und Numidier und erlitten so ihre Niederlagen nur auf fremde Kosten.

Den vornehmen Stand der Gefallenen ersahen die Griechen aus der Beute. Erz und Eisen wurde von den Plündernden kaum beachtet, so groß war die Menge des Silbers, so groß die Menge des Goldes; denn auch des Lagers mit allem Gepäcke hatten sie sich, nachdem sie über den Fluß gesetzt, bemächtigt. Der Gefangenen war eine sehr große Zahl; auch wurden zweihundert Streitwagen erbeutet. Den herrlichsten Anblick bot Timoleons Zelt, rings umhäuft von Beute aller Art, worunter namentlich tausend Panzer von ausgezeichneter Arbeit und Schönheit und zehntausend Lanzen zur Schau gestellt waren. Bei der kleinen Anzahl der Plündernden und der großen Menge der Beute sand man erst am dritten Tage nach der Schlacht Zeit, das Siegeszeichen zu errichten.

Zugleich mit der Nachricht von dem Siege schickte Timoleon die schönsten von den erbeuteten Waffen nach Korinth; denn er wollte, daß seine Vaterstadt die einzige unter allen griechischen Städten sei, wo man die vorzüglichsten Tempel nicht mit traurigen Denkmalen von Siegen über griechische Volksgenossen, nein mit Rüstungen der Barbaren ausgeschmückt sähe, deren Inschriften sowohl die Tapferkeit der Sieger, als auch ihre dankbare Gesinnung gegen die helfenden Götter beurkundeten.

6. Die Befreiung Siciliens vollendet.

Hierauf ließ Timoleon die Söldner im Feindeslande zurück, um das karthagische Gebiet auszuplündern; er selbst begab sich nach Syrakus. Dort befahl er jenen tausend Söldnern, von denen er vor der Schlacht verlassen worden war, Sicilien zu räumen, und zwang sie, noch vor Sonnenuntergang aus Syrakus zu gehen. Sie schifften nun nach Italien über, wo sie durch Treulosigkeit der Bruttier umkamen. Solche Strafe für ihren an Timoleon verübten Verrath verhängte über sie die Gottheit.

Die Tyrannen Mamerkos und Hiketes konnten Timoleons glückliche Fortschritte nicht ohne Neid und Besorgniß ansehen und schlossen mit den Karthagern ein Bündniß, in Folge dessen Giskon mit siebzig Schiffen herüberkam. Er führte griechische Söldner mit sich; das erste mal, daß die Karthager Griechen in Dienst nahmen, die sie jetzt als die unwiderstehlichsten und streitbarsten aller Menschen bewundern gelernt hatten. Diese Truppen vereinigten sich sämmtlich im Messenischen und erschlugen vierhundert von Timoleon zu Hülfe gesendete Söldner. Auch im karthagischen Gebiete rieben sie die vom Leukodier Euthymos befehligten Söldner durch Ueberfall auf. Aber gerade diese Verluste machten Timoleons Glück am meisten weit und breit berühmt. Jene Söldner gehörten nemlich zu denen, welche unter den Phokiern Philomelos und Onomarchos Delphoi erobert und an dem Tempelraube theilgenommen hatten.*) Nachdem sie mit aller Haß und Fluch beladen im Peloponnes umhergeirrt, waren sie endlich in Timoleons Dienst gekommen und hatten seine Siege getheilt. Jetzt aber ereilte sie vereinzelt das rächende Geschick, so daß die Guten von der Züchtigung der Bösen keinen Schaden litten.

Bald darauf, als Timoleon nach Kalauria gezogen war, fiel Hiketes in das syrakusische Gebiet, machte große Beute, verübte vielen Schaden und Frevel und zog endlich aus Verachtung gegen Timoleon, und seine kleine Macht gerade an Kalauria vorüber. Dieser ließ ihn

*) Dies geschah im sogenannten heiligen Kriege, von welchem in der folgenden Lebensbeschreibung das Nähere wird mitgetheilt werden.

ruhig vorbei und setzte ihm dann mit Reitern und Leichtbewaffneten nach. Als es Hiketes bemerkte, ging er über den Danyrias und stellte sich längs des Ufers auf, um den Angriff abzuwehren, wozu ihn die Schwierigkeit des Uebergangs und die Steile der beiden Ufer ermuthigte. Unter Timoleons Hauptleuten aber entstand ein wunderbarer Streit und Wetteifer, der den Angriff verzögerte; denn da wollte keiner beim Uebergange der letzte, nein jeder verlangte der erste auf den Feind zu sein, so daß, weil sie einander wegdrängten und überliefen, an keine Ordnung beim Uebergange zu denken war. Timoleon beschloß daher, das Loos entscheiden zu lassen; er ließ sich von jedem seinen Ring geben, warf sie zusammen in seinen Mantel und zeigte, nachdem er sie gehörig gemischt, den zuerst herausgekommenen vor, und von ungefähr war in diesem ein Siegeszeichen eingegraben. Bei diesem Anblick erhoben die Krieger ein lautes Freudengeschrei, und nun warteten sie nicht mehr die weitere Verloosung ab, sondern stürzten, so geschwind nur ein jeder konnte, durch den Fluß und waren alsbald mit den Feinden im Handgemeng. Diese hielten dem Ungestüme nicht Stand, sondern warfen sich in die Flucht, verloren alle sammt und sonders ihre Waffen und ließen tausend Mann auf dem Platze.

Bald darnach fiel Timoleon in das Gebiet des Hiketes selbst ein und bekam ihn nebst seinem Sohne Eupolemos und seinem Reiteroberſten Euthymos durch Auslieferung lebendig in seine Gewalt. Nach Timoleons Rückkehr stellten die Syrakusier auch Hiketes' Frauen und Töchter in der Volksversammlung vor Gericht und verurtheilten sie zum Tode. Timoleon konnte es nicht verhindern, sondern mußte sie wie zum Sühnopfer für das, was einst die Hinterlassenen des edlen Dion vom Hiketes erlitten hatten, der Rache der Bürger preisgeben. Hiketes nemlich war es, der vordem Dions Schwester, Tochter und Söhnlein lebendig in das Meer hatte werfen lassen.*)

Timoleon wandte sich jetzt gegen den Mamerkos und schlug ihn am Flusse Abolos in förmlicher Schlacht; worauf die Karthager, die in diesem Treffen wiederum empfindliche Verluste erlitten hatten, um Frieden baten und ihn unter der Verpflichtung erhielten, sich auf das Land jenseits des Lykos zu beschränken, denjenigen, welche von dort nach Syrakus übersiedeln wollten, ungekränktes Auswanderungsrecht zu gestatten und endlich den Tyrannenbündnissen zu entsagen. Mamerkos sah sich zuletzt genöthiget, bei Hippon, dem Tyrannen von Messene, Schutz zu suchen. Hier aber von Timoleon zu Land und zu Wasser belagert, wurde Hippon auf der Flucht ergriffen und den Bürgern von Messene ausgeliefert, welche ihre Kinder aus den Schulen in's Theater führten, um sie hier die Hinrichtung des Tyrannen als das schönste Schauspiel für die Söhne einer Republik ansehen zu lassen. Mamerkos ergab sich an Timoleon unter der Bedingung, sich vor den Syrakusiern vertheidigen zu dürfen, ohne daß Timoleon als Ankläger auftrete. Er gewährt' es ihm, und Mamerkos trat öffentlich vor dem Volke auf, um eine Rede, die er schon vor geraumer Zeit verfaßt hatte, vorzutragen. Da ihn aber die Versammlung unter lautem Getümmel nicht zum Worte kommen ließ, warf er, an seiner Rettung verzweifelnd, den Mantel ab, rannte mitten durch das Theater hin und stieß seinen Kopf gegen eine Bank, um so den Tod zu finden. Allein auch ein solches Ende war ihm nicht vergönnt, sondern, noch lebend fortgeführt, erlitt er die Strafe der Straßenräuber.

7. Timoleon im Frieden und Alter.

Auf diese Weise zerstörte Timoleon die Gewaltherrschaften und machte den Kriegen ein Ende. Ueber die ganze Insel, die er durch Unglück verwildert und von ihren eignen Bewohnern verabscheut vorgefunden hatte, verbreitete sich so viele Anmuth und allgemeines Wohlbehagen, daß jetzt neue Ansiedler *dahin* zu Schiffe gingen, von wo vordem selbst die einheimischen Bürger sich geflüchtet hatten. Die Städte erhoben sich jetzt wieder aus ihren Trümmern und die Flüchtlinge suchten ihre Heimathsstätten wieder auf. Timoleon gewährte allen bei ihrer Niederlassung nicht allein Sicherheit und Ruhe nach einem so langen Kriege, sondern versah sie auch mit allen übrigen Bedürfnissen mit so bereitwilligem Eifer, daß sie ihn insgemein als den Gründer ihrer Städte liebten und ehrten; ja, so hoch stand er nicht nur bei diesen sondern allen Siciliern überhaupt in Liebe und Achtung, daß man keinen Krieg endigen, kein Gesetz geben, keine Gegend anbauen, kein Gemeinwesen gründen und keine Verfassung einrichten zu können glaubte, wenn nicht Timoleon daran Theil hätte, alles anordnete oder am vollendeten Werke wenigstens die letzte Hand anlegte und ihm gleichsam das Siegel göttlicher Bestätigung aufdrückte.

Eben hierin hat man die eigenthümliche Bedeutsamkeit zu suchen, welche das Leben Timoleons von dem seiner übrigen großen Zeitgenossen merkwürdig unterscheidet. Während nemlich bei diesen der Glanz ihrer Thaten durch einen gewissen Anstrich von Gewaltthätigkeit und mühenreicher Anstrengung getrübt warde, so daß einigen sogar Tadel und Reue nachfolgte; so findet sich in Timoleons Thaten, abgesehen von dem Gewaltschritte gegen seinen Bruder, auch nicht eine, bei welcher nicht die *Genien der Schönheit* gleichsam mitwirksam sich bethätigt hätten. Es sind nicht Werke des bloßen Glückes, aber des *beglückten Verdienstes*, in denen sich zu der Tüchtigkeit, Kraft und Energie Anmuth und heiteres Gelingen gesellen, die alle Thaten Timoleons gewissermaaßen zu reinen Kunstwerken herausgestalten.

Timoleon selbst schrieb alles, was er glücklich in's Werk gesetzt hatte, dem Glücke zu; wie er denn sowohl in Briefen an Freunde in der Heimath, als auch in öffentlichen Reden an die Syrakusier oft äußerte: er wisse es der Gottheit Dank, daß sie für ihre Absicht, Sicilien zu retten, gerade ihn zum Werkzeuge berufen habe. Auch errichtete er in seinem Hause der *Glücksgöttin* eine Capelle; das Haus selbst weihete er dem *heiligen Genius*. Er bewohnte nemlich ein Haus, welches ihm die Syrakusier nebst dem anmuthigsten und schönsten Landgute zum Ehrengeschenk für seine Heerführung erlesen hatten. Auf letzterem brachte er die meiste Zeit mit Weib und Kindern, die er von Korinth hatte zu sich kommen

*) Vergl. S. 207.

laſſen, in ſtiller Muße zu. Denn fern von ungemeſſener Begier nach Ruhm und Macht, welche die meiſten Feldherren zuletzt dem Neid und Haß ihrer Mitbürger und dem Untergange preisgegeben hat, kehrte er nicht mehr nach Korinth zurück; ſondern weilte hier im Genuſſe ſelbſtgeſchaffener Güter, deren größtes war: ſo viele Städte und ſo viele tauſende von Menſchen einzig durch ihn beglückt zu ſehen.

In vorgerücktem Alter fühlte er ſein Geſicht immer ſchwächer werden, und bald trat völlige Blindheit ein. Dieſes Schickſal trug er mit einer Seelenruhe, wie ſie ſich bei der Großheit ſeines Charakters erwarten läßt. Rührend und bewundrungswerth iſt die dankbare Verehrung, welche die Syrakuſier dem blinden Manne erwieſen. Sie bezeugten ihm nicht nur durch achtungsvolle Beſuche ihre ungeſchwächte Aufmerkſamkeit, ſondern führten auch die auf einige Zeit dort verweilenden Fremden in ſein Haus und auf ſein Landgut, um ihnen ihren Wohlthäter zu zeigen, voll freudigen Stolzes, daß er bei ihnen ſein Leben zu beſchließen vorzog und die ſo glänzende Rückkehr nach Griechenland, welche ihm ſeine herrlichen Thaten bereitet hätten, verſchmähte.

Einen ſchönen Anblick gewährte auch die Ehre, welche ihm ſtets in den Volksverſammlungen wiederfuhr. Gewöhnliche Sachen machten die Syrakuſier für ſich ſelbſt ab; bei wichtigeren Angelegenheiten aber riefen ſie Timoleon herbei. Dann kam er in einem Zweigeſpann über den Markt in das Theater gefahren; und indem der Wagen, auf welchem er ſitzen blieb, hineinkam, begrüßte ihn das Volk mit einſtimmigem Zuruf. Er erwiederte den Gruß, und nachdem er dem Jubel und Lobpreiſen einige Zeit vergönnt hatte, ließ er ſich den Gegenſtand der Unterſuchung darlegen und ſagte ſeine Meinung. Hatte dann dieſe von der Verſammlung ihre Beſtätigung erhalten, ſo führten die Diener ſeinen Wagen durch das Theater zurück; die Bürger begleiteten ihn unter lautem Zuruf und Händeklatſchen und verhandelten dann für ſich die ſonſtigen Angelegenheiten.

Unter ſolcher Lieb' und Ehre verlebte Timoleon, wie ein gemeinſamer Vater, ſeine alten Tage und ſtarb endlich an einer kleinen Unpäßlichkeit, welcher ſeine Altersſchwäche nicht mehr Widerſtand leiſten konnte. Man bereitete ihm ein glänzendes Leichenbegängniß. Erleſene Jünglinge trugen die geſchmückte Bahre über die Trümmer der dionyſiſchen Tyrannenburg. Der Leiche folgten tauſende von Männern und Frauen. Bekränzt und in weißen Gewanden, gewährte der Zug einen feſtlichen Anblick, während die Wehklagen u. Thränen, die ſich unter die Seligpreiſungen des Verſtorbenen miſchten, tiefempfundene Trauer u. aufrichtige Dankbarkeit und Liebe an den Tag legten. Nachdem man zuletzt die Bahre auf den Scheiterhaufen geſetzt hatte, las Demetrios, welcher unter den damaligen Herolden die ſtärkſte Stimme hatte, die öffentlichen Beſchlüſſe ab, durch welche das ſyrakuſiſche Volk das Andenken an Timoleons Verdienſte zu ehren gedachte. Sein Grabmal errichtete man auf dem Markte, umgab es ſpäterhin mit Säulenhallen, baute Ringſchulen daran und überwies ſie den Jünglingen unter dem Namen: „Timoleonteion.“

Demoſthenes.

1. Wie Demoſthenes ſich zum Redner gebildet hat und mit welchem Erfolge.

Der Vater des Demoſthenes war ein angeſehener Bürger Athens. Er hieß gleichfalls Demoſthenes und führte den Zunamen „Schwertfeger,“ weil er eine große Waffenfabrik beſaß, worin er eine Menge Sklaven beſchäftigte. Als er ſtarb, war ſein Sohn erſt ſieben Jahre alt. Er hinterließ ihm ein anſehnliches Vermögen von beinahe funfzehn Talenten, doch ging ihm daſſelbe durch die unredliche oder nachläſſige Verwaltung der vom Vater beſtellten Vormünder verloren. Unter ſolchen Umſtänden läßt ſich nicht erwarten, daß dieſe für die Erziehung ihres Mündels die pflichtmäßige Sorge getragen; und hierzu kam noch ſeine körperliche Schwächlichkeit, um deren willen ſeine Mutter die Lerndegier des Knaben zu mäßigen ſuchte und ſeine Lehrer ihn zu keiner Anſtrengung anzutreiben oder zu nöthigen pflegten. Aus dieſem Grunde nahm er auch an den Leibesübungen der atheniſchen Jugend keinen Theil und ward um deswillen von ſeinen Altersgenoſſen als Schwächling verſpottet. So ſah er ſich ſchon in der Jugend darauf hingewieſen, unter den Mitlebenden eine einſame Stellung einzunehmen und in der Stärke des Charakters, in der Macht der Gedanken und der Worte die Möglichkeit männlicher Kraftäußerung zu ſuchen, welche ihm die Ungunſt der Natur und der Menſchen abzuſprechen ſchien.

Als Jüngling war er einſt mit ſeinem Erzieher zugegen, als Kalliſtratos vor öffentlichem Gericht eine Rede hielt. Eine zahlloſe Menge hatte erwartungsvoll ſich herzugedrängt. Der berühmte Redner feierte den ſchönſten ſeiner Siege. Der junge Demoſthenes ſtaunte über die Macht der Beredtſamkeit, die hier alles überwältigte und mit ſich fortriß, und wie er nun am Schluſſe den Sturm des Beifalls vernahm und ſah den Redner von der Volksmenge umringt, von Lobſprüchen überhäuft und im Triumph aus dem Gerichtshofe nach Hauſe begleitet, da brannte ſein Herz wie von Eiferſucht, und der Entſchluß ſtand in ihm feſt, nach derſelben Palme zu ringen.

Seitdem widmete er alle Zeit und Kraft der Erlernung der Beredtſamkeit. Er wurde ein fleißiger Zuhörer Platons und die Einwirkung dieſes Philoſophen läßt ſich an der Gedankentiefe, dem ſittlichen Ernſt und der Großheit des Ausdrucks in den nachmaligen Reden des Demoſthenes unſchwer erkennen. In den Regeln der Redekunſt ließ er ſich von Iſäos unterweiſen, denn dieſer ſchien ihm ſeiner Kraft und Einfachheit wegen zur Ausbildung eines Volksredners und Staatsmannes bei weitem geeigneter als der damals nicht minder berühmte Iſokrates, der unter einer weichen, geglätteten Form nicht ſelten Schwäche der Gedanken und Kälte des Gefühls verbarg. Als Muſter des Styls galt ihm Thukydides und ſein Eifer, ſich denſelben anzueignen, war ſo groß, daß er nicht weniger als achtmal das Geſchichtswerk jenes Meiſters abſchrieb.

Kaum hatte er ſeine Volljährigkeit erreicht, ſo zog er ſeine Vormünder wegen Veruntreuung ſeines Vermögens vor Gericht. Dieſer Prozeß währete drei bis vier Jahre und wurde zuletzt zu Gunſten des Demoſthenes entſchieden. Zwar hatte er nur noch einen geringen Theil des väterlichen Erbes retten können, aber der größere Gewinn dieſes entſchloſſenen Unternehmens lag für ihn darin, daß es ihn in beſtändiger, angeſtrengter Uebung des erwählten Berufs erhielt und durch den endlichen, ſchwererrungenen Erfolg in dem Vertrauen auf ein glückliches Gelingen ſeines höheren Strebens ſtärkte.

Zunächſt widmete er ſich nur, wie in dem vorgenannten Falle, der gerichtlichen Beredtſamkeit; d. h. die von ihm ausgearbeiteten Reden waren beſtimmt, von oder für andere in ihren Rechtsangelegenheiten gehalten zu werden.*) Späterhin wagte er es, ſich auch der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen und mit einer Staatsrede vor der Volksverſammlung aufzutreten. Dieſer Verſuch mißlang aber vollſtändig. Lange, mühſam gedrechſelte Satzgefüge, über einander gehäufte Gedanken, vorgetragen mit ſchwacher Stimme, undeutlicher Ausſprache und kurzem Athem, der, mitten in den Sätzen abbrechend und von neuem anſetzend, Sinn und Zuſammenhang ganz verwiſchte: — unter Lärmen und Ziſchen mußte Demoſthenes die Rednerbühne verlaſſen. Der tiefen Niedergeſchlagenheit, worein ihn dieſer Unfall geſtürzt hatte, entriß ihn die tröſtende Verſicherung des alten Eunomos, dem er einſt im Peiräeus begegnete: er habe etwas von perikleiſcher Manier; er müſſe darum nicht aus Feigheit und Weichlichkeit an ſich ſelber zum Verräther werden, ſondern den Muth ſich aneignen, ein in der Verſammlung entſtehendes Geräuſch gelaſſen anzuhören, und nicht aus Trägheit den in ihm liegenden Schatz von Fähigkeiten ungeübt verkommen laſſen.

*) Wie z. B. der Redner Lyſias für den Sokrates eine Vertheidigungsrede ausarbeitete und demſelben zum Gebrauche vor Gericht darbot. ſ. S. 160.

Digitized by Google

Hierdurch zu einem zweiten Versuch ermuthigt, erging es ihm kaum besser als das erste Mol. Bestürzt, mit verhülltem Angesicht eilte er nach Hause, um seine Schande zu verbergen. Mit inniger Theilnahme ging sein Freund, der Schauspieler Satyros, ihm nach. Demosthenes beklagte sich bitter über die Laune des Publikums, welches rohe und unwissende Menschen, Schiffer und Trunkenbolde mit Vergnügen anhöre, während es ihm, der unter allen Rednern den meisten Fleiß aufwende und beinahe schon seine Gesundheit dabei aufgeopfert habe, seinen Beifall hartnäckig versage. „Du hast Recht," erwiederte Satyros, „aber ich will der Ursache deines Mißgeschicks bald abhelfen, wenn du mir eine Stelle aus dem Sophokles oder Euripides hersagen willst." Demosthenes that dies, und nun wiederholte Satyros dieselbe Stelle mit so viel Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks, mit solcher Lebendigkeit körperlicher Darstellung in Haltung und Mienen, daß Demosthenes ganz andere Verse zu hören glaubte. Er erkannte hieraus, wie viel eine Rede an Schönheit, Leben und Anmuth durch die Aussprache, Stellung und Gebärdung des Redners gewinnen könne, und wie durch diese der Erfolg eines rednerischen Vortrags wesentlich bedingt sei.

So begann er denn von neuem seine Uebungen. Sein Eifer, den ein glänzender Erfolg bei dem ersten Auftreten vielleicht gedämpft hätte, war durch das anfängliche Mißlingen gesteigert; und sein Entschluß war gefaßt, die zu seinem Zwecke nöthigen Anstrengungen bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte zu treiben. Um vor allem seiner undeutlichen Aussprache abzuhelfen, so versuchte er öfter, mit Kieselsteinen im Munde deutlich und ohne Anstoß zu sprechen. Seinen kurzen Athem gewöhnte er dadurch zu längerer Ausdauer, daß er, während er lange Sätze laut hersagte, mit schnellen Schritten steile Bergeshöhen hinanstieg. Dann wandelte er am Ufer des stürmischen Meeres auf und ab und suchte das Getöse der Wellen mit seiner Stimme zu übertönen, damit sie hinlängliche Kraft gewinne, auch unter dem Tosen einer leidenschaftlich bewegten Volksversammlung sich verständlich zu machen. In seinem Hause ließ er sich ein unterirdisches Gemach anlegen, wo er die für seine Arbeiten und Uebungen nöthige Ruhe und Stille fand. Hier verweilte er tage- ja monatelang, ohne ein einziges Mal auszugehen. Von der Decke des Gemachs hing ein entblößtes Schwert herab, unter welches er sich während seines Vortrags zu stellen pflegte, damit es ihn jedesmal verwunde, so oft er, einer üblen Gewohnheit zufolge, mit den Schultern eine zuckende Bewegung mache. Alles, was vorging, alles, was er hörte, alle Begebenheiten, die ihm besuchende Freunde erzählten, machte er zum Gegenstande seines Fleißes; er begab sich, sobald er wieder allein war, in seine unterirdische Schule und erzählte alles, was man geredet, was man dafür und dagegen gesprochen, den stummen Wänden wieder. Unter so unglaublichen Anstrengungen, so strenger Entsagung und unermüdlichem Fleiße reifte in der Stille und Abgeschiedenheit die goldene Frucht demosthenischer Beredtsamkeit: allen Strebenden zur Lehre, zur Mahnung und zum Troste, daß dem beharrlich Vollendenden der Preis der Tüchtigkeit sich nicht entziehen könne.

Aber auch als vollendeter Redner hat er nie die ehrfürchtige Vorstellung von der Höhe der Kunst, in deren Dienst er sich gestellt hatte, aufgegeben. Nie gab er dem Gedanken Raum, daß man in diesem Fache aus Uebung und Gewohnheit unter Eingebung und Gunst des Augenblickes etwas Gutes und Gedeihliches leisten könne. Gleich dem Perikles sprach er fast niemals öffentlich ohne Vorbereitung. Seine leichtfertigen Gegner und Nebenbuhler machten ihm daher öfter den Vorwurf, seine Reden röchen nach der Lampe. Er stellte den nächtlichen Fleiß, den er auf seine Reden verwende, keineswegs in Abrede, sondern rechnete sich denselben zum Verdienst an. „Ich glaube," sagte er, „derjenige erweise sich als echter Bürgerfreund, welcher vorher überdenkt, was er öffentlich reden will, und durch solche Vorbereitung seine Achtung gegen das Volk zu erkennen giebt; dahingegen diejenigen, welche auf ihre Reden nicht die geringste Mühe verwenden, sich als oligarchisch gesinnt bezeigen, indem sie einen Hochmuth beweisen, der sich über das verständige Urtheil der Bürger hinwegsetzt und den Beifall mehr erzwingen als mit Gründen zu erlangen sucht."

Wenn er aber mit weiser Besonnenheit weder die Sache, für welche er sprechen wollte, noch sein eigenes Ansehen dem Glücke und Zufalle anheimgab, so versagte sich ihm doch in besonderen Fällen keineswegs das Vermögen, auch aus dem Stegreife mit Nachdruck und Erfolg zu sprechen. Als Lamachos seine auf die beiden makedonischen Könige Philipp und Alexander verfaßte Lobrede, worin er den Thebäern und Chalkidern viel Böses schuldgab, bei den olympischen Spielen öffentlich vorlas, trat Demosthenes unvorbereitet, wie er war, gegen ihn auf, wies aus der Geschichte und mit schlagenden Gründen nach, wie viel Verdienste sich die von jenem Beschuldigten um Hellas erworben und wie viel Unheil dagegen die Schmeichler der Makedonier angerichtet hätten, und verwandelte den Eindruck, welchen die Rede des Lamachos auf die Zuhörer gemacht hatte, dergestalt in sein Gegentheil, daß der Sophist aus Furcht vor einem Aufstande sich still aus der Versammlung entfernte.

Wie seine Denkart, in vielem der des großen Perikles verwandt, so war auch der Vortrag des Demosthenes jederzeit ernst und nach einem Ausdrucke der Alten weniger der Anmuth als „den furchtbaren Grazien" geweiht. Aber dem Ernste vermählte sich die Mitte zu einer wunderbaren Harmonie. Er war „streng ohne Härte, feierlich ohne Gravität, mächtig ohne Uebertreibung, natürlich ohne Gemeinheit." Mit der nüchternsten Klarheit und der sorgfältigsten in die Tiefe gehenden Behandlung seines Gegenstandes verbindet er die innigste Wärme der Empfindung, oder mit einem Neueren zu reden, „die festverbundene Kette von Gedanken ist bei ihm von dem lebendigsten Feuer des Affects durchglüht." Indem er den Verstand überzeugt, weiß er zugleich alle Gefühle des Herzens, welche er will, zu entzünden; und hierin liegt das Geheimniß der hinreißenden, überwältigenden Macht seiner Reden, die sich selbst an dem Leser einer späten Nachwelt noch geltend macht. „Nehme ich eine Rede des Demosthenes zur Hand" — sagt der feinsinnige Kunstrichter Dionysios von Halikarnaß*) — „so werde ich begeistert und fühle mich hierhin und dorthingetrieben. Ein

*) Griechischer Geschichtschreiber zur Zeit des Kaisers Augustus in seiner Schrift »über die Rednergewalt des Demosthenes.«

Affect nach dem andern bemächtigt sich der Seele; Mißtrauen, Theilnahme, Furcht, Verachtung, Haß, Mitleid, Wohlwollen, Zorn, Scheelsucht, alle Affecte insgesammt, welche das Gemüth bestürmen, erwachen in mir. Ich unterscheide mich in nichts von den Priestern der Kybele, die korybantische und ähnliche Feste feiern und, sei es durch Dämpfe oder Töne oder durch der Dämonen Einwirkung, sich dermaaßen angeregt fühlen, daß sie viele und fremdartige Gefühle äußern. . . Wenn nun der so lange Zeit hindurch in diesen Schriften lebende Geist noch jetzt einen so ausgezeichneten Eindruck macht und noch gegenwärtig bei ihrer Lesung uns in Leidenschaft versetzt, wahrlich, so müssen damals seine Reden als etwas Uebernatürliches und Furchtbares betrachtet worden sein.“ *)

In der That genoß Demosthenes schon bei seinen Zeitgenossen ein Ansehen, welches auch seine erbittertsten Gegner nicht in Abrede stellen konnten. Philipp von Makedonien fürchtete die Reden des Demosthenes mehr als die Heere und Flotten der Athener. Selbst bis zu den Barbaren drang sein Ruhm, und der König der Perser ehrte ihn als einen seiner mächtigsten Bundesgenossen gegen jenen gemeinsamen Feind der Perser und Hellenen.

Doch hieße es die eigentliche Größe des Demosthenes geradehin verkennen, wollte man seinen Ruhm ausschließlich oder auch nur größtentheils seinen *rednerischen* Leistungen beimessen. Die Erfolge seiner Kunst beruhen auf der Größe seines *sittlichen* Charakters. Er selber setzte den Werth eines Redners in die Reinheit und Zuverlässigkeit seiner patriotischen Gesinnung. „Nicht das Wort des Redners,“ sprach er, „ist ehrenwerth, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern, daß er gleiche Bestrebungen hat wie das Volk und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe wie das Vaterland.“ Der goldene Strom seiner Rede, wie die Fülle seiner Staatsweisheit, entsprang aus der Tiefe seines edelwollenden und hochgesinnten Gemüthes. Was er als das Rechte und Gute erkannt hatte, sprach er mit rücksichtsloser Entschiedenheit und kühnem Freimuth aus und blieb unter allem Wechsel der äußeren Verhältnisse immer sich selbst getreu. Panätios, einer der geachtetsten Moralphilosophen des Alterthums,*) giebt ihm das schöne Zeugniß: „Die meisten demosthenischen Reden gründen sich auf den Grundsatz, daß nur das Sittliche um sein selbst willen zu wählen sei, wie z. B. die „von der Krone“, „gegen Aristokrates“, „von den Freiheiten“ und „die philippischen Reden“, in welchen allen er seinen Mitbürgern nicht sowohl das Angenehmste, das Leichteste und Vortheilhafteste empfiehlt, sondern sie vielmehr darauf hinweis't, daß selbst die Sicherheit und gemeine Wohlfahrt gegen das, was schön und geziemend sei, zurückstehen müsse.“

Solch ein Mann war von der Vorsehung berufen, Griechenland vor seinem nahenden Sturze zu warnen und ihm den einzigen Weg zu seiner Rettung oder doch zu einem ehrenvollen Untergange zu zeigen. „Die Stütze eines sinkenden Staates zu sein, war sein schwerer Beruf. Dreißig Jahre blieb er ihm treu und wich nicht, bis er unter seinen Trümmern erschlagen ward.“ **)

So ist die Geschichte des Untergangs der hellenischen Freiheit mit dem Leben des Demosthenes auf das innigste verflochten. Dieser Umstand nöthiget uns, ehe wir die staatsmännische Wirksamkeit des Demosthenes im Einzelnen verfolgen, unsere Erzählung zuvor auf den Mann hinüberzulenken, in welchem der Selbständigkeit der Hellenen der gewaltigste Feind erstand und an dessen Bekämpfung Demosthenes die ganze Kraft und Arbeit seines Lebens setzte.

2. Wie König Philipp von Makedonien emporkam.

Der König Perdikkas, Bruder des Philippos, hatte in einer großen Schlacht gegen die Illyrier Sieg und Leben verloren. Auf diese Nachricht entfloh Philippos, damals ein Jüngling von etwa zwei und zwanzig Jahren, aus Theben, wo er neun Jahre lang als Geisel festgehalten worden, und ergriff als Vormund seines unmündigen Neffen Amyntas die Zügel der Herrschaft über Makedonien (360 v. Chr.). Das Reich befand sich damals in größter Verwirrung und war dem gänzlichen Umsturze nahe. Feindliche Nachbarvölker verwüsteten seine Grenzen, das Heer war durch Niederlagen entmuthigt, das Scepter lag in den Händen eines Kindes, welchem noch dazu zwei Nebenbuhler von königlichem Geschlechte, Pausanias und Argäos, der eine vom König der Thrakier, der andere von den Athenern in seinen Ansprüchen unterstützt, die Krone streitig machten. Aber Philippos zählte mehr auf die Kräfte seines Geistes als auf die des Reichs. Im Umgange mit Epaminondas glaubte er gelernt zu haben, ein bedrängtes Vaterland erst zu retten und alsdann groß zu machen.

Durch häufige Volksversammlungen erhielt er die Makedonier in Bewegung und wehrte der Erschlaffung, welcher bei scheindar übermächtigen Gefahren die Menge so leicht sich überläßt. Seine ungewöhnliche Beredtsamkeit befeuerte ihren Muth, seine anmuthige Erscheinung, seine gefälligen Sitten herrschten über die rohen Gemüther dieses halbbarbarischen Volkes wie mit zauberischer Gewalt. Sodann versicherte er sich des Heeres. Er erfand eine neue Schlachtordnung, welche Glieder und Rotten so dicht an einander schloß, daß sie gleich einer undurchdringlichen Mauer den gewaltigsten Anfällen des Feindes Stand hielten. Dies ist die berühmte makedonische Phalanx. Sie bestand aus achttausend Mann Schwerbewaffneten, sechzehn Mann hoch dicht hinter einander aufgestellt, und ihre Lanzen waren von so ansehnlicher Länge, daß, wenn sie gefällt wurden, selbst die des fünften Gliedes noch über die Stirn des ersten hinausragten und dem in der Fronte angreifenden Feinde ein fünffacher Stachelzaun entgegenstarrte. Durch beständige Waffenübungen machte Philippos den makedonischen Krieger wieder sein selbst

*) Wenn Cicero von der Tribüne stieg,
Rief alles Volk entzückt: Kein Sterblicher spricht schöner!
Entstieg ihr Demosthen, so riefen die Athener:
Krieg gegen Philipp, Krieg!

Pfeffel.

*) Aus Rhodos gebürtig, lebte im zweiten Jahrhunderte vor Chr.

**) H. L. Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. Göttingen 1812—13. III. Thl. 1. Abth. S. 420.

Digitized by Google

gewiß, beseelte die Massen mit dem Geiste der Zucht und Ordnung und lehrte sie durch sein eigenes Beispiel alle Mühsal und Entbehrung mit Leichtigkeit ertragen. So vorbereitet, stellte er das Reich zunächst vor inneren Feinden sicher, indem er den Pausanias und Argäos nöthigte, ihre Ansprüche auf den Thron Makedoniens aufzugeben. Die im Kampfe gegen den letzteren gefangenen attischen Söldner ließ er ohne Lösegeld frei, um sich den Athenern freundlich zu erweisen, und schloß mit denselben einen Friedensvertrag, welcher ihm möglich machte, seine Kräfte ungeschmälert gegen die feindlichen Grenznachbarn zu richten (359 v. Chr.). Demnach griff er zunächst die Päonen an und unterwarf sich einen Theil ihres Gebietes; dann wagte er den Kampf mit den Illyriern, schlug sie in einer blutigen Schlacht und zwang sie zur Herausgabe aller Städte, welche sie unter seinen Vorfahren den Makedoniern abgenommen hatten.

Durch diese glücklichen Anfänge seiner Landesverwaltung hatte er sich dermaaßen das Vertrauen des Volkes gesichert, daß es nur noch etlicher Kunstgriffe bedurfte, um seinen Neffen aus der Herrschaft zu verdrängen. Orakelsprüche, unter der Menge geflissentlich verbreitet, verkündeten, daß unter einem Amyntassohne Makedonien seinen alten Glanz wiedererhalten solle. So fand man es dem Willen der Götter wie dem Wohle des Landes gemäß, daß derjenige den Thron einnehme, welcher allein vermögend war, ihn zu vertheidigen; und Philippos, des Amyntas Sohn, wurde durch den Volkswillen erklärter König der Makedonier.

Jetzt, nachdem er die Grenzen des Reiches gesichert hatte, trat er seinen Eroberungsplänen näher und verfolgte sie während seiner drei und zwanzigjährigen Regierung mit unermüdlicher Thätigkeit und unüberwindlichem Glücke. Ohne sich an den Friedensvertrag, den er zur Zeit der Bedrängniß mit den Athenern geschlossen hatte, ferner zu binden, unterwarf er sich die athenische Pflanzstadt Amphipolis, wodurch er sich den Weg nach Thrakien öffnete. Die Athener mußten es ungestraft geschehen lassen, da sie zu jener Zeit in einen schweren und erfolglosen Kampf mit Byzantion, Chios, Kos und Rhodos, welche ihnen den Zins verweigerten, begriffen waren. Es war dies der sogenannte Bundesgenossenkrieg, welcher vom Jahre 357—355 v. Chr. währete und mit einem für die Athener nicht gar rühmlichen Frieden endete. Diese Frist benutzte der verschlagene Fürst, um sich der wichtigen Städte Pydna und Potidäa zu bemächtigen, wodurch er festen Fuß am Meere faßte; hierauf setzte er sich durch Eroberung der von den Thasiern gegründeten Stadt Krenidä, die er nach seinem Namen Philippi nannte, in Besitz der thrakischen Goldgruben, die ihm, durch bessere Bearbeitung von jetzt an reichlicher ausgebeutet, jährlich sechzig Talente eintrugen und das mächtigste Mittel für seine herrschsüchtigen Zwecke in die Hand gaben. Denn Philipp wirkte mehr durch Gold als durch Waffen, und die sittliche Verderbtheit der Hellenen seiner Zeit kam ihm bei diesem Verfahren leider nur zu bereitwillig entgegen. In allen Städten, gegen welche er feindselige Absichten hegte, hatte er erkaufte Anhänger und Verräther. Keine Stadtmauer, pflegte er selbst zu sagen, sei so hoch und steil, daß nicht ein mit Gold beladener Esel sie übersteigen könne. Alle Verhältnisse wußte der schlaue Makedonier seinen Zwecken dienstbar zu machen. Seinen gefährlichsten Umtrieben gab er den Schein des Unverfänglichen. Die Maaßlosigkeit seiner Wünsche verbarg er der Welt durch die scheinbare Mäßigung, mit welcher er der erlangten Vortheile sich bediente. Mit klug abwartender Geduld und Langmuth vereinte er die Blitzesschnelle entschlossenen Handelns, den günstigen Moment zu ergreifen. Immer wachsam und im Verborgenen thätig, verstand er, den erwachenden Verdacht der Bedrohten durch freundliche Zusicherungen wieder einzuschläfern. Nur schrittweis und mit Vorsicht seinem Ziele sich nähernd, täuschte er die Völker über den Umfang seiner Absichten; aber jeder noch so vereinzelt dastehende Erfolg wurde seiner scharfsinnigen Berechnung zur versteckten Grundlage seiner ferneren Unternehmungen.

Thessalien, das Land steter Unordnungen und Zwistigkeiten, bahnte dem Philippos den erwünschten Weg zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenlands. Hier regierten Jasons Söhne nach Ermordung ihres Schwestermannes, des Tyrannen Alexandros von Pherä (s. S. 192) mit harter Gewaltthätigkeit. Die Aleuaden, ein vornehmes thessalisches Geschlecht, riefen gegen sie den Philippos zu Hülfe. Wie vormals Pelopidas, trat er als Befreier auf und erwarb sich durch manche nützliche Dienste Zuneigung und Vertrauen. Daß er zugleich ein Lebemann war, ein fröhlicher, zu Späßen aufgelegter, mit Witz und Scherz begabter Genosse bei ihren Gastgeboten und Trinkgelagen, galt den schwelgerischen Thessaliern für eine nicht geringere Empfehlung dieses Mannes. So gewann er auf griechischem Boden selbst eine treue Bundesgenossenschaft gegen die Freiheit Griechenlands und verstärkte seine Kriegsmacht durch die von Alters her vortreffliche Reiterei der Thessalier. Insgeheim aber nährte er die vorhandenen Zwistigkeiten, statt sie wirksam beizulegen, und begnügte sich, die Schwächeren zu stärken, die Mächtigeren zu schwächen, wodurch er seinen Einfluß auf ihre ferneren Händel bewahrte und sich dem einen Theile ebenso unentbehrlich als dem anderen furchtbar machte.

Eine so rasch sich entwickelnde nachbarliche Macht hätte die Hellenen gegen die Pläne des kühnen Emporkömmlings wohl mißtrauisch machen und sie mahnen sollen, mit vereinten Kräften, so lange er noch besiegbar war, ihm entgegen zu treten. Statt dessen waren sie unter einander selbst in erbittertem Kampfe begriffen, durch welchen sie ihre Kräfte nutzlos erschöpften. Dieser Krieg führt im herben Widerspruche mit seinen unheilvollen Folgen den Namen des heiligen und hatte folgende Veranlassung. Im Jahre 356 waren die Phokier auf Antrieb der Thebäer vom Amphiktyonengerichte zu einer Geldstrafe verurtheilt worden, weil sie einen Theil des dem delphischen Gotte geheiligten Gebietes angebaut hatten; und da sie die unerschwinglich hohe Summe nicht bezahlten, wurde ihr eigenes Land für Eigenthum des beleidigten Gottes erklärt. Die Phokier widersetzten sich der Ausführung dieses Urthels mit den Waffen, bemächtigten sich Delphois und des Apollontempels und leisteten, durch starke Söldnerheere unterstützt, welche sie aus dem geraubten Tempelschatze bezahlten, den Thebäern, Lokrern, Thessaliern und wer sonst von den hellenischen Völkern gegen sie auszog, so hartnäckigen Widerstand, daß man an ihrer Ueberwältigung fast verzweifelte, zumal, da die Athener,

Digitized by Google

die Lakedämonier und einige andere Staaten im Peloponnes für die Phokier Partei nahmen.

Mit Lykrophon, dem Tyrannen von Pherä, verbündet, drang Onomarchos an der Spitze der Phokier in Thessalien ein. Das in seinem Innern bedrängte Land rief jetzt abermals den Philippos um Beistand an. Zweimal geschlagen und zum Rückzuge genöthigt, gelang es ihm endlich mit Hülfe der thessalischen Reiterei das feindliche Heer zu vernichten (352 vor Chr.). Dreitausend Phokier, die sich dem Sieger ergaben, ließ Philippos als Tempelschänder in's Meer stürzen und die Leiche des Onomarchos an einen Galgen henken. Dieser Sieg war zwar für den Krieg selber, welcher von da an noch jahrelang in gleicher Erbitterung fortwährete, von keiner Entscheidung; aber das Volk sah in Philipps Bereitwilligkeit zur Theilnahme an diesem Kampfe ein Zeichen seiner Gottesfurcht und in seinem Siege ein Zeugniß, daß ihn die Götter zum Vertheidiger ihrer Altäre ausersehen hätten. Nichts war dem arglistigen Makedonier willkommener als dieser Glaube. Sein heiliger Eifer schien sich mit den bisher geleisteten Diensten nicht zu begnügen. Unter dem Vorwande, die Phokier in ihrem eigenen Lande züchtigen zu wollen, schickte er sich an, durch den Engpaß der Thermopylen in das eigentliche Hellas einzudringen. Zum Glück lag aber eben damals an der dortigen Küste eine Flotte der Athener, welche den Phokiern Truppen zuführen sollte. Naufikles, der dieselben befehligte, setzte sie schnell an's Land und besetzte den verhängnißvollen Paß, durch welchen vormals schon der asiatische Eroberer in das Herz von Griechenland eingedrungen war. Philippos sah diesmal seinen Plan vereitelt und kehrte heim. Ein glücklicher Zufall schien den Hellenen Frist zu geben, ob sie ihres Heiles endlich wahrnehmen und die über ihren Häuptern schwebende Gefahr erkennen wollten.

3. Demosthenes beginnt den Kampf gegen Philippos.

In der That hatte Philippos diesmal durch sein allzukühnes Vorschreiten den Athenern sich verrathen. Man fing an, seinen fortwährenden Freundschaftsversicherungen zu mißtrauen und auf Maaßregeln der Sicherheit zu denken. Aber bald verscheuchte der Leichtsinn und die Trägheit, welche damals die Menge beherrschte, diese Besorgnisse. Man überließ sich dem bequemen Glauben, die einmal abgewendete Gefahr sei für immer vorbei; der König habe in dem Mißlingen seiner ersten Unternehmung gegen das freie Griechenland eine Lehre gefunden und überlasse sich seitdem der Unthätigkeit und dem Lebensgenusse. Mit der Verschönerung seiner Hauptstadt Pella beschäftigt, habe er, so hieß es, seine ehrgeizigen Entwürfe aufgegeben und im Wein ertränkt; und so glaubte man alles gethan zu haben, was irgend erforderlich sei, wenn man mit einem kleinen, von einem Fremdlinge befehligten Heere an der Grenze von Attika Wache hielte.

Damals trat Demosthenes mit der ersten seiner sogenannten philippischen Reden auf. Er, wie wenige andere, hatte schon damals den unruhig strebsamen Charakter und die ehrgeizigen Pläne des makedonischen Königs mit tiefblickendem Geiste durchschaut. Seinen Mitbürgern die von dorther sie bedrohenden Gefahren zu enthüllen und alle Kräfte des Staates zum entschiedenen Handeln gegen die Umgriffe des Philippos aufzurufen, ehe Freiheit und Ehre des Vaterlandes unwiederbringlich an ihn verloren gingen, das war fortan der Gedanke und die Arbeit seines Lebens. Mit überraschender Kenntniß und klarer Würdigung der äußeren und inneren Verhältnisse hatte er alles erwogen, was unter den gegenwärtigen Umständen zu thun und was dazu nöthig sei. Er bestimmte die Zahl der aufzubringenden Schiffe und Truppen, er zeigte die Art ihrer Verwendung, die Mittel zu ihrem Unterhalte an; aber als auf die Grundbedingung jedes glücklichen Erfolgs in dieser Sache wies er mit schonungslosem Ernste darauf hin, daß die Athener ihr eignes Wesen ändern, ihrer gewohnten Saumseligkeit, ihren eiteln Hoffnungen entsagen und, statt in Tagesneuigkeiten sich zu ergehen und mit unausgeführten Beschlüssen sich zu begnügen, sich zum Gefühl ihrer beleidigten Würde und zu energischer Thatkraft erheben müßten.

„Wann, ihr Männer Athens," so sprach er, „wann werdet ihr thun, was nöthig ist? Ihr sagt: „Wann die Nothwendigkeit eintritt." Aber, wie soll man denn das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine größere Nothwendigkeit gebe, als die Schaam über ihr Thun. Wollt ihr immer auf den Marktplatz kommen und fragen: „Was giebt's neues?" Kann es wohl etwas neueres geben, als daß ein Makedonier Athener bekriegt und unter Hellenen den Herrn spielt? — „Ist Philippus gestorben?" „Nein, aber krank ist er." *) — Was liegt euch daran? Denn stürbe auch dieser, so würdet ihr euch bald einen zweiten Philippos schaffen, wenn ihr die Sache auf diese Weise treibt. Denn auch er ist nicht so sehr durch eigne Kraft emporgewachsen, als durch eure Sorglosigkeit."

„Wir verschwenden die Zeit des Handelns mit den Zurüstungen, und die Gunst des Augenblicks wartet auf unsre Langsamkeit nicht. — Wer einen Krieg recht führen will, der muß den Ereignissen nicht nachgehen, sondern ihnen vorauseilen; und wie ein Feldherr sein Heer führen soll, ebenso sollen auch wohlberathene Menschen die Ereignisse leiten, damit das, was sie wünschen, geschehe und sie nicht gezwungen werden, dem Zufall zu folgen. — Ihr besitzt, ihr Männer Athens, von allen die größte Macht, Kriegsschiffe, Schwerdewaffnete, Reiter, Zufluß an Geld; aber von dem allen habt ihr bis auf den heutigen Tag nichts nach Gebühr benutzt und doch fehlt ihr bei nichts. Wie aber Barbaren den Faustkampf treiben, so ihr den Krieg mit Philippos. Denn dort greift der Getroffene immer nach dem Schlage hin, und wenn diesen der Gegner irgendwo anders hinrichtet, so nehmen seine Hände auch den Weg dorthin; aber sich gegen einen Streich decken und ihn dem Gegner an den Augen absehen, das können und

*) Die Athener setzten ihre Hoffnung lieber auf einen glücklichen Zufall, als auf die eigene That und hatten daher schon früher einmal auf die Nachricht von Philippos Erkrankung die gegen ihn beschlossene Kriegsrüstung wieder eingestellt und den günstigen Zeitpunkt vorbeigelassen. Neubegier und Neuigkeitskrämerei, dem Leichtsinn nahe verwandte Schwächen, waren überhaupt ein Grundzug im Charakter der Athener. „Die Athener aber alle waren gerichtet auf nichts Anderes, denn etwas neues zu sagen oder zu hören." Apostelgesch. 17, 21

wollen ſie nicht. So auch ihr: wenn ihr hört, daß Philippos im Cherſones iſt, ſo beſchließt ihr, Hülfe dorthin zu ſenden; wenn in Pylä,*) dorthin; wenn anderswo, ſo lauft ihr neben ihm her auf und ab und dienet unter ſeinem Befehl, ohne ſelbſt etwas Heilſames über den Krieg zu beſchließen noch etwas zum voraus zu ſehn, bis ihr vernehmt, daß etwas geſchehen iſt oder geſchieht. Dies durfte vielleicht vormals ſtattfinden; jetzt aber, wo alles auf der Spitze ſteht, iſt es nicht mehr zuläſſig. Mir ſcheint es aber, ihr Männer Athens, daß ein Gott aus Schaam für die Stadt über das, was geſchieht, dieſe unruhige Vielthätigkeit dem Philippos eingeflößt habe. Denn wenn er zufrieden mit dem, was er erobert und vorweggenommen hat, Ruhe halten und nichts weiter unternehmen wollte, ſo glaube ich, daß ſich mancher von euch bei dem beruhigen würde, woraus der Vorwurf ſchmachvoller Feigheit und des Schimpflichſten auf uns fallen würde; nun aber, da er immer neues beginnt und immer noch mehrerem ſtrebt, ſo wird er euch vielleicht aus dem Schlummer wecken, wenn ihr nicht gänzlich an euch ſelbſt verzweifelt ſeid. . .“

„Ich für meine Perſon wundre mich, daß keiner von euch, ihr Männer Athens, ſich erinnert und zürnend bedenkt, daß der Anfang des Kriegs darauf hinging, Rache an Philippos zu nehmen, und das Ende jetzt iſt, daß wir zufrieden ſind, wenn uns nichts böſes von ihm widerfährt. Daß er aber hierbei nicht ſtehen bleiben wird, iſt offenbar, wenn ihm nicht jemand entgegentritt.“

„Wenn ihr immer nur Feldherren ohne einheimiſche Truppen, leere Decrete und die Hoffnungen der Rednerbühne ausſendet, ſo geſchieht nichts von dem, was geſchehen ſollte; ſondern die Feinde lachen und die Bundesgenoſſen ſterben vor Furcht über dergleichen Ausſendungen. Denn es iſt nicht möglich; nicht möglich iſt es, daß euch ein Mann alles das leiſten könne, was ihr wünſcht; aber Verheißungen machen, ſchwatzen, dieſen beſchuldigen und jenen, das iſt möglich; dadurch aber geht die Sache verloren. Denn wenn der Feldherr an der Spitze elender, ſoldloſer Fremdlinge ſteht, hier aber Leute ſind, die euch über das, was er dort verrichtet, belügen, und ihr auf dieſe Berichte hin, wie es ſich eben trifft, Beſchlüſſe faßt, was muß man da erwarten? — Jetzt ſind die Sachen ſchändlicher Weiſe ſoweit gekommen, daß jeder eurer Feldherren zwei bis drei Mal bei euch auf Leben und Tod vor Gericht geſtellt wird, gegen den Feind aber keiner auch nur einmal auf Leben und Tod zu kämpfen wagt, ſondern den Tod der Menſchenräuber und Kleiderdiebe dem Tode aus Pflicht vorzieht; denn der Verbrecher ſoll noch Urthel und Recht ſterben, der Feldherr aber im Kampfe mit dem Feinde. — Von euch aber gehen hier etliche umher, die erzählen, Philippos betreibe mit den Lakedämoniern die Auflöſung der Thebäer und die Vernichtung der Verfaſſungen; andere, er habe Geſandte an den König der Perſer geſchickt; ein Dritter, er befeſtige Städte in Illyrien, und alle ziehen wir, jeder mit ſeinem Märchen umher. Nun glaube ich zwar, bei Gott, ihr Männer Athens, daß ihn die Größe deſſen, was er vollbracht hat, trunken macht, und daß er viele dergleichen Träume im Sinne hegt, wenn er nirgends Widerſtand findet; nicht aber, daß er ſeine Pläne ſo entwerfe, daß die unverſtändigſten Menſchen unter uns — denn niemand iſt unverſtändiger, als dieſe Renigkeitskrämer — wiſſen ſollten, was er zu thun willens iſt. Wenn wir aber dieſes bei Seite ſetzen, und uns an das halten, was wir wiſſen: daß er unſer Feind iſt, daß er uns unſer Eigenthum raubt, daß er ſeit langer Zeit frevelt, daß aller Beiſtand, auf den wir für uns hoffen, gegen uns gerichtet iſt, daß wir künftig nur auf uns rechnen können, und wenn jetzt nicht dort mit ihm Krieg führen wollen, wir vielleicht genöthigt ſein werden, dies hier zu thun; wenn wir alſo dieſes wiſſen, ſo werden wir auch einſehen, was die Umſtände erfordern, und unnützer Worte überhoben ſein. Denn nicht, was einſt ſein wird, müſſen wir erforſchen, ſondern feſt überzeugt ſein, daß es ſchlecht ſteht, wenn ihr eure Sache unbeachtet laßt und, was die Umſtände fordern, nicht thun wollt.“

Ob und welchen Erfolg dieſe Rede des Demoſthenes gehabt hat, iſt nicht bekannt. Jedenfalls, auch wenn ſie einen Volksbeſchluß der Art, wie ihn der Redner beantragt hatte, zu Stande brachte, iſt die Ausführung, wie dies damals ſo oft geſchah, hinter dem anfänglichen Willen zurückgeblieben, und nichts geſchehen, was die Geſchichtſchreiber der Aufzeichnung werth gehalten hätten. Wer die Beſtimmung hat, unter den Menſchen nur durch die Macht des Wortes zu wirken, der muß auf langſam reifende Erfolge gefaßt ſein; zumal, wenn er ſich, wie Demoſthenes, nicht blos ein äußerliches Geſchehen, ſondern die ſittliche Umwandelung und innere Wiedergeburt der Handelnden zum Ziele ſetzt. Und ſo war es auf lange Zeiten hin das tragiſche Geſchick auch dieſes gewaltigſten Redners, gleich der Caſſandra, mit Seherblicken den Abgrund zu erkennen, der ſich vor ſeinem Vaterlande öffnete, ohne für ſeine Warnerſtimme glaubende Gemüther zu finden.

4. Bemühungen des Demoſthenes zur Rettung der Stadt Olynthos.

Nicht lange litt es den Philippos in jener, wenn auch nur ſcheinbaren Unthätigkeit, durch welche er ſeinen Angriff auf die Thermopylen bei den Hellenen in Vergeſſenheit zu bringen befliſſen war. Wie ein geſchickter Schachſpieler ſchob er ſeine Macht, auf dem einen Punkte zurückgedrängt, nach einer anderen, minder beachteten Seite hin um ſo unaufhaltſamer vor. Es galt der Herrſchaft über die chalkidiſche Halbinſel, die wie ein natürliches Bollwerk in dreifacher Gliederung vom makedoniſchen Feſtlande ſich in das ägeiſche Meer hinausſtreckt. Dort lag Olynthos, eine korinthiſche Pflanzſtadt von ſo anſehnlicher Macht, daß ſie noch unter Amyntas, Philipps Vater, einen Theil Makedoniens an ſich reißen und ſogar mit Lakedämon mehrere Jahre lang den Kampf aufnehmen konnte. Philipp hatte bisher mit dieſer mächtigen Nachbarin durch freigebige Schenkungen und Bundesgenoſſenſchaft ſich in gutem Einvernehmen gehalten. Jetzt aber, nachdem Amphipolis, Pydna, Methone und andere wichtige Küſtenpunkte bereits in ſeinen Händen waren, ſchien ihm auch Olynth zum Falle reif. Unvermuthet drang er über das

*) Thermopylä.

Grenzgebirge in die chalkidiſche Halbinſel eia, eroberte die mit den Olynthiern verbündeten Städte und rückte dann vor ihre Mauern ſelbſt, mit der Erklärung: entweder müßten ſie aus Olynth oder er aus Makedonien weichen.

Olynthiſche Geſandte erſchienen in Athen mit der Bitte um Beiſtand. Die makedoniſche Partei; (denn für eine ſolche hatten die Umtriebe und Beſtechungen des Königs auch hier geſorgt,) widerrieth eine Bundesgenoſſenſchaft, durch welche aan einen den Athenern wohlwollenden Fürſten ſich zam Feinde mache. Mit ihr ging die große Menge derer, welche aus Selbſtſucht und Gemächlichkeit oder aus Mißtrauen gegen die Leiſtungsfähigkeit des damaligen Staates und Volkes unter allen Umſtänden und um jeden Preis den Frieden erhalten wiſſen wollten, Hand in Hand; und Demades, ein Mann, deſſen unerſättliche Hab- und Genußſucht ſein bedeutendes Talent in den Dienſt des Makedoniers verkauft hatte, lieh ihrem Antrage ſeine beredte Zunge. Demoſthenes dagegen begrüßte dieſe den Athenern dargebotene Gelegenheit, endlich einmal aus der bisherigen Haldheit eines zwiſchen Krieg und Frieden ſchwankeaden Verhältniſſes zum offnen Kampfe gegen Philippos herauszutreten, als „eine Gunſt und Wohlthat der Götter“. Er hielt in dieſer Angelegenheit drei noch vorhandene Reden. In der erſten wies er nach, daß man den Olynthiern helfen müſſe und wie man dies könne. Der friſche, muthige Geiſt der Freudigkeit und der Hoffnang, welcher dieſe Rede durchweht, mußte aothwendig auch die Hörer ergreifen. Das Volk beſchloß, die erdetene Hülfe zu ſchicken. Allein die Ausrüſtung gerieth bald wieder in's Stocken, da die makedoniſch Geſinnten nicht aufhörten, dem Fortgange der Sache entgegenzuwirken und durch übertriebene Schilderungen der Macht des Philippos die Gemüther zu beunruhigen und einzuſchüchtern. Dieſen Bemühuagen trat Demoſthenes in ſeiner zweiten olynthiſchen Rede entgegen. Alle Saiten des Gemüthes waßte er mit meiſterhafter Kenntniß des menſchlichen Herzens zu berühren; keine Art der Gründe, kein wirkſames Gefühl war außer Acht gelaſſen, um die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs zu beleben und den Entſchluß zu beſtärken, durch eigene Anſtrengung der Gunſt der Umſtände entgegea zu kommen. Was aber vor allem in dieſer Rede uns die ſittliche Größe des Demoſthenes zeigt, iſt dies, daß er für ſeinen Zweck nicht nach der Weiſe gemeiner Klugheit nur die äußeren Mittel in's Auge faßt, die atheniſche und makedoniſche Macht, die fördernden und hemmenden Umſtände gegen einander abwägt und auf dieſem Wege, ſo zu ſagen, eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu Stande bringt, ſondern an das, was das religiöſe Gemüth als das Höchſte und Unwandelbare kennt, knüpft er ſeine Hoffnung und Zuverſicht: an die ewigen Geſetze der göttlichen Weltordnung, welche nur dem Guten Beſtand verleiht, aber jeder lügneriſchen Größe, die auf unſittlichem Boden ſich auferbaut, endlich einen jähen Untergang bereitet.

„Auch ich, ihr Männer Athens,“ ſo ſpricht er, „würde den Philippos für furchtbar und bewunderungswürdig halten, hätt' ich ihn durch gerechte Thaten emporſteigen ſehn. Nun finde ich aber bei genauer Ueberlegung, daß niemand mit ihm zu thun gehabt, den er nicht getäuſcht hätte; und nur dadurch, daß er immer den Unverſtand und die gutmüthige Einfalt derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm, iſt er ſo emporgewachſen. So wie er nun durch dieſe Künſte groß geworden iſt, ſo lange jeder glaubte, er werde etwas ihm Vortheilhaftes thun, ſo muß er hiawiederum durch eben dieſe Mittel voa ſeiner Höhe herabgezogen werden, weil er überwieſen iſt, alles um ſein ſelbſt willen zu than. — Sollte aber mancher unter euch glauben, daß Philippos dadurch, daß er die feſten Plätze, die Häfen und ähnliche Vortheile vorweggenommen, ſich mit Gewalt in ſeiner jetzigen Lage behaupten werde, ſo urtheilt er nicht recht. Wenn eine Sache durch gegenſeitiges Wohlwollea befeſtigt wird, und alle Theilnehmer eines Krieges gleiche Vortheile erwarten, ſo wird jeder gern die Mühe mit übernehmen, die Unfälle ertragen und ausdauern. Wena aber einer, wie hier der Fall iſt, durch Habſacht und ſchlimme Künſte mächtig geworden iſt, ſo reicht der erſte beſte Vorwand und ein geringer Anſtoß hin, alles umzuſtürzen und aufzulöſen. Denn anmöglich, ja unmöglich iſt es, ihr Männer Athens, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner eine dauerhafte Macht beſitze. Eine ſolche Macht hält für einmal und auf kurze Zeit wieder; ſie blüht, weaa es glückt, in Hoffnung auf, aber, von der Zeit belauert, fällt ſie von ſelbſt zuſammen. Dena wie bei einem Haafe, einem Schiffe und andern ähnlichen Dingen das Unterſte auch das Stärkſte ſein muß, ſo ſoll auch bei Handlungen der Anfang und die Grundlage wahr und gerecht ſein. Dies aber iſt jetzt bei dem, was Philippos gethan hat, nicht zu finden.“

Die dritte Rede, mit welcher Demoſthenes in derſelben Angelegenheit auftrat, überbot noch an Kraft and Lebendigkeit die beiden früheren. Die Mattherzigkeit, mit welcher auch jetzt noch die Kriegsrüſtungen betrieben wurden, hatte ſeine Gedald ermüdet; die hoffende Freudigkeit, die ihn beim Beginne dieſer Unternehmung beſeelt hatte, war vor der Schwermuth zurückgetreten, mit welcher ihn die neue Beſtätigung der ſittlichen Erſchlaffuag ſeines Volkes erfüllte. Die edle Entrüſtung ſeines patriotiſchen Herzens riß ihn zu anerhörter Kühnheit fort. Wie er in der vorigen Rede den Philippos einen Nichtswürdigen genannt, den ſein böſer Dämon dem Verderben entgegenführe, ſo hielt er jetzt mit noch ſchonungsloſerem Freimuth ſeinen Mitbürgern das Bild der eigenen Entartung vor. Auf die Wahrheit geſtützt, daß der perſönliche Genaß vor der Sorge für die Wohlfahrt des Vaterlandes zurückſtehen müſſe, ſprach er unumwunden aus, was er früherhin nur behutſam anzudeuten gewagt hatte: man müſſe die Geſetze über die bisher übliche Austheilung der Theatergelder aufheben, um die nöthigen Mittel für den Krieg zu beſchaffen. Es verhielt ſich damit folgendermaaßen. Schon ſeit den Zeiten des Perikles war jährlich eine urſprünglich für das Kriegsweſen beſtimmte Summe von tauſend Talenten zu Theatergeldern verwendet worden. Jeder Bürger erhielt davon zwei Obolen, einen, um ſeinen Platz im Theater zu bezahlen, den andern, um ihn für den durch den Beſuch des Schauſpiels verurſachten Zeitverluſt ſchadlos zu halten. Dieſe verſchwenderiſchen Geldſpenden auf Koſten des Staatsſchatzes waren der genußſüchtigen Menge ſo lieb und unentbehrlich geworden, daß man noch neuerdings auf Antrag des Demagogen Eubulos ein Geſetz erlaſſen hatte, welches verbot, aus den Theatergeldern

Digitized by Google

jemals wieder Kriegsgelder zu machen, und jeden mit der Todesstrafe bedrohete, welcher förmlich darauf antragen würde. Dessenungeachtet erklärte sich Demosthenes in kühner Selbstvergessenheit gegen diesen schmachvollen Mißbrauch und wies dagegen auf die hochherzige Denkart der Vorfahren hin, welche das Wohl des Staates jedem Genusse vorzogen. Die großartige Einfalt und eindringliche Kraft dieses vergleichenden Sittengemäldes einer großen Vergangenheit und entarteten Gegenwart hat schon im Alterthume die lebhafteste Bewunderung gefunden und noch jetzt „tönt die schöne und edle Klage des Redners über die Kunst versunkener Jahrhunderte vernehmlich und rührend herüber.“*)

„Nicht habe ich dies alles so leichthin ausgesprochen, um mich einigen von euch verhaßt zu machen; denn so unverständig und wahnwitzig bin ich nicht, daß ich mir ohne Hoffnung eines Nutzens den Haß der Menschen zuziehen sollte; aber ich halt' es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Heil des Staates dem Beifall der Zuhörer vorzuziehn. Und so habe ich und vielleicht auch ihr gehört, daß diejenigen, die vor unsern Vorfahren sprachen, sie, deren Ruhm alle, die hier auftreten, preisen, ohne ihnen sonderlich nachzueifern, den Staat in diesem Sinne und nach dieser Weise verwalteten, ein Aristeides, ein Nikias, jener, mit dem ich gleichen Namen führe,**) und Perikles. Seitdem aber Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: „Was soll ich in Vorschlag bringen? womit kann ich euch einen Gefallen erzeigen?“ seitdem wird dem Genusse des Augenblicks das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg ist, daß bei jenen alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Erwäget, ihr Männer Athens, was sich hier zusammenfassen läßt, den Zustand zur Zeit der Vorfahren und den zu eurer Zeit. Bei einer bekannten Sache werden wenige Worte hinreichend sein; denn nicht bedarf es fremder Muster, sondern durch einheimische Beispiele, ihr Männer Athens, könnt ihr glücklich werden.“

„Jene also, denen ihre Redner nicht nach Gefallen sprachen und keine solche Liebe bewiesen, wie diese euch jetzt, herrschten fünf und vierzig Jahre***) hindurch ohne Widerspruch über die Hellenen und brachten mehr als zehntausend Talente in die Akropolis, und der König jenes Landes gehorchte ihnen, wie es Barbaren geziemt. Sie errichteten viele ruhmvolle Trophäen in Kriegen zu Land und zu Wasser, die sie nicht durch Söldner, sondern selber führten, und hinterließen unter allen Menschen allein einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu andern Hellenen. Sehet nun auch, wie sie sich in der Stadt selbst benahmen sowohl im öffentlichen als im häuslichen Leben. Als Bürger des Gemeinwesens versahen sie die Stadt mit Gebäuden und dem Schmuck so zahlreicher Tempel und solcher Weihgaben in ihnen, daß keinem ihrer Nachkommen eine Hoffnung, sie zu übertreffen, blieb. Als Privotleute aber waren sie so mäßig und dem Charakter der Verfassung so treu, daß, wer von euch die Wohnungen eines Aristeides, eines Miltiades und anderer damals ausgezeichneter Männer nach ihrer Beschaffenheit kennt, wohl sieht, daß sie vor der Wohnung ihrer Nachbarn keinen Vorzug hatten. Denn nicht zu eigenem Vortheil verwalteten sie den Staat, sondern jeder glaubte, das Gemeinsame stärken und heben zu müssen. Indem sie also in der Sache der Hellenen Redlichkeit, in dem Dienste der Götter Frömmigkeit, in den gegenseitigen Verhältnissen Gleichheit beobachteten, erwarben sie sich mit allem Rechte ein ausgezeichnetes Glück. Auf solche Weise also stand damals ihre Sache, als sie jenen Führern folgten; und wie steht sie euch jetzt durch die guten Leute der jetzigen Zeit? Etwa auf gleiche Weise oder doch fast gleich? Von andern Dingen schweige ich hier, so viel ich auch zu sagen hätte; aber ihr seht, welche Einsamkeit uns umgiebt, da die Macht der Lakedämonier seit der Schlacht bei Leuktra zu Grunde gerichtet ist, die Thebäer durch den Krieg mit den Phokiern hinlänglich beschäftigt sind, und von den übrigen Staaten keiner bedeutend genug ist, um euch den Vorrang streitig zu machen, so daß wir also das unsrige in Sicherheit besitzen und über die Gerechtsame der andern entscheiden könnten. Statt dessen aber sehen wir uns des eigenen Landes beraubt; mehr als funfzehnhundert Talente sind zwecklos verschwendet, die Bundesgenossen, die wir im Kriege erworben hatten, haben uns jene dort verloren gehen lassen, den gefährlichsten Feind aber haben wir selbst gegen uns eingeübt. Oder es trete jemand auf und sage mir, wodurch anders Philippos stark geworden als durch uns selbst.“

„„Aber, Freund, (sagt etwa jemand,) wenn die äußeren Zustände schlecht sind, so ist dagegen der Zustand in der Stadt jetzt besser!““ — Und was kann man dafür sagen? Die Mauerzinnen, die wir übertünchen, die Straßen, die wir ausbessern, die Brunnen und solches Geschwätz? Schauet dagegen auf die Verwalter des Staates. Einige von ihnen sind aus Bettlern reiche Leute geworden; einige, die namenlos waren, stehen in Ehren; andere haben ihre Wohnhäuser prunkender als die öffentlichen Gebäude ausgestattet. Denn in dem Maaße, wie der Staat gesunken ist, ist ihr Wohlstand gewachsen.“

„Was ist nun an diesem allen schuld? und warum stand damals alles so schön und jetzt nicht mehr? Erstlich, weil das Volk, welches den Muth hatte, seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des Staates Herr war und alle Belohnungen in seiner Gewalt hatte, und jeder andere zufrieden war, ein Ehrenzeichen, ein Amt und irgend ein Gut aus den Händen des Volkes zu erhalten; jetzt hingegen alle Vortheile in den Händen der Staatsverwalter sind und alles durch diese gethan wird; ihr aber, das Volk ohne Nerv, der Güter und Bundesgenossen beraubt, in die Stellung eines Dieners, gleichsam als Zugabe des Ganzen, getreten, seid zufrieden, wenn euch jene an den Theatergeldern Theil nehmen lassen oder euch armselige Rinder*) austheilen; und was von allem das Schmählichste ist, ihr glaubt euch ihnen verpflichtet für euer eigenes Gut. Sie aber halten euch in

*) Jakobs Staatsreden des Demosthenes. 2. Ausg. 1833. S. 174.

**) Der Feldherr Demosthenes während des peloponnesischen Krieges, s. S. 111 ff, 125 ff.

***) Nemlich von der Zeit an, da die Hellenen, des Uebermuthes der Lakedämonier unter Pausanias müde, sich der Leitung der Athener anvertrauten, bis zu dem Anfange des peloponnesischen Krieges.

*) Bei den gewöhnlichen Fleischaustheilungen.

der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch hierzu und machen euch für ihre Hand kirr und zahm. Nie aber kann der große Gesinnungen hegen, welcher kleine und schlechte Dinge treibt; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so müssen auch ihre Gesinnungen sein."

Der nächste Erfolg dieser Rede übertraf vielleicht jede Erwartung. Athen entriß sich seiner Schlaffheit, trat in Bundesgenossenschaft mit den Olynthiern und schickte ihnen in drei Zügen eine Hülfsmacht von funfzig Galeeren, zehntausend Söldnern und viertausend Schwerbewaffneten aus der Bürgerschaft; denn auch darin scheint man dem dringenden Rathe des Demosthenes endlich gefolgt zu sein, daß man den Krieg nicht mehr blos durch fremde Söldlinge wollte ausfechten lassen. Allein Demosthenes hätte auch die Führer mit seinem Geiste müssen beseelen können, um einen Erfolg zu sichern, der jenem Kraftaufwande entsprochen hätte. Chares, welcher den ersten Zug befehligte, ein geistloser Wüstling, begnügte sich mit einem kleinen Siege über einen vereinzelten Heerhaufen der Makedonier und kehrte dann nach Athen zurück, um auf dem Marktplatze den Bürgern ein Festessen zu geben, Dankopfer zu verrichten und dafür vom Volke eine goldene Krone in Empfang zu nehmen. Charidemos, der Führer des zweiten Zugs, mehr zu einem Freibeuter als zum Feldherrn geeignet, machte einige Streifzüge und überließ sich und seine Kriegsvölker den gewohnten Ausschweifungen in einem Maaße, daß die Olynthier von solchen Helfern fast mehr zu leiden hatten als von den Feinden. Der dritte Zug aber langte zu spät an. Gleichwohl vertheidigten sich die Olynthier mit äußerster Hartnäckigkeit. Ihre schöne Stadt war fest und wohlgerüstet und mit tapfern Streitern angefüllt. Philippos, bei jedem Sturme zurückgeschlagen, verlor täglich mehr Mannschaft. Aber sein Gold fand Eingang, wo seine Waffen nicht hindringen konnten. Zwei Vorsteher der Olynthier, Euthykrates und Lasthenes, lieferten ihm fünfhundert Reiter ohne Schwertstreich in die Hände und öffneten ihm endlich sogar die Thore. Die unglückliche Stadt wurde der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Zwei Brüder des Philippos, welche seit mehreren Jahren dort Zuflucht und Sicherheit gefunden und ihm dadurch einen Vorwand zur Kriegserklärung gegeben hatten, ließ er dem Tode überliefern. Was das Schwert verschont hatte, wurde heerdenweise, mit Ketten belastet, auf den Landstraßen fortgetrieben und in die Sklaverei verkauft (347 v. Chr.).

Wie zum Hohne für ganz Griechenland feierte Philippos die Eroberung dieser hellenischen Stadt mit prächtigen Dankopfern und Siegesfesten und gewann sich dabei durch glänzende Freigebigkeit neue Freunde und Verräther. Vor allen wurden diejenigen, welche sich im Kampfe ausgezeichnet hatten, reichlich beschenkt, wozu ihm die Menge der zusammengeschleppten Beute und der Erlös aus dem Verkauf der Gefangenen mehr als hinreichende Mittel bot. Aber auch Euthykrates und Lasthenes empfingen den verdienten Lohn ihrer Schändlichkeit. Belastet von den Verwünschungen ihrer Mitbürger, traf sie nun auch die Verachtung derer, denen ihre Verrätherei nützlich gewesen war. Sie traten vor den König mit der Klage, daß sie von seinen Soldaten Schurken und Verräther genannt würden. „Laßt euch das nicht anfechten," sprach er, „die Makedonier sind rohe und ungeschliffne Leute, die jedes Ding bei seinem Namen nennen." Er überließ sie den Mißhandlungen der Kriegsleute, unter deren Händen sie starben.

5. Philippos schließt mit Athen einen trügerischen Frieden und wird Amphiktyone.

Die Nachricht von dem Falle Olynths verbreitete in Athen die größte Bestürzung. Eines so harten Schlages schien es bedurft zu haben, um den Funken der schlummernden Thatkraft hervorzurufen. Alles athmete Zorn und Kampfbegier. Ueber die Verräther von Olynth wurde feierlich der Fluch gesprochen und die Menge der Flüchtlinge dieser unglücklichen Stadt ohne Rücksicht auf die drohende Rache des Makedoniers freundlich aufgenommen und verpflegt. Athenische Gesandte eilten von Stadt zu Stadt, um ganz Hellas gegen den gemeinsamen Feind aufzurufen und einen Reichstag in Athen anzusagen, in welchem man über den Krieg sich berathen wolle. Allein diese Versuche schlugen fehl. Auch in Athen erlosch das Feuer der Kriegslust bald unter der Erwägung der gegenwärtigen Erschöpfung. Mit Vergnügen nahm man daher die unverhoffte Nachricht auf, daß Philipp zu Unterhandlungen geneigt sei; und selbst Demosthenes, welcher wohl einsah, daß unter diesen Umständen an einen wirksamen Widerstand nicht zu denken sei, suchte den Abschluß eines Friedensvertrages möglichst zu fördern. Ein solcher kam auch, wiewohl unter sehr ungünstigen Bedingungen, zu Stande.

Aber dem hinterlistigen Könige war es auch diesmal mit seinen Freundschaftsversicherungen nicht Ernst gewesen. Er wollte nur Zeit und Raum für seine nächsten Plane gewinnen, an deren Ausführung der fortgesetzte Krieg mit den Athenern ihn behindert hätte. Während diese mit leichtsinniger Eilfertigkeit den Frieden ihrerseits beschworen und sofort alle Rüstungen einstellten, rückte Philippos gegen ihren Verbündeten, den thrakischen König Kersobleptes, in's Feld und bemächtigte sich einiger festen Plätze am Hellespont, wodurch er den Athenern empfindlichen Schaden zufügte. — Demosthenes hatte seine Absicht errathen und daher verlangt, daß eine Gesandtschaft dem Könige auf dem Fuße nachreisen und ihm den Eid auf den von den Athenern bereits beschworenen Vertrag abnehmen solle. Es hätte auf dem Seewege nur drei bis vier Tage bedurft, um nach dem Hellespont zu gelangen. Aber die Gesandtschaft schlug den Landweg ein, kam nach drei und zwanzig gemächlichen Tagereisen nach Pella und wartete dort abermals sieben und zwanzig Tage, bis der König, nachdem er seinen Kriegszug in Thrakien nach Wunsch beendet hatte, in seiner Hauptstadt eintraf. An dem zur Verhandlung festgesetzten Tage ließ er auf sich warten. Der König liege noch zu Bett, hieß es, und als die Gesandten darüber murreten, gab ihnen sein Feldherr Parmenion die höhnisch stolze Antwort: „Wundert euch nicht, daß Philipp schläft, während ihr wacht. Er hat gewacht, während ihr schliefet!" Endlich erschien er. Er bezeigte sich wohlwollend und leutselig, gab aber in Betreff dessen, worauf es den Athenern ankam, nur ausweichende Antwort. Auch entließ er sie nicht gleich den

übrigen hellenischen Botschaftern, welche sich bei ihm eingefunden hatten, sondern nahm sie mit sich nach Thessalien, und erst, nachdem er alles zum Einmarsch in Phokis in Bereitschaft gesetzt hatte, beschwor er den Frieden — nicht an heiliger Stätte, sondern, als entbände ihn der ungeheiligte Ort von der Heilighaltung des Eides, in einer Herberge zu Pherä. Uebrigens schloß er die mit den Athenern verbündeten Phokier von dem Frieden aus, angeblich, um seinen den Thessaliern und Thebäern geleisteten Eid nicht zu verletzen. So entließ er die Gesandten mit verheißenden Worten, welche alles hoffen ließen, und mit einem Schreiben, in welchem er sich zu nichts verpflichtete.

Während sie auf dem Heimwege begriffen waren, rückte er auf Thermopylä los. Athen gerieth in Unruhe. Man wollte Truppen nach dem bedroheten Punkte senden. Aber die Redner Aeschines und Philokrates, welche Philippos wohl bei Gelegenheit jener „Truggesandtschaft“ in sein Goldnetz gezogen hatte, suchten das erwachende Mißtrauen zu beschwichtigen. Sie verbürgten sich für die wohlwollende Gesinnung des Königs: nicht den Phokiern gelte seine Herrschaft, sondern der Demüthigung der Thebäer; er werde Boiotien von Thebens Herrschaft losmachen, das zerstörte Thespiä und Platää wieder herstellen, den Athenern ihre Grenzstadt Oropos zurückgeben und zum Ersatz für Amphipolis die Insel Euboia überlassen. Demosthenes erklärte es für Aberwitz, solchen Lockungen zu trauen; aber das bethörte Volk schenkte abermals sein Vertrauen den Aussagen derer, die seinen Wünschen und Hoffnungen schmeichelten. Es sagte sich von den Phokiern los, und wenige Tage darnach war Philipp durch die Thermopylen in Hellas eingedrungen. Sein plötzliches Erscheinen lähmte allen Widerstand. Der König gewährte dem Phalâkos mit seinen achttausend Söldnern freien Abzug in den Peloponnes; das von Vertheidigern entblößte Phokis ergab sich in die Willkür des Makedoniers. Ohne Schwertstreich, ohne Verlust eines einzigen Mannes hatte Philippos den heiligen Krieg, welchen zehnjährige Anstrengungen nicht hatten dämpfen können, beendigt (346 vor Chr.).

Ueber das Schicksal von Phokis zu entscheiden, überließ er mit erheuchelter Mäßigung dem Spruche des Amphiktyonengerichts, welches übrigens unter dem Einflusse der Thessalier und Thebäer ganz im Sinne und nach den Wünschen des Makedoniers handelte. Die Urheber des Tempelraubes wurden feierlich dem öffentlichen Fluche übergeben und geächtet, die phokischen Städte niedergerissen, die Einwohner in kleine, zerstreute Dörfer vertheilt, ihre Waffen vernichtet, ihre Rosse hinweggeführt. Von dem Ertrage des Landes, das man ihnen zur Bebauung überließ, sollten sie jährlich sechzig Talente an den delphischen Schatz abtragen, bis die entwendeten Summen, auf mehr als zehntausend Talente geschätzt, ersetzt wären. Sitz und Stimme im Amphiktyonengericht wurde ihnen für immer genommen und an ihrer Statt dem Könige von Makedonien ertheilt, dem man zugleich mit den Boiotiern und Thessaliern den Vorsitz bei den pythischen Spielen zuerkannte. Damit war dem makedonischen Könige ein entschiedener Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Griechenlands förmlich und gesetzlich eingeräumt. Als Amphiktyone konnte er nicht mehr für einen Fremdling und Barbaren gelten, sondern für ein ebenbürtiges und gleichberechtigtes Mitglied im Rathe der Hellenen.

Athen zeigte unverhohlen seinen Groll. Als des Philippos und Thessaliens Gesandte eintrafen, das Geschehene zu melden, und von den Athenern die Erklärung verlangten, „daß Philippos Amphiktyone sei,“ verweigerte das Volk diesen Akt seiner Zustimmung und Anerkennung. Aeschines, der mit Eifer die Bewilligung des Geforderten anrieth, wurde von der erbitterten Volksversammlung zum Abtreten genöthigt. Gleichwohl trat auch Demosthenes, der unversöhnliche Feind des Makedoniers, diesmal als Fürsprecher des Friedens auf und zeigte damit, daß sein gerechter Haß ihm doch niemals die ruhige Umsicht und klare Besonnenheit raube, und daß ihm das Wohl des Vaterlandes mehr gelte als der persönliche Ruhm einer starren Folgerichtigkeit seiner Handlungsweise. Zwischen der sklavischen Hingebung an den glücklichen Gegner, welcher Aeschines das Wort geredet hatte, und der tollkühnen Raserei der Kriegspartei zeigte er die einzig richtige Mitte, welche ebensosehr der Klugheit als der Würde gemäß war. Man müsse, sagte er, der Macht der Umstände nachgeben, ohne darum das Geschehene gut zu heißen; man solle nicht einen Krieg anfangen um jenen „Schatten in Delphoi,“ wie er die amphiktyonischen Gerechtsame des Königes nannte, einen Krieg, in welchem man alle Hellenen gegen sich und keinen für sich haben würde. „Hüthen wir uns, den versammelten Staaten, welche sich jetzt Amphiktyonen nennen, zu einem gemeinschaftlichen Kriege gegen uns den Vorwand zu geben. Denn wenn die Argeier, die Messenier, die Megalopoliter und andere jenen gleichgesinnte peloponnesische Staaten wegen unsres friedlichen Verhältnisses zu Sparta gegen uns Feindschaft hegen; wenn die Thebäer ihren ehemaligen Haß noch dadurch vermehrt fühlen, daß wir ihren Vertriebenen Schutz gewähren, die Thessalier, weil wir die vertriebenen Phokier retten, Philippos endlich, weil wir ihn am Amphiktyonenbunde theilzunehmen hindern: so fürchte ich, daß sie alle, jeder aus einem ihm eignen Grunde, ihrem Zorne Gehör geben, die Beschlüsse der Amphiktyonen zum Vorwande nehmen und einen gemeinsamen Krieg gegen uns erheben werden. — Sollen wir uns aber durch diese Furcht bewegen lassen, alles, was uns geboten wird, zu thun? Keineswegs. Vielmehr werden wir zeigen, daß wir den Krieg vermeiden, ohne unsrer Würde entgegen zu handeln, und jedermann wird erkennen, daß wir vernünftig urtheilen und gerecht reden.“

Athen handelte in diesem Sinne. Es enthielt sich in Hinsicht des Antrags des Philippos eines bejahenden Beschlusses und schickte diesmal weder Abgeordnete zur Amphiktyonen-Versammlung noch Vertreter der Stadt zu den pythischen Spielen; aber es hielt den mit Philippos geschlossenen Frieden.

6. Demosthenes bringt gegen Philippos zwei glückliche Feldzüge zu Stande.

Die Ungunst der öffentlichen Ereignisse, welche fast alle bisherigen Anstrengungen des Demosthenes als vergeblich erscheinen ließ, war doch nicht vermögend, seine starke Seele zu entmuthigen und ihn zu bestimmen, den Kampf gegen Philippos, den er gleichsam zum Losungsworte seines Lebens erwählt hatte, aufzugeben. Auch seinen Mitbürgern muthete er um so mehr, je übler ihre Sache stand, eine solche Gesinnung zu: nichts aufzugeben, so lange nicht alles verloren sei. „Denn so lange," sagte er, „ein Fahrzeug, gleichviel wie groß oder wie klein, noch über dem Wasser ist, so ist es die Pflicht des Steuermannes und aller, die darauf sind, zu arbeiten und Acht zu haben und dafür zu sorgen, daß es niemand weder gestissentlich noch unabsichtlich umstürze. Wenn es aber einmal von den Fluthen verschlungen ist, so ist aller Eifer umsonst."

In der Stimmung des Volkes war ein Wechsel eingetreten, welcher seinen Bemühungen fortan günstigere Erfolge versprach. Viele, welche bisher noch an die Redlichkeit des Makedoniers oder an die Gefahrlosigkeit seiner Unternehmungen geglaubt hatten, fanden sich durch seine jüngsten Schritte enttäuscht. Was Demosthenes über die Pläne dieses Königs und den Gang der Dinge vorausgesagt hatte, war eingetroffen oder schritt zusehends seiner Erfüllung entgegen; während anderseits alle schmeichelhaften Hoffnungen, welche Philokrates, Aeschines und andere Führer der makedonisch Gesinnten dem Volke in Betreff der wohlwollenden Absichten Philippos erweckt hatten, in nichts zerrannen. Mit dieser Erkenntniß gewann die Geneigtheit in den Gemüthern Raum, das Verfehlte, so weit es möglich, wieder gut zu machen. In dem Maaße, als die Anhänger des Königs in der Gunst des Volkes sanken, stieg das Ansehen und der Einfluß des Demosthenes und seiner Freunde. Durch das öffentliche Vertrauen gestärkt, ging sein Bestreben vor allem dahin, die Stadt von Verräthern zu reinigen und dem Feinde dadurch gleichsam diejenigen Posten wieder zu entreißen, die er bereits innerhalb der Stadt selber innehatte. Zunächst wurde Philokrates durch den Redner Hyperides, einen Freund und Kampfgenossen des Demosthenes, vor dem Volke der Verrätherei angeklagt, und da er unterdessen, in Voraussicht seiner Verurtheilung, flüchtig geworden war, zum Tode verdammt. Gegen Aeschines, den gefährlichsten seiner Gegner, erhob Demosthenes selber die Anklage, und auch er entging dem verdienten Schicksale nur durch eine Mehrzahl von wenigen Stimmen, welche seine Lossprechung durchsetzten. Auch durch Gesetzverbesserungen und Beseitigung nachtheiliger Mißbräuche suchte er in die Staatsverwaltung gesunderes Leben und kräftigere Haltung zu bringen. Als Vorsteher des Seewesens bewirkte er trotz dem Widerstreben der reicheren Bürger eine neue Anordnung in Betreff der Trierarchie*) und heilte damit ein Grundübel des Staates, welches bis dahin alle kriegerischen Unternehmungen gelähmt hatte.

Während dieser reformirenden Bestrebungen nach innen, verlor Demosthenes keineswegs die auswärtigen Verhältnisse aus dem Auge. Wie von einer Warte herab hüthete er alle Schritte des Philippos und entfaltete mit geschickter Hand das ganze Gewebe seiner Anschläge. Daß ein Mann, „der, in dem kleinen unbekannten Pella geboren, doch hochsinnig genug war, nach der Herrschaft über die Hellenen zu streben, der um des Herrschens und Gebietens willen sich ein Auge zerstören, sein Brustbein zerschellen, seine Hand und seinen Schenkel verstümmeln ließ und bereit war, jedes Glied des Körpers, welches das Schicksal forderte, preiszugeben, um nur mit den übrigen glorreich und ruhmbedeckt zu leben," daß ein solcher weit entfernt sei, mit dem bisher Erlangten sich zu begnügen, sondern, wenn man ihn nicht hindere, immer weiter greifen werde, legte er dem Volke, den freundlichen Zusicherungen des Königs gegenüber, mit überzeugender Klarheit dar. „Und alle seine Pläne," sagte er, „sind gegen diese Stadt gerichtet. Dazu ist er gewissermaaßen genöthigt. Bedenket es selbst. Er will herrschen, und hierbei findet er keinen Gegner auf seinem Wege als euch. — Und fürwahr, nicht gleiche Gefahr bedrohet die andern und euch. Denn nicht blos unterwerfen will er die Stadt, sondern sie gänzlich ausrotten. Denn er weiß nur allzugut, daß ihr seine Sklaven nicht sein wollt, noch, wenn ihr es wolltet, es zu sein verständet: denn ihr seid zu herrschen gewohnt."

Philippos Verhalten ließ es diesen Warnungen auch ferner nicht an Bestätigung fehlen. Nach seinem Abzuge aus Phokis hielt er den Paß der Thermopylen durch ihm ergebene Truppen der Thessalier besetzt, um bei nächster Gelegenheit unbehindert in Hellas eindringen zu können. In Thrakien erweiterte er seine vor dem Friedensschlusse begonnenen Eroberungen, nahm manches in Besitz, was den Athenern gehörte, und verwüstete auf's grausamste die dort von ihm eroberten helleuischen Städte. Mit Thessalien schaltete er nach Belieben, den Städten von Euboia nahm er die Freiheit und ließ sie durch einheimische Tyrannen, die von ihm abhängig waren, regieren, während er gleichzeitig sich in die Zwistigkeiten der peloponnesischen Staaten einmischte. Aber, von Demosthenes angeregt, gaben die Athener jetzt auf alle seine Bewegungen Acht und sendeten Gesandte nach den durch seine Ränke bedroheten Punkten. An diesen Gesandtschaften nahm Demosthenes oft selber Theil, und so finden wir ihn in diesem Zeitraume bald in Illyrien und Thessalien, bald an den Höfen der thrakischen Könige Teres und Kersobleptes, bald in Epeiros und zweimal im Peloponnes. Hier waren es besonders die Staaten von Argos, Arkadien und Messenien, welche aus Furcht vor der auf's neue sich regenden Herrschsucht Spartas dem angetragenen Bündnisse mit Philippos sich zuneigten. Demosthenes wirkte auch hier, wenigstens auf eine Zeit lang, mit Glück diesem die Freiheit des Peloponnes gefährdenden Vorhaben entgegen.

„Ihr seht wohl," sprach er zu den Messeniern, „den schenkenden und verheißenden Philippos; wenn ihr aber weise seid, so betet zu den Göttern, daß ihr nicht bald den täuschenden und betrügenden seht. Mancherlei ist erfunden worden, um Städte zu schützen und zu vertheidigen, als Wälle, Mauern, Gräben und anderes dergleichen; und alle diese Dinge sind von Menschenhänden

*) s. S. 103 Anm.

gemacht und fordern Aufwand. Aber die Natur kluger Menschen besitzt in sich selbst eine gemeinsame Schutzwehr, die allen nützlich und heilsam ist, vorzüglich aber den Völkern gegen die Tyrannei. Und welches ist diese? Das Mißtrauen. Dieses bewahrt; an dieses haltet euch."

Unterdessen machte die feindselige Geschäftigkeit Philippos die Erhaltung des Friedens immer schwieriger. Er band den Athenern die Hände, während er dem Makedonier freie Hand gab. Daher ging des Demosthenes Streben unermüdlich dahin, seine Mitbürger zu überzeugen, daß Philippos bei aller Bewahrung des guten Scheins die Friedensverträge jederzeit breche, daß man nicht abwarten dürfe, bis er selber eingestehen werde, daß er die Athener befehde, was er stets leugne, sondern mit offener Gewalt seinen Ungerechtigkeiten wehren müsse, so lange es noch Zeit sei. Diesen Zweck verfolgt er besonders in der 343 vor Chr. gehaltenen, sogenannten dritten philippischen Rede, in welcher er jene stürmische, hinreißende, unwiderstehliche Kraft der Beredtsamkeit, die ihm eigen war, im vollen Maaße entfaltet.

„Wenn es der Stadt vergönnt ist, Frieden zu halten, und dies in unsrer Gewalt steht, so behaupte ich, daß wir ihn halten müssen, und verlange, daß, wer dies sagt, Vorschläge thue und handle und ohne Rückhalt verfahre. Wenn aber der andere, mit den Waffen in der Hand und von einer großen Macht umringt, euch zwar den Namen des Friedens vorhält, in der That aber Krieg führt: was bleibt da übrig, als Widerstand zu thun? Wollt ihr auch sagen, daß ihr Frieden hieltet nach *seiner* Weise, so habe ich nichts dagegen. Will aber einer das für Frieden halten, was jenen in den Stand setzt, wenn er alles andere genommen hat, auf uns loszugehen, so ist dies für's erste Wahnsinn, dann aber ein Friede, den er nicht gegen uns, sondern wir gegen ihn beobachten. Dies ist aber eben, was Philippos mit allem Gelde, was er aufwendet, erkauft, daß er uns bekriegen darf, von euch aber nicht bekriegt wird. Denn wahrlich, wenn wir warten wollen, bis er uns eingesteht, daß er Krieg führe, so sind wir die einfältigsten aller Menschen. Denn selbst wenn er gegen Attika anrückt und gegen den Peiräeus, wird er dasselbe sagen, wenn wir aus seinem Verfahren gegen andere schließen sollen."

„Aber, beim Zeus! welcher Mensch von gesundem Verstande möchte den Freund und den Feind, den Friedlichen oder den Kriegführenden lieber aus den Worten als nach den Thaten beurtheilen? Gewiß keiner. Nun aber hat Philippos, als der Friede eben geschlossen war, Serrion und Doriskos weggenommen und aus Serrion-Teichos und Hieron-Oros*) die Besatzung herausgeworfen, die unser Feldherr hineingelegt hatte. Was that er nun, da er dies vollbrachte? Er hatte doch den Frieden beschworen!**) Und daß Niemand sage: „Was hat das weiter zu bedeuten? oder was kümmert das die Stadt?" Denn wenn dies Kleinigkeiten sind, oder ihr euch nicht darum kümmert, so ist dies eine andere Sache; aber in Rücksicht auf Gott und auf Gerechtigkeit ist das Vergehen bei dem Großen wie bei dem Kleinen von demselben Gewicht. Wie aber, wenn er in den Chersones, den der Perserkönig und alle Hellenen als euer Eigenthum anerkannt haben, Söldner schickt und Hülfe zu leisten erklärt und dieses schriftlich meldet, was thut er da? Er sagt zwar, daß er uns nicht bekriege; ich aber bin so weit entfernt, ihm bei solchen Handlungen einzuräumen, daß er Frieden mit uns halte, daß ich vielmehr behaupte, durch das Unternehmen gegen Megara, durch Einsetzung der Tyrannen in Euboia, durch den jetzigen Einmarsch in Thrakien, seine Ränke in dem Peloponnes und alles, was er mit seiner Macht unternimmt, breche er den Frieden und führe Krieg gegen euch, wenn ihr nicht auch vielleicht von denen, welche das Belagerungszeug aufstellen, sagen wollt, daß sie Frieden halten, so lange sie die Mauern noch nicht wirklich bestürmen. Dies werdet ihr nicht sagen. Denn wer alles thut und treibt, um mich zu fangen, der führt Krieg mit mir, wenn er auch weder Speer noch Pfeil nach mir wirft." —

„Aber ich sehe, daß alle Menschen, und ihr von allen zuerst, ihm etwas zugesteht, worüber in der ganzen vorigen Zeit alle hellenischen Kriege entstanden sind. Was ist nun dies? *Zu thun, was er will*; die Hellenen der Reihe nach zu schwächen und zu plündern, ihre Städte zu überfallen und zu unterjochen. Nun habt ihr doch drei und siebenzig Jahre an der Spitze der Hellenen gestanden; die Lakedämonier neun und zwanzig,*) auch die Thebäer haben in den letztvergangenen Zeiten eine gewisse Macht besessen; nie aber, ihr Männer Athens, nie ist euch oder den Thebäern oder den Lakedämoniern dies von den Hellenen zugestanden worden, zu thun, was ihr wolltet; daran fehlte viel; sondern, wenn sie meinten, daß ihr oder vielmehr die Athenäer jener Zeit nicht mit Billigkeit gegen diese oder jene verfuhren, glaubten alle, auch die, welche für sich keine Klage zu führen hatten, sich mit den Gekränkten zum Kriege verbinden zu müssen; und wiederum, als die Lakedämonier die Oberhand bekommen und eure Stelle eingenommen hatten, fingen sie nicht alsobald an, ihre Macht zu mißbrauchen und das Bestehende übermäßig zu erschüttern, als sich alle zum Kriege erhoben, auch die, welche keine Klage zu führen hatten. Und was soll ich von andern sprechen? habt ihr nicht selbst und die Lakedämonier, ohne daß ihr im Anfang gegenseitige Unbilden anzuführen hattet, doch, weil wir andere ungerecht behandelt sahen, zu den Waffen gegriffen? Und doch sind alle Vergehungen, deren sich die Lakedämonier in jenen dreißig Jahren und unsere Vorfahren während der siebzig Jahre schuldig gemacht haben, gering gegen die Ungerechtigkeiten, die Philippos in nicht ganz dreizehn Jahren, während er oben schwimmt, an den Hellenen begangen hat, oder sie sind vielmehr nicht der kleinste Theil von ihnen." —

„Und dieses alles sehen wir Hellenen insgesammt und hören es, und beschicken uns nicht gegenseitig durch Gesandte und zürnen nicht; sondern unsre Stadt ist so gelähmt, Stadt von Stadt so geschieden, daß wir bis auf

*) In Thrakien gelegene Orte.

**) Dies war damals, genau gesagt, noch nicht der Fall, da zwar die Athener den Friedensvertrag bereits beschworen hatten, Philippos aber die Vereidigung seinerseits aus böser Absicht noch hinhielt.

*) Hier ist die Zeit der athenischen Hegemonie in ungefähren Angaben vom zweiten persischen Kriege an bis auf die Schlacht am Ziegenflusse (405), und die der lakedämonischen Heerschaft von der Einnahme Athens durch Lysander (404) bis zur Schlacht bei Naxos, in welcher der Athener Chabrias die Seemacht Spartas vernichtete (376), berechnet.

Digitized by Google

den heutigen Tag nichts von dem, was Pflicht und Vortheil erheiſcht, haben thun, uns nicht an einander anſchließen, noch eine Gemeinſchaft der Hülfe und Freundſchaft hoben errichten können; ſondern wir ſehn ſeiner Vergrößerung unthätig zu, und jeder, wie es mir ſcheint, ſieht die Zeit, in der ein andrer zu Grunde geht, für gewonnen an, ohne an die Rettung von Hellas zu denken oder etwas dafür zu thun: da doch jeder weiß, daß er, ſo wie der periodiſche Anfall eines Fiebers oder eines andern Uebels auch dem nahen wird, der jetzt gar weit entfernt zu ſtehen glaubt. Und auch das fürwahr wißt ihr, daß alles, was die Hellenen von den Lakedämoniern oder von uns erlitten, ihnen wenigſtens von ächten Söhnen von Hellas widerfuhr; und das nahm wohl mancher eben auf, als wenn der ächte Sohn eines großen Hausweſens etwas davon nicht gut und recht verwaltet, ſo daß er in dieſer Beziehung Tadel und Vorwürfe verdient, niemand aber ſagen darf, er habe nicht als ein Angehöriger oder als Erbe des Vermögens ſo gehandelt. Wenn aber ein Knecht oder ein untergeſchobener Sohn das, was ihm nicht angehört, verſchwendet und verwüſtet, wie viel ärger, o ihr Götter, und empörender würde das allen erſcheinen! Aber gegen Philippos und das, was er jetzt thut, hegen ſie dieſe Geſinnung nicht; gegen ihn, der nicht nur kein Hellene iſt und nichts mit Hellenen gemein hat, ſondern nicht einmal ein Barbar aus einem mit Ehren genannten Lande, ſondern ein nichtswürdiger Makedonier, von wo man vordem nicht einmal einen tauglichen Sklaven kaufen konnte.“

Es wird erzählt, daß Philippos, nachdem er eine der gegen ihn gerichteten demoſtheniſchen Reden geleſen hatte, ausgerufen habe: „Bei Gott! wenn ich ſie hätte halten hören, ſo würde ich ſelbſt zum Kriege gegen mich geſtimmt haben!“ Wie hätten die, auf deren Herzen die Feuerſtröme ſolcher Reden gerichtet waren, unbewegt bleiben können? Jetzt endlich war dem Demoſthenes die Zeit gekommen, wo er, wie Jaſon in der Sage, aus den Drachenzähnen, die er unermüdlich ausgeſäet hatte, geharniſchte Männer erwachſen ſah. Die Uebergriffe Philipps auf Euboia gaben die nächſte Veranlaſſung. Unter Anführung des Phokion, des tüchtigſten unter den damaligen Feldherren Athens, ging ein Heer dorthin ab, welches die makedoniſchen Beſatzungen vertrieb, die von Philipp eingeſetzten Tyrannen ſtürzte und die Geltung Athens auf dieſer Inſel wiederherſtellte. Philipp, der dies nicht verhindern konnte, ſuchte ſich vorerſt durch die Eroberung der thrakiſchen Küſtenländer an der Propontis und dem Bosporos*) zu entſchädigen und rückte mit ſeinen Heeren vor die beiden mächtigſten Städte jener Gegenden, Perinthos und Byzantion. Auf Antrag des Demoſthenes erklärten die Athener damit den Frieden für gebrochen, ſtürzten die Säulen um, worauf der Friedensvertrag geſchrieben ſtand, und kamen den bedrängten Städten mit hundert und zwanzig Schiffen, mit Waffen und Kriegsvolk zu Hülfe. Auch dieſes Unternehmen wurde, nachdem man an Chares Stelle den Phokion berufen hatte, vom glücklichſten Erfolge gekrönt. Durch die Schiffe der Inſeln Chios, Kos und Rhodos unterſtützt, zwangen die Athener den König, die Belagerung beider Städte aufzugeben. Mehrere Städte, in welche er bereits makedoniſche Beſatzung gelegt hatte, wurden ihm wieder entriſſen, ſeine Flotte geſchlagen und ſomit ſeine Abſichten auf den Hellespont für diesmal gänzlich vereitelt. So hatte Athen, eingedenk ſeines von den Ahnen ererbten Berufs als Verfechter der helleniſchen Freiheit, zuerſt unter allen Griechen den Beweis geliefert, daß Philippos nicht unüberwindlich ſei, wofür er ſo lange gegolten hatte. Durch Streifzüge und Abſchneidung der Zufuhr geängſtet, mußte Philippos um Frieden nachſuchen, und wendete, um ſein Schaamgefühl über die erlittene Niederlage zu verbergen, ſeine Waffen gegen einige ſkythiſche Völkerſchaften des Nordens. Die geretteten oder befreiten Städte aber bewieſen auf das glänzendſte den Athenern ihre Erkenntlichkeit dafür, daß ſie, wie jene in ihren Decreten ſich ausdrückten, durch ihren Hülfszug „die Verfaſſung und die Geſetze und die Gräber hergeſtellt hatten.“ Die Perinthier und Byzantiner erkannten den Athenern in ihren Städten das Bürgerrecht nebſt anderen anſehnlichen Freiheiten zu und ſtellten am Bosporos drei Bildſäulen auf, jede von ſechzehn Fuß Höhe, welche darſtellten, wie das atheniſche Volk von dem perinthiſchen und byzantiſchen Volke bekrönt wurde. Vier Städte des thrakiſchen Cherſones, welche durch jenen Feldzug gleichfalls Schutz vor den Makedoniern gefunden hatten, ließen den Athenern eine Krone, ſechzig Talente an Werth, überreichen und errichteten zwei Altäre, einen der Dankbarkeit, den andern dem atheniſchen Volke geweiht. Aber auch die Athener ſelber vergaßen nicht, wem vor allen ſie dieſe ruhmvolle Herſtellung ihrer Waffenehre wie die Rettung Euboias und der helleſpontiſchen Städte verdankten. Auf Antrag des Ariſtonikos wurde Demoſthenes mit einer goldenen Krone**) beſchenkt und dieſe Verleihung auf dem Theater bei dem Feſte der Dionyſien öffentlich verkündigt.

7. Der letzte Freiheitskampf der Hellenen.

Dies waren die letzten Siege freier Hellenen; denn bald darnach lieferte ſich dieſes unglückliche Volk durch ſeine eigne Unbeſonnenheit und Leidenſchaft dem lauernden Unterjocher völlig in die Hände. Aeſchines, der in dieſem ganzen Zeitraume wie der böſe Dämon Athens erſcheint, war von dem Schickſal oder vielleicht vom Philippos ſelbſt dazu auserſehen, die Veranlaſſung dazu herbeizuführen.

In der Nähe von Delphoi nemlich lag der Bezirk von Kirrha, welcher ſchon ſeit Solons Zeiten in Folge eines Frevels ſeiner Bewohner durch einen Orakelſpruch und Beſchluß der Amphiktyonen dem Apollon geweiht worden war und daher unbebaut bleiben mußte. In dieſem Landſtriche hatten die Lokrer von Amphiſſa eine Niederlaſſung gegründet und einen Hafen angelegt. Wegen dieſer angeblichen Entweihung des heiligen Gebietes erhob nun Aeſchines als Abgeordneter der Athener bei der Amphiktyonen-Verſammlung ohne beſonderen Auftrag von Seiten ſeines Staates eine Klage wider die Amphiſſäer. Alſobald mochten ſich die Amphiktyonen mit den Bürgern von

*) Jetzt Marmormeer und Straße von Conſtantinopel genannt.

**) d. h. mit einem in Gold nachgebildeten Ehrenkranze.

Delphoi nach Kirrha auf, steckten die Wohnungen in Brand und zerschütteten den Hafen. Während sie aber diesem Werke der Zerstörung oblagen, wurden sie von den Amphissäern überfallen und zur Flucht genöthigt. Die Amphiktyonen belegten sie dafür mit schweren Bußen, und da sie diese zu leisten verweigerten, wurde der Krieg gegen sie beschlossen. Athen nahm auf den Rath des Demosthenes daran keinen Antheil. Die übrigen Griechen aber wählten den Philippos zum Feldherren des Amphiktyonenbundes und Vollstrecker des Strafurtheils. So trat er denn zum zweiten Male in Griechenland unter dem ehrwürdigen Namen eines Rächers der Gottheit auf. Der Widerstand der Lokrer war bald überwältigt; gleichwohl ging Philippos nach Vollführung des ihm gewordenen Auftrags nicht wieder zurück, sondern blieb mit seinem Heere in Lokris stehen. Plötzlich besetzte er die Stadt Elateia in Boiotien und befestigte sie (339 a. Chr.). Er hatte die Maske abgeworfen. Ueber seine Absicht, den letzten Streich auf die Unabhängigkeit von Hellas zu führen, konnte länger kein Zweifel sein.

Es war Abend, als ein Bote in Athen eintraf und den Prytanen*) meldete, Elateia sei genommen. Diese Nachricht versetzte alles in die größte Bestürzung. Die Prytanen standen sogleich von der Mahlzeit auf, begaben sich auf den Markt, trieben die Leute aus den Buden fort und steckten sie in Brand, um die entfernten Gemeinden durch dieses Feuerzeichen herbeizurufen. Andere schickten nach den Strategen aber Kriegsräthen, riefen die Trompeter herbei und ließen sie die ganze Nacht hindurch blasen. Die Nachricht lief von Haus zu Haus; die Stadt war in größter Bewegung und voll banger Erwartung. Mit Tagesanbruch versammelten die Prytanen den Senat zur Berathung auf das Stadthaus; das ganze Volk eilte dem Theater zu, noch ehe es die Vorsteher, wie es sonst gewöhnlich war, zusammenriefen. Als hierauf der Senat eintrat und die Prytanen das, was ihnen gemeldet war, öffentlich bekannt machten und den Ueberbringer der Nachricht vorführten, und dieser vor dem Volke seine Meldung wiederholt hatte, rief der Herold nach herkömmlicher Sitte: „Wer will sprechen?“ Niemand aber meldete sich. Mehr als einmal wiederholte der Herold seine Frage: wer für die Rettung des Staates einen Vorschlag thun wolle? Aller Blicke richteten sich in Verlegenheit und Bestürzung auf Demosthenes. Da trat er auf und sein erstes Wort galt der Ermuthigung des Volkes, sein zweites wies den Weg nach, den man zur Abwehr der dringenden Gefahr betreten müsse. Man sei deshalb, sagte er, in so große Bestürzung gerathen, weil man glaube, daß Theben sich bereits für den Philippos entschieden habe; dies sei nicht der Fall; denn wenn es sich also verhielte, so würde Philippos nicht in Elateia, sondern an den Grenzen von Attika stehn. Man müsse also unverzüglich Abgeordnete nach Theben schicken, der alten Zwistigkeiten vergessen, die Thebäer auffordern, am Kampf für die Freiheit theilzunehmen, und den Waffenbund mit ihnen ohne für sie lästige Bedingungen sofort abschließen. Zu gleicher Zeit müsse die attische Mannschaft nach Eleusis ausrücken, um jenen Vertrauen zu erwecken und zu zeigen, daß man zur Vertheidigung Boiotiens bereit sei.

Diesen Anträgen des Demosthenes gemäß wurde der Volksbeschluß gefaßt. Zur Gesandtschaft an die Thebäer erlas man die fünf beredtesten Sprecher, und Demosthenes war bereit, dem Rufe zu folgen, wo man seiner bedurfte. In Theben trafen sie die Gesandtschaft Philipps an, welcher die Thebäer durch glänzende Versprechen für sich zu gewinnen suchte. Eine starke Partei unter diesen selbst, welche es auch jetzt noch mit dem Makedonier hielt, und die Geschicklichkeit seines Unterhändlers, des durch die Macht seiner Rede weitberühmten Python, machten es mehr als wahrscheinlich, daß ihm dies gelingen werde. Python stellte den Thebäern vor: als Bundesgenossen Philipps könnten sie die Schätze der Athener mit ihm theilen und an ihnen für frühere Unbilden Rache nehmen; im entgegengesetzten Falle aber würden sie und ihr Land die nächsten und größten Gefahren von dem Kriege zu befürchten haben. Gegen einen solchen Gegner, welcher die Macht seiner Beredtsamkeit mit so nachdrücklichen Verheißungen und Drohungen unterstützen konnte, hatte Demosthenes einen doppelt schweren Stand. Auch entging den Thebäern keineswegs, auf welcher Seite sie ihren Vortheil zu suchen hätten. Noch schwebten ihnen alle Drangsale des Krieges vor Augen, denn die Wunden, welche ihnen der phokische Krieg geschlagen hatte, waren noch frisch und ungeheilt. Allein die Gewalt des attischen Redners stachelte, wie Theopompos sagt, ihren Zorn auf, entflammte ihren Ehrtrieb und verdunkelte jede andere Bedachtnahme dermaaßen, daß sie weder der Furcht noch der Klugheit noch der Erkenntlichkeit länger Gehör gaben, sondern begeistert der Sache der Pflicht und der Ehre sich zusagten.

Dieses von Demosthenes zu Stande gebrachte Werk erschien so groß und herrlich, daß Griechenland ermuthigt sein Haupt erhob und mit Eifer sich rüstete. Demosthenes wirkte und waltete überall und riß alle Geister in seine Bahn. Nicht nur die attischen Strategen, sondern auch die Boiotarchen gehorchten ihm und thaten, was er anordnete. Er regierte in der Volksversammlung zu Theben nicht minder als in der zu Athen und genoß bei beiden die größte Liebe und unbedingte Geltung.

Philippos aber war über diese unvermuthete Erhebung Griechenlands dermaaßen betroffen, daß er noch einmal den Weg der Unterhandlungen einschlug. Phokion, wohl in richtiger Schätzung der gegenseitigen Streitkräfte und seinen politischen Grundsätzen gemäß, rieth auch diesmal zur Annahme des Friedens. Gegen den Feuereifer des Demosthenes, der, wo er die Freiheit in Gefahr sah, keine Wahl kannte, vermochte er nichts. Mit Widerwillen fügte er sich in eine hoffnungslose Nothwendigkeit. Als Demosthenes den Athenern den Rath gab, das Treffen so weit als möglich von Attika zu liefern, entgegnete er bitter: „Freund, laß uns ja nicht darauf denken, wo wir streiten, sondern lieber, wo wir siegen wollen. Nur in dem Falle wird der Krieg von uns entfernt sein; werden wir aber geschlagen, dann ist jede Gefahr uns immer nahe auf dem Halse.“

*) Ein Ausschuß von funfzig Männern aus dem attischen Senate, welchen die Zusammenberufung der Senats- oder Volksversammlungen, so wie Vorsitz und Vortrag in denselben zukam und überhaupt die Leitung sämmtlicher Geschäfte des Senates oder der Bule oblag. Während der Zeit dieser Amtsführung, welche alle fünf- oder sechsunddreißig Tage nach dem Lose wechselte, war der gewöhnliche Aufenthaltsort der Prytanen das Prytaneion oder Stadthaus (s. S. 78), wo sie auch täglich zusammen speis'ten.

Digitized by Google

Auch Götterſtimmen ſchienen ihre Warnungen gegen den bevorſtehenden Kampf zu erheben: grauenvolle Weiſſagungen der Pythia*) gingen umher. Demoſthenes aber ſetzte ſein Vertrauen auf die alte Freiheitsliebe und neuerwachte Kampfluſt der Hellenen und verachtete ſolche Abergläubigkeiten, die den Menſchen in ſeinen edelſten Gefühlen beirren. „Sie philippiſirt!“ ſagte er von der Pythia, d. h. ſie hält es mit dem Philippos und redet nach ſeinen Eingebungen. Die Thebäer erinnerte er an Epaminonbas, die Athener an Perikles, welche beide dergleichen Anzeichen für einen bloßen Vorwand der Feigheit ausgegeben und bei ihren Handlungen nichts als ihre Vernunft zu Rathe gezogen hätten.**)

Die ganze junge Mannſchaft von Athen war bereitwillig zum Kampfe ausgerückt und hatte ſich mit dem Heere der Boiotier vereinigt. Durch die Megarеer, Euboier, Korinthier, Achäer, Leukadier und Kerkyräer verſtärkt, bezogen ſie ein gemeinſchaftliches Lager bei Chäroneia in Boiotien, wo ſie den Angriff des Feindes erwarteten. Einem alten Tempel des Herakles gegenüber lagerte Philippos, als wollte er unter dem Schutze deſſen fechten, den die makedoniſchen Könige für ihren Stammvater ausgaben. An Kampfluſt, Muth und Tapferkeit ſtanden beide Heere einander gleich, an Truppenzahl und Tüchtigkeit der Feldherren aber war der König im Vortheil. Theben hatte keinen Epaminondas und Pelopidas mehr; auch die beſten atheniſchen Heerführer jenes Zeitalters, Iphikrates, Chabrias und Timotheos waren damals nicht mehr am Leben. Phokion der den Kampf widerrieth, war übergangen worden; und ſo hatte Griechenland am entſcheidungsvollſten Tage ſein Schickſal in die Hände eines Chares und Lyſikles gelegt, von denen der erſtere ſich in nichts von einem gemeinen Krieger unterſchied, der andere aber, der ſich erſt unlängſt aus der Dunkelheit emporgeſchwungen, bis jetzt noch nichts verrichtet hatte, was das Vertrauen der Seinen hätte rechtfertigen können.

Es war in den erſten Tagen des Auguſt im Jahre 338 vor Chr. Mit Tagesanbruch rückten die Heere in Schlachtordnung gegen einander aus. Der König ſtellte ſeinen Sohn Alexandros, einen Jüngling von achtzehn Jahren, der aber ſchon damals männlichen Muth und einen raſchen, kräftigen Geiſt bewies, auf den linken Flügel; er ſelber befehligte den anderen; in der Mitte ſtellte er diejenigen Hellenen, welche ſich mit ihm gegen ihr Vaterland verbündet hatten, die Theſſalier und Aetolier. Der makedoniſchen Phalanx unter Philippos gegenüber ſtanden die Athener, den andern Flügel nahmen die Boiotier ein, das Mitteltreffen die übrigen Hellenen.

Die Schlacht begann mit mörderiſcher Wuth. Eine große Zahl fiel auf beiden Seiten. Eine Zeitlang ſchwankte die Hoffnung des Sieges in unentſchiedenem Kampfe. Der junge Alexander war der Erſte, welcher in die geſchloſſenen Reihen der Boiotier eindrang, und warf alles vor ſich nieder. Die heilige Schaar der Thebäer, bisher in allen Schlachten unbeſiegt, lag reihenweiſe, wie ſie geſtanden, Freund bei Freund, auf der Wahlſtatt. Während er nach dieſer Seite hin den Sieg verfolgte, waren auf dem anderen Flügel die Athener in die makedoniſche Phalanx eingebrochen. „Mir nach!“ rief Lyſikles, „der Sieg iſt unſer; laßt uns die Elenden nach Makedonien zurückjagen!“ In ordnungsloſem Eifer ſetzten ſie den Flüchtigen nach. Philippos blickte ruhig darein. „Die Feinde verſtehen nicht zu ſiegen!“ ſprach er mit ſpottender Kälte, ſtellte die Ordnung wieder her und rückte in geſchloſſenen Gliedern von einer Anhöhe herab gegen die aufgelöſ'ten Schaaren der Athener los. Aller Widerſtand der Tapfern war fruchtlos gegen die überlegene Kriegskunſt des Makedoniers, bis der hoffnungsloſe Kampf in verzweifelter Flucht ſich auflöſ'te. Mehr als zweitauſend Thebäer und Athener hatten den Ehrentod gefunden, zehntauſend Schwerbewaffnete und tauſend Reiter fielen dem Feinde in die Hände. Die Freiheit Griechenlands war verloren.

Dieſer thränenwerthe Sieg riß den Philippos anfangs zu ganz ungemeſſener Freude fort. Beim feſtlichen Mahle überließ er ſich, nach ſeiner Gewohnheit von Tänzern und Gauklern umgeben, der ausgelaſſenſten Völlerei, lief mit dieſem ehrloſen Gefolge auf das Schlachtfeld hinaus, ſpottete der Erſchlagenen, verhöhnte die Gefangenen und wiederholte mit nachgeäfftem Rednertone, indem er mit dem Fuße den Takt ſchlug, die Eingangsworte jenes Volksbeſchluſſes, durch welchen Demoſthenes die Griechen gegen ihn bewaffnet hatte. Da rief ihm der Redner Demades, welcher ſich unter den Gefangenen befand, mit attiſchem Freimuth entgegen: „König, das Schickſal hat dir Agamemnons Rolle angewieſen, und du ſchämſt dich nicht, wie ein Therſites*) zu handeln?“ Dieſe Worte brachten ihn mit einem Male wieder zur Beſinnung. Die Gefahr erwägend, in welcher er ſich noch am Morgen dieſes Tages befunden hatte, erzitterte er bei dem Gedanken an die Heftigkeit und Gewalt jenes großen Gegners, welcher ihn gezwungen hatte, ſein Reich und Leben dem ungewiſſen Ausgange einer einzigen Schlacht zu überlaſſen. Durch Mäßigung und Edelmuth ſuchte er jetzt ſein voriges unköniglicheſ Benehmen vergeſſen zu machen. Er warf den Kranz, den er auf dem Haupte trug, zu Boden, ſchenkte dem Demades die Freiheit und entließ auf deſſen Fürbitte auch die übrigen gefangenen Athener ohne Löſegeld. Als ſeine Vertrauten ihm riethen, Athen zu züchtigen und dieſen Heerd aller gegen ihn erhobenen Kriege der Erde gleich zu machen, erwiederte er: „Das wollen die Götter nicht, daß ich den Schauplatz des Ruhmes zerſtöre, der ich ſelber blos für den Ruhm arbeite!“ Und als er vernahm, daß die Athener ſich auf eine Belagerung gefaßt machten und aus allen Kräften ſich dagegen rüſteten, ſchickte er ſeinen Sohn Alexandros in Begleitung des Antipatros dorthin und bot ihnen Freundſchaft und Frieden an, welcher denn auch unter ſehr milden Bedingungen durch Phokions Vermittelung zu Stande kam.

Die Thebäer dagegen behandelte er dafür, daß ſie in dieſem letzten Kampfe ihm ihre bisherige Bundesgenoſſenſchaft aufgeſagt hatten, nicht ohne Härte. Ihre Gefangenen ließ er verkaufen oder gab ſie doch nur gegen

*) So hieß jederzeit die weiſſagende Prieſterin zu Delphoi.

**) Belege dafür ſ. S. 87, 185.

*) Agamemnon war bekanntlich der Anführer aller gegen Ilion vereinten helleniſchen Völker. In dem mißgeſtaltigen, frechen, läſterſüchtigen Therſites, der lächerlichſten Figur in der Volksverſammlung der Hellenen, ſtellte Homer das vollkommenſte Gegenbild eines edeln und hochgeſinnten Herrſchers dar.

Digitized by Google

schweres Lösegeld zurück, ihre freie Verfassung stieß er um und legte in ihre Burg eine makedonische Besatzung. Im übrigen verfuhr er mit Schonung und Vorsicht, denn er fühlte wohl, wie viel leichter es sei, die Griechen zu überwinden als sie an das Joch zu gewöhnen, und wies daher den Rath, sich zur Sicherung seiner Herrschaft der festesten Plätze Griechenlands zu bemächtigen, mit der Versicherung zurück: daß ihm ein dauernder Ruf der Milde lieber sei als der vergängliche Schimmer der Herrschaft.

8. Selbstvertheidigung des Demosthenes in der Rede über die Krone.

Athen bewahrte in seinem Unglücke die edle Haltung einer ungebrochenen Denkart. Es zeigte dem Sieger, daß es auch jetzt noch keine Reue darüber empfinde, den Kampf um die Freiheit mit ihm aufgenommen zu haben, wiewohl es in demselben erlegen war. Lykikles wurde wegen der erlittenen Niederlage zum Tode verurtheilt; dagegen ließ das Volk dem Demosthenes den unglücklichen Ausgang seiner Rathschläge nicht entgelten. Zwar wurde er von seinen Gegnern auf das heftigste angegriffen, indem sie an der gegenwärtigen Lage des Staates eine sichere Gehülfin zu seinem Sturze gefunden zu haben meinten. Die Anklagen häuften sich gegen ihn, und fast Tag für Tag mußte er vor Gericht stehen; aber jedesmal sprachen ihn die Richter frei. Nach wie vor wurde er zu den wichtigsten Staatsgeschäften berufen, ja man übertrug ihm sogar das ehrenvolle Amt, den bei Chäroneia gefallenen Mitbürgern, deren irdische Ueberreste nach Athen gebracht und begraben wurden, die Leichenrede zu halten.*) Auf diese Gunst der öffentlichen Meinung gestützt, wagte Ktesiphon den Antrag zu stellen: Demosthenes solle für die Dienste, welche er fortwährend dem Staat geleistet, so wie dafür, daß er noch jüngst zur Ausbesserung der Stadtmauern aus seinem eigenen Vermögen drei Talente aufgewendet habe, von dem Volke mit einem goldenen Kranze geehrt werden. Um dies zu verhindern, reichte Aeschines eine Anklage gegen Ktesiphon ein, worin er die Beschuldigung erhob, daß jener Antrag gesetzwidrig und Demosthenes einer solchen Auszeichnung unwürdig sei. Dieser Prozeß schwebte acht Jahre lang, ehe er zur öffentlichen Verhandlung gelangte, vielleicht, weil die damaligen Zeitumstände ein freies Besprechen der makedonischen Angelegenheiten nicht gestatteten. Da die Anklage des Aeschines zwar dem Namen und der Form nach gegen Ktesiphon, dem Inhalt und der Absicht nach aber gegen Demosthenes gerichtet war, so lag es in der Natur der Sache, daß er selber zu seiner eigenen und des Ktesiphon Vertheidigung auftrat (330 v. Chr.). So sah er sich denn im zwei und funfzigsten Jahre seines mühenreichen Lebens in die harte Nothwendigkeit versetzt, für das letzte, unveräußerliche Gut zu kämpfen, welches ihn allein noch über den Verlust aller Erfolge und Hoffnungen seiner Lebensarbeit trösten konnte, für seinen guten Namen bei Mit- und Nachwelt. Ganz Griechenland nahm an diesem Rechtsstreite, in welchem seine zwei größesten Redner einander gegenüberstanden, lebhaften Antheil; eine unzählbare Menge von Fremden hatte sich am Tage der öffentlichen Verhandlung in Athen eingefunden. In einer kunstvollen, mit glänzendem Witz ausgestatteten Rede ergoß Aeschines alles Gift verschmitzter Bosheit und eines langjährigen Hasses über seinen Gegner. Demosthenes antwortete mit der berühmten Rede: „über die Krone.“ Er legte darin die ganze Laufbahn seines staatsmännischen Lebens, die unverrückbaren Gedanken und Grundsätze seiner patriotischen Bestrebungen, so wie die Erfolge seiner Wirksamkeit dem öffentlichen Urtheile vor und begegnete den zahllosen Verunglimpfungen und Scheingründen des Aeschines mit so überzeugender, ja zermalmender Macht der Wahrheit, daß dieser selbst, noch ehe Demosthenes seine Rede beendigt hatte, sich für besiegt erkannte und den Gerichtsplatz verließ. Bei der Abstimmung erhielt er nicht den fünften Theil der Stimmen und fiel in eine schwere Geldstrafe. Diese Niederlage machte ihm den ferneren Aufenthalt in Athen unerträglich; er begab sich nach Rhodos und verblieb daselbst bis an sein Ende als Lehrer der Beredtsamkeit. Zur Unterweisung seiner Schüler pflegte er ihnen öfters die Reden vorzulesen, welche er und Demosthenes in jenem Rechtsstreite gegen einander gehalten hatten; und wenn dann seine Zuhörer über letzteren in lautes Lob und Bewunderung ausbrachen, rief er: „Was würdet ihr erst gesagt haben, wenn ihr ihn selber gehört hättet.“

In der That hatte Demosthenes mit diesem schönsten seiner rednerischen Werke den Gipfel seiner Kunst erstiegen. Wir stehen nicht an, insonders nachfolgende Stelle mit einem der geistvollsten Redner unseres Zeitalters*) als „das Höchste“ zu bezeichnen, „was von menschlicher Beredtsamkeit erreicht worden ist.“ Demosthenes rechtfertigt sich in ihr gegen die schwerste aller gegen ihn erhobenen Beschuldigungen seines Gegners, als habe er dadurch, daß er seinen Mitbürgern zum Widerstande gegen Philippos gerathen und das Bündniß mit den Thebäern zu Stande gebracht, jenen unglückseligen Tag von Chäroneia herbeigeführt, durch welchen Athen und ganz Griechenland seiner Freiheit verlustig geworden war. Wir rücken sie hier in unsre Erzählung ein, als den würdigsten Schlußstein für diesen bedeutendsten Lebensabschnitt unsres Redners.

„Dies war der Anfang und das erste Verfahren in der thebäischen Sache, da vorher die Städte zur Feindschaft, zum Haß und Mißtrauen von diesem verleitet worden waren. Dieser Beschluß verscheuchte nun die der Stadt damals drohende Gefahr wie ein Gewölk. Es stand also einem guten Bürger an, damals allen zu zeigen, ob er etwas Besseres wüßte als dies, nicht aber jetzt es zu tadeln. Denn der Rathgeber und der Sykophant, die sich auch in anderen Dingen nicht gleichen, unterscheiden sich am meisten darin von einander: der Eine spricht die Meinung vor den Begebenheiten aus und macht sich denen, die ihm folgen, dem Glücke, den Ereignissen, jedem, der will, verantwortlich; jener aber schweigt, wenn er sprechen sollte, und wenn sich etwas Widriges ereignet, schmäht er es. Es war dies also, wie ich sagte, die rechte Zeit

*) Die bei einer solchen Todtenfeier üblichen Gebräuche sind S. 98 mitgetheilt.

*) Franz Theremin: Demosthenes und Massillon. Berlin 1845. S. 132.

für einen Mann, dem das Wohl der Stadt am Herzen lag, und für gerechte Reden. Ich aber gehe so weit, daß, wenn noch jetzt jemand etwas Besseres vorzubringen weiß, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte, ich mein Unrecht eingestehe. Denn wenn jetzt einer irgend etwas wahrnimmt, was Nutzen gebracht hätte, wenn es damals geschehen wäre, so sage ich, daß mir dies nicht hätte entgehen sollen; wenn es aber so etwas nicht giebt noch gab, und Niemand heute oder irgend einmal es vorbringen wird, was sollte da der Rathgeber thun? Mußte er nicht von dem, was ihm vor Augen lag und möglich war, das Beste wählen? Dies also hab' ich gethan, Aeschines, als der Herald fragte: Wer will sprechen? nicht: Wer will Vergangenes anklagen? oder: Wer will für die künftigen Ereignisse Bürgschaft leisten? Und während du zu jener Zeit stumm in der Versammlung saßest, trat ich auf und sprach.' Was du aber damals nicht thatest, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden sollen, oder welche für die Stadt günstige Gelegenheit von mir vernachlässigt worden ist, oder welches Bündniß, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte veranlassen sollen. Aber das Vergangene lassen alle immer unbeachtet gehen und niemand stellt weiter eine Berathung darüber an; die Zukunft aber oder die Gegenwart ruft den Rathgeber auf seinen Posten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzuge, der andere war schon da; bei diesem prüfe das Streben meiner Verwaltung, nicht aber hänge dich schmähend an den Erfolg. *Der Erfolg liegt bei allen Dingen in den Händen der Gottheit; bei dem Streben aber giebt sich die Gesinnung des Rathgebers kund.* Rechne dies also nicht mir zum Verbrechen an, wenn Philippos in der Schlacht obgesiegt hat; denn der Ausgang hiervon lag in Gottes Hand, nicht in der meinigen. Daß ich aber nicht alles, was nach menschlicher Berechnung möglich war, ergriffen und dies mit aller Gerechtigkeit, Sorfalt und Arbeitsamkeit über Vermögen vollbracht, oder daß ich nicht rühmliche und der Stadt würdige und nothwendige Unternehmungen begonnen habe, das thue mir dar, und dann erst klage mich an. Wenn aber der einbrechende Orkan mächtiger war, nicht blos als wir, sondern als alle die andern Hellenen, was sollte man da thun? Wie wenn jemand dem Schiffspatron, der alles zur Erhaltung seines Fahrzeugs gethan und es mit allem ausgerüstet hat, was zu seiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm sich erhebt, und sein Geräthe beschädigt aber auch gänzlich zerstört wird, den Schiffbruch zur Last legen wollte! Aber ich lenkte das Schiff nicht, würde er sagen, so wie auch ich nicht das Heer führte; auch war ich nicht Herr über das Glück, sondern dieses über alles." —

„Da er uns aber doch so gewaltig über das, was nun einmal geschehen ist, drängt, so will ich etwas sagen, das auffallend sein mag; aber niemand, beim Zeus und den Göttern, lasse sich das Ueberschwengliche meiner Rede wundern, sondern erwäge, was ich sage, mit Wohlwollen. *Hätte das, was sich ereignen sollte, allen offen vor Augen gelegen, hätten es alle vorher gewußt, und hättest du, Aeschines, es vorhergesagt und mit Geschrei und Lärm betheuert, du, der nicht einmal den Mund darüber öffnete: so durfte die Stadt doch auch dann nicht von ihrem Wege abweichen, wenn sie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil künftiger Geschlechter beachtete.* Jetzt freilich scheint sie in ihrem Unternehmen verunglückt, was allen Menschen begegnen kann, wenn es Gott so gefällt; wäre sie aber zurückgetreten, sie, die den andern vorzugehen begehrt, so hätte sie der Vorwurf getroffen, alle an Philippos verrathen zu haben. Mit welchen Augen, beim Zeus, würden wir die Fremden, die hieher kommen, ansehen müssen, wenn die Sache auch so wie jetzt gekommen, Philippos zum Führer und Machthaber über alles gewählt worden wäre, andere aber, um dies abzuwehren, den Kampf ohne uns unternommen hätten, da in voriger Zeit die Stadt niemals eine ruhmlose Sicherheit dem gefahrvollsten Kampfe für Ehre und Ruhm vorgezogen hat? Denn wer von den Hellenen, wer von Barbaren weiß nicht, daß der Stadt von den Thebäern und von den früher als diese mächtigen Lakedämoniern und von dem Könige der Perser gern und mit vielfältigem Danke alles, was sie wünschte, gegeben und, was sie besaß, gelassen worden wäre, hätte sie nur Befehlen gehorchen und die Führung der Hellenen einem Andern gestatten wollen. Aber das war, wie es scheint, den damaligen Athenern nicht angeboren, nicht erträglich, noch eingeimpft, noch hat jemals einer die Stadt zu irgend einer Zeit bereden können, sich denen anzuschließen, die zwar mächtig waren, nicht aber gerecht handelten, und sich einer gefahrlosen Knechtschaft hinzugeben, sondern zu aller Zeit hat sie unabläßig für den Vorrang gekämpft und für Ehre und Ruhm keine Gefahr gescheut. Und dies haltet ihr für etwas so Würdiges und euren Sitten Angemessenes, daß ihr auch unter den Vorfahren die, welche so gehandelt haben, am höchsten preiset. Mit Recht. Denn wer sollte nicht die Tugend jener Männer bewundern, die den Muth hatten, das Land und die Stadt zu verlassen und sich in die Schiffe zu werfen, um nur nicht einem fremden Machtgebote sich zu fügen; die den Themistokles, welcher hierzu gerathen hatte, zum Feldherrn wählten, den Kyrsilos hingegen, der sich zur Unterwerfung geneigt bewies, steinigten? denn nicht suchten die Athener jener Zeit einen Staatsmann oder Heerführer, um durch ihn glückliche Knechte zu werden; sondern nicht einmal zu leben begehrten sie, wenn es nicht mit Freiheit sein konnte. Denn *jeder von ihnen glaubte, nicht blos dem Vater und der Mutter geboren zu sein, sondern auch dem Vaterlande.* Welchen Unterschied macht dies? Daß der, welcher nur den Eltern geboren zu sein glaubt, den natürlichen, vom Schicksal bestimmten Tod erwartet; der Andere aber für das Vaterland zu sterben bereit ist, um es nicht der Knechtschaft unterworfen zu sehn, und die Frevel des Uebermuths und die Schmach der Ehrlosigkeit, welche die Einwohner einer unterjochten Stadt ertragen müssen, für furchtbarer hält als den Tod."

„Wenn ich nun behaupten wollte, euch zu solchen der Vorfahren würdigen Gesinnungen angeführt zu haben, so würde mich jeder mit vollem Rechte tadeln können. Nun aber zeige ich, daß dies eben eure eignen Gedanken waren und thue dar, daß auch vor mir die Stadt diese Gesinnung hegte; behaupte aber, daß bei allem, was gethan worden, auch ich für meinen Theil Dienste geleistet habe; dieser aber, welcher alles tadelt und euch auffordert, feind-

Digitized by Google

lich gegen mich zu verfahren, weil ich Schuld an den Schreckniſſen und Gefahren der Stadt gehabt hätte, trachtet zwar eben danach, mich jetzt einer Ehrenbezeugung zu berauben, entzieht euch aber für die ganze künftige Zeit das gebührende Lob. Denn wenn ihr den Kteſiphon aus dem Grunde verurtheilt, daß ich den Staat nicht auf die beſte Weiſe berathen hätte, ſo wird man glauben, daß ihr durch eure Fehler, nicht aber durch die Unbilligkeit des Geſchicks in das Unglück gerathen ſeid. Aber ſo iſt es nicht. Nein, ihr habt nicht gefehlt, ihr Männer Athens, als ihr den Kampf für die Freiheit und die Rettung aller übernahmt; nein, bei den Ahnherrn, die zu Marathon kämpften, und bei denen, die zu Platäa dem Feinde gegenüberſtanden, und die auf dem Meere bei Salamis ſtritten und bei Artemiſion, und den vielen andern tapfern Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen, welche die Stadt alle auf gleiche Weiſe deſſelben ehrenvollen Begräbniſſes gewürdigt hat, nicht blos diejenigen von ihnen, welche glücklich geweſen waren, und nicht die Sieger allein. Und mit Recht. Denn was wackern Männern ablag, haben alle vollbracht; vom Glücke aber hat jeder ſo viel bekommen, als die Gottheit ihm zugetheilt hat."

9. Ende des Königs Philippos. Vereitelte Hoffnungen der Athener.

Nach dem Siege bei Chäroneia ſtand Philippos auf dem Gipfel ſeiner Macht. Er war im Beſitze der Oberherrlichkeit über die Hellenen, die bis dahin noch nie einem Ausländer gehorcht hatten. Sein nie raſtender Ehrgeiz trug ihn zu einem noch größeren Unternehmen fort: der Sturz des großen Perſerreiches ſollte ſeine Eroberungen vollenden. Durch ſolch ein Vorhaben durfte er zugleich hoffen, ſeine Herrſchaft den Hellenen erträglich zu machen, indem er ihrem Haſſe eine andere Richtung gab und durch ihre Theilnahme an ſeinen Siegen über den alten Erbfeind Griechenlands ihrem Selbſtgefühle ſchmeichelte. Zu dieſem Ende berief er die Abgeordneten aller helleniſchen Staaten — nur das ſtolze Sparta ſchloß ſich aus — zu einem Bundesrathe nach Korinth, trug ihnen ſeinen Plan vor und ließ ſich zum unumſchränkten Feldherrn der Hellenen wählen. Hierauf beſtimmte er die Zahl der Truppen, welche jede Stadt ſtellen ſollte, kehrte nach Makedonien zurück und rüſtete ſich ein ganzes Jahr lang zu dieſem glorreichen Feldzuge. Ein makedoniſches Heer unter Parmenion und Attalos ging nach Kleinaſien voraus, um zunächſt die griechiſchen Küſtenſtädte dem Perſer zu entreißen. Er ſelber gedachte in der Kürze zu folgen und befragte das delphiſche Orakel über das Gelingen ſeines Unternehmens. Die Prieſterin gab die dunkle Antwort:

Nah iſt das Ende, bekränzt der Stier, ſchon harret der Opfrer.

Philipp faßte dieſen zweideutigen Spruch ſo auf, wie es ſeinem Wunſche und Vortheile gemäß war, als ob nemlich die Pythia ihm damit verkündigt habe, der Perſer werde gleich einem Opferthiere unter ſeinem Streiche fallen. Er brachte den Göttern herrliche Opfer dar und veranſtaltete mit verſchwenderiſcher Pracht die Hochzeit ſeiner Tochter Kleopatra, welche er mit dem Könige Alexander von Epeiros, dem Bruder ſeiner Gemahlin Olympias, vermählen wollte. Die Menge der Gäſte, die glänzendſte Bewirthung, die Veranſtaltung künſtleriſcher Wettkämpfe, die Gegenwart von Fürſten und Abgeordneten der unterworfenen Staaten — alles ſollte vor den Augen der Welt ſeinen Reichthum und ſeine Macht entfalten und das Triumphfeſt ſeiner vieljährigen Anſtrengungen verherrlichen. Aus ganz Griechenland ließ er nicht nur ſeine eigenen Gaſtfreunde einladen, ſondern forderte auch ſeine Freunde auf, von ihren auswärtigen Bekannten ſo viele als möglich mitzubringen. Denn er war eifrig bemüht, ſich den Hellenen durch freundliche Herablaſſung gefällig zu machen und dankbar zu bezeigen.

Von allen Gegenden her ſtrömten Gäſte und Zuſchauer nach Aegä, wo die Feſtverſammlung ſtattfinden ſollte. Sowohl von einzelnen angeſehenen Männern als auch von den meiſten der bedeutenderen Staaten wurden dem Könige zum Zeichen der Huldigung goldene Kronen überreicht, namentlich von Athen. Die Feſtlichkeiten des erſten Tages beſchloß ein glänzendes Trinkgelag. Bei dieſer Gelegenheit wurde Neoptolemos, welcher einen Namen als Trauerſpieldichter hatte und zugleich ein vortrefflicher Sänger war, von dem Könige aufgefordert, etwas von ſeinen gelungenſten Gedichten, und zwar, was ſich auf den Feldzug gegen die Perſer beziehe, vorzutragen. Dieſer, in der Abſicht, eine Stelle zu wählen, die man dem Kriegszuge Philipps angemeſſen finden würde, und dem Perſerkönige mit dem Verhängniſſe zu drohen, durch welches ſeine Glückſeligkeit, ſo groß und ſo geprieſen ſie auch ſei, ſich einmal ins Gegentheil verwandeln könne, trug hierauf ein Gedicht vor, welches mit folgenden bedeutungsvollen Worten begann:

So ſtrebt ihr hoch über den Sternhimmel hinauf
Ueber der Erde Gefilde weithin,
Ihr ſtrebt, Gebäu über Gebäu
In thürmen, ferneſetzend das Ziel
Des Lebens in unverſtändigem Wahn.
Doch Mißgeſchick eilenden Schritts
Verbreitet rings Nacht um das Werk,
Schnell naht der mühſelige Tod
Her ungeſehen, weitere Hoffnungen
Den Sterblichen abzuſchneiden.

Philippos war erfreut und richtete auf die Weiſſagung ſeine ganze Aufmerkſamkeit, ohne an etwas anderes zu denken, als an den Sturz der Perſer, indem er zugleich den Ausſpruch der Pythia wieder erwog, welcher ähnlichen Inhalts war wie die Worte des Dichters.

Der folgende Tag war zu Schauſpielen und Wettkämpfen beſtimmt. Noch in der Nacht eilte das Volk dem Theater zu, um ſich bequemer Plätze zu bemächtigen. Mit Tagesanbruch wurde der feſtliche Aufzug gehalten, wobei Philippos neben anderem Gepränge die Bildniſſe der zwölf großen Götter*) herumtragen ließ, welche mit kunſtvoller Kunſt gearbeitet und mit wunderherrlicher Pracht geſchmückt waren. Mit denſelben wurde als das dreizehnte das göttergleiche Bild des Philippos ſelber zur Schau getragen, wodurch ſich der König als Mitherrſcher

*) Für die zwölf Obergötter galten: Zeus und Hera, Poſeidon und Athene, Ares und Aphrodite, Apollon und Artemis, Hephäſtos und Heſtia, Hermes und Demeter.

der zwölf Götter darſtellte. Endlich zur feſtgeſetzten Stunde erſchien er ſelbſt im weißen Feſtgewande. Seine Freunde gingen ihm voraus, ſeiner Leibwache dagegen hatte er befohlen, nur in weiter Entfernung ihm zu folgen, indem er zeigen wollte, daß er, geſichert durch die allgemeine Zuneigung der Griechen, des Schutzes ſeiner Söldner nicht bedürfe.

Während nun dieſer Mann auf ſolcher Höhe des Lebens ſtand, wo ihn alles rühmte und glücklich pries, nahm es mit ihm ein jähes und unglückſeliges Ende.*) Es begab ſich dies in folgender Weiſe.

Pauſanias, ein geborener Makedonier, war Trabant des Königs und wegen ſeiner Schönheit Philipps Liebling geworden. Als aber der König ſeine Neigung einem anderen zuwendete, wagte Attalos, ein Höfling, der bei dem Könige großen Einfluß hatte, jenen auf die ſchändlichſte Weiſe zu beleidigen. Als der Schwergekränkte bei dem Könige deshalb Klage führte, ſuchte ihn dieſer durch Geſchenke und Verleihung einer Ehrenſtelle zu beſänftigen, ohne jedoch den Attalos wegen ſeines Vergehens zu ſtrafen. Demzufolge entſchloß ſich Pauſanias, Rache zu nehmen an dem, der ihm Gerechtigkeit verweigert hatte. Mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, das er unter dem Mantel verborgen hielt, ſtellte er ſich an den Eingang des Theaters; und als der König im feierlichen Zuge, von ſeiner Leibwache entfernt, an ihm vorüberging, ſtieß er ihm das Schwert mitten durch die Seiten und lief, nachdem er den König tobt niedergeſtreckt hatte, dem Thore zu nach den Pferden, welche ihm zur Flucht bereit ſtanden. Von den Trabanten eilte ein Theil dem Leichname des Königs zu, andere ſtürzten fort, um den Mörder zu verfolgen. Dieſer aber war den Verfolgern ſo weit voraus, daß er glücklich das Thor erreichte und im Begriff war, ſich auf's Roß zu ſchwingen, als er ſich mit dem Fuße in eine Weinranke verwickelte und über dem Beſtreben, ſich loszumachen, auf die Erde fiel. Da erreichten ihn Perdikkas und ſeine Begleiter, als er ſich eben wieder erheben wollte, und hieben ihn nieder.

So hatte ſich denn Demoſthenes Weiſſagung an Philippos erfüllt (336 v. Chr.), — freilich ſpäter, als er ſelber wohl gewünſcht und gehofft hatte: das Verhängniß ſtürzte den Machthaber erſt, nachdem kein freies Griechenland mehr vorhanden war. Wie alle wahrhaften Propheten hatte Demoſthenes, als er jenen Ausſpruch that (S. 224), aus der Tiefe der ewigen und unabänderlichen Wahrheit geſchöpft und einen Vorausblick auf die Wege der Gottheit gethan, der ihn nicht betrog. Das Ereigniß war geſchehn, wie er es verkündet hatte, aber Zeit und Stunde hatte auch hier der Vater ſeiner Macht vorbehalten.

Als die Nachricht von Philipps Tode nach Athen gelangte, wurde die ganze Stadt von einem Freudenrauſche ergriffen, ſtellte ein glänzendes Feſt an und erkannte durch öffentlichen Volksbeſchluß dem Mörder des Königs eine Ehrenkrone zu. Selbſt Demoſthenes erſchien bekränzt und im Feiertleide, obwohl ihm erſt ſieben Tage vorher ſeine einzige Tochter geſtorben war: über dem Glücke des Vaterlandes vergaß er das Unglück ſeines Hauſes. Anders dachte der allzeit nüchterne Phokion: „Es iſt unedel," ſtrafte er das Volk, „ſich über den Tod eines Feindes zu freuen; und die Macht, die bei Chäroneia wider euch geſtritten hat, iſt ja blos um einen Mann vermindert worden."

Von Demoſthenes angefeuert, rüſtete ſich Athen zum Kriege. In den Volksverſammlungen ſetzte er alles durch, was er wollte, ſchrieb nach Aſien an die perſiſchen Satrapen, um ſie zum Kampfe wider Alexandern zu erregen, verſah die Thebäer mit Waffen und rief ganz Griechenland zur gemeinſamen Erhebung gegen Makedonien auf. Nur in einem täuſchte ſich der große Menſchenkenner: er kannte nicht die Thatkraft des jungen Nachfolgers Philipps, den er als einen „unmündigen und unerfahrenen Knaben" verachten zu dürfen meinte, wiewohl ihm Phokion das warnende Wort der Odyſſee zurief:

»Unglückſeliger! ſtrebſt du den furchtbaren Mann zu erbittern?«

Auf eine falſche Nachricht von dem Tode Alexanders, der auf die Heerfahrt gegen ſeine nördlichen Grenznachbarn ausgezogen war, hatten die Thebäer die makedoniſche Beſatzung aus der Kadmeia vertrieben und ihre Befehlshaber niedergehauen. Aber ehe man es vermuthete, ſtand Alexander wie ein zürnender Gott vor Thebens Thoren, ſtürmte die Stadt und machte ſie der Erde gleich (335 vor Chr.). Athen hatte ein ähnliches Geſchick zu fürchten; gleichwohl legte es ſeine Trauer über den Fall der Nachbarſtadt unumwunden an den Tag und gewährte auch den flüchtenden Thebäern in ſeinen Mauern gaſtfreundliche Aufnahme. Alexander, durch dieſe Großherzigkeit gerührt, erwies ſich gegen die Geſandtſchaft, welche die Athener zu gütlicher Vermittlung ihm entgegen ſchickten, huldvoller, als man irgend hatte hoffen dürfen. Nur die Auslieferung des Demoſthenes und noch ſieben anderer Redner und Feldherren verlangte er, um der Stadt alle früheren Feindſeligkeiten zu verzeihen, zu welchen ſie ſich durch jene habe fortreißen laſſen.

Dieſes Anſinnen des Königs erregte in der atheniſchen Volksverſammlung einen gewaltigen Sturm. Phokion hatte den Muth zu verlangen, daß man dem Könige willfahre und die Stadt dadurch vor einem größeren Uebel behüte. Er forderte ſogar jene Männer, auf deren Auslieferung der Makedonier beſtand, ſelbſt auf, den Beiſpielen freiwilliger Seldſtaufopferung, welche die vaterländiſche Geſchichte aufweiſe, nachzukommen; rief zuletzt ſeinen liebſten und vertrauteſten Freund, mit Namen Nikokles, an ſeine Seite und fuhr dann fort: „Dieſe Männer haben die Stadt in eine ſo gefahrvolle Lage verſetzt, daß ich, wenn jemand die Auslieferung dieſes Nikokles verlangte, euch rathen würde, ihn aufzuopfern; denn ich ſelbſt würde es für ein großes Glück ſchätzen, für euch alle zu ſterben. Für die Hellenen iſt es ſchon genug, Theben zu beweinen. Daher halte ich es für beſſer, den Sieger zu beſänftigen als mit ihm Krieg zu führen." Demoſthenes dagegen erinnerte an die Fabel von den Schafen, welche um des Friedens willen den Wölfen die Hunde ausgeliefert hatten, und warnte die Bürger, ſich nicht durch Auslieferung der Männer, welche der König

*) »Aber auf einen beſtimmten Tag that Herodes das königliche Kleid an, ſetzte ſich auf den Richterſtuhl und that eine Rede zu ihnen. Das Volk aber rief zu: Das iſt Gottes Stimme und nicht eines Menſchen! Alſobald ſchlug ihn der Engel des Herrn, darum daß er die Ehre nicht Gott gab, und ward gefreſſen von den Würmern und gab den Geiſt auf.« Apoſtelgeſch. 12, 21—23.

als die treuesten Wächter der Freiheit und des Vaterlandes am meisten fürchte, wehrlos zu machen. „Denn wir sehen," fuhr er fort, „daß die Kornhändler in einem Gefäße nur ein wenig Korn als Probe zur Schau herumtragen und dadurch all' ihr Korn an den Mann bringen. So werdet auch ihr durch uns, die man euch jetzt gleichsam zur Probe abverlangt, euch selber unvermerkt dem Feinde überliefern und preisgeben." So wurde denn der Redner Demades noch einmal an den König abgeschickt, um günstigere Bedingungen auszuwirken, und war so glücklich, von Alexandern zu erlangen, daß er sich mit der Verbannung des Charidemos begnügte.

10. Demosthenes geht in die Verbannung.

Alexander behandelte die Stadt auch fernerhin mit besonderem Wohlwollen, ja mit Hochachtung. Als er im Begriff stand, seinen großen Feldzug gegen das persische Reich anzutreten, ließ er den Athenern sagen: sie sollten ja auf alle Ereignisse achtsam sein; denn ihnen käme die Herrschaft über Hellas zu, wenn ihm etwas Menschliches zustoßen sollte. Nach seinem ersten Siege über die Perser überschickte er ihnen dreihundert vollständige persische Rüstungen als Weihgeschenk für Pallas Athene und bewarb sich jederzeit um die günstige Meinung dieser einen Stadt so angelegentlich, daß es schien, als gelte ihm ihr Lob mehr als die Huldigung eines ganzen Welttheils. Dies machte Viele der an ihn verpfändeten Freiheit vergessen; sie priesen ihn als Rächer Griechenlands, als Vollender der marathonischen und salamischen Siege. Demosthenes aber blieb seiner politischen Ansicht unwandelbar treu: nicht der Perserkönig, der auf wankendem Throne den Hellenen nicht mehr schaden könne, sondern der Makedonier sei jetzt der gefährlichste und furchtbarste Feind der hellenischen Freiheit. Er hörte nicht auf, in diesem Sinne zu hoffen und zu wagen. Mit Freuden begrüßte er die Erhebung der Peloponnesier im Jahre 331 vor Chr. Während nemlich Alexander am Tigris den letzten Entscheidungskampf gegen Persien ausfocht und der von ihm in Makedonien zurückgelassene Reichsverweser Antipatros mit dem abtrünnigen Feldherrn Menon in Krieg verwickelt war, rief der König von Sparta, Agis II., des Archidamos Sohn, die Hellenen gegen die Makedonier noch einmal unter die Waffen. Allein Megalopolis wurde ihnen ein zweites Chäroneia (330 v. Chr.). Agis fiel nach löwenmüthigem Widerstande gegen die doppelt so große Macht des Antipatros. Sparta, welches allein unter den Griechen sich bisher noch nicht vor dem Makedonier gebeugt hatte, mußte um Frieden bitten. Athen hatte sich an diesem Kampfe nicht betheiligt, denn hier war seit Alexanders Eintritt in die Stadt die Partei der makedonisch Gesinnten unter Demades die herrschende, und ihren Umtrieben gelang es denn auch, sich ihres gewichtigsten Gegners, nemlich des Demosthenes, zu entledigen. Es bot sich ihnen hierzu folgende Gelegenheit.

Harpalos, ein Jugendfreund des makedonischen Königs, dem dieser, während er gegen Indien zog, die Hüthung der in Ekbatana aufgehäuften Schätze anvertraut hatte, war mit fünftausend Talenten nach Europa entwichen und suchte in Athen für sich und seinen Raub einen Zufluchtsort vor dem Strafgerichte des Königs. Durch Bestechung gewann er sich die einflußreichsten Redner zu Fürsprechern. Demosthenes aber widersetzte sich seiner Aufnahme, damit man nicht den Staat ohne Noth und um einer ungerechten Sache willen in einen Krieg stürze, dem ihre Kräfte nicht gewachsen wären. Bald darnach forderte Antipatros die Auslieferung des Flüchtlings. Dieser entkam jedoch und ging mit seinen sechstausend Söldnern, die er zu seinem Schutze geworben hatte, nach Kreta, wo er von seinem Freunde Thymdron, welchen nach Harpalos Schätzen gelüstete, ermordet wurde. So büßte er Untreue durch Untreue, und das geraubte Gut, welches ihn groß und glücklich machen sollte, wurde sein Verderben.

Die Athener geriethen aber jetzt in Sorgen, sie möchten wegen der bedeutenden Summen, welche Harpalos unter ihnen zurückgelassen hatte, in harte Verantwortung kommen, und stellten daher eine Untersuchung gegen alle diejenigen an, welche von dem Schatzmeister des Königs Bestechungen angenommen hatten oder dessen verdächtig waren. In die Zahl der Letzteren zog man auch den Demosthenes herein, weil er die Auslieferung des Harpalos zur Wahrung der Selbständigkeit des Staates oder aus Achtung gegen das Gastrecht widerrathen hatte. Ohne vollgültige Beweise wurde er vom Geschwornengerichte zu einer Geldstrafe von funfzig Talenten verurtheilt, und da er diese ungeheure Summe natürlich nicht entrichten konnte, ins Gefängniß geworfen. Er entkam jedoch mit Hülfe seiner Wächter und verließ die Stadt (325 v. Chr.).

Die Gerechtigkeit der Vorsehung hat dafür Sorge getragen, daß der Ungrund jener boshaften Anklage, die auf das Ehrenkleid dieses Mannes einen so häßlichen Makel geworfen hat, nachmals an das Licht käme. Der Schatzverwalter des Harpalos nemlich — so erzählt Pausanias — floh nach dem Tode seines Herrn nach Rhodos und fiel dort dem makedonischen Statthalter von Karien, Philoxenos, in die Hände. Als nun derselbe diesen Diener in seiner Gewalt hatte, forschte er ihn streng aus, bis daß er genau erfahren hatte, wer alles von dem Harpalos Geld empfangen habe. Hierauf schrieb er einen Brief nach Athen, worin er die Namen aller derjenigen der Reihe nach aufführte, welche von Harpalos bestochen worden, nebst der Angabe, wie viel ein jeder derselben empfangen habe. Aber der Name des Demosthenes war in dem Verzeichnisse nicht zu finden, obschon dieser dem Alexander aufs höchste verhaßt war. Solchergestalt hat Gott auch diesem Gerechten gethan nach seiner Verheißung: „Ich will ihn herausreißen und zu Ehren machen."*)

Aber auch schon damals, als er, schwergekränkt und verkannt von seinen Mitbürgern, in tiefer Betrübniß ins Elend zog, wurde ihm eine Genugthuung zu Theil, wie sie nur den Trefflichsten widerfahren kann. Noch war er nemlich auf seiner Flucht von der Stadt nicht gar weit gekommen, als er wahrnahm, daß ihn einige Bürger aus der Zahl derjenigen, die ihm als feindlich gesinnt bekannt waren, eifrig verfolgten. Er suchte sich vor ihnen zu verbergen, aber sie riefen ihn bei seinem Namen an, und

*) Psalm 91, 15.

Digitized by Google

so ließ er sie ruhig an sich herankommen. Und als sie ihn erreicht hatten, hielten sie ihm eine Summe dar mit der Bitte, sie als Reisegeld anzunehmen; denn um deswillen, sagten sie, wären sie ihm nachgeeilt, damit er in der Fremde nicht Noth litte; und fügten noch manches ermunternde Wort hinzu, gutes Muthes zu sein und das Unglück mit Geduld zu ertragen. Da brach Demosthenes in heftige Thränen aus und sprach: „Wie soll ich mein Schicksal gelassen ertragen, da ich eine Stadt verlassen muß, wo ich Feinde von so edelmüthiger Gesinnung habe, dergleichen man in anderen Städten nicht leicht an den Freunden finden wird?“

Das Glück und Wohlsein seines Lebens war so innig mit dem heimischen Boden verwachsen, daß der unfreiwillige Aufenthalt außerhalb desselben ihm ein unerträgliches Geschick erschien. Um der Heimath wenigstens möglichst nahe zu sein, hielt er sich meistens in dem benachbarten Aegina und Troizen auf, von wo er oftmals mit thränenerfüllten Augen nach Attika hinüberfah. Aber mehr noch als die Verbannung vom Vaterlande kränkte ihn die bittere Erfahrung des Undankes und der Erfolglosigkeit seines Wirkens. Schon bei seinem Austritte aus der Stadt soll er sich nach der Akropolis zurückgewendet und mit erhobenen Armen ausgerufen haben: „Pallas Athene, Stadtbeherrscherin, warum hast du an den drei häßlichsten Geschöpfen dein Gefallen, an der Eule, dem Drachen und dem Volke?“ Jungen Leuten, welche öfter zu ihm kamen und seinen belehrenden Umgang suchten, rieth er daher mit Hinweisung auf sein Schicksal ernstlich davon ab, sich dem Berufe des Staatsmannes zu widmen. „Wenn man mir,“ pflegte er zu sagen, „gleich im Beginne meiner Laufbahn zwei Wege gewiesen hätte, den einen zur Rednerbühne und Volksversammlung, den anderen zum Tode, und hätte ich vorausgewußt, wie viel Leiden, Furcht, Neid, Lästerung und Streit ein Staatsmann zu gewarten hat: ich würde keinen Augenblick mich besonnen haben, den Weg zum Tode zu wählen.“ *)

11. Der lamische Krieg.

Während Demosthenes noch in der Verbannung lebte, traf die welterschütternde Nachricht von dem plötzlichen Abscheiden Alexanders des Großen ein (323 v. Chr.). Die Athener brachen, wie vormals über die Botschaft von Philipps Ermordung, in ungemessenen Jubel aus. Vergebens warnte Demades, der unverbürgten Nachricht Glauben zu schenken: „Wäre sie wahr,“ sprach er, „so müßte schon der ganze Erdkreis den Todten riechen.“ Auch Phokion suchte die aufgeregte Volksmenge zu besänftigen und von Neuerungen zurückzuhalten; und als dagegen viele auf die Rednerbühne sprangen und schrieen, die von Asklepiades überbrachte Nachricht sei zuverlässig und Alexander wirklich todt, versetzte er: „Nun, wenn er heute todt ist, so wird er auch morgen und übermorgen todt sein! wir werden also in aller Ruhe und Sicherheit berathschlagen können, was weiter zu thun sei.“

Aber die stürmische Bewegung im Volke, die anscheinende Gunst des Augenblickes duldete keine Zögerung. Man erklärte sich jetzt laut und öffentlich für den Leosthenes, einen jungen, unternehmenden Athener, der schon zu Alexanders Lebzeiten sich an die Spitze eines aus makedonischen Diensten entlassenen Söldnerheeres gestellt und die hellenischen Völker zum Aufstande aufgerufen hatte. Er erschien in der Mitte seiner Mitbürger. Noch einmal fühlte sich Athen berufen, dem ganzen Griechenlande im Kampfe für die Freiheit voranzugehn. Phokion beharrte auf seiner Meinung: man müsse den Frieden bewahren. Als ihn Leosthenes höhnisch fragte: welchen guten Dienst er denn dem Staate während so vieler Jahre, da er Feldherr gewesen, geleistet habe? antwortete er getrost: „O, einen nicht geringen, den nemlich, daß die Bürger in ihren eigenen Begräbnissen beigesetzt werden;“ und als jener gleichwohl fortfuhr, das Volk mit großsprecherischen Verheißungen zu unterhalten, rief er ihm zu: „Jüngling, deine Reden gleichen den Cypressen; sie sind stark, groß und hoch, aber sie tragen keine Frucht.“

Der Krieg wurde beschlossen, Leosthenes zum Feldherren erwählt. Eine Flotte von zweihundert und vierzig Kriegsschiffen sollte ausgerüstet werden, alle Athener unter vierzig Jahren sollten unter die Waffen treten, sieben von den athenischen Stämmen zur auswärtigen Heerfahrt sich bereit halten und die drei übrigen zum Schutze Attikas zurückbleiben. Athenische Gesandte zogen jetzt von einer hellenischen Stadt zur anderen, um sie zur Bundesgenossenschaft gegen den gemeinsamen Feind zu bewegen. Diesen schloß sich Demosthenes freiwillig an; die feurige Beredtsamkeit des mehr als sechzigjährigen Greises riß eine Stadt nach der andern zum Kampfe fort und machte die gleißnerischen Gegenvorstellungen der Gesandten und Anhänger des Antipatros zu Schanden. Ganz Aetolien, die meisten Thessalier, die Dorier, Lokrer und Phokier, der größere Theil des Peloponnesos, auch Molosser, Illyrier und Thrakier traten dem Bunde bei.

Zum Lohne der edelmüthigen Bemühungen des Demosthenes beschlossen die Athener seine feierliche Zurückberufung ins Vaterland. Sie schickten ein Kriegsschiff ab, um ihn von Aegina herüberzubringen. Als er vom Peiräus nach Athen hinaufging, blieb keine obrigkeitliche Person, kein Priester in der Stadt zurück, ja die gesammte Bürgerschaft kam ihm ehrerbietig entgegen und empfing ihn mit großer Freude. Da soll er seine Hände erhoben und sich um dieses Tages willen glücklich gepriesen haben, weil er auf weit ehrenvollere Art als Alkibiades in seine Vaterstadt heimkehre; denn ihn nähmen seine Mitbürger aus freiem Willen und nicht wie jenen gezwungener Weise wieder auf. Da die Geldstrafe noch auf ihm haftete und wegen des einmal gefällten Urthels nicht erlassen werden konnte, so sann man folgendes Mittel aus, um dem Gesetze genug zu thun. Es war Sitte, daß man denjenigen, welche die Errichtung und Ausschmückung des Altars beim Feste Zeus des Retters übernahmen, die dabei aufgewendeten Kosten durch ein Geldgeschenk vergütete. Dieses Geschäft übertrug man diesmal dem Demosthenes und gab ihm dazu funfzig Talente, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, jene

*) Man erinnere sich an die ähnliche Warnung, welche Xenokles seinem jungen Sohne Themistokles ertheilte. S. 56.

Geldstrafe zu entrichten. So sah denn Demosthenes seine heißesten Wünsche, für deren Erfüllung er ein ganzes Menschenalter hindurch ausschließlich gelebt und gewirkt hatte, nahe am Ende seines Lebens zu voller Zuversicht erhoben. Die Saat seiner philippischen Reden war endlich aufgegangen und stand in voller Blüthe. Athen war aus seinem Schlaf erwacht, hatte mit hoher Selbstverleugnung seine letzten Kräfte zum Entscheidungskampfe zusammengerafft und führte unter einem kühnen und verständigen Feldherrn halb Griechenland gegen die Makedonier ins Feld. Eine Siegesnachricht holte die andere ein, in Athen drängten sich Dankfeste und feierliche Opfer. Leosthenes hatte die Boiotier bei Platäa überwunden und hierauf, durch die thessalische Reiterei verstärkt, das Heer des Antipatros dermaaßen geschlagen, daß derselbe, unvermögend seinen Rückzug nach Makedonien zu nehmen, sich in die thessalische Stadt Lamia werfen mußte. Leosthenes belagerte ihn hier mit Anstrengung und Ausdauer. Trotz der hartnäckigsten Gegenwehr war die Stadt der Uebergabe nahe, als Leosthenes bei einem Ausfalle der Makedonier durch einen Steinwurf so schwer am Kopfe verwundet ward, daß er nach dreien Tagen den Geist aufgab. Von diesem tragischen Ausgange führt der ganze Feldzug den Namen des lamischen Krieges. Zwar blieb das Glück den verbündeten Griechen auch jetzt noch eine Zeit lang günstig. Ein makedonisches Heer, welches unter Mikion in Attika landete, wurde durch Phokion geschlagen und büßte auf der Flucht sogar seinen Führer ein. In Thessalien, wo an Leosthenes Stelle der Athener Antiphilos, ein tapfrer und einsichtsvoller Mann, zum Feldherrn ernannt worden, trugen die Hellenen über Leonnatos, welcher aus Asien dem Antipatros zur Hülfe herbeieilte, noch ehe er die beabsichtigte Vereinigung mit dem Letzteren bewerkstelligen konnte, einen herrlichen Sieg davon, wobei Leonnatos selber den Tod fand. Aber auf dem Meere kämpfte die athenische Flotte wiederholt mit Unglück und großen Verlusten gegen die überlegene makedonische. Unterdessen kam auch Krateros, der angesehenste unter den Feldherren Alexanders, mit einer starken Macht aus Asien an und gewann in Verbindung mit Antipatros das Treffen bei Kranon (322 v. Chr.). Dieser Sieg war zwar an sich von geringer Bedeutung; die Griechen hatten nicht mehr als fünfhundert Mann verloren und in guter Ordnung sich ins Gebirge zurückgezogen. Aber die Mannszucht wankte, im Kriegsrathe herrschte Zwiespalt und Unentschlossenheit und die dem Kriegsschauplatze zunächst gelegenen Städte, durch einige Fortschritte der Sieger in Furcht gesetzt, drangen auf Friedensunterhandlungen. Der schlaue Antipatros erklärte sich zwar bereit, mit jeder einzelnen Stadt, die darum nachsuche, einen billigen Vergleich einzugehen, aber nimmermehr werde er einen allgemeinen Frieden bewilligen. Damit war der hellenische Bund mit einem Male gesprengt; es entstand ein förmlicher Wetteifer unter den Städten, um den Preis der eigenen Rettung die gemeinsame Sache der Hellenen schändlich preiszugeben. In Kurzem standen die Athener und Aetolier, welche den Krieg am eifrigsten betrieben hatten, von allen Bundesgenossen verlassen und traten zum Schutze ihrer Heimath den Rückzug an.

12. Athen ergiebt sich an Antipatros. Tod des Demosthenes.

Antipatros rückte nun sogleich mit seiner Macht auf Athen los. Demosthenes und Hyperides verließen die Stadt. Demades, der wegen sieben gesetzwidriger Vorschläge in schwere Geldstrafe verfallen und, da er nicht zahlen konnte, für ehrlos erklärt worden war, kam wieder zu Ehren und trat mit dem Vorschlag hervor, Gesandte mit unbeschränkter Vollmacht dem Antipatros entgegen zu schicken, um mit ihm einen Friedensvertrag abzuschließen. Das bestürzte Volk rief alsobald den Phokion auf und erklärte, daß es auf ihn allein in so wichtiger Sache sein Vertrauen setze. Dieser erwiederte: „Ja, hätte ich vormals mit meinen Rathschlägen bei euch Vertrauen gefunden, so brauchten wir uns jetzt nicht über eine solche Lage zu berathschlagen.“ So kam denn endlich der Volksbeschluß zu Stande, und Phokion wurde an Antipatros abgeschickt, welcher damals bei der Kadmeia sich gelagert hatte und Anstalten machte, in das attische Gebiet einzurücken.

Das Erste, worum Phokion bat, war dies, daß Antipatros nicht weiter vorrücken, sondern an dem Orte, wo er stände, den Vergleich abschließen möchte. Antipatros bewilligte dieses Gesuch ungeachtet der Widerrede des Krateros; denn er hegte gegen Phokion, welchen auch Alexander stets als Freund behandelt hatte, um seiner Redlichkeit und Mäßigung willen aufrichtige Achtung und Wohlwollen. In Ansehung der übrigen Punkte aber bestand er darauf, daß die Athener sich ganz seinem eigenen Ermessen überlassen sollten, wie Leosthenes einst auch von ihm in Lamia verlangt habe. Nothgedrungen willigten die Athener ein, und so gewährte ihnen Antipatros Freundschaft und Bündniß unter folgenden Bedingungen: fürs Erste sollten sie den Demosthenes und Hyperides ausliefern, zum Andern müsse man die alte Verfassung, wo das Bürgerrecht von einem bestimmten Vermögen abhing, wieder einführen und zwar in der Weise, daß keiner, der nicht mindestens zwanzig Minen*) besitze, an der Wahl der obrigkeitlichen Personen theilnehmen, noch selber ein öffentliches Amt bekleiden dürfe; zum Dritten sollten sie in den Hafen Munichia eine makedonische Besatzung einnehmen und endlich außer den Kriegskosten noch eine Geldstrafe, über welche man sich vergleichen würde, bezahlen. — Mit diesen, wie sie meinten, glimpflichen Bedingungen waren die übrigen Abgeordneten der Athener wohl zufrieden, mit Ausnahme des ehrwürdigen Philosophen Xenokrates. Dieser sagte: „Als Sklaven behandelt uns Antipatros ziemlich gelind, aber als freie Leute hart.“ Phokion bat, die Athener mit der Besatzung zu verschonen, worauf Antipatros ihn fragte: ob er in diesem Falle dafür hasten wollte, daß sie Frieden hielten und keine neuen Händel anfingen? Phokion kannte sein Volk und schwieg. So rückte denn die feindliche Besatzung in den athenischen Hafenplatz ein, und dies geschah gerade während der Feier der Mysterien, an demselben Tage, an welchem der feierliche Zug von Athen nach Eleusis stattzufinden pflegte. Dieser Umstand forderte die Athener zu doppelt trübseliger

*) s. S. 41.

Vergleichung zwiſchen Sonſt und Jetzt heraus. „Vormals,“ ſo ſagten ſie, „haben die Götter zur Zeit dieſes Feſtes unſere Feinde durch allerlei Erſcheinungen und Stimmen in Schrecken verſetzt und der bedroheten Stadt geholfen,*) jetzt aber ſehen ſie an eben dieſem Feſte dem traurigſten Schickſale der Hellenen gleichgültig zu und laſſen es geſchehen, daß die heiligſte und gottgefälligſte Zeit des Jahres geſchändet und für immer gebrandmarkt werde.

Nach der Einnahme Athens ſchickte Antipatros dem Demoſthenes und ſeinen Freunden, die ſich nach verſchiedenen Gegenden geflüchtet hatten, um ſich deſto eher zu retten, einige Mannſchaft nach, die Flüchtlinge zu ſuchen und zu greifen. Archias, vormals tragiſcher Schauſpieler, war ihr Führer. Auf Aegina traf er den Redner Hyperides und etliche andere im Tempel des Ajas an, ließ ſie mit Gewalt herausführen und zu Antipatros nach Kleonä bringen. Dort wurden ſie insgeſammt hingerichtet, nachdem man zuvor dem Hyperides, wie man ſagt, die Zunge ausgeſchnitten hatte.

Hierauf begab ſich Archias nach der kleinen Inſel Kalauria, denn er hatte erfahren, daß Demoſthenes in den dortigen Tempel des Poſeidon ſeine Zuflucht genommen habe, ſtieg mit ſeinen Thrakiern ans Land und begab ſich zu ihm in das Heiligthum. Anfangs redete er ihm freundlich zu: er ſolle gutes Muthes ſein und mit ihm zu Antipatros gehen, der ihm gewiß kein Leid zufügen werde. Demoſthenes ſchenkte ſeiner verlogenen Freundlichkeit keinen Glauben und verweigerte ſtandhaft zu folgen. Als aber jener nun in Zorn gerieht und in heftige Drohungen ausbrach, ſprach der Redner: „Nun redeſt du wie vom makedoniſchen Dreifuße**) und nicht mehr als Schauſpieler. Verziehe noch ein wenig, bis ich an die Meinigen daheim geſchrieben habe.“ Alsdann begab er ſich in den inneren Raum des Tempels, nahm ſeine Schreibtafel, als ob er ſchreiben wollte, hielt ſeinen Griffel an den Mund und nagte daran, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ſchrieb und überdachte. Nach einer Weile verhüllte er ſich das Haupt und neigte es auf die Seite. Die thrakiſchen Kriegsleute, welche vor der Thür ſtanden, lachten über ihn in der Meinung, er fürchte ſich vor dem Tode, und ſchalten ihn einen feigen Mann. Archias hingegen ging hinein, hieß ihn aufſtehen und wiederholte ſeine vorigen Verheißungen: er wolle ihn mit Antipatros ſchon ausſöhnen. Da enthüllte Demoſthenes, die Wirkung des Giftes ſpürend, welches er in dem Schreibgriffel verborgen und ausgeſogen hatte, ſein Antlitz, ſah den Archias ſtarr an und ſprach: „Nun magſt du die Rolle des Kreon in der Tragödie ſpielen und dieſen Leib unbegraben dahinwerfen. Ich aber, hoher Poſeidon, gehe noch lebend aus deinem Tempel, welchen Antipatros und die Makedonier nicht unentweiht gelaſſen haben.“ Als er dies geſprochen, begann er auch ſchon zu zittern und zu wanken, ſo daß er die Umſtehenden bitten mußte, ihn zu halten; noch im Hinausgehen begriffen, ſank er neben dem Altare zur Erde und gab mit einem Seufzer den Geiſt auf.

Dies geſchah am ſechzehnten Tage des Monates Pyanepſion, am traurigſten Tage des Thesmophorienfeſtes, an welchem die Frauen im Tempel der Demeter vom Morgen bis zum Abende zu faſten pflegten. Die Athener ehrten ſein Andenken durch einen Volksbeſchluß, kraft deſſen allezeit der älteſte aus ſeinem Geſchlechte im Prytaneion*) auf öffentliche Koſten geſpeiſ't werden ſollte. Auch ſtellten ſie ſein Bildniß in Erz auf und gaben dieſem Denkmale die Inſchrift:

Hätte dich Stärke gerüſtet wie Geiſt, Makedoniens Ares
Hielte wohl nimmer, wie jetzt, Hellas in drückendem Joch.

*) z. B. vor der Schlacht bei Salamis, ſ. S. 60.

**) Auf einem Dreifuße ſitzend, verkündete die Pythia zu Delphoi ihre Orakel.

*) Vergl. S. 78.

Phokion.

1. Phokions Charakter und ſtaatsmänniſche Grundſätze.

Mitten im Niedergange des helleniſchen Weſens ſtellte ein Mann an ſich ſelber dem abgearteten Geſchlechte ſeiner Zeit das ernſte Bild der altväterlichen Tugenden noch einmal vor. Es iſt dies der Athener Phokion, den ſeine Mitbürger „den Guten“ nannten.

Phokion hatte als Jüngling den Unterricht des Platon und nachher den des Xenokrates in der Akademie genoſſen und nach den vortrefflichſten Muſtern ſich gebildet. Er begleitete den berühmten Chabrias auf ſeinen Feldzügen und erwarb ſich unter der Leitung dieſes großen Meiſters eine ausgezeichnete Kenntniß und Erfahrung der Kriegskunſt. In Einem that er es dem Lehrer ſogar zuvor und verbeſſerte nicht ſelten deſſen Fehler. Chabrias nemlich war gewöhnlich langſam und ſchwer in Bewegung zu ſehen; im Gefechte aber riß ihn ſein Muth zu blinder Tollkühnheit fort, die ihm endlich bei Chios wirklich das Leben koſtete (357 vor Chr.). Phokion dagegen war nicht minder vorſichtig als tapfer, feuerte den Chabrias an, wenn er zauderte, und hielt ihn zurück, wo er zu hitzig war; und dieſer, der als gutmüthiger und rechtſchaffener Mann dies bereitwillig anerkannte, liebte den Phokion vor allen, beförderte ihn zu den erſten Befehlshaberſtellen und machte ſeinen Namen bei den Griechen dadurch bekannt, daß er ſich ſeiner zu den wichtigſten Unternehmungen bediente. Einſt ſchickte ihn Chabrias ab, um Geldbeiträge von den Inſeln einzutreiben und wollte ihm zu dieſem Zwecke zwanzig Schiffe mitgeben. Phokion erklärte: „Schickſt du mich ab, ſie zu bekriegen, ſo muß ich eine ſtärkere Flotte haben. Schickſt du mich aber zu ihnen als zu Bundesgenoſſen, ſo iſt ſchon ein einziges Schiff hinreichend.“ So ging er denn nur mit ſeiner eigenen Galeere in die See, brachte den Städten ſein Anliegen vor, unterhandelte mit den Häuptern derſelben offenherzig und freundlich und erreichte dadurch ſeinen Zweck ſo vollſtändig, daß er den Heimweg mit einer Menge von Schiffen antrat, auf welchen die Bundesgenoſſen den Athenern gutwillig den Zins ſchickten.

Phokion erwies dem Chabrias nicht nur bei Lebzeiten deſſelben alle Ehrerbietung und Ergebenheit, ſondern nahm ſich auch nach deſſen Tode ſeiner Verwandten mit großer Sorgfalt an. Beſonders ließ er es ſich angelegen ſein, den Sohn des Chabrias, der ein ganz verwilderter und unordentlicher Menſch war, zu einem rechtſchaffenen Manne zu bilden, und ſo vergeblich dies auch ſchien, verlor er doch niemals die Geduld. Nur ein einziges Mal ſoll er, da der Jüngling ihm bei einer Heerfahrt mit unzeitigen Fragen und Rathſchlägen allzuſehr zuſetzte und ſeine Anordnungen meiſtern wollte, in die Worte ausgebrochen ſein: „O Chabrias, Chabrias, deine Freundſchaft vergelte ich dir reichlich, da ich mit deinem Sohne ſo viele Geduld trage.“

Nicht nur dem Kriegsweſen, ſondern auch der Staatskunſt widmete Phokion ſeine Zeit und Kräfte. Er erkannte die Schädlichkeit der Trennung beider Gebiete, welche in jener Zeit ſo gewöhnlich war, daß alle einflußreichen Männer, welche damals die öffentlichen Geſchäfte beſorgten, gleichſam nach dem Looſe ſich in die Feldherrnwürde und Rednerbühne getheilt hatten und ausſchließlich in der einen oder in der anderen Art der Thätigkeit dem Vaterlande ihre Dienſte leiſten konnten. Wer wollte aber verkennen, daß der Staat beſſer berathen ſei, wo Held und Staatsmann in einer Perſon zuſammentreffen, und daß auch das Schickſal Athens einen glücklicheren Gang genommen hätte, wenn z. B. Demoſthenes nicht nur als Redner, ſondern auch als Feldherr hätte wirken können? Phokion war daher darauf bedacht, Tüchtigkeit im Staats- wie im Kriegsweſen, die er in einem Solon, einem Ariſteides und Perikles ſo ſchön mit einander verbunden ſah, ſich anzueignen, was ihm auch in einem ungewöhnlichen Grade gelang.

Sein redneriſcher Vortrag war kurz und körnig, derb und trocken, aber nachdrücklich, voll edler Gedanken, durch glückliche Einfälle oft anziehend und durch Verſtändigkeit allezeit erſprießlich. Denn, wie Zenon ſagte, daß der Philoſoph keine andere Rede, als die zuvor in Verſtand eingetaucht worden, vorbringen dürfe, ſo umfaßte Phokions Rede immer in wenigen Worten einen tiefen Sinn. Einſt ging er, im Begriff vor der Volksverſammlung aufzutreten, während das Theater ſich ſchon anfüllte, noch in Gedanken vertieft hinter der Bühne auf und ab, und auf die Frage eines Freundes, worüber er nachſinne, gab er zur Antwort: „Darüber, ob ich von der Rede, die ich jetzt halten will, noch etwas wegſchneiden kann.“ Ein Zeitgenoſſe nannte den Demoſthenes den geſchickteſten, den Phokion aber den ſtärkſten Redner; und Demoſthenes ſelber, welcher ſich aus den übrigen gegen ihn auftretenden Rednern ſonſt nicht viel machte, pflegte, wenn Phokion die Rednerbühne beſtieg, ſeinen Freunden in's Ohr zu ſagen: „Da kommt das Beil meiner Reden!“

Wie ſeine Reden, ſo war der Mann. Seine ganze Erſcheinung zeigte Einfachheit, Mäßigung und Würde.

Digitized by Google

Nicht leicht, ſo wird erzählt, habe ihn ein Menſch lachen oder weinen oder in einem öffentlichen Badehauſe baden oder ſeine Hand außerhalb des Mantels, wenn er eben einen umhatte, tragen ſehen. Liebreich von Natur und Charakter, hatte er in ſeiner Miene doch etwas Finſteres und Mürriſches, ſo daß, wer ihn nicht genau kannte, ſich nicht gern an ihn wagte. Chares, ein Liebling des atheniſchen Volkes, erlaubte ſich einſt, ſein finſteres Geſicht zu verſpotten, ſo daß die Verſammlung darüber in ein Gelächter ausbrach. Phokion erwiederte: „Dieſe finſtere Miene hat euch noch nie betrübt, aber das Lachen dieſer Leute hat der Stadt ſchon viele Thränen gekoſtet.“

Niemals bewarb er ſich um ein Amt, aber ebenſo wenig ſchlug er es aus, wenn er vom Staate dazu berufen wurde; und ſo hat er das Feldherrenamt fünf und vierzig Mal bekleidet, ohne auch nur ein einziges Mal der Wahlverſammlung beizuwohnen, ſo daß er allezeit in ſeiner Abweſenheit gewählt und herbeigeholt werden mußte. Nie ſtrebte er weder durch Reden noch durch Handlungen nach dem Beifalle der Menge und ließ ſich als ein in ſich ſelbſt beruhender Charakter durch keinerlei Rückſicht auf die Wünſche und Leidenſchaften des Volkes zu einer Aenderung ſeiner Anſichten bewegen. Einſt verwarfen die Athener die von ihm gethanen Vorſchläge und wollten ihn gar nicht weiter anhören, worauf er erklärte: „Ihr könnt mich wohl zwingen zu thun, was ich nicht will; aber nie werdet ihr mich wider meine Einſicht nöthigen, etwas zu ſagen, was ſich nicht geziemt.“

Schlicht und anſpruchslos wie ſeine Denkart war auch ſein äußeres Leben. Auf Reiſen und im Feldlager ging er beſtändig barfuß und ohne Mantel, wenn die Kälte nicht gar zu groß und unerträglich war. Er diente daher ſeinen Soldaten ſo zu ſagen zum Thermometer, indem ſie es für ein Zeichen eines ſtrengen Winters anſahen, wenn Phokion in Schuh und Mantel ſich ſehen ließ. Sein Haus in dem atheniſchen Stadtviertel Melite war mit Kupferplatten geſchmückt, im Uebrigen aber ganz einfach und ohne alle Zierrathen. Ebenſo prunklos war ſein Haushalt. Eine Geſandtſchaft Alexanders des Großen, welche bei ihm eintrat, ſah ſeine Gemahlin mit dem Kneten des Teiges zum Brotbacken beſchäftigt und ihn ſelber Waſſer aus dem Brunnen ſchöpfen, um ſich die Füße zu waſchen. Mit ſeiner Frau lebte er in glücklicher Gleichheit der Geſinnung. Als einſt eine joniſche Gaſtfreundin ihren köſtlichen Haupt- und Halsſchmuck vor ihr auskramte, ſprach ſie: „Und mein Schmuck iſt Phokion, der nun ſchon zwanzig Jahre lang den Athenern als Feldherr dient.“ Wegen ihrer Sittſamkeit und einfachen Lebensart ſtand ſie bei den Athenern in nicht geringerem Anſehn als Phokion wegen ſeiner Redlichkeit, wozu folgende Anekdote einen artigen Beleg giebt.

Bei der Aufführung eines neuen Trauerſpiels forderte einſt der Schauſpieler, welcher auftreten ſollte, die Maske einer Königin*) nebſt einer Menge ſchön geputzter Dienerinnen. Da er dieſe nicht erhielt, wurde er böſe und ließ die Zuſchauer immer warten, weil er durchaus nicht anders erſcheinen wollte. Endlich ſtieß ihn der Chorege mitten auf die Bühne und ſchrie: „Siehſt du nicht Phokions Frau immer nur mit einer einzigen Dienerin ausgehen? Aber du willſt gern groß thun und die Weiber verführen.“ Dieſe Rede, die man draußen ganz deutlich vernehmen konnte, wurde von allen Zuſchauern mit lautem Beifalle beklatſcht.

Wußte Phokion ſeine Armuth mit Würde zu tragen gleich einem Ariſteides und Epaminondas, ſo that er es dieſen Männern auch in der Tugend der Unbeſtechlichkeit gleich. Alexander der Große, welcher ihn überaus hochſchätzte und mit ihm ſogar das Gaſtrecht errichtete, ſchickte ihm einſt hundert Talente zu. Phokion fragte die Ueberbringer: warum Alexander ihm allein unter ſo vielen Athenern eine ſolche Summe Geldes ſchenken wollte? Auf die Antwort derſelben: „Weil er dich allein für einen braven und rechtſchaffenen Mann hält,“ verſetzte er: „Nun ſo muß er mir erlauben, ein ſolcher Mann nicht nur zu ſcheinen, ſondern auch wirklich zu ſein.“ Als ſie darauf in ſein Haus traten und die ärmliche Einrichtung wahrnahmen, drangen ſie mit Unwillen noch mehr in ihn, indem ſie ſagten, es wäre doch arg, daß er, ein Freund des Königs, ſo elend und kümmerlich lebte. Phokion, der eben einen armen Greis in einem ſchmutzigen, abgetragenen Mantel vorüber gehen ſah, fragte ſie: „Meint ihr wohl, daß es mir ſchlimmer geht als dieſem Manne?“ Sie antworteten: „Bewahre der Himmel!“ „Nun, dieſer Mann“ — fuhr Phokion fort — „lebt von noch Wenigerem als ich und iſt doch zufrieden. Ueberhaupt, wenn ich von dem Geſchenke keinen Gebrauch moche, werde ich eine ſolche Menge Goldes vergeblich beſitzen; brauche ich es aber, ſo werde ich mich ſelbſt und zugleich auch den König bei der Stadt in übeln Ruf bringen.“ Auf dieſe Weiſe wurde das Geld aus Athen wieder abgeführt und diente den Griechen zum Beweiſe, daß der Mann, der ein ſolches Geſchenk ausſchlug, reicher ſein müſſe als derjenige, der es ihm geben wollte.

Seinen Sohn Phokos, der ſich auf eine ſchlechte Seite neigte, brachte er nach Lakedämon und ließ ihn daſelbſt mit anderen Jünglingen nach ſpartiſcher Weiſe erziehen, obwohl dies ihm nicht weniger als vormals dem Xenophon von den Athenern als Verachtung der Landesſitten und heimiſcher Lebensart ausgelegt wurde. Schlichtheit und Armuth galten ihm für Hüterinnen der Tugend. Als ihm daher der Makedonier Menyllos eine von Antipatros ihm angebotene Geldſumme durch die Vorſtellung aufdringen wollte: er ſolle das Geld doch wenigſtens um ſeines Sohnes willen nicht ausſchlagen, erwiederte er: „Wenn Phokos ſich ändert und zur Vernunft kömmt, wird ſchon das Vermögen ſeines Vaters für ihn hinreichend ſein; bei ſeiner jetzigen Lebensart iſt ihm nichts genug.“

Mit dieſer Strenge der Grundſätze und der Rauhheit ſeiner äußeren Erſcheinung verband Phokion ein wohlwollendes, menſchenfreundliches Gemüth, ſo daß diejenigen, welche Gelegenheit hatten, ihn näher kennen zu lernen, inne wurden, daß es der menſchlichen Natur wohl ſchwer, aber keineswegs unmöglich ſei, gleich einem guten Weine herbe und doch zugleich auch lieblich zu ſein, ſo wie es andere giebt, welche dem Anſehen nach zwar einnehmend und gefällig ſind, aber denjenigen, welche mit ihnen zu thun haben, oft höchſt unangenehm und widerwärtig ſein können. Dieſer finſtere, ja grämliche Phokion that nie-

*) Die weiblichen Rollen wurden in den Schauſpielen der Griechen wie noch zu Shakeſpeares Zeiten auf dem engliſchen Theater von jungen Männern geſpielt.

Digitized by Google

mals einem seiner Mitbürger aus Feindschaft etwas zu Leide; auch hielt er keinen für seinen Feind. Nur gegen die, welche sich seinen auf das Wohl des Staates gerichteten Absichten widersetzten, zeigte er sich streng, hartnäckig und unerbittlich; im Uebrigen bewies er sich gegen jedermann gütig und gutherzig, so daß er selbst manchem seiner Widersacher in der Noth beistand oder sich ihrer, wenn es mit ihnen gefährlich stand, vor Gericht annahm. Als ihn seine Freunde deshalb tadelten, daß er einen boshaften Menschen vor Gericht vertheidigt hatte, gab er zur Antwort: „Ei, die Guten bedürfen keines Anwalts!“ Seinem Schwiegersohne dagegen, welcher von dem treulosen Schatzverwalter Harpalos (s. S. 237) Geschenke angenommen hatte und deshalb in Untersuchung kam, schlug er seine Bitte, sich bei den Richtern für ihn zu verwenden, mit dem Bemerken ab: „Ich habe dich, mein Charikles, nur zu gerechten Dingen zu meinem Schwiegersohne gemacht.“

Der unbeugsamen Geradheit seines Charakters entsprach der Freimuth seiner Rede. An Kühnheit gab er hierin selbst dem Demosthenes nichts nach; gleichwohl tritt gerade in dieser Beziehung ein bedeutsamer Unterschied zwischen diesen beiden Männern hervor. Während nemlich auch noch im schärfsten Tadel, mit welchem Demosthenes oftmals auf seine Hörer eindrang, der Glaube an die Möglichkeit einer sittlichen Erhebung der Nation rührend und ergreifend sich aussprach, fand Phokion in seiner starren Tugend die einzige Genugthuung darin, sich als einsamer Sonderling der Gesammtheit des Volkes gegenüberzustellen und die Gebrechen der Zeit mit hoffnungsloser Bitterkeit zu geißeln. In den Strafreden des Demosthenes wirkte das begeisterte Gefühl, die hinreißende Darstellung des Guten und Großen mit erweckender Kraft; der kalte Spott, die beißenden Sarkasmen Phokions gingen auf nicht höheres aus, als ein eitles, unkräftiges Volk „in seines nichts durchbohrendem Gefühle“ sich selber verächtlich zu machen und dadurch alles erwachende Selbstvertrauen, jede Regung eines nationalen Aufschwungs darnieder zu drücken. Die Mittheilung etlicher phokionischer Witzreden, deren uns eine große Anzahl überliefert ist, wird dies hinreichend erläutern und bestätigen.

Als einst in der Volksversammlung ein delphischer Orakelspruch verlesen wurde, des Inhaltes: „Alle Athener sind einerlei Meinung, nur einer ist ihnen entgegen;“ und über der Frage große Bewegung entstand: wer der Eine wohl sei, auf welchen das Orakel hinziele? trat Phokion auf und sagte: „Macht euch deshalb nur keine Sorgen! Ich bin es, den ihr suchet; denn mir allein mißfällt euer Thun und Vornehmen.“

Ein andermal fand ein Vorschlag, den er gemacht hatte, laut und einstimmig Beifall. Verwundert wandte er sich zu seinen Freunden um und fragte: „Habe ich etwa wider Wissen und Willen etwas Unrechtes gesagt?“

Bei einem Grenzstreite zwischen den Athenern und Boiotiern wollten die Ersteren die Entscheidung nicht auf dem Wege der Unterhandlung, sondern mit den Waffen suchen. Da ertheilte ihnen Phokion den Rath: sie sollten doch lieber mit Worten streiten, worin sie den Boiotiern überlegen wären, als mit Waffen, wobei sie gewiß den Kürzeren ziehen würden.

Einst bestanden die Athener darauf, er solle sie gegen den Feind führen, und als er sich dessen weigerte, schalten sie ihn einen feigen und verzagten Menschen, worauf er ruhig erwiederte: „So wenig ihr mich beherzt machen könnt, so wenig kann ich euch furchtsam machen; doch — wir kennen einander schon besser.“ Und bei einer ähnlichen Gelegenheit sprach er: „Seid zufrieden, daß ihr einen Feldherrn habt, der euch kennt; sonst wäre es schon lange um euch geschehen gewesen.“

Mit dieser Ueberzeugung von der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen zu irgend einer höheren Kraftäußerung und patriotischen Großthat war dem Phokion auch der Standpunkt gegeben, welchen er in seiner staatsmännischen Wirksamkeit vom Anfange bis ans Ende unverrückbar behauptete. Obwohl als tüchtiger Feldherr anerkannt, stand er doch jederzeit auf Seiten der Friedenspartei. Nur in duldsamer Vermeidung jedes feindlichen Zusammenstoßes getraute er sich, „das Wrack des Staates“*) noch flott zu erhalten; zu einem nachhaltigen und erfolgreichen Widerstande gegen die makedonische Macht schien es ihm bei der Schwäche und Verderbtheit des athenischen Gemeinwesens an aller und jeder Bedingung zu fehlen. „Ihr guten Leute, denkt doch erst auf eure Rettung!“ rief er seinen Mitbürgern zu, wenn sie sich den Umgriffen Philipps mannhaft widersetzen wollten; und als ihm einst Hyperides in der Volksversammlung mit der Frage entgegentrat: „Aber wann wirst du denn einmal den Athenern zum Kriege rathen?“ erwiederte er: „Dann, wann ich sehe, daß unsere Jünglinge ihren Posten behaupten, die Reichen ihre Beiträge willig entrichten und die Verwalter des Staates sich der Entwendung öffentlicher Gelder enthalten wollen.“ In dieser Antwort liegt das Räthsel seiner unwandelbaren Friedensliebe offen zu Tage.

Allerdings hat die nüchterne Besonnenheit und Mäßigung seiner staatsmännischen Rathschläge zu wiederholten Malen, wenn der sich überstürzende Eifer der Kriegspartei und die blinde Leidenschaft eines nutzlosen Widerstandes alles mit einem Male aufs Spiel setzte, um die staatliche Erhaltung des Vaterlandes sich unleugbare Verdienste erworben. Aber seiner nur das Nächste berechnenden Klugheit entging, daß über allen zeitweiligen Friedensschlüssen, in denen man Eines nach dem Anderen aufopferte, die Gefahr nicht beseitiget, sondern nur verschoben und durch den Aufschub endlich zu einer nicht mehr zu bewältigenden Größe und Stärke gesteigert wurde. Seine politische Richtung machte ihn zum Gegner des Demosthenes; und der Widerstand, welchen diese beiden redlich gesinnten und reichbegabten Männer in gleicher Liebe zum Vaterlande einander leisteten, war um so heftiger, je deutlicher jeder von ihnen die gewichtige Bedeutung des andern erkannte, „Phokion! dich werden die Athener noch umbringen, wenn sie einmal rasend werden!“ rief ihm einst Demosthenes zu. „Und dich,“ erwiederte dieser, „wenn sie einmal zu Verstande kommen.“

„In allen Fällen,“ sagt ein neuerer Geschichtschreiber,**) „rieth Phokion zum Frieden, als sei nicht oft Krieg das Nothwendige und Rechtliche: er vernichtete den Enthusiasmus, welchen Demosthenes angefacht hatte, zu kalter resignirender Besonnenheit, alles dies freilich ehrlich

*) Ein Ausdruck des Redners Demades.

**) Friedrich von Raumer in der Einleitung zu den »Reden des Aeschines und Demosthenes über die Krone.« Berlin 1811.

und redlich, aber dieſe Eigenſchaften reichen nicht aus zur Einſicht und Leitung der Verhältniſſe der Staaten. Der Mangel an höherer Ueberſicht, an Vorausſicht in Phokion, ſein Widerſpruch gegen Demoſthenes hat nicht minder als Philippos Macht Athen in's Verderben geſtürzt. Wie, wenn beide Männer einig geweſen wären, welche herrliche Eigenſchaft hätte dann gefehlt, wer würde ſolchem Bunde widerſtanden haben?“

2. Athen unter dem Vorſtande Phokions und deſſen letzte Geſchicke.

Der beiden ruhmvollſten Waffenthaten Phokions, ſeiner Feldzüge gegen die Tyrannen auf Euboia und zur Entſetzung von Byzanz und Perinth, iſt ſchon im Vorigen Erwähnung geſchehen; ebenſo ſeines Verhaltens vor und nach der Niederlage bei Chäroneia, nach Philippos Tode und der Zerſtörung Thebens, ſo wie nach Alexanders Abſcheiden und der Schlacht bei Kranon.*) An den letztgenannten Zeitpunkt knüpfen wir die Erzählung ſeiner ferneren Thaten und Schickſale an.

Athen war im lamiſchen Kriege unterlegen und der makedoniſchen Herrſchaft wieder anheimgefallen (322 vor Chr.). Dem Phokion fiel der freudenloſe Beruf zu, Lenker eines gebrochenen Staates zu ſein und die undankbare Rolle eines Vermittlers zwiſchen dem glücklichen Sieger und dem geknechteten Vaterlande bis zu ihrem tragiſchen Ende durchzuführen.

War die makedoniſche Herrſchaft den Athenern ſchon früher eine drückende Laſt geweſen, ſo dünkte ſie ihnen ſeit dem Siege des Antipatros dermaaßen unerträglich, daß ſie ſich nach der Regierung Philipps oder Alexanders zurückſehnten. Dem Friedensvertrage zufolge waren mehr als zwei und zwanzigtauſend Athener wegen unzureichenden Vermögens vom Bürgerrechte völlig ausgeſchloſſen worden. Ein Theil derſelben blieb in der Stadt und beklagte ſein trauriges Loos, den erlittenen Schimpf und den Verluſt ſeiner Rechte, die übrigen verließen Athen und wanderten nach Thrakien aus, wo Antipatros ihnen eine Stadt und Ländereien anwies, ſo daß ſie von ſolchen, die durch Feindesgewalt des Vaterlandes verluſtig geworden, wenig unterſchieden waren. Die Zahl derjenigen, welche der Schätzung zufolge nach fernerhin am Bürgerrechte und an den Staatsgeſchäften Antheil hatten, betrug nicht mehr als neuntauſend. Die atheniſche Verfaſſung, auf ariſtokratiſche Grundſätze zurückgeführt, glich im ganzen der alten ſolaniſchen. Phokion leitete die Angelegenheit der Stadt mit Gerechtigkeit und Milde. Beſonders wirkte er dahin, daß die Aemter immer nur gutgeſinnten und rechtſchaffenen Männern übertragen wurden; die Unruhſtifter und Aufwiegler hingegen, die ſich eben dadurch, daß ſie nichts mehr zu befehlen hatten, in ihren Umtrieben behindert ſahen, bewog er, ihren Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen und ſich mit Ackerbau zu beſchäftigen. Uebrigens ſuchte er durch ſeine Verwendung bei Antipatros auch das Loos der Verbannten zu mildern, ſo daß viele jetzt nach Athen zurückkehren, andere wenigſtens nach auf hellenſchem Boden, im Peloponneſos, verweilen durften, unter welchen letzteren ſich auch ſein nachmaliger Ankläger, der Sykophant Agnonides befand.

Mit Menyllos, dem Befehlshaber der makedoniſchen Beſatzung, erhielt er ſich in freundſchaftlichem Verhältniſſe, was wiederum auch der Stadt zu gute kam. Doch wies er ein Geldgeſchenk, welches jener ihm anbot, ernſthaft zurück: „Du biſt nicht beſſer als Alexander, auch iſt die Urſache nicht anſtändiger, um deren willen ich jetzt annehmen ſoll, was ich damals ausgeſchlagen habe.“ Dem Antipatros, der ihm eine unbillige Zumuthung machte, gab er die trockne Antwort: „Antipatros kann mich nicht zugleich zum Freunde und zum Schmeichler gebrauchen.“

Da den Athenern bekannt war, wie viel Phokion über dieſen ſonſt ſo kaltherzigen Despoten vermöge, drangen ſie beſtändig in ihn, daß er denſelben zur Abberufung der in Munichia liegenden Beſatzung bewegen möchte. Phokion lehnte dies ab, ſei es nun, weil er nicht hoffte in dieſer Sache etwas auszurichten, oder vielmehr, weil er ſah, daß das Volk jetzt aus Furcht vor dieſer Beſatzung ſich weit vernünftiger bezeigte, die Geſetze achtete und Ordnung hielt. Die Athener wandten ſich deshalb an Demades, welcher ſich denn auch bereitwillig zu dieſer Sendung hergab. Er vertraute dabei auf die Gunſt, die er bei Antipatros in Rückſicht der Verrätherdienſte genoß, welche er ſchon ſeit dem lamiſchen Kriege den makedoniſchen Königen geleiſtet hatte. Vormals war er Fährmann geweſen. Als einen der frechſten Demagogen, der durch die Macht ſeiner nur durch Natur verliehenen und zügelloſen Beredtſamkeit auf die Menge großen Einfluß übte, hatte Philippos ihn leicht käuflich gefunden; ſeine und ſeiner Nachfolger Schenkungen hatten ihn zum reichen Manne gemacht. Unerſättlich wie im Fordern und Nehmen war er im Genießen; ſelbſt das Alter ſetzte ſeiner Schlemmerei kein Maaß, ſo daß Antipatros von ihm ſagen konnte: es ſei von ihm wie von einem geſchlachteten Opferthiere nichts weiter als die Zunge und der Bauch noch übrig.*) Doch war er den Gewalthabern unentbehrlich, und er ſelber rühmte ſich ohne Schaam und Gewiſſen ſeines Sündenſaldos. Als er ſeinen Sohn Demeas verheirathete, ſagte er zu ihm: „Als ich mit deiner Mutter Hochzeit hatte, merkte es nicht einmal der Nachbar; zu deiner Hochzeit aber geben Könige und Fürſten die Koſten her.“ — Mit dieſem Sohne begab er ſich jetzt in guter Zuverſicht nach Makedonien, um dem Antipatros das Anliegen der Athener vorzutragen.

Es war, als führete ihn ſein böſer Geiſt dahin. Als er ankam, lag Antipatros ſchon krank darnieder; ſtatt ſeiner hatte ſein Sohn Kaſſandros die Regierungsgeſchäfte übernommen. Dieſem war vor kurzem ein Brief in die Hände gefallen, welchen Demades an den Statthalter Perdikkas nach Aſien geſchrieben hatte, und worin er dieſen Gegner des Antipatros ermunterte, ſchleunigſt nach Europa herüber zu kommen und ſich der Herrſchaft über Griechenland und Makedonien zu bemächtigen, welche nur noch „an einem alten, morſchen Faden“ hinge, unter welchem ſpöttiſchen Ausdrucke er den Antipatros verſtand. Kaſ-

*) ſ. S. 230 ff., 236, 238 f.

*) Dieſe beiden Stücke des Opferthiers nemlich wurden nicht auf dem Altare verbrannt, ſondern ſammt den Eingeweiden für das Opfermahl zurückgelegt.

sandros ließ ihn daher gleich bei seiner Ankunft in Verhaft nehmen, zuerst den Sohn vorführen und ihn so nahe vor den Augen des Vaters hinrichten, daß dessen Kleider über und über mit Blut besprützt wurden. Ihm selber machte er darauf wegen seines Undanks und seiner Verrätherei die bittersten Vorwürfe und ließ ihn darauf unter Schimpf und Schmähung gleichfalls umbringen. So erfuhr denn Demades durch sein eignes, letztes, schreckliches Geschick die Wahrheit dessen, was ihm Demosthenes oft genug, ohne jedoch Glauben zu finden, vorausgesagt hatte: „Verräther werden allererst an sich selber zu Verräthern.“

Bald darauf starb Antipatros, 319 vor Chr., nachdem er zu seinem Nachfolger als Reichsverweser und Vormund des blödsinnigen Königs Arrhidäos von Makedonien den Polysperchan eingesetzt, seinen Sohn Kassandros aber nur zum Nächsten nach demselben im Heeresbefehle ernannt hatte. Kassandros aber war mit der Anordnung seines Vaters übel zufrieden und suchte sich bei Zeiten der Herrschaft zu bemächtigen. Um sich Athens zu versichern, schickte er in aller Eile den Nikanor ab, welcher an Stelle des Menyllas den Befehl über die in Munychia liegende Besatzung der Makedonier übernehmen sollte, ehe noch die Nachricht vom Tode des Antipatros in Athen anlangte. Diese List gelang; Phokion aber gerieth dadurch bei den Athenern in Verdacht, daß er von dem Tode des Antipatros schon vorher gewußt und ihn aus Gefälligkeit gegen Nikanor seinen Mitbürgern verheimlicht habe. Phokion, in gewohnter Gleichgültigkeit gegen das Urtheil des Volkes, blieb dessen ungeachtet in freundschaftlichem Verkehre mit Nikanor, wodurch sich dieser zu einem um so wahlwollenderen Benehmen gegen die Athener bewogen fand.

Inzwischen aber hatte Polysperchon ernstlich darauf Bedacht genommen, wie er das Ansehen Kassanders schwächen und dagegen für sich selber einen starken Anhang gewinnen könne. Zu diesem Zwecke ließ er eine königliche Botschaft ausgehen, kraft deren überall in Griechenland diejenigen Verfassungen wieder eingeführt werden sollten, welche zu Philipps und Alexanders Zeiten bestanden hätten. Alle Ausgewanderten und Vertriebenen sollten in die Heimath zurückkehren und in dem Besitze ihres Eigenthums und der Ausübung ihres vollen Bürgerrechtes leben, des Vergangenen aber nicht mehr gedacht werden.

Als dieses Schreiben in Athen eintraf, entstand unter den Bürgern eine große Bewegung. Nikanor war nahe daran, bei einer Volksversammlung, zu welcher er sich eingefunden hatte, ergriffen und dem Polysperchon ausgeliefert zu werden. Er entkam, wie man vermuthete durch Hülfe Phokions, welcher sich für seine Sicherheit verbürgt hatte, und traf sogleich Anstalten, um sich für diese Verrätherei an der Stadt zu rächen. Phokion aber zog auch jetzt noch sein Vertrauen nicht von ihm zurück, hatte für alle Anzeigen und Klagen, daß Nikanor Anschläge auf den Peiräus mache, mehrere Einwohner daselbst durch Bestechungen zu gewinnen suche und Miethstruppen nach Salamis übersetze, kein Gehör und erwiederte auf die dringendsten Vorstellungen seiner Mitbürger: er traue dem Nikanor völlig und erwarte nichts Uebles von ihm; widrigen Falls wolle er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun. So geeignet aber eine solche Rede auch war, ihm als Privatmann ein neues Zeugniß seines Edelmuthes und Biedersinnes zu geben, so wenig mochte sie einem Staatsmanne geziemen, welchem unter den bedrohlichsten Umständen die Sorge für das Wohl des Vaterlandes übergeben war. Sein persönliches Vertrauen berechtigte ihn nicht, die Sicherheit des Gemeinwesens aufs Spiel zu setzen; und so kann es kaum befremden, daß der langjährige Ruf seiner Redlichkeit dem Mißtrauen seiner Mitbürger nicht länger Stand hielt.

Bald darauf warf Nikanor die Maske ab, brach mit seinen Truppen bei Nacht aus Munichia hervor und besetzte den Peiräus. Jetzt endlich über Nikanors Pläne enttäuscht, rief Phokion die Athener zu den Waffen, um jenen mit Gewalt auszutreiben. Allein alles schrie über Verrätherei, niemand folgte ihm. Unterdessen zog Polysperchons Sohn, Alexandros, mit einer großen Macht heran, angeblich, um der Stadt gegen Nikanor beizustehen, in Wahrheit aber, um sie in seines Vaters Gewalt zu bringen und sich darin festzusetzen. Eine große Menge Vertriebener, welche mit ihm gekommen waren, drängte sich ihm voraus sogleich in die Stadt hinein. Zu ihnen gesellten sich dann auch die Fremden, so wie alle, welche früher des Bürgerrechtes beraubt und für ehrlos erklärt worden waren. Man veranstaltete eine Volksversammlung, in welcher es überaus stürmisch und ordnungslos herging. Der achtzigjährige Phokion, welcher nicht weniger als fünf und vierzig Mal Feldherr gewesen war, wurde seines Amtes entsetzt und andere an seine Stelle gewählt. Ja, hätte man nicht Alexandern mit dem Nikanor unter den Mauern ganz allein sprechen sehen und aus ihren wiederholten Zusammenkünften Argwohn geschöpft, so wäre die Stadt für diesmal wohl nicht der Gefahr entgangen.

Nunmehr fiel der Redner Agnonides über Phokion her und klagte ihn nebst seinen Freunden öffentlich der Verrätherei an. Zwei der letzteren, Kallimedon und Charikles, verließen aus Furcht und Besorgniß darüber sogleich die Stadt. Phokion hingegen und einige Freunde, die bei ihm Stand hielten, begaben sich zu Polysperchan. Aber auch das Volk schickte auf den Antrag des Agnonides eine Gesandtschaft darthin ab, um den Phokion förmlich anzuklagen. Beide Theile trafen zu gleicher Zeit bei Polysperchan ein, als dieser mit dem Könige eben bei einem Flecken in Phokis, mit Namen Pharyga, vorbeizog. Hier ließ Polysperchon den goldnen Thronhimmel aufrichten, unter welchem sich der König mit seinen Räthen niederließ. Den Deinarchos von Korinth, welcher mit Phokion gekommen war, weil er ihm gute Dienste zu leisten gehofft hatte, indem er mit Polysperchon in vertrauter Freundschaft zu stehen meinte, ließ dieser auf der Stelle ergreifen, auf die Folter spannen und hinrichten; den Athenern aber erlaubte er ihre Sache vorzubringen. Diese erhoben nun ein gewaltiges Lärmen und Geschrei, indem sie vor der Versammlung sich gegenseitig anklagten, so daß Agnonides mit dem plumpen Witz der Unverschämtheit dazwischen treten konnte: „Steckt uns nur alle zusammen in einen Käfig und schickt uns den Athenern zu, damit wir dort unsre Sachen ausführen mögen.“ Der blödsinnige König lachte über diesen Vorschlag; die Makedonier und Fremden aber, welche dieser Versammlung beiwohnten, wünschten zum Zeitvertreibe zuzuhören und ermunterten die Abgeordneten durch Winke, daß sie

Digitized by Google

gleich hier ihre Klage anbringen ſollten. Allein es ging dabei ganz parteiiſch zu; Polyſperchon fiel dem Phokion mehrmals in die Rede, ſtieß endlich ſogar mit dem Stocke auf die Erde, kehrte ihm den Rücken zu und gebot ihm zu ſchweigen. Und als Hegemon zu ihm ſagte: „Du ſelbſt kannſt mir bezeugen, daß ich es mit dem Volke ſtets gut gemeint habe,“ verſetzte Polyſperchon zornig: „Pfui, wie darfſt du es wagen, in Gegenwart des Königs zu lügen?“ worauf der König ſelber aufſprang und den Hegemon mit dem Spieße durchbohren wollte, was auch geſchehen ſein würde, wäre Polyſperchon ihm nicht gleich in den Arm gefallen. Auf dieſe Weiſe wurde die Verſammlung aufgehoben.

Phokion und die, welche bei ihm waren, wurden nun einer Wache übergeben. Als ſeine übrigen Freunde, welche entfernter ſtanden, dies wahrnahmen, verhüllten ſie ihr Angeſicht und retteten ſich durch die Flucht. Ein gewiſſer Kleitos wurde beauftragt, die Gefangenen nach Athen zu führen, angeblich, damit ihre Sache dort gerichtlich entſchieden werde, im Grunde aber, um die Todesſtrafe an ihnen vollziehen zu laſſen, da ſie ſchon ſo gut als verurtheilt waren. Die Art ihrer Abführung gab einen überaus jammerhaften Anblick, da man ſie auf Wagen über den Kerameikos*) durch die Straßen der Stadt nach dem Theater brachte und daſelbſt aufs ſchärfſte bewachen ließ, bis die Archonten die Volksverſammlung berufen hatten. Weder Sklaven noch Fremde noch Ehrloſe waren von dieſer Verſammlung ausgeſchloſſen, ſondern allen und jedem, Weibern ſowohl als Männern, ſtand der Zutritt zur Rednerbühne und dem Gerichtsplatze offen.

Nachdem das Schreiben des Königs vorgeleſen worden war, des Inhalts: er habe zwar ſchon ſelbſt dieſe Männer der Verrätherei ſchuldig befunden, wolle aber den Athenern als einem freien und unabhängigen Volke überlaſſen, über ſie zu richten und ſie nach ihren Geſetzen zu beſtrafen, — führte Kleitos die Gefangenen herein. Die Redlichſten unter den anweſenden Bürgern verhüllten bei Phokions Anblicke ihr Geſicht, ſahen zur Erde nieder und weineten. Einer aber unter ihnen ſtand auf und erkühnte ſich zu ſagen: „Da der König uns die Macht verliehen hat, über dieſe Männer Gericht zu halten, ſo iſt es billig, daß die Sklaven und Fremdlinge ſich aus der Verſammlung entfernen.“ Allein der Pöbel erregte darüber einen argen Lärm und ſchrie aus vollem Halſe, man ſolle die Ariſtokraten, die Feinde des Volks, mit Steinen todt werfen, ſo daß niemand weiter ſich getraute, für Phokion das Wort zu nehmen.

Als dieſer endlich mit Mühe und Noth Gehör erlangte, richtete er an die Athener die Frage: „Wie wollt ihr uns um's Leben bringen, gerechter oder ungerechter Weiſe?“ Einige gaben zur Antwort: „Gerechter Weiſe.“ „Und wie könnt ihr das wiſſen,“ verſetzte er, „wenn ihr mich nicht anhört?“ Da ſie ihn aber gleichwohl nicht zu Worte kommen ließen, machte er noch einen Verſuch, den Zorn der erbitterten Menge wenigſtens von ſeinen Mitverklagten abzulenken, indem er alle Schuld auf ſich allein herübernahm. Er trat daher näher hinzu und ſprach: „Nun ſo bekenne ich, gefehlt zu haben und erkläre meine Staatshandlungen des Todes würdig. Aber, ihr Athener, warum wollet ihr dieſe Männer tödten, die nichts Unrechtes gethan haben?“*) „Weil ſie deine Freunde ſind!“ riefen viele Stimmen. Darauf trat Phokion zurück und redete weiter kein Wort. Agnonides aber las nun den Entwurf eines Volksbeſchluſſes ab, welchen er im voraus abgefaßt hatte, des Inhalts: das Volk ſollte über dieſe Männer abſtimmen, ob ſie für ſchuldig zu halten wären, und wenn die Mehrzahl der Stimmen gegen ſie ausfiele, ſollten ſie vom Leben zum Tode gebracht werden.“

Nach Verleſung dieſes Schluſſes verlangten einige den Zuſatz, daß Phokion vor der Hinrichtung noch gefoltert werden ſollte, und befahlen ſchon, das Rad herbeizubringen und die Henkersknechte zu rufen. Agnonides aber, welcher wohl bemerkte, daß ſelbſt Kleitos darüber unwillig wurde und ſolches Verfahren für eine abſcheuliche Barbarei hielt, ließ ſich alſo vernehmen: „Wenn wir des Schurken Kollimedon habhaft werden, ihr atheniſchen Männer, den wollen wir foltern. In Anſehung Phokions ſchlage ich dergleichen nicht vor.“ Einer der wohlgeſinnten Bürger rief ihm dabei zu: „Da thuſt du recht daran; denn wenn wir einen Phokion auf die Folter ſpannen, was ſollen wir mit dir thun?“

Nachdem der von Agnonides vorgeſchlagene Volksbeſchluß angenommen und beſtätigt worden war, ſchritt man zur Abſtimmung. Kein einziger blieb ſitzen, ſondern alle, und die meiſten ſogar mit Kränzen geſchmückt, ſprangen auf und verdammten den Phokion und ſeine Freunde, die gegenwärtigen ſowohl als etliche abweſende, zum Tode. Nach Aufhebung der Verſammlung führte man die Männer ins Gefängniß. Die übrigen Verurtheilten umarmten noch ihre Freunde und Verwandten und gingen unter lauten Klagen und Weinen ab. Phokion dagegen zeigte noch daſſelbe Geſicht, wie wenn er ſonſt zum Feldherrn erwählt, und vom Volke nach Hauſe begleitet, aus der Verſammlung ging. Man konnte nicht umhin, den Gleichmuth und die Seelengröße des Mannes zu bewundern. Seine Feinde aber liefen neben ihm her und thaten ihm allen Schimpf an; ja einer von ihnen ſpie ihm gerade ins Angeſicht, wobei Phokion nur die Archonten angeſehen und geſagt haben ſoll: „Wird denn niemand dieſem Unverſchämten Einhalt thun?“ Im Gefängniſſe fragte ihn ein Freund, ob er an ſeinen Sohn Phokos noch etwas zu beſtellen habe. „Allerdings,“ antwortete er, „ſage ihm, daß er gegen die Athener keinen Groll hegen ſoll.“

Nikokles, der ihm unter allen ſeinen Freunden der vertrauteſte war (ſ. S. 236), bat ihn, er möge ihn zuerſt aus dem Schierlingsbecher trinken laſſen. „Dieſe Bitte iſt hart und traurig für mich, mein Theurer,“ antwortete ihm Phokion; „weil ich dir aber im Leben noch nie etwas abgeſchlagen habe, ſo ſei dir auch dieſes bewilligt.“ Nachdem nun ſchon alle ihren Theil getrunken hatten, reichte das Gift für den Phokion nicht mehr zu, und der Henker erklärte, er werde kein anderes zubereiten, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen**) zahle, denn ſo viel koſte ihm eine Drachme Giftes. Weil darüber viel Zeit verging, ſo rief Phokion einen Freund herbei und bat

*) Kerameikos, d. i. Töpfermarkt, hieß der weſtliche Stadttheil und der daranſtoßende, mit den herrlichſten Denkmälern geſchmückte Begräbnißplatz der im Kriege gefallenen Athener.

*) Suchet ihr denn mich, ſo laſſet dieſe gehen. Joh. 18, 8.

**) ſ. S. 41.

ihn, dem Menſchen das Verlangte zu geben, indem er ſprach: „Kann man doch in Athen nicht einmal umſonſt ſterben!“

Es war gerade am neunzehnten Tage des Monates Munichion, an welchem die Ritter dem Zeus zu Ehren einen feierlichen Aufzug durch die Stadt zu halten pflegten. Einige derſelben nahmen zum Zeichen ihrer Trauer ſich die Kränze ab, andere blickten mit weinenden Augen nach den Thüren des Gefängniſſes. Jeder, der noch einiges Gefühl von Menſchlichkeit in ſeiner Bruſt trug und nicht vor Zorn und Neid ganz verblendet und verderbt war, erachtete es für einen Frevel, daß man nicht einmal dieſen Tag vorbeigelaſſen, ſondern die Stadt an einem ſo heiligen Feſte durch eine öffentliche Hinrichtung befleckt hatte.

Gleichwohl wirkten ſeine Feinde, als ob ihre Rache auch jetzt noch nicht hinlänglich befriedigt wäre, noch eine Verordnung aus, welcher zufolge Phokions Leichnam über die Grenze geſchafft und kein Athener ſich unterfangen ſollte, ihn zu verbrennen und zu beerdigen. Wegen dieſes Verbotes wagte daher auch keiner ſeiner Freunde, ſeinen Leichnam anzurühren. Ein gewiſſer Konopion aber, welcher für ein Stück Geldes dergleichen zu verrichten gewohnt war, verbrannte den über Eleuſis hinausgeſchafften Körper, wozu er das Feuer aus dem megariſchen Gebiete holte. Eine megariſche Frau, welche mit ihren Mägden zugegen war, errichtete dem Phokion daſelbſt ein Denkmal, begoß es mit Trankopfern, ſammelte ſeine Gebeine in ihren Schoos und trug ſie bei Nacht in ihre Wohnung, wo ſie dieſelben neben dem Heerde vergrub, indem ſie ausrief: „Dir, lieber Heerd, gebe ich die Ueberreſte eines redlichen Mannes in Verwahrung; gieb ſie aber für das väterliche Begräbniß wieder zurück, wenn die Athener einmal wieder zur Beſinnung kommen werden.“

Es ſtand in der That auch nicht lange an, daß das Volk von Athen, durch die nachmaligen Ereigniſſe belehrt, zu der Einſicht gelangte, welch eines Hüthers der Mäßigung und der Gerechtigkeit es ſelber ſich beraubt hatte. Es wurde ihm daher eine eherne Bildſäule errichtet und ſeine Gebeine auf öffentliche Koſten begraben. Von ſeinen Anklägern wurde Agnonides von den Athenern ſelbſt zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Den Epikuros und Demophilos dagegen, die aus der Stadt entflohen waren, machte Phokions Sohn ausfindig und nahm an ihnen ſtrenge Rache. Unter den Hellenen aber erneuerte das Schickſal Phokions die Erinnerung an das Ende des Sokrates. Denn hier wie dort ſah man den ehrwürdigſten, tugendhafteſten Greis durch ein verblendetes Volk unſchuldig zum Tode gebracht und dieſes öffentliche Verbrechen durch das für die Stadt daraus erwachſende Unglück ſchwer geahndet.

Fünftes Buch.

1. Alexander der Große.
2. Eumenes.
3. Demetrios.
4. Pyrrhos.

Digitized by Google

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar, die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

Göthe

Alexander der Große.

1. Alexanders Jugend.

Alexander war der Sohn des Königs Philipp von Makedonien und der Olympias, deren Oheim Arymbas König von Epeiros war. Man führte demnach seine Abkunft väterlicher Seits auf Herakles und von Seiten der Mutter auf Aeakos, den Großvater des Achill, zurück. Er wurde geboren im Jahre 356 vor Chr. und zwar an eben dem Tage, an welchem der weltberühmte Tempel der Artemis zu Ephesos abbrannte. Die Magier oder persischen Weisen, so viele deren sich damals in Ephesos befanden, hielten dieses Unglück nur für das Vorzeichen eines noch größeren, liefen in den Straßen umher, während sie sich ins Angesicht schlugen, und schrien mit lauter Stimme: „Dieser Tag hat ein großes Verderben und Unheil für Asien geboren."

Philippos aber, welcher eben damals eine wichtige Stadt erobert hatte, erhielt zu gleicher Zeit drei hochwillkommene Botschaften: die eine, daß sein Feldherr Parmenion die Illyrier in einer großen Schlacht überwunden; die zweite, daß eines seiner Rosse beim Wettrennen zu Olympia den Preis davon getragen habe; die dritte, daß ihm ein Thronerbe geboren worden sei. „O Schicksal!" rief der freudenvolle König aus, „lege mir nun für so vielfaches Glück auch ein kleines Unglück auf!" Die Zeichendeuter aber erhöhten seine Freude durch die Erklärung: der unter drei Siegen geborene Prinz werde unbesiegbar sein.

Alexander war von schöner und königlicher Gestalt, und seine Hautfarbe ein reines Weiß, welches besonders im Gesicht und auf der Brust ins Röthliche überging. Den schmachtenden Ausdruck seiner Augen, so wie die eigenthümliche Haltung des Halses, der sich ein wenig auf die linke Seite neigte, hat vorzüglich der Bildhauer Lysippos, ein Künstler, welchen Alexander so hoch stellte, daß er von ihm allein sich wollte abbilden lassen, vortrefflich wiedergegeben. Seine Haut soll lieblich geduftet und nicht nur der Mund, sondern der ganze Leib einen angenehmen Geruch ausgeathmet haben, von welchem sogar seine Kleider durchdrungen wurden.

Schon im Knabenalter zeigte er sich hitzig und ungestüm in allen Stücken, aber mäßig und enthaltsam in Betreff sinnlicher Vergnügungen. Seine Ehrbegier nährte in ihm eine so ernste Denkart und hochstrebende Gesinnung, daß sie sein Alter weit überstieg. Nicht jeder Ruhm ohne Unterschied, von wannen er auch komme, schien ihm begehrenswerth wie seinem Vater Philippos, der sich nach Sophistenweise mit seiner Redefertigkeit großthat und die Siege, die seine Rennwagen bei den olympischen Spielen gewonnen hatten, auf Münzen prägen ließ. Alexander war zu stolz, um eitel zu sein. Als ihn seine Freunde, weil er hurtig im Laufe war, einst versuchten, ob er nicht Lust hätte, in Olympia am Wettlaufe theilzunehmen, gab er zur Antwort: „Ja, wenn ich dort Könige zu Gegnern haben könnte."

Einst kamen Gesandte des Königs von Persien an den Hof des Philippos und wurden, da der König abwesend war, von Alexandern bewirthet. Sein freundliches Wesen nahm sie dermaaßen für ihn ein, daß sie bald mit einander vertraut wurden. Jedes Gespräch zeigte die ernste Richtung seiner Gedanken und die Art der Gegenstände, welche sein Nachdenken und seine Wißbegier beschäftigten. Denn statt ihnen kindische und unbedeutende Fragen vorzulegen, erkundigte er sich nach der Länge des Weges und der Art im oberen Asien zu reisen, so wie nach der Persönlichkeit ihres Königs, nach seinem Verhalten gegen die Feinde und wie groß die Macht der Perser wäre und die Stärke ihres Heeres; worüber jene so hohe Verwunderung ergriff, daß sie die so sehr gerühmte Gewandtheit des Philippos gegen den kühnen, auf große Unternehmungen gerichteten Geist seines Sohnes für nichts achteten.

So oft die Nachricht einlief, daß Philippos eine ansehnliche Stadt erobert oder einen wichtigen Sieg gewonnen hatte, bezeigte er wenig Freude darüber und ließ sich gegen seine Altersgenossen vernehmen: „Kinder, mein Vater wird alles vorwegnehmen und mir keine Gelegenheit übrig lassen, mit euch etwas Großes und Glänzendes zu verrichten." Denn nicht auf Vergnügen und Reichthum, sondern auf persönliche Tüchtigkeit und Ruhm ging all sein Streben; nicht Fülle der Güter noch üppigen Genuß und Gemächlichkeit, sondern eine mit Krieg und Streit verbundene Herrschaft, welche seinem Ehrgeize Genüge thäte, wünschte er von seinem Vater zu ererben.

Der Thessalier Philoneikos bot dem Philippos ein herrliches Pferd, mit Namen Bukephalos, zum Kaufe an und verlangte dafür dreizehn Talente. Man begab sich aufs Feld hinaus, um das Pferd zu erproben, und befand, daß es ganz unbändig und völlig unbrauchbar sei, indem es weder aufsitzen ließ, noch den Zuruf von jemand aus des Philippos Gefolge leiden wollte, sondern gegen jeden, der ihm näher kam, sich aufbäumte. Phi-

lippos wurde darüber ganz verdrießlich und gab schon Befehl, das Pferd, mit welchen sich nichts anfangen lasse, wieder wegzuführen, als der junge Alexander, der mit zugegen war, sagte: „Welch ein treffliches Pferd läßt man sich da entgehen, weil man aus Ungeschicklichkeit und Feigheit es nicht zu behandeln weiß.“ Philipp schwieg anfangs dazu still; da aber der Jüngling seine Rede öfter wiederholte und den Verlust eines so edlen Thieres bedauerte, sprach er: „Schmälst du auf ältere Leute, als ob du es besser verstündest und wüßtest mit einem Pferde geschickter umzugehen?“ „Mit diesem wenigstens,“ entgegnete Alexander, „getraue ich mir besser zurecht zu kommen als ein anderer;“ worauf sein Vater erwiederte: „Wenn du es aber nicht kannst, welcher Strafe willst du dich dann für deine Selbstüberschätzung unterwerfen?“ „Beim Zeus!“ fiel jener ein, „so will ich den Preis des Pferdes bezahlen.“

Darüber entstand ein Gelächter; doch blieb Alexander bei seinem Erbieten, so daß man endlich darauf einging. Nachdem man über die Summe einig geworden, ging er auf das Pferd zu, nahm es beim Zügel und kehrte es der Sonne entgegen, vermuthlich, weil er bemerkt hatte, daß der vor ihm niederfallende und sich hin und her bewegende Schatten es scheu mache. Nun lief er eine kleine Strecke neben dem Pferde her und streichelte es, so lange er es noch vor Zorn und Hitze schnauben sah; dann aber ließ er ganz sachte seinen Mantel fallen, schwang sich hinauf und saß fest im Sattel. Erst zog er den Zügel ein wenig an sich und hielt das Pferd, indem er es weder durch Schläge noch durch Sporen reizte, zurück; wie er aber bemerkte, daß es seinen Trotz fahren ließ und nur begierig war zu laufen, ließ er ihm die Zügel und sprengte davon, wobei er noch durch dreisteren Zuruf und Stoß mit den Füßen es antrieb. Philippos und sein Gefolge waren anfangs in großer Angst und schwiegen still, als er aber ordentlich umlenkte und voll stolzer Freude wieder auf sie zugeritten kam, erhoben sie alle ein Jubelgeschrei. Sein Vater weinte vor Freuden, küßte ihn beim Absteigen und rief: „Mein Sohn, suche dir ein Königreich, das deiner würdig ist; Makedonien ist zu klein für dich.“

Jenes edle Thier blieb bis an seinen Tod im fernen Indien das Streitroß Alexanders. Es behielt auch in der Folge seine Sitte bei, daß es durchaus keinen anderen Reiter wollte aufsitzen lassen. Es war von ansehnlicher Größe und voll kriegerischen Feuers. Seinen Namen Bukephalos, d. h. der Stierköpfige, soll es wegen seines breiten, stierähnlichen Kopfes und wilden Blickes, oder wegen des den thessalischen Pferden gewöhnlich eingebrannten Zeichens eines Stierkopfes erhalten haben; wogegen andere sagen: es habe, sonst am ganzen Leib von schwarzer Farbe, auf der Stirn eine stierkopfförmige Bläße gehabt. Alexander hielt dieses treue Thier überaus werth. Als es später auf dem Feldzuge gegen die asiatische Völkerschaft der Axier abhanden gekommen war, ließ er durch das ganze Land bekannt machen, er werde alle Axier umbringen, wenn sie ihm das Pferd nicht wieder zur Stelle schafften; worauf es alsbald wieder zurückgebracht wurde.

Philippos trug für die Erziehung seines Sohnes große Sorgfalt. Er bemerkte an ihm eine unbiegsame Gemüthsart, die jedem Zwange widerstrebte, aber durch vernünftige Gründe sich leicht zu dem, was pflichtgemäß war, leiten ließ. Er selber suchte ihn daher mehr zu überreden als durch Befehle zu nöthigen, und achtete es nicht genug, wenn er die Ausbildung seines Sohnes den Lehrern der Musik und der übrigen gewöhnlichen Wissenschaften überließe, sondern berief, als Alexander dreizehn Jahre alt war, den berühmtesten und gelehrtesten Philosophen jener Zeit, den Aristoteles, zu sich, um ihm die Unterweisung und Leitung des Jünglings zu übergeben. Schon kurz nach Alexanders Geburt hatte er diesem Weisen geschrieben: er danke den Göttern weniger für das Geschenk eines Sohnes als für das Glück, daß sie ihn gerade zu Aristoteles Zeiten ließen geboren werden; er hoffe, von ihm erzogen und unterrichtet, solle sein Thronerbe weder des Vorzugs seiner Geburt unwürdig, noch der Beherrschung eines so mächtigen Reiches unfähig werden. — Zum Orte des Unterrichts und der Studien wies er dem Lehrer und seinem Zöglinge den Nymphenhain bei Miëza an, wo man noch zu Plutarchs Zeiten die steinernen Sitze und die schattigen Spaziergänge des Aristoteles zeigte. Auch ertheilte er ihm ein schönes und anständiges Lehrgeld. Er ließ nemlich die Vaterstadt des Weltweisen, Stageira in Thrakien, die er zerstört hatte, wieder aufbauen und setzte die theils entflohenen theils in Sklaverei gerathenen Bürger in ihre Güter wieder ein.

Alexander zeigte sich überaus wiß- und lernbegierig. Noch während seines Feldzuges in Asien bekannte er in einem Briefe seinem großen Lehrer: „Ich meinestheils möchte mich lieber durch die Kenntniß der erhabensten Wissenschaften als durch Macht vor anderen auszeichnen.“ Und in der That wurde Alexander von Aristoteles nicht blos in der Sittenlehre und Staatsweisheit unterrichtet, sondern auch in den geheimen und schwereren Wissenschaften, welche die Philosophen die akroamatischen und epoptischen nannten, weil sie dieselben nur mündlich und zwar nur den fähigsten und erlesensten ihrer Schüler gleichsam als den Eingeweihten mittheilten, aber niemals durch schriftliche Niederzeichnung öffentlich bekannt werden ließen. Auch die Liebe zur Naturkunde hatte Aristoteles in ihm begründet und genährt, und seine Kenntnisse in der Arzneiwissenschaft setzten Alexandern öfter in den Stand, seinen Freunden in Krankheitsfällen zu helfen, ihnen Gesundheitsregeln zu geben und Heilmittel zu verordnen. Gute Schriften, besonders Dichter zu lesen, war ihm Bedürfniß. Sein Schatzmeister Harpalos mußte ihm Bücher in die inneren Länder Asiens nachschicken. Die Iliade des Homer betrachtete er als ein Lehrbuch der Kriegskunst und nannte sie auch so. Auf seinen Feldzügen hatte er eine durch Aristoteles verbesserte Ausgabe dieses Heldengedichtes, an welchem sich sein Heldenfeuer nährte, nebst dem Dolche stets unter seinem Kopfkissen; und als er später ein überaus kostbares Salbenkästchen des Dareios erbeutete, legte er die Iliade hinein, als wäre sie der beste seiner Schätze. Seinen Lehrer liebte und ehrte er nicht weniger als seinen Vater, denn diesem, sagte er, verdanke er das Leben, jenem aber das rechte Leben; und wenn auch spätere unglückliche Verwickelungen das vormalige Vertrauen zwischen beiden minderten, so wich doch die von Jugend auf ihm eingeprägte und mit ihm herangewachsene Liebe zur Weltweisheit und ihren Pflegern niemals aus Alexanders Seele.

Digitized by Google

Alexander war sechzehn Jahre alt, als ihm sein Vater, welcher damals gegen die Byzantier ins Feld zog (s. S. 230), die Regierung in Makedonien nebst dem Reichssiegel anvertraute. Während dieser Zeit brachte er die abgefallene thrakische Völkerschaft der Meder oder Medarer wieder zum Gehorsam, eroberte ihre Stadt, verjagte die Barbaren daraus und besetzte sie mit Ansiedlern aus allerlei Volk, weshalb er ihr den Namen Alexandropolis (Alexanderstadt) gab. Ueber seine Waffenthat in der Schlacht bei Chäroneia, an welcher er als achtzehnjähriger Jüngling theilnahm, haben wir schon in der Lebensbeschreibung des Demosthenes (S. 232) berichtet. Noch vier Jahrhunderte später zeigte man am Flusse Kephisos eine uralte Eiche, die Alexandereiche geheißen, bei welcher damals sein Zelt gestanden hatte.

Um solcher frühen Verdienste willen liebte Philippos seinen Sohn, wie sich leicht denken läßt, um so mehr, und hörte es mit Vergnügen, wenn die Makedonier den Alexander ihren König, den Philippos aber ihren Feldherrn nannten. Aber Philipps Unbeständigkeit in der Ehe und seine anderweitigen Heirathen wurden Ursache vielfacher Zwistigkeiten und stürzten das ganze Reich in Unruh und Zerrüttung. Alexander fühlte sich durch die Beleidigungen, welche seiner Mutter Olympias widerfuhren, tief gekränkt, und diese, eine eifersüchtige und rachgierige Frau, benutzte die treue Anhänglichkeit, welche er gegen sie hegte, dazu, durch Klagen und Aufreizung den traurigen Zwiespalt seines Herzens zu vergrößern. Als Philippos seine Vermählung mit der jungen Kleopatra, einer Nichte seines Günstlings Attalos, feierte, kam es zwischen Vater und Sohn zum offenen Bruch. Alexander nahm die Olympias mit sich fort und brachte sie nach Epeiros in Sicherheit; er selber wählte seinen Aufenthalt in Illyrien. Aber nicht lange darnach traf der Korinthier Demaratos, ein Gastfreund des Hauses, der sich viele Freiheit nehmen durfte, bei Philippos ein. Nach der ersten Bewillkommnung richtete der König sogleich die Frage an ihn: wie es um die Eintracht unter den Griechen stünde? worauf ihm der Gastfreund trocken erwiederte: „Du hast wohl viele Ursache, Philipp, dich um Griechenland zu bekümmern, da du dein eignes Haus mit so viel Zwietracht und Unheil erfüllt hast!“ Diese Worte brachten den König zur Besinnung, so daß er den Demaratos an Alexandern abschickte und ihn zur Rückkehr bewegen ließ.

Philippos wurde, wie wir bereits früher erzählt haben (S. 236), von Pausanias ermordet. Olympias, so hieß es, sei Mitwisserin dieses meuchlerischen Anschlags gewesen; selbst auf Alexandern fiel in Folge des öfter gestörten Einverständnisses zwischen ihm und seinem Vater einiger Verdacht. Doch ließ er diejenigen, welche an der Verschwörung theilgenommen, aufsuchen und tödten und bezeigte selbst der Olympias, als sie in seiner Abwesenheit die Kleopatra hart behandelt hatte, seinen Unwillen.

2. Alexanders Regierungsantritt.

So trat denn Alexander im zwanzigsten Lebensjahre (336 v. Chr.) eine Herrschaft an, welche überall von großem Neid, von starkem Haß und drohenden Gefahren umringt war. Denn einerseits wollten die benachbarten barbarischen Völkerschaften das Joch der Makedonier nicht länger tragen, sondern begehrten von ihren eigenen, angestammten Königen regiert zu werden; anderseits war Griechenland, welches sich noch immer nicht an den Verlust seiner Freiheit gewöhnen konnte, voller Unruhe und Bewegung, da Philipp es zwar mit Waffengewalt überwunden, aber nicht Zeit genug gehabt hatte, es völlig unterwürfig zu machen und zu beschwichtigen. Diese bedenklichen Umstände machten die Makedonier so bange, daß sie es für das Rathsamste hielten, auf Griechenland völlig Verzicht zu leisten und die abtrünnigen Barbaren durch gütlichen Vergleich wieder zum Gehorsam zu bringen. Alexander hingegen ging von ganz entgegengesetzten Grundsätzen aus. Ueberzeugt, daß auf das geringste Zeichen von Furcht und Nachgiebigkeit alle Völker sogleich über ihn herfallen würden, war er entschlossen, durch kühnes Wagen und ungebeugten Muth seinem Reiche Bestand und Wohlfahrt zu sichern.

Zunächst steuerte er dem Aufstande der Barbaren, indem er eiligst mit seinem Heere bis an die Donau vordrang und auch den König der Triballer, Syrmos, in einer blutigen Schlacht besiegte. Auch die Nachricht vom Abfalle der Thebäer, mit denen die Athener gemeinschaftliche Sache gemacht hätten, brachte ihn keineswegs außer Fassung. „Ich will dem Demosthenes,“ sprach er, „der mich, so lange ich bei den Illyriern und Triballern war, einen Knaben, und nachdem ich in Thessalien eingerückt, einen Jüngling genannt hat, unter den Mauern von Athen zeigen, daß ich ein Mann bin (vergl. S. 236).“ Rasch drang er durch die Thermopylen in Hellas ein und rückte auf Theben los. Die Thebäer verschmähten den Frieden, welchen er ihnen antrug. Aber ungeachtet einer Tapferkeit und einem Muthe, welcher ihre Kräfte weit überstieg, mußten sie der Uebermacht unterliegen. Ihre Stadt wurde mit Sturm genommen, ausgeplündert und dem Erdboden gleichgemacht. Sämmtliche Einwohner, deren nach der Schlacht, worin sechstausend Mann den Tod gefunden, noch dreißigtausend übrig waren, wurden in die Sklaverei verkauft. Nur das Haus des berühmten Pindaros, welcher zur Zeit des ersten persischen Krieges die olympischen Sieger in schwungvollen Oden gefeiert hatte, ließ er stehen und schenkte auch den noch lebenden Nachkommen dieses Dichters, so wie den Priestern, den Gastfreunden der Makedonier und denjenigen Bürgern, welche den Aufstand widerrathen hatten, die Freiheit (335 vor Chr.).

Ein so furchtbares Strafgericht schien ihm vonnöthen, um die übrigen Hellenen von jedem weiteren Versuche einer Empörung abzuschrecken. Doch soll ihn in der Folge das Unglück der Thebäer oft schwer gereut und bekümmert haben. So schrieb er auch den später an seinem Freunde Kleitos in der Trunkenheit begangenen Mord und die Zaghaftigkeit der Makedonier gegen die Indier, wodurch er die Vollendung seines Feldzugs und seines Ruhmes vereitelt sah, dem Zorne und der Rache des Gottes Dionysos zu, welcher für einen Heimathsgenossen und Schutzherrn des zerstörten Thebens galt. Diese Reue war Ursache, daß er in vielen Fällen mit um so mehr Sanftmuth verfuhr. Unter den entkommenen Thebäern war kein einziger, welcher nachmals bei Alexandern eine Fehlbitte gethan hätte. Theben selber aber wurde erst zwanzig Jahre nach seiner Zerstörung unter Kassandros wieder aufgebaut.

Digitized by Google

Den Athenern ließ Alexander Verzeihung angedeihen, obwohl sie ihren Schmerz über das traurige Schicksal ihrer Bundesgenossen unverhohlen äußerten und allen, die in ihre Stadt geflüchtet waren, die liebreichste Aufnahme gewährten. Sei es nun, daß er gleich dem Löwen seinen Zorn gesättigt hatte und der natürlichen Großmuth wieder Raum gab, sei es, daß er jener grausamsten und schreckenvollsten That ein Beispiel von Milde an die Seite setzen wollte: Athen saad auch diesmal, wie zu Philipps Zeiten, in seinem alten Ruhme einen Freibrief gegen die Rache seines Ueberwinders (s. S. 237).

Jetzt nahm Alexander den Plan seines Vaters wieder auf, dessen Ausführung schon seit lange das begeisternde Ziel seiner Wünsche uad Entwürfe gewesen. Er erschien bei der Bundesversammlung der Hellenen zu Korinth und ließ sich zu ihrem Oberfeldherrn gegen die Perser wählen. Bei dieser Gelegenheit machten ihm viele Staatsmänner und Philosophen die Aufwartung. Einer aber, nach dessen Bekanntschaft der König ganz besonders verlangte, blieb hartnäckig aus. Es war dies Diogenes von Sinope, der wunderliche Schüler des Sokratikers Antisthenes.*) Den bekannten Grundsatz des Sokrates, daß der Mensch so wenig als möglich bedürfen müsse, um der Gottheit ähnlich zu werdea, trieb er, noch das Vorbild seines Lehrers überbietend, bis zur völligsten Gleichgültigkeit gegen alles, was die äußere Gestalt des Lebens erheitert, verschönt und veredelt. Seinen hölzernen Becher warf er weg, als er einst einen Knaben mit der hohlen Hand aus einer Quelle schöpfen sah; und als er wahrnahm, daß jemand, dem das Geschirr zerbrach, das darin enthalteae Gemüse in das ausgehöhlte Brot faßte, warf er auch seinea Napf fort. Leibespflege vernachlässigte er ganz. Er trug einen langen, struppigen Bart und einea zerrissenen Mantel. All' seine Habseligkeiten umfaßte ein alter Ranzea. Seine Wohnung war eine Tonae, welcher er vor den Häusern der Menschen weit den Vorzug gab, weil er sie fortrollen konnte, wohin er wollte. Sorglos von Tag zu Tage lebend, bekümmerte er sich wenig um den Gang der Weltereignisse; doch geißelte er die Thorheiten der Zeitgenossen oft mit launigen und treffenden Witzreden.

Er blieb auch jetzt, wo alles sich herzudrängte, um Alexandern zu sehen oder seiner Gunst sich zu versichern, ungestört in seiner Ruhe im Kraneion, einer vor der Stadt gelegenen und von einem Cypressenhaine umgebenen Ringschule. Alexander begab sich daher selbst zu ihm. Diogenes lag eben an der Sonne. Als er so viele Menschen auf sich zukommea sah, richtete er sich nur ein wenig in die Höhe und blickte Alexaadern mit unverwandten Augen an. Dieser grüßte, redete ihn an und fragte: „Kann ich dir womit dienen?“ „Geh' mir ein weaig aus der Sonne,“ antwortete Diogenes, und weiter erbat er nichts. Ueber diese Aatwort war Alexander sehr betroffen, und weit entfernt, durch jene Geringschätzung sich beleidigt zu fühlen, zollte er dem Stolze und der Seelengröße des Mannes dermaaßea seine Bewunderung, daß er, als seine Begleiter beim Weggehen über jenen lachten und spotteten, gar ernsthaft vernehmea ließ. „Wahrlich, wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich Diogenes sein.“*)

*) Antisthenes (s. S. 147) wurde Stifter einer Schule, welche nur in der Beschränkung alles menschlichen Strebens auf das nothwendigste Naturbedürfniß das sichere Mittel zur Tugend und Glückseligkeit fand. Sie hieß, entweder von ihrem Sammelplatze, dem Gymnasium Kynosarges zu Athen, oder vielleicht spottweise von ihrer zuweilen an das Hündische grenzenden geringen Lebensweise die kynische Schule.

*) Als Diogenes still in seiner Tonne sich sonnte,
Und Calanus mit Lust stieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raschen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrscher der Welt nicht auch der Lehre zu groß'
Göthe.

Um den Gott über den bevorstehenden Feldzug zu befragen, ging er nach Delphoi. Es war gerade einer der sogenannten Unglückstage, an welchen keine Orakel ertheilt werden durften. Gleichwohl schickte er zu der Oberpriesterin und ließ sie dazu auffordern. Als sie es ihm aber abschlug und das Gesetz vorschützte, ging er selbst zu ihr hinauf und zog sie mit Gewalt zum Tempel fort, worauf die Priesterin sich gleichsam überwunden gab und in Bestürzung ausrief: „Jüngling, du bist unwiderstehlich!“ Als diese Worte ihr entfallen, sprach Alexander: „Nun brauche ich weiter keinen Götterspruch, denn ich habe einen, wie ich ihn gewünscht, erhalten.“

Die Kriegsmacht, mit welcher er die Heerfahrt antrat, betrug nicht mehr als dreißigtausend Mann Fußvolk und fünftausend Reiter. Zum Unterhalte dieser Truppen hatte er, wie der ihn begleitende Geschichtschreiber Aristobulos bezeugt, nur siebenzig Talente oder, nach Angabe eines anderen, Lebensmittel auf dreißig Tage bei sich. So beschränkt aber auch die Hülfsmittel seines Unternehmens waren, begab er sich doch nicht eher zu Schiffe, als bis er für seine Freunde Sorge getragen, und dem einen einen Acker, dem andern ein Dorf, dem dritten die Einkünfte eines Fleckens oder eines Hafens angewiesen hatte. Da er auf solche Weise fast alle königlichen Güter verschenkt und die Schenkungsurkunden unterzeichnet hatte, fragte Perdikkas: „Aber, mein König, was behältst du denn für dich selbst zurück?“ „Die Hoffnung!“ versetzte Alexander. „Gut,“ fuhr jener fort, „so wollen auch wir, die wir mit dir zu Felde ziehen, an dieser Hoffnung Theil nehmen.“ Damit lehnte Perdikkas die ihm zugeschriebenen Güter ab, und seinem Beispiele folgten noch einige andere Freunde.

3. Alexander in Kleinasien.

Mit solchen Gesinnungen und guter Zuversicht fuhr Alexander über den Hellespont nach Asien hinüber und stieg bei Ilion an's Land (334 vor Chr.). Dort brachte er der Athene ein Opfer und den Heroen ein Trankopfer. Auch schmückte er die Grabsäule des Achilleus mit einem Kranze, hielt um sie, wie es herkömmlich war, mit seinen Freunden nackend einen Wettlauf und pries diesen Helden glücklich, daß er im Leben einen treuen Freund und nach seinem Tode einen großen Herold seiner Thaten gefunden habe.*)

Unterdessen hatten die Feldherren des Perserkönigs Dareios Kodomannos eine große Kriegsmacht zusammengezogen und am Granikos, einem kleinen, aber zwischen steilen Ufern hinströmenden Flusse in Mysien, aufgestellt, um dem Alexander den Uebergang zu wehren. Er sah sich also genöthigt, gleichsam an den Thoren Asiens sich den Weg in dasselbe mit den Waffen zu eröffnen. Seine Feldherren waren wegen der Tiefe des Flusses und der schroffen Höhe des jenseitigen Ufers, welches man im Angesichte des Feindes unter stetem Gefecht ersteigen mußte, in großen Sorgen; und Parmenion drang in ihn, nicht mehr so spät am Tage ein solches Wagstück zu unternehmen. Alexander gab zur Antwort: „Der Hellespont, den ich überschritten, würde sich schämen, wenn ich mich nun vor dem Granikos fürchten wollte,“ — und stürzte sich sogleich mit dreizehn Reitergeschwadern in den Fluß. Dieser Uebergang schien mehr eine That der Raserei und Verzweiflung als besonnener Klugheit. Denn der Strom riß Roß und Mann mit sich fort und bedeckte sie fast ganz mit Wasser, während von den steilen, mit Fußvolk und Reitern dicht besetzten Ufern ein Hagel von Geschossen auf sie eindrang. Der junge König beharrte aber bei seinem Vorsatze, wiewohl das von Schlamm ganz schlüpfrige Ufer denen, welche glücklich hindurchgedrungen, die Landung noch ungemein erschwerte, und man jenseits gegen die ansprengende Reiterei sich sofort in ein unordentliches Gefecht, Mann gegen Mann einlassen mußte, ehe die herübergekommene Mannschaft sich in einige Ordnung stellen konnte.

Alexander selbst machte sich durch seinen Schild und den Haarbusch seines Helmes, neben welchem zu beiden Seiten eine hohe Feder von blendendem Weiß in den Lüften flatterte, den Feinden kenntlich, deren denn viele hitzig auf ihn eindrangen. Er selber sprengte unerschrocken auf den Eidam des Dareios, Mithridates, ein, der eben, den Uebrigen weit voran, einen wahren Keil von Reitern ins Treffen führte, und warf ihn durch einen Speerstoß ins Gesicht vom Pferde. In demselben Augenblicke aber rannte Roisakes auf ihn los und führte mit seinem sichelförmigen Säbel einen Hieb nach des Königs Haupte. Dieser gewaltige Streich schlug ein Stück von Alexanders Helme, wurde aber durch den Helm selber gelähmt und schadlos gemacht, wogegen Alexander seinem Gegner die Stoßlanze durch den Harnisch in die Brust bohrte, so daß er rücklings vom Rosse fiel. Schon hatte ein Dritter, Namens Spithridates, seinen Säbel von hinten gegen Alexandern erhoben, als ihm Kleitos, des Dropidas Sohn, zuvorkam und mit einem Hiebe den Arm sammt dem Säbel vom Leibe trennte.

Während dieses gefährlichen Reitergefechts setzte die makedonische Phalanx über den Fluß, worauf die beiderseitigen Fußvölker gegen einander anrückten. Doch leisteten die Feinde weder tapferen noch anhaltenden Widerstand, sondern kehrten bald den Rücken und flohen davon. Nur die griechischen Söldner setzten sich dichtzusammengeschlossen auf einem Hügel fest und trugen auf Unterhandlung an. Alexander, der in der Hitze des Augenblicks mehr dem Zorne als der Ueberlegung Raum gab, verweigerte sie, sprengte zuerst auf die Tapferen ein und verlor sein Pferd (nicht den Bukephalos, denn er ritt damals gerade ein anderes), welches, auf beiden Seiten von Schwertern durchbohrt, zusammenbrach. Hier war es auch, wo er die meisten Leute einbüßte: denn sie hatten es mit wackeren und verzweifelten Gegnern zu thun.

Auf Seiten der Feinde sollen in der Schlacht zwanzigtausend Mann Fußvolk und dritthalbtausend Reiter gefallen sein. Dem Alexander dagegen kostete dieser Sieg nur hundert und funfzehn Mann, worunter fünf und zwanzig aus der berittenen Leibwache des Königs. Diesen ließ er eherne Bildsäulen errichten, welche Lysippos ver-

*) Nemlich den Patroklos und den Homer.

fertigte. Auch die Griechen ließ er an seinem Siege theilnehmen und schickte insbesondere den Athenern dreihundert erbeutete Schilde zum Geschenk. Auf die übrige Beute ließ er die ehrenvolle Inschrift setzen: „Alexander, des Philippos Sohn, und die Hellenen mit Ausnahme der Lakedämonier (erkämpften dies) von den Barbaren Asiens.“ Die Trinkgeschirre, Purpurkleider und was sonst dergleichen er von den Persern erbeutet hatte, überschickte er bis auf etwas weniges, das er für sich behielt, seiner Mutter.

Dieser Sieg bewirkte für Alexandern auf einmal die glücklichste Wendung der Dinge. Sardes, das Bollwerk des persischen Reiches nach dem Meere zu, fiel in seine Hände. Die Städte Halikarnassos und Milet nahm er mit Sturm und bemächtigte sich aller umliegenden Landschaften. Hierauf drang er durch die südlichen Küstenländer bis nach Pamphylien vor, wandte sich alsdann nordwärts, bezwang die Pisidier und rückte in Phrygien ein. In der alten Hauptstadt dieser Landschaft, Gordion, begab er sich auf die Burg, um den weltberühmten Wagen des Gordios zu sehen. Gordios war ein armer Bauer gewesen, welcher einst den Phrygiern in unruhvollen Zeiten seinen Sohn Midas zum Könige gegeben hatte. Zum Andenken an dieses Ereigniß hatte Midas den Wagen, auf welchem ihn sein Vater in die Volksversammlung gebracht, als ein Weihgeschenk für Zeus in der Königsburg aufgestellt; und hiervon ging noch zu Alexanders Zeit unter den dortigen Barbaren die Sage, daß demjenigen, welcher den Knoten am Joche dieses Wagens lösen würde, bestimmt wäre, Herrscher des Erdkreises zu werden. Der Bund am Joche war aus Bast vom Hartriegel und so künstlich in einander geflochten, daß man weder Anfang noch Ende daran finden konnte. Alexander besah ihn lange und genau und wollte nicht von dannen gehen, ohne den Knoten gelöst zu haben. Da er dies aber unmöglich fand, zog er das Schwert und zerhieb ihn; und diese That ist bis auf den heutigen Tag sprichwörtlich geblieben für jede gewaltsame Lösung unlösbarer Verwirrungen.

Am folgenden Tage brach Alexander nach der phrygischen Stadt Ankyra auf, welche jetzt den Namen Angora führt, und empfing daselbst eine Gesandtschaft der (nördlich von Phrygien, am schwarzen Meere wohnenden) Paphlagonier, welche sich ihm unter der Bedingung, daß er nicht mit Heeresmacht in ihr Land einrücke, freiwillig unterwarfen. Er rückte hierauf nach Osten in Kappadokien ein, wodurch er die Eroberung des eigentlichen Kleinasiens diesseits des Flusses Halys und noch eines ziemlichen Theiles jenseits desselben vollendete.

Die Nachricht von dem Tode Memnons bestärkte den König in dem Entschlusse, in die oberen Provinzen des Perserreiches vorzudringen. Dieser Memnon nemlich war es, von welchem am meisten zu erwarten stand, daß er Alexandern viel zu schaffen machen und ihm in seinen Unternehmungen tausend Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg legen werde. Obwohl von Geburt ein Ausländer und Hellene, denn er war ein Rhodier, genoß er doch das Vertrauen des Königs Dareios dermaaßen, daß er nach der unglücklichen Schlacht am Granikos mit unbeschränktem Oberbefehl über die am Meere gelegenen Provinzen betraut wurde, und verfolgte seinen Plan, den Krieg nach Europa hinüber zu spielen, mit so viel Rührigkeit und Glück, daß er bei längerem Leben Alexandern wahrscheinlich zur Umkehr genöthigt hätte. Schon hatte er Chios, Lesbos und einen Theil der kykladischen Inseln erobert, als ihn plötzlich eine Krankheit hinwegraffte und den Dareios eines Feldherrn beraubte, welchen kein Anderer ihm ersetzen konnte. Dareios stellte sich daher persönlich an die Spitze seines Heeres und ging dem Feinde, voller Vertrauen auf seine Macht von sechsmal hunderttausend Streitern und durch Alexanders langen Aufenthalt in Kilikien, welchen er für Verzagtheit auslegte, noch mehr ermuthiget, von Susa her entgegen.

Alexander war nemlich aus Kappadokien durch einen Engpaß des Tauros in Kilikien eingerückt und hatte die Hauptstadt dieser Landschaft, Tarsos, die nachmalige Vaterstadt des Apostels Paulus, eingenommen. Dort aber war er in Folge eines Bades in dem eisigkalten Gebirgsflusse Kydnos so schwer erkrankt, daß alle Aerzte ihm bereits das Leben absprachen. Nur Philippos, ein akarnanischer Arzt im Gefolge des Königs, ein Mann, der sich in der Heilkunde den größten Ruf erworben, hatte auch jetzt noch den Muth, sein Leben im Falle des Mißlingens an die Rettung des Königs zu wagen. Er erbot sich, ihn wieder herzustellen, und hatte den Becher mit dem Heilmittel schon in Bereitschaft gesetzt, als Alexander einen Brief vom Parmenion erhielt, welcher ihn warnte, dem Philippos zu trauen, denn, wie man sage, habe er sich von Dareios durch große Summen bestechen lassen, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen. Alexander las den Brief und reichte ihn dem Philippos hinüber, während er den Becher von ihm annahm und ohne Zögern austrank. Es war ein rührender und ergreifender Moment, wie der König den Arzt mit einem munteren und freudigen Blicke ansah, aus welchem lauter Liebe und Vertrauen sprach, Philipp dagegen, voller Entsetzen über die im Briefe gegen ihn erhobene Beschuldigung, bald mit gen Himmel erhobenen Händen die Götter zu Zeugen anrief, bald wieder sich über das Bett neigte und den König beschwor, getrost zu sein und sich ganz auf ihn zu verlassen. Die Arznei wirkte nemlich anfangs mit großer Heftigkeit, indem sie alle Lebenskräfte gleichsam in die Tiefe drängte und nach außen verschwinden ließ. Der Kranke verlor die Sprache, ward ohnmächtig und äußerte nur noch schwache und geringe Zeichen des Lebens. Doch bald fand er sich völlig wieder hergestellt und gab dem Heere durch sein Erscheinen Muth und Freudigkeit zurück. Dem wackeren Arzte aber hatte er bewiesen, daß er ein vertrauender Freund sei, und seiner Umgebung die Ueberzeugung eingeflößt, daß nicht nur sie als seine Freunde von ihm eine jedem Argwohne unzugängliche Festigkeit erwarten dürften, sondern daß auch er dem Tode standhaft ins Antlitz schaue.

Digitized by Google

4. Schlacht bei Iſſos. Edelmuth und Lebensweiſe Alexanders.

Er brach jetzt nach den ſogenannten ſyriſchen Pforten auf, wo ein Ausläufer des Taurosgebirges an der Grenze zwiſchen Kilikien und Syrien in dem äußerſten Winkel des Buſens von Iſſos*) ſo nahe an das Meer herantritt, daß nur ein ſchmaler Küſtenweg übrig bleibt. Dareios ſtand, zwei Tagereiſen gegen Norden davon entfernt, in einer offenen Gegend, welche für die Größe ſeines Heeres geeignet wie für den Gebrauch ſeiner zahlreichen Reiterei ſehr vortheilhaft war. Da er aber aus der Zögerung Alexanders, deren Urſache wir kennen, den Schluß zog, dieſer ſei durch die Nachricht von ſeiner Annäherung eingeſchüchtert und wolle nicht weiter vorrücken, ſo war er geneigt, ſeine bisherige Stellung aufzugeben und dem Gegner durch die ſyriſchen Pforten nach Kilikien entgegen zu gehen. Es befand ſich aber damals ein Makedonier Namens Amyntas bei ihm, welcher aus Haß gegen Alexander ſein Vaterland verlaſſen hatte, aber mit der Denkart ſeines Königes wohl bekannt war. Dieſer rieth dem Dareios, ſobald er von deſſen Abſicht gehört hatte, auf das angelegentlichſte, die Ebene, wo er ſtehe, ja nicht zu verlaſſen, da ſie ihm den Vortheil biete, mit ſeiner großen Macht den weit geringeren Feind zu umſtügeln. Dareios antwortete: „Ich beſorge, die Feinde möchten zuvor die Flucht ergreifen und Alexander mir entwiſchen.“ „O, mein König,“ verſetzte Amyntas, „darüber ſei du unbeſorgt! Alexander wird gewißlich dir entgegenkommen und iſt vielleicht ſchon unterwegs.“

Allein mit ſolchen Vorſtellungen richtete Amyntas nichts aus. Dareios rückte bei den amaniſchen Päſſen durch das Gebirge bis nach Iſſos vor und ſtand, da Alexander bereits durch die ſyriſchen Pforten hindurchgegangen, den Makedoniern, ohne es zu wiſſen, im Rücken. Alexander war über dieſen Zufall ſehr erfreut und kehrte eilends wieder um, damit er dem Feinde in den Päſſen ſelber noch begegne; Dareios dagegen ſuchte ſein Heer aus der Enge wieder herauszubringen und ſein voriges Lager wieder zu gewinnen. Denn er ſah nun wohl ein, daß er ſich gar nicht zu ſeinem Vortheile in eine Gegend gezogen hatte, welche, vom Meere, von Bergen und dem zwiſchen ihnen hinſtrömenden Pinaros von allen Seiten eingeengt und durchſchnitten, für ſeine Reiterei völlig unbrauchbar, für die geringe Anzahl der Feinde aber äußerſt günſtig war.

Hatte ſomit das Glück dem Alexander den Kampfplatz dargeboten, ſo verdunkte er doch in nicht geringerem Maaße ſeinen geſchickten Anordnungen den Sieg. Sein rechter Flügel, welchen er ſelbſt befehligte, warf zuerſt die ihm gegenüberſtehenden Barbaren in die Flucht. Das Mitteltreffen dagegen, welches nicht mit gleicher Raſchheit vorwärts drang, hatte gegen die griechiſchen Söldlinge im Heere des Dareios einen harten Stand, bis das Fußvolk vom rechten Flügel, welches die Perſer vor ſich bereits geworfen ſah, durch eine Schwenkung den Miethvölkern in die Flanke fiel und ſie aufrieb. Auch auf dem linken Flügel hatte ſich ein ſehr hartnäckiges Gefecht entſponnen. Hier kämpfte die theſſaliſche Reiterei gegen die perſiſche, welche nicht, wie das übrige Heer, jenſeit des Fluſſes den Feind erwartete, ſondern ihm ſchon dieſſeits entgegen kam, mit Ungeſtüm auf ihn eindrang und nicht eher vom Platze wich, als bis ſie wahrnahm, daß Dareios floh, und die Miethvölker, von ihr losgeriſſen, dem makedoniſchen Fußvolke unterlegen waren. Nun aber war die Flucht ebenſo entſchieden als allgemein. Die Pferde der Perſer waren unter der Laſt ihrer ſchwergerüſteten Reiter auf dem Rückzuge ſehr übel daran; aber auch die Reiter, welche auf engen Wegen in dichter Menge und aus Begier, ſich zu retten und den Andern zuvor zu kommen, ohne alle Ordnung ſich zurückzogen, litten unter den Pferden ihrer eigenen Leute nicht weniger als von den nachſetzenden Feinden; und tüchtig faßen ihnen die Theſſalier im Nacken, ſo daß auf der Flucht unter den Reitern ein ebenſo großes Blutbad angerichtet wurde als unter dem Fußvolke. Dareios war einer der erſten unter den Fliehenden geweſen. Kaum nemlich hatte er vom Mitteltreffen aus, wo er nach Sitte der perſiſchen Könige während der Schlacht ſeinen Stand hatte, wahrgenommen, daß ſein linker Flügel von Alexandern gleich anfangs geworfen und von dem übrigen Heere getrennt war, als er ſich auf der Stelle, ſo wie er war, auf die Flucht begab. So lange er ebenen Boden hatte, kam er glücklich mit dem Wagen durch. Als er aber auf Schluchten und andere Hinderniſſe ſtieß, ſprang er aus dem Wagen, warf Schild und Oberkleid von ſich, ließ ſogar den Bogen auf dem Wagen zurück und ſetzte ſeine Flucht zu Pferde fort. Dabei ſoll er ſich einer Stute bedient haben, welche daheim ein Junges hatte und aus Sehnſucht darnach um ſo haſtiger ihn davontrug. So ſcharfſinnig können die Vorkehrungen eines feigen Herzens ſein!

So lange es Tag war, ſetzte Alexander hitzig nach, aber mit einbrechender Nacht gab er die Verfolgung auf und kehrte um. Auf Seiten des Feindes war der Verluſt ungeheuer; man gab ihn auf hunderttauſend Mann an, worunter zehntauſend Reiter. Der Lagide Ptolemäos, welcher ſich damals im Gefolge Alexanders befand, machte die grauſenhafte Mittheilung: ſie ſeien bei der Verfolgung des Dareios an eine Schlucht gekommen und auf lauter Leichnamen wie über eine Brücke hinübergegangen. Den Makedoniern hatte dieſer Sieg vierhundert und funfzig Mann gekoſtet.

Als Alexander zurückkam, fand er ſein Kriegsvolk beſchäftigt, das feindliche Lager zu plündern, welches gleich beim erſten Anlauf ihnen in die Hände gefallen war. Man fand eine erſtaunliche Menge von Reichthümern darin aufgehäuft, wiewohl die Barbaren den größten Theil ihres Feldgeräthes, um beim Kampfe nicht behindert zu ſein, in Damaskos zurückgelaſſen hatten. Das Gezelt des Dareios, mit glänzendem Hofgeſind und Geräth und vielen Schätzen angefüllt, hatte man für Alexandern beſtimmt und unangetaſtet gelaſſen. „Kommt!“ rief der König, indem er ſeine Rüſtung auszog, „laßt uns hingehen und den Schweiß von der Schlacht im Bade des Dareios abwaſchen!“ Als er nun hier die vielerlei Badegefäße, die Eimer, Wannen und Salbenfläſchchen, alles künſtlich aus Gold gefertigt, erblickte und dabei den köſtlichen Geruch von den feltenſten Gewürzen und Salben empfand und alsdann in das Zelt ſelber trat, welches durch ſeine Höhe

*) Jetzt Buſen von Skanderun genannt.

und Größe wie durch die Pracht ſeiner Ruhebetten und Tiſche und des Tafelgeräthes in Erſtaunen ſetzte, ſahe er ſeine Freunde mit einer bedeutenden Miene an und ſprach: „Das hieß alſo vermuthlich König ſein!“

Unter den Gefangenen befanden ſich auch die Mutter, die Gemahlin, zwei erwachſene Töchter und ein junger Sohn des Dareios. Alexander war eben im Begriff, ſich zur Tafel zu ſetzen, als er ganz in der Nähe ein Wehklagen weiblicher Stimmen vernahm. Auf die Frage, was das für Weiber ſeien, wurde ihm gemeldet, daß die Angehörigen des Dareios, nachdem ſie erfahren, daß er von der Verfolgung den Wagen und das Oberkleid ſammt Schild und Bogen des Königs zurückgebracht habe, um den Dareios Wehklage erhöben, weil ſie glaubten, daß er umgekommen ſei. Sogleich ſchickte er den Leonnatos an ſie ab und ließ ihnen ſagen: Dareios ſei noch am Leben, und ſie ſelber hätten nichts zu befürchten; nicht aus Feindſchaft führe er mit Dareios Krieg, ſondern nur um die Herrſchaft Aſiens handle es ſich im rechtlichen Kampfe; ſie aber ſollten auch fernerhin aller der Vorzüge genießen, die ihnen unter Dareios Regierung zugekommen.

Am andern Tage ließ er ſich durch die Wunde, welche er durch ein Schwert im Oberſchenkel erhalten hatte, nicht abhalten, die königlichen Gefangenen ſelber zu beſuchen. Er nahm den Hephäſtion mit ſich, den er vor allen andern Freunden liebte, und da ſie beide ganz gleich gekleidet, Hephäſtion aber von Geſtalt noch anſehnlicher war, ſo näherte ſich die Mutter des Dareios, ungewiß, welcher von beiden der König ſei, dem Letzteren und fiel ihm zu Füßen. Als aber dieſer zurücktrat, und das Gefolge ſie an Alexandern wies, gerieth ſie über ihren Irrthum in große Verlegenheit, worauf der König, einem zweiten Fußfalle freundlich zuvorkommend, zu ihr ſagte: „Sei unbeſorgt, Mutter, auch der iſt ja Alexander.“

So ſuchte er durch zarte Theilnahme und eine menſchenfreundliche Behandlung das Unglück dieſer Frauen zu mildern. Er erlaubte ihnen, von den gefallenen Perſern, ſo viele ſie wollten, zu beerdigen und den dazu erforderlichen Schmuck von der Beute zu nehmen. Auch von der Bedienung und den Ehrenbezeugungen, die ſie gewohnt waren, entzog er ihnen nicht das geringſte, vielmehr theilte er ihnen noch größere Einkünfte zu, als ſie bisher beſeſſen hatten. Für die Ausſtattung der Prinzeſſinnen verſprach er beſſer zu ſorgen, als es Dareios im Sinne gehabt, und den jungen Sohn deſſelben ſo erziehen zu laſſen, als wäre es ſein eigener. Er rief ihn zu ſich und küßte ihn, und da er ſah, daß dieſes ſechsjährige Kind furchtlos um ſich blickte und durchaus nicht erſchrocken war, ſagte er zu Hephäſtion und den Andern: dieſer muthvolle Knabe übertreffe ſeinen Vater weit. Die ſchönſte und königlichſte Wohlthat aber, welche er jenen edlen und ſittſamen Frauen in ihrer Gefangenſchaft erwies, beſtand wohl darin, daß ſie niemals etwas Schändliches weder hören noch befürchten, ſondern mitten in einem feindlichen Kriegslager wie in einer heiligen und unzugänglichen Wohnung geweihter Jungfrauen in ſtiller Zurückgezogenheit leben durften, ſo daß niemand ohne ihre Bewilligung ſie ſehen oder ſprechen konnte.

Sittenreinheit war eine der ſchönſten Zierden des jungen Königs. Sich ſelber zu beherrſchen, hielt er für königlicher als Feinde zu überwinden. „Schlaf und Sinnenluſt,“ pflegte er zu ſagen, „erinnern mich am eheſten an meine Sterblichkeit, denn beide rühren von derſelben Schwäche der menſchlichen Natur her.“ Auch im Eſſen war er ſehr enthaltſam. Ada, die Königin von Karien, die er, nachdem ſie von ihrem eigenen Bruder vom Throne verdrängt worden, wieder in ihre Herrſchaft eingeſetzt hatte, ſchickte ihm aus Erkenntlichkeit eine Zeit lang Tag für Tag allerlei köſtliche Speiſen und Leckerbiſſen und zuletzt auch die geſchickteſten Köche und Bäcker zu. Er ließ ihr ſagen: „Ich brauche ſie nicht, denn mein Hofmeiſter Leonidas hat mir weit beſſere Köche gegeben: für das Frühſtück den nächtlichen Marſch und für das Abendeſſen das dürftige Frühſtück. Eben dieſer Mann,“ fuhr er fort, „hat mir öfter meine Bettſtellen und Kleiderſchränke durchſucht, um nachzuſehen, ob mir etwa meine Mutter etwas Leckerhaftes oder Ueberflüſſiges zugeſteckt hätte.“ Auch den Wein liebte er nicht ſo ſehr, als er ihn zu lieben ſchien. Freilich brachte er beim Weine oft viele Zeit hin, nicht aber des Trinkens halber, ſondern weil er dabei gern plauderte und oftmals ein langes Geſpräch führte, ehe er einen Becher leerte. Und auch dies that er nur, wenn er viel Muße hatte. Bei wichtigen Geſchäften hielten ihn weder Wein noch Schlaf noch Luſtbarkeit und Schauſpiel oder Hochzeit davon ab, wie bei anderen Feldherren öfter der Fall geweſen. Dies beweiſ't ſchon die Menge und Größe deſſen, was er bei einem ſo kurzen Leben ausgeführt hat.

In müßigen Zeiten nahm er, ſobald er aufgeſtanden war und den Göttern geopfert hatte, ſitzend das Frühſtück, den übrigen Theil des Tages brachte er mit Jagen, mit Ertheilung der nöthigen Befehle, mit Entſcheidung der unter den Soldaten entſtandenen Händel aber mit Leſen hin. Hatte er auf dem Marſche keine Eile, ſo übte er ſich unterwegs, mit dem Bogen zu ſchießen oder während des Fahrens vom Wagen herab und wieder hinauf zu ſpringen. Oft beluſtigte er ſich daran, Füchſe oder Vögel zu jagen, wie aus den Tagebüchern zu erſehen iſt, welche ſein Geheimſchreiber Eumenes und ein gewiſſer Diodotos gehalten haben. Kam er in's Quartier, ſo begab er ſich in's Bad und fragte dabei die Vorgeſetzten der Bäcker und Köche, ob ſie die nöthigen Anſtalten zum Abendeſſen getroffen hätten, und dieſes pflegte er ſpät, wenn es ſchon finſter geworden, liegend zu nehmen. Bei Tafel bewies er eine ungemeine Sorgfalt und Aufmerkſamkeit darauf, daß nichts ungleich und keinem zu wenig vorgelegt würde, und blieb beim Trinken, wie ſchon erwähnt, wegen ſeiner Geſprächigkeit ſehr lange ſitzen. Bei dieſer Gelegenheit wurde Alexander, der ſonſt unter allen Königen der beſte Geſellſchafter und im Umgang von herzgewinnender Anmuth war, durch ſeine Großſprecherei etwas unangenehm und verrieth gar zu ſehr den Soldaten. Durch dieſe Schwachheit bot er Schmeichlern und geſinnungsloſen Menſchen, wie ſie Könige zu ihrem eignen Unglück jederzeit um ſich haben und haben werden, eine gefährliche Blöße, durch welche ſie ſich ſeiner ganz zu bemeiſtern wußten. Dagegen befanden ſich die Ehrlichen und Verſtändigen unter ſeinen Freunden oft in peinlicher Verlegenheit, indem ſie mit den Schmeichlern weder wetteifern noch auch in Lobpreiſungen hinter ihnen zurückbleiben wollten. Denn das eine ſchien ihnen ſchändlich und das andere konnte ihnen gefährlich werden. Nach

dem Trinken badete er sich noch einmal und begab sich dann zur Ruhe.

Er für seine Person machte sich aus leckeren Speisen so wenig, daß er öfters die seltensten Früchte und Fische, die ihm vom Meere her zugeführt wurden, unter seine Freunde vertheilte und nichts davon für sich selber zurückbehielt. Doch war die königliche Tafel immer sehr reich und kostbar, und der Aufwand dafür nahm mit dem glücklichen Fortgange seiner Waffen zu, bis er zuletzt auf zehntausend Drachmen stieg. Bei dieser Summe blieb er stehen und gestattete auch denen, die ihn zu sich einladen und bewirthen wollten, nicht, sie zu überschreiten.

5. Die Belagerung von Tyros.

Nach der Schlacht bei Issos schickte er Truppen nach Damaskos, um sich des dort zurückgelassenen Feldgeräthes des Dareios zu bemächtigen. Er erwählte dazu die thessalischen Reiter, weil diese sich in der Schlacht besonders hervorgethan hatten, und wendete ihnen bei dieser Gelegenheit einen reichlichen Ehrenlohn ihrer Tapferkeit zu. Auch das übrige Heer hatte jetzt alles in Ueberfluß, und die Makedonier, welche nun zum ersten Male die Reichthümer und üppige Lebensart der Barbaren zu kosten bekamen, waren gleich Jagdhunden, die eine Fährte gefunden haben, voll Begier und Eifer, den Persern auf dem Fuße nachzueilen und ihre Schätze auszuspüren.

Alexander jedoch hielt es für rathsam, sich zuvor in Besitz der Küstenländer zu setzen. Es fanden sich die Könige von Cypern ein und übergaben ihm die ganze Insel. Auch Phönicien unterwarf sich freiwillig; nur die Tyrier erklärten sich zwar bereit, alles zu thun, was Alexander sonst verlangen würde, in ihre Stadt aber weder einen Perser noch einen Makedonier einzulassen. Im entscheidungsvollen Zeitpunkte, wo fast zwei Welttheile mit einander um die Herrschaft rangen, glaubte diese stolze und mächtige Stadt zwischen beiden eine unabhängige Stellung behaupten zu können.

Alexander entließ zornig ihre Abgeordneten und schickte sich sofort zur Belagerung an. Dies war aber keine kleine Aufgabe. Denn die eigentliche Stadt lag auf einer Insel und war ringsum von hohen Mauern geschirmt; auch stand sie von Seiten des Meeres in offenbarem Vortheile gegen ihren Angreifer, weil die Perser noch Meister zur See und die Tyrier selbst im Besitze einer Flotte von achtzig Galeeren und einer Menge kleinerer Fahrzeuge waren. Die Bewohner der Altstadt begaben sich bei Annäherung des Feindes auf die Insel hinüber; einen Theil der Weiber, Kinder und Greise brachte man in die tyrische Pflanzstadt Karthago in Sicherheit. An waffenfähiger Mannschaft, an Waffen und Kriegsvorräthen aller Art, an Katapulten und anderen Geschützwerkzeugen war kein Mangel, und mancher erfindungsreiche Maschinenbaumeister war dort einheimisch, der alle seine Kunst und Geschicklichkeit der Vertheidigung der Stadt zu Diensten stellte.

Alexander beharrte bei seinem Entschlusse. Zunächst befahl er, vom festen Lande aus einen Damm bis an die Stadt hinan zu führen. Das Meer bildete dort einen Sund von nicht beträchtlicher Tiefe, die nach der Stadtseite zu bis auf drei Klaftern aber achtzehn Fuß stieg. Mit großem Eifer gingen die Makedonier an's Werk. Alexander war überall gegenwärtig und leitete alles selbst. An Steinen und Bauholz war großer Ueberfluß, zumal da der König die auf dem festen Lande gelegene Altstadt abbrechen ließ. Pfähle ließen sich ohne Mühe in den schlammigen Grund des Meeres einrammen; der Schlamm selber gab ein Bindemittel für die Steine her, um sie auf ihrer Stelle zu erhalten, und oben darauf legte man Balken. So lange nach an der Uferseite aufgefüllt wurde, schritt das Werk ohne Schwierigkeit vor, denn dort war das Meer seicht und niemand trat hindernd entgegen. Weiter hinein aber kam man auf die tieferen Stellen; und da man sich zugleich der Stadt mehr und mehr näherte, so fügten die feindlichen Geschosse von den hohen Mauern aus den Makedoniern bedeutenden Schaden zu, zumal da sie mehr zur Schanzarbeit als eigentlich zum Kampfe gerüstet waren. Ueberdies liefen die Tyrier, welche jetzt noch auf der See freie Hand hatten, bald hier bald dort mit ihren Galeeren gegen den Damm an, wo sie dann mit Speeren und Pfeilen und den schweren Geschossen der Katapulten, die sie auf Kähnen herandrachten, den Arbeitern übel zusetzten und die Arbeit oft ganz unmöglich machten. Um diesen Angriffen zu begegnen, ließ Alexander oben auf dem Damme, da wo er am weitesten in's Meer hinausragte, zwei hölzerne Thürme errichten und auf den Thürmen Wurfmaschinen aufstellen, welche die Feinde in gehöriger Ferne hielten, während diese Werke selbst durch Schirmdecken von Leder oder Filz gegen die von der Mauer auf sie abgeschlassenen Brandpfeile sich sichern sollten. Aber auch die Tyrier trafen ihre Gegenanstalten.

Sie füllten ein Frachtschiff mit dürrem Reisig und anderen brennbaren Stoffen, pflanzten auf dem Vordertheile zwei Mastbäume auf, umzäunten diese, so weit sie konnten, ringsherum und häuften dahinter so viel als möglich Stroh und Kienholz auf, untermischt mit Pech und Schwefel und was sonst noch tauglich ist, eine große Flamme zu erregen. Sodann befestigten sie an den beiden Masten ein Paar Segelstangen und hängten daran in Kesseln lauter Dinge, welche, aufgegossen oder aufgeschüttet, die Flamme recht hoch treiben sollten. Endlich beluden sie das Hintertheil des Schiffes mit Ballast, um durch den Gegendruck das Vordertheil in die Höhe zu bringen. Hierauf warteten sie einen Wind ab, der auf den Damm zutrieb, ließen das auf besagte Weise ausgerüstete Brandschiff von etlichen Galeeren in's Schlepptau nehmen und setzten alle Segel bei. In die Nähe jener Wehrthürme gekommen, warfen sie Feuer in die brennbaren Stoffe, schleppten den Brander mit der größten Anstrengung mittelst der Galeeren heran und trieben ihn gegen die Spitze des Dammes, worauf die Mannschaft aus dem bereits brennenden Schiffe sich in's Meer stürzte und schwimmend die begleitenden Fahrzeuge erreichte. Mittlerweile ergriff die Flamme die Thürme mit Macht und, schief gedreht, schütteten die Segelstangen aus den Kesseln alles, was zur Verstärkung der Lohe in Bereitschaft gesetzt war, in's Feuer. Die Besatzung der Galeeren aber, die sich jetzt nahe bei dem Damme vor Anker legten, beschoß ohne Unterlaß die Thürme, so daß niemand ohne Gefahr mit Löschmitteln sich ihnen nähern konnte. Gleichzeitig machten die in der

Stadt einen ſtarken Ausfall. Auf leichten Jachtſchiffen liefen ſie an verſchiedenen Stellen bei dem Damme an, ſteckten alle Maſchinen, welche das Feuer vom Schiffe nicht erreicht hatte, vollends in Brand und machten ſo die langwierigſten Mühen der Makedonier in einer Stunde zu nichte.

Alexander ließ hierauf dem Damme vom feſten Lande aus eine größere Breite geben, damit er mehr Thürme zu faſſen vermöchte, und befahl zugleich ſeinen Werkmeiſtern andere Maſchinen zu verfertigen. Während man damit beſchäftiget war, begab er ſich nach Sidon und betrieb die Ausrüſtung ſeiner Flotte, weil er einſah, daß die Belagerung mit weit mehr Schwierigkeiten verknüpft ſei, ſo lange die Tyrier Meiſter zur See wären.

Glück und Eifer brachten ihm in kurzem eine Seemacht zu Stande, welche der tyriſchen die Spitze bieten konnte. Denn die phöniciſchen Fürſten hatten auf die Nachricht, daß ihre Städte in der Gewalt des Makedoniers wären, ſofort die perſiſche Flotte verlaſſen und liefen mit ihren und den ſidoniſchen Schiffen, zuſammen achtzig an der Zahl, in den Hafen von Sidon ein; hundert und zwanzig führten die Fürſten von Cypern herüber, andere kamen aus Rhodos, Lykien und Kilikien an, und bald darauf traf Kleandros mit viertauſend Söldnern aus dem Peloponneſos in Sidon ein. Alexander benutzte die Zeit, während man die Flotte kampffertig machte, zu einem Streifzuge in den Antilibanos, um einige arabiſche Stämme, welche die im dortigen Gebirgswalde holzfällenden Makedonier beunruhiget hatten, zu züchtigen. Als er von dort zurückgekommen, lief er mit dem ganzen Geſchwader von Sidon aus und ſteuerte in Schlachtordnung auf Tyros los. Ueberraſcht von dem Anblick einer ſo zahlreichen Flotte, die in ſchönſter Ordnung mit ſchallendem Ruderſchlage gegen ſie heranſegelte, gaben die Tyrier ihre anfängliche Abſicht, ein Seetreffen anzunehmen, auf und begnügten ſich, die Hafenmündungen durch dicht nebeneinander geſtellte Dreiruderer im eigentlichen Sinne zu verſtopfen, ſo daß auch Alexander von ſeinem Plane, ſich die Einfahrt zu erzwingen, für jetzt abſtand und mit ſeiner Flotte unweit des aufgeworfenen Dammes, wo er Schutz gegen die Winde erwarten konnte, vor Anker ging. Tyros hatte zwei Häfen, einen an der Nordſeite nach Sidon zu, einen an der Südweſtſeite nach Aegypten hin. Beide ließ er am folgenden Tage, und zwar den erſteren durch die cypriſchen, letzteren durch die phöniciſchen Schiffe ſperren und ſchnitt dadurch den Tyriern alle Verbindung mit dem offenen Meere ab.

Unterdeſſen hatten auch die Maſchinenbaumeiſter, die in großer Anzahl aus Cypern und ganz Phönicien herbeigerufen worden, eine Menge Belagerungsmaſchinen gezimmert, und der Damm rückte in einer Breite von zweihundert Fuß immer näher gegen die Stadt heran. Zwar zerſtörte das Meer, durch einen heftigen Nordweſtwind ſtürmiſch aufgeregt, abermals einen Theil dieſes mühſamen Werkes. Aber da es nicht an arbeitenden Händen fehlte, indem man die ganze Einwohnerſchaft der benachbarten Städte zu Hülfe nahm, ſo wurden die beſchädigten Stellen ſchnell wieder ausgefüllt und an den Seiten des Dammes große Waldbäume mit unbehauenen Aeſten eingeſenkt, um der Gewalt der Fluthen zu ſteuern. Als nun alles in Bereitſchaft geſetzt war, rückten die Maſchinen näher, ſowohl auf dem Damme hin als auch auf Frachtſchiffen, die ſich auf verſchiedenen Punkten vor Anker legten und mit den Sturmböcken die Feſtigkeit der Mauern erprobten. Aber auch die Tyrier verdoppelten ihre Anſtrengungen in gleichem Maaße, als die Gefahr ſich ſteigerte. Ihre Mauern hatten an der Seite, wo der Damm ſich anlegen ſollte, eine Höhe von wenigſtens hundert und ſunfzig Fuß bei einer verhältnißmäßigen Dicke und waren aus großen, in Gyps gelegten Steinen aufgeführt. Gleichwohl errichteten ſie an dieſem vor allem bedrohten Punkte auf den vorſpringenden Zinnen der Mauer noch zwei hölzerne Wehrthürme, wieſen die Maſchinen, wo ſie ſonſt noch anrückten, mit Wurfgeſchoſſen zurück und ſchoſſen auf die Schiffe brennende Pfeile ab, ſo daß die Makedonier ſchüchtern wurden, ſich der Mauer zu nähern. Um ferner die Frachtſchiffe mit den Kriegsmaſchinen zu verhindern, an die Stadtmauer dicht heranzufahren, hatten die Tyrier viele große Steine in's Meer verſenkt. Alexander beſchloß, dieſe herausziehen zu laſſen. Allein es war das keine leichte Arbeit, da ſie natürlich auf Schiffen und nicht auf feſtem Grund und Boden unternommen werden konnte. Zudem liefen die Tyrier mit Fahrzeugen, die ſie mit Schirmwänden verſehen hatten, gegen die feindlichen Galeeren an, hieben die Ankertaue ab und machten ihnen dadurch das Anlegen unmöglich. Alexander ließ dagegen viele Dreißigruderer, auf ähnliche Weiſe verwahrt, aner vor den Ankern auffahren, um die anlaufenden Schiffe abzuweiſen. Doch war auch dieſe Maaßregel vergeblich; denn nun wurden die Taue von Tauchern unter dem Waſſer abgeſchnitten, und erſt, als die Makedonier, durch ſolche Liſt gewitzigt, ihre Anker nicht mehr an Tauen, ſondern an Ketten auswarfen, konnten auch die Taucher ihnen nichts mehr anhaben. Nun faßten ſie die Steine mit Schlingen und zogen ſie vom Damme her aus dem Waſſer. So war endlich die Mauer von den vorliegenden Hinderniſſen geſäubert; ohne Schwierigkeit fuhren jetzt hier die Schiffe an und ſetzten die Mauerbrecher in Thätigkeit.

Auch der Damm war nun vollendet und reichte bis an die Stadt. Schiffe, Kriegsvolk und Maſchinen ſetzten den Belagerern in unmittelbarer Nähe zu. Aber die Noth machte erfinderiſch. Die Makedonier hatten Thürme von gleicher Höhe mit der Stadtmauer aufgeführt und ſuchten von dieſen mittelſt übergelegten Brettern auf die Zinnen hinüberzuſchreiten. Die Tyrier aber ſchleuderten große, mit Wiederhaken verſehene Dreizacke nach den auf den Thürmen Stehenden und riſſen ſie an den daran befeſtigten Stricken in die Tiefe; oder ſie warfen Fiſchernetze über die Kämpfer, wenn ſie die Bretterbrücke betraten, ſo daß ſie, unfähig, Hände und Waffen zu gebrauchen, leicht überwältiget wurden. Mit Sicheln, welche an Stangen befeſtigt waren, ſchnitten ſie die Schwungriemen der Sturmböcke entzwei. Auf den Mauern hatten ſie doppelte, mit Moos ausgefütterte Felle befeſtiget, um die Gewalt der hergeſchleuderten Felsſtücke zu lähmen und gegen das Geſchütz der Katapulten bedienten ſie ſich marmorner Räder, an denen, indem man ſie durch eine Maſchine in Umſchwung ſetzte, die Geſchoſſe theils zerbrachen, theils auf die Seite geſchnellt wurden. Auch waren ſie nicht minder darauf bedacht, durch Menge und Mannichfaltigkeit der Geſchoſſe die Tapferkeit der Feinde zu ermüden und

Digitized by Google

einzuſchüchtern. Mit Feuerſchleudern warfen ſie große Maſſen glühenden Eiſens unter die dichteſten Haufen, wo ſie ihr Ziel nicht verfehlen konnten, und überſchütteten die Anſtürmenden mit glühendem Sande, welcher durch Panzer und Unterkleider eindringend die Getroffenen vor Schmerzen faſt in Raſerei verſetzte.

Alle dieſe gewaltigen Anſtrengungen vermochten den Fall von Tyros zwar aufzuhalten aber nicht abzuwenden. Hinderniſſe und ſtets von neuem vereiteltes Beginnen entmuthigten einen Alexander nicht, ſondern reizten nur ſeinen Ehrgeiz, ſeine Hartnäckigkeit und befeuerten ſeinen Eifer. Zudem vertrauete er auf eine göttliche Verheißung. Ihm hatte nemlich gleich beim Anfange dieſes Unternehmens geträumt: Herakles — ſo nannten die Hellenen den Schutzgott der Tyrier, den Baal — reiche ihm von der Mauer herab die Hand und rufe ihn zu ſich, was Ariſtandros, der Zeichendeuter Alexanders, dahin gedeutet hatte: er werde Tyros unter harter Arbeit erobern, da auch Herakles ſeine Werke unter harter Arbeit verrichtet habe. Die Tyrier dagegen fanden ſich in dieſem verzweifelten Kampfe durch kein Vertrauen auf den Beiſtand ihrer Götter ermuthiget und geſtärkt, ſondern hatten ſie vielmehr im Verdachte der Verrätherei. Vielen unter ihnen war es im Traume vorgekommen, als wolle Apollon ihre Stadt verlaſſen und zu Alexandern übergehen; und als dies ruchtbar wurde, legten die Tyrier goldene Ketten um ſeine Bildſäule und befeſtigten dieſe am Fußgeſtelle, um das Entweichen des Gottes zu verhindern.

Auf allen Punkten bedrängt, beſchloſſen ſie, zunächſt wenigſtens nach einer Seite hin ſich Luft zu machen und gegen das cypriſche Geſchwader auszulaufen, welches ihren nördlichen Hafen geſperrt hielt. Damit aber der Feind die Ausrüſtung der Fahrzeuge nicht gewahre und auf einen Ausfall ſich gefaßt mache, verhängten ſie die Hafenmündung mit Segeltuch und bemannten drei Fünfruderer, viele Vierruderer und ſieben Dreiruderer mit der auserleſenſten Mannſchaft zur Bedienung der Schiffe und mit den beherzteſten Seefoldaten zum Kampfe auf den Verdecken. Um die Mittagsſtunde, wo das Schiffsvolk draußen ſeinen Bedürfniſſen nachgegangen war und auch Alexander gewöhnlich von dem auf der andern Seite der Stadt aufgeſtellten phöniciſchen Geſchwader ſich in ſein Zelt zurückzog, ließen ſie ihre Schiffe ganz ſtill eines nach dem andern in See gehen. Kein Ruf des Bootsmannes wurde laut, kein Schiffsflötiſte gab den Takt zur gleichmäßigen Ruderbewegung an. Sobald ſie aber gegen die Cyprier ſich geſchwenkt hatten und nahe genug waren, um geſehen zu werden, ſo machten ſie unter großem Geſchrei und gegenſeitigem Zuruf, wie auch unter eintönendem Ruderſchlage den Anlauf und fielen ganz unerwartet über die vor Anker liegenden Schiffe her. Einige trafen ſie ganz verlaſſen, andere erſt während des entſtandenen Lärmens nothdürftig beſetzt, und ſo bohrten ſie ſogleich beim erſten Angriffe drei Fahrzeuge in Grund, trieben die übrigen auf den Strand und zertrümmerten ſie.

Es traf ſich aber, daß Alexander an dieſem Tage ſich zwar in ſein Zelt zurückgezogen, jedoch, ohne ſich, wie gewöhnlich, zu verweilen, bald wieder auf die Schiffe zurückbegeben hatte. Kaum hatte er daher das Auslaufen der tyriſchen Schiffe wahrgenommen, als er in aller Eile einen Theil ſeines Geſchwaders bemannte und mit ihm um die Stadt herumſegelte, den ausgelaufenen Tyriern entgegen. Die auf den Mauern, welche den Feind heranſegeln und Alexandern in Perſon auf den Schiffen ſahen, ſchrieen den ihrigen auf den Schiffen zu, um ſie zur Rückkehr aufzufordern, und verſuchten, als ſie über dem Getümmel des anhaltenden Kampfes nicht gehört werden konnten, durch Zeichen über Zeichen ſie zum Rückzuge zu veranlaſſen. Allein zu ſpät erſt wurden dieſe die Annäherung Alexanders und ſeiner Schiffe gewahr; umlenkend flohen ſie dem Hafen zu, doch nur wenige entkamen ſchnell genug, die meiſten wurden von Alexanders Schiffen angefallen und theils zum ferneren Gebrauche untauglich gemacht, theils weggenommen. Uebrigens war ihr Verluſt an Mannſchaft nicht groß, da dieſe, ſobald ſie ihre Schiffe in feindlicher Gewalt ſah, über Bord ſprang und ſchwimmend ſich in den Hafen rettete. So konnten denn die Tyrier von ihrer Seemacht keinen Vortheil mehr ziehen und die Kriegsmaſchinen der Makedonier ſetzten ihnen um ſo nachdrücklicher zu. Zwar richteten die auf dem Damme vorgeſchobenen bei der Stärke der Mauer nichts aus, was irgend von Bedeutung wäre; dagegen gelang es dem auf Schiffen gegen die Südſeite der Stadt herangeführten Belagerungsgeſchütz, ein Stück Mauer dergeſtalt zu erſchüttern, daß es zuſammenſtürzte. Alexander ließ an der durchbrochenen Stelle Brücken anlegen und verſuchte den Sturm, welchen aber die Tyrier mit leichter Mühe zurückſchlugen.

Er wartete daher noch drei Tage, bis Windſtille eintrat; und nachdem er die Führer des Fußvolks zum Kampfe angefeuert hatte, erſchien er mit dem Sturmzeug auf den Schiffen abermals vor der Stadt. Zuerſt ließ er einen bedeutenden Theil der Mauer erſchüttern und dann, ſobald die Lücke hinlängliche Breite zu haben ſchien, die mit Maſchinen beladenen Schiffe ſich zurückziehen und zwei andere anfahren, welche ihm die Fallbrücken zuführten, die er in den Mauerbruch zu werfen geſonnen war. Das eine derſelben war mit den Rundſchildnern beſetzt unter den Befehlen des Admetos, das andere mit der Abtheilung des Koinos von den ſogenannten Edelſchaaren zu Fuß. Alexander ſelbſt befand ſich bei den erſteren. Einem Theile der Schiffe befahl er, gegen die beiden Häfen auszulaufen, um vielleicht, während die Tyrier auf der Seite, wo er ſelbſt angriff, in Anſpruch genommen würden, die Einfahrt zu erzwingen; andere, welche grobes Wurfgeſchütz führten oder Bogenſchützen auf den Verdecken trugen, ſollten rings um die Mauer herſegeln und, wo es anginge, landen, oder, ſo lange die Landung unausführbar wäre, ſich innerhalb Schußweite vor Anker legen, ſo daß die Tyrier, von allen Seiten beſchoſſen, nicht wüßten, wo die Gefahr am größten und Hülfe am dringendſten noth ſei. Die Fallbrücken wurden ausgeworfen, und muthig drangen die Rundſchildner drüber hin gegen die Mauer vor: denn Admet ging hier mit gutem Beiſpiele voran, und zugleich folgte Alexander ihnen im Rücken, nicht nur perſönlich an dem Kampfe kräftigen Antheil nehmend, ſondern auch Augenzeuge von jeder glänzenden Waffenthat, durch welche irgend einer ſeiner Leute im Gefechte ſich hervorthat. Wirklich wurde auch eben da, wo Alexander perſönlich den Angriff leitete, ein Theil der Mauer erſtürmt. Zwar blieb Admet, welcher zuerſt die Mauer betrat und ſeine Leute zur Nachfolge

Digitized by Google

aufrief, von einem Wurfſpieße durchbohrt, auf dem Platze. Allein hinter ihm gewann Alexander die Mauer mit der Leibſchaar, und wie nun etliche Thürme nebſt der dazwiſchen liegenden Mauer in ſeiner Gewalt waren, zog er ſich auf dem Wallgange hin gegen die königliche Burg, weil er ſah, daß von dort aus leichter in die Stadt hinabzukommen ſei.

Mittlerweile ſtürmten einerſeits die phöniciſchen Schiffe gegen den ägyptiſchen Hafen, ſprengten die Sperrketten und überwältigten die daſelbſt befindlichen Schiffe; andererſeits erzwang auch das cypriſche Geſchwader die Einfahrt in den nach Sidon zu gelegenen Hafen und bemeiſterte ſich ſofort auf dieſem Punkte der Stadt. Sobald die Tyrier die Mauer beſetzt ſahen, zogen ſie ſich zwar von dort zurück, aber ſie verrammelten die Gaſſen, ſammelten ſich auf einem geeigneten Platze innerhalb der Stadt und boten hier den Makedoniern von neuem die Spitze. Alexander rückte mit den Rundſchildnern gegen ſie an; und da auch Koinos mit ſeiner Schaar eingedrungen und die Stadt von der Hafenſeite her eingenommen war, ſo entſtand jetzt ein mörderiſches Blutbad. Gegen achttauſend Tyrier wurden von den über die lange Dauer der Belagerung und den hartnäckigen Widerſtand ergrimmten Makedoniern niedergehauen. Nur denen, welche ſich in den Baalstempel geflüchtet hatten — es waren dies die höchſten Behörden der Tyrier, ihr König Azemilk und etliche Feſtgeſandte von Karthago, die dem Baal zu Ehren nach einem alten Brauche in der Mutterſtadt erſchienen waren — ließ Alexander Gnade angedeihen; alles übrige wurde zu Sklaven gemacht und verkauft. Solcher Unglücklicher waren nicht weniger als dreißigtauſend. Von den Makedoniern waren während der ganzen Belagerung ungefähr vierhundert Mann gefallen.

Alexander beging mit dem Heere und der Flotte ein feierliches Siegesfeſt. Die Maſchine, welche die Mauer niedergeworfen hatte, und das heilige Schiff der Tyrier, welches bei jenem Seegefechte in ſeine Hände gefallen war, ließ er als Weihgeſchenke im Heiligthume des Baal aufſtellen. So fiel Tyros, nachdem es ſieben Monate lang, vom November des Jahres 333 vor Chr. bis zum Juni des folgenden, belagert worden war.

6. Alexander in Afrika.

Alexander trat nunmehr die Heerfahrt nach Aegypten an. Das ganze paläſtiniſche Syrien unterwarf ſich ihm ohne Schwertſtreich; nur Gaza, die ſüdlichſte unter den fünf Städten der Philiſter, dicht an der Grenze Aegyptens, leiſtete zwei Monate lang Widerſtand, bis er ſie mit Sturm eroberte. Einen großen Theil der Beute ſchickte er ſeiner Mutter und ſeinen Freunden in Makedonien zu. Seinem Erzieher Leonidas übermachte er fünfhundert Talente Weihrauch und hundert Talente Myrrhen, zur Erinnerung an eine in ſeiner Kindheit gefaßte Hoffnung. Bei einem Opfer nämlich hatte Alexander ganze Hände voll Räucherwerk in die Flamme geworfen und über dieſe kindlich unbedachtſame Freigebigkeit von Leonidas den Verweis erhalten: „Ei mein Kind, wenn Du erſt einmal über das Gewürzland Herr ſein wirſt, magſt Du ſo verſchwenderiſch räuchern, jetzt aber mußt Du mit unſerm Vorrathe ſparſamer umgehn.“ Bei Gelegenheit jener Sendung ſchrieb ihm nun Alexander: „Wir ſchicken Dir Weihrauch und Myrrhen in Ueberfluß; damit Du aufhöreſt, gegen die Götter karg zu ſein.“

Dem gegen Aegypten vorrückenden Sieger öffnete der dortige Satrap zuvorkommend Land und Städte. Alexander ging über den Nil und kam in die Hauptſtadt Memphis. Dort brachte er wie den übrigen Göttern ſo auch dem Apis, dem heilig gehaltenen Stiere der Aegypter, ein Opfer und machte ſich dadurch dieſes Volk, welches von jeher das perſiſche Joch nur mit Widerſtreben getragen hatte, um ſo geneigter. In Memphis begab er ſich zu Schiffe und fuhr ſtromabwärts dem Meere zu. Als er die weſtlichſte der ſieben Nilmündungen erreicht hatte, ſteuerte er gegen den See Mariotis herum, welcher noch heutigen Tages Mariuth heißt, und ſtieg da, wo noch gegenwärtig die nach ihm benannte Stadt Alexandria ſteht, wieder ans Land. Dieſer Ort ſchien ihm ganz vorzüglich geeignet zur Anlegung einer großen Handelsſtadt, ſo daß er auf der Stelle Hand an's Werk legte und ſich daran gab, den Plan der Stadt mit eigener Hand den Bauleuten vorzuzeichnen. Da aber nichts vorhanden war, um die Merkzeichen auf dem Boden anzubringen, ſo gerieth einer der Werkmeiſter auf den Einfall, ſich dazu des Mehles, welches die Soldaten in Gefäßen bei ſich trugen, zu bedienen. Dieſes wurde nun nach den Anweiſungen des Königs auf den ſchwarzen Boden hingeſtreut und ſolchergeſtalt der Umkreis der Ringmauer, die Lage des Marktplatzes u. ſ. w. bezeichnet. Die Zeichendeuter und namentlich Ariſtandros von Telmiſſos, deſſen Wahrſagungen ſchon öfter eingetroffen waren, übten an dieſem Zufall ihren Scharfſinn und verſicherten: wohlhabend werde dieſe Stadt werden und viele Menſchen ernähren. Dieſer Weiſſagung hat Alexander im voraus die Erfüllung geſichert. Dem außerordentlichen Scharfblick, mit welchem er für die neue Stadt gerade dieſen Platz erwählt hatte, verdankte Alexandrien, indem es zum Mittelpunkte für den Handel zwiſchen Morgen- und Abendland ſich erhob, ſeinen Reichthum und außerordentliche Bedeutung.

Jetzt kam dem Könige die Luſt an, das berühmte Orakel des Zeus Ammon in Libyen zu beſuchen. Dieſe Reiſe war nicht nur mit ungewöhnlichen Beſchwerden, ſondern auch mit großen Gefahren verknüpft. Denn der Weg geht durch eine weite, dürre Sandwüſte, in welcher die Reiſenden zuweilen wegen Waſſermangels verſchmachten. Oft verweht der Wind jede Spur des Weges; wie in einem unabſehbaren Meere von Sand weiß man nicht, wohin ſich wenden; denn Wahrzeichen giebt es keine, und nirgends findet ſich weder ein Berg noch ein Baum noch ein bleibend aufgethürmter Hügel, an denen ſich der Wanderer zurecht zu finden wüßte, wie der Seefahrer an den Sternen; denn auch die Sanddünen, welche ſich hier und dort durch die einförmige Fläche entlang ziehen, wechſeln mit den Winden ihre Stelle. Inſonders erhebt ſich der Südwind hier zuweilen mit ſolcher Gewalt, daß er die ganze Ebene in eine wellenförmige Bewegung bringt, den lockeren Sand in dichten Maſſen emporwirbelt und wieder anderswo zu hohen Hügeln aufhäuft. Ganze Karavanen ſind ſchon auf ſolche Weiſe verſchüttet worden, wie dies einſtmals einem Heere von funfzigtauſend Mann,

Digitized by Google

welches der Perserkönig Kambyses nach dem Orakel des Ammon ausgeschickt hatte, widerfahren sein soll; denn kein einziger davon kam zurück.

Diese Umstände erfüllten jedermann mit großen Bedenken; aber es war schwer, Alexandern von einem einmal gefaßten Vorsatze abzubringen. Das Glück, welches alle seine Unternehmungen begleitete, verlieh auch seinen Entschlüssen eine besondere Festigkeit, und der ihm eigene feurige Muth äußerte sich bei allem, was er vornahm, als unüberwindlicher Starrsinn, welcher nicht nur über Fremde, sondern selbst über Ort und Zeit Gewalt übte.

So gab er auch trotz aller Gegenvorstellungen den Zug nach dem Ammonion nicht auf. Zuerst ging diese Wallfahrt in einer Strecke von zwanzig Meilen an der wüsten Küste des Mittelmeeres entlang bis nach Paräto-nion, welches jetzt noch den Namen Al Bareton führt. Dann wandte sich der Zug nach Süden, d. i. landeinwärts der Gegend zu, wo der Tempel des Ammon lag. Es war gerade zur Winterszeit, wo vom November bis April in dortiger Gegend sich oft starke Regengüsse ergießen; und so gab auch diesmal der Himmel reichliche Wasserspenden, wodurch die Hitze des Sandes gelöscht, die Luft zum Athmen geeignet und alle Besorgniß wegen des Durstes verscheucht ward. Auch war der Boden durch die Befeuchtung fester und gangbarer geworden, so daß keine Verschüttung durch Sandwirbel mehr zu befürchten stand. Bald aber fand sich, daß man vom Wege abgekommen; und da die Merkzeichen, nach denen sie sich sonst zu richten pflegten, verwirrt waren, so waren auch die mitgenommenen Führer ihrer Sache nicht gewiß. Da zeigte sich ein Zug Raben in der Luft, und Alexander befahl, diesen als gottgesandten Wegweisern zu folgen. Er mochte vermuthen, daß diese Vögel in einem wirthbareren Lande Sitz und Heimath hätten, als in dieser nahrungslosen Oede; und diese Ahnung betrog ihn so wenig, als den Columbus, dem eine ähnliche Erscheinung nach langer Fahrt in unbekannten Meeren die Nähe des gesuchten Welttheils verkündete. Der Richtung der Raben folgend, erreichte der Zug glücklich das Ziel seiner Reise.

Der Ort, wo der Ammonstempel steht, bildet einen grünen Streifen fruchtbaren Landes mitten in der Wüste und ist heutiges Tages die Oase von Siwa genannt. Seine Länge beträgt gegen zwei Meilen, seine größte Breite nur dreiviertel Stunden. In so beschränktem Raume ist er voll zahmer Bäume, besonders Oel- und Dattelbäume. Die Luft ist hier so mild wie zur Frühlingszeit, während es rings herum sehr heiß ist. Quellen durchrieseln die Oase in jeder Richtung. Auch entspringt in ihr ein Quell von seltsamer Art, genannt der Sonnenquell. Um Mittag ist nämlich sein Wasser ganz kalt; wie sich die Sonne zum Abend neigt, wird es immer wärmer bis um Mitternacht, von wo an es sich allmälig wieder abkühlt, so daß es gegen Morgen bereits kalt und zur Mittagszeit wieder am kältesten ist. Die Gegend ist reich an gediegenem Salze. Sein Korn ist lang und rein wie Krystall. Schon einen Schuh tief unter dem Sande stößt man auf Salz, welches den ganzen Erdboden gleichsam unterminirt hat und in solchen Massen erscheint, daß es sogar statt der Steine zur Aufführung von Mauern gebraucht wird. Die Ammonier wohnen in Dörfern; aber in der Mitte ihres Ländchens erhob sich eine Burg mit dreifacher Ringmauer und dem Tempel des Zeus Ammon, dessen Ruinen noch jetzt vorhanden sind.

Alexander war überrascht von der Gegend und begab sich zum Tempel. Welche Frage er nun das Orakel gerichtet habe, und welche Antwort er erhalten, ist nicht kund geworden. Wie er selbst sagte, war sie ganz nach seinem Wunsch ausgefallen, und seiner Mutter schrieb er: er habe geheime Weissagungen bekommen, die er nach seiner Zurückkunft ihr allein entdecken wolle. Gleichwohl hatte sich das Gerücht verbreitet, der Oberpriester habe ihn beim Eintritt in den Tempel als einen Sohn des Zeus begrüßt; und Alexander trug kein Bedenken, sich dieser Sage zu bedienen, um, mit der Majestät göttlicher Abkunft bekleidet, sich die Barbaren desto leichter unterwürfig zu machen. Wie er selber darüber dachte, kann man unter anderem auch daraus ersehen, daß er, als er einst von einem Pfeile verwundet worden war, mit einer Anspielung auf Homer jener leichtgläubigen Vergötterung spottete, indem er ausrief: „Dies wenigstens, ihr Freunde, ist Blut und nicht Ichor, wie er den Wunden der seligen Götter entströmet."

7. Die Schlacht bei Gaugamela.

Nachdem Alexander dem Ammon prächtige Weihgeschenke dargebracht und auch die Einwohner der Oase mit einer ansehnlichen Summe Geldes beschenkt hatte, trat er den Rückweg an und erreichte in zwölf Tagen wiederum Aegypten. Er ordnete die innere Verwaltung des Landes, setzte Statthalter über Aegypten und Libyen ein und begab sich darauf nach Syrien, um sich zur Heerfahrt in das innere Asien zu rüsten, die dem persischen Reiche ein Ende machen sollte. Inzwischen schickte Dareios einige seiner Großwürdenträger an ihn ab, die ihm im Namen ihres Herrn für dessen Mutter, Gemahlin und Kinder ein Lösegeld von zehntausend Talenten, ferner die Abtretung des ganzen Landes diesseit des Euphrat bis zum griechischen Meere und endlich mit der Hand seiner Tochter die Freundschaft und Bundesgenossenschaft des Dareios anboten. Alexander legte diese Anträge seinen versammelten Freunden vor und fragte sie um ihre Meinung. Parmenion sagte: „Ich würde es annehmen, wenn ich Alexander wäre;" worauf Alexander: „Und ich auch, wenn ich Parmenion wäre!" In diesem Sinne schrieb er auch dem Perserkönige. Geld brauche er keines von Dareios, alle sein Geld und Land seien ja ohnehin sein; und *wollte* er seine Tochter zum Weibe nehmen, so *könnte* er sie nehmen, ohne dazu seiner Einwilligung zu bedürfen; wolle aber Dareios auf seine Großmuth Anspruch machen, so solle er in Person sich bei ihm einfinden und dürfe auf die wohlwollendste und freundschaftlichste Aufnahme rechnen. — Nicht lange darnach aber starb die Gemahlin des Dareios vor Kummer, und Alexander empfand nun große Reue darüber, daß er eine so schöne Gelegenheit, seine Großmuth zu beweisen, vorbeigelassen. Er sparte daher keinen Aufwand und ließ die Königin mit großer Pracht begraben.

Einer ihrer mitgefangenen Diener fand Gelegenheit zu entweichen und brachte ihrem Gemahle die Trauer-

Digitized by Google

botschoft. Dieser schlug sich vor die Stirn und brach in laute Klagen aus: „O wehe über dos Geschick der Perser!“ rief er aus; „war es nicht genug, daß des Königs Gemahlin und Schwester bei ihrem Leben in Gefangenschaft gerieth! Muß sie denn auch noch im Tode eines königlichen Begräbnisses entbehren!“ Der Diener fuhr fort: „Was das Begräbniß betrifft, mein König, und überhaupt die einer Königin zukommende Ehre und Würde, so hast du keine Ursache, dich über das böse Geschick der Perser zu beklagen. Denn so lange sie lebte, ist meiner Gebieterin Stateira, auch deiner Mutter und deinen Kindern von all dem Guten und Schönen, was sie hier genossen, nichts weiter versagt gewesen, als das Licht deines Angesichts zu sehen, welches Ormudz*), unser Herr und Gott, wieder in vollem Glanze möge leuchten lassen! Und auch im Tode hat es ihr an keinerlei Schmuck gefehlt, sondern sogar die Feinde ehrten sie mit ihren Thränen. Denn Alexander ist ebenso gütig im Sieg als furchtbar im Streite.“ Und als er hiervon nun weiter erzählt und seine Aussagen mit den heiligsten Schwüren bestärkt hatte, hob Dareios seine Hände gen Himmel und betete: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! vor allem und zumeist erbitte ich von euch, helfet mir das Glück der Perser wieder aufrichten und das Reich in demselben Wohlstande meinen Nachkommen hinterlassen, in welchem ich es übernommen habe, damit ich als Sieger Alexandern die Wohlthaten vergelten könne, die er in meinem Unglücke den mir Theuersten erwiesen hat. Sollte aber die Zeit schon angebrochen sein, welcher nach dem Gesetz der Vergeltung und des ewigen Wechsels aller Dinge vom Schicksal bestimmt ist, das Reich der Perser zu enden, o dann lasset keinen anderen Menschen den Thron des Kyros einnehmen als Alexandern!“

Die Makedonier drangen gegen den Euphrat vor, überschritten bei Thapsakos unbehindert diesen Fluß, zogen durch Mesopotamien und fanden selbst beim Uebergange über den reißenden Tigris keinen Widerstand. Jetzt endlich rückte ihnen Dareios mit einer Streitmacht, welche die bei Issos geschlagene noch weit übertraf, bei dem Flecken Gaugamela, funfzehn Stunden westlich von der Stadt Arbela gelegen, im September des Jahres 331 vor Chr. entgegen.

Die älteren unter den Freunden Alexanders, besonders Parmenion, geriethen, als sie in der Nacht die ganze Ebene von feindlichen Feuern erleuchtet sahen, und ein verworrenes, fürchterliches Getös und Lärmen aus dem Lager wie von einem unabsehbaren Meere herüberschallte, in mächtiges Erstaunen über die Menge der Feinde. Sie besprachen sich unter einander, wie schwer und mißlich es sein würde, ein so ungeheures Heer in offenem Angriffe zu überwältigen und ertheilten Alexandern den Rath, die Feinde bei Nachtzeit anzugreifen. „Ich will den Sieg nicht stehlen!“ antwortete er, begab sich in sein Zelt zur Ruhe und fiel auch bald in so tiefen Schlaf, daß er wider seine Gewohnheit selbst bei Anbruch des Tages noch nicht erwacht war. Die Feldherren, welche frühmorgens vor seinem Gezelte sich einfanden, konnten diese Sorglosigkeit des sonst so rührigen Fürsten sich nicht erklären und gaben einstweilen für sich selbst den Kriegsvölkern den Befehl, das Frühmahl zu nehmen. Da aber ein längerer Verzug bedenklich erschien, so ging Parmenion hinein, trat vor das Bett und rief ihn zwei oder drei Mal beim Namen, wovon er endlich erwachte. „Wie konnst du so ruhig schlafen, als ob du schon gesiegt hättest, da du doch die wichtigste und entscheidendste Schlacht noch vor dir hast?“ Alexander antwortete mit lächelndem Antlitz: „Wie? meinst du nicht, daß wir den Sieg schon in Händen haben, da wir endlich der Mühe überhoben sind, durch weite, wüste Länder umherzuziehen und den flüchtigen Dareios aufzusuchen?“

Nicht so sorglos sah Dareios dem entscheidenden Treffen entgegen. Er hatte sein Heer schon am vorigen Abend bei Fackelschein gemustert und in der Schlachtordnung, in welcher er es aufgestellt hatte, die ganze Nacht hindurch unter den Waffen stehen lassen, theils weil er kein hinlänglich verschanztes Lager hatte, theils weil er zugleich fürchtete, in der Nacht vom Feinde überfallen zu werden. Und war irgend etwas, das den Persern in ihrer damaligen Lage Schaden brachte, so war es gerade dieses lange Stehen unter den Waffen und die Furcht, welche zwar gern vor großen Gefahren den Menschen beschleicht, hier aber um so gefährlicher wirkte, weil es nicht die plötzliche Furcht des Augenblickes war, sondern eine so lange Zeit hindurch die Gedanken beschäftiget und die Gemüther beherrscht hatte.

Vom Lager erstehend, legte Alexander die Waffen an. Er trug ein zugegürtetes Oberkleid von sicilischer Arbeit und darüber einen linnenen Doppelpanzer aus der Beute bei Issos. Sein Helm war ein Werk des Theophilos, zwar nur von Eisen, schimmerte aber wie reines Silber. Der Halskragen war ebenfalls von Eisen und mit vielen Edelsteinen besetzt. Das Schwert, dessen er sich in Gefechten mehrentheils zu bedienen pflegte, war von besonderer Härtung und Leichtigkeit, ein Geschenk des Königs von Kition auf Cypern. Außerdem trug er noch einen prächtigen Reitermantel, eine Arbeit des alten Helikon, geschenkt von der Stadt Rhodos, die ihm damit ihre besondere Ehrfurcht bezeigen wollte. So lange er seine Kriegsvölker in Schlachtordnung stellte und sich bald dahin bald dorthin begab, um die nöthigen Befehle zu ertheilen, ritt er ein anderes Pferd, um den Bukephalos, der schon ziemlich alt war, zu schonen. Sobald es aber zum Treffen ging, ließ er sich diesen vorführen, bestieg ihn und schickte sich sogleich zum Angriff an.

Er hielt eine lange Anrede an die Thessalier und die übrigen Hellenen, und da sie ihn durch lauten Zuruf: er solle sie nur gegen die Barbaren führen, in seinem Vertrauen bestärkten, ergriff er mit der Linken die Lanze, hob die Rechte gen Himmel und betete zu den Göttern, daß sie den Hellenen im Kampfe beistehen und ihnen Kraft und Stärke verleihen möchten. Ihm zur Seite ritt der Wahrsager Aristandros in weißem Gewand und mit einem goldenen Kranze auf dem Haupte. Er deutete in die Luft auf einen Adler, der über Alexandern schwebte und durch seinen Flug das Heer gerade gegen die Feinde hinleitete. Dieser Anblick beseelte alle mit Muth und Vertrauen, so daß sie einander wechselseitig ermunterten und die Reihen des Fußvolks den gegen die Feinde ansprengenden Reitern gleich einer Meereswoge im Sturmschritt nachfolgten.

*) s. S. 64 Anmerk

Gewarnt durch den Unfall bei Issos, hatte Dareios eine nach allen Seiten hin offene Gegend zum Kampfplatz erwählt und noch dazu alle dem Gebrauche der Pferde und der Wagen hinderliche Unebenheiten lange vorher ausgleichen lassen. Mit allen Fußvolks und vierzigtausend Reiter nebst zweihundert an den Seiten mit scharfen Sicheln bewaffneten Streitwagen und funfzehn Elephanten schienen wohl geeignet, selbst ein größeres Heer, als Alexander in den Kampf führte, von allen Seiten zu umzingeln und zu erdrücken. Als die Völker schlachtfertig sich gegenüberstanden, rückte Alexander, indem er sich mit seinem rechten Flügel, welchen er selbst befehligte, dem Feinde näherte, in schräger Schlachtordnung vor, ließ sich durch die Gegenbewegungen der Perser nicht aufhalten und war nahe daran, über die von jenen geebneten Stellen hinauszukommen. Um dies zu verhindern, gab Dareios der vor seinem linken Flügel aufgestellten skythischen Reiterei Befehl, den rechten Flügel der Makedonier zu umgehen und ihm dadurch das weitere Vorrücken unmöglich zu machen. Diesem schickte Alexander seinerseits mehrere Reitergeschwader entgegen und so entspann sich ein lebhaftes Reitergefecht, in welchem die Makedonier nicht unbedeutenden Verlust erlitten, theils wegen der überlegenen Menge der Feinde, theils weil die Skythen und ihre Rosse durch Panzer auf's beste gedeckt waren. Dennoch hielten die Makedonier gegen ihre Angriffe Stand und brachten endlich, in abgesonderten Schaaren mit Macht anstürmend, Verwirrung in ihre Reihen.

Jetzt ließ Dareios auch seine Sichelwagen gegen Alexandern selbst los, um seine Phalanx in Unordnung zu bringen. Aber in dieser Hoffnung täuschte er sich gewaltig. Denn so wie sie herankamen, wurden sie zum Theil von den Wurfschützen durch einen Hagel von Geschossen zum Stehen gebracht; zum Theil wurden die Zügel aufgefangen, die Wagenlenker herabgerissen, die Pferde umstellt und niedergestochen; einige rannten auch zwischen den Abtheilungen durch, welche sich den erhaltenen Befehlen gemäß da, wo die Wagen heranrollten, öffneten; und hier war es, wo sie meist nicht nur selbst unbeschädigt, sondern auch ohne Schaden anzurichten, durchkamen und hinter der Front von den Stallknechten im Heere Alexanders oder von den im zweiten Treffen aufgestellten Soldaten aufgefangen wurden.

Alexander rückte unterdessen noch immer aus der Flanke vor, und Dareios ging ihm nun mit der ganzen Schlachtlinie entgegen. Allein ein Theil der Reiterei, welche er seinem linken Flügel beigegeben hatte, riß sich jetzt vom Mitteltreffen los und eilte denen, welche den rechten Flügel der Makedonier umzingeln sollten, zu Hülfe. Hierdurch entstand in der vorderen Linie der Perser eine Lücke, und kaum hatte Alexander dies gewahrt, als er in keilförmiger Stellung unter jauchzendem Schlachtgeschrei und im Sturmschritt darauf losrückte. Eine Zeit lang kam es hier zu heftigem Handgemenge; da der König Dareios auch diesmal im Mitteltreffen seinen Stand hatte. Die Besten seiner Truppen, eine Menge Reiter in glänzender Rüstung, standen dichtgeschaart um ihn her. Er selber als ein Mann von schönem Wuchse vor allen ausgezeichnet, nahm persönlich am Kampfe Antheil und schleuderte von seinem hohen Wagen aus Wurfspieße gegen die Feinde. Als aber die Reiter Alexanders und Alexander selbst mit Macht eindrangen, indem sie theils in Massen anstürmten, theils mit ihren Stoßlanzen die Perser in's Gesicht verwundeten; als zugleich die makedonische Phalanx dichtgeschlossen mit ihren vorstarrenden Lanzen ebenfalls einbrach und dem längst schon erschreckten Dareios nun alles Schreckliche auf einmal vor die Augen trat, so war er selbst der Erste, der sich zur Flucht wandte. Da wurde auch das Heer, welches um ihn versammelt war, zaghaft; ein Theil floh dem Könige nach, und da Alexander die Fliehenden auf diejenigen warf, welche noch Stand hielten, setzte er die ganze Masse in Verwirrung und jagte sie aus einander. Nur die Tapfersten und Edelsten ließen sich über der Vertheidigung ihres Königes niederhauen, fielen haufenweise über einander her und hinderten das Nachsetzen, indem sie sich noch sterbend um die Feinde und ihre Rosse schlangen.

Auf dieser Seite war der Sieg der Makedonier vollständig erfochten. Dagegen befand sich ihr linker Flügel in Noth. Hier nemlich hatte sich die Schlachtlinie getrennt, durch diese Oeffnung war ein Theil der persischen Reiterei bis zum Lager vorgedrungen, und fiel mit mörderischer Wuth über die dort Zurückgebliebenen her, die meistens unbewaffnet waren und nichts weniger erwarteten, als daß jemand die doppelte Phalanx sprengen und zu ihnen durchdringen werde. Zudem rafften sich beim Einbruch ihrer Freunde auch die persischen Gefangenen auf, griffen zu den Waffen oder halfen jenen bei der Plünderung, während die gefangenen Frauen sich zur Flucht anschickten. Nur Sisygambris, die Mutter des Dareios, blieb still und wohlbedächtlich zurück. Denn sie mochte weder dem unsicheren Glücke trauen, noch die Pflicht der Dankbarkeit gegen Alexandern verletzen. Parmenion, dem der Befehl über den linken Flügel anvertraut war, schickte in aller Eile einige Boten an Alexandern und ließ ihm sagen: das ganze Lager und Gepäck sei verloren, wenn er nicht sofort dem Hintertreffen zahlreiche Mannschaft zu Hülfe schicke. Alexander aber ließ sich durch diesen Zwischenfall von der Verfolgung seines Vorhabens nicht abrufen und ertheilte dem Boten die Antwort: „Parmenion ist wohl nicht recht klug oder bei Besinnung und muß in der Bestürzung ganz vergessen haben, daß den Siegern auch das, was den Feinden gehört, zufällt, Ueberwundene aber nicht um Güter und Sklaven, sondern nur darum sich bekümmern müssen, wie sie im Kampfe mit Ehren fallen mögen.“

Auch zeigte sich in der That, daß jenes Ereigniß eines solchen Aufhebens nicht werth gewesen. Eine Wendung der hinter dem Vordertreffen aufgestellten zweiten Linie reichte hin, die in's Lager eingedrungenen Perser, welche nach einem leichten Siege nur um das Gepäck sich zu schaffen machten, zu überwältigen und theils niederzuhauen theils zu zerstreuen.

Zum zweiten Male aber fand sich der linke Flügel von einer viel größeren Gefahr bedroht. Die persische Reiterei hatte ihn während jenes Gefechts im Rücken wirklich umgangen und war dem Parmenion in die Seite gefallen; und auf diese Nachricht säumte Alexander mit der Hülfe nicht, sondern stellte alsbald die Verfolgung ein, warf sich an der Spitze der berittenen Edelschaaren herum und sprengte in vollem Laufe gegen den rechten Flügel der Perser an. Hier entspann sich das hartnäckigste

Gefecht des ganzen Tages, bis auch auf diesem Punkte der Sieg den Makedoniern zufiel, und der Feind sich fliehend zerstreute. Dreimal hunderttausend Todte ließ er auf dem Schlachtfelde zurück; noch größer war die Zahl der Gefangenen. Alexanders Verlust an Leuten belief sich auf etwa hundert Mann, an Pferden aber theils durch Wunden theils durch die Strapazen der Verfolgung auf mehr als tausend, fast zur Hälfte seinen Edelschaaren gehörig. Parmenion eroberte das feindliche Lager, das Gepäck, die Kameele. Alexander aber setzte nach kurzer Rast die Verfolgung fort und langte am folgenden Tage, nachdem er im Ganzen wenigstens funfzehn Stunden unmittelbar vom Schlachtfelde aus zurückgelegt hatte, in Arbela an, wo ihm die Schätze und das ganze Feldgeräth des Dareios in die Hände fielen.

Der Ausgang dieser Schlacht hatte dem persischen Reiche den Todesstreich versetzt. Alexander ließ sich zum Könige von Asien ausrufen, hielt den Göttern zu Ehren prächtige Opferfeste und beschenkte seine Freunde mit Reichthümern, Häusern und Statthalterschaften. Um sich den Hellenen in seiner ganzen Größe zu zeigen, schrieb er an sie, daß hinfort alle Tyrannenherrschaften aufgehoben sein und alle frei nach ihren eigenen Gesetzen leben sollten. Die Plataer forderte er auf, ihre Städte wieder aufzubauen, als Anerkennung dafür, daß einstmals ihre Vorfahren den Hellenen ihr Feld eingeräumt hätten, um dort die große Freiheitsschlacht zu schlagen. Selbst den Krotoniaten in Unteritalien schickte er einen Theil der Beute, ihrem Mitbürger Phayllas zu Ehren, welcher im Perserkriege, als die übrigen Griechen Italiens ihr Heimathland schon verloren gaben, mit einem auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiffe nach Salamis gesegelt war, um wenigstens an der Gefahr mit theilzunehmen. So erkenntlich bewies sich Alexander gegen jede Art von Verdienst; so hoch pflegte er rühmliche Thaten zu schätzen und im Andenken zu bewahren!

8. Alexander in Persis. Einzelne Charakterzüge.

Der fliehende Perserkönig hatte den Weg über das Zagrosgebirge *) nach Medien eingeschlagen, in der Voraussetzung, Alexander werde unmittelbar nach der Schlacht auf Babylon und Susa losgehen. Denn in dieser Richtung war lauter bewohntes Land, der Weg für das Fortbringen des Gepäckes nicht beschwerlich und zugleich Babylon und Susa augenscheinlich der Preis des Kampfes, während auf der Straße nach Medien mit einem großen Heere nicht wohl durchzukommen war. Dareios hatte nicht fehlgeschlossen. Von Arbela aufbrechend, setzte sich Alexander nach Babylon in Bewegung. Diese altberühmte und große Stadt öffnete ihm freiwillig die Thore. Ebenso ergab sich Susa ohne Widerstand. Mit vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Griechenland verstärkt, rückte Alexander von dort gegen das Stammland der Perser, die Landschaft Persis, welche heutiges Tages den Namen Farsistan führt, und erzwang sich den Durchzug durch die rauhen Gebirgspässe, die sogenannten persischen Pforten, mit schweren Kämpfen; denn hier traten ihm die edelsten Perser mit letztem Aufwand ihrer Kräfte zur Vertheidigung ihres Heimathlandes entgegen. Nach ihrer Ueberwältigung drang er nach Persepolis vor, der heiligen Wallfahrtsstadt und Todtenresidenz der persischen Könige. Die Menge der Schätze, welche hier wie in Susa den Siegern in die Hände fielen, war unermeßlich. Im Schlosse der letzteren Stadt fanden sich allein an gemünztem Gelde vierzigtausend Talente vor, in Persepolis ebensoviel, und zur Fortschaffung der Reichthümer und Geräthschaften waren nicht weniger als zehntausend Paar Maulthiere und fünftausend Kameele erforderlich.

Da der Winter einfiel, so verweilte sich Alexander hier vier Monate lang, um seinem Heere einige Erholung zu gönnen. Als er zum ersten Male den königlichen Thron unter goldenem Prachthimmel einnahm, brach der Korinthier Demaratos, ein wohlwollender Freund Alexanders schon vom Vater her, nach Art alter Leute in Thränen aus und rief: „O, welcher Freude haben die Hellenen entbehren müssen, welche gestorben sind, ehe sie Alexandern auf dem Throne des Dareios konnten sitzen sehen!“ Doch bezeichnete Alexander jene festlichen Tage des vollendeten Sieges über den Erbfeind der Hellenen mit einer That des Uebermuthes und der Unbesonnenheit. Bei einem Zechgelage, welches Alexander seinen Vertrauten gab, so erzählt man, befand sich nebst anderen Frauenzimmern auch die Thais, eine gebarene Athenerin, die Buhle des nachmaligen Königs Ptolemäos. Diese erhob sich, kühn gemacht durch den Beifall, mit welchem sie den König ihre fein angebrachten Scherze und Lobsprüche entgegennehmen sah, zu einer Sprache, welche zwar dem Charakter ihres Vaterlandes völlig gemäß, für ihren Stand aber wohl etwas zu erhaben war. „Der heutige Tag,“ sprach sie, „giebt mir für alle Mühseligkeiten, die ich während des langen Umherziehens in Asien erduldet habe, reiche Entschädigung, da ich der stolzen Königsburg der Perser Hohn sprechen kann. Aber eine noch weit höhere Freude sollte es mir sein, den Pallast jenes Xerxes, welcher Athen in Schutt und Asche legte, vor den Augen des Königs mit eigener Hand anzuzünden, damit es in aller Welt bekannt würde, daß schwache Weiber in Alexanders Gefolge für Griechenland an den Persern eine völligere Rache genommen haben, als jene berühmten Führer der griechischen Heere und Flotten.“

Dieser alberne Vorschlag wurde von allen Anwesenden mit Jubel und Händeklatschen aufgenommen. Selbst Alexander ließ sich auf dringendes Zureden seiner Freunde, trotz der verständigen Einsprüche Parmenions, mit fortreißen, daß er aufsprang, und mit dem Kranze auf dem Haupte, der Fackel in der Hand, vorausging. Die Uebrigen folgten mit lautem Freudengeschrei nach und umringten den Pallast, und alle Makedonier, welche davon hörten, gesellten sich mit brennenden Fackeln zu ihnen, um an diesem Zerstörungswerke Antheil zu haben, indem sie sich einbildeten, die Einäscherung der Königsburg sei ein sicheres Zeichen, daß ihr König seine Gedanken wieder auf die Heimath richte und seinen Wohnsitz nicht unter den Barbaren aufschlagen wolle. Bald jedoch bereuete

*) Dieses Gebirge bildet jetzt noch immer die Grenzmarke zwischen dem türkischen und persischen Gebiete wie damals zwischen Assyrien und Medien.

Alexander das Geſchehene und befahl, das Feuer wieder zu löſchen. Wo einſt Perſepolis ſtand, zeigen ſich noch jetzt die prächtigſten Trümmer unter dem Namen Tſchil-Minnar, d. i. die vierzig Säulen. Selbſt die Reſte dieſer Rieſengebäude erfüllen den Wanderer noch mit Staunen und Ehrfurcht. „Es ſind gewaltige Terraſſen, dreifach über einander gethürmt und an ein Marmorgebirge gelehnt, deſſen Fortſetzung ſie zu ſein ſcheinen. Wälder von Säulen ſtanden hier, von denen jede fünfzig Fuß hoch war und ſo dick, daß kaum drei Männer ſie umklaftern konnten. Treppen, ſo breit wie die Heerſtraßen, führen von einer Teraſſe zur andern, und die langen und hohen Wände des Marmorpalaſtes ſind mit den merkwürdigſten Bildwerken und altperſiſchen, keilförmigen Inſchriften verziert,“ deren Entzifferung noch gegenwärtig den Scharfſinn europäiſcher Sprachforſcher beſchäftigt.

Der Reichthum, welcher jetzt Alexandern zugefallen war, bot ihm ungemeſſene Mittel, dem Triebe ſeiner natürlichen Freigebigkeit zu genügen. Auch verband er damit ein freundliches, liebreiches Weſen, welches den Wohlthaten erſt den wahren Werth verleiht. Einſtmals führte ein makedoniſcher Soldat ein mit königlichem Golde beladenes Maulthier, und als dieſes vor Müdigkeit nicht mehr fortkonnte, nahm er ſelbſt die Laſt auf ſeinen Rücken und trug ſie weiter. Der König, der ihn dahinkeuchen ſah, fragte ihn, was er trüge; und als der Soldat die Laſt niederſetzen wollte, ſprach er zu ihm: „Ermüde noch nicht, mein Guter, geh noch ein Stückchen weiter und trage dir das in dein Zelt.“

Gegen ſeine Freunde und Leibwachen war er ſo verſchwenderiſch freigebig, daß ihm ſeine Mutter Olympias darüber Vorwürfe machte: „Sonſt“ — ſo ſchrieb ſie ihm — „erwieſeſt du deinen Freunden Wohlthaten und erwarbſt dadurch Ruhm und Ehre. Jetzt aber machſt du ſie alle Königen gleich und ſetzeſt ſie in den Stand, ſich viele Freunde zu erwerben, während du dich ſelbſt um ſo viel Freunde ärmer machſt.“

Dergleichen Verweiſe kehrten in den Briefen ſeiner Mutter öfter wieder, weshalb er ſie immer geheim hielt. Nur ein einziges Mal verſtattete er dem Hephäſtion, welcher eben bei ihm eintrat, als er einen ihrer Briefe erbrach, ihn durchzuleſen; zog aber gleich darauf ſeinen Siegelring vom Finger und drückte damit dem Hephäſtion gleichſam ein Siegel auf den Mund. Er unterließ zu keiner Zeit, durch zahlreiche und koſtbare Geſchenke der Olympias ſeine kindliche Anhänglichkeit zu bezeigen; doch erlaubte er ihr nie, ſich in Staats- und Kriegsangelegenheiten zu miſchen und ertrug die bitteren Vorwürfe, die ſie ihm darüber machte, mit Sanftmuth. Antipatros, der als Reichsverweſer Makedoniens gegen dieſe herrſchſüchtige Frau oft einen harten Stand hatte, ſchrieb einſt einen langen Brief voller Klagen über ſie an Alexandern. Als dieſer ihn durchleſen hatte, ſprach er: „Antipatros weiß nicht, daß eine einzige Thräne einer Mutter zehntauſend ſolcher Briefe auslöſcht.“

Vertraut geworden mit den Genüſſen des aſiatiſchen Lebens, fingen jetzt viele aus der Umgebung Alexanders an, ſich der Ueppigkeit zu ergeben und die übertriebenſte Pracht zur Schau zu tragen. Agnon der Teier trug ſilberne Nägel an den Stiefeln; Leonnatos ließ ſich den Sand zu ſeinen Leibesübungen auf vielen Kameelen aus Aegypten nachführen; Philotas hatte zum Zwecke der Jagdluſtigung immer ſo viel Netze bei ſich, um einen Raum von hundert Stadien damit zu umſtellen; beim Baden und Salben wurde der Gebrauch der köſtlichſten Eſſenzen weit häufiger und gewöhnlicher als der des Oels, und die Meiſten hatten in ihrem Gefolge zu dieſer Art der Bedienung beſondere Kammerdiener und Leute, die nach morgenländiſcher Weiſe den Leib zu reiben und zu kneten verſtanden. Solche Weichlichkeit verwies ihnen Alexander auf eine ſanfte und vernünftige Weiſe: „Ich wundere mich,“ ſprach er, „daß ihr, die ihr ſo manche und ſchwere Kämpfe überſtanden habt, euch gar nicht mehr erinnert, daß die, welche andere mürbe gemacht haben, weit ſanfter ſchlafen als die Mürbegemachten, und auch jetzt, da ihr eure Lebensart mit der perſiſchen vergleichen könntet, nicht einſehen wollet, daß nichts knechtiſcher iſt als der Ueppigkeit fröhnen und nichts königlicher als thätig und arbeitſam ſein. Wer von euch,“ fuhr er fort, „wird ſich nun wohl dazu verſtehen, ſelber für ſein Pferd zu ſorgen, ſeinen Spieß und Helm zu putzen, wenn er ſich entwöhnt hat, mit eignen Händen ſeines Leibes zu warten, der ihm doch das Liebſte ſein muß? Wiſſet ihr nicht, daß, wer ſich des Sieges verſichern will, nicht dasjenige thun darf, was die Ueberwundenen gethan haben?“

Um ſolchen Vorſtellungen durch das eigene Beiſpiel noch mehr Nachdruck zu geben, ſetzte er ſich nicht nur auf Feldzügen, ſondern auch auf der Jagd freiwillig den größten Gefahren und Beſchwerden aus. Weil er der Höchſte war, ſtrebte er darnach, auch der Wackerſte zu ſein, ſo daß einſt ein lakedämoniſcher Geſandter, welcher zugegen war, als er einen großen Löwen erlegte, ausrief: „Wahrlich, Alexander, du haſt doch brav mit dem Löwen um die königliche Würde geſtritten!“

Viele von ſeinen Freunden hingegen, welche nun ſchon durch Reichthum und Hoffahrt ſtarke Neigung zu einem üppigen und unthätigen Leben gefaßt hatten, waren des ewigen Umherziehens und Kriegführens herzlich müde und gingen nach und nach ſo weit, gegen den König zu murren und übel von ihm zu reden. Alexander ertrug dies mit großer Gelaſſenheit, indem er äußerte: „Es iſt königlich, ſich für Wohlthaten ſchmähen zu laſſen.“ Seine Theilnahme für die, welche er liebte und ehrte, ging bis in's Einzelnſte. Dem Peukeſtas, der von einem Bären gebiſſen worden war, machte er in einem Briefe freundliche Vorwürfe, daß er dieſen Unfall anderen Freunden und nicht auch ihm gemeldet habe. „Gieb mir doch Nachricht,“ ſchrieb er, „wie du dich jetzt befindeſt, und ob dich vielleicht einige Begleiter auf der Jagd im Stiche gelaſſen haben, damit ſie zur Strafe gezogen werden.“ Dem Hephäſtion, welcher ſich einſtmals in Geſchäften abweſend befand, ſchrieb er, daß er ſich mit ſeinen Freunden an der Jagd eines Ichneumons erluſtiget, und daß ſich Krateros dabei mit dem Spieße des Perdikkas, in den er gefallen ſei, an beiden Schenkeln verwundet habe. Kranke Freunde empfahl er in eigenhändigen Briefen der Sorgfalt des Arztes oder dankte ihm für ihre Herſtellung. Verwundern muß man ſich auch darüber, daß ſein mit ſo großen Dingen vielbeſchäftigter Geiſt noch Zeit und Raum fand, oft die geringfügigſten Vorkommenheiten zu beachten; wie wenn er z. B. befahl, einen nach Kilikien entlaufenen Knecht des Seleukos aufzuſuchen; oder wenn er dem

Digitized by Google

Megabyzos wegen eines Sklaven, welcher in einem Tempel seine Zuflucht genommen, die Anweisung gab, er solle sich seiner wo möglich außerhalb des Heiligthums bemächtigen, im Tempel selbst aber durchaus nicht Hand an ihn legen.

Auch wird erzählt, daß er anfangs, wenn er einem peinlichen Gerichte beiwohnte, während der Rede des Anklägers sich das eine Ohr zugehalten habe, um es für den Beklagten rein und unbefangen zu bewahren. In der Folge aber machten ihn die gehäuften Anklagen minder vorsichtig und zur Strenge geneigt, und lügnerische Erfindungen fanden bei seiner gesteigerten Reizbarkeit leichter Eingang. Vorzüglich verlor er, wenn er sich durch üble Nachreden verunglimpft sah, alle Besonnenheit und war in diesem Falle oft grausam und unerbittlich, da er die Ehre höher schätzte als Leben und Königreich.

9. Tod des Dareios.

Dareios hielt sich noch in der Hauptstadt Mediens, Ekbatana, auf, entschlossen, mit den Streitkräften, die er unter den gegenwärtigen Umständen hatte zusammenziehen können, und der Hülfsmacht der Skythen und Kadusier noch einmal sich Alexandern schlagfertig entgegenzustellen und um Reich und Krone zu kämpfen. Auf diese Nachricht machte sich Alexander gegen ihn auf (330 vor Chr.). Als er aber nur noch drei Tagereisen von Ekbatana entfernt war, vernahm er, daß Dareios, unfähig, sich gegen die heranziehende Heeresmacht zu halten, schon seit fünf Tagen mit siebentausend Talenten und neuntausend Mann — denn mehr hatten sich nicht bei ihm eingefunden — sich auf die Flucht nach den nördlicheren Provinzen begeben habe. Alexander traf sogleich die geeigneten Anordnungen. Dem Parmenion gab er Befehl, durch das Land der Kadusier nach Hyrkanien aufzubrechen; Kleitos sollte mit einem anderen Theile des Heeres in das Gebiet der Parther einrücken; er selber behielt sich mit den berittenen Edelschaaren, den Vortrabern, dem makedonischen Fußvolke, den Bogenschützen und einigen anderen Truppenkörpern die Verfolgung des Dareios vor. Bei der Eile, mit welcher er seinen Weg verfolgte, blieben nicht nur viele Soldaten erschöpft zurück, sondern auch viele Pferde todt auf dem Platze. Allein dies konnte ihn nicht aufhalten, und am elften Tage kam er zu Ragä*) an, einem Orte, welcher nur noch eine Tagereise von den kaspischen Pforten entfernt war. Dareios war schon über diese Engpässe glücklich hinausgekommen; von seiner Begleitung aber hatten ihn während der Flucht viele verlassen, um sich in ihr Heimwesen zurückzuziehen, nicht wenige auch, um sich an Alexandern zu ergeben. Alexander gab nun den Gedanken auf, dem Dareios auf dem Fuße zu folgen und ließ seine Truppen fünf Tage lang rasten. Dann rückte er durch die kaspischen Pforten über das Albordsch-Gebirge in die Landschaft Parthien, und jetzt erfuhr er durch einige Begleiter des Dareios, welche aus dem Lager des Königs zu ihm kamen, daß Bessos, der Satrap von Baktrien, ein naher Verwandter des Königs, eine Verschwörung gegen seinen Herrn angestiftet, sich an die Spitze des Heeres gestellt habe und nun diesen unglücklichen Fürsten gefangen mit sich umherführe. Sofort, ohne auch nur die auf's Futtersammeln ausgeschickte Reiterschaar abzuwarten, machte er sich mit den geschwindesten Truppen auf und eilte bei Tag und Nacht durch wüste und unbekannte Strecken den Verräthern nach, um seinen königlichen Gegner aus ihren Händen zu erretten. Unter den Strapazen dieses Marsches kam ein großer Theil seiner Begleiter besonders ans Wassermangel ganz von Kräften. Da begegneten ihm einige Makedonier, welche auf Maulthieren etwas Wasser in Schläuchen von einem Flusse herbrachten, und da sie Alexandern in der Mittagshitze vor Durst ganz verschmachtet sahen, boten sie ihm davon in einem Helme einen Trunk an. Er nahm ihn an, wie er sich aber umsah und bemerkte, daß alle bei ihm befindlichen Reiter den Kopf hängen ließen und mit heimlichem Verlangen nach dem Trunke blickten, gab er den Helm ohne weiteres zurück, dankte den Leuten für ihren guten Willen und sprach: „Wenn ich allein trinken wollte, würden diese vollends den Muth verlieren.“ Diese großherzige Enthaltsamkeit machte auf seine Reiterei einen solchen Eindruck, daß sie ihre Rosse spornten und ihm zuriefen: „Führ' uns nur weiter! wir sind nicht müde, wir achten den Durst nicht, ja, wir halten uns nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben.“ *)

Mit rastlosem Eifer gab man sich jetzt wieder an die Verfolgung und langte endlich in einem Dorfe an, wo Tages zuvor die Verschworenen mit Dareios sich gelagert gehabt. Alexander fragte die Einwohner aus, ob sie nicht einen kürzeren Weg hinter den Fliehenden her wüßten, als welchen diese selber eingeschlagen hätten; und auf die Antwort, sie wüßten wohl einen, der aber wegen Wassermangels ungangbar sei, so verlangte er, ihn geführt zu werden. Auf diesem eilte er mit den rüstigsten seiner Leute dem übrigen Heere voraus, legte während der Nacht, den letzten Athem von Mann und Roß daran setzend, an vierhundert Stadien (zehn Stunden) zurück und war so glücklich, gegen Anbruch des Tages die Staubwolke des in Unordnung dahinziehenden Feindes zu gewahren. Aber auch die Barbaren hatten Kunde von seiner Annäherung bekommen, und hätte Bessos so viel Muth zum Kampfe gehabt, als zur Begehung des abscheulichsten Verbrechens, so wäre ohne Zweifel die Uebermacht in diesem Augenblicke auf seiner Seite gewesen. Denn nicht nur an Zahl war sein Heer der Mannschaft Alexanders weit überlegen, sondern hätte es auch, selber noch bei vollen Kräften, nur mit solchen aufzunehmen gehabt, welche durch

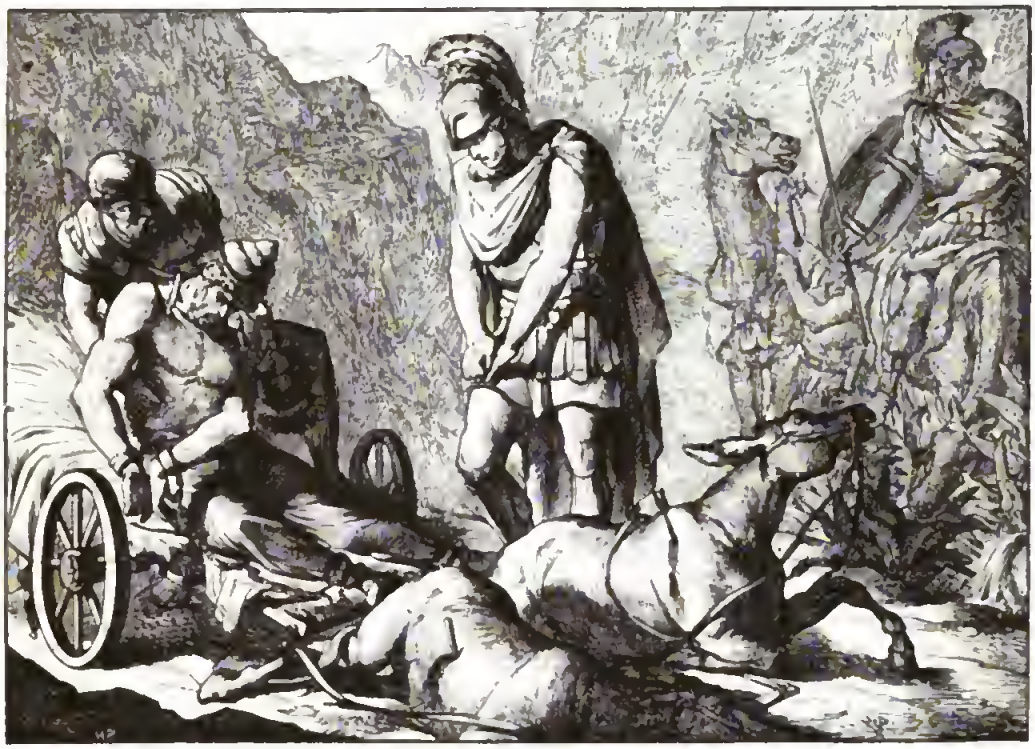
*) Dies ist das Rages der heiligen Schrift, vormals die größte Stadt in Medien; s. Buch Tobiä 5, 9, 9, 6.

*) »David war dazumal in der Burg, aber der Philister Volk lag zu Bethlehem. Und David war lüstern und sprach: Wer will mir zu trinken holen des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem, unter dem Thore? Da rissen die drei Helden (Jasabeam, Eleasar und Samma) in's Lager der Philister und schöpften des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor, und trugen es und brachten es David. Aber er wollte es nicht trinken, sondern goß es dem Herrn und sprach: Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich das thue. Ist es nicht das Blut der Männer, die ihr Leben gewagt haben und dahin gegangen sind? Und wollte es nicht trinken.« 2. Sam. 23, 14—17.

Digitized by Google

Anstrengung und Mangel ganz entkräftet waren. Aber schon der Name Alexanders war hinreichend, alles vor sich her in regellose Flucht zu stürzen.

Bessos und seine Mitverschworenen traten an den Wagen heran, auf welchem sie den König mit sich fortführten, und drangen in ihn, ein Pferd zu besteigen und so mit ihnen dem anrückenden Feinde zu entrinnen. Als aber Dareios sich standhaft weigerte und erklärte: lieber wolle er sich der Treue Alexanders als ihren vatermörderischen Händen länger anvertrauen, schleuderten die Verruchten ihre Spieße auf ihn ab und jagten mit wenigen Reitern davon. Das übrige Heer, seiner Führer beraubt, zerstreute sich, wohin jeden, sei es die Furcht, sei es die Hoffnung, führte. Der Rest, der sich noch, schwankend zwischen Widerstand und Flucht, zusammenhielt, wurde niedergehauen oder gefangen. Aber niemand von allen, welche den Makedoniern in die Hände gefallen waren, konnte Auskunft geben, wo sich Dareios befinde. Unterdessen war das Gespann vor dem Wagen des Königs, von Geschossen durchbohrt, ohne Wagenlenker und sonstige Auf-



sicht von der Heerstraße weitab umhergeirrt und endlich, von Hitze und Wunden entkräftet, in einem einsamen Thale stehen geblieben. Dort fand ein makedonischer Soldat, Namens Polystratos, den unglücklichen König mit Wunden bedeckt und dem Tode nahe. Des Griechischen nicht unkundig, gab sich der König ihm zu erkennen und bat ihn um einen Trunk Wassers, welchen der Soldat aus dem benachbarten Quell in seinem Helme herbeiholte. „Freund!“ sprach der Sterbende, „dies ist das volle Maaß meines Unglücks, daß ich dir deine Wohlthat nicht vergelten kann. Aber Alexander wird dich dafür lohnen, so wie die Götter ihm die Güte vergelten werden, die er gegen meine Mutter, meine Gemahlin und meine Kinder bewiesen hat. Ich reiche ihm noch durch dich meine rechte Hand.“ Mit diesen Worten ergriff er die Hand des Makedoniers und gab sogleich den Geist auf.

Alexander bezeigte, als er herzukam, sehr lebhaft seine Betrübniß über das unglückliche Ende seines Gegners, nahm seinen Mantel ab und bedeckte damit den Leichnam. Er ließ ihn, angethan mit königlichem Schmucke, nach Persien abführen und dort in den Grabgewölben der Könige von Persien beisetzen (330 vor Chr.).

10. Heerfahrten im inneren Asien. Annahme asiatischer Sitten. Tödtung des Philotas und Parmenion.

Alexander eroberte hierauf die Provinz Hyrkanien, zwischen dem Albordsch-Gebirge und der Südküste des caspischen Sees, wendete sich sodann südöstlich und nahm die Landschaft Parthien und das Land der Arier ein; und als er hier erfuhr, daß Bessos in den östlichen Provinzen ein neues Heer um sich sammle und sich mit den Zeichen der persischen Königswürde bekleidet habe, so folgte er ihm auch dorthin nach. Unter großen Mühseligkeiten, zwischen feindseligen Völkerschaften hin, zuweilen in tiefem Schnee und durch Gegenden marschirend, welche Bessos, um die Makedonier zur Rückkehr zu nöthigen, absichtlich verwüstet hatte, drang Alexander bis zum Paropamisos oder inbi-

schen Kaukasos*) vor. Dort, in dem heutigen Afghanistan, wo noch jetzt die große Karawanenstraße von Indien nach Iran sich hinzieht, legte er ein zweites Alexandreia an. Es ist dies das heutige Kantahar, eine große Handelsstadt, dessen hunderttausend Einwohner sich noch immer des Begründers ihrer Stadt, des großen „Iskender“ (d. i. Alexander) rühmen.

Bessos zog sich vor den nachdringenden Makedoniern über den Oxos zurück. Dieser Fluß, heut zu Tage Amu genannt, entspringt auf dem Belurtag und ergießt sich in den Aralsee. Seine Breite von achtzehnhundert Fuß und sein reißender Lauf machen den Uebergang schwierig; und da Bessos die Fahrzeuge, auf denen er überfuhr, hinter sich verbrannte, so glaubte er nunmehr vor seinen Verfolgern sicher zu sein. Allein Alexander gab darum sein Vorhaben nicht auf. Er ließ die Häute, unter denen die Krieger zelteten, mit getrockneter Spreu füllen, sorgfältig schnüren und zusammennähen und setzte auf diesen seltsamen Fähren mit Fußvolk und Reitern über den Strom. Bessos wurde, von seinen Leuten verlassen und verrathen, in einem Dorfe umzingelt und gefangen genommen. Nackt und im Halseisen wurde der Elende vor Alexandern gebracht, der ihn, gepeitscht und an Nase und Ohren grausam verstümmelt, nach Ekbatana abführen und dort vor den Augen der Perser hinrichten ließ.

Alexander vollendete hierauf die Eroberung des herrlichen Geländes jenseit des Amu, damals Sogdiana, gegenwärtig die große Bucharei genannt, und gewann auch die Hauptstadt dieser Provinz, Marakanda, welche funfzehn Jahrhunderte später unter dem Namen Samarkand als Geburtsort und Residenz des furchtbaren Mongolenfürsten Tamerlan auch im Abendlande berühmt wurde. Weiter gegen Norden ergießt sich der Jaxartes oder Syr, gleichfalls vom Belurtag kommend, in den Aralsee. Er bildete die Nordgrenze des damaligen Perserreiches und galt in jener Zeit für die Grenzmarke zwischen Asien und Europa. Alexander rückte bis an das südliche Ufer dieses Flusses vor, legte auch hier eine Stadt seines Namens an, welche jetzt den Namen Khodschend führt, und war nun, da er nach dieser Richtung hin sein Eroberungswerk für vollendet ansehen konnte, im Begriff, sich wieder südwärts zu wenden. Da sich aber am jenseitigen Ufer ein starkes Heer von Skythen gesammelt hatte, welches mit Spottreden die Makedonier herausforderte, so überschritt er, um seine Waffenehre zu wahren, auch diesen Fluß und verfolgte die Geschlagenen, wiewohl er damals vom Genusse des Wassers jener Gegend sehr leidend war, noch eine Strecke in die kirgisische Steppe hinein. Bald darauf erschienen Abgeordnete des skythischen Königs, welche das Vorgefallene entschuldigten und Unterwerfung anboten. Dies geschah im Sommer des Jahres 328 vor Chr. Während des folgenden Winters traf eine Gesandtschaft des Häuptlings der Chorasmier ein, welche das Steppenland zwischen dem caspischen und dem Aralsee, noch gegenwärtig Kharesm oder Chowaresmien genannt und von den nomadischen Turkmenen durchzogen, bewohnten. Alexander schloß mit ihnen Freundschaft und Waffenbündniß, ohne ihr Land zu betreten, dämpfte im Frühling des folgenden Jahres (327) den mit Hülfe der benachbarten Massageten erneuerten Aufstand in Sogdiana und begab sich hierauf nach Baktra, dem heutigen Balkh, um sich zur Heerfahrt nach Indien zu rüsten.

Seit jenen Zügen im innern Asien, welche den Umsturz des persischen Reichs vollendeten, nahm man an Alexandern eine bedeutsame Wandelung seiner Sitten wahr. In seiner Lebensart schloß er sich immer näher den Landesgebräuchen an und suchte hinwiederum auch diese den makedonischen Sitten zu nähern, wobei ihn die Ueberzeugung leitete, daß eine solche Mischung und Ausgleichung der Volksthümlichkeiten eine Einigung zwischen den Besiegten und den Siegern herbeiführen müsse, welche weit mehr als Waffengewalt geeignet sei, seine Herrschaft zu befestigen und zu sichern. Er selber legte daher medisch-persische Kleidung an und übertrug nicht mehr blos Männern aus seinem Gefolge, sondern auch persischen Satrapen, welche er tüchtig und seiner Sache zugethan fand, Statthalterschaften eroberter Provinzen. In derselben Absicht ließ er aus den Asiaten dreißigtausend Knaben erlesen und durch eine Menge Aufseher nicht nur in den griechischen Wissenschaften unterrichten, sondern auch in dem Gebrauche der makedonischen Waffen üben. Er begünstigte die Verbindung seiner Feldherren mit edlen Perserinnen und vermählte sich sogar selbst mit der reizenden Roxane, einer Tochter des Satrapen von Baktrien, Oxyartes. Diese Vermählung, aus lebhafter und reiner Liebe geschlossen, erwarb ihm in gleichem Maaße das Vertrauen der Barbaren, als seine Unüberwindlichkeit auf den Schlachtfeldern ihn fürchten gelehrt hatte; und so stellte sich gleichsam in ihm selber der große Gedanke seines Lebens dar: Morgen- und Abendland in ein Reich und Volksthum zu versöhnen und zu verschmelzen.

Diese Bestrebungen fanden unter den Freunden Alexanders eine sehr verschiedene Aufnahme. Einige hatten Beweglichkeit des Geistes und Biegsamkeit des Charakters genug, um auf die Pläne des Königs einzugehen und seinem Beispiele zu folgen; manche, wie wir schon früher erwähnt, hatten sich aus sinnlicher Neigung bis zu einem Grade die asiatische Sitte zu eigen gemacht, welchen selbst Alexander nicht billigen konnte; andere dagegen hielten mit Hartnäckigkeit an den vaterländischen Sitten fest und nahmen an der Mißachtung des heimischen Wesens, die ihnen im königlichen Hofhalte vor Augen trat, harten Anstoß. Diese Verschiedenheit der Gesinnung stellte sich sogar in den beiden nächsten und vertrautesten Freunden Alexanders, in Hephästian und Krateros dar, von denen jener den ersteren, dieser den letzteren zugehörte. Alexander ließ den einen wie den anderen gelten und wußte von eines jeden Eigenthümlichkeit einen nützlichen Gebrauch zu machen, indem er durch Hephästion die Geschäfte mit Asiaten, durch Krateros dagegen die mit den Hellenen und Makedoniern besorgen ließ. Doch ist es begreiflich, daß er den ersteren um seiner persönlichen Hingebung willen mehr liebte, letzteren wegen seiner Tüchtigkeit mehr ehrte, wie er denn selber öfter den Ausspruch that: „Hephästian liebt Alexandern, Krateros aber den König.“ Aus diesem Grunde waren beide Günstlinge sich gegenseitig abhold und geriethen nicht selten an ein-

*) So nannten die Alten den Belurtag oder das Nebelgebirge, welches vom Himalaja an nordwärts sich hinziehend das hinterasiatische Hochland von dem persischen scheidet und durch eine nach Westen zwischen Persien und Turan sich fortsetzende Gebirgskette, Hindukuh genannt, sich mit dem Aldordsch und Taurusgebirge in Vorderasien verknüpft.

ander, ja es kam einmal bei einem Wortwechſel zwiſchen beiden ſo weit, daß ſie die Schwerter zogen und jedem ſeine Freunde ſchon zu Hülfe eilten, als Alexander zwiſchen ſie trat und bei allen Göttern ſchwur: zwar liebe er ſie unter allen Menſchen am meiſten; doch werde er, wenn es noch einmal zwiſchen ihnen zu Feindſeligkeiten komme, entweder beide oder mindeſtens den, der angefangen habe, hinrichten laſſen. Durch dieſe entſchiedene Erklärung machte er zwiſchen beiden Frieden, ſo daß ſie in der Folge nicht einmal im Scherz einander zu nahe traten.

Doch regte ſich ſowohl im Heere als auch in des Königs nächſter Umgebung ein Geiſt der Unzufriedenheit und des Mißmuthes, welchen weder der Glanz ſeiner Großthaten noch ſeine Milde oder Strenge beſchwichtigen konnte. Widrige Erfahrungen und ein überreiztes Selbſtgefühl machten ihn mißtrauiſch, und der Argwohn riß ihn zuweilen zu tyranniſchen Thaten fort. So wurde Philotas, des alten und berühmten Parmenion Sohn, der gleichfalls bei Alexandern hoch in Gunſt geſtanden, beſchuldigt, von einem Anſchlage gegen das Leben des Königs gewußt zu haben, ohne davon Meldung zu thun. Nach makedoniſcher Sitte vor ein Kriegsgericht geſtellt und ſchuldig befunden, büßte er ſein Verbrechen mit dem Tode. Sein Vater Parmenion hatte Wallenſteins Schickſal. Alexander mochte fürchten, daß auch er an der Verrätherei des Philotas Antheil habe, oder, falls er wirklich der Sache fremd geblieben ſei, nun für die Hinrichtung ſeines Sohnes Rache nehmen werde; und das Anſehn, in welchem der greiſe Feldherr bei dem ganzen Heere ſtand, machte ihn dann um ſo gefährlicher. Auch war er noch von der Schlacht bei Gaugamela her in Verdacht, daß er, unzufrieden mit den immer weiter greifenden Kriegszügen Alexanders, der ſteigenden Macht des Königs zuwider ſei, weshalb man ihn wohl auch in Ekbatana zurückgelaſſen hatte. Genug, Alexander ſchickte den drei Unterbefehlshabern des in Medien ſtehenden Heeres den ſchriftlichen Befehl zu, den Parmenion, ihren Vorgeſetzten, aus dem Wege zu räumen. Das war das Ende eines Mannes, welcher dem Philippos die wichtigſten Dienſte geleiſtet und Alexandern unter ſeinen älteren Freunden, wo nicht allein, doch am meiſten zur Heerfahrt nach Aſien ermuntert, der von drei Söhnen, die mit ihm zu Felde gezogen waren, ſchon zwei in dieſem Kriege eingebüßt hatte und jetzt mit dem dritten ſelber zu Grunde ging. Dieſe Begebenheiten machten Alexandern vielen ſeiner bisherigen Freunde fruchtbar, und „Furcht iſt nicht in der Liebe“.

11. Kleitos und Kalliſthenes.

Nicht lange darauf ereignete ſich der unglückſelige Vorfall mit dem Kleitos. Es verhält ſich damit folgendermaaßen. Als einſt bei Tafel ſtark gezecht wurde, traf es ſich, daß einer etliche Lieder vortrug, die irgend ein Poet zur Verſpottung etlicher neulich von den Barbaren beſiegten Heerführer verfertiget hatte. Die älteren unter den Anweſenden bezeigten ihr Mißfallen darüber und ſchalten auf den Dichter ſowohl als auf den Sänger. Alexander hingegen nebſt einigen anderen hörte mit Vergnügen zu und befahl dem Sänger fortzufahren. Kleitos, der ſchon vom Weine erhitzt und überhaupt von Natur ein ſtarrer und eigenſinniger Kopf war, gerieth darüber dermaaßen in Unwillen, daß er mit den Worten losbrach: „Es iſt eben nicht fein, hier im Beiſein mehrerer Barbaren und Feinde Makedonier zu verhöhnen, die, wenn ſie auch einmal ein Unfall betroffen hat, doch jedenfalls beſſer ſind als die, welche ſich über ſie luſtig machen.“ Alexander erwiederte: „Kleitos, du führſt deine eigene Sache, wenn du die Feigheit für einen Unfall erklärſt.“ Da ſprang Kleitos gegen ihn auf und rief: „Ja, dieſe Feigheit hat dich, den vermeinten Götterſohn, als du dem Schwerte des Spithridates ſchon den Rücken kehrteſt, noch gerettet. Durch das Blut der Makedonier und durch dieſe Wunden biſt du ſo groß geworden, daß du deinen Vater Philippos verleugneſt und dich dem Ammon zum Sohne aufdringſt.“ — „Glaubſt du, Böſewicht,“ entgegnete Alexander in höchſter Entrüſtung, „daß dir dergleichen Reden, mit denen du die Makedonier gegen mich aufhetzeſt, für genoſſen hingehen ſollen?“ — „Ei was!“ ſprach Kleitos, „ein Genuß iſt es auch für uns nicht, für alle erduldeten Mühſeligkeiten einen ſolchen Lohn hinzunehmen. Nein, wir preiſen diejenigen glücklich, welche geſtorben ſind, ehe ſie mit anſehen mußten, daß Makedonier mit mediſchen Ruthen geſchlagen werden und genöthiget ſind, ſich an Perſer zu wenden, um zu ihrem Könige Zutritt zu erhalten.“

Dieſe freien Reden des Kleitos verſetzten die ganze Geſellſchaft in Verwirrung. Etliche ſprangen auf und verwieſen ihm ſein Benehmen, während die älteren ſich alle Mühe gaben, den Streit beizulegen. Alexander, noch voller Unmuth über dieſe neue Probe altmakedoniſcher Derbheit, wandte ſich an einige Freunde mit der Frage: „Was dünkt euch, wandeln nicht die Hellenen unter den Makedoniern wie Halbgötter unter wilden Thieren?“ Kleitos gab jedoch nicht nach, ſondern rief: „Alexander mag laut herausſagen, was ihm beliebt, oder künftighin keine freien Männer, welche gewohnt ſind, freimüthig zu ſprechen, zur Tafel laden, ſondern ſich zu Barbaren und Sklaven halten, die ſeinen perſiſchen Gürtel und ſein weißes Gewand anbeten.“ Jetzt konnte Alexander ſeinen Zorn nicht länger bemeiſtern; er nahm einen Apfel von der Tafel und warf ihn dem Kleitos an den Kopf und ſuchte nach ſeinem Schwerte. Da aber Ariſtophanes, einer von der Leibwache, dieſes ſchon bei Zeiten auf die Seite geſchafft hatte, und die anderen um ihn herumtraten und ihn zu beſänftigen ſuchten, riß er ſich los, rief laut auf makedoniſch ſeine Trabanten an — dies war das Zeichen eines großen Tumultes — befahl dem Trompeter, Lärm zu blaſen, und gab dieſem, da er zögerte und es nicht thun wollte, etliche Fauſtſchläge. Dieſer Mann wurde ſpäterhin ſehr dafür belobt, weil man es allein ſeiner guten Vernunft zu danken hatte, daß damals nicht das ganze Lager in Allarm geſetzt wurde.

Unterdeſſen hatten die Freunde den Kleitos, der noch immer nicht nachließ, mit Mühe aus dem Speiſeſaale hinausgebracht. Aber gleich darauf kam er durch eine andere Thür wieder herein und hob, nicht minder frech als unbeſonnen, an, jene Stelle aus der Andromache des Euripides herzuſagen, die mit den Worten anfängt:

O weh, wie übel ſteht es jetzt in Griechenland!
Hat wo das Heer ein Siegeszeichen aufgeſtellt,

So denkt man nimmer derer, die das Werk vollbracht,
Nein, auf den Feldherrn wird dann alles Lob gehäuft.
Er, der wie tausend And're seinen Speer entsandt,
Ein einz'ler Mann, nimmt all' der Andern Ruhm hinweg.
Da sitzen sie, des Staates Häupter, stolzen Blicks,
Sich größer dünkend als das Volk, und sind doch Nichts.

Da riß Alexander einem der Trabanten den Spieß aus der Hand und stieß ihn dem Kleitos, der eben auf ihn zutrat und den Vorhang vor der Thür wegzog, mitten durch den Leib, daß er mit einem lauten Seufzer und Knirschen darniedersank. Alsobald verließ Alexandern der Zorn. Die ungeheure That hatte ihn plötzlich wieder zur Besinnung gebracht, und da er seine Freunde sprachlos um sich herstehen sah, riß er den Spieß aus der Leiche und trachtete, ihn sich selber durch den Hals zu stoßen. Aber seine Leibwache wehrte ihm, hielt seine Hände und brachte ihn mit Gewalt in sein Schlafgemach.

Alexander brachte die ganze Nacht unter Weinen und Wehklagen hin, rief einmal um das andere den Kleitos bei Namen, nannte sich unaufhörlich den Mörder seiner Freunde und gedachte mit bittrer Selbstanklage auch der Schwester des Kleitos, seiner ehemaligen Amme. „Einen schönen Ammenlohn," rief er, „hab' ich dir nun als Mann gezahlt; deine Söhne habe ich im Kampfe für mich sollen sehen und deinen Bruder mit eigener Hand gemordet!" Als er nun von Klagen und Jammer ganz erschöpft war, lag er lautlos da, nur daß er zuweilen einen tiefen Seufzer ausstieß, und aß nicht und trank nicht drei Tage lang. Seine Freunde geriethen darüber in Besorgniß und drangen mit Gewalt in's Gemach; aber alle Vorstellungen waren vergeblich. Er wollte keine Trostgründe annehmen, bis ihn der Wahrsager Aristandros daran erinnerte, daß er kurz vor jenem unglücklichen Ereignisse von Kleitos geträumt habe, als setze er sich in schwarzen Kleidern unter Parmenions todten Söhnen nieder. Aristandros suchte daraus zu erweisen, daß dieses Unglück von höheren Mächten schon längst über Kleitos verhängt gewesen; worauf der König sich in etwas beruhigte.

Hierauf schickte man den Kallisthenes von Olynth und den Anaxarchos von Abdera zu ihm hinein. Jener war ein naher Verwandter und Schüler des Aristoteles, dieser dagegen ein heilloser Sophist, welcher gleich von Anfang in der Philosophie seinen eigenen Weg gegangen und allgemein dafür bekannt war, daß er auf alle seines Gleichen geringschätzig und verächtlich herabsah. Sehr verschieden war auch die Art, wie die beiden Männer den in stummen Schmerz Versunkenen behandelten. Kallisthenes bemühte sich, ihn durch sittliche Gründe auf eine sanfte Art wieder aufzurichten, und suchte, ohne ihm wehe zu thun, an seinen Schmerz zu kommen. Anaxarchos aber rief gleich beim Eintritt mit erhobener Stimme: „Das also ist der Alexander, auf den die Augen der ganzen Welt gerichtet sind! Da liegt er weinend, wie ein Sclav, in scheuer Furcht vor dem Gesetz und Tadel der Menschen, denen er doch selbst ein Gesetz und Regel des Rechts sein muß, wenn er anders gesiegt hat, um zu herrschen und zu regieren, nicht aber, um sich der eiteln Meinung der Menge knechtisch zu unterwerfen. Weißt du nicht (fuhr er fort), daß Zeus die Dike und Themis, die Göttinnen des Rechts und der Gerechtigkeit, zu Beisitzerinnen hat, damit alles, was von dem Herrscher gethan wird, auch für recht und gerecht gelte?"

Durch solche schändliche Spitzfindigkeiten, welche ganz darauf berechnet waren, das Gewissen des Königs aller Verantwortlichkeit seiner Thaten zu entbinden und über die göttlichen Gesetze hinauszustellen, richtete zwar Anaxarchos das Gemüth Alexanders wieder auf, aber nicht ohne schweren Schaden für sein Inneres, welches unter den Schmerzen einer aufrichtigen Reue einer sittlichen Läuterung schon entgegengeführt war, nun aber in dem Zuspruche eines sophistischen Schmeichlers die Beschönigung und den Anreiz zu noch größerem Uebermuth und gewaltthätigen Handlungen fand.

Diese Gesinnung war es auch, welche Alexandern den Wunsch eingab, die unter den Persern übliche Art der Huldigung, vor ihrem Könige niederzufallen und anzubeten, auch für sich in Anspruch zu nehmen und unter seinen Makedoniern einzuführen. Mit etlichen Vertrauten traf er die Verabredung, die Sache während eines Trinkgelages zur Sprache zu bringen. Demgemäß ergriff Anaxarchos das Wort und trug vor, wie dem Alexander in Rücksicht der Größe und Menge seiner Thaten mit weit mehr Recht als dem Dionysos und Herakles göttliche Verehrung zukomme, und da es nicht im geringsten zweifelhaft sei, daß man ihm eine solche nach seinem Tode erweisen werde, so scheine es wohlgethan, dies schon bei seinen Lebzeiten zu thun.

Die in den Plan Eingeweihten nahmen diese und ähnliche Reden des Sophisten mit Beifall auf und schickten sich schon an, dem Vorschlage zu folgen. Die Mehrzahl der Makedonier aber, deren Mannessinn und Freiheitsgefühl immer so sclavischer Erniedrigung widerstrebte, verhielt sich still, worauf Kallisthenes mit gewohntem Freimuth sich also vernehmen ließ: „Alexandern erkläre ich nicht einer einzigen Ehre für unwerth, so weit sie einem Menschen zukommen. Aber es findet ja ein Unterschied in der Welt statt zwischen menschlichen und göttlichen Ehrenerweisungen; und darum ist es ungebührlich, beide durch einander zu wirren und einerseits den Menschen durch übertriebene Ehrenbezeugungen eine allzuhohe Stellung anzuweisen, andererseits die Götter in eine ungeziemende Tiefe herabzudrücken, indem man ihnen gleiche Ehre mit Menschen erweist. Alexander selbst würde es doch wohl nicht dulden, wenn irgend ein gewöhnlicher Mensch sich durch widerrechtliche Wahl oder Abstimmung in königliche Ehren eindrängen wollte. Um so viel gerechter müßte also der Zorn der Götter gegen solche Menschen sein, welche in göttliche Ehren entweder selbst sich eindrängen oder von anderen ruhig sich eindrängen lassen. Alexander ist und erscheint bei weitem mehr als genug unter den Braven der Bravste, unter den Königen der Königlichste, unter den Heerführern der Herrlichste. Du aber, Anaxarchos, solltest dich erinnern, daß du nicht der Gesellschafter und Rathgeber von einem Kombyses oder Xerxes bist, sondern von Philipps Sohn, dem Herakleiden, dessen Ahnherren von Argos nach Makedonien gekommen sind und nie als unumschränkte Herren, sondern nach makedonischem Rechte regiert haben. Nun aber wurde nicht einmal dem Herakles bei Lebzeiten göttliche Ehre von den Hellenen zu Theil, so selbst nach seinem Tode nicht eher, als bis der delphische Gott den Bescheid gegeben, ihn als Gott zu verehren. Sollte es

Digitized by Google

jedoch deshalb, weil hier im Barbarenlande der Makedonier nur wenige ſind, rathſam erſcheinen, Barbarengeſinnung anzunehmen, ſo bitte ich dich, Alexander, auch an Griechenland zu denken, um deſſenwillen der ganze Zug von dir unternommen wurde. Erwäge alſo, ob du wohl nach deiner Heimkehr die Hellenen, das freiheitliebendſte Volk, ebenfalls zu dieſer Anbetung zwingen, aber ob du die Hellenen deſſen überheben, den Makedoniern aber dieſe Schmach auferlegen, aber ob du ſelbſt im ganzen einen Unterſchied in Betreff der Ehrenerweiſungen feſtſetzen willſt, ſo daß du von Hellenen und Makedoniern auf menſchliche und helleniſche Weiſe und nur von den Barbaren auf Barbarenweiſe dich ehren laſſen würdeſt. Erzählt man von Kyros, dem Gründer des perſiſchen Reiches, daß er der erſte Menſch geweſen, der ſich anbeten ließ, und daß ſeitdem Perſern und Medern dieſe Erniedrigung geblieben iſt, ſo iſt zu beherzigen, daß jener Kyros von Skythen gewitziget wurde, von armen und unabhängigen Leuten, ſo wie Xerxes von Athenern und Lakedämoniern und der letzte Dareios von Alexandern, dem Nichtangebeteten.“

Dieſe Rede war den Makedoniern aus der Seele geſprochen; und Alexander, dem dies nicht entging, unterſagte für jetzt jede weitere Erwähnung der Anbetung, fühlte ſich aber von Kalliſthenes höchlich gekränkt und konnte ihm dieſen Vorfall nie vergeſſen. Mit edlem Muthe hatte der Philoſoph, ſeines Berufes nicht unwerth, dasjenige laut ausgeſprochen, worüber ſelbſt die Angeſehenſten unter den Makedoniern nur insgeheim murreten, und dadurch die Hellenen einer großen und Alexandern einer noch größeren Schande überhoben; aber ſich ſelber hat er in's Verderben geſtürzt. Kalliſthenes war nichts weniger als Höfling; er verſtand nicht, die Wahrheit in ein gefälliges Gewand zu kleiden, vielmehr war er rauh und unfreundlich im Umgange und hatte etwas Ungeſchlachtes in ſeinen Sitten. Die Jünglinge liebten ihn wegen ſeiner mächtigen Beredtſamkeit, die Aelteren um ſeiner ehrbaren und enthaltſamen Lebensart willen. Aber ſein Ruhm machte ihm viele Neider; den Sophiſten, Schmeichlern und Haſſleuten war er verhaßt; der König konnte ſich mit dem ernſten, einſilbigen Manne und ſeiner plumpen Derbheit nicht befreunden, und der nachfolgende Vorfall war nur geeignet, ſeinen Widerwillen zu verſtärken.

Alexander hatte den Plan, ſeine Anbetung einzuführen, nicht aufgegeben. Bei einem Gaſtmahle reichte er die goldene Opferſchale, woraus er getrunken hatte, einem ſeiner Freunde. Dieſer, wie es im Stillen verabredet war, nahm ſie an und ging zum Altare; und nachdem er getrunken hatte, brachte er dem Könige fußfällig die Anbetung dar, erhielt von Alexandern einen Kuß und ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz. So ging es der Reihe nach bei allen herum. Wie nun das Vertrinken dem Kalliſthenes galt, ſo leerte zwar auch dieſer die Schale, trat dann aber, ohne vorher die Anbetung zu verrichten, auf den König zu, um ihn zu küſſen. Der König, gerade im Geſpräche mit Hephäſtion begriffen, hatte nicht darauf geachtet; aber Demetrias Pheidon, einer der Vertrauten, rief dem Könige zu: „Küſſe ihn nicht, mein König! Er iſt der einzige, der vor dir nicht angebetet hat.“ Alexander wich demnach dem Kuſſe aus, und Kalliſthenes rief mit lauter Stimme: „Nun ſo gehe ich um einen Kuß ärmer weg!“

Dieſes unvorſichtige Benehmen des Philoſophen machte den König immer geneigter, den Zuträgereien ſeiner Vertrauten Glauben zu ſchenken: Kalliſthenes gehe mit ſtolzen Mienen umher, als habe er der Tyrannei mit einem Male ein Ende gemacht; auch hielten ſich die jungen Leute zu ihm und verehrten ihn als einen Mann, welcher unter ſo viel Tauſenden allein noch frei wäre. Als daher nicht lange darnach unter den Edelknaben Alexanders eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs entdeckt wurde, fand er die Angabe ſeiner Verleumder, Kalliſthenes habe dieſe Jünglinge zu dem verbrecheriſchen Unternehmen aufgereizt, um ſo wahrſcheinlicher. Zwar ſagten ſämmtliche Verſchworene ſelbſt unter den größten Martern der Folter nicht das geringſte gegen Kalliſthenes aus; nichts deſto weniger ließ ihn Alexander feſtnehmen und durch den Strang hinrichten. Nach einem andern Berichterſtatter wurde er in einem eiſernen Käfige umhergeführt und ſtarb nach ſiebenmonatlicher Haft an einer widerwärtigen Krankheit.

12. Indiſcher Feldzug bis an den Hyphaſis.

Gegen Ende des Frühlings im Jahre 327 vor Chr. trat Alexander von Baktra aus ſeinen Feldzug nach Indien an. Schon am Oxos war ihm dafür ein glückverkündendes Zeichen zu Theil geworden. Als man nemlich einen Platz für das königliche Zelt umgrub, ſtieß man auf eine Quelle, aus welcher ein reines klares Oel (Naphtha oder Erdöl) hervorquoll. Die Wahrſager erklärten dies für das Zeichen einer zwar rühmlichen, aber beſchwerlichen Heerfahrt, weil das Oel den Menſchen von der Gottheit zur Hülfe und Linderung bei ſchwerer Arbeit verliehen ſei. Alexandern aber dünkte keine Mühe und Beſchwerde zu groß, die nicht für den Ruhm zu übernehmen wäre. Er ging von Baktra über den Paropamiſos (Hindukuh) zurück, beſuchte die auf ſeinem früheren Zuge durch dieſe Gegenden angelegte Stadt Alexandrien und bevölkerte ſie mit Leuten aus der Umgegend und allen kampfunfähigen Soldaten ſeines Heeres. Unter harten Kämpfen drangen die Makedonier nun durch das jetzige Kabuliſtan bis an den Indus vor und überſchritten dieſen Fluß, welchen ſie größer fanden als alle übrigen Ströme, die ſie in Europa und Aſien geſehen hatten. Ein reiches Wunderland that ſich vor ihnen auf, welches ſeit dem fabelhaften Eroberungszuge des Bakchos und des Herakles kein europäiſcher Fuß betreten hatte. Die Völker, die ſie hart fanden, waren von dunklerer Farbe als die übrigen Menſchen außer den Aethiopiern, von mächtigem Körperbau, angeblich meiſt ſieben und einen halben Fuß hoch oder nicht viel darunter und bei weitem die ſtreitbarſten und tapferſten unter den damaligen Aſiaten.

Gleichwohl fiel ihnen die nächſte Landſchaft, die ſie betraten, das ſogenannte indiſche Meſopotamien (Duab oder Sind-Sagur) zwiſchen dem Indus und Hydaspes, ohne Schwertſtreich zu. Ueber dieſes ſchöne, an Triften und Früchten reiche Land regierte nemlich ein Fürſt von großem Verſtande, mit Namen Taxiles, welcher Alexandern mit folgender Anrede entgegenkam: „Alexander, was

beauchen wir mit einander zu kriegen und zu ſtreiten, wenn du nicht gekommen biſt, um uns das Waſſer und die nöthigen Lebensbedürfniſſe zu nehmen? Denn dies iſt das Einzige, warum verſtändige Menſchen zu den Waffen greifen. Von den andern ſogenannten Gütern und Reichthümern bin ich bereit, ſafern ich davon mehr habe als du, dir einen Theil abzugeben; beſitze ich davon aber weniger, ſo ſcheue ich mich nicht, von dir etwas anzunehmen.“ Alexandern vergnügte dieſe Anrede, er reichte dem Taxiles die Hand und ſprach: „Meinſt du etwa, daß unſer Zuſammentreffen wegen eines ſo edlen und freundlichen Anerbietens ohne allen Streit ablaufen werde? Nein, das wird dir nichts helfen. Denn ich werde mit dir im Wohlthun um die Wette kämpfen, damit du mich nicht an Edelmuth übermögeſt.“ Alexander nahm hierauf die vielen Geſchenke an, die ihm Taxiles darbot; gab ihm aber noch weit mehrere, und ſchenkte ihm noch dazu zehntauſend Talente an gemünztem Gelde; wodurch er zwar den Neid ſeiner Freunde erregte, dagegen aber die Zuneigung der Barbaren gewann.

Aber jenſeit des Hydaspes (dem heutigen Behut) wartete ſeiner noch ein gewaltiger Kampf. Hier nemlich hatte der König Poros mit einem ſtarken Heere nebſt einer Menge Streitwagen und Elephanten ſich aufgeſtellt, um ihm den Uebergang zu wehren. Alexander ließ die auf dem Indus für ihn erbauten Schiffe auseinander legen, auf Wagen an die Ufer des Hydaspes führen und dort wieder zuſammenſetzen. Er ſelber rückte von Taxila, der Hauptſtadt des Taxiles, wo er eine Beſatzung zurückließ, an der Spitze ſeiner geſammten Macht nebſt fünftauſend Indiern unter den Befehlen des Taxiles und der dortigen Fürſten an den Hydaspes vor und bezog an dem Ufer des Fluſſes ein Lager. Poros nahm ihm gegenüber ſeine Stellung und beſetzte auch alle anderen zugänglichen Stellen des Ufers mit Beobachtungsmannſchaften unter eigenen Befehlshabern. Es war unmöglich, im Angeſicht eines ſo zahlreichen, wohlgeordneten und gutbewaffneten Heeres, welches jeden Augenblick bereit war, über die Herüberkommenden herzufallen, oder die eben erſt Landenden durch die am Ufer aufgeſtellten Reihen der Elephanten in den Fluß zurückzudrängen, den ſchon von Natur ſchwierigen Uebergang zu erzwingen. Demnach dachte Alexander darauf, ſich gleichſam über den Fluß zu ſtehlen und brachte dies durch folgende Liſt zu Stande. Er ließ des Nachts den größten Theil ſeiner Reiterei an verſchiedenen Punkten des Ufers hinſprengen, Geſchrei und Schlachtenruf erheben und überhaupt das Gelärm entſtehen, welches gewöhnlich die Anſtalten zu einem Uebergange begleitet. Poros rückte gegen das Geſchrei mit ſeinen Elephanten aus und Alexander machte ihm dies Ausrücken zur Gewohnheit. Nachdem dies aber öfter geſchehn und immer nur blinder Lärm geblieben war, ſo machte Poros keine Bewegung mehr gegen die Streifereien der Reiterei, ſondern blieb ruhig im Lager; Wachtpoſten jedoch ließ er an vielen Punkten des Ufers aufgeſtellt. Sobald Alexandern gelungen war, den Feind gegen ſeine nächtlichen Unternehmungen ſicher zu machen, ſchritt er zur Ausführung ſeines Planes.

Beinahe zwei Meilen vom feindlichen Hauptlager entfernt, erhob ſich auf dem diesſeitigen Ufer gerade da, wo der Fluß eine bedeutende Bengung machte, eine dichtbewaldete Bergſpitze; und ihr gegenüber eine gleichfalls waldige und unbewohnte Inſel, ganz geeignet, den Verſuch eines Ueberganges den jenſeitigen Wachen zu verbergen. Während er nun vor den Augen des Feindes im Lager alle Anſtalten treffen ließ, die auf einen Uebergang an dieſen Punkte zu deuten ſchienen, ſetzte er ſich mit einem Theile des Heeres unbemerkt in Bewegung und traf auf weitem Umwege bei der Landſpitze ein, wo er den Uebergang wirklich zu bewerkſtelligen geſonnen war. Hier wurden während der Nacht die ſchon längſt zur Stelle geſchafften Felle mit Heu gefüllt und ſorgfältig zugenäht. Ein furchtbares Regenwetter in derſelben Nacht begünſtigte die Unternehmung, indem das Getöſe der Waffen und die Befehlsrufe von den Donnerſchlägen und dem fallenden Platzregen übertönt wurden. Die Mehrzahl der Schiffe war, auseinandergelegt, ebenfalls zur Stelle geſchafft und heimlich wieder zuſammengeſetzt in dem Walde verborgen warden. Gegen Morgen, als ſich Wind und Regen gelegt hatten, ließ er ſeine ſämmtliche Reiterei auf den Fellen und einen Theil des Fußvolks auf den Schiffen an der Inſel hinfahren, um den von Poros ausgeſtellten Vorpoſten nicht eher ſichtbar zu werden, als bis ſie an der Inſel vorüber und bereits in der Nähe des Ufers wären. Sobald aber die Fahrzeuge an der Inſel vorüber waren, ſteuerten ſie nunmehr unverdeckt auf das jenſeitige Ufer zu. Die indiſchen Späher, welche jetzt ihren Anlauf gewahrten, ritten, was ihre Pferde laufen konnten, mit dieſer Meldung zu ihrem Herrn zurück. Mittlerweile ſtieg Alexander ſelbſt zuerſt an's Land, ſtellte die Reiter, die er dem übrigen Heere voraus landen ließ, in Ordnung und rückte an ihrer Spitze gemeſſenen Schrittes vorwärts. Allein mit Beſtürzung gewahrte man jetzt, daß man aus Unbekanntſchaft mit der Oertlichkeit ſich einer irrigen Vorausſetzung überlaſſen hatte. Man glaubte, das feſte Land betreten zu haben, und befand ſich erſt auf einer großen Inſel, welche um ſo weniger als ſolche erkannt worden, weil ſie auf der anderen Seite nur durch einen ſchmalen Arm des Fluſſes vom Lande getrennt war. Dabei war in Folge des furchtbaren, den größten Theil der Nacht anhaltenden Regens das Waſſer ſo geſtiegen, daß die Reiter keine Furth fanden und zu befürchten ſtand, der Uebergang werde abermals dieſelbe Mühe koſten, wie der vorherige. Endlich fand ſich eine Furth; doch war der Uebergang noch beſchwerlich genug, denn das Fußvolk kam bis an die Bruſt in's Waſſer und die Pferde ſo, daß nur noch die Köpfe hervorſahen. Alexander ſelbſt ſoll in dieſer Lage ausgerufen haben: „O Athener, werdet ihr es wohl glauben, welch großen Gefahren ich mich unterziehe, um von euch geprieſen zu werden?“

Sobald er auch dieſen Arm des Fluſſes glücklich überſchritten hatte, ging er mit der Reiterei voraus und ſchlug den tauſend Mann ſtarken Vortrab des indiſchen Heeres, welchen der Sohn des Paros auf erhaltene Nachricht eiligſt heranführte, um wo möglich den Uebergang nach zu verhindern. Vierhundert feindliche Reiter und der Königsſohn ſelber blieben in dieſem Treffen auf dem Platze. Seine ſechszig Streitwagen, welche wegen des vom Regen durchweichten Bodens im Gefecht unbrauchbar geweſen und beim Rückzuge nicht fortgebracht werden konnten, fielen den Makedoniern in die Hände. Jetzt

aber rückte der König Poros ſelbſt mit ſeinem geſammten Heere gegen Alexandern heran und ſtellte, in einer Gegend angelangt, wo der feuchte Sand einen durchweg ebenen und feſten Boden, bequem für das Anſprengen und Herumwerfen der Roſſe, bildete, die Schlachtordnung auf. Vor den Reihen des Fußvolkes ſchritten, in eine Linie aufgeſtellt, die Elephanten, deren er nicht weniger als zweihundert mit ſich führte. Die beiden Flügel deckten viertauſend Mann Reiterei und dreihundert Streitwagen.

Als Alexander dieſe Aufſtellung ſah, machte er mit ſeinen Reitern Halt und wartete die Herankunft ſeines in einzelnen Abtheilungen anrückenden Fußvolkes ab. Er ging auch nach vollendetem Aufmarſch nicht unmittelbar auf den Feind los, um nicht ſeine Leute erſchöpft und athemlos den ausgeruhten Barbaren Preis zu geben; vielmehr ließ er dieſe von ſeiner Reiterei umſchwärmen und ſo ſein Fußvolk raſten, bis es ſich erholt haben würde. Da er aber unthunlich fand, gegen die Mitte der feindlichen Schlachtordnung anzurücken, wo die Elephanten ein furchtbares Vorwerk bildeten und dichte Maſſen Fußvolks die leeren Räume zwiſchen denſelben hinten deckten, ſo ſprengte er mit einem Theile ſeiner Reiterei gegen den linken Flügel an. Während hier die berittenen Bogenſchützen den Feind durch einen Hagel von Geſchoſſen und das Anſtürmen ihrer Roſſe in Verwirrung ſetzten, ſchwenkte er um den linken Flügel herum und griff ihn von der Seite an. Gleichzeitig war Koinos mit der übrigen Reiterei in derſelben Weiſe dem rechten Flügel in die Flanke gefallen. So auf beiden Seiten bedrängt und geworfen, zogen ſich die Indier wie zu einer befreundeten Schutzmauer auf die Elephanten zurück. Dieſen aber ging jetzt das makedoniſche Fußvolk, welches den Befehlen Alexanders gemäß bis zu dieſem verhängnißvollen Augenblicke der feindlichen Front gegenüber ſich jedes Angriffs enthalten hatte, nun herzhaft zu Leibe. Dem nun ſich entſpinnenden Kampfe konnte ſich keine von allen früheren Schlachten vergleichen. Mit Ungeſtüm rannten jene kriegsgerüſteten Ungeheuer gegen die Linien des Fußvolks und durchbrachen, wo ſie immer ſich hinwandten, die noch ſo dichten Glieder der Makedonier. Dieſe dagegen richteten ihre Wurfgeſchoſſe zunächſt gegen die auf dem Nacken der Elephanten ſitzenden Führer, umzingelten die Thiere ſelbſt und beſchoſſen ſie von allen Seiten. Sobald die indiſchen Reiter die makedoniſche Phalanx in dieſen heißen Kampf verwickelt ſahen, faßten ſie wieder Muth, machten Kehrt und ſtürzten ſich abermals auf die feindliche Reiterei. Aber ihrer Tapferkeit und Erbitterung war die Stärke und Kriegserfahrung der Gegner überlegen. Sie wurden zum zweiten male zurückgeworfen und auf die Elephanten zuſammengedrängt. Nach Durchbrechung der feindlichen Linie hatten ſich jetzt die Reitergeſchwader Alexanders und die des Koinos zu einer geſchloſſenen Maſſe vereinigt und drangen mit verdoppelter Kraft unter ſchrecklichem Gemetzel auf die Indier los. Dieſen wurden jetzt auch die Elephanten, die furchtbarſte Stärke ihres Heeres, verderblich. Auf einen engen Raum zuſammengedrängt, ihrer Lenker meiſt beraubt und zum Theil verwundet, waren ſie in keiner Ordnung mehr zu erhalten, warfen ſich wüthend, wie es ſich eben traf, auf Feind oder Freund, verdrängten, zertraten, tödteten auf alle Weiſe. Die Makedonier, die in freierem Raume und nach eigenem Belieben die Thiere angreifen konnten, wichen, wo dieſelben andrangen, und verfolgten und beſchoſſen ſie, ſobald ſie wieder umwandten: die Indier aber, in entſetzlichem Gewirr zwiſchen dem Feinde und den Beſtien eingezwängt, litten dabei von dieſen das meiſte. Endlich, als die Thiere erſchöpft waren und ihre Aalläufe nicht mehr mit Kraft geſchahen, ſie vielmehr nur noch ein Brummen hören ließen und gleich rückwärts geruderten Schiffen Schritt für Schritt ſich zurückzogen, ſo umſtellte Alexander die ganze Schlachtordnung des Poros mit ſeiner Reiterei und gab dem Fußvolke Befehl, in feſtgeſchloſſenen Gliedern, wie bei der dichteſten Verſchildung anzurücken. So wurden die indiſchen Reiter faſt bis auf tauſend Mann niedergehauen; auch von dem Fußvolke kamen an zwanzigtauſend in dieſem Blutbade um, bis Alexander, nach alter Feldherrenregel dem geſchlagenen Feinde eine Brücke bauend, die Reiterei ſich öffnen ließ und den Indiern einen Ausgang zur Flucht freigab. Unterdeſſen hatte auch Krateros, welcher mit einem Theile des makedoniſchen Heeres dem Lager des Feindes gegenüber am jenſeitigen Ufer zurückgeblieben war, ſeinen Uebergang an dieſer Stelle zu Stande gebracht, warf ſich auf die im Rückzuge begriffenen Indier und vollendete ihre Niederlage.

Poros hatte ſich in der Schlacht nicht nur als tüchtiger Feldherr ausgezeichnet, ſondern auch als tapferer Soldat. Erſt, wie er zuletzt ſeine Reiterei niedergemetzelt und von ſeinen Elephanten den einen Theil auf dem Platze geblieben, die anderen, ihrer Führer beraubt, trauernd umherirren ſah und von ſeinem Fußvolke den größten Theil verloren hatte, dachte er an ſeinen Rückzug, weit entfernt, wie der Großkönig Dareios ſeiner Umgebung das Beiſpiel der Flucht zu geben, vielmehr ſo lange kämpfend, als noch ein Reſt von Indiern auf dem Schlachtfelde Stand hielt. In der rechten Schulter verwundet, wandte er nun natürlich ebenfalls ſeinen Elephanten und verließ die Wahlſtatt. Alexander, welcher im Kampfe den großen und tapferen Mann in ihm erkannt hatte, wünſchte ihn gerettet zu wiſſen. Er ſchickte zuerſt den Indier Taxiles an ihn ab. Dieſer war auch ſo glücklich, ihn einzuholen, und forderte ihn auf, ſich der Gnade des Königs zu ergeben. Als aber Porus ſeinen alten Feind Taxiles erblickte, kehrte er um und holte aus, um einen Wurfpfeil nach ihm zu ſchleudern; auch würde er ihn wohl durchbohrt haben, wenn nicht Taxiles auf ſeinem Renner das Weite geſucht hätte. Doch auch dadurch wurde Alexander gegen ſeinen hartnäckigen Gegner nicht aufgebracht; vielmehr ſchickte er der Reihe nach noch mehrere an ihn ab, namentlich auch einen Indier, Namens Meroes, von welchem er gehört hatte, daß er ein alter Freund des Poros ſei. Und wirklich gab Porus den Anträgen des Meroes Gehör. Nach achtſtündiger Kampfesarbeit von Durſt faſt überwältiget, hielt er ſeinen Elephanten an und ſtieg ab. Nachdem er getrunken und ſich erfriſcht hatte, verlangte er, zu Alexandern geführt zu werden. Dies geſchah.

Sobald Alexander von ſeiner Annäherung in Kenntniß geſetzt war, ritt er, umgeben von einigen ſeiner Großofficiere, vor die Linie dem Poros entgegen und hielt ſein Pferd an, um die erhabene Geſtalt ſeines Gefangenen zu bewundern. Seine Größe betrug über ſieben und einen

halben Fuß,*) ſo daß er einem Reiter zu Roß an Höhe gleichkam. Ebenmaaß und Schönheit erhöhte den Eindruck ſeiner rieſigen Heldengeſtalt. Haltung und Gebärden zeigten keine Spur von Entmuthigung, ſondern vielmehr einen Ehrenmann, der zu einem Ehrenmanne kommt, nachdem er um ſein angeſtammtes Königreich mit einem anderen Könige wacker ſich geſchlagen hat. Alexander redete ihn an mit der Frage, wie er ihn behandeln ſolle. Poros antwortete: „Königlich!“ und als Alexander darauf erwiederte: „Dies wird geſchehen, Poros, ſchon um meinetwillen, verlange nun auch um deinetwillen, was ich dir Freundliches erweiſen ſoll;“ ſprach Poros: „In dem Worte königlich iſt alles enthalten.“ Erfreut über die hohe Denkart eines Ueberwundenen, gab Alexander dem Poros nicht nur die Herrſchaft über ſeine Indier zurück, ſondern fügte derſelben auch noch ein anderes, viel größeres Gebiet hinzu und verſöhnte ihn mit ſeinem Grenznachbar Taxiles. Behandelte er demnach einen ehrenwerthen Mann auf wahrhaft königliche Weiſe, ſo bewährte ſich ihm dieſer von nun an in allem als einen wackeren und zuverläſſigen Freund.

Um dieſe Zeit ſtarb das treue Schlachtroß Alexanders, der Bukephalos, vor Altersſchwäche. Alexander war über den Verluſt des Roſſes bekümmert wie um den Tod des vertrauteſten Freundes und erbaute zum Andenken deſſelben am rechten Ufer des Hydaspes, da, wo er dieſen Fluß überſchritten hatte, eine Stadt, die er Bukephala nannte. Eine andere legte er auf dem anderen Ufer an, wo er die Schlacht geſchlagen hatte, und gab ihr den Namen Nikäa, d. i. Siegesſtadt.

Sieben und dreißig Städte, von welchen die am wenigſten bevölkerten nicht unter fünftauſend und viele über zehntauſend Einwohner hatten, nebſt einer großen Menge Dorfſchaften, nicht minder volkreich als die Städte, unterwarfen ſich ihm, der ſich durch jenen Sieg einen furchtbaren Namen gemacht hatte, freiwillig. Dies war das Gebiet, welches er dem Poros verlieh. Er ſchritt hierauf mit ſeinem Heere, durch indiſche Schaaren verſtärkt, über den Akeſines (oder Dſchinab), weiterhin über den Hydraotes (Rawi) und unterwarf ſich unter heftigen Kämpfen Städte und Völker bis an das weſtliche Ufer des Hyphaſis (Bajah), womit er die Oſtgrenze des ſogenannten Fünfſtromlandes oder Pendſchab erreichte.

13. Alexanders Grenze.

Aber auch jetzt war Alexanders Eroberungsluſt noch nicht geſtillt. Jedes erreichte Ziel lockte ihn zu neuen noch unerreichten Zielen fort; er glaubte nichts gethan zu haben, ſo lange noch etwas zu thun ihm übrig bliebe. Nun aber kam ihm die Kunde, daß jenſeits des Hyphäſis ein fruchtbares und wohlhabendes Land liege, bewohnt von Völkern, die ſich mit gleich gutem Erfolge dem Feldbau wie dem Dienſte der Waffen widmeten und in den einzelnen Staaten ſich einer geordneten Regierung erfreuten. Solche Botſchaft ſteigerte ſeine Luſt zum weiteren Vorrücken. Auch hoffte er mit dem Gangesſtrome, in deſſen reiches Gebiet er jetzt hinüberzutreten gewillt war, das große Oſtmeer zu erreichen, welches in Verbindung mit dem nördlichen und dem ſüdlichen Oceane die ganze Erde umkreiſe, und ſo werde nach dieſer Seite hin die Grenze ſeiner Herrſchaft keine andere ſein als die, welche Gott auch der Erde geſetzt habe.

Allein die Makedonier waren bereits der Sache überdrüſſig, da ſie ſahen, daß ihr König ſich darin gefalle, Mühen an Mühen und Kämpfe an Kämpfe zu reihen. Eine achtjährige Heerfahrt hatte ihre Reihen gelichtet; die Pferde hatten, weil ſie beſtändig auf dem Wege waren, ihre Hufe abgerieben; die Waffen waren größtentheils abgenutzt, die griechiſchen Kleider verbraucht; man war genöthigt, von ausländiſchem Zeuche Gewande nach indiſchem Schnitte ſich zurecht zu machen. Nun waren auch noch die in den oberen Indusländern nach der Sommerſonnenwende gewöhnlich herrſchenden Regen eingetreten. Siebzig Tage lang, ſeit dem Eintritte der Makedonier in das Gebiet des Taxiles, hatten ſich heftige Platzregen ergoſſen, ein fortwährendes Gewitter mit Donner und Blitz rollte am Himmel hin, Umſtände, welche geeignet ſind, den Muth auch des bravſten Heeres niederzuſchlagen; und noch ſah man des Krieges kein Ende. Man hatte die Tapferkeit der Indier ſchon bisher genugſam erprobt und nur mit Mühe den Poros überwunden; um ſo mehr mußte die Kriegsmüden das Gerücht verſchüchtern, daß jenſeit des Hyphaſis die Könige der Gandariden und Praſier mit einer noch viel ſtärkeren Macht zu ihrem Empfange bereit ſtänden.

Es kam zu Aufläufen im ganzen Lager; die Einen, und zwar die Gemäßigtſten, bejammerten ihr Geſchick, Andere erklärten geradezu, ſie würden nicht folgen, auch wenn Alexander ſich an die Spitze ſtellte. Hiervon benachrichtiget, berief Alexander, ehe die Unruhe und Muthloſigkeit im Lager noch weiter um ſich griffe, die Hauptleute zu ſich und verſuchte, ſie auf andere Geſinnungen zu bringen. Er ſtellte ihnen vor, daß man ſchon ganz nahe am Ziele der unternommenen Heerfahrt ſtehe und nur durch Vollendung der Eroberung Aſiens das bereits Eroberte ſichern könne. „Harret aus, werthe Kampfgefährten!“ ſprach er. „Füget dem Vielen, das ſchon errungen iſt, das Wenige bei, was noch übrig blieb. Ihr wiſſet, daß ich mit euch alle Mühen und Kämpfe theile; der Kampfpreis aber liegt für alle in der Mitte. Denn euer iſt das Land und ihr ſeid die Herren deſſelben, und von den Schätzen kommt nun ein großer Antheil an euch. Und haben wir vollends Aſien durchzogen, dann werde ich, bei Gott! alle die ſchönen Hoffnungen jedes Einzelnen nicht nur erfüllen, ſondern ſogar übertreffen: wer nach Hauſe zurückkehren will, den werde ich in die Heimath entlaſſen oder ſelbſt zurückführen; wer aber hier bleibt, den werde ich zum Gegenſtande des Neides für die Abgehenden machen.“

Ein langes Stillſchweigen erfolgte, als Alexander geendet hatte, wiewohl er jeden zum Sprechen aufforderte, der mit ihm nicht einverſtanden wäre. Denn man wagte nicht, dem Könige geradezu zu widerſprechen, und wollte doch nicht zuſtimmen. Endlich faßte Koinos, einer der älteſten und vertrauteſten Feldherren Alexanders, den Muth und ließ ſich alſo vernehmen:

*) Im Griechiſchen: fünf Ellen. Eine griechiſche Elle machte die Länge vom Ellenbogen bis an die Spitze des mittelſten Fingers aus und enthielt anderthalb Fuß.

„Du ſelbſt, mein König, willſt nicht als Gebieter dich an die Spitze der Makedonier ſtellen, ſondern verſicherſt, nur dann weiter ziehen zu wollen, wenn du ſie dazu bewegen kannſt, nicht aber Zwang anzuwenden, wenn du überſtimmt wirſt. Darum nicht für uns, die wir, geehrt vor allen und des Ehrendankes für die Beſchwerden größtentheils ſchon theilhaftig, dir in allem zu folgen bereit ſind, nicht für uns werde ich jetzt ſprechen, ſondern im Namen der Maſſe des Heeres. Das Recht aber, was mir das Beſte dünkt, nicht zurückzuhalten, giebt mir mein Alter und das durch dich mir gewordene Anſehen bei den Anderen, ſo wie mein bisher allezeit fertiger Muth in Mühen und Gefahren. Gerade je mehr das, was durch deine Feldherrenkunſt und durch diejenigen, welche mit dir aus der Heimath gezogen ſind, geleiſtet worden iſt, alles Andere an Umfang und Größe übertrifft: deſto gerathener ſcheint mir zu ſein, endlich einmal den Mühen und Kämpfen ein Ziel zu ſetzen. Du ſelbſt ſiehſt es ja, wie viel von allen, die mit dir ausgezogen ſind, Makedonier ſowohl als Hellenen, dir noch übrig ſind. Ein großer Theil davon iſt in den Schlachten gefallen; andere ſind, durch Wunden kampfunfähig geworden, in verſchiedenen Theilen Aſiens zurückgeblieben; die meiſten ſind an Krankheiten geſtorben, und nur wenige von den vielen ſind noch am Leben, körperlich nicht mehr ſo kraftvoll, geiſtig noch weit mehr entmuthigt. Und dieſe alle theilen die Sehnſucht nach ihren Eltern, ſofern ſie noch leben, die Sehnſucht nach ihren Frauen und Kindern, die Sehnſucht nach dem heimathlichen Boden; und dieſe wiederzuſehen, heimkehrend in dem von dir auf ſie übergehenden Glanze, einſt klein, jetzt groß, einſt arm, nun reich — das iſt doch wohl eine verzeihliche Sehnſucht. Darum führe die Widerſtrebenden nicht weiter; denn du wirſt in Gefahren nicht mehr dieſelben finden, weil ihnen zum Kampfe der gute Wille fehlt. Gehe vielmehr ſelbſt, wenn es genehm iſt, zurück in die Heimath, ſieh deine Mutter wieder, ordne die helleniſchen Angelegenheiten, trage dieſe zahlreichen, herrlichen Siege in deine väterlichen Hallen ein! und dann magſt du eine neue Heerfahrt antreten, ſei es nun nach deinem Belieben gegen dieſe nemlichen Indierſtämme, die gen Oſten hin wohnen, oder gegen die Länder des ſchwarzen Meeres, oder gegen Karthago und was von Afrika noch jenſeits Karthagos liegt. Dazu darfſt du dich dann nur an die Spitze ſtellen, und folgen werden dir andere Makedonier und andere Hellenen, junge ſtatt der alten, ſtatt der entkräfteten friſche, denen die Wechſelfälle des Krieges bei mangelnder Erfahrung nichts Abſchreckendes und bei lachender Ausſicht in die Zukunft nur Anlockendes darbieten. Dieſe werden dir um ſo bereitwilliger folgen, wenn ſie die früheren Genoſſen deiner Mühen und Kämpfe in ihren heimiſchen Sitzen geſehen haben, einer ehrenvollen Ruhe genießend, mit Ruhm und mit Beute bereichert. Schön iſt, mein König, wenn es irgend etwas Schönes giebt, die Mäßigung im Glück. Wohl hat ein Feldherr wie du und an der Spitze eines ſolchen Heeres von Feinden nichts zu fürchten; aber was von oben kommt, kommt unerwartet und darum für Menſchen unvermeidlich!“

Alſo ſprach Koinos. Unverkennbar war der Beifall, welchen die Anweſenden ſeinen Worten zollten, und viele konnten ſich nicht der Thränen enthalten. Alexander aber entließ unmuthig die Verſammlung, berief ſie an dem folgenden Tage abermals zu ſich und erklärte: er ſelber werde weiter ziehen; zwingen wolle er übrigens keinen Makedonier, unfreiwillig ihm zu folgen; er werde noch Leute finden, die ihren König freiwillig begleiten. Wer nach Hauſe gehen wolle, der könne heimziehen und in der Heimath erzählen: er komme zurück, nachdem er ſeinen König mitten unter den Feinden verlaſſen habe.

Mit dieſen Worten zog er ſich in ſein Zelt zurück und hielt ſich daſelbſt vor Zorn und Mißmuth drei Tage lang eingeſchloſſen. Alle bisher ausgeführten Thaten hatten in ſeinen Augen keinen Werth, wenn er nicht auch über den Ganges gehen ſollte; er ſah den Rückzug als ein öffentliches Geſtändniß ſeiner Schwäche und Niederlage an. Aber vergebens wartete er, ob nicht im Heere eine Sinnesänderung zu ſeinen Gunſten eintreten werde. Tiefe Stille herrſchte im Laget; man zeigte wohl Betrübniß über den Zorn des Königs, aber keine Neigung, ſich dadurch auf andere Gedanken bringen zu laſſen. Da gab der König nach und berief die Aelteſten ſeiner Freunde, um dem Heere bekannt zu machen, die Rückkehr ſei beſchloſſen.

Bei dieſer Nachricht erhob ſich ein Geſchrei, wie es eben unter einem gemiſchten Haufen die Freude hervorbringt; die meiſten vergoſſen Freudenthränen, manche näherten ſich auch dem königlichen Zelte und wünſchten Alexandern alles Heil, weil er ſich durch ſie allein habe beſiegen laſſen. Um ein Denkmal ſeiner Größe an dieſer Stätte zu hinterlaſſen, ließ er zwölf rieſenhafte Altäre errichten, an Höhe den größten Thürmen gleich, an Breite ſie noch übertreffend. Auf ihnen zündete er reiche Dankopfer an für die zwölf großen Götter, die ihn ſiegreich bis hieher geführt hatten, ließ das Heer ritterliche Spiele und Wettkämpfe halten und trat dann den Rückweg zum Hydaspes an.

14. Kriegeriſche Stromfahrt bis zu den Mündungen des Indus.

Am Hydaspes wieder angelangt, ließ Alexander eine große Menge Schiffe bauen, um in das große Weltmeer gegen Mittag (den indiſchen Ocean) hinabzufahren. Zum Oberbefehlshaber dieſer beinahe aus zweitauſend Fahrzeugen beſtehenden Flotte ernannte er den Nearchos. Er ſelber begab ſich mit einem anſehnlichen Theile ſeines Heeres zu Schiffe, während ein anderer unter Krateros und Hephäſtion zu beiden Seiten des Fluſſes ihm vorausging. Nachdem er vom Vordertheil aus heilige Trankopfer aus goldener Schaale in den Strom gegoſſen und zu den Göttern gebetet hatte, gab die Trompete das Zeichen zur Abfahrt, und ſogleich ſetzte ſich alles in ſchönſter Ordnung in Bewegung. Unvergleichbar war das Getöſe des Ruderſchlages ſo vieler Fahrzeuge, gemiſcht mit dem Geſchrei der Bootsmänner, welche den Beginn und die Pauſen des Ruderns angaben, ſo wie der Ruderer ſelbſt, wenn ſie in Maſſe die Wucht ihres Ruderſchlages mit ihrem Gejauchze begleiteten. Von den Ufern, die an vielen Stellen die Schiffe überragten, hallte das Gelärm, ſchon durch die Einengung bedeutend verſtärkt, in doppeltem

Digitized by Google

Echo wieder und drang weithin in die Schluchten der Seitenthäler, die aus tiefer Waldesstille emporschreckten. Die ganze Bewohnerschaft beider Ufer sammelte sich, wo das Geschwader vorüberkam, erstaunt über das nie gesehene Schauspiel, lief auf weite Strecken mit und stimmte jauchzend ihre barbarischen Gesänge an. Denn giebt es irgendwo Liebhaber von Musik und Tanz, so sind es die Indier.

Am fünften Tage der Fahrt kam man an den Zusammenfluß des Hydaspes und Akesines, aus diesem in den Hydraotes und so endlich in den Indus selbst. Doch war diese Fahrt nicht unthätig noch ohne kriegerische Unternehmungen. Vielmehr ging Alexander an verschiedenen Punkten mit dem Heere an's Land, bestürmte die ihm vorkommenden Städte und machte sich alles unterthan. Am meisten machten ihm die Maller, die streitbarste unter den indischen Völkerschaften, zu schaffen, und die Eroberung ihrer Hauptstadt kostete ihm beinahe selber das Leben. Ungeduldig über die Zögerung beim Anlauf, riß er einem makedonischen Soldaten die Leiter aus der Hand, legte sie selbst an die Mauer, stieg, das Haupt mit dem Schilde deckend, zuerst hinan, erreichte die Brustwehr, warf die nächsten Indier, auf welche er stieß, nach innen hinab aber stach sie mit dem Schwerte auf dem Platze nieder und hatte so die Mauer auf diesem Punkte von Feinden gesäubert. Seine Rundschildner, in größter Besorgniß für ihren König, drängten sich hitzig alle nach derselben Leiter, um ihm zu folgen. Sie brach unter der Last zusammen, so daß einige, die schon oben waren, wieder herabstürzten, die übrigen aber sich außer Stande sahen, hinaufzukommen. Abgeschnitten von den Seinigen und nicht nur von den benachbarten Thürmen aus, sondern auch von den Streitern in der Stadt mit Geschossen überschüttet, (denn der Glanz seiner Waffen und seine ungewöhnliche Kühnheit lenkte die Augen und Waffen der Feinde fast nur auf ihn) sah er sich in Gefahr, wehrlos und thatenlos umzukommen, und faßte einen verzweifelten Entschluß. Er sah an der Stelle, wo er festen Fuß gefaßt hatte, einen Erdwall an die Mauer stoßen. Dort sprang er nach innen hinab mitten unter die Feinde. Es war, als führe ein Blitz unter sie, und nachdem er den Häuptling der Indier, nach ihm einen Zweiten, einen Dritten und Vierten zu Boden gestreckt hatte, wagte sich keiner mehr in der Nähe an ihn, aber aus gewisser Entfernung umstellten sie ihn von allen Seiten und warfen nach ihm, was Jeder gerade Werfbares in der Hand hatte oder im Augenblicke zur Hand bekam.

Peukestes, Abreas und Leonnatos, die Einzigen, welche zum Glücke noch vor dem Zerbrechen der Leiter die Mauer erstiegen hatten, waren mittlerweile ebenfalls herabgesprungen und bildeten eine Schutzwehr für den König. Allein Abreas stürzte, von einem Pfeile in's Gesicht getroffen, darnieder. Alexander empfing ebenfalls einen Pfeilschuß durch den Panzer in die rechte Brust, so daß neben dem Blute zugleich auch Luft aus den Lungen durch die Wunde ausströmte. Eine Weile noch vertheidigte er sich, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, trotz des übeln Zustandes, in welchem er sich befand; aber von Blutverlust erschöpft, befiel ihn Schwindel und Ohnmacht; so sank er, auf seinen Schild gelehnt, endlich zu Boden. Peukestes stellte sich über den Gefallenen und hielt den heiligen Schild vor, welchen Alexander aus dem Tempel der troischen Athene mitgenommen hatte und in den Schlachten sich vortragen ließ. Dasselbe that Leonnatos von der anderen Seite; aber beide erhielten Schußwunden, und Alexander war bereits dem Tode nahe, als es endlich auch den übrigen Makedoniern gelang, auf verschiedenen Punkten über die Mauer zu kommen. Nach einem heftigen Kampfe entrissen sie den König dem Andrange der Feinde. Die Stadt wurde eingenommen, und die erbitterten Sieger metzelten schonungslos alles nieder, was ihnen unter die Hände kam.

Unterdessen war Alexander auf einem Schilde besinnungslos in's Lager getragen worden. Mit großer Mühe schnitt man, nachdem man den Schaft des Pfeiles abgesägt und den Verwundeten des Panzers entkleidet hatte, die Pfeilspitze, die in einem Knochen feststack, aus der Wunde. Während der Heilung verging eine lange Zeit, so daß sich im Heere das Gerücht verbreitete, der König sei todt und man verberge es ihnen nur. Laute Wehklage erscholl, und als diese verstummte, gab sie einer allgemeinen Muth- und Rathlosigkeit Raum: wer sich nun an die Spitze des Heeres stellen werde? wie sie nun, rings umschlossen von so vielen streitbaren Völkern und unüberschreitbaren Flüssen sich glücklich nach Hause durchschlagen sollten? Für die Ruhe seines Heeres besorgt, ließ sich Alexander, wiewohl er noch nicht völlig hergestellt war, auf einem Schiffe liegend, nach der Stelle fahren, wo die Hauptmasse seines Heeres versammelt war. Bleich und regtos lag er da, so daß die Kriegsleute, die ihn sahen, noch nicht an sein Leben glauben wollten. Als er aber nahe kam und die Hand ausstreckte, da erhob sich ein nie endendes Freudengeschrei; und als er endlich gar an's Land stieg, sich zu Pferde setzte und dann auch eine Strecke zu Fuße ging, drängte sich alles herzu, um seine Hände, Kniee oder Kleider zu berühren, und streuete Blumen auf den Weg.

Nachdem er den Göttern Dankopfer für seine Genesung dargebracht hatte, setzte er seinen Zug weiter fort, unterwarf sich alles Land umher, legte an geeigneten Stellen Burgen und Städte mit Schiffswerften an und steuerte, nach siebenmonatlicher Stromfahrt an den Mündungen des Indus angelangt, in das offene Meer hinaus, gleichsam als wolle er auch von dem grenzenlosen Reiche des Oceans Besitz ergreifen. Er schlachtete Stiere dem Poseidon zu Ehren und warf sie in's Meer. Auch ein Trankopfer brachte er dar und warf die goldene Opferschaale, aus welcher er gespendet hatte, sammt den goldenen Mischkelchen in's Meer, indem er die Götter anrief, ihm die Flotte sicher zu begleiten, welche unter Nearchos nach dem persischen Meerbusen und den Mündungen des Euphrat und Tigris auslaufen sollte. Dann begab er sich in den Indus zurück bis zu der Stelle, wo dieser Strom an der Spitze seines Deltalandes sich in zwei Mündungsarme zweigt. Dort in der von ihm begründeten Hafenstadt Pattala rüstete er seine Land- und Seemacht, um die Rückfahrt anzutreten.

15. Die indischen Weisen.

An dem hartnäckigen Widerstande, welchen Alexander auf seiner Heerfahrt durch Indien fast unter allen Völkerschaften dieses Landes gefunden, hatten die indischen Priester oder Brahmanen besonderen Antheil, indem sie die Könige, die sich an ihn ergaben, mit Schimpf belegten und die freien Völker zum ausdauerndsten Kampfe, die unterworfenen zum Abfall anreizten. Alexander war daher so erbittert gegen sie, daß er einst die gesammte Priesterschaft eines aufständigen Landes kreuzigen ließ.

Doch konnte er dem ausgezeichneten Verstand und Scharfsinn dieser Gymnosophisten oder nackten Weisen, wie die Hellenen sie nannten, seine Bewunderung nicht versagen. Als er den Aufstand des Sabbas, welchen er früher zum Statthalter von Bergindien eingesetzt hatte, unterdrückte, fielen ihm zehn jener Männer in die Hände, und da sie für Leute galten, die in kurzen, sinnreichen Antworten sehr geübt waren, legte er ihnen eine Reihe verfänglicher Fragen vor, mit dem Bedeuten, daß er denjenigen, welcher eine unrichtige Antwort ertheile, zuerst und alsdann alle übrigen werde hinrichten lassen. Den Aeltesten unter ihnen ernannte er zum Richter darüber.

Der Erste wurde gefragt: ob der Lebenden oder der Todten mehr seien? Er antwortete: „Der Lebenden, denn die Todten sind nicht mehr.“

Der Zweite erhielt die Frage: ob die Erde oder das Meer größere Thiere ernähre? und gab zur Antwort: „Die Erde, denn das Meer ist nur ein Theil der Erde.“

Der Dritte sollte sagen: welches das schlaueste Thier sei? er erwiederte: „Dasjenige, welches sich bis jetzt der Entdeckung des Menschen entzogen hat.“

Der Vierte sollte angeben: mit was für Gründen er den Sabbas zum Abfall bewogen habe? er sprach: „Ich verlangte von ihm, rühmlich zu leben oder schimpflich zu sterben.“

Der Fünfte gab auf die Frage: ob der Tag oder die Nacht eher gewesen? zur Antwort: „Der Tag war um einen Tag früher als die Nacht;“ und da Alexandern dies befremdete, setzte er hinzu: „Auf verwirrte Fragen gehören verwirrte Antworten.“

Der König wendete sich nun an den Sechsten und fragte: wie sich einer am meisten Gunst und Liebe erwerben könne? worauf ihm dieser erwiederte: „Wenn er trotz seiner Macht nicht furchtbar ist.“

Der Siebente sollte rathen: wie einer aus einem Menschen zum Gotte werden könne? „Wenn er,“ war die Antwort, „etwas thut, was einem Menschen unmöglich ist.“

Der Achte wurde befragt: welches von beidem stärker sei, das Leben oder der Tod? „Das Leben,“ sagte er, „welches so viele Uebel erträgt.“

An den letzten kam die Frage: wie lange es einem Menschen gut sei, zu leben? Er antwortete: „So lange, bis er das Sterben für besser hält als das Leben.“

Nunmehr wendete sich Alexander an den Richter und befahl ihm, den Ausspruch zu thun. Da erklärte dieser Schlaue: es habe immer einer noch schlechter geantwortet als der andere; worauf der König erwiederte: „Nun, so sollst du um dieses Urtheils willen zuerst sterben!“ „Keineswegs, o König!“ versetzte der Richter, sonst würdest du ja lügen, da du gesagt hast, derjenige sollte zuerst sterben, der die schlechteste Antwort geben würde.“ Damit war der König zufrieden gestellt und entließ sie alle mit reichlichen Geschenken.

Schon früher, kurz nach seinem Eintritt in das Gebiet des Taxiles, hatte er einst etliche Brahmanen unter freiem Himmel auf einer Wiese angetroffen, dem gewöhnlichen Schauplatze ihrer Unterhaltungen oder Belehrungen, und mit Verwunderung bemerkt, daß sie, weit entfernt, über seinen und seines Heeres Anblick zu erstaunen, nichts weiter vornahmen, als daß sie mit den Füßen auf den Boden stampften. Durch einen Dolmetscher anfragend, was das zu bedeuten habe, war ihm die Antwort zu Theil geworden: „König Alexander, jeder Mensch hat nicht mehr Erde inne, als die, auf welcher er eben steht. Du aber, ein Mensch wie andere Menschen, ausgenommen, daß du dich in fremde Dinge einmischest und hoffärtig bist, ziehest von deiner Heimath aus durch so viele Länder der Erde, dir selbst und anderen zur Last. Und nun, auch bald eine Leiche, wirst du nicht mehr Erde inne haben als hinreicht, deinen Leib zu begraben.“

Trotz der Weltverachtung dieser Weisen, mit welcher sein Eroberungsgeist und seine Herrschbegier sich niemals befreunden konnte, trug doch Alexander lebhaftes Verlangen, einige von ihnen zu seinen Begleitern zu haben. Er schickte daher den Philosophen Onesikritos an die berühmtesten Brahmanen, die für sich in der Stille lebten, und ließ sie ersuchen, daß sie zu ihm kommen möchten. Aber der Aelteste und Angesehenste unter ihnen, Dandamis mit Namen, erklärte: weder er selber werde mit Alexandern gehen, noch werde er es den andern gestatten. Er bedürfe nichts von allem, was Alexander gewähren könne. So lange er lebe, habe er genug am indischen Boden, der seine Früchte trage zu ihrer Zeit, und wenn er sterbe, so werde er erlöset von der Hausgenossenschaft des Leibes, die einem unsterblichen Geiste ohnehin nicht völlig gemäß sei. — Ein Einziger, Sphines mit Namen, von den Griechen gewöhnlich Kalanos genannt, ließ sich von Taxiles überreden, dem Alexander zu folgen, und wurde dafür von den übrigen Weisen getadelt: weil er die Glückseligkeit, die sie genössen, verließe, um einem anderen Herren zu dienen als der Gottheit.

Späterhin, als er im Lande Persis war, wurde er leidend, nachdem er nie zuvor in seinem Leben krank gewesen war. Darum wollte er sich auch der geregelten Lebensweise eines Kranken nicht unterwerfen, sondern äußerte gegen Alexandern: es sei gut für ihn unter diesen Umständen, heimzugehen, ehe daß die Leiden ihn zwängen, seiner bisherigen Lebensweise zu entsagen. Alexander widersprach ihm zwar lange; als er aber sah, daß er nicht nachgab, so befahl er, nach den Anweisungen, welche der Indier selber geben würde, ihm einen Scheiterhaufen zu errichten. Da er schon zu schwach war, ein Pferd zu besteigen, so ließ er sich in einer Sänfte dahin tragen, bekränzt nach indischer Art und Loblieder auf die Götter in indischer Sprache singend. Auf dem Platze angekommen, vertheilte er die Trinkgeschirre und Decken, womit Alexander den Scheiterhaufen hatte ausschmücken lassen,

unter ſeine Umgebung. Nun beſtieg er den Scheiterhaufen und legte ſich angeſichts des ganzen Heeres, welches ihm zu Ehren in voller Rüſtung mit ausgezogen war, mit Anſtand nieder. Als der Scheiterhaufen von den dazu beſtellten Leuten angezündet war, ſo ertönten, wie es Alexander befohlen hatte, die Trompeten; das ganze Heer erhob ein Schlachtgeſchrei und die Elephanten vermiſchten damit ihre durchdringenden und kriegeriſchen Töne. Alexandern hatte es nicht ziemlich geſchienen, dieſem Schauſpiele perſönlich beizuwohnen, da es einen Freund betraf; für die übrigen aber war es ein ſtaunenswürdiger Anblick, daß Kalanos auf ſeinem Flammenbette auch nicht im mindeſten ein Schmerzgefühl äußerte, ſondern regungslos in derſelben Lage verblieb, in welcher er ſich niedergelegt hatte, — ein beachtenswerthes Zeugniß dafür: „wie ſtark und unbezwinglich der menſchliche Wille iſt, alle ſeine Entſchließungen zu vollbringen.“ Solchergeſtalt opferte Kalanos ſich ſelbſt nach altem hergebrachten Gebrauche der Heiligen ſeines Landes, um durch freiwillige Auflöſung ſeines ſterblichen Theils in dem heiligen Elemente ſeine Seele befreit und geläutert gen Himmel emporzuſchwingen.

16. Zug durch Gedroſien und Karamanien. Alexander berichtet das Reich und belohnt ſein Heer.

Vom Mündungslande des Indus aus trat Alexander den Rückweg nach Vorderaſien an. Während ſeine Flotte unter Nearchos an den Küſten entlang auf dem perſiſchen Meere hinfuhr, nahm er ſelber mit einem Theile des Heeres ſeinen Weg durch den ſüdlichſten Theil Gedroſiens (im heutigen Beludſchiſtan), um der Flotte immer möglichſt nahe zu ſein und ſie, indem er ihr vorauszog, an den geeigneten Punkten durch Hinterlaſſung von Trinkwaſſer und Lebensmitteln mit dem nöthigen Vorrathe verſorgen zu können.

Dieſe Abſicht aber wurde durch die Beſchwerden, mit welchen das Landheer auf dieſem Wege zu kämpfen hatte, größtentheils vereitelt. Die Küſtenſtriche Gedroſiens bilden nemlich allerwärts eine Wüſte. Alle Mühſeligkeiten, welche die Makedonier bisher in Aſien erduldet hatten, ließen ſich in nichts mit den Drangſalen vergleichen, welche auf dieſem Marſche ihrer warteten. Sengende Hitze, verbunden mit Waſſermangel und der beſchwerlichſten, nur langſam fortrückenden Wanderung im tiefen, durchglüheten Sande rieb Menſchen und Thiere auf, ſo daß Alexander nicht den vierten Theil ſeiner Mannſchaft aus Indien zurückbrachte, obgleich dieſelbe aus hundert und zwanzigtauſend Mann zu Fuß und funfzehntauſend Reitern beſtanden hatte. Um der Tageshitze auszuweichen, marſchirten ſie meiſtens bei Nacht; und ſo oft ſie den Weg, den ſie vor ſich hatten, in dieſer Friſt zurücklegten und des Morgens zu Waſſer kamen, war ihre Lage noch einigermaaßen erträglich. Allein geſchah es, daß der vorrückende Tag wegen der Länge des Weges bis zum nächſten Waſſerplatze ſie noch auf dem Marſche überfiel, dann waren ſie doppelt übel daran wegen der Gluthhitze ſowohl, als wegen des unauslöſchlichen Durſtes. Zudem ging ihnen oft der Mundvorrath aus, und nun ſchlachtete man Pferde und Maulthiere, deren ohnehin eine große Menge unter den Anſtrengungen verſchmachtete und erlag. Dadurch aber wurde die nöthige Anzahl von Laſt- und Zugthieren dermaaßen vermindert, daß man weder die Kranken im Heere noch die Erſchöpften mehr leicht fortbringen konnte. Auch an Wagen fehlte es dazu, da man ſie im tiefen Sande nicht hatte fortbringen können. So blieben denn manche vor Krankheit oder Ermattung am Wege liegen, und niemand war da, der ſie weiter führen, niemand, der die Zurückbleibenden verpflegen ſollte. In größter Eile ging der Zug vorwärts, und über der Sorge für das Ganze wurde nothwendig die Sorge für den Einzelnen hintangeſtellt. Einige unterlagen auch auf den nächtlichen Märſchen dem Schlafe. Erhoben ſie ſich nachher wieder, ſo ging zwar, wer noch Kräfte hatte, den Spuren des Heeres nach, und wenige von vielen retteten ſich; die meiſten aber, wie auf einem Meere über Bord geworfen, kamen in dem Sande um. Nicht wenigere jedoch, als der Durſt aufrieb, fanden an den Waſſerplätzen durch unerſättliches Trinken ihren Tod. Deshalb wählte Alexander die Lagerſtätten nicht in der Nähe des Waſſers, ſondern wenigſtens eine halbe Stunde davon; damit ſie nicht alle zuſammen über das Waſſer herfielen und dadurch ſich und das Vieh zu Grunde richteten, weil zugleich diejenigen, welche ſich am wenigſten zu beherrſchen wußten, in die Quellen oder Bäche hineinſtiegen und ſo auch noch dem übrigen Heere das Waſſer untrinkbar machten.

Nach ſechzig Tagen endlich gelangte Alexander in die wirthbaren Gegenden Gedroſiens, wo ihm die nächſten Fürſten alle Bedürfniſſe in Menge zuführten. Er verweilte hier einige Tage, um ſein Heer wieder ausruhen zu laſſen, und ſetzte ſich darauf nach Karamanien in Bewegung, der weſtlichſten Landſchaft nach Perſis hin, welche noch gegenwärtig den Namen Kerman führt. An die Tage unſäglicher Drangſal während des Zuges durch die gedroſiſche Wüſte reiheten ſich nun Tage des vollſten Ueberfluſſes und des ausgelaſſenſten Frohſinns. Darf man etlichen Berichten glauben, denen freilich der vorſichtigſte Geſchichtſchreiber Alexanders, Arrianos (um 150 nach Chr.), mißtraut, ſo war dieſer ganze ſiebentägige Marſch durch Karamanien nichts anderes als eine Erneuerung des Triumphzuges, welchen einſt Bakchos der Sage zufolge durch Aſien gehalten hatte. Alexander ſelbſt fuhr mit ſeinen vertrauteſten Freunden auf einem mit acht Roſſen beſpannten Wagen. Dieſer trug eine Art erhöhete Bühne, auf welcher er, allen ſichtbar, mit ſeinen nächſten Vertrauten ſchmauſ'te und zechte. Eine Menge anderer Wagen, theils mit purpurnen oder buntfarbigen Teppichen theils mit immer friſchen grünen Baumzweigen überſchattet, führte die übrigen Freunde und Heerführer nach, die, mit Kränzen geſchmückt, gleichwie er ein fröhliches Gelag feierten. Kein Schild, kein Helm, keine Lanze war zu ſehn. Unter endloſem Jubel zogen die müßigen Soldaten dahin, füllten ſich aus den längs des Weges aufgeſtellten Fäſſern die Schalen, Krüge und Becher und tranken einander wacker zu, einige im Marſchieren, andere behaglich am Boden hingeſtreckt. Die ganze Gegend ertönte von Schalmeien und Flöten, von Geſang, Saitenſpiel und den

Digitized by Google

bakchischen Tänzen der Weiber, so daß es schien, als sei der Gott selber zugegen und führe den Festzug.

In Karamanien traf Alexander wieder mit Krateros zusammen, der mit einem anderen Theile des Heeres und den Elephanten auf einem weit bequemeren Wege nördlich von Gedrosien durch die Landschaften Arachosia und Drangiana den Rückzug aus Indien vollbracht hatte. Auch traf hier zu seiner großen Freude Nearchos mit einem kleinen Gefolge bei ihm ein, um Bericht zu erstatten über die bis dahin von ihm glücklich vollbrachte Meerfahrt, und erhielt hierauf Befehl, dieselbe durch den persischen Meerbusen bis an die Mündungen des Tigris fortzusetzen. Alexander selbst begab sich mit dem Landheere nach Persis und traf gegen Ende des Jahres 326 in Pasargada ein.

Bei seiner Ankunft im Innern des Reiches fand er mancherlei Unordnung und Ungebühr vor. Seine Heerfahrt in die oberen Provinzen, das Gerücht von den Verlusten, die er dabei erlitten, und von seiner eigenen Verwundung, hatte dem Zweifel an seiner Zurückkunft bei allen, die sie nicht wünschten, Vorschub geleistet und nicht nur manche Völkerschaften zum Abfalle gereizt, sondern auch den Statthaltern und den zurückgelassenen Feldherren zu vielen Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Frevelthaten Anlaß gegeben. Besonders betrübend war Alexandern auch der am Grabmale des Königs Kyros verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt vorfand und sorgsam wiederherstellen ließ. Die Verdienste seiner Begleiter, namentlich den Peukestes, Leonnatos, Hephästion, auch seinen Admiral Nearchos, der später in Susa wieder bei ihm eintraf, belohnte er ehrenvoll; die Uebelthäter ließ er hinrichten und jeden, der auch nur einer Kleinigkeit überwiesen wurde, mit großer Strafe belegen, weil er mit derselben Gesinnung wohl auch großes verbrochen haben würde.*) Und war irgend etwas, das die Alexandern durch Waffengewalt oder freiwillig unterworfenen Völker, so viel ihrer auch waren und so fern sie auch von einander lagen, in Ordnung erhielt, so war es der Umstand, daß er, so lange er regierte, keine Bedrückung der Unterthanen von Seiten der Behörden duldete.

Beseelt von dem Wunsche, eine Annäherung zwischen den Makedoniern und Persern mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu befördern, veranstaltete er zu Susa ein großes Hochzeitsfest, bei welchem er selbst sich mit der ältesten Tochter des Dareios, Stateira, sein Freund Hephästion mit einer Schwester derselben und gegen achtzig seiner angesehensten Heerführer mit anderen vornehmen Jungfrauen persischer und medischer Abkunft vermählten. Für diese alle richtete Alexander die Hochzeit auf eigene Kosten aus und übernahm die Aussteuern insgesammt; ja selbst diejenigen Makedonier, welche schon früher asiatische Weiber genommen hatten, erhielten Hochzeitsgeschenke, und es waren deren über zehntausend.

Alexanders Freigebigkeit kam noch weit mehreren zu gut. Er übernahm, alle Schulden zu bezahlen, die im Heere gemacht worden seien, und befahl daher aufzuschreiben, wie viel jeder schulde, damit er den Betrag in Empfang nehmen könne. Anfangs ließen nur wenige ihre Namen aufschreiben, weil man fürchtete, es möchte dies von Seiten Alexanders nur eine Versuchung sein, um zu erfahren, wer mit seinem Solde nicht ausreiche und einen großen Aufwand mache. Als dies Alexander erfuhr, that er den schönen Ausspruch: „Ein König muß allezeit halten, was er seinen Unterthanen versprochen hat, und Unterthanen sollten niemals ihren König im Verdacht haben, als wenn er sein Wort nicht hulten würde.*) Er ließ nun Tische im Lager aufstellen und auf den Tischen Geld; und es bedurfte nichts weiter, als eine Verschreibung vorzuweisen, um die Tilgung der Schuld zu erlangen, ohne daß sein Name aufgezeichnet wurde.

17. Entlassung der Altkrieger.

Jene dreißigtausend Knaben, welche Alexander vormals zur Unterweisung und Ausbildung aus den asiatischen Völkerschaften hatte erlesen lassen, waren indessen herangewachsen und wurden ihm von den Statthaltern der verschiedenen Provinzen vorgeführt. Allesammt im Schmucke makedonischer Rüstung und von schöner, männlicher Gestalt, zeigten sie auch bei allen ihren Uebungen eine ungemeine Fertigkeit und Leichtigkeit. Alexander hatte darüber eine große Freude. Er sah in diesen gleichsam zu Makedoniern gewordenen Asiaten die Erstlinge der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, die Anfänge eines neuen Völkergeschlechts, und nannte sie Epigonen, den jungen Nachwuchs. Dagegen verdroß ihr Anblick die Makedonier desto mehr, als denke Alexander alles mögliche aus, um nicht mehr wie sonst Makedonier nöthig zu haben. Und als er nun die durch Alter oder körperliche Gebrechen zum Krieg untauglich Gewordenen vom Heere entlassen und in ihr Heimwesen zurückschicken wollte, erklärten sie dies für eine Schmach und Beschimpfung, daß er Leute, die er erst ohne Schonung zu allem gebraucht hätte, nun mit Schande sich vom Halse schaffen und dem Vaterlande und ihren Eltern in einem ganz anderen Zustande, als er sie bekommen, wieder aufhängen wollte. Das ganze Heer verlangte den Abschied: er möge die Makedonier insgesammt für untauglich zu ferneren Diensten erklären, da er jetzt diese jungen und artigen Tänzer habe, mit denen er herumziehen und den Erdkreis bezwingen könne. Manche fügten mit noch bittrerem Hohne hinzu: er möge mit seinem Vater (womit sie auf Zeus Ammon anspielten) das Weitere zu Stande bringen.

Alexander, welcher damals viel jähzorniger und in Folge seiner asiatischen Bedienung nicht mehr so nachsichtig als sonst gegen die Makedonier war, sprang, wie er solche Worte vernahm, mit den ihn umgebenden Befehlshabern von der Erhöhung, wo er seinen Stand hatte, herab, be-

*) Luc. 16, 10. Wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.

*) „Wenn was auf Erden heilig ist, so ist es eines Helden Wort“ v. Platen's Harmosan

Als die Abgesandten der Stadt Rom vom Kaiser Friedrich dem Rothbart begehrten, daß er ihnen ihre Privilegia mit einem Eid bestätigen sollte, antwortete er ihnen: ein Kaiserliches Wort sei so kräftig, als ein Eid; er wolle ihnen ihre habende Freiheiten auch wohl ohne einen Eidschwur erhalten. Zinegräf's Apophthegmata. Danzig 1640. S. 32.

fahl die Hauptaufwiegler der Menge zu verhaften, und bezeichnete mit eigener Hand seiner Leibwache diejenigen, die sie greifen sollten. Es waren ihrer bei dreizehn. Diese ließ er zum Tode führen, und wie die anderen betroffen schwiegen, begab er sich an seinen Platz zurück und sprach also:

„Nicht um euren Abzug in die Heimath rückgängig zu machen, Makedonier, ergreife ich das Wort; — denn meinetwegen mögt ihr gehen, wohin ihr wollt; — sondern um euch zu erinnern, was für Leute ihr ehemals gewesen, und welche ihr jetzt seid, da ihr weggeht. Und zwar beginne ich, wie billig, mit Philippos, meinem Vater. Philipp fand euch als umherirreude, dürftige Leute. Euer ganzer Reichthum waren wenige Schafe, die ihr auf den Bergen weidetet und die ihr gegen die Illyrier, Tridaller und Thrakier nur mit Noth und Mühe vertheidigtet. Er zog euch Röcke statt der Felle an, führte euch von den Bergen in die Ebenen herab und setzte euch in den Stand, es mit den angrenzenden Barbaren im Kampfe aufzunehmen, so daß ihr eure Sicherheit nicht mehr der Festigkeit der Plätze lieber als der eigenen Tapferkeit vertrautet. Zu Bewohnern von Städten machte er euch und verlieh euch heilsame Gesetze und Einrichtungen. Ueber dieselben Barbaren, die vorher euch und das Eurige beraubten, erhob er euch, die Knechte und Unterthanen, zu Herren. Den größten Theil von Thrakien schlug er zu Makedonien, bemächtigte sich der gelegensten Plätze am Meere, öffnete dem Lande bequeme Wege und stellte die Bearbeitung der Bergwerke sicher. Er machte euch zu Beherrschern der Thessalier, die ihr bisher wie den Tod gefürchtet hattet. Er demüthigte die Phokier und eröffnete euch dadurch eine breite und sichere Straße nach Griechenland. Die Athener und Thebäer, welche sonst immer gegen Makedonien auf der Lauer lagen, brachte er — und dies bereits unter unserer Mitwirkung — so tief herunter, daß sie jetzt, statt uns Zins abzufordern, bei uns Schutz suchen müssen. Er drang in den Peloponnes ein und stellte auch da die Ordnung wieder her. Und als er dort zum unumschränkten Feldherrn des gesammten Griechenlands gegen die Perser ernannt wurde, erwarb er diese Ehre nicht sowohl seiner eigenen Person als der Gesammtheit der Makedonier.“

„Dies sind meines Vaters Verdienste um euch. Sie sind, an sich selbst betrachtet, groß; aber klein im Vergleiche mit den unsrigen. Ich überkam vom Vater nur wenige goldene und silberne Gefäße, einen ganz erschöpften Staatsschatz und eine Schuldenlast von beinahe fünfhundert Talenten. Ich habe dazu noch achthundert geliehen; drach dann auf aus dem Lande, welches nicht einmal euch selbst gut nährte, und öffnete euch alsbald den Weg über den Hellespont. Ich unterwarf ganz Kleinasien eurer Herrschaft. Alles, was sich mir unterwarf, gab ich euch, daß ihr die Früchte davon genösset. Die Schätze von Aegypten und Kyrene, die ich ohne Schwertstreich gewann, kommen euch zu gut; Syrien und Mesopotamien ist euer Besitzthum, Babylon, Baktra und Susa euer; Persiens Schätze und Indiens Güter und das äußerste Meer gehören euch an. Ihr seid Satrapen, ihr seid Feldherren und Obersten geworden, und mir ist von allen diesen Arbeiten nichts geblieben, als dieser Purpur und dies Diadem. Ich besitze nichts für mich selbst, und es wird mir niemand Schätze nachweisen können außer demjenigen, was ihr habt, oder was zu eurem besten aufbewahrt wird. Ich habe keine besonderen Bedürfnisse, wozu ich sie mir aufbehalten sollte, ich, der ich mit euch einerlei Speise und einerlei Schlaf genieße. Ja ich glaube nicht einmal so gut zu speisen als manche Lebemänner unter euch. Das aber weiß ich, daß ich für euch wache, damit ihr ruhig schlafen könnt.“

„Und dürfte wohl jemand sagen, daß, während ihr Mühe und Drangsal ausgestanden, ich, euer Feldherr, dies alles ohne Mühe erworben hätte? Wer von euch weiß, ob er mehr für mich oder ich mehr für ihn ausgestanden? Wohlan! wer von euch Wunden aufzuweisen hat, der entblöße sie, ich will ihm dagegen die meinigen zeigen. Fast ist kein Glied an der Vorderseite meines Leibes, welches mir unverwundet geblieben wäre. Weder eine Faustwaffe giebt es, noch ein Wurfgeschoß, wovon ich nicht Spuren an mir trüge. Mit dem Schwerte bin ich im Handgemenge verwundet, bin mit Pfeilen geschossen und aus Wurfgeschossen getroffen worden, bin oftmals mit Steinen und mit Holz verletzt. Siegreich führe ich euch durch alle Länder und Meere, über alle Flüsse, Berge und Ebenen. Dieselbe Hochzeit habe ich mit euch gefeiert, mich dabei zu eures Gleichen gemacht, und die Kinder vieler von euch werden verwandt sein mit meinen Kindern. Ferner, wer Schulden hatte — getilgt habe ich sie, ohne viel zu fragen, wozu sie gemacht wurden, so viel ihr auch Sold hattet, so viel ihr auch raubtet, wenn es nach Erstürmung einer Stadt an's Plündern ging. Goldene Kränze haben die meisten von euch, unsterbliche Denkmäler nicht bloß eurer Tapferkeit, sondern auch meiner ehrenden Anerkennung. Ist jemand gestorben — ruhmvoll war sein Ende, glänzend seine Bestattung; eherne Bilder der meisten stehen zu Hause! ihre Eltern sind geehrt, alle Leistungen und Abgaben sind ihnen erlassen; denn fliehend fand unter meiner Anführung keiner den Tod.“

„Und nun war ich willens, die Kampfunfähigen von euch in solchen Umständen nach Hause zu entlassen, daß sie den Neid eurer Landsleute erregen konnten. Allein da ihr alle gehen wollt, so gehet alle hin; und wenn ihr heimkommt, so erzählet, daß ihr euren König, Alexandern, den Besieger der Perser, der Meder, der Baktrer und andrer Barbaren, den Bezwinger von Parthien und Chorasmien und des hyrkanischen Landes bis an das kaspische Meer; ihn, der den Paropamisos überstiegen, der den Indos, unüberschritten seit den Tagen des Bakchos, überschritten hat, ja der auch den Hyphasis hinter sich gelassen hätte, wäret ihr nicht zu träge und furchtsam gewesen; gehet hin und erzählet, daß ihr ihn, nachdem er durch beide Mündungen des Indos in das große Meer hinausgefahren und durch die gedrosische Wüste gedrungen, wo weder Semiramis, noch Kyros, noch sonst wer ein Heer durchgebracht hat, nachdem er im Durchmarsche Karamanien und die Oreiten unterworfen hat und mit euch glücklich bis nach Susa zurückgekommen ist — gehet hin, sage ich, und erzählet, daß ihr ihn da verlassen und dem Schutze der überwundenen Asiaten übergeben habt. Solche Kunde wird euch unstreitig bei den Menschen zum Ruhme und bei den Göttern zum Verdienst gereichen. Gehet hin!“

Nach diesen Worten sprang Alexander schnell herab und zog sich in das königliche Schloß zurück. Die Makedonier blieben bestürzt und schweigend vor der Stelle stehen, wo er zu ihnen gesprochen hatte; und niemand außer den

Vertrauten ſeiner Umgebung und den Leibwächtern hatte den ſich entfernenden König begleitet. Die meiſten wußten nicht, was ſie bei längerem Bleiben thun oder ſagen ſollten; und doch konnten ſie ſich auch nicht entſchließen, wegzugehen.

Alexander aber nahm vor Zorn und Traurigkeit zwei Tage lang weder Bedienung an, noch ließ er auch nur einen ſeiner Vertrauten vor ſich. Am dritten war ſein Entſchluß gefaßt. Er rief die Auserwählten der Perſer zu ſich herein und vertheilte unter ſie die Befehlshaberſtellen der Heerabtheilungen, ordnete das Barbarenheer in die bei den Makedoniern eingeführten Haufen und gab dieſen dieſelben Namen, die bis dahin jene gehabt hatten: Leibſchaar, Edelſchaar zu Fuß und zu Roß, Silberſchildner u. ſ. w. Alle Wachtpoſten wurden mit Perſern beſetzt. Zur Bedienung und Umgebung des Königs wurden nichts als Perſer berufen. Auch erwählte er nach der an morgenländiſchen Höfen gewöhnlichen Sitte etliche aus der Zahl der perſiſchen Großen, welche er für ſeine Verwandten erklärte und zum Kuſſe ließ.

Als die Makedonier ſich ſolchergeſtalt von ihrem Könige verſtoßen und verſchmäht ſahen, konnten ſie ſich nicht länger halten. In Maſſe rannten ſie dem königlichen Schloſſe zu, warfen hier zum Zeichen ihres Friedens mit dem Könige ihre Waffen vor den Thoren nieder, ſie ſelbſt baten mit lautem Geſchrei um Zutritt und erklärten, nicht von den Thoren weichen zu wollen, weder Tag noch Nacht, wenn nicht Alexander Erbarmen mit ihnen hätte. Er trat heraus, und als er ihre demüthige Stellung ſah und die wehklagenden Stimmen hörte, floſſen auch ſeine Thränen. Er ſchickte ſich an, etwas zu ſagen: ſie verblieben in ihrer flehenden Stellung, und einer aus ihrer Mitte, ausgezeichnet durch Alter wie durch ſeinen Rang, Namens Kallines, trat an ihn heran und ſprach: „Mein König, was die Makedonier betrübt, iſt dies, daß du bereits einige Perſer zu deinen Verwandten gemacht haſt und dich von ihnen küſſen läſſeſt, der Makedonier aber keinem bis jetzt dieſe Ehre zu Theil geworden iſt.“ „Euch alle insgeſammt — fiel ihm Alexander in's Wort — acht' ich ja für meine Verwandten, und von nun an werde ich euch ſo nennen.“ Darauf küßte ihn Kallines und wer ſonſt noch wollte, und dann, die Waffen wieder aufnehmend, gingen ſie mit lautem Jubelruf in's Lager zurück. Alexander brachte den Göttern Dankopfer und veranſtaltete ein öffentliches Gaſtmahl, bei welchem er ſelbſt obenan ſaß, und um ihn her die Makedonier, nach dieſen die Perſer und nach dieſen wer von den übrigen Völkerſchaften vermöge ſeines Ranges oder Verdienſtes auf Auszeichnung Anſpruch machen konnte. Die griechiſchen Wahrſager und perſiſchen Magier verrichteten die vorbereitende Handlung, und neuntauſend Gäſte aus allerlei Volk brachten mit dem Könige, aus einem und demſelben Miſchkeſſel ſchöpfend, insgeſammt ein Trankopfer dar und ſtimmten den Lobgeſang an. Unter den Trinkſprüchen brachte Alexander auch den aus: „Einigkeit und des Reiches Gemeinſchaft den Makedoniern und Perſern!“

Nun waren auch die Veteranen gewillig, in ihr Heimweſen zu gehen. Es waren deren gegen zehntauſend. Alexander gab ihnen die Löhnung nicht blos für die bereits verfloſſene, ſondern auch für die bis zu ihrer Ankunft in der Heimath noch verfließende Zeit und legte der Löhnung für jeden noch ein Talent bei. Den treuen Krateros, der ihm ſo theuer war, wie ſein eigenes Leben, ſandte er als Beſchützer und Führer ihres Zuges mit und glaubte ihnen dadurch den unzweideutigſten Beweis ſeiner Freundſchaft und Liebe gegen ſie zu geben. Dem Reichsverweſer in Makedonien ſchrieb er, daß dieſe Altkrieger bei allen Wett- und Schauſpielen, mit Kränzen geſchmückt, die erſten Plätze einnehmen ſollten. So entließ er ſie, nachdem er ſie insgeſammt umarmt hatte, und trennte ſich weinend von den Weinenden.

18. Hephäſtions Tod. Alexanders letzte Tage.

Alexander begab ſich hierauf nach Ekbatana in Medien und veranſtaltete feſtliche Wettſpiele in Leibesübungen und ſchönen Künſten. Um dieſe Zeit erkrankte ſein Buſenfreund, Hephäſtion, und ſtarb am ſiebenten Tage ſeiner Krankheit. Alexander überließ ſich dem zügelloſeſten Schmerze. Bis zum dritten Tage nahm er weder Speiſe noch irgend eine körperliche Pflege an, ſondern lag wehklagend oder in trauriges Schweigen verſunken da; nur mit Gewalt konnten ihn ſeine Vertrauten von der Leiche des Freundes trennen. Gleich dem Achill, als ihm Patrokles gefallen war, ſchnitt er dem Verſtorbenen zu Ehren ſich das Haar ab. Flötenſpiel und alle Muſik mußten im Lager verſtummen; bei allen Barbaren wurde eine allgemeine Landestrauer angeſagt, und die Perſer mußten das heilige Feuer auslöſchen, welches ſonſt nur geſchah, wenn ein König in Perſien geſtorben war. Pferden und Maulthieren wurde nach Barbarenſitte die Mähne abgeſchoren (vergl. S. 70); die Mauern der benachbarten Städte wurden ihrer Thürme und Zinnen beraubt und die Mauern von Babylon zehn Stadien weit niedergeriſſen, um daſelbſt ein prächtiges Todtengerüſt zu errichten. Mehr als zehntauſend Talente beſtimmte Alexander für die Leichenbeſtattung, das Grabmahl und den zugehörigen Schmuck, und ließ ein Gebot ausgehen, dem Hephäſtion als einem Halbgotte zu opfern.

Nach langer Trauer raffte er ſich endlich zu neuen Unternehmungen auf; nur in raſtloſer und gewohnter Thätigkeit konnte er ein Heilmittel ſeiner Schwermuth hoffen, und ſeine Freunde beſtärkten ihn in dieſem Vorſatze. Mitten im Winter (von 325 auf 324) unternahm er einen Feldzug gegen die Koſſäer, ein räuberiſches Volk in dem zwiſchen Medien und Perſis ſich hinziehenden Gebirgslande, welches noch heute von ihnen den Namen Chuſiſtan führt. Gleich den Kurden, welche jetzt daſelbſt hauſen, hatten ſie ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt, indem ſie vor jedem mit Heeresmacht gegen ſie unternommenen Angriffe auf die Spitzen ihrer Berge zurückzogen und, wenn der Feind wieder zurückging, ihr räuberiſches Gewerb nach wie vor betrieben. Alexander aber drang ihnen unaufhaltſam nach, denn, was er auch unternehmen mochte, im Kriege war ihm nichts unmöglich, und vollendete in vierzig Tagen den Feldzug.

Hierauf begab er ſich nach Babylon. Auf dem Wege dahin trafen Geſandtſchaften aus Libyen bei ihm ein, welche ihn wegen der Herrſchaft über Aſien beglückwünſchten. Auch aus Italien kamen Abgeordnete der Bruttier, der

Lukaner und der Tyrrhener zu ihm. Selbſt die Karthager ſollen damals eine Geſandtſchaft an ihn geſchickt, und die Aethiopier, die europäiſchen Skythen, die Kelten an der Nordküſte des adriatiſchen Meeres und die Iberer in Spanien durch Abgeordnete um ſeine Freundſchaft ſich beworben haben, — Völkerſchaften, deren Name und Tracht jetzt erſt bei Griechen und Makedoniern bekannt wurde. Gleichzeitig gab er Befehl, in Hyrkanien Schiffe zu bauen, um das kaſpiſche Meer zu durchforſchen und über ſeinen damals gemuthmaaßten Zuſammenhang mit dem ſchwarzen Meere oder dem öſtlichen Oceane Gewißheit zu erhalten. Auch auf die Eroberung Arabiens und die Umſchiffung Afrikas ging ſein Plan. Nach allen Seiten hin richteten ſich die ungeheuren Entwürfe ſeines raſtloſen Geiſtes, während die Vorſehung ihn ſchon der nahen Grenze ſeiner Laufbahn entgegenführte.

In Babylon trafen die heiligen Boten bei ihm ein, welche er an das Orakel des Zeus Ammon abgeſchickt hatte, um zu fragen, auf welche Weiſe er den Hephäſtion ehren dürfe. Sie brachten die Antwort: er dürfe ihm als einem Heros oder Halbgotte opfern. Ueber dieſen Spruch höchſt erfreut, legte er die Trauer völlig ab, da man einen Unſterblichen nicht zu beweinen habe, und überließ ſich auf's neue den Feſten und Luſtbarkeiten. Unter andern gab er dem Nearchos, für welchen neue Flotten zu einer Seefahrt längs der arabiſchen Küſten ſchon im Euphrat bereit lagen, ein prächtiges Gaſtmahl, badete ſich dann nach ſeiner Gewohnheit und war im Begriffe, ſich ſchlafen zu legen. Allein Medios, einer ſeiner Vertrauten, damals ſein Liebling, begegnete ihm und bat ihn, einen Schmaus bei ihm mitzumachen, von dem er ſich gewiß viel Vergnügen verſprechen dürfe. Hier zechte er noch den ganzen folgenden Tag und verſpürte dabei einen Anfall von Fieber. Ueber den Verlauf der Krankheit wird von Arrian aus den königlichen Tagebüchern Folgendes mitgetheilt.

„Am Morgen auf einem Polſter zum Opfer getragen, opfert er, wie es jeden Tag ſeine Sitte war. Nach dem Opfer bleibt er im Männergemach liegen bis zur Abenddämmerung. In dieſer Zeit giebt er ſeinen Feldherren Befehle in Betreff des Marſches und der Schifffahrt: die einen ſollen, um zu Lande auszuziehen, auf den vierten, die anderen, um mit ihm ſich einzuſchiffen, auf den fünften Tag ſich bereit halten. Hierauf läßt er ſich auf einem Polſter an den Fluß tragen und beſteigt ein Schiff und geht über den Fluß in den Park, wo er abermals badet und dann ausruht.“

„Am folgenden Tage badet er wieder und bringt die gewöhnlichen Opfer, begiebt ſich in das Schlafzimmer, legt ſich nieder und unterhält ſich mit Medios. Auch befiehlt er den Feldherren, ſich am andern Morgen bei ihm einzufinden. Nach dieſen Verrichtungen ſpeiſt er ein wenig zu Abend, läßt ſich wieder in's Schlafzimmer bringen und fiebert bereits ununterbrochen die ganze Nacht hindurch.“

„Tags darauf badet er ſich und nach dem Bade opfert er. Nearch und die anderen Befehlshaber erhalten Befehle wegen der Abfahrt, die auf den dritten Tag ſtattfinden ſoll.“

„Tags darauf badet er ſich abermals und bringt die beſtimmten Opfer. Das Fieber läßt nicht mehr nach; dennoch beruft er die Befehlshaber zu ſich und befiehlt, zur Abfahrt alles bereit zu halten. Abends nimmt er ein Bad: bereits ſteht es ſchlimm.“

„Tags darauf läßt er ſich in das Haus neben dem Badeorte tragen und bringt die geſetzten Opfer. Trotz ſeines übeln Befindens läßt er die vornehmſten Befehlshaber rufen und giebt abermals Befehle wegen der Abfahrt. Ebenſo des folgenden Tags.“

„Tags darauf ſteht es bereits ſehr ſchlimm; doch bringt er ſeine geſetzten Opfer. Er befiehlt, die Generale ſollen im Vorzimmer, die Oberſten und Hauptleute vor den Thüren verweilen. Bereits ſteht es ganz ſchlimm. Er läßt ſich aus dem Parke in das Schloß tragen. Wie die Generale eintreten, erkennt er ſie zwar, giebt aber keinen Laut mehr von ſich; er iſt ſprachlos. In der Nacht iſt das Fieber bösartig und ebenſo am folgenden Tage und in der anderen Nacht und am darauffolgenden Tage.“

Unter dem Heere verbreitete ſich unterdeſſen das Gerücht, der König ſei bereits geſtorben, ſein Tod werde aber von den Leibwächtern noch verheimlicht. In Maſſe ſammelten ſich die Kriegsleute vor den Thüren und erzwangen von den Wachen, daß man ſie einließ. Sobald ihnen die Thüren geöffnet waren, zogen ſie Mann für Mann im bloßen Unterkleide an dem Bette des Kranken vorüber. Sprachlos lag er da, aber doch noch, das Haupt mühſam aufrichtend und mit den Augen winkend, reichte er faſt jedem die Hand. Das war der Abſchied von den Helfern ſeiner Thaten. Bald darauf kam es zum Sterben. Seine Vertrauten fragten ihn noch: wem er das Reich hinterlaſſe? Seine Antwort war: „Dem Tüchtigſten.“

Alexander ſtarb im Jahre 323 vor Chr., im drei und dreißigſten Lebensjahre, nachdem er zwölf Jahre und acht Monate König geweſen war, „ohne einen Erben ſeines das Beſtehende zermalmenden, neue Schöpfungen erſtrebenden, großen Geiſtes zu hinterlaſſen.“ So machte ihn das Schickſal dem Achill, der von Kindheit an ein Gegenſtand der Nacheiferung für ihn war, auch darin gleich, daß es ihm für einen ruhmbekrönten Heldenlauf ein frühes Ende beſchied, und jene wehmuthvollen Worte, welche ein neuerer Dichter die Pallas Athene über den herrlichen Peliden ausſprechen läßt, finden mit noch weit größerem Rechte auf Alexandern ihre Anwendung. *)

Ach! daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll, die breit und weit am Gemeinen ſich freuet!
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben.
Ach! und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll. Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt, nach welcher ſich Tauſende richten

*) Göthe in der Achilleïs (Werke in 40 Bdn., Bd V. S. 109 f.)

19. Die Diadochen.

Es wird erzählt, Alexander habe auf seinem Sterbebette den Ausspruch gethan: über seinem Grabe werde ein großer Leichenkampf entstehen; und noch lange, bevor seine Leiche nach zweijährigen Zurüstungen in glänzendem Trauerzuge von Babylon nach Memphis gebracht und endlich in Alexandrien beigesetzt wurde, hob diese Weissagung schon an, sich zu erfüllen. Da Alexander weder einen mündigen noch einen ebenbürtigen Leibeserben hinterließ — denn sein Sohn Herakles stammte von einer Unfreien, der in Damaskos gefangenen Wittwe Memnons, Barsine; und der Sohn seiner Gemahlin Roxane, Alexander II., wurde erst drei Monate nach dem Hintritte des Vaters geboren — so entstand im Heere und unter den obersten Befehlshabern Uneinigkeit darüber, wer über das Reich die höchste Gewalt haben sollte. Die königlichen Haustruppen unter der Anführung des Perdikkas, welchem der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben hatte, wollten einen Sohn Alexanders auf dem Throne sehen. Dagegen bestand die makedonische Phalanx unter Meleagros darauf, daß der blödsinnige Halbbruder Alexanders, Arrhidäos, der Sohn des Philippos und der Philine, unter dem Namen Philippos zum Thronfolger ernannt werde. Dieser Streit wurde so heftig, daß die erstere Partei Babylon verließ und die Stadt gewissermaaßen belagerte, bis ein Vergleich zu Stande kam, nach welchem Arrhidäos und der damals noch zu hoffende Sohn der Roxane Könige sein, Perdikkas, Meleagros und Leonnatos als ihre Vormünder und Reichsverweser eintreten, und die Provinzen des Reichs als Statthalterschaften unter die angesehensten Feldherren Alexanders vertheilt werden sollten.

Demzufolge wurde Ptolemäos Statthalter über Aegypten, Antigonos über die bisher schon von ihm verwalteten Provinzen Großphrygien, Lykien und Pamphylien, Leonnatos über Kleinphrygien am Hellespont, Eumenes über Kappadokien und Paphlagonien, Lysimachos über Thrakien. Antipatros endlich und Krateros sollten die Regierung von Makedonien und Griechenland führen.

Die durch diesen Vergleich einstweilen hergestellte Eintracht war von kurzer Dauer. Perdikkas suchte sich seiner Mitregenten zu entledigen. Leonnatos fiel schon im folgenden Jahre im sogenannten lamischen Kriege gegen die aufständigen Hellenen (s. S. 239); den Meleagros ließ Perdikkas aus dem Wege räumen. Seinem ehrgeizigen Streben traten aber Antigonos, Antipatros, Krateros und Ptolemäos mit gewaffneter Hand entgegen, und so brach denn der erste Krieg los unter den ehemaligen Waffenbrüdern. Während Perdikkas in Begleitung der beiden Könige mit Heeresmacht gegen Aegypten zog, um die Macht des Ptolemäos zu brechen, kämpfte Eumenes in Kleinasien mit glücklichem Erfolge für seine Sache. Schon das erste Treffen kostete dem tapferen Krateros das Leben. Allein Perdikkas selbst, dessen herrisches Benehmen sogar seiner Umgebung unerträglich geworden, fiel in Aegypten unter den Händen der Aufrührer im eigenen Lager (321 vor Chr.).

Dieses unerwartete Ereigniß änderte mit einem Male die ganze Lage der Dinge. Zu Trisparadisos in Syrien wurde unter den Verbündeten eine neue Anordnung der Reichsangelegenheiten vereinbart. Demnach wurde Antipatros zum Vormunde der Könige und zum Reichsverweser ernannt, und eine neue Vertheilung der Provinzen vorgenommen, wobei unter anderen Seleukos für seine guten Dienste die Statthalterschaft Babylonien erhielt. Dagegen wurde Eumenes als Rebell zum Tode verurtheilt und Antigonos mit der Bekriegung desselben beauftragt.

Allein auch Antipatros genoß nicht lange die neue Herrschaft. Er starb 320, nachdem er den alten Feldherrn Alexanders, Polysperchon, zum Nachfolger in seinem Amte bestellt hatte. Dieser sah sich jedoch bald außer Stande, die ihm übertragene Würde und Gewalt zu behaupten. In Europa stand Kassandros, des Antipatros Sohn, wider ihn auf und brachte Griechenland auf seine Seite. In Asien aber griff das Streben des Antigonos nach unumschränkter Herrschaft immer kühner um sich; doch konnte ihm hier zur Zeit in der Person des Eumenes, welchen Polysperchon zum Befehlshaber der königlichen Truppen in Asien ernannt hatte, ein Gegner entgegengestellt werden, welcher an Kriegskunst wie an Klugheit dem Antigonos mindestens gewachsen war.

Unter diesen wechselvollen Parteikämpfen ging nach und nach das königliche Haus selber zu Grunde. Zunächst fand sich Polysperchon durch die Umtriebe des Kassandros bewogen, Alexanders Mutter, Olympias, die alte Feindin des Antipatros und seines Geschlechtes, aus Epeiros zurückzurufen. Diese ließ den König Philipp Arrhidäos in's Gefängniß setzen und dort mit Pfeilen erschießen. Seiner Gemahlin, der Nichte Alexanders, Eurydike, stellte sie die Wahl zwischen Gift, Dolch und Strick. Diese starb (317) unter Verwünschungen über ihre Mörderin, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten ließ. Schon im folgenden Jahre rückte Kassandros in Makedonien ein, nahm die Olympias in Pydna gefangen und ließ sie hinrichten. Die Roxane aber sammt ihrem Sohne brachte er nach Amphipolis in Gewahrsam, wo er dem erklärten Thronerben Alexanders eine ganz unkönigliche Erziehung zu Theil werden ließ.

Auch in Asien erlag die Partei des königlichen Hauses nach manchem harten Kampfe. Eumenes fiel durch Verrätherei dem Antigonos in die Hände und wurde hingerichtet (315). Die mit ihm oder gegen ihn verbündeten Satrapen, welche aus Eifersucht oder Herrschbegier den Sturz dieses Edlen beschleunigt hatten, mußten sich nun dem Machtgebote des Siegers fügen. Er vertrieb den Seleukos aus Babylon und kehrte als Herr aller oberen Provinzen, ausgerüstet mit den königlichen Schätzen, die in Persis, Susa, Medien und Kilikien aufgehäuft gelegen, und einer durch den Uebertritt der königlichen Heere verdoppelten Kriegsmacht nach Vorderasien zurück.

Neid und Furcht seiner ehemaligen Freunde brachten jetzt ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Kassandros, Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos zu Stande, kraft dessen sie von Antigonos forderten, daß er jedem von ihnen einen angemessenen Theil der königlichen Schätze ausliefere, sie im Besitze der Provinzen, die sie mittlerweile eingenommen, anerkenne und dem Seleukos Babylonien zurückgebe. Antigonos fühlte sich stark genug, den Kampf mit ihnen allen aufzunehmen. Dieser Krieg wurde

mit großer Heftigkeit zu gleicher Zeit in Griechenland, Kleinasien und Syrien geführt, und schon war Antigonos nahe daran, seine Gegner fast auf allen Punkten zu bewältigen, als sein junger Sohn Demetrios bei Gaza im Jahre 312 eine schwere Niederlage erlitt, und Seleukos noch in demselben Jahre von Babylon wieder feierlich Besitz nahm. Es kam jetzt zu einem Vergleiche (311), welchem zufolge jeder — des Seleukos geschah keine Erwähnung — in seiner Herrschaft belassen, und Antigonos als Verweser der asiatischen Provinz anerkannt werden sollte, bis Alexander II. großjährig geworden wäre und die Regierung des Reiches selber übernehmen könnte.

Dieser Vertrag beschleunigte den Untergang des jungen Thronerben und seiner Angehörigen. Schon im folgenden Jahre (310) ließ Kassandros ihn sammt seiner Mutter Roxane tödten. Auch der siebzehnjährige Herakles, welchen Polysperchon mit Hülfe der Aetolier auf den Thron Makedoniens zu setzen entschlossen war, wurde jetzt von diesem selbst, verlockt durch die gleißnerischen Verheißungen Kassanders, preisgegeben und mit Gift aus dem Wege geräumt. Kleopatra, die Schwester Alexanders des Großen, kam durch Antigonos um, als sich sein aufrührerischer Neffe Ptolemäos um sie bewarb; und so hatte der verbrecherische Ehrgeiz derer, welche Alexander erst groß gemacht, von seinem ganzen Hause nichts mehr übrig gelassen als seine Halbschwester Thessalonike, welche Kassandros nur verschont hatte, um mit ihrer Hand seiner Herrschaft eine Stütze und höheren Glanz zu geben. Der Vorwand, für die Rechte des Einen oder des Anderen aus dem Königshause einzutreten, war nunmehr erloschen, ohne damit der gegenseitigen Befehdung derer, die sich desselben zum Deckmantel ihrer eigenen Herrschgelüste bedient hatten, ein Ende zu machen.

Der Thron, der noch immer auf „den Tüchtigsten“ wartete, blieb leer. Das große Erbe Alexanders wurde mit dem Schwerte getheilt. Antigonos, der in allen Unternehmungen an seinem raschen, kriegsgewaltigen Sohne, Demetrios Poliorketes, den erwünschtesten Beistand fand, schien in diesem gewaltigen Wettkampfe alle seine Nebenbuhler weit zu überflügeln. Aber in der entscheidenden Schlacht bei Ipsos, die ihm selber, im ein und achtzigsten Jahre, das Leben kostete, unterlag seine Macht den vereinten Kräften seiner Gegner (301).

Die Sieger, welche nach des Antigonos Beispiele schon seit dem Jahre 306 sich den Königstitel beigelegt hatten, theilten sich in sein Gebiet. Lysimachos erhielt das vordere Asien bis an den Tauros, Pleistarchos, des Kassandros Bruder, bekam Kilikien, und das Uebrige Seleukos. Dieser riß später alle ihm noch fehlenden Provinzen Asiens an sich und wurde Begründer des syrischen Reiches. Aegypten und Kyrene verblieb dem Ptolemäos und seinen Nachkommen. Kassandros behielt die Herrschaft über Makedonien, welches kurz nach seinem Tode an Demetrios und nach manchem Wechsel seiner Herrscher an dessen Sohn Antigonos Gonatas überging, der es auf seine Nachkommen vererbte. Griechenland endlich gehörte jedem, der es zu gewinnen und so lange er es zu behaupten wußte. Der ätolische und achäische Bund verhalf der Mehrzahl seiner Staaten eine Zeit lang zur Unabhängigkeit, bis es gleich Makedonien, Syrien und Aegypten der Gewalt der Römer anheimfiel.

Dies ist, so weit es zur vorläufigen Uebersicht und Ergänzung des Folgenden nöthig schien, die Geschichte der Diadochen oder Nachfolger Alexanders des Großen. Die drei nächsten Lebensbeschreibungen werden dem Leser eine deutlichere und lebendigere Anschauung dieses denkwürdigen Zeitalters zu vermitteln geeignet sein.

Eumenes.

1. Eumenes in dem Dienſte der Könige und des Reichsverweſers Perdikkas.

Eumenes ſtammte aus der Stadt Kardia im thrakiſchen Cherſoneſos. Sein Vater war arm und nährte ſich vom Fuhrweſen, gleichwohl wurde dem Knaben durch eine ſeltſame Fügung des Schickſals eine vortheilhafte Erziehung zu Theil, die ihn für ſeine nachmalige ehrenvolle Laufbahn tüchtig machte. Es traf ſich nemlich, daß einſt der König Philippos auf einer Reiſe nach Kardia kam und, weil er eben ſonſt nichts zu thun hatte, ſich in die Ringſchule begab und den Kämpfen und Leibesübungen der kardianiſchen Jugend zuſah. Hierbei zeichnete ſich Eumenes dermaaßen vor allen Uebrigen durch Verſtand und Tapferkeit aus, daß Philippos Gefallen an ihm fand und ihn zu ſich nahm.

Nach Philippos Tode ernannte ihn Alexander ſeiner großen Einſicht und Treue wegen zu ſeinem Geheimſchreiber, übertrug ihm auf ſeinem Feldzuge in Indien den Befehl über einen Theil der Reiterei und erwies ihm überhaupt ſo viel Ehre und Zuneigung als ſeinen vornehmſten und vertrauteſten Freunden; ja er würdigte ihn ſogar der Verſchwägerung mit ihm ſelber, indem er bei der großen Hochzeitsfeier zu Suſa ihm die Artonis, eine Schweſter der Barſine (ſ. S. 285) zur Gemahlin gab.

Auch nach Alexanders Tode nahm Eumenes, wiewohl er von Geburt kein Makedonier war, unter den Feldherren, welche nun die Verwaltung des Reiches unter ſich vertheilten, eine anſehnliche Stelle ein; denn ſein ſcharfer Verſtand, ſeine kriegeriſche Tüchtigkeit und die Entſchiedenheit ſeines Charakters machten ſeine Freundſchaft jeder der ſich widerſtrebenden Parteien wünſchenswerth. Es wurde ihm die Statthalterſchaft über Kappadokien, Paphlagonien und das ganze Land am ſchwarzen Meere entlang bis nach Trapezus (Trebiſond) übertragen; und da dieſe Provinz noch nicht der Herrſchaft der Makedonier unterworfen war, ſo führte ihn der damals zum Reichsverweſer erhobene Perdikkas in eigener Perſon an der Spitze eines Heeres in ſein Amt ein. Nachdem Eumenes die Verwaltung ſeiner Statthalterſchaft geordnet hatte, zog er mit ſeinem hohen Gönner wieder fort, um ſtets zu deſſen Dienſten bereit zu ſein und in der Nähe der Könige zu bleiben. Denn dieſe, nemlich Philipp Arrhidäos, der Halbbruder, und Alexander II., der noch ganz unmündige Sohn Alexanders des Großen, waren damals der Vormundſchaft des Perdikkas übergeben.

Der Stolz dieſes Mannes begnügte ſich nicht lange mit der Würde eines bloßen Reichsverweſers, ſondern trachtete nach der königlichen Herrſchaft. Er verſtieß daher ſeine bisherige Gemahlinn, eine Tochter des Antipatros, indem er die Hand der Kleopatra, der verwittweten Schweſter Alexanders (ſ. S. 235) zu erreichen hoffte. Antipatros dagegen verbündete ſich insgeheim mit Krateros, Antigonos und Ptolemäos zum Sturze des Machthabers, der ihren nicht minder ſelbſtſüchtigen Plänen entgegenſtand. Perdikkas ſuchte ihrem Angriffe zuvorzukommen. Er ſelber ging in Begleitung der Könige auf Aegypten los, um den Ptolemäos zur Unterwerfung zu nöthigen. Dem Eumenes aber übertrug er den Oberbefehl über die in Kappadokien und Armenien ſtehenden Truppen, um gegen einen Angriff durch Antipatros und Krateros von Makedonien her gedeckt zu ſein (321 vor Chr.).

Die Aufgabe, welche dem Eumenes mit dieſer Ernennung geſtellt worden, war um ſo ſchwieriger, da nicht nur die in Armenien ſtehende makedoniſche Phalanx ſich den Befehlen ihres neuen Oberen nur ungern fügte, ſondern auch mancher ihrer Führer, namentlich Neoptolemos, ſich zum offenen Aufſtand neigte. Um auf ein ſo unzuverläſſiges Heer nicht allein angewieſen zu ſein und ſeine zügelloſe Frechheit zugleich einzuſchüchtern, brachte Eumenes in kürzeſter Friſt eine nur aus Eingeborenen des Landes beſtehende, wohlgeübte und ihm völlig ergebene Reiterei von ſechstauſend dreihundert Mann zu Stande, überwältigte damit den rebelliſchen Theil ſeines Heeres und nöthigte ihn, die Waffen zu ſtrecken und den Eid der Treue zu leiſten; Neoptolemos rettete ſich mit einigen Wenigen ſeiner Anhänger durch die Flucht.

Antipatros und Krateros wußten die Bedeutung ihres Gegners zu ſchätzen. Sie ließen den Eumenes durch Abgeordnete einladen, zu ihnen überzutreten, mit dem Verſprechen, daß er ſeine Statthalterſchaften behalten und von ihnen noch Truppen und Länder dazu bekommen ſollte, wenn er aus einem Feinde des Antipatros deſſen Freund und nicht aus einem Freunde des Krateros deſſen Feind würde. Eumenes ließ ihnen dagegen ſagen: „Die Feindſchaft zwiſchen Antipatros und mir iſt ſchon zu alt, als daß ich jetzt noch ſein Freund werden könnte, zumal ich ſehe, daß dieſer ſeine Freunde wie Feinde behandelt; was aber den Krateros betrifft, ſo bin ich bereit, ihn, wenn er auf gerechte und billige Bedingungen eingeht, mit dem Perdikkas wieder auszuſöhnen; ja, ſo lange noch Athem in mir iſt, werde ich dem beleidigten Theile wider den, der die Feindſeligkeiten beginnt, beiſtehen und eher Leib und Leben als die Treue aufopfern.“

Während nun Antipatros, nachdem dieſe Antwort eingelaufen, mit ſeinen Freunden über die ganze Lage der Dinge ſich berieth, traf Neaptalemas ein und bat auf's Dringendſte um Hülfe gegen Eumenes. Er ſtellte die Sache als ganz leicht und gefahrlos dar; denn die Makedonier, ſagte er, die jetzt nothgedrungen unter Eumenes dienten, würden, ſobald ſie nur des Krateros Kauſia*) zu Geſicht bekämen oder ſeine Stimme hörten, mit Sack und Pack zu ihm übergehen. In der That war der Name des Krateros im makedoniſchen Heere in großer Geltung, und die Meiſten wünſchten ihn zum Anführer zu haben, denn es war ihnen noch in friſchem Andenken, daß er, ſelbſt auf Gefahr der königlichen Ungnade, ſich ſtets der väterlichen Sitten aus allen Kräften angenommen und der Neigung Alexanders zur Nachahmung der perſiſchen Weiſe Einhalt gethan hatte.

Krateros machte ſich daher mit einem großen Theile des Heeres in Begleitung des Neoptolemos auf, um den Eumenes unvermuthet zu überfallen. Dieſer aber, als ein nüchterner und wachſamer Feldherr, erfuhr nicht nur zeitig genug die ihm drohende Gefahr, um die nöthigen Vorkehrungen dagegen zu treffen, ſondern führte hier auch ein bewunderungswürdiges Meiſterſtück von kluger Berechnung und Vorſicht aus. Er wußte, daß er einem Theile ſeines Heeres, deſſen Vorliebe und Achtung für Krateros ihm wohl bekannt war, beim nächſten Treffen nicht trauen dürfte, ſobald die Soldaten erführen, mit wem ſie ſtreiten ſollten. Er ſprengte daher das Gerücht aus, daß Neoptalemos, dem er ſchon neulich vor ſeiner Flucht eine Niederlage beigebracht hatte, und mit ihm ein gewiſſer Pigros mit einem Haufen kappadokiſcher und paphlagoniſcher Reiter gegen ihn anrückten. Selbſt ſeinen Heerführern und Hauptleuten, ſo ſchwer es ihm ward, entdeckte er das Geheimniß nicht und verließ ſich bei der Gefahr ganz auf ſeine eigene Klugheit. In der Schlachtordnung ſtellte er dem Krateros keinen von den Makedoniern, ſondern zwei Geſchwader fremder Reiterei unter der Anführung des Pharnabaz und Phainiz gegenüber, denen er befahl, ſo wie die Feinde ſich zeigten, gleich einzuhauen und ihnen weder Zeit zum Umkehren oder zum Sprechen zu laſſen, noch auch einen Herold von ihnen anzunehmen. Er ſelber ſtellte ſich mit den dreihundert auserleſenſten Reitern auf den rechten Flügel, um den Neoptolemos anzugreifen.

Als ſie nun über eine Anhöhe, welche ſie bisher dem Feinde verborgen hatte, zum Vorſchein kamen und ſofort mit Ungeſtüm gegen ihn anrückten, erſchrak Krateros und überhäufte den Neoptalemos mit Vorwürfen, weil er ihm in Betreff des Uebergangs der Makedonier eitle Hoffnungen gemacht habe. Doch ermahnte er die um ihn verſammelten Befehlshaber ſich wacker zu halten, und ſchritt zum Angriff. Schon beim erſten Zuſammentreffen focht man mit großer Erbitterung. Die Spieße waren in kurzer Zeit zerbrochen, man ſetzte den Kampf mit den Schwertern fort. Krateros ſelbſt zeigte ſich Alexanders nicht unwerth; er tödtete viele Feinde mit eigener Hand und brachte diejenigen, welche ihm gegenüberſtanden, mehrmals zum Weichen. Endlich aber ſtürzte er, von einem Thrakier in die Seite geſtoßen, vom Roſſe; die Menge, die ihn nicht kannte, ritt unbekümmert über den Gefallenen hinweg, bis Gargias, einer von den Hauptleuten des Eumenes, ihn erkannte. Dieſer ſprang ſofort vom Pferde und ſtellte eine Wache um den Schwerverwundeten, welcher dem Verſcheiden ſchon nahe war.

Mittlerweile traf auch Neaptalemos mit Eumenes zuſammen. Beide trugen ſchon ſeit lange bitteren Haß gegen einander. Gleichwohl waren ſie ſich ſchon zweimal beim Angriffe begegnet, ohne einander wahrzunehmen. Beim dritten Male aber erkannten ſie ſich und ſprengten ſogleich mit gezückten Schwertern und Geſchrei auf einander los. Da ihre Roſſe mit Gewalt wie zwei Kriegsſchiffe im Seegefechte zuſammenſtießen, ließen beide die Zügel los, griffen ſich mit den Händen und riſſen einander die Helme und die Achſelſtücke der Panzer herunter. Während des Ringens liefen die Pferde unter ihnen fort; Beide fielen übereinander zur Erde, wo ſie ſich abermals umſchlangen und den Kampf fortſetzten. Während Neoptolemos im Begriffe ſtand, ſich aufzuraffen, zerhieb ihm Eumenes die Kniekehle und kam dann ſelber wieder auf die Füße zu ſtehen. Auf das eine Knie geſtützt, da das andere gelähmt war, ſetzte ſich Neoptolemos gleichwohl noch mit großer Ausdauer von unten auf zur Wehre, bis ihn ein Hieb an den Hals traf, worauf er kraftlos niederſank. Voll Zorn und Haß fiel Eumenes jetzt über ihn her und riß ihm unter heftigen Schmähungen die Waffenrüſtung herunter. Dieſer aber, der noch immer das Schwert in ſeiner Hand feſthielt, ſtieß ihm damit unverſehens da, wo der Panzer nicht völlig anſchloß, in die Weichen; doch war der Stoß des Halbentſeelten ſchon zu ſchwach, als daß er tief hätte eindringen können.

Jetzt, nachdem der Sieger den Todten ſeiner Waffen entkleidet hatte, fühlte er erſt den Schmerz ſeiner zahlreichen Wunden, denn Arme und Schenkel waren ihm ganz zerhauen. Gleichwohl ſchwang er ſich wieder auf's Pferd und ſprengte auf den anderen Flügel, in der Meinung, daß dort die Feinde noch Stand hielten. Hier erfuhr er das Ende des Krateros, eilte ſofort dahin, und da er ihn noch athmend und bei Beſinnung fand, ſprang er vom Roß und trat zu dem Sterbenden. Er faßte ſeine Hand, weinete über ihn, ſtieß Verwünſchungen aus über den Neoptolemos, der dieſes Unheil angerichtet, und beklagte nicht nur den Krateros wegen ſeines Unglücks, ſondern auch ſich ſelbſt, daß er in die Nothwendigkeit verſetzt worden ſei, entweder einen Freund und Bekannten zu tödten oder von ihm den Tod zu erleiden.

2. Eumenes als Reichsfeind von Antigonos bekriegt und in Nora belagert.

Durch dieſen Sieg, in welchem ſich ſeine Klugheit und Tapferkeit ſo glänzend erwieſen hatte, gewann ſich Eumenes zwar viel Ruhm und Anſehen, aber auch nicht weniger Haß und Neid bei den Bundesgenoſſen ſowohl als bei den Feinden, weil er als Fremdling und Ausländer mit Waffen und Heeren der Makedonier den Erſten und Angeſehenſten unter ihnen getödtet hatte. Kurze Zeit nach jenem glücklichen Treffen und noch ehe die Nachricht

*) Die Kauſia war ein weißer Hut mit breiten Krempen gegen die Sonnenhitze, welcher damals bei den Makedoniern üblich war. Vornehme ließen ihn mit Purpur überziehen, und Könige trugen Binden darum.

davon in Aegypten einlief, wurde Perdikkas daſelbſt bei einem Aufſtande in ſeinem eigenen Lager ermordet. Statt dieſes Freundes und Gönners des Eumenes wurde jetzt ſein Feind Antipatros zum Reichsverweſer ernannt, über Eumenes aber das Todesurtheil geſprochen, und Antigonos, der Statthalter von Phrygien und Lykien, beauftragt, ihn als Rebellen zu bekriegen.

Deſſen ungeachtet hatte Eumenes ſelbſt unter den Makedoniern noch ſtarken Anhang und wußte durch ſeine Freigebigkeit und ſein leutſeliges Weſen die Kriegsleute ſich ganz zugethan zu machen. Als daher die feindlichen Feldherren in ſeinem Lager einſt hatten Briefe ausſtreuen laſſen, worin ſie dem, der den Eumenes umbrächte, hundert Talente und Beförderung zu einer höheren Stelle verſprachen, ſo blieb dies nicht blos ohne Erfolg, ſondern die Makedonier in ſeinem Heere faßten ſogar den Beſchluß, daß tauſend der vornehmſten Hauptleute ihm ſtets zur Leibwache dienen und der Reihe nach Tag und Nacht bei ihm Wache halten ſollten. Dieſe waren damit ganz wohl zufrieden; denn Eumenes war Menſchenkenner genug, um es nicht an Purpurhüten und Ehrenkleidern fehlen zu laſſen, womit die makedoniſchen Könige ihre Freunde zu beſchenken pflegten.

Die Wechſelfälle des Kriegs erprobten fortan vielfach die Echtheit ſeiner Größe und die Feſtigkeit ſeines Charakters. Kein Unfall brachte ihn außer Faſſung; ſelbſt auf der Flucht gab er ſeinen Feinden noch Beweiſe ſeines ungebrochenen Muthes, der ſie in Erſtaunen ſetzte und mit Furcht vor der Klugheit und Kühnheit deſſen erfüllte, den ſie eben überwunden hatten. Als er in Kapadokien durch Verrätherei eine Niederlage erlitt, ließ er den Verräther, wiewohl ihm die Feinde hart auf den Ferſen waren, doch nicht entkommen, ſondern ließ ihn greifen und aufknüpfen. Auf der Flucht kehrte er auf einmal um und ſchlug einen Weg ein, welcher dem der Verfolger entgegen war, ſo daß er unbemerkt wieder an den Ort kam, wo das Treffen vorgefallen war. Dort ſchlug er ein Lager auf und befahl die Todten zuſammenzutragen. Hierauf ließ er aus den Thüren der umliegenden Dörfer zwei Scheiterhaufen aufſchichten und auf dem einen die gefallenen Hauptleute, auf dem anderen die Leichen der Gemeinen verbrennen. Nachdem er beiden ſodann einen Grabhügel errichtet hatte, zog er wieder ab, ſo daß Antigonos, welcher ſpäter dahin zurückkehrte, über ſo viel dreiſten Muth und Hartnäckigkeit erſtaunte.

Ein andermal ſtieß er auf das Gepäck des Antigonos. Es ſtand in ſeiner Macht, ſich mit leichter Mühe einer großen Anzahl von freien Leuten, einer zahlreichen Dienerſchaft und einer Menge von Reichthümern zu bemeiſtern. Da er aber beſorgte, daß ſeine Kriegsleute, wenn ſie ſich mit ſo viel Raub belaſteten, auf ihren Eilmärſchen behindert würden, und es anderſeits mißlich ſchien, die Makedonier von einer ſo reichen Beute, welche gleichſam nur auf's Zugreifen wartete, zurückzuhalten, ſo erſann er folgende Liſt. Er befahl dem Heere, ſich erſt zu erquicken und die Pferde zu füttern, ehe man zum Angriff ſchritte. Unterdeſſen ſchickte er an Menandros, der die Aufſicht über das feindliche Gepäck hatte, und ließ ihm ſagen: er rathe ihm als ſeinem alten Freunde und Bekannten, auf ſeiner Huth zu ſein und ſich ſo ſchnell als möglich in das nahegelegene Gebirge zurückzuziehen, wo er von der Reiterei nicht umzingelt werden könne. Menandros, der die Gefahr ſeiner Stellung wohl einſah, that ſchleunigſt, wie ihm gerathen war. Als nun Eumenes befahl, die Waffen anzulegen und die Pferde zu ſatteln, trafen die Kundſchafter mit der Nachricht ein, daß ſich der Feind auf einen unzugänglichen Poſten zurückgezogen habe. Eumenes, im Stillen höchlich erfreut, daß ihm die heilſame Liſt gelungen war, ſtellte ſich äußerſt verdrießlich über die Vorſicht des Feindes und führte ſein Heer wieder ab. Als nun Menandros zu Antigonos kam und jenen Vorfall meldete, ergoſſen ſich die Makedonier in Lobeserhebungen über die Großmuth des Eumenes, welcher ihre Weiber und Kinder, ſtatt ihnen Schmach anzuthun und ſie in Sklaverei zu führen, friedlich ihres Weges habe ziehen laſſen. Nur Antigonos erkannte die Abſicht ſeines ſchlauen Gegners: „Nur gemach, ihr Guten!“ ſprach er, „nicht aus Sorge für euch hat er ſie verſchont, ſondern weil er Bedenken trug, ſich auf der Flucht ſo viele Feſſeln anzulegen.“

Da Eumenes von der Zeit an immer unſtet und flüchtig umherziehen mußte, ſo entließ er den größten Theil ſeines Heeres, weil er befand, daß es einerſeits zu ſchwach war, um im offenen Felde zu kämpfen, andererſeits aber zu zahlreich, um vor dem Feinde verborgen zu bleiben. Er behielt nur fünfhundert Reiter und zweihundert Mann Schwerbewaffnete bei ſich und warf ſich mit dieſem Reſte ſeiner Armee in das feſte Bergſchloß Nora an der Grenze von Lykaonien und Kappadokien. Hier gab er abermals allen denjenigen ſeiner Freunde, welche um den Abſchied baten, weil ſie die Beſchwerlichkeiten des Ortes und die karge Lebensart nicht ertragen konnten, in ganz freundlicher und wohlwollender Weiſe ihre Entlaſſung.

Antigonos folgte ihm auch hierher und lud ihn, ehe er zur Belagerung ſchritt, zu einer Unterredung ein. Eumenes ließ ihm ſagen: wenn er dies aufrichtig wünſche, ſo möge er zuvor Geiſeln ſchicken zur Bürgſchaft dafür, daß ihm draußen kein Leids geſchehe; „denn Antigonos,“ fügte er hinzu, „hat der Freunde und Befehlshaber genug, welche nach ihm ſeine Stelle erſetzen können; denjenigen aber, für welche ich die Waffen führe, bliebe nach meinem Tode niemand übrig.“ Als ihm Antigonos darauf wiederſagen ließ: Eumenes habe ſich vor ihm als vor ſeinem Oberen einzuſtellen, gab Eumenes die ſtolze Antwort: „So lange ich noch Herr über mein Schwert bin, erkenne ich keinen Oberen über mich.“ Endlich fügte ſich Antigonos dem Willen ſeines Gegners und ſchickte ſeinen Neffen Ptolemäos in das Schloß, worauf jener ſich zur Unterredung einſtellte. Bei der Begrüßung umarmten ſich beide mit großer Innigkeit, die lange Fehde hatte ſie noch nicht vergeſſen laſſen, in wie freundſchaftlichen Verhältniſſen ſie vormals zu einander geſtanden hatten. Bei der gegenwärtigen höchſt bedrängten und hoffnungsloſen Lage ſeines Gegners konnte Antigonos mit Recht erwarten, daß er nur ganz beſcheidene Anträge ſtellen werde. Indeß verlor Eumenes während der ganzen langen Unterhandlung auch nicht ein Wort über die Sicherſtellung ſeiner Perſon oder die Einſtellung der Feindſeligkeiten; im Gegentheil forderte er, daß ihm die Statthalterſchaften beſtätiget und alle vormals erhaltenen Begabungen zurückgegeben würden, zum Erſtaunen aller Anweſenden, die ſo viel Selbſtvertrauen und entſchloſſenen Geiſt nicht genug bewundern

konnten. Von allen Seiten liefen die Makedonier zusammen, voll Verlangens, den Mann zu sehen, dessen Name seit dem Tode des Krateros in aller Munde war, so daß Antigonos für ihn in Besorgniß gerieth und den Soldaten mit lauter Stimme uerbot, sich ihm zu nähern. Da dies nichts fruchtete, warf er mit Steinen nach den Allzuzudringlichen, nahm den Eumenes zuletzt selbst in seine Arme und brachte ihn, während er die Menge durch die Trabanten auseinander treiben ließ, mit genauer Noth in Sicherheit.

Da die Unterhandlung ohne Erfolg geblieben war, so schloß er nunmehr Nora mit einer Mauer ein, ließ einen Theil seines Heeres zur Bewachung zurück und zog ab. Eumenes aber hielt die Belagerung ein ganzes Jahr lang unerschrocken aus. Die Feste war klein und eng, ihr Umfang betrug nicht mehr als zwei Stadien oder drittehalb hundert Schritte; es fehlte für Männer und Rosse an dem erforderlichen Raume, um sich durch Bewegung bei Munterkeit und Kräften zu erhalten. Auch gab es außer Brod, Wasser und Salz, welches reichlich vorhanden war, keine andere Speise und nicht die geringste Zukost.

Gleichwohl wußte Eumenes seinen Gefährten diese Lebensart den Umständen nach noch behaglich zu machen. Er wies ihnen das größte Haus im Orte, welches vierzehn Ellen Länge hatte, zum Spaziergange an, zog sie alle der Reihe nach an seine Tafel und würzte das gemeinschaftliche Mahl durch freundliches und unterhaltendes Benehmen. Hierbei kam ihm seine ganze Persönlichkeit trefflich zu Statten; denn er war von einnehmenden Mienen und gefälligen Sitten, sein Leib hatte nichts von dem Ansehn eines im Waffendienste abgezehrten und mitgenommenen Kriegers, sondern bewahrte unter allen Anstrengungen und Entbehrungen eine jugendliche Frische und war so wohlgestaltet, als habe die Kunst selber seinen Gliedern das schönste und richtigste Ebenmaaß gegeben.

Schon hatte die Belagerung ein ganzes Jahr gewährt, als ihm der Wechsel der öffentlichen Verhältnisse nicht nur zur Freiheit, sondern auch zu neuen Kräften und unverhoffter Macht verhalf. Antipatros war gestorben, nachdem er den Polysperchon, den ältesten unter den Gefährten Alexanders zum Reichsverweser und Vormund der Könige ernannt hatte. Kassandros aber, des Antipatros Sohn, der sich durch diese Verfügung über die oberste Gewalt zurückgesetzt glaubte, reizte die übrigen Befehlshaber und mehrere makedonische Städte zur Empörung gegen Polysperchon auf, so daß es zwischen beiden zu einem blutigen Kriege kam.

Antigonos beschloß, die daraus entspringende Verwirrung zu seinem Vortheile auszubeuten. Seine Wünsche und Hoffnungen gingen fortan auf nichts Geringeres, als der Erste im Reiche zu werden; und es lag ihm deshalb viel daran, den Eumenes zum Freunde und Gehülfen bei seinen Unternehmungen zu gewinnen. Er ließ ihm daher einen Friedensvergleich anbieten und zur Bestätigung desselben eine Eidesformel vorlegen. Eumenes fand an der letzteren einiges zu verbessern. Er wollte nemlich, daß der Eid der Treue, den er schwören sollte, nicht bloß dem Antigonos gelte (warum es diesem hinterlistigen Manne nur zu thun war), sondern zuerst und vor allen auch der Olympias, der Mutter des großen Alexander, und seinen rechtmäßigen Nachfolgern. Beide Eidesformeln legte er den Makedoniern vor, welche ihn belagert hielten, und gab es ihrer Entscheidung anheim, welche derselben gerechter und billiger wäre. Sie entschieden sich für diejenige, welche Eumenes in Vorschlag gebracht hatte, nahmen ihm diesen Eid ab, hoben die Belagerung auf und ließen den Antigonos auffordern, nun auch seinerseits den Frieden zu beschwören. Statt dessen erhielten sie in seiner Antwort wegen ihres Verfahrens einen derben Verweis und den Befehl, den Eumenes sofort wieder einzuschließen. Dieser aber, der einen solchen Ausgang der Unterhandlungen vorausgesehen, hatte sich mit den Seinen eilends aus der Burg gezogen und auf die Flucht begeben. Zugleich zog er viele seiner ehemaligen Soldaten, welche seit ihrer Entlassung zerstreut im Lande umherirrten, wieder an sich, so daß er beinahe wieder tausend Reiter um sich hatte.

3. Eumenes im Dienste des Reichsverwesers Polysperchon.

Um jene Zeit gelangte ein Brief der Olympias an ihn, worin sie ihn dringend bat, zu ihr zu kommen, um Alexanders Sohn, welcher vielen Nachstellungen ausgesetzt sei, in Schutz zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen. Allein Polysperchon und der König Philippos hielten es für vortheilhafter, daß er mit Hülfe der in Kappadokien stehenden Armee den Krieg gegen Antigonos wieder aufnehme, um der wachsenden Macht desselben Schranken zu setzen. Sie ernannten ihn daher zum Befehlshaber des Reichsheeres in Asien und ertheilten ihm die Erlaubniß, aus dem Schatze zu Quinda, einem Bergschlosse in Kilikien, in welchem Alexander einen Theil der asiatischen Beute aufgehäuft hatte, sich mit dem nöthigen Gelde zu versehen. Die Bewachung dieser Feste war den sogenannten Silberschildnern übertragen, den Veteranen Alexanders, welche alle Feldzüge von Makedonien an bis nach Indien mitgemacht hatten und damals etwa noch dreitausend Mann stark waren. Die Obersten dieser stolzen Schaar, Antigenes und Teutamos, empfingen ihren neuen Führer äußerlich zwar freundlich genug, aber es war nicht zu verkennen, daß sie voller Neid und Eifersucht es unter ihrer Würde hielten, sich unter die Befehle eines Fremdlings gestellt zu sehn. Doch wußte die Klugheit des Eumenes sie sich fügsam zu machen. Um ihrem Neide keine neue Nahrung zu geben, verzichtete er auf die fünfhundert Talente, welche ihm Polysperchon zur Verbesserung seiner Umstände aus dem königlichen Schatze angewiesen hatte, indem er vorgab, er brauche kein Geld; und da sie so wenig Lust bezeigten, sich bei ihm einzufinden, er dagegen es unthunlich fand, seinen Untergebenen die Aufwartung zu machen, so bestimmte er ein königlich ausgeschmücktes Zelt mit darin aufgerichtetem Throne zum Zusammenkunftsorte, unter dem Vorgeben: der Geist des großen Alexander sei ihm erschienen und habe ihm versprochen, daß er in diesem Gezelte ihren Berathungen beiwohnen und sie in allem, was sie in seinem Namen unternähmen, wirksam unterstützen wolle.

Unter großen Beschwerden und Gefahren drang er nun durch Babylonien bis nach Susa und Persis vor, wo Peukestas und einige andere Statthalter mit ihrem

Heere von mehr als dreiundzwanzigtauſend Mann zu ihm ſtießen und durch die Menge der Waffen wie durch den Glanz ihrer Zurüſtung den Muth der Makedonier neu belebten. Allein dieſe Bundesgenoſſenſchaft wirkte auf die Sitten des Heeres verderblich. Jene Männer hatten ſich ſeit dem Tode Alexanders in ihren Provinzen eine unumſchränkte Gewalt angemaaßt und der üppigſten Lebensart ergeben. Aus Stolz und Hadſucht lebten ſie unter einander ſelbſt in beſtändigem Streit und Hader; den Makedoniern dagegen erwieſen ſie die übertriebenſten Schmeicheleien und machten durch verſchwenderiſche Gaſtmähler und Opferfeſte das Heerlager in kurzer Zeit zu einer Herberge der ausgelaſſenſten Schwelgerei. Bei der Wahl der Führer ging es jetzt im Heere wie in Demokratieen nie ohne allerlei Umtriebe und Kabalen ab. So lange nichts zu beſorgen war, hing ſich der eigennützige Haufe immer denen an, welche die meiſten Geſchenke gaben; ſobald aber Gefahr eintrat, lenkten ſich aller Blicke und Hoffnungen immer wieder auf Eumenes zurück. Denn jene hielt man nur für gut, um glänzende Feſte und Gaſtmähler zu geben, dieſer aber war in ihren Augen der Einzige, der ſich auf den Heerbefehl verſtünde. Dies zeigte ſich am deutlichſten bei folgender Gelegenheit.

Peukeſtas hatte ſie in Perſis herrlich bewirthet und jedem Soldaten, Mann für Mann, ein Schaf zum Opfer gegeben. Er hoffte daher mit Sicherheit beim Heere am meiſten zu gelten. Aber wenige Tage darnach, als man gegen den Feind ausrückte, traf es ſich, daß ſich Eumenes Krankheit halber in einer Sänfte hinter dem Heere her mußte tragen laſſen, da er an Schlafloſigkeit litt und der Ruhe bedurfte. Sie waren noch nicht weit fortgezogen, als ſie über einigen Höhen die Feinde emporkommen und in die Ebene herabſteigen ſahen. Wie nun die goldenen Waffen des in Schlachtordnung anrückenden Heeres im Sonnenſchein von den Höhen herüberblitzten, und die Makedonier die Thürme der Elephanten und die Purpurdecken erblickten, womit man jene, wenn es zum Treffen ging, zu ſchmücken pflegte, machten die Vorderſten plötzlich Halt und ſchrieen, man ſollte ihnen den Eumenes rufen, denn ſie würden nicht von der Stelle gehn, wenn er ſie nicht anführte. Damit ſtellten ſie ihre Schilde auf die Erde, riefen einander zu, ſtehen zu bleiben, und den Hauptleuten, nichts gegen den Feind zu unternehmen, bevor Eumenes da wäre. Sobald man dies dem Eumenes gemeldet, trieb er die Träger an, ihn eilends dahinzubringen, zog die Vorhänge der Sänfte auf beiden Seiten weg, und ſtreckte

den Kriegern leutſelig ſeine Rechte entgegen. Dieſe aber begrüßten ihn, ſobald ſie ihn gewahrten, mit lautem Zuruf in makedoniſcher Mundart, ſchlugen mit den Lanzen an die emporgehobenen Schilde und forderten mit Kriegsgeſchrei den Feind heraus, den ſie unter einem ſolchen Führer nicht mehr fürchteten.

Antigonos, welcher durch einige Gefangene von der Erkrankung des Eumenes gehört hatte und es darum für keine große Sache hielt, die Uebrigen gänzlich aufzureiben, rückte eilends vor, um ein Treffen zu liefern. Als er aber vor der Schlachtordnung der Feinde hinritt und die von ihnen gewählte Stellung bemerkte, blieb er lange Zeit verwundert ſtehen, bis die Sänfte zum Vorſchein kam, die von einem Flügel zum andern getragen wurde. Da brach Antigonos nach ſeiner Art in ein lautes Gelächter aus und ſprach zu ſeinen Freunden: „Dieſe Sänfte war es allem Anſcheine nach, die dieſe Schlachtordnung gegen uns aufgeſtellt hat;“ und ſogleich führte er ſein Heer wieder zurück und bezog ein feſtes Lager.

Bei herannahendem Winter rückte Eumenes in die Landschaft Gabiene*), welche mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war und durch den Krieg noch nicht gelitten hatte. Antigonos aber führte sein Heer nach Medien. Sobald keine Gefahr mehr vorhanden schien, lösten sich auch wieder in des Eumenes Heere die Bande der Ordnung. Durch die Schmeicheleien jener Ehrgeizigen verderbt, wollten die Soldaten alles nach eigenem Gefallen thun, begegneten ihren Vorgesetzten mit Trotz und vertheilten beinahe die ganze Landschaft zu den Winterquartieren unter sich, so daß die ersten von den letzten nicht weniger als sechs Tagereisen von einander entfernt waren. Antigonos, der dies erfuhr, beschloß sogleich, unversehens auf dem kürzesten Wege gegen sie umzukehren, da er hoffen durfte, daß die Feldherren ihr so weit zerstreutes Heer bei einem plötzlichen Ueberfalle nicht leicht auf einen Punkt würden versammeln können. Als Peukestas durch einen Dromedarreiter vom Anrücken des Feindes Kunde erhielt, verlor er vor Furcht und Schrecken alle Besinnung; so waren auch die übrigen Feldherren über diesen unvermutheten Fall ganz rathlos und dachten nur an die schleunigste Flucht mit Preisgebung des Landes und aller derjenigen Truppen, die man nicht unterwegs etwa noch zusammenraffen könne. Eumenes allein wußte auch diesmal zu helfen. Während er nach allen Seiten Boten ausschickte, um die Truppen in aller Eile aus den Winterquartieren herbeizuholen, ritt er mit den übrigen Befehlshabern fort und steckte auf den Anhöhen, welche den durch die Wüste heranrückenden Feinden in der Ferne sichtbar waren, einen Bezirk ab, welcher gegen zwei Meilen im Umfang hatte. Hierauf gab er den dortigen Bergbewohnern Befehl, viele Feuer in gewissen Entfernungen von einander, wie es in Feldlagern gewöhnlich ist, anzuzünden und die ganze Nacht durch zu unterhalten. Dies geschah, und da die Feuer vom Gebirge her den Feinden bald in die Augen fielen, empfand Antigonos nicht geringen Unmuth und Verdruß, da er nicht anders glaubte, als daß jene sein Vorhaben schon längst inne geworden und mit hinreichender Macht ihm entgegenkämen. Da er es nicht wagen konnte, mit seinen von den Strapazen des Marsches durch eine wasserlose Wüste bei Sturm und strenger Kälte hart mitgenommenen Truppen gegen eine Armee zu fechten, die zu seinem Empfange bereit war und aus guten Winterquartieren kam, so zog er unverrichteter Dinge wieder ab. Aber wie viel größer war sein Unwille, als er bald darauf erfuhr, auf welche Weise der schlaue Kardianer ihn überlistet hatte!

4. Eumenes fällt durch Verrath dem Antigonos in die Hände.

Mittlerweile hatte sich die Armee des Eumenes zum größeren Theile wieder gesammelt, und da es ihr nicht unbekannt blieb, wie sie abermals nur durch die Klugheit dieses Mannes vor einer Niederlage bewahrt worden sei, so erklärte sie unverholen: er allein solle ihr Führer sein. Diese Erhebung des Fremdlings, mit dessen Feldherrengröße sie sich doch nicht im geringsten messen konnten, war seinen Nebenbuhlern, insonders den Anführern der Silberschildner, Antigenes und Teutamos, unerträglich. Eumenes wußte ihre Gesinnung und wessen er von ihrer Schlechtigkeit dürfe gewärtig sein. Er hatte daher schon seit längerer Zeit darauf Bedacht genommen, sich vor ihren Nachstellungen auf eine höchst sinnreiche Weise sicher zu stellen. Unter dem Vorgeben, es fehle ihm an Geld, hatte er von denen, die ihn am meisten haßten, vierhundert Talente zusammengeborgt, damit jeder, aus Besorgniß, um sein Geld zu kommen, weder selbst ihm ein Leids anthue noch es anderen zulasse. So hatte er an dem fremden Reichthume einen treuen Hüter seines Lebens, und während andere zu ihrer Rettung Geld gaben, so verstand nur er dadurch, daß er von anderen Geld nahm, sich Sicherheit zu verschaffen.

Von jetzt an aber überwog die Herrschsucht dieser niederen Seelen ihren Geiz. Die beiden Silberschildner beschlossen seinen Tod. Sie brachten auch bald die meisten Statthalter und Obersten auf ihre Seite und beriethen sich nun, wie und wann man den Eumenes umbringen solle. Alle kamen darin überein, man müsse sich seiner erst zu dem bevorstehenden Treffen bedienen und gleich darnach ihn hinrichten. Aber zwei der Mitverschworenen, Phädimos und Eudamos, der Anführer der Elephanten, hinterbrachten ihm diesen Entschluß, nicht etwa aus Liebe und wohlwollender Gesinnung gegen ihn, sondern weil sie besorgten, daß sie durch seinen Tod um die ihm vorgeschossenen Summen kämen. Eumenes dankte ihnen dafür, und begab sich in sein Zelt, indem er gegen seine Freunde die Worte fallen ließ: „Ich befinde mich hier in einer Versammlung wilder Thiere.“ Darauf machte er sein Testament und vernichtete alle Briefschaften. Noch einmal überlegte er, ob ihm kein Weg der Rettung offen stehe; da er aber hierüber zu keinem Entschlusse kam, ging er hinaus und stellte das Heer in Schlachtordnung. Er redete zu den Soldaten, sie antworteten ihm mit Zeichen ihrer Zuneigung und ihres guten Muthes. In der Schlacht wurde dem Eumenes der Sieg zu Theil, nur daß das sämmtliche Gepäck durch die Feigheit und Nachlässigkeit des Peukestas verloren ging, und dieser Umstand wurde dem Eumenes verderblicher, als wenn er von seinem Gegner wäre überwunden worden.

Um nemlich das verlorene Gepäck vom Feinde wiederzuerlangen, schickte Teutamos gleich nach beendetem Treffen einige Abgeordnete in's Lager des Antigonos. Dieser versprach den Silberschildnern nicht nur das Verlangte, sonbern auch noch andere Gunstbezeugungen, wenn er den Eumenes in seine Gewalt bekäme; und so faßten denn jene den heillosen Entschluß, diesen Mann den Feinden lebendig auszuliefern. Zu diesem Zwecke näherten sie sich ihm zuerst auf unverdächtige Weise, um ihn stets im Auge zu behalten, indem die Einen sich wegen des verlorenen Geräthes beklagten, Andere ihn darüber beruhigten, da er doch den Sieg behalten habe, und noch Andere die Schuld dieses Unfalls den übrigen Heerführern beimaßen. Sodann fielen sie plötzlich über ihn her, entrissen ihm das Schwert und banden ihm mit dem Gürtel die Hände. Auf die Nachricht hiervon schickte Antigonos den Nikanor ab,

*) Zur damaligen Provinz Susiana gehörig, heutiges Tages Luristan genannt.

um den Gefangenen in Empfang zu nehmen. Als man dieſen nun durch die Makedonier hinführte, bat er um die Erlaubniß, noch einmal zu ihnen reden zu dürfen. Es erfolgte hierauf eine Stille. Eumenes trat auf einen erhabenen Platz, ſtreckte die gebundenen Hände vor ſich hin und ſprach: „Hätte wohl Antigonos jemals wünſchen können, ſolch ein Siegeszeichen über euch zu errichten, als als ihr nun ſelbſt zu eurer Schande thut, ihr Schlechteſten unter den Makedoniern, indem ihr euern Feldherrn gebunden ausliefert? War es nicht ſchon arg genug, euch, die ihr Sieger waret, um des Gepäckes willen für beſiegt zu erklären, als wenn der Sieg auf Geld und Gut und nicht vielmehr auf Waffen beruhe? Mußtet ihr denn gar noch euern Feldherrn daran geben, um euer Gepäck wieder einzulöſen? Ich zwar werde unbeſiegt dahingeführt; denn nicht die Feinde, die ich überwunden, ſondern durch meine eigenen Waffengefährten gehe ich zu Grunde. Aber ich beſchwöre euch beim Zeus, der über die Kriegsheere waltet, bei den Göttern, die auf die Eidſchwüre merken, bringt mich hier lieber mit eigener Hand um, denn wenn ich dort umgebracht werde, ſo wird mein Tod doch immer nur *euer* Werk ſein. Antigonos wird deshalb nicht ungehalten auf euch ſein, denn um den todten, nicht um den lebenden Eumenes iſt es ihm zu thun. Wollt ihr aber eure Hände nicht mit Mord beflecken, ſo bindet nur eine der meinigen los, die wird hinreichend ſein, das Werk zu verrichten. Und fürchtet ihr euch, mir ein Schwert anzuvertrauen, wohlan! ſo werfet mich gebunden den Elephanten vor. Wenn ihr das thut, ſo will ich euch alles Unrecht vergeben und euch noch jetzt für Soldaten erklären, die ihre Pflicht gegen ihren Feldherrn vollkommen erfüllt haben.“

Durch dieſe Anrede wurde faſt das ganze Heer auf's innigſte und bis zu Thränen gerührt. Nur die Silberſchildner ſchrieen: „Führt ihn fort und kehrt euch nicht an ſein Geſchwätz! Es iſt eben nicht zu hart, daß der verfluchte Cherſoneſier, der die Makedonier durch ſo viele Kriege unglücklich gemacht hat, endlich einmal zum Henker geht; wohl aber, daß die beſten Soldaten Philipps und Alexanders nach allen Drangſalen nun im Alter um die Frucht ihrer Siege kommen, ihr Brot vor fremden Thüren ſuchen und ihre Weiber ſchon drei Nächte in des Feindes Gewalt wiſſen ſollen.“ Unter dergleichen Reden führten ſie den Eumenes eilends fort und brachten ihn in's feindliche Lager.

Antigonos hatte wegen der vertrauten Freundſchaft, in welcher er vormals mit Eumenes geſtanden hatte, nicht den Muth, ſeinen Gefangenen perſönlich zu ſehn. Als diejenigen, welche denſelben in Empfang genommen hatten, bei ihm anfragten, wie ſie ihn bewachen ſollten? gab er zur Antwort: „Wie einen Elephanten oder Löwen.“ Doch wurde er bald darauf von Mitleid gerührt, ließ ihm die ſchwerſten Feſſeln abnehmen und beſſere Pflege zukommen. Er ging nun mehrere Tage mit ſich zu Rathe, was er mit ihm anfangen ſollte, und gab zuletzt den Vorſtellungen ſeines Sohnes Demetrios Gehör, welcher ſich ſehr angelegen ſein ließ, dem Manne Begnadigung auszuwirken, während faſt alle anderen auf ſeine Hinrichtung beſtanden.

Eumenes ſelber drängte nach einer Entſcheidung ſeines Schickſals. Er fragte ſeinen Wächter Onomarchos: „Wie kommt es doch, daß Antigonos ſeinen Feind, den er ja in ſeiner Gewalt hat, nicht alſobald umbringt oder auf edelmüthige Weiſe in Freiheit ſetzt?“ Onomarch antwortete mit frechem Hohne: „Jetzt iſt es nicht an der Zeit, dem Tode zu trotzen. Das hätteſt du in der Schlacht thun ſollen.“ „Beim Zeus!“ fiel ihm Eumenes in's Wort, „das habe ich auch gethan; frage nur die, die mit mir angebunden haben. Aber ich wüßte nicht, daß ich dort einen Stärkeren gefunden hätte.“ Darauf verſetzte Onomarch: „Nun, da du jetzt einen Stärkeren gefunden haſt, warum geduldeſt du dich nicht, bis er ſeine Zeit erſieht?“

Endlich erſchien es dem Antigonos doch beſſer, den Eumenes aus dem Wege zu räumen. Er ließ ihm drei Tage lang alle Nahrung entziehn, und als er vor Entkräftung ſeiner Auflöſung ſchon nahe war, und die Armee unvermuthet den Marſch antreten mußte, durch Mörderhand ſeinen Tod beſchleunigen (315 v. Chr.). Seinen Freunden gab er die Erlaubniß, den Leichnam zu verbrennen, und die Ueberreſte in einem ſilbernen Aſchenkruge ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern zu überbringen.

Eumenes hat nur ein Alter von fünfundvierzig Jahren erreicht. Mit ihm war der redlichſte und tapferſte Verfechter der Rechte des königlichen Hauſes geſtorben, welches denn nun auch in allen ſeinen Gliedern einem grauſamen Ende mit raſchen Schritten entgegen ging (ſ. S. 286).

Die Beſtrafung jener verrätheriſchen Silberſchildner hatte die Vorſehung demſelben Manne überlaſſen, welcher ſich ihrer Untreue zu ſeinem Vortheile bedient hatte. Antigonos, welcher ſie als pflichtvergeſſene und gewaltthätige Leute verabſcheute, übergab ſie dem Ibyrtios, Statthalter von Arachoſia, mit dem heimlichen Befehle, ſie alleſammt nach und nach auf jede Art und Weiſe aufzureiben und zu vertilgen. Keiner von ihnen kam je nach Makedonien zurück, keiner hat auch nur das helleniſche Meer wieder zu Geſicht bekommen.

Demetrios.

1. Demetrios Geſtalt und Gemüthsart. Charakterzüge aus ſeiner Jugend.

Demetrios, des Antigonos Sohn, war von hohem Wuchs und zeichnete ſich durch eine ungemein ſchöne Geſichtsbildung aus, die kein Bildner noch Maler im Stande war, vollkommen wiederzugeben. Denn in ſeinem Geſichte lag zugleich Anmuth und Ernſt, etwas Zurückſchreckendes und etwas Anziehendes; jugendliche Lebhaftigkeit miſchte ſich mit einem heroiſchen Anſehen und königlicher Majeſtät. Eine ſo überraſchende Verbindung entgegengeſetzter Eigenſchaften ſtellte ſich auch in ſeinem Charakter dar. Wie er in müßigen Zeiten bei Zechgelagen und Gaſtmählern und im gewöhnlichen Leben der üppigſte und ſchwelgeriſchſte unter allen Königen war, ſo bewies er wiederum in der Führung der Geſchäfte die anhaltendſte, ſtrengſte Thätigkeit und unverdroſſene Ausdauer. Es ſchien, als habe er unter allen Göttern den Dionyſos ſich zum Vorbilde gewählt, der nach der Sage, gewaltig im Krieg, doch auch wie kein anderer ſich darauf verſtand, Krieg in Frieden zu verwandeln und ſich ganz dem Frohſinn und der Freude zu überlaſſen.

Gegen ſeine Eltern zeigte er ebenſo aufrichtige Hochachtung als zärtliche Liebe. Eines Tages, als Antigonos gerade einer fremden Geſandtſchaft Audienz gab, kam Demetrios von der Jagd zurück, ging auf ſeinen Vater zu, küßte ihn und ſetzte ſich an ſeine Seite, ohne daran zu denken, ſeine Jagdſpieße aus der Hand zu legen. Da rief Antigonos die Geſandten, welche im Begriff waren abzutreten, mit lauter Stimme zurück und ſprach: „Sagt doch, ihr Herren, auch das noch von uns, daß wir mit einander auf ſolchem Faße ſtehen, wie ihr eben geſehen habt;“ womit er ohne Zweifel andeuten wollte, daß das gute Vernehmen mit ſeinem Sohne und ihr gegenſeitiges Vertrauen ſeiner königlichen Herrſchaft eine ganz ungewöhnliche Macht zulege. Denn ſo ſtand es in den damaligen Königshäuſern, daß es für etwas Außerordentliches gelten durfte, wenn der Vater ſein Leben dem Sohne und der Sohn dem Vater vertraute. Hinrichtungen von Söhnen, Brüdern, Müttern und Gemahlinnen galten in der Politik für das,

was die Geometer Heischesätze nennen; überall galten sie den Königen für ein zu ihrer Sicherheit nothwendiges und sich von selbst verstehendes Erforderniß.

Von der Menschenfreundlichkeit und Freundestreue des Demetrios erzählt man folgendes Beispiel. Ein Sohn des Königs von Pontos und Kappadokien, Mithridates, befand sich, vermuthlich als Geisel, am Hofe des Antigonos. Er war von gleichem Alter wie Demetrios und mit ihm durch vertraute Freundschaft verbunden. Wiewohl er nun von durchaus rechtschaffener Gesinnung war, gerieth er doch ohne sein Verschulden bei Antigonos in böses Verdacht. Dieser nemlich träumte einstmals, er ginge über ein weites, schönes Feld hin und besäete es mit Goldstaub, aus dieser Saat gingen goldene Aehren hervor; hernach aber, als er wieder herzukam, fand er nichts mehr davon als die Stoppeln; und als er darüber in großer Trauer und Betrübniß war, vernahm er die Worte: Mithridates habe die güldene Ernte abgemähet und sei damit nach dem Pontos Euxinos*) entflohen. Durch dieses Gesicht wurde Antigonos dergestalt beunruhigt, daß er seinem Sohne, nachdem er ihm das eidliche Versprechen abgenommen hatte, niemanden etwas zu sagen, den Traum erzählte und hinzufügte, er habe beschlossen, den Menschen umzubringen und aus dem Wege zu räumen. Demetrios gerieth darüber in große Betrübniß, und als bald darauf der pontische Jüngling nach seiner Gewohnheit zu ihm kam, um mit ihm Kurzweil zu treiben, konnte er sich zwar wegen des geleisteten Eides nicht entschließen, ihm die Gefahr, in welcher er schwebe, mündlich zu entdecken; aber er führte ihn unvermerkt von den übrigen Freunden bei Seite, und wie sie allein waren, schrieb er vor dessen Augen mit der Spitze seines Spießes die Worte in den Sand: „Fleuch, Mithridates!“ Dieser verstand ihn sogleich und entwich in der folgenden Nacht nach Kappadokien. Uebrigens ging der Traum in Erfüllung; denn dieser Mithridates bemächtigte sich eines großen und herrlichen Landes und stiftete das Haus der pontischen Könige, welches ungefähr bis in's achte Glied im Besitze der Herrschaft blieb und alsdann durch die Römer seine Endschaft erreichte.

Zwischen Antigonos und Ptolemäos brach ein heftiger Krieg aus. Während er selber in Phrygien verweilte, schickte Antigonos seinen Sohn dem Feinde nach Syrien entgegen. Demetrios war damals erst zwei und zwanzig Jahre alt und zog jetzt zum ersten Male als Oberfeldherr an der Spitze eines Heeres zu großen Unternehmungen aus. Trotz seiner Unerfahrenheit trieb ihn die jugendliche Kampfbegier, mit einem vielerfahrenen Feldherrn aus der Schule Alexanders sich in ein Treffen einzulassen, erlitt aber bei der Stadt Gaza eine schwere Niederlage (312 vor Chr.). Ptolemäos war so großmüthig, ihm das ganze Heergeräthe nebst allen seinen Freunden, welche in die Hände des Siegers gefallen waren, mit der Erklärung zurückzuschicken: nicht um alles zugleich, sondern nur um die Ehre und Herrschaft hätten sie mit einander zu streiten. Demetrios nahm es an und bat die Götter, ihm die Gnade zu erweisen, daß er dem Ptolemäos diese Wohlthat nicht lange schuldig bleiben müsse.

Nicht lange darauf erschien Killes, der Feldherr des Ptolemäos, mit einem ansehnlichen Heere, um den Demetrios, den man seit jener Niederlage verachtete, aus Syrien vollends zu vertreiben. Allein dieser überfiel ihn plötzlich und unversehens, bemächtigte sich des ganzen Lagers sammt dem Feldherrn, nahm siebentausend Mann gefangen und erbeutete eine große Menge Reichthümer. Bei diesem Siege freute er sich jedoch bei weitem nicht so sehr über das, was er gewonnen hatte, als über das, was er zurückgeben konnte, und weder der Reichthum noch der Ruhm, welcher ihm durch diese wackere Kriegsthat zu Theil wurde, war ihm so lieb als die Gelegenheit, die ihm erwiesene Wohlthat vergelten zu können. Mit seines Vaters Bewilligung schickte er nicht nur den Killes, sondern auch dessen Freunde reichlich beschenkt an Ptolemäos zurück.

2. Demetrios und die Athener.

Nach manchem anderen glücklichen Kriege in Asien, welcher den Antigonos und Demetrios zu großem Ansehen brachte, ergriff sie beide das lebhafteste Verlangen, ganz Griechenland zu befreien und es von dem Joche, welches Kassandros und Ptolemäos ihm auferlegt hatten, zu erlösen. Nie hat wohl ein König einen rühmlicheren und gerechteren Krieg geführt! Denn sie verwendeten die Reichthümer, welche sie besonders auf ihren Kriegszügen in Syrien und Babylonien den gedehmüthigten Barbaren abgenommen hatten, um keines anderen Vortheils als des Ruhmes und der Ehre wegen auf die Befreiung von Hellas. Sie beschlossen, zuerst gegen Athen auszulaufen. Als ein Vertrauter des Antigonos äußerte: man müsse diese Stadt, nachdem man sie erobert, für sich behalten als „eine Leiter zu dem übrigen Griechenlande,“ verwarf Antigonos diesen Rath, indem er sprach: „Ich weiß eine bessere und dauerhaftere Leiter, das ist die Zuneigung der Bürger. Athen ist die Warte der Welt und wird durch ihren Ruhm in kurzer Zeit unsere Thaten allen Völkern kunddar machen.“

Diese Stadt hatte nach Phokions Tode (317 vor Chr.) ihrer übelgebrauchten Freiheit nur kurze Zeit genossen. Kassandros war ihrer bald wieder Herr geworden, hatte die Demokratie gestürzt und abermals eine Schatzung eingeführt, welcher zufolge nur diejenigen, welche mindestens tausend Drachmen besaßen, am Bürgerrechte Theil hatten. Was Phokion unter der Herrschaft des Antipatros den Athenern gewesen, das war ihnen jetzt Demetrios der Phalerier,*) ein rechtschaffener und kenntnißvoller Mann, mächtig als Redner, ausgezeichnet als Gesetzgeber und Staatsmann, an Liebe zum Vaterlande dem Phokion gleich und im Wohlthun vielleicht noch reger. Unter dem Titel eines Epimeletes (Fürsorgers oder Verwalters) regierte er im Namen des Kassandros seine Vaterstadt zehn Jahre lang zur vollen Zufriedenheit der Bürger, welche ihm zu Ehren mehr als dreihundert Bildsäulen errichteten. Doch schwand diese ungewöhnliche Volksgunst alsbald dahin, so wie sich die Gelegenheit zeigte, sich dem Kassandros zu entziehen und die alte Volksherrschaft wieder herzustellen.

*) Das schwarze Meer, an dessen Südostküste das Königreich Pontos lag.

*) d. i. aus der attischen Hafenstadt Phaleron gebürtig.

Im Mai des Jahres 307 vor Chr. erſchien Demetrios mit einer Flotte von zweihundert und funfzig Schiffen unvermuthet vor dem Peiräos und drang in den Hafen ein, ehe es die Athener verhindern konnten. Während ſie unter heftigem Getümmel und in großer Verwirrung zum Widerſtande gegen ſeine Landung ſich anſchickten, ſtand er ſchon allen im Geſicht und gab von ſeinem Schiffe ein Zeichen, daß man ſtille ſein und ihn anhören ſolle. Hierauf ließ er einen Herold neben ſich treten und mit lauter Stimme ausrufen: „Demetrios iſt von ſeinem Vater abgeſchickt worden, um die Athener zu gutem Glücke in Freiheit zu ſetzen, die Beſatzung des Kaſſandros aus Munichia zu vertreiben und ihnen ihre Geſetze und alte Verfaſſung wiederzugeben.“

Auf dieſe Erklärung warfen die meiſten ihre Schilde zum Zeichen der Ergebung auf die Erde, klatſchten in die Hände und forderten den Demetrios, indem ſie ihn einen Retter und Wohlthäter nannten, mit lautem Geſchrei auf, an's Land zu kommen. Demetrios der Phalerier gab vor den Bürgern ſeine Meinung dahin ab, daß man den Sieger einnehmen müſſe, auch wenn er nichts von demjenigen halten ſollte, was er verſprochen hätte, und ließ eine Geſandtſchaft abgehen, welche für die Stadt bitten ſollte. Demetrios, des Antigonos Sohn, behandelte dieſe Abgeordneten ſelbſt liebreich und ſchickte ſeinerſeits einen von den Freunden ſeines Vaters in die Stadt zurück, um über das Weitere zu unterhandeln. Auch des Phaleriers, welcher bei dieſer plötzlichen Staatsveränderung ſo wie vormals Phokion in großer Gefahr ſchwebte und ſeine Mitbürger mehr als die Feinde zu fürchten hatte, nahm er ſich ſorgfältig an und ließ ihn aus Ehrerbietung gegen die Tugend und den Ruhm des Mannes unter ſicherem Geleite ſeinem Wunſche gemäß nach Theben bringen. Den Athenern aber ließ er ſagen: er für ſeine Perſon werde, ſo groß auch ſein Verlangen ſei, nicht eher ihre Stadt betreten, als bis er ſie völlig in Freiheit geſetzt und die Beſatzung verjagt hätte. Darauf ſchloß er Munichia zur Belagerung mit Wall und Graben ein und wendete ſich mit der Flotte gegen Megara, wo Kaſſandros ebenfalls eine Beſatzung liegen hatte. Er eroberte dieſe Stadt, vertrieb die Feinde und ſtellte auch hier die Volksherrſchaft wieder her. Bei dieſer Gelegenheit erinnerte er ſich des berühmten Weltweiſen Stilpon, der hier in ſtiller Zurückgezogenheit lebte, ließ ihn zu ſich kommen und fragte ihn: ob ihm jemand bei Eroberung der Stadt etwas von dem Seinigen entwendet habe? „Niemand,“ antwortete der Weiſe, „denn ich habe keinen die Wiſſenſchaft forttragen ſehen.“

Nach ſeiner Zurückkunft ſetzte Demetrios die Belagerung von Munichia fort, zwang die Beſatzung zur Uebergabe und ließ die Feſtungswerke ſchleifen. Nunmehr begab er ſich auf dringende Einladung der Athener in die Stadt, ließ das Volk zuſammenrufen und gab ihm ſeine alte Verfaſſung wieder, wozu er noch das Verſprechen fügte, daß ſein Vater ihnen hundert und funfzigtauſend Scheffel Getraide und Schiffsbauholz zu hundert Galeeren zuſchicken ſolle. So gelangten die Athener im Jahre 307 vor Chr. nach einem Zeitraume von funfzehn Jahren wieder zum Beſitz der Demokratie, nachdem während dieſes Zeitraumes ſeit der Schlacht bei Kranon (ſ. S. 239) ihre Verfaſſung dem Namen nach ollgarchiſch, im Grunde aber wegen der überwiegenden Macht des Phaleriers Demetrios monarchiſch geweſen war.

Die Athener erſchöpften ſich in ſchaamloſer Schmeichelei gegen Demetrios und ſeinen Vater und zeigten dadurch, wie wenig ihnen mit dem Geſchenke der Freiheit die würdige Geſinnung eines freien Volkes überkommen war. Sie ſetzten beide in die Zahl „der rettenden Götter,“ hoben die uralte Archontenwürde, nach welcher das Jahr genannt wurde, auf und wählten dafür einen „Prieſter der Erretter,“ deſſen Name allen öffentlichen Beſchlüſſen und Urkunden vorgeſetzt werden ſollte. Die bisherigen zehn attiſchen Stämme wurden um zwei neue vermehrt, welche man Demetrias und Antigonis benannte, und demgemäß legte man auch dem Senat, bisher aus fünfhundert Mitgliedern beſtehend, noch hundert zu, weil aus jedem Stamme funfzig Mitglieder entnommen wurden. Der Ort, wo Demetrios zuerſt vom Wagen geſtiegen war, wurde, als habe dort ein Gott den Boden betreten, für heilig erklärt und mit einem Altare bezeichnet. Die dreihundert und ſechzig Bildſäulen, welche Athen ſeinem wahren Wohlthäter, dem phaleriſchen Demetrios, errichtet hatte, wurden ſämmtlich umgeſtürzt, da man ihn für einen Diener Kaſſanders erklärte; dagegen ſtellte man die goldenen Bildniſſe des Antigonos und Demetrios neben denen des Harmodios und Ariſtogeiton, der Befreier von der Herrſchaft der Peiſiſtratiden, auf (ſ. S. 93). Ferner verordneten die Athener, daß man die Bildniſſe des Demetrios und Antigonos gleich denen der Götter in den heiligen Mantel der Athene einwebe, welcher bei dem großen Feſte der Panathenäen in feierlichem Zuge zur Schau durch die Stadt geführt und der Bildſäule jener Göttin im Parthenon angelegt wurde. Endlich ſollten diejenigen Abgeordneten, welche im Namen des Staates an den Demetrios oder Antigonos geſchickt würden, nicht Geſandte, ſondern Theoren genannt werden, ſo gut wie jene, welche an den großen griechiſchen Nationalfeſten die althergebrachten Opfer im Namen der Städte nach Delphoi oder Olympia zu überbringen pflegten.

Erfinder dieſer und anderer abgeſchmackter und wahnſinniger Schmeicheleien war ein gewiſſer Stratokles, welcher unter der neuen Volksherrſchaft an die Stelle des edlen Phaleriers getreten war und in Rückſicht ſeiner Sittenloſigkeit und frechen Umtriebe gleichſam die Rolle des Demades (ſ. S. 244) wieder aufnahm. Dieſer Elende war im vollen Beſitz der Gunſt des Volkes, er leitete es nach ſeinem Gefallen, und dieſes Uebergewicht gab ihm ein Recht, in ſeinem Betragen gegen die Bürgerſchaft mit derjenigen Unverſchämtheit zu verfahren, wie weiland Kleon, der verrufene Demagog im Zeitalter des peloponneſiſchen Krieges (ſ. S. 103). Man erzählt davon folgendes Beiſpiel. Als die Flotte der Athener bei Amorgos, einer der ſporadiſchen Inſeln, eine Niederlage erlitten hatte, zog Stratokles, ehe noch die Nachricht von dieſem Ereigniſſe in Athen eingetroffen war, mit einem Kranze geſchmückt über den Kerameikos und verkündete nicht nur den Sieg, ſondern that auch den Vorſchlag, den Göttern ein Dankopfer zu bringen und für jeden Stamm eine Fleiſchaustheilung zu veranſtalten. Dies geſchah. Allein bald darauf trafen diejenigen ein, welche die Schiffstrümmer aus jenem Treffen überbrachten, die traurigen Zeugniſſe, wie wenig man Urſache hatte, ein ſchwelgeriſches

Digitized by Google

Feſt zu feiern. Als nun das Volk heftig aufgebracht den Stratokles vorforderte, um ihn zur Rede zu ſtellen, trat er dem Getümmel mit frecher Stimme entgegen und ſprach: „Nun, was iſt euch denn für ein Unglück begegnet, wenn ihr zwei Tage vergnügt hingebracht habt?“ Von der Art war die Dreiſtigkeit des Stratokles.

Während der Muße, welche Demetrios damals in Athen genoß, vermählte er ſich mit der Eurydike, welche von dem Miltiades abſtammte und Wittwe des Opheltes, des Fürſten von Kyrene, war. Dieſe Heirath ſahen die Athener als eine beſondere Gunſt und Ehre an, welche ihrer Stadt widerfahren wäre, und fuhren fort, durch die übertriebenſten Ehrenerweiſungen die Denkart eines Mannes, welcher ohnehin ſchon nicht von geſundem Verſtande war, vollends zu verderben.

Demetrios war überhaupt in Betreff des Heirathens nicht eben ſehr bedenklich und hatte mehrere Gemahlinnen zugleich. Er verfuhr dabei nach dem Grundſatze, welchen einſt ſein Vater, einen Vers des Euripides parodirend, ihm anempfohlen hatte:

Wenn's Vortheil bringt, muß man auch wider Neigung frein.

Aus dieſem Grunde hatte er auch die Tochter des Antipatros, welche zuvor mit dem im Kampfe gegen Eumenes gefallenen Krateros vermählt geweſen, zur Gemahlin genommen, obwohl ſie für ihn etwas zu alt war, und keine Neigung an dieſe mit vortrefflichen Eigenſchaften begabte Frau ihn feſſelte. Mit demſelben gewiſſenloſen Leichtſinne, mit welchem er die Ehen ſchloß, brach er ſie auch; und ſein Vater, welcher in der kriegeriſchen Tüchtigkeit ſeines Sohnes ein willkommenes Mittel ſeiner ehrgeizigen Pläne fand, trat ſeinen Ausſchweifungen auch nicht mit einem tadelnden Worte entgegen.

3. Die Diadochen werden Könige. Kriegeriſche Vergnügungen des Demetrios. Belagerung von Rhodos.

Abermals rief Antigonos ſeinen Sohn zu einer Heerfahrt gegen Ptolemäos auf. Es galt, demſelben die Inſel Cypern zu entreißen. Demetrios gehorchte, ſo ſehr es ihn auch ſchmerzte, daß er den für die Befreiung Griechenlands begonnenen Krieg, den er für weit rühmlicher und herrlicher hielt, nicht zu Ende bringen ſollte. In einem Seetreffen an der cypriſchen Küſte ſchlug er den Ptolemäos in die Flucht, gewann oder zerſtörte faſt die ganze feindliche Flotte, zwang dann auch die Landmacht zur Uebergabe und ſetzte ſich in Beſitz der Inſel. Dieſen ſo wichtigen und glänzenden Sieg machte Demetrios durch Edelſinn und Menſchenliebe noch herrlicher, da er die Gefallenen der Feinde mit großer Pracht beſtatten ließ, die Gefangenen in Freiheit ſetzte und den Athenern von der gemachten Beute zwölfhundert vollſtändige Rüſtungen ſchenkte.

Als der Mileſier Ariſtodemos die Siegesnachricht nach Syrien brachte, wo Antigonos damals ſich aufhielt, begrüßte er dieſen zum erſten Male als König; das Volk folgte ſeinem Beiſpiele und rief ihn ſammt ſeinem Sohne zu Königen aus, ein Titel, welcher bis dahin noch keinem unter den Feldherren Alexanders, ſondern nur denen aus dem Hauſe des Philippos und des Alexander zugeſtanden hatte. Dem Antigonos banden ſeine Freunde das Diadem ſogleich um, dem Demetrios aber überſchickte es ſein Vater, wobei er ihn in dem Briefe, welcher dies Kleinod begleitete, den königlichen Namen beilegte. Als dies in Aegypten ruchbar wurde, rief man dort den Ptolemäos gleichfalls zum Könige aus, um nicht die Meinung aufkommen zu laſſen, als denke man der erlittenen Niederlage wegen etwas geringer von ſich. Aus Eiferſucht legten nun auch die übrigen Nachfolger Alexanders mit Ausnahme des Kaſſandros ſich die königliche Würde bei (307 vor Chr.). Man darf nicht meinen, daß dieſer Titel einen bloßen Zuſatz zu dem Namen der bisherigen Machthaber oder höchſtens eine Veränderung ihres äußerlichen Prunkes zur Folge gehabt habe; nein, er vermehrte auch ihren Muth und Stolz, ſchraubte ihre Pläne zu einer unnatürlichen Höhe empor und gab ihrer Lebensart, ihrem ganzen Betragen den Charakter unerträglicher Gravität und Härte, ſo wie tragiſche Schauſpieler mit dem Coſtüm zugleich den Gang, die Stimme und ſelbſt die Art ſich zu ſetzen und zu grüßen verändern. Daher wurden ſie auch in ihren Anſprüchen und Forderungen weit gewaltſamer, indem ſie jetzt nicht mehr wie ſonſt, um ihre Gewalt zu verhehlen, gegen die Unterthanen mit Gelindigkeit und Herablaſſung zu verfahren brauchten; denn wenn bis dahin ihre Macht eine von den Völkern übertragene oder bewilligte ſchien, ſo war ſie, ſeit ſie Könige hießen, plötzlich eine ſolche, zu welcher ſie durch ihren Stand gleichſam von ſelbſt berechtiget waren. So viel vermochte das einzige Wort eines Schmeichlers, eine ſo große Veränderung brachte es in der Welt hervor!

Antigonos war jetzt an achtzig Jahre alt, und weil ihn zu Kriegsunternehmungen mehr noch die Schwerfälligkeit ſeines Leibes als das Alter zu unbehülflich machte, ſo verließ er ſich in allem auf ſeinen Sohn, welcher mit Hülfe ſeines Glückes wie ſeiner Erfahrung ſchon die wichtigſten Angelegenheiten auf's beſte verrichtete. Beſondere Geſchicklichkeit bewies er in der vollkommenen Ausrüſtung einer Kriegsmacht. Alles, was dazu nöthig war, ſchaffte er in Ueberfluß herbei und fand ein unerſättliches Vergnügen darin, beim Schiffs- und Maſchinenbau große Verſuche anzuſtellen. Denn er beſaß neben anderen vortrefflichen Anlagen einen erfinderiſchen Geiſt und verwendete ſeine Kunſtliebe nicht auf unnütze Spielereien wie manche andere Fürſten, die ſich mit Flötenſpiel, mit Malen oder Drechſeln und dergleichen zu beſchäftigen pflegten; ſondern ſelbſt in ſeinen Handarbeiten lag etwas Königliches, ſein bloßer Zeitvertreib verrieth eine gewiſſe Größe, und ſeine Werke zeigten außer dem darauf verwendeten Fleiße und der Liebe zur Kunſt zugleich den hohen Geiſt und Muth ihres Erfinders. Durch ihre Größe ſetzte er ſeine Freunde in Erſtaunen und durch ihre Schönheit wußte er ſelbſt ſeine Feinde zu ergötzen. Dies iſt im buchſtäblichen Sinne des Wortes zu nehmen. Oft ſtanden die Feinde gaffend am Geſtade und ſahen mit Bewunderung ſeine vorbeifahrenden Schiffe von funfzehn und ſechzehn Ruderreihen. Seine

Sturmmaſchinen gewährten den Belagerten ein Schauſpiel, über welchem ſie zuweilen die furchtbare Gefahr vergaßen, womit dieſe Werke ſie bedraheten. Lyſimachos, welcher unter allen Königen der erbittertſte Gegner des Demetrios war und ſich ihm bei der Belagerung von Solai in Kilikien entgegenſtellte, ließ ihn bitten, ihm ſeine Sturmmaſchinen zu zeigen und ſeine Schiffe an ihm vorüber ſegeln zu laſſen. Nachdem dies geſchehen war, gab er allen Widerſtand auf und zog mit ſeinem Heere voller Bewunderung ab. Die Rhodier, welche eine lange Zeit von ihm belagert worden, baten ihn, nachdem man Frieden geſchloſſen hatte, um Zurücklaſſung einiger ſeiner Maſchinen, um an ihnen ein Denkmal ſowohl ſeiner Macht als ihrer eigenen Tapferkeit zu haben.

Das berühmteſte ſeiner Belagerungswerke war die ſogenannte Helepolis (der Städteeroberer). Die Grundlage derſelben bildete ein Viereck; jede Seite deſſelben hatte eine Länge von acht und vierzig Ellen. An den Ecken ſtanden Pfeiler, welche ſechs und ſechzig Ellen hoch ſich gegen einander neigten und oben in eine Spitze zuſammenliefen. Salchergeſtalt thürmten ſich neun Stockwerke über einander auf, wovon das unterſte drei und vierzig, das oberſte neun Balken zur Grundlage hatte. Die vordere Seite gegen die Feinde hin war offen und in jedem Stockwerke waren Fenſter angebracht, durch welche die Mannſchaft Geſchoſſe aller Art entſendete. Das ganze Gebäude ruhete auf acht ſehr ſtarken und großen Rädern, deren Felgen zwei Ellen dick und mit ſtarkem Eiſen beſchlagen waren. Zum Fortrücken deſſelben wurden aus dem Heere dreitauſend vierhundert der ſtärkſten Soldaten auserleſen, wovon ein Theil innerhalb der Maſchine, der andere an der Hinterſeite ſeinen Stand hatte und ſamit vor dem Feinde gedeckt war. Wie von unſichtbaren Mächten bewegt, rückte ſie unter lautem Krachen, doch ohne Schwanken, mit großer Gewalt vorwärts und gewährte den Zuſchauern einen Anblick, der ihre Seelen mit Schrecken und Vergnügen zugleich erfüllte.

Dieſes furchtbare Kriegswerk wendete Demetrios bei der Belagerung von Rhodos an. Die Bewohner dieſer Inſel hatten nach Alexanders Tode die makedoniſche Beſatzung vertrieben und zur Sicherung ihrer Freiheit ein Schutz- und Trutzbündniß mit Ptolemäos geſchloſſen. Um dieſes Bundesgenoſſen willen überzog ſie Demetrios mit Krieg. Den ungeheueren Anſtrengungen der Feinde begegneten ſie mit der muthigſten Gegenwehr. Dieſe Belagerung währete über ein Jahr und gehört zu den merkwürdigſten, welche in der Geſchichte vorkommen. Mit Aufgebot aller ſeiner Macht und Kunſt, um derentwillen er den berühmten Beinamen Poliorketes, d. i. Städtebelagerer, führte, konnte Demetrios gegen den Heldenmuth der Rhodier nichts von Belang ausrichten.

Bei Eroberung einer der Vorſtädte fiel ihm ein Gemälde des Kariers Protagenes in die Hände. Es ſtellte die Geſchichte des Jalyſos, eines alten Heroen der Rhodier, dar. Volle ſieben Jahre hatte der Künſtler an dieſes berühmte Werk verwendet, deſſen Schönheit ſelbſt den größten Maler jener Zeit, den Apelles, ſo überraſchte, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte. Trotz der gegenſeitigen Erbitterung der Kämpfenden ſchickten die Rhodier an den Demetrios einen Herold ab mit der Bitte, dieſes Kunſtwerk zu verſchonen und es ja nicht zu verderben; worauf jener ihnen ſagen ließ: er wolle eher alle Bildniſſe ſeines Vaters verbrennen, als ſolch ein herrliches Kunſtwerk. An den Maler ſelber, welcher auch während der Belagerung ſich dieſer Arbeit mit liebevollem Fleiße ganz hingegeben hatte, richtete er die Frage: wie er ſo ſicher ſein und während des Krieges ſich außerhalb der Mauern aufhalten könne? Der Künſtler erwiederte: „Weil ich weiß, daß Demetrios mit den Rhodiern und nicht mit den Künſten Krieg führt.“

Da es dem Demetrios ſelber um einen ſchicklichen Vorwand zu thun war, die erfolgloſe Fehde zu endigen, ſo kam endlich ein Friedensvertrag zu Stande, kraft deſſen ſich die Rhodier zur Bundesgenoſſenſchaft mit dem Antigonas und Demetrios verpflichteten, ausgenommen, wo es ſich um einen Krieg mit dem Ptolemäos, ihrem bisherigen Verbündeten, handle.

4. Demetrius auf dem Gipfel der Macht. Niederlage bei Ipſos.

Die Athener riefen ihn jetzt um Hülfe gegen Kaſſandros an, welcher ihre Stadt belagerte. Demetrios erſchien, vertrieb ihn aus Attika und verfolgte ihn bis nach Theſſalien. Auf dem Rückwege erklärte er alle Hellenen diesſeits der Thermopylen für frei, trat mit den Boiotiern in ein Bündniß und eroberte die Hafenſtadt Kenchreä am ſaroniſchen Buſen. Die Athener erſchöpften ihre ganze Erfindſamkeit, um in Schmeicheleien immer neu und eigenthümlich ſich zu zeigen, wiewohl es faſt unmöglich erſcheinen mußte, das bisher darin Geleiſtete noch zu überbieten. Diesmal wieſen ſie ihm das Hintergebäude des Parthenon, welches in früheren Zeiten zur öffentlichen Schatzkammer gedient hatte, zur Wohnung an. Es klang recht andächtig, zu ſagen: Athene ſelbſt biete dem Demetrios wie einem jüngeren Bruder in ihrem Tempel Obdach und Bewirthung; aber freilich war er eben nicht ein ſittiger Gaſt im Hauſe der Jungfrau: die frechſten Ausſchweifungen ſchändeten die heilige Stätte.

Nach einiger Zeit machte er ſich auf, um auch den Peloponnes von den Beſatzungen des Kaſſandros und Ptolemäos zu ſäubern. In kurzem hatte er die ganze nordöſtliche Küſtenlandſchaft dieſer Halbinſel, Akte genannt, auch ganz Arkadien mit Ausnahme von Mantineia auf ſeine Seite gebracht, Argos, Sikyon und Korinth dem Feind entriſſen. Bei dem Herafeſte zu Argos veranſtaltete er auf ſeine Koſten allerlei Kampfſpiele und feierte dabei, um dies Feſt noch mehr zu verherrlichen, ſeine Hochzeit mit der Deidameia, einer Tochter des Molaſſerkönigs Aeakides und Schweſter des Königs Pyrrhos von Epeiros. Demetrios ſtand damals auf dem Gipfel ſeiner Macht. Griechenland huldigte ihm, und als er nun gar bei einer Bundesverſammlung auf dem Iſthmos zum Oberfeldherrn der Hellenen ausgerufen wurde, ſo glaubte er in nichts mehr dem Philippos und Alexander dem Großen nachzuſtehen. An Hochmuth wenigſtens that er es beiden weit zuvor. Alexander hatte keinem der überwundenen Könige den königlichen Namen genommen und auch ſich ſelbſt nie

einen König der Könige genannt, wiewohl viele es ihm verdankten, daß ſie Könige hießen und waren. Demetrios dagegen wollte keinem andern als ſich und ſeinem Vater den Königstitel zugeſtehen und verhöhnte diejenigen, welche denſelben mit gleichem Rechte in Anſpruch nahmen. Daher hörte er es gern, wenn bei Tafel die Trinkſprüche ausgebracht wurden: „Dem Könige Demetrios! dem Elephantenoberſten Seleukos! dem Admiral Ptolemäos! dem Schatzmeiſter Lyſimachos! dem Inſelfürſten Agathokles von Sicilien!“ *)

Indeſſen hatte das Schickſal für die Demüthigung dieſes hochfahrenden Mannes geſorgt; und die nachfolgenden Ereigniſſe leiten unſere Erzählung gleichſam von der komiſchen Bühne auf die tragiſche hinüber. Alle die übrigen Könige, welche Demetrios verachten zu dürfen meinte, hatten ſich gegen Antigonos verbunden und ihre Kräfte zu ſeiner Bekriegung mit einander vereinigt. Demetrios zog daher aus Griechenland ab, ſtieß zu ſeinem Vater, der ſich mit größerem Eifer zu dieſem Kriege rüſtete, als ſich von ſeinem Alter erwarten ließ, und wurde dadurch zu um ſo größerer Kampfluſt angefeuert. Hätte Antigonos auch nur in einigen geringfügigen Dingen ſich nachgiebig finden laſſen und ſeine übertriebene Herrſchſucht ein wenig herabgeſtimmt, ſo würde er nicht allein für ſich auf Lebenszeit den erſten Rang unter den Nachfolgern Alexanders behauptet, ſondern denſelben auch ſeinem Sohne und Erben unangefochten hinterlaſſen haben. Allein ſein unmäßiger Stolz und Uebermuth rief alles gegen ihn in Waffen. Antigonos war darüber nicht im mindeſten betroffen: er wolle, prahlte er, dieſe zuſammengerotteten Könige wie einen Haufen in's Getraide fallender Vögel mit einem einzigen Steinwurfe ohne großes Geräuſch auseinander jagen.

Als aber die beiderſeitigen Heere bei Ipſos, einer kleinen Stadt in Phrygien, auf einander trafen (301 vor Chr.), ging in ſeiner Seele eine ſeltſame Veränderung vor. Sonſt pflegte er in den Schlachten gewöhnlich heiter und guten Muthes zu ſein und ſelbſt noch im Handgemenge durch prahleriſchen Spott und Schwänke ſeine Unerſchrockenheit und Verachtung des Feindes kundzugeben. Diesmal aber ſah man ihn mehrentheils ſchweigend und in Gedanken vertieft. Er ſtellte der Armee ſeinen Sohn vor und empfahl ihr denſelben zu ſeinem Nachfolger. Was aber am meiſten befremdete, war der Umſtand, daß er mit ſeinem Sohne im Gezelte geheime Unterredungen pflog; denn dies war ganz gegen ſeine Gewohnheit, da er ſeine Plane bisher niemandem zu vertrauen pflegte und bis zum Augenblicke der Ausführung ſo ſtreng bei ſich verſchloß, daß er einſt ſogar ſeinem jungen Sohne auf die Frage: wann das Heer aufbrechen werde? die zornige Antwort gab: „Iſt dir etwa bange, daß du allein die Trompete nicht hören wirſt?“

Als das Heer ſchon in Schlachtordnung ſtand, trat Antigonos aus ſeinem Zelte hervor, ſtraucheltе aber und fiel dergeſtalt auf das Geſicht, daß er ſich arg beſchädigte. Dieſer Vorfall beſtätigte ihm ſeine trüben Ahnungen; er hob ſeine Hände gen Himmel und rief die Götter an, ihm entweder den Sieg oder einen ſchnellen Tod vor der Niederlage zu verleihen.

Das Treffen begann. Demetrios warf ſich mit dem größten und beſten Theile der Reiterei auf Antiochos, des Seleukos Sohn, und ſchlug ihn mit großer Tapferkeit in die Flucht. Ueber der Verfolgung aber, zu welcher ihn unzeitige Hitze und Ehrſucht fortriß, gab er den Sieg aus den Händen. Denn als er wieder umkehrte, hatten die feindlichen Elephanten zwiſchen ihm und dem Fußvolke eine Stellung genommen, die ihn verhinderte, ſich mit dieſem wieder zu vereinigen. Wie nun Seleukos die Phalanx ſeines Gegners von der Reiterei entblößt ſah, ſprengte er mit ſeinen Reitern auf ſie los; ohne wirklich anzugreifen, drohete er immer mit einem Angriff und gab den Truppen Zeit und Gelegenheit, zu ihm überzugehen. Dies geſchah auch. Ein großer Theil des Fußvolkes riß ſich los und trat freiwillig zu ihm über; der Reſt wurde dann mit Leichtigkeit zum Weichen gebracht und zerſtreut. Antigonos ſelber wurde von einem ſtarken Feindeshaufen hart bedrängt. Bis zum letzten Augenblicke behielt er die Hoffnung, ſein Sohn werde ihm zu Hülfe kommen, und ſah ſich während der hartnäckigſten Gegenwehr immer nach ihm um, bis er endlich unter der Menge von Geſchoſſen, welche von allen Seiten her auf ihn gerichtet wurden, erlag. Sogleich verließen ihn alle ſeine Diener und Freunde, nur Thorax von Lariſſa hielt allein noch redlich bei dem Leichnam Stand.

Von ſeinem Heere, welches noch am Morgen jenes Tages aus mehr als achtzigtauſend Mann und fünfundſiebzig Elephanten beſtanden hatte, brachte Demetrios nur neuntauſend Mann aus der Schlacht, mit welchen er in Eilmärſchen ſeinen Weg nach Epheſos einſchlug. Dieſer Sieg der verbündeten Könige entſchied über das Schickſal von ganz Aſien, ſo weit es unter der Gewalt makedoniſcher Waffen ſtand. Die Sieger theilten ſich in den Raub. Das ganze Reich des Antigonos, welches den größten und beſten Theil Kleinaſiens, Armenien, Syrien und Phönicien ſammt Meſopotamien und der Inſel Cypern umfaßt hatte, wurde wie ein großer Körper zerſtückelt und zu den Provinzen der übrigen Diadochen geſchlagen. Seleukos eignete ſich zu Babylonien, welches er ſchon ſeit der Schlacht bei Gaza (312) wieder in Beſitz genommen hatte, nun auch Syrien, Armenien und den Süden Kleinaſiens zu. Lyſimachos erhielt Vorderaſien bis an das Taurosgebirge, Pleiſtarchos, der Bruder des Kaſſandros, Kilikien; nur Ptolemäos ging leer aus, weil er an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte.

5. Undank, Glück und Rache.

Sieglos, ohne Reich und ohne Macht kehrte jetzt Demetrios nach Griechenland zurück. Seine größte Hoffnung ſetzte er noch auf Athen. Hier hatte er auch ſeine Schiffe, ſein Geld und ſeine Gemahlin Dridameia zurückgelaſſen und konnte in ſeiner gegenwärtigen Lage keine ſichrere Zuflucht als die Freundſchaft und Ergebenheit der Athener. Allein ſchon unterweges bei den cykladiſchen Inſeln kamen ihm atheniſche Abgeordnete entgegen und erſuchten ihn, ihre Stadt nicht zu betreten, weil das Volk den Beſchluß gefaßt habe, keinem der Könige den Eintritt zu geſtatten;

*) Agathokles hatte ſich zwanzig Jahre nach Timoleons Tode, im Jahre 317 vor Chr., zum Tyrannen von Syrakus emporgeſchwungen und war einer der bedeutendſten Fürſten ſeiner Zeit.

auch habe man ſchon die Deidameia, wiewohl in allen Ehren und mit einer ihrem Stande gemäßen Begleitung, nach Megara geſchickt. Demetrios hatte alle übrigen Unglücksfälle bisher mit größter Gelaſſenheit ertragen. Aber daß er ſich in ſeinem Vertrauen auf die Athener getäuſcht ſah, und ihre Ergebenheit, auf die er gebaut hatte, nun, da ſie in Thaten und Werken ſich zeigen ſollte, als eitel und erheuchelt befunden ward, dies brachte ihn vor Zorn und Schmerz faſt aus aller Faſſung. Gleichwohl, da er für jetzt außer Stande war, ſich zu rächen, ließ er ihnen bloß durch Geſandte einige glimpfliche Vorwürfe machen und verlangte zugleich ſeine Schiffe zurück. Er erhielt ſie und ſegelte nach dem Iſthmos, wo man ihn noch vor kurzem zum Oberfeldherrn von Hellas beſtellt hatte. Allein die Geſinnung der Völker hatte ſich mit ſeinem Glücke geändert. Ueberall wurden ſeine Beſatzungen vertrieben, und alles erklärte ſich für ſeine Feinde. Er ließ deshalb ſeinen Schwäher Pyrrhos in Griechenland zurück und wendete ſich nach dem thrakiſchen Cherſones, wo er dem Lyſimachos vielen Abbruch that und durch reiche Beute ſeiner zuſammengeſchmolzenen Armee wieder aufhalf.

Nicht lange darauf ließ Seleukos durch eine Geſandtſchaft um Stratonike, die Tochter des Demetrios und der Phila, anhalten. Für Demetrios war es ein ganz unverhofftes Glück, mit dem mächtigen Seleukos verſchwägert zu werden. Er ſegelte alſo mit ſeiner Tochter und allen ſeinen Schiffen ungeſäumt nach der ſyriſchen Küſte ab, wo Seleukos ſeine Braut in Empfang nahm und in einem prachtvollen Aufzuge in ſeine erſt kurz vorher von ihm angelegte Hauptſtadt Antiocheia führte. Durch des Seleukos Vermittelung wurde nun auch zwiſchen Demetrios und Ptolemäos eine Verſöhnung zu Stande gebracht und dabei verabredet, daß der Erſtere die Tochter des Letzteren, Namens Ptolemais, zur Gemahlin bekommen ſollte. Heirathen waren in jener Zeit die lockeren Bänder fürſtlicher Bündniſſe, und Demetrios wurde, dem alten Wahlſpruche getreu, aus einem Brautvater wieder ein Bräutigam.

Das herzliche Einverſtändiß zwiſchen Demetrios und Seleukos fand eine bedenkliche Störung, als dieſer ſeinem Schwiegervater zumuthete, die Landſchaft Kilikien, welche er erſt vor kurzem dem Pleiſtarchos wieder abgenommen hatte, für eine Summe Geldes ihm abzutreten, und als Demetrios ihm dies abſchlug, die beiden Städte Tyros und Sidon verlangte, das Einzige, was man ihm außer der Inſel Cypern von dem großen Reiche ſeines Vaters übrig gelaſſen hatte. Dieſe bettelhafte Habſucht eines Mannes, welchem bereits das ganze Land von Indien bis an die Küſten Syriens unterthänig war, wies Demetrios mit edler Entrüſtung furchtlos in ihre Schranken zurück, indem er erklärte: und wenn er auch noch tauſend Schlachten wie bei Ipſos verlieren ſollte, werde er ſich doch nie dazu verſtehen, den Seleukos zum Schwiegerſohne zu erkaufen.

Die Nachricht, daß in Athen innere Zwiſtigkeiten ausgebrochen ſeien, rief ihn nach Griechenland zurück, indem er ſich der Hoffnung hingab, unter ſolchen Umſtänden ſich der Stadt mit leichter Mühe zu bemächtigen. Er eroberte zunächſt Eleuſis und Rhamnos und verwüſtete das attiſche Gebiet. Da ihm ein Schiff, welches Getraide nach Athen führte, in die Hände fiel, ließ er den Kaufmann ſowohl als den Steuermann aufknüpfen und ſchreckte dadurch andere von gleichem Unternehmen ab, ſo daß in der Stadt bald die fürchterlichſte Hungersnoth ausbrach. Der Mangel an allen Nahrungsmitteln und die Verzweiflung war ſo groß, daß einſt Vater und Sohn, wie man erzählt, ſich um eine todte Maus, welche von der Decke des Zimmers herabfiel, mit einander herumſchlugen. Wiewohl nun die Athener die Todesſtrafe darauf geſetzt hatten, wenn jemand von Frieden oder einer Ausſöhnung mit Demetrios ſpräche, ſo litt doch die grenzenloſe Noth keinen längeren Widerſtand. Demetrios rückte in die Stadt ein, befahl, daß alle Bürger ſich im Theater verſammeln ſollten und ließ es darauf mit Soldaten und Trabanten beſetzen. Hierauf erſchien er ſelbſt, indem er durch die oberen Zugänge herabſtieg, und alles harrete mit ſtockendem Odem des Strafurtheils aus dem Munde des zürnenden Siegers. Allein gleich der Anfang ſeiner Rede machte aller Furcht ein Ende. Ohne alle Heftigkeit der Stimme und ohne Bitterkeit im Ausdrucke begnügte er ſich mit einigen gelinden Vorwürfen, worauf er ihnen völlige Verzeihung angedeihen ließ; dem ausgehungerten Volke ſchenkte er hunderttauſend Scheffel Getraide und ordnete überdies alle obrigkeitlichen Aemter wieder an, welche bei dem Volke am meiſten beliebt waren. Die Verſammlung brach vor Freuden in ein lautes Jubelgeſchrei aus und übergab kraft eines Volksbeſchluſſes dem Demetrios die beiden Häfen Peiräeus und Munichia. Dieſer aber beſetzte nun auch Muſeion, eine felſige Anhöhe innerhalb der Stadt, damit die Athener nicht durch einen zweiten Abfall, wenn er anderwärts beſchäftigt wäre, ihn in neue Verlegenheiten ſtürzen könnten. Dies geſchah 298 vor Chr.

6. Demetrios findet unvermuthet eine Krone und verliert ſie wieder.

Kaum hatte er ſich in Beſitz von Athen geſetzt, als er ſeine Abſichten auch ſchon auf Lakedämon richtete. Er rückte in den Peloponneſos ein, ſchlug bei Mantineia den König Archidamos in die Flucht, drang in das lakoniſche Gebiet und war ſchon nahe daran, Sparta ſelbſt, das bis auf dieſe Zeit noch niemals erobert worden war, in ſeine Gewalt zu bekommen. Allein auch diesmal zeigte ſich, daß dieſer unternehmende Mann nur ein Spielball des Glückes war, welches ihn eben dann, wenn er ſich am höchſten erhoben, am tiefſten erniedrigte. Gerade jetzt, wo er auf dem Punkte ſtand, ſich wiederum eine große Macht und Herrſchaft anzueignen, traf die Nachricht ein, daß ihm erſtlich Lyſimachos die Städte in Aſien entriſſen, und ſodann, daß Ptolemäos ganz Cypern mit Ausnahme von Salamis erobert habe und nun in letzterer Stadt die Mutter und Kinder des Demetrios, die er daſelbſt zurückgelaſſen hatte, belagere. Seltſam aber war es, wie das Schickſal, welches ihn durch ſo furchtbare und drohende Nachrichten mitten im Siegeslaufe von Lakedämon abrief und ihm die harte Nothwendigkeit auferlegte, für die Sicherheit der nächſten Blutsverwandten zu kämpfen, gleichzeitig einen neuen Weg zu großen Hoffnungen und Unternehmungen öffnete. Die Gelegenheit dazu war folgende.

Kaſſandros war geſtorben (298 vor Chr.). Sein Thronerbe Philippos folgte ſchon nach einjähriger Regierung ſeinem Vater im Tode nach. Seine beiden jüngeren Söhne Antipatros und Alexandros ſtritten ſich um die Herrſchaft; und der letztere rief gleichzeitig den Pyrrhos und Demetrios um Hülfe an. Pyrrhos erſchien unverzüglich und eignete ſich zum Lohne für den geleiſteten Beiſtand ein gutes Stück von Makedonien zu. Jetzt traf auch Demetrios, welcher ſich gleich nach Empfang des Briefes mit ſeiner Armee auf den Weg gemacht hatte, in Makedonien ein und ſetzte den Jüngling, wie jenen Zauberlehrling, der die zu ſeinem Dienſte heraufbeſchworenen Geiſter nicht wieder los zu werden wußte, noch mehr in Furcht. Dieſer ging ihm bis Dion entgegen, wo er ihn auf das höflichſte empfing und zugleich erklärte, daß die Umſtände ſeine Gegenwart nun nicht mehr erheiſchten. Demetrios, welcher auf Cypern Mutter und Kinder dem Feinde anheim gegeben hatte, um in Makedonien an dem Kampfpreiſe Theil zu nehmen, war darüber nicht wenig betroffen; doch ließ er ſich nichts merken und trat ganz bereitwillig, wie es ſchien, den Rückweg an. Alexander, in großer Freude, des gefürchteten Bundesgenoſſen ſo ohne Umſtände wieder ledig zu werden, gab ihm bis nach Theſſalien das Geleite. In Larissa feierte man die Abſchiedsfeſte. Jeder von beiden war vor dem andern auf der Huth; aber beide bezeigten ſich gegen einander um ſo unbefangener und voller Vertrauen, um ihre Anſchläge deſto ſicherer zu verbergen. Alexander erſchien bei einem Gaſtgebote, zu welchem ihn Demetrios eingeladen hatte. Während des Mahles ſtand Demetrios auf, und Alexander, dem dabei nicht wohl zu Muthe war, ſtand ebenfalls auf und folgte ſeinem Wirthe bis an die Thür auf dem Fuße nach. Dort wendete ſich Demetrios an ſeine Trabanten mit dem kurzen Befehlsworte: „Nieder mit dem, der mir folgt!“ und ging hinaus. Alexander wurde auf der Stelle niedergemacht; einige ſeiner Freunde, die ihm zum Beiſtande herbeieilten, theilten ſein Schickſal, worunter einer im Sterben erklärt haben ſoll: Demetrios ſei ihnen nur um einen Tag zuvorgekommen.

Mit Tagesanbruch ließ Demetrios den Makedoniern, welche die ganze Nacht in großer Unruhe und Beſorgniß hingebracht hatten, anſagen: er wünſche ſehr mit ihnen zu ſprechen und wegen des Vorgefallenen ſich zu rechtfertigen. Da ſie einen Angriff auf ihr Leben erwartet hatten, ſo freuten ſie ſich dieſer glücklichen Wendung der Dinge und beſchloſſen, ihn freundlich zu empfangen. Er trat alſo bei ihnen ein und hatte nicht nöthig, eine lange Rede zu halten. Denn da von den Söhnen Kaſſanders nur noch Antipatros übrig war, den ſie als einen Muttermörder verabſcheuten, und ſie keinen beſſeren hatten, riefen ſie den Demetrios zu ihrem Könige aus und nahmen ihn mit ſich nach Makedonien zurück. Dort fiel das Volk mit Freuden ihrer Wahl bei, wobei dem Demetrios beſonders der Umſtand zu gute kam, daß er die Phila, die Tochter des alten Antipatros, deſſen milde und gemäßigte Regierung noch in gutem Andenken ſtand, zur Gemahlin hatte und den mit ihr erzeugten Sohn, Antigonos Gonatas, welcher damals ſchon im Jünglingsalter ſtand und ſeinen Vater auf dieſem Zuge begleitet hatte, den Makedoniern als ihren zukünftigen König zeigen konnte. Eben damals, als ihm das Glück ſo unvermuthet ſeine volle Gunſt bewies, lief auch die Nachricht ein, daß ſeine Mutter und Kinder von Ptolemäos mit vielen Geſchenken und Ehrenbezeugungen aus der Gefangenſchaft entlaſſen worden ſeien.

Demetrios ſah ſich jetzt wieder im Beſitze einer mächtigen Herrſchaft. Makedonien und Theſſalien waren ſein, ebenſo der größte Theil des Peloponneſos, und außerhalb des Iſthmos waren Megara und Athen in ſeiner Gewalt. Sein nächſter Feldzug war gegen Boiotien gerichtet. Nach der Eroberung Thebens mußte ſich ihm die ganze Landſchaft ergeben. Als ihn aber andere Pläne nach Thrakien riefen, fielen die Boiotier wieder von ihm ab, ſo daß er ſich genöthigt ſah, abermals mit ſeinem Sturmzeuge vor Theben zu rücken. Auch die Helepolis ließ er herbeiführen; da dieſe Maſchine aber wegen ihrer Größe und Schwere nur allmählig und mit großer Mühe in Bewegung geſetzt wurde, ſo daß ſie binnen zwei Monaten kaum zwei Stadien oder dritthalbhundert Schritte fortrückte, ſo verging darüber eine lange Zeit. Auch wehrten ſich die Boiotier mit äußerſter Tapferkeit, und dieſer hartnäckige Widerſtand ergrimmte ihn ſo ſehr, daß er oft mehr aus Eigenſinn als aus Nothwendigkeit ſeine Soldaten zwang, Sturm zu laufen und ſich der Gefahr auszuſetzen, weshalb er ohne Erfolg viel Volk verlor. Sein Sohn Antigonos, dem der Verluſt ſo vieler Menſchen zu Herzen ging, wandte ſich an ihn mit der Frage: „Ei, mein Vater, warum opfern wir ohne Noth ſo viele brave Soldaten auf?“ worauf ihm Demetrios mit Hitze entgegnete: „Was kümmert dich das? Haſt du den Todten Sold und Koſt zu geben?“ Doch ſchonte er ſeiner ſelbſt ſo wenig als anderer, nahm perſönlich an den Gefechten Antheil und wurde mit einem ſcharfen Pfeile durch den Hals geſchoſſen. Wiewohl er nun an dieſer Wunde viel zu leiden hatte, ſtand er von der Belagerung doch nicht ab, bis ſich ihm die Stadt ergeben mußte. Als er einzog, ſetzte er die Einwohner durch ſein drohendes Ausſehen dermaaßen in Furcht, daß ſie der härteſten Behandlung gewärtig waren. Allein er ließ nur etliche hinrichten, verwies einige andere aus dem Lande und ſchenkte allen übrigen Verzeihung. So traf Theben, welches erſt ſeit zehn Jahren durch Kaſſandros wieder aufgebaut worden war, das Schickſal, daß es binnen dieſer Zeit zweimal eingenommen wurde.

Nach Makedonien zurückgekehrt, ſchickte ſich Demetrios alſobald zu einer neuen Heerfahrt an. Denn es lag überhaupt in ſeiner Natur, daß er nicht lange ſtill liegen konnte, und zudem bemerkte er, daß die Makedonier im Felde ſich weit beſſer regieren ließen als zu Hauſe, wo ſie ſtets zu Meutereien geneigt waren. Unter der Leitung des Pantauchos, des tapferſten ſeiner Feldherren, hatte er ein ſtarkes Kriegsheer in Aetolien zurückgelaſſen. Er ſelber fiel in Epeiros ein und verwüſtete das Reich ſeines Schwähers Pyrrhos mit Feuer und Schwert; denn ſeitdem Deidameia geſtorben war, gab es nichts mehr, was die gegenſeitige Eiferſucht dieſer beiden eroberungsſüchtigen Fürſten in Schranken gehalten hätte. Pyrrhos zog ihm entgegen; da ſie aber einander verfehlten, ſtieß er auf den Pantauchos und gewann über ihn einen großen Sieg. Dieſer Unfall wurde dem Demetrios äußerſt nachtheilig. Die Makedonier hatten die heldenhafte Tapferkeit des Pyrrhos in jenem Treffen kennen gelernt, und, ſtatt ihn

Digitized by Google

wegen der Feindſeligkeiten, die ſie von ihm erlitten, deſto inniger zu haſſen, zollten ſie vielmehr ſeinen Großthaten eine aufrichtige Bewunderung. Viele ſagten es dreiſt heraus, er wäre noch unter allen Königen der einzige, an welchem man das Bild von Alexanders kühnem Muthe wiederfände; die anderen hingegen, inſonders Demetrios, äfften nur wie Komödianten auf den Brettern die Würde und den Stolz jenes Helden nach.

In der That war Demetrios mit lauter Theaterpruke umgeben. Auf dem Haupte trug er eine mit doppelter Binde herrlich geſchmückte Kaufia oder Fürſtenhut (ſ. S. 288), kleidete ſich in ein purpurnes, mit Gold geſäumtes Gewand, ſelbſt ſeine Schuhe waren aus Filz von reinem Purpur gefertigt und mit Gold geſtickt. So ließ er auch ſeit geraumer Zeit an einem ſehr koſtbaren Mantel weben, worauf das ganze Weltgebäude mit den am Himmel ſichtbaren Geſtirnen dargeſtellt werden ſollte. Dieſes prunkvolle Werk blieb aber bei der ſpäterhin eintretenden Veränderung der Dinge unvollendet, und niemand unter den nachfolgenden Königen Makedoniens hat es gewagt, davon Gebrauch zu machen.

Aber nicht bloß durch eitles Gepränge verletzte Demetrios die Makedonier, welche, ſchlicht und einfach in ihren Sitten, dergleichen nicht gewohnt waren; mehr noch war ihnen ſeine Schwelgerei und verſchwenderiſche Lebensart anſtößig und vor allem dies, daß er nicht leicht jemandem Zutritt geſtattete und diejenigen, denen dieſe Gunſt zu Theil wurde, hart und auffahrend behandelte. So ließ er eine Geſandtſchaft der Athener, denen er doch unter allen Griechen die meiſte Zuneigung bewies, zwei ganzer Jahre warten, ehe er ihnen Gehör bewilligte. Als einſt die Lakedämonier einen einzigen Geſandten an ihn ſchickten, legte er ihnen dies als gröbliche Beleidigung aus und fragte voller Unwillen: „Was ſagſt du? die Lakedämonier haben nur Einen Geſandten geſchickt!“ worauf dieſer die treffende und echt lakoniſche Antwort gab: „Ja freilich, o König, Einen an Einen.“

Demetrios ſcheute ſich nicht, einem Volke, das doch den Erdkreis überwunden und ihn aus freiem Willen und eigenem Antriebe zu ſeinem Könige erwählt hatte, unverhohlen ſeine Verachtung zu bezeigen. Eines Tages ſah er beim Ausreiten ungemein freundlich aus und ſchien ſich nicht ungern ſprechen zu laſſen, ſo daß einige, den günſtigen Zeitpunkt wahrnehmend, herbeieilten und ihm Bittſchriften überreichten. Er nahm ſie auch wirklich alle an und ſteckte ſie in ſeinen Mantel, worüber die Leute große Freude hatten und ihm nachfolgten. Als er aber an die Brücke kam, welche bei Pella über den Axios führte, that er den Mantel auf und ſchüttete alle empfangenen Schreiben in den Fluß. Wie kränkend mußte eine ſo ſchnöde Behandlung einem Volke ſein, unter welchem noch ihrer genug vorhanden waren, die ſich erinnerten, wie mild und herablaſſend der König Philipp in dieſer Beziehung geweſen war. Dieſer wurde einſt — ſo erzählt man — von einer alten Frau im Vorbeigehen mehrmals angerufen, ihrem Anliegen Gehör zu geben, und als er ſie mit der Antwort abfertigen wollte: er habe keine Zeit dazu! ſchrie ſie ihm nach: „So ſei auch nicht König!“ Dieſe Worte machten auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er nachdenklich wurde, in ſeinen Palaſt zurückging und mit Hintanſetzung aller anderen Geſchäfte viele Tage nach einander jedem, der ihn ſprechen wollte, und jener Alten zuerſt Gehör gab.

Dem Demetrios war es weniger um weiſe Verwaltung ſeiner Länder als um Erweiterung ſeiner Herrſchaft zu thun. Nachdem er mit Pyrrhos wieder Frieden geſchloſſen hatte, ging er mit nichts Geringerem um, als das ganze Reich, welches vormals ſein Vater beſeſſen, wieder zu gewinnen. Der Größe dieſes Vorhabens entſprachen ſeine Zurüſtungen. Schon hatte er ein Heer von acht und neunzigtauſend Mann Fußvolk und zwölftauſend Reitern zuſammengebracht; außerdem rüſtete er theils in ſeiner Hauptſtadt Pella, theils im Peiräeus, in Korinth und Chalkis eine Flotte von fünfhundert Schiffen aus, reiſte immer von einem Hafen zum andern, gab die nöthigen Anweiſungen und legte oft ſelber mit Hand an's Werk. Jedermann erſtaunte nicht allein über die Menge, ſondern auch über die Größe ſeiner Schiffe; denn bis dahin waren noch keinem Menſchen Fahrzeuge mit funfzehn und ſechzehn Reihen von Ruderbänken über einander zu Geſicht gekommen; und was noch mehr in Verwunderung ſetzte, war dies, daß die ungeheure Größe dieſer Galeeren ihnen durchaus nichts an ihrer Brauchbarkeit im Kampfe und der Behendigkeit der Bewegung entzog.

Als die übrigen Könige eine ſolche Macht gegen Aſien aufdringen ſahen, dergleichen ſeit Alexanders Zeiten kein anderer gehabt hatte, erkannten ſie die Größe der ſie bedrohenden Gefahr. Seleukos, Ptolemäos und Lyſimachos traten in ein Bündniß zuſammen und zogen auch den Pyrrhos auf ihre Seite. Um dem Angriffe des Gegners zuvorzukommen, fielen ihn die Verbündeten von allen Seiten in ſeinem eigenen Gebiete an. Ptolemäos kam mit einer Seemacht nach Griechenland und ſuchte es zum Abfall aufzuwiegeln. Zu gleicher Zeit drangen Lyſimachos aus Thrakien, Pyrrhos aus ſeinem angrenzenden Reiche in Makedonien ein. Während Demetrios dem Erſteren entgegen eilte, eroberte Pyrrhos die Stadt Beroia,*) und kaum hatte ſich die Nachricht davon im makedoniſchen Heere verbreitet, als ſich der Geiſt der Widerſpenſtigkeit in einer Stärke äußerte, welche Demetrios nicht mehr zu bewältigen vermochte. Das ganze Lager brach in Klagegeſchrei und Thränen aus und tobte von Schmähungen und Verwünſchungen gegen den Führer. Die Soldaten wollten nicht länger beiſammen bleiben, ſondern fortgehen, angeblich um die Heimath zu befreien, in Wahrheit aber, um zu Lyſimachos überzutreten. Unter ſolchen Umſtänden hielt es Demetrios für rathſam, ſein Heer ſo weit als möglich von Lyſimachos fern zu halten und gegen Pyrrhos zu führen, denn jener war von Geburt ein Makedonier und noch von Alexanders Zeiten her vielen bekannt, Pyrrhos dagegen war ein Fremdling und Ausländer, von dem er nicht fürchtete, daß ihm die Makedonier den Vorzug geben würden. Hierin aber hatte er ſich völlig verrechnet. Denn kaum hatte er in der Nähe des Pyrrhos ſein Lager aufgeſchlagen, als ſeine Kriegsleute ſchon anfingen, zuerſt heimlich und in kleinen Trupps davonzulaufen, bald aber gerieth das ganze Lager in offnen Aufſtand; ja, es fehlte nicht an ſolchen, welche dreiſt an Demetrios herantraten und ihm alles Ernſtes riethen: er möge ſich fortmachen und auf ſeine Rettung bedacht ſein; denn die Makedonier

*) Beroe. Apoſtelgeſch. 17, 10—14.

ſeien es überdrüſſig geworden, um ſeiner Ueppigkeit willen immer im Felde zu liegen.

Dergleichen Reden ſchienen dem Demetrios noch die gemäßigtſten zu ſein im Vergleich mit dem Trotz und den Drohungen der übrigen. Er ging daher in ſein Zelt, vertauſchte, wie ein Komödiant, wenn er ausgeſpielt hat, den prunkvollen Mantel mit einem unſcheinbaren Gewande und ſchlich ſich ſtill davon.*) Der größte Theil der Soldaten machte ſich ſogleich an die Plünderung ſeines Gezeltes; ſie geriethen über die Beute unter einander ſelber in Streit, bis Pyrrhos unter ſie trat und durch ſeinen bloßen Zuruf die Ordnung wieder herſtellte. Damit war der Feldzug zu Ende, und Pyrrhos theilte ſich mit Lyſimachos in ganz Makedonien, über welches Demetrios ſieben Jahre lang unangefochten geherrſcht hatte (287 vor Chr.).

7. Wie es mit Demetrios zu Ende ging.

Phila, die Gemahlin des Demetrios, war über dieſen neuen Unfall untröſtlich und fand nicht den Muth in ſich, ihren Gatten, den unglücklichſten unter allen Königen, aller ſeiner Macht und Herrlichkeit mit einem Male entkleidet, als Privatmann und Flüchtling wiederzuſehen. Sie entſagte allen Hoffnungen, und indem ſie ſich von dem Schickſale ihres Mannes losſagte, welches ſich im Unglücke immer beſtändiger erwieſen hatte als im Glücke, machte ſie ihrem Leben durch Gift ein Ende. Allein Demetrios, feſt entſchloſſen, die noch übrigen Trümmer ſeines Reiches feſtzuhalten, begab ſich nach Griechenland, wo er ſeine Freunde und Feldherren um ſich verſammelte, brachte alle Schiffe, die ihm noch verblieben waren, zuſammen und ſetzte mit einem neugeworbenen Heere nach Aſien über, um dem Lyſimachos Karien und Lydien zu entreißen. Dort zu Milet empfing ihn die Schweſter Phila's, Eurydike, und führte ihm ihre mit dem König Ptolemäos erzeugte Tochter Ptolemais zu, welche ihm vormals durch Vermittelung des Seleukos war verlobt worden. Gleich nach der Hochzeit rückte er gegen die Städte aus, von denen viele ſich freiwillig an ihn ergaben, viele mit Gewalt bezwungen wurden, unter anderen auch Sardes. Ja es ſchlugen ſich ſogar auch etliche Feldherren des Lyſimachos auf ſeine Seite und führten ihm Geld und Truppen zu. Dies aber war das letzte Aufleuchten ſeines Glückſterns.

Agathokles, des Lyſimachos Sohn, rückte jetzt mit Uebermacht gegen ihn heran. Er wendete ſich nach Phrygien, in der Abſicht, wenn er erſt Armenien erreicht hätte, Medien in Aufſtand zu verſetzen und ſich der oberen Provinzen zu bemeiſtern, die ihm für den Fall, daß er eine Niederlage erlitte, viele Zufluchtsörter und ſichere Poſten darböten. Allein Agathokles ſetzte ihm auf dem Fuße nach. Mangel an Lebensmitteln, angeſtrengte Märſche, endloſe Strapazen und eine mörderiſche Seuche, welche in Folge deſſen in ſeinem Heere ausbrach, machten ſeine Soldaten von Tage zu Tage ſchwieriger, zumal als ſie Verdacht faßten, in welch entlegene Länder er ſie zu führen gedenke. So ſah er ſich zur Umkehr genöthiget, nahm im Taurusgebirge eine feſte Stellung und ließ ſeinen Schwiegerſohn Seleukos bitten: er möge ihm geſtatten, ſich unter den unabhängigen Barbaren dieſer Gegenden ein Reich zu ſchaffen, wo er, von den Leiden eines ewigen Umherirrens erlöſt, ſeine übrige Lebenszeit in Ruhe hinbringen könne; oder, wenn er dies nicht geſchehen laſſen wolle, ſo möge er ſeinem Heere den Winter über in dieſem Lande Unterhalt geben und ihn nicht, von allem entblößt, verjagen und ſeinen Feinden preisgeben.

Dem Seleukos ging die Noth ſeines Schwiegervaters zu Herzen, allein ſeine Räthe warnten ihn, ſich mit einem Manne einzulaſſen, der ſchon an ſich unter allen Königen der gewaltſamſte und unternehmendſte ſei und ſich noch dazu gegenwärtig in einer Lage befinde, welche ſelbſt den Gemäßigtſten zu Wagſtücken und Uebergriffen verleiten könne. Demgemäß verſtattete er zwar dem Demetrios, auch zwei Monate in Katavonien, dem ſüdlichſten Theile Kappadokiens, zu überwintern, verwahrte aber alle Päſſe und Zugänge, welche nach Syrien führten.

Da ſich nun Demetrios wie ein wildes Thier von allen Seiten eingeſchloſſen und umzingelt ſah, ſchritt er nothgedrungen zu Gewaltmaaßregeln, ſtreifte in der ganzen Provinz umher und ſchlug den Seleukos überall, wo er auf ihn ſtieß. Allein eine ſchwere Krankheit verzehrte ſeine Kräfte, ſeine Truppen zerſtreuten ſich oder gingen zu Seleukos über, ſo daß endlich Demetrios ſelber genöthigt war, ſich der Gnade ſeines Eidams zu übergeben. Dieſer wies ihm den ſyriſchen Cherſoneſos, eine Halbinſel, welche von dem Fluſſe Orontes und einem großen See gebildet wird, zum Aufenthalte an. Außer einer ſtarken Wache gab er ihm auch hinlängliche Bedienung und eine anſehnliche Summe zu ſeinem täglichen Unterhalte. Ueberdies waren ihm die daſelbſt befindlichen königlichen Rennbahnen, Spaziergänge und Thiergärten zu ſeinen Vergnügungen überlaſſen, und jedem ſeiner Freunde ſtand es frei, ihm Geſellſchaft zu leiſten. Allmählig gewöhnte ſich der gefangene Held, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zu ertragen. Anfangs machte er ſich allerlei Leibesbewegung und erluſtigte ſich, ſo weit es ihm erlaubt war, an der Jagd und Spaziergängen in der reizvollen Landſchaft. Nach und nach aber wurde er dieſer Art der Kurzweil überdrüſſig, verfiel in Trägheit und überließ ſich, um ſeinen traurigen Gedanken auszuweichen, dem Trunk und Würfelſpiel, womit er die meiſte Zeit hinbrachte.

Im dritten Jahre ſeiner Gefangenſchaft verfiel er in Folge dieſer Unthätigkeit und Völlerei in eine Krankheit und ſtarb im vier und funfzigſten Jahre ſeines Lebens (284 vor Chr.). Sein Leichnam wurde unter großem Gepränge nach Griechenland abgeführt und in der nach ihm benannten theſſaliſchen Stadt Demetrias beigeſetzt. Sein Sohn Antigonos Gonatas beſtieg den Thron Makedoniens, und ſein Geſchlecht blieb im Beſitze der königlichen Würde bis auf Perſeus, unter welchem im Jahre 168 vor Chr. Makedonien erobert und eine Provinz des römiſchen Reiches wurde.

*) Leben iſt nur ein wandelnd Schattenbild;
Ein armer Komödiant, der ſpreizt und knirſcht
Sein Stündchen auf der Bühn' und dann nicht mehr
Vernommen wird; ein Märchen iſt's, erzählt
Von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth,
Das nichts bedeutet.
Shakſpeare's Macbeth Akt V. Sc. 5

Pyrrhos.

1. Jugendschicksale.

Der König Pyrrhos von Epeiros leitete sein Geschlecht von dem Helden Achilleus her. Die Sage erzählt, daß des Achilleus Sohn, Neoptolemos, nach der Zerstörung Ilions an der Spitze seines Heergefolges in Epeiros erschienen sei und sich daselbst eine Heerschaft gegründet habe, welche auf seine Nachkommen forterbte. Diese wurden Pyrrhiden genannt, weil Neoptolemos in seiner Jugend um seines feuergelben Haares willen den Namen Pyrrhos geführt hatte. Aus diesem Geschlechte stammte der König Aeakides, der Vater desjenigen Pyrrhos, dessen Lebensgeschichte wir im Folgenden zu erzählen haben. Aeakides wurde bei einem Volksaufstande verjagt, worauf der erledigte Thron den Söhnen seines Oheims Neoptolemos zu Theil wurde. Die Freunde des Aeakides kamen durch das Schwert der Aufrührer um, der noch unmündige Pyrrhos aber wurde durch die Bemühungen zweier treuen Anhänger seines Hauses ihren Nachforschungen entzogen. In Begleitung etlicher Diener und der Säugammen suchten sie das Kind über die Grenze zu bringen; da aber diese Flucht nur unter großen Schwierigkeiten und sehr langsam zu bewerkstelligen war, so wurden sie von den Verfolgern eingeholt. Sie übergaben daher das Kind drei zuverlässigen und starken Jünglingen mit dem Befehle, alle Kräfte aufzubieten, um noch Megara, eine Ortschaft in Makedonien, zu erreichen. Sie selber hielten unterdessen die Verfolger theils mit Bitten theils mit Gewalt so lange auf, bis es Abend wurde, und eilten dann, nachdem sie mit genauer Noth sich von den Feinden losgemacht hatten, dem jungen Pyrrhos und denen, die ihn trugen, nach.

Die Sonne war bereits untergegangen, als ihre Flucht auf ein Hinderniß stieß, welches ihre Hoffnung auf Rettung plötzlich wieder zu nichte machte. Ein Strom von wildem und erschreckendem Ansehn ergoß sich zwischen ihnen und der Stadt, die sie aufnehmen sollte, und vereitelte alle ihre Bemühungen, hinüberzukommen; denn er war in Folge von Regengüssen gewaltig angeschwellt und durch die nächtliche Finsterniß wurde alles noch furchtbarer. Während sie nun sich völlig außer Stande fanden, für sich allein den Knaben mit seinen Ammen und Wärterinnen hinüberzubringen, sahen sie am jenseitigen Ufer einige Eingeborene stehen, die sie alsobald anriefen, ihnen zum Ueberfetzen behülflich zu sein, wobei sie unter Geschrei und mit allen Gebärden Schutzflehender ihnen das Knäbtein zeigten. Diese aber konnten über dem rauschenden Getöse des Flusses nichts vernehmen, und so ging einige Zeit hin, indem die einen schrieen, die anderen sie nicht verstanden, bis einer auf folgenden Einfall kam. Er riß ein Stück Rinde von einer Eiche los, schrieb mit dem Dorn aus einer Schnalle in der Kürze auf, was jenen von dem Nothstande und dem Schicksale des Knaben Kunde gab, befestigte dann die Rinde an einen Stein oder Wurfspieß und schleuderte ihn so hinüber. Wie nun die Leute drüben die aufgezeichneten Worte lasen und den Drang der Umstände erkannten, fällten sie einige Bäume, banden sie zu einem Flosse zusammen und fuhren über, und zufälliger Weise hieß derjenige, welcher als der erste der Herübergekommenen den Pyrrhos in Empfang nahm und in Sicherheit brachte, wie zu guter Vordedeutung, Achilleus. Die übrigen wurden sodann von den anderen, wie sich's gerade traf, über den Fluß gebracht.

Auf diese Weise ihren Feinden glücklich entronnen, kamen sie nach Illyrien zu dem Könige Glaukias. Sie fanden ihn zu Hause neben seiner Frau sitzend und legten das Kind mitten im Zimmer auf den Boden nieder, womit sie es dem Schutze des Königs angelegentlich empfahlen. Glaukias besann sich aus Furcht vor dem Könige von Makedonien, Kassandros, welcher dem Aeakides feind war, lange Zeit und ging mit sich stillschweigend zu Rathe. Mittlerweile kroch der zweijährige Pyrrhos von freien Stücken zu Glaukias hin, ergriff mit den Händen sein Gewand und richtete sich an seinen Knieen empor. Glaukias mußte darüber lachen, fühlte aber auch alsbald sein Herz von Mitleid ergriffen; war es doch, als ob dies Kind selber fußfällig und mit Thränen seinen Schutz anflehe. Er übergab den Pyrrhos seiner Gemahlin mit dem Auftrage, ihn mit ihren Kindern zu erziehen; auch ließ er ihm gegen die Feinde, welche seine Auslieferung verlangten, und selbst gegen Kassandros, welcher ihm zweihundert Talente dafür anbot, seinen Schutz angedeihen; und als der Knabe das zwölfte Jahr erreicht hatte, führte er ihn mit einem Kriegsheere nach Epeiros zurück und setzte ihn wieder in sein väterliches Reich ein.

Ungefähr in seinem siebzehnten Jahre, als seine Herrschaft fest und sicher begründet schien, machte er eine Reise, um der Hochzeitsfeier eines der Söhne des Glaukias, mit denen er erzogen worden war, beizuwohnen. Jetzt empörten sich die Molosser*) von neuem, vertrieben

*) Molosser und Thesproten waren die ansehnlichsten unter den vierzehn Völkerschaften, welche Epeiros bewohnten.

seine Anhänger und übertrugen dem Neoptolemos, wahrscheinlich einem Sohne oder Enkel des oben erwähnten Großohms unseres Pyrrhos, die Herrschaft. Des Thrones beraubt und von allem entblößt, nahm er zu Demetrios Poliorketes seine Zuflucht, welcher eine seiner Schwestern, Deidameia, zur Gemahlin hatte. Mit diesem nahm er noch in seinen ersten Jünglingsjahren an der gewaltigen Schlacht bei Ipsos Theil (s. S. 299), schlug die ihm gegenüberstehenden Feinde in die Flucht und zeichnete sich durch glänzende Tapferkeit unter allen Kämpfenden aus. Auch verließ er den Demetrios in seinem Unglücke nicht, sondern erhielt die ihm anvertrauten Städte Griechenlands in Gehorsam und begab sich, als Demetrios mit dem Ptolemäos Frieden schloß, als Geisel nach Aegypten.

Hier gewann er durch seine Stärke und Unermüdlichkeit, welche er auf der Jagd und auf den Uebungsplätzen bewies, die Zuneigung des Königs Ptolemäos. Ebenso geschickt, sich bei Mächtigeren, wo es ihm vortheilhaft schien, einzuschmeicheln, als er mit Stolz auf Geringere herabsah, bewarb er sich vor allem um die Gunst der Berenike, da es ihm nicht entging, daß sie am Hofe den meisten Einfluß hatte und an Tugend wie an Verstand alle übrigen Frauen des Ptolemäos übertraf. Seine ehrbaren Sitten und die Mäßigkeit in seiner Lebensweise empfahlen ihn der Königin dermaaßen, daß er vor vielen anderen Fürstensöhnen zum Gemahle der Antigone, einer Tochter der Berenike aus einer früheren Ehe, erkoren wurde.

Diese Verbindung mit dem mächtigen Herrscherhause erhöhte noch sein Ansehn, und da Antigone als ein treu ergebenes Weib sich seiner Sache annahm, so brachte er es dahin, daß er, mit Geld und Truppen ausgerüstet, nach Epeiros entlassen wurde. Seine Ankunft war vielen nicht unerwünscht, da Neoptolemos als ein grausamer und gewaltthätiger Herrscher verhaßt war. Da er aber befürchtete, Neoptolemos möchte bei einem der anderen Könige Hülfe suchen, so ging er mit ihm einen freundschaftlichen Vergleich ein, welchem zufolge sie beide gemeinschaftlich regieren sollten. Allein im Verlaufe der Zeit trat durch fremde Einflüsterungen Mißtrauen und Zwietracht zwischen die Könige, und als Neoptolemos gar damit umging, seinen Mitregenten heimlich aus dem Wege zu räumen, kam ihm Pyrrhos zuvor und tödtete ihn bei einem Opferfeste.

Pyrrhos hatte in seinen Gesichtszügen etwas Königliches, doch mehr von furchtbarem als ehrwürdigem Ausdrucke. Auch verliehen noch andere Umstände ihm den Charakter des Absonderlichen. Statt der Zähne fand sich in seinem Oberkiefer ein einziger zusammenhängender Knochen, an welchem die Zwischenräume der Zähne durch schwache Ritzen angedeutet waren.*) Er stand in dem Rufe, daß er das Vermögen besitze, Milzsüchtigen zu helfen, und verrichtete die Heilung in folgender Weise. Er opferte einen weißen Hahn, ließ die Kranken sich auf den Rücken niederlegen und trat dann mit dem rechten Fuße sanft auf den leidenden Theil. Niemand war so arm und gering, dem Pyrrhos auf seine Bitte diese Heilung nicht gewährt hätte; auch ließ er nach vollbrachtem Opfer den Hahn sich zum Geschenke geben, und diese armselige Belohnung machte ihm immer viel Freude.**)

2. Pyrrhos kriegerische Tüchtigkeit und königliche Gemüthsart. Gewinn und Verlust des Thrones von Makedonien.

Zur Alleinherrschaft im väterlichen Reiche gelangt, trug sich Pyrrhos mit großen Eroberungsplänen und richtete seine Hoffnungen zunächst auf die nachbarlichen Länder. Der Tod des Kassandros gab ihm erwünschten Anlaß, sich in die Angelegenheiten Makedoniens einzumischen. Zwei Brüder, Söhne des Kassandros, stritten sich hier um die Herrschaft. Antipatros, der ältere, vertrieb den jüngeren, Namens Alexandros. Dieser rief zu gleicher Zeit den Pyrrhos und den Demetrios um Beistand an, und da den letzteren seine eigenen Angelegenheiten eine Zeit lang aufhielten, kam ihm Pyrrhos zuvor, vertrieb den Antipatros und nahm zum Lohne seines Beistandes die illyrische Stadt Nymphäa und den schon seit älterer Zeit zu Makedonien gehörigen Küstenstrich am ionischen Meere, nebst Ambrakien, Akarnanien und Amphilochien in Besitz. Alexander, welchen er in die Herrschaft über die übrigen Länder Makedoniens eingesetzt hatte, wurde bald darauf, wie wir bereits in der vorigen Lebensbeschreibung erzählt haben, von Demetrios ermordet und dieser darauf von den Makedoniern zum Könige ausgerufen.

Das beiderseitige Glück entzweite jetzt die verschwägerten Fürsten, die im Unglücke treu und redlich zusammengehalten hatten, und die Habsucht, „die Zwillingsschwester der Herrschergewalt,“ machte sie zu argwöhnischen und treulosen Nachbarn, zumal da Deidameia gestorben war. Jeder von ihnen hatte einen Theil Makedoniens inne und auf den anderen gleiche Absicht. Es kam zum Kriege. Die beiden Heere, mit welchen die Könige auf einander losgingen, verfehlten sich auf dem Wege, so daß, während Demetrios in Epeiros einfiel, Pyrrhos auf den Pantauchos stieß und ihm die Schlacht anbot. Sofort entspann sich ein erbitterter und hartnäckiger Kampf, besonders da, wo die beiden Führer selber einander gegenüberstanden. Pantauchos, unter allen Feldhauptleuten des Demetrios an Tapferkeit, Gewandtheit und Körperstärke anerkannt der beste, forderte, von Kühnheit und Stolz gebläht, den Pyrrhos zum Zweikampfe heraus; und dieser, der an Muth und Ruhm vor keinem Könige zurücktrat und die Berühmtheit des Achill mehr durch Thaten als

*) Einen Menschen mit derselben abnormen Bildung der Kiefer fand man nach Herodots Bericht unter den gefallenen Barbaren auf der Wahlstatt von Platäa. Manche Fischgattungen, z. B. Diodon hystrix und mehr noch Tetrodon hispidus (Seekröpfer) bieten eine ähnliche Erscheinung dar; s. H. Burmeister, Zoologischer Handatlas. Berlin 1835. Taf. 21. Fig. 10. und 11 a.

**) In alten und neuen Zeiten ist manchen Herrschern die Kraft zugeschrieben worden, gewisse Krankheiten und Gebrechen zu heilen, z. B. dem Vespasian, den Königen von England und Frankreich. Noch von Karl X. wird erzählt, daß er eine solche Heilung mit den Worten verrichtet habe: »Dein König berührt dich, Gott wird dir helfen!«

durch Abkunft ſich anzueignen gedachte, ſchritt ungeſäumt durch die Vorderreihen dem Pantauchos entgegen. Anfangs war es ein Speerkampf, dann kam es zum Handgemenge, wobei ſie die Schwerter mit aller Kunſt und Stärke gegen einander führten. Pyrrhos empfing eine Wunde, brachte aber dem Gegner dafür zwei andere bei, die eine in der Hüfte, die andere am Halſe, ſtreckte ihn endlich zu Boden und hätte ihm den Garaus gemacht, wäre nicht Pantauchos von ſeinen Freunden hinweggeriſſen worden. Die Epeiroten, begeiſtert durch den Sieg ihres Königs und voll Bewunderung ſeiner Tapferkeit, drangen hierauf mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Phalanx der Makedonier ein, ſchlugen ſie in die Flucht, tödteten beim Nachſetzen eine große Menge und machten außerdem noch fünftauſend Mann zu Gefangenen.

Dieſer Kampf erfüllte die Makedonier, trotz des unglücklichen Ausganges, nicht etwa mit Erbitterung über die erlittenen Verluſte noch mit Haß gegen den Sieger, ſondern flößte vielmehr denen, welche ſeine Gegner in der Schlacht und Zeugen ſeiner Thaten geweſen waren, hohe Achtung vor ihm ein und machte ſie zu Lobrednern ſeiner kriegeriſchen Tüchtigkeit. Denn ſie glaubten an ihm des großen Alexanders Geſtalt, Geſchwindigkeit und Gang wieder erkannt zu haben; und ſeine ſtürmiſche Gewalt im Angriffe ließ ihn als ein wirkliches Nachbild der großen Eigenſchaften dieſes Helden erſcheinen, während die anderen Könige nur durch Purpur und Leibwachen, durch Krümmung des Halſes und den ſtolzen Ton der Rede ihn nachzuahmen ſuchten.*)

Seine ausgezeichnete Kenntniß und Erfahrung im Kriegsweſen hat Pyrrhos nicht blos auf den Schlachtfeldern, ſondern auch in Schriften, welche er über dieſen Gegenſtand verfaßt hat, dargelegt. Er lehrte zuerſt, ſagt Livius, wie man ein Lager aufſchlagen, was für einen Ort man dazu erwählen, was für Poſten man ſich auserſehen müſſe, und verſtand die Kunſt vollkommen, die Gemüther der Menſchen zu gewinnen, ſo daß nachmals auch die Völker Italiens lieber unter ſeiner als unter des römiſchen Volkes Herrſchaft ſtehen wollten, welches doch daſelbſt ſeit vielen Jahren die Oberhand behauptet hatte. Antigonos gab auf die Frage, wer der größte Feldherr ſei? zur Antwort: „Pyrrhos, wenn er alt wird;“ und der berühmte Hannibal wies Alexandern den erſten, dem Pyrrhos den zweiten, ſich ſelber aber erſt den dritten Rang unter den beſten Feldherren an.

Kriegskunſt war nach ſeiner Meinung die wahrhaft königliche Wiſſenſchaft, die er daher auch zum beſtändigen Gegenſtande ſeines Nachdenkens und ſeiner Geſpräche machte; wogegen er auf die Künſte der feinen Welt gar keinen Werth legte.

Gegen ſeine Umgebungen war er nachſichtig und eben ſo ſchwer zu erzürnen als eifrig und bereitwillig, die ihm erwieſenen Dienſte zu vergelten. Als er den Tod eines verdienſtvollen Mannes erfuhr, äußerte er mit großer Betrübniß: „Ich betrübe mich nicht darüber, daß dem Aeropos etwas Menſchliches widerfahren iſt, ſondern ich tadle und verdamme mich, daß ich über dem ſteten Zögern und Aufſchieben ihm keinen Dank bewieſen habe. Denn Schulden kann man den Erben der verſtorbenen Gläubiger bezahlen; aber Wohlthaten nicht eben denjenigen vergolten zu haben, von denen man ſie genoſſen hat, das muß jedem redlichen und rechtſchaffenen Manne ſchwer auf's Herz fallen.“ Einſt riethen ihm ſeine Freunde, er ſollte einen verleumderiſchen Menſchen, der ihm viel Böſes nachſagte, aus dem Lande jagen. „Laßt ihn bleiben!“ erwiederte Pyrrhos, „es iſt beſſer, daß er uns bei wenigen verläſtert, als daß er umherzieht und uns bei der ganzen Welt anſchwärzt.“ Ein andermal wurden etliche junge Leute ihm vorgeführt, die beim Zechgelage auf ihn geſchmähet hatten. Beim Verhöre fragte er ſie: ob ſie das Angegebene wirklich geſagt hätten? „Allerdings, mein König,“ gab ihm Einer zur Antwort, „und wir hätten noch mehr geſagt, wenn wir mehr Wein gehabt hätten.“ Der König lachte und ließ ſie gehen.

Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Antigone nahm er mehrere Frauen, um durch ſolche Vermählungen ſein Reich und ſeine Macht zu vergrößern.*) Er heirathete nemlich die Tochter des Autoleon, des Königs der Päonier, einer Völkerſchaft im Norden Makedoniens; ferner die Birkenna, die Tochter des illyriſchen Königs Bardyllis, und endlich die Lanaſſa, Tochter des ſyrakuſiſchen Tyrannen Agathokles, welche ihm die Stadt Kerkyra, eine Eroberung ihres Vaters, als Brautſchatz zubrachte. Alle ſeine Söhne erzog er zu tüchtigen Kriegern voller Muth und Feuer, indem er ſie ſchon von zarteſter Kindheit an zum Waffenwerk anreizte. Als ihn einer ſeiner Knaben fragte, wem er das Reich hinterlaſſen wolle, gab er zur Antwort: „Demjenigen unter euch, der das ſchärfſte Schwert haben wird.“ Was war eine ſolche Aeußerung anderes als jener Fluch in der Tragödie:

Mit geſchärftem Schwert ſollen die Brüder das Haus theilen'

Als Pyrrhos von ſeinem Feldzuge gegen Demetrios ſiegreich heimkehrte, gaben ihm die Epeiroten den Beinamen: Adler, worauf er mit dankbarer Zufriedenheit antwortete: „Durch euch bin ich ein Adler; muß es nicht der ſein, welchen ihr mit euern Waffen, wie mit Schwingen, emporhebt?“ Auch in der Folgezeit fehlte es weder an Neigung noch an Veranlaſſung zu gegenſeitigen Fehden. Als aber Demetrios damit umging, ſein väterliches Reich in Aſien, welches durch die Schlacht bei Ipſos verloren gegangen, wiederzuerobern, lag ihm viel daran, durch einen dauerhaften Frieden einen ſo läſtigen und gefährlichen Nachbar mit ſich auszuſöhnen. Dieſer Vertrag kam zu Stande und mehrte die Beſorgniſſe der Könige, gegen welche die Abſichten und Kriegsrüſtungen des Demetrios gerichtet waren. Sie ſchickten daher Geſandte und Briefe an Pyrrhos und bezeigten ihm ihre Verwunderung, daß er ſeine Zeit verſäume, um erſt dann Krieg zu führen, wenn die Zeit für Demetrios werde gekommen ſein; und daß er, ſtatt den Vielbeſchäftigten und Bedrohten mit leichter Mühe aus Makedonien zu verjagen, lieber abwarte, bis dieſer die Hände frei habe und groß geworden ſei, und Pyrrhos ſich in die Nothwendigkeit werde verſetzt finden, für die Heiligthümer und Gräber im Moloſſerlande

*) Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber ſein Genie, ich meine, ſein Geiſt
Sich nicht auf der Wachtparade weiſt.
Schiller, Wallenſteins Lager Sc. 6

*) Tu felix, Austria, nube.

ſelbſt ſich mit ihm zu ſchlagen. Zu ſolchen Anreizungen kam noch eine ſchwere Beleidigung, welche Pyrrhos erſt neulich von Demetrios erfahren hatte. Lanaſſa nemlich, unzufrieden mit Pyrrhos wegen der Bevorzugung, welche er nach ihrer Meinung ſeinen Frauen von nichtgriechiſcher Abkunft zu Theil werden ließ, war nach Kerkyra entwichen und hatte, um wieder Gemahlin eines Königs zu werden, den Demetrias zu ſich geladen, weil ſie wußte, daß er es unter allen Königen mit dem Heirathen am leichteſten nehme. Und wirklich war dieſer nach Kerkyra gekommen, hatte ſich mit Lanaſſa vermählt und eine Beſatzung in der Stadt zurückgelaſſen.

So geſchah es, daß auch Pyrrhos an dem Feldzuge der verbündeten Könige gegen Demetrios theilnahm. Während Ptolemäos mit einer anſehnlichen Flotte an den Küſten Griechenlands erſchien und die Städte dafelbſt zum Abfall brachte, und Lyſimachos von Thrakien aus in das obere Makedonien einfiel, drang Pyrrhas von der anderen Seite her in das Land und eroberte die Stadt Beraia. Auf dieſe Nachricht wandte ſich Demetrios, welcher erſt dem Lyſimachas entgegen gezogen war, gegen Pyrrhos und lagerte ſich ihm gegenüber bei Beroia. Da aber ſeine Truppen ohnehin ſchon zu Meutereien geneigt waren, ſo beſchleunigte dieſer Schritt ſein Verderben. Denn nun kamen viele Einwohner Beroias heraus in's Lager und prieſen den Pyrrhos als einen Mann, der im Kampfe ebenſo tapfer und unüberwindlich als mild und leutſelig gegen Ueberwundene wäre. Auch ſchickte Pyrrhos ſelbſt einige Leute, die ſich für Makedonier ausgaben und den Soldaten vorſtellten, jetzt ſei die Zeit gekommen, ſich der harten Herrſchaft des Demetrias zu entziehen, ſie brauchten nur zu Pyrrhas, einem wahren Volks- und Soldatenfreunde, überzutreten. Dergleichen Vorſtellungen verſetzten den größten Theil des Heeres in Aufregung. Man wallte den Pyrrhas ſehen und ſuchte ihn an allen Orten; und als dies Pyrrhos vernahm, ſäumte er nicht, ſeinen Helm mit dem prachtvollen Buſch und den Bockshörnern aufzuſetzen, woran er jedermann kenntlich war, und ſich öffentlich zu zeigen. Sofort liefen ihm eine Menge Makedonier zu, verlangten von ihm das Loſungswort und bekränzten ſich mit Eichenzweigen, womit ſie ſein Gefolge geſchmückt ſahen. Demetrias ſah ſich im eigenen Lager verlaſſen, geſchmäht und bedroht und machte ſich in aller Stille aus dem Staube; worauf Pyrrhos ohne Schwertſtreich das Lager in Beſitz nahm und zum Könige der Makedonier ausgerufen wurde.

Da er aber ihrer Treue noch nicht völlig vertrauen konnte, ſo gab er dem Anſinnen des Lyſimachas, welcher den Sturz des Demetrias für ein ihnen gemeinſames Werk erklärte, nach und theilte mit ihm das Land und die Städte, die ihm ſo leichten Kaufes zugefallen waren. Dieſe freiwillige Theilung verhinderte zwar für den Augenblick den Ausbruch des Krieges zwiſchen beiden, machte aber ihrer Feindſchaft keineswegs ein Ende, ſondern legte nur den Grund zu neuen Beſchwerden und Streitigkeiten. Wie wäre es auch möglich geweſen, daß Männer, deren Habſucht in keinem Meere, keinem Gebirge, keiner unwirthbaren Einöde ein Ziel fand, deren Begierde ſelbſt durch die Naturgrenzen Aſiens und Europas ſich nicht beſchränken ließ, jetzt als unmittelbare Nachbarn mit ihrem Beſitze ſich begnügt und des Unrechts ſich enthalten hätten? Kaum war Demetrias in Aſien ſeinen Gegnern völlig unterlegen, als Lyſimachos, welcher nun Sicherheit und Muße erlangt hatte, ſich gegen Pyrrhos wandte, die Makedonier zum Abfalle reizte und den Pyrrhas nöthigte, mit ſeinen Epeiroten und Bundesgenoſſen das Land zu räumen. So hatte er, wie einſt Demetrios, Makedonien ganz auf dieſelbe Art verloren, wie er es gewonnen hatte.

3. Pyrrhos wird von den Tarentinern eingeladen, ihren Krieg mit den Römern auszufechten.

Jetzt, auf Epeiros wieder zurückgedrängt, hätte er den Wink des Schickſals verſtehen ſollen, welches ihn einlud, deſſen, was ihm geblieben war, ruhig zu genießen und in Frieden als König ſeines angeſtammten Reiches zu leben. Allein, kein Uebel Anderen zuzufügen noch von Anderen zu erleiden, machte ihn faſt vor Langerweile krank. Ruhe war ihm unerträglich; man konnte von ihm ſagen, wie Homer von ſeinem Stammvater Achill, als er aus Zorn gegen Agamemnon an den Kämpfen der Hellenen nicht mehr Theil nahm:

mit verzehrendem Gram in der Seele
Raſtet' er dort, und ſehnte ſich doch nach Kämpfen und Schlachtruf.

Aber bald bot ſich ſeinem Verlangen nach neuen Waffenthaten folgende Gelegenheit. Die Römer führten Krieg mit der griechiſchen Pflanzſtadt Tarent in Unteritalien. Unvermögend, dieſen Krieg auszuhalten, wurden die Tarentiner durch die Frechheit und Schlechtigkeit ihrer Volksführer doch immer auch verhindert, ihn aufzugeben. Sie kamen daher auf den Gedanken, dem Pyrrhos den Oberbefehl zu übertragen und ihn zur Führung des Krieges herbeizurufen, weil er unter den Königen damals am meiſten freie Hand hatte und für den geſchickteſten Feldherrn galt. Etliche von den älteren und verſtändigen Bürgern, welche ſich offen gegen dieſen Vorſchlag erklärten, wurden durch das Geſchrei und die Gewaltthätigkeiten der Kriegspartei aus der Volksverſammlung vertrieben; die andern ſchieden bei dieſem Anblicke freiwillig aus und ließen der Sache ihren Gang. Nur ein wohlgeſinnter Bürger, Namens Meton, machte noch einen Verſuch. An dem Tage, wo die entſcheidende Abſtimmung erfolgen ſollte, erſchien er, als das Volk ſchon beiſammen war, an dem Verſammlungsorte, wie ein trunkener Nachtſchwärmer, mit einem Kranze von welken Blumen auf dem Haupte, einer Fackel in der Hand, eine Flötenſpielerin ging vor ihm her. Wie es ſich von dem Volkshaufen einer Stadt, in welcher eine ſchlecht geordnete Demokratie am Ruder war, nicht anders erwarten ließ, — die Einen klatſchten bei dieſem Anblicke Beifall, die Anderen lachten, keiner ſuchte es zu hindern, vielmehr rief man, ſie ſollten in die Mitte treten, das Mädchen blaſen, Meton dazu ſingen, und alles erwartete, daß dies geſchehen werde. Sobald aber Stille eingetreten war, ließ er ſich alſo vernehmen: „Ihr thut recht wohl daran, ihr

Männer von Tarent, daß ihr keinem, ſo lange es angeht, ſeine Luſt und ſeine Kurzweil mißgönnt. Wenn ihr aber klug ſeid, ſo werdet ihr alle jetzt noch die Freiheit genießen; denn wenn erſt Pyrrhos in die Stadt eingerückt iſt, dann wird es ganz anders mit euch ſtehen und eine andere Art zu leben für euch eintreten.“ Dieſe Rede machte auf die Mehrzahl der Tarentiner tiefen Eindruck; es lief ein Gemurmel durch die Verſammlung, welches dem Meton Beifall gab. Allein diejenigen Männer, welche fürchten mußten, bei Abſchluß eines Friedens den Römern ausgeliefert zu werden, ſchalten das Volk, daß es ſo gutmüthig die Frechheit und den Hohn eines Trunkenen ſich gefallen ließe, rotteten ſich zuſammen und ſtießen den Meton hinaus.

Nachdem nun auf ſolche Weiſe der Vorſchlag zum Volksbeſchluſſe erhoben worden, ſchickten ſie Geſandte nach Epeiros ſowohl aus Tarent, als auch von den Italioten*), welche dem Pyrrhos Geſchenke überbringen und alſo zu ihm ſagen ſollten: „Was wir brauchen, iſt ein kluger und berühmter Feldherr; an einer ſtarken Kriegsmacht dagegen iſt hier bei Lukanern, Meſſagiern, Samnitern und Tarentinern kein Mangel, da wir zwanzigtauſend Mann Reiterei und nahe an dreihundert und funfzigtauſend Mann Fußvolk in's Feld ſtellen können.“ Dieſer Antrag eröffnete nicht nur dem Pyrrhos ſelbſt eine große Ausſicht, ſondern erfüllte auch die Epeiroten mit Bereitwilligkeit und Eifer zu dieſem Unternehmen.

Es lebte aber damals ein gewiſſer Kineas, von Geburt ein Theſſalier, ein Mann, der für ſehr verſtändig galt, den Redner Demoſthenes gehört hatte und einzig und allein unter allen Rednern jener Zeit ſeinen Zuhörern ein Abbild von der Kraft und Gewalt der Beredtſamkeit jenes Mannes zu geben ſchien. Er hielt ſich am Hofe des Pyrrhos auf und leiſtete dem Könige als Geſandter ausgezeichnete Dienſte, weshalb ihn Pyrrhos ſehr hoch hielt und zu ſagen pflegte: Kineas habe ihm mehr Städte mit Worten als er ſelber mit Waffen erobert. Dieſer alſo knüpfte, als er den Pyrrhos zum Feldzuge nach Italien entſchloſſen ſah, in einer Mußeſtunde folgendes Geſpräch mit ihm an: „Die Römer, mein König, ſollen allerdings ſehr kriegeriſch ſein und über viele ſtreitbare Völker herrſchen. Wenn uns nun aber Gott über dieſe Männer wirklich den Sieg verleihen ſollte, wozu werden wir ihn benützen?“ Der König antwortete: „Kineas, deine Frage beantwortet ſich von ſelbſt. Sind wir über die Römer Herr geworden, ſo findet ſich dort weder eine barbariſche noch eine helleniſche Stadt, die uns gewachſen wäre; ſondern wir werden alſobald ganz Italien in unſern Händen haben, deſſen Größe, Trefflichkeit und Macht eher jedem andern als dir unbekannt ſein kann.“ Nach einem kurzen Stillſchweigen hob Kineas von neuem an: „Wenn wir nun Italien erobert haben, was werden wir dann thun?“ Und Pyrrhos, der ſeine Abſicht noch immer nicht merkte, erwiederte: „Ganz aus der Nähe reicht uns Sicilien die Hände, eine geſegnete und volkreiche Inſel und dabei leicht zu erobern. Denn, mein Kineas, dort herrſcht, ſeitdem Agathokles geſtorben iſt, nichts als Aufruhr, da die Städte kein Oberhaupt haben und der Leidenſchaft der Demagogen anheimgegeben ſind.“ Kineas fuhr fort: „Es läßt ſich wohl hören, was du ſagſt. Allein wird dies das Ende unſerer Heerfahrt ſein, daß wir Sicilien erobern?“ Pyrrhos antwortete: „Möge Gott uns Sieg und glückliches Vollbringen ſchenken! Dies alles wird nur das Vorſpiel zu größeren Unternehmungen ſein. Denn wer würde ſich dann Afrikas und Karthagos enthalten, welches von dort ſo leicht erreichbar iſt. Fehlte doch nicht viel daran, daß ſogar Agathokles, als er aus Syrakus entfliehen mußte und mit nur wenigen Schiffen dahin überſetzte, es in ſeine Gewalt bekam. Daß uns aber nach dieſen Eroberungen keiner von unſern Feinden, die ſich jetzt noch ſo übermüthig gebärden, die Spitze bieten kann, braucht man darüber nur ein Wort zu verlieren?“ — „Durchaus nicht!“ fiel ihm Kineas in die Rede; „denn es iſt augenſcheinlich, daß wir mit einer ſolchen Macht Makedonien wieder einnehmen und über Griechenland unangefochten herrſchen werden. Wenn nun aber alles dies uns unterworfen ſein wird, was werden wir dann thun?“ — „Dann,“ ſagte Pyrrhos mit Lachen, „werden wir in guter Ruhe leben; der Becher, mein Theuerſter, ſoll alle Tage bei uns kreiſen, in traulichen Geſprächen wollen wir dann immer beiſammen ſein und ein fröhliches Leben führen!“ Als Kineas den König endlich ſo weit gebracht hatte, ſagte er: „Nun denn, was hindert uns jetzt, uns beim Becher zu erluſtigen und in Ruhe gemüthlich beiſammen zu leben, wenn wir ſonſt wollen, da wir ja ohne Mühe das alles ſchon beſitzen, was wir dann erſt mit vielem Blutvergießen, mit großen Anſtrengungen und Gefahren, mit manchem Leidweſen, das wir theils über Andere bringen, theils ſelber erdulden müſſen, erlangen werden?“

Dieſe Vorſtellungen des Kineas erregten mehr den Unwillen des Königs, als daß ſie ihn von ſeinem Vorſatze abgezogen hätten; denn wiewohl er recht gut einſah, welch ein großes Glück er durch dieſe Unternehmung aufgebe, hatte er doch nicht ſo viel Gewalt über ſich, um einer Hoffnung zu entſagen, welche ſeinem Ehrgeize ſo ſehr ſchmeichelte.

4. Fahrt nach Italien. Schlacht bei Pandoſia.

Pyrrhos ſchickte den Kineas mit dreitauſend Mann nach Tarent voraus; brachte dann auf die zahlreichen platten Schiffe, Galeeren und Fahrzeuge verſchiedener Art, die ihm von Tarent herübergeſchickt worden, zwanzig Elephanten, dreitauſend Reiter, zwanzigtauſend Fußgänger, zweitauſend Bogenſchützen und fünfhundert Schleuderer, und ging, wie alles zur Abfahrt fertig war, unter Segel (280 vor Chr.).

Aber mitten auf dem ioniſchen Meere überfiel ihn ein heftiger Nordwind, der das ganze Geſchwader zerſtreute und zum Theil weit hinweg in das ſiciliſche und afrikaniſche Meer verſchlug, zum Theil, von der Nacht übereilt, auf Klippen und Untiefen warf und völlig zu Grunde richtete. Nur das königliche Schiff widerſtand, ſo lange die Wellen von der Seite her anprallten, vermöge ſeiner Größe und Stärke der ſtürmiſchen Bewegung des Meeres und näherte ſich durch die Geſchicklichkeit und den Eifer der Schiffsleute unter den größten Anſtrengungen

*) So nannte man diejenigen Hellenen, welche ſich auf der ſüdweſtlichen Halbinſel Unteritaliens niedergelaſſen hatten.

und Gefahren noch glücklich dem Geſtade. Als ſich aber der Wind jetzt umſetzte und vom Lande her wehete, ſo daß der Andrang der Wogen ſich dem Vordertheile des Schiffes entgegenſtürzte, ſah man auch dieſes Fahrzeug in Gefahr, entweder zertrümmert oder von dem wilden Meer und dem unſtät umſpringenden Winde wieder in die offene See hinausgeriſſen zu werden. Dies letztere ſchien das furchtbarſte unter allen denkbaren Uebeln. Da ſtürzte ſich Pyrrhos aus freiem Entſchluſſe in das Meer; bereitwillig und wetteifernd folgten ſeine Freunde und Trabanten ihm nach, aber die Finſterniß der Nacht und der gewaltige Wellenſchlag erſchwerten die Hülfe dermaaßen, daß er erſt mit anbrechendem Tage, als der Wind ſich etwas legte, mit Mühe und Noth das Ufer erreichte, ſchwer ermattet an Körper, aber an Muth und Stärke der Seele unbeſiegt. Die Meſſapier, an deren Küſte er geworfen worden, eilten herbei und halfen ihm, ſo gut ſie konnten. Auch langten jetzt einige der geretteten Schiffe an, auf denen ſich jedoch nur wenige Reiter und etwa zweitauſend Mann Fußvolk nebſt zwei Elephanten befanden.

Mit dieſem kleinen Heere machte ſich Pyrrhos auf den Weg nach Tarent, und Kineas kam ihm auf die Nachricht von ſeiner Ankunft mit ſeinen Völkern entgegen. Als der König dort eingezogen war, nahm er anfangs nichts vor, was den Tarentinern hätte mißfällig ſein können, bis die vom Sturme zerſtreuten Schiffe im Hafen einliefen, und der größte Theil ſeiner Macht wieder zu ihm ſtieß. Jetzt aber nahm er die Tarentiner in ſtrenge Zucht; denn er ſah, daß dieſes verweichlichte Volk ohne großen Zwang weder ſelbſt gerettet werden noch andere retten könne, ſondern große Luſt bezeige, während er für ſie draußen zu Felde liege, daheim zu ſitzen und in den Bädern und an reichbeſetzter Tafel ſich zu vergnügen. Er ließ daher die Spielplätze und Spaziergänge verſchließen, wo ſie im Nichtsthun ſich ergingen, über die öffentlichen Angelegenheiten ſchwatzten und den Kriegsplan entwarfen; ja er verbot die Trinkgelage, Schmauſereien und unzeitigen Gaſtmahle, rief alle zu den Waffen und bewies bei der Aushebung zum Kriegsdienſte unerbittliche Strenge. „Lies mir nur ſtarke und lange Leute aus,“ ſprach er zu ſeinem Werber, „tapfer will ich ſie ſchon machen!“ Daher verließen jetzt viele die Stadt; ſie waren ungewohnt, ſich befehlen zu laſſen, und nannten es Knechtſchaft, wenn ſie nicht mehr nach eigener Luſt und Neigung leben konnten.

Bald darauf lief die Nachricht ein, der römiſche Konſul Läänus ſei mit großer Macht gegen Pyrrhos im Anzuge und verwüſte zugleich Lukanien. Pyrrhos, ohne die Völker der Bundesgenoſſen abzuwarten, rückte ihm ſogleich entgegen, ſchickte einen Herold voraus und ließ die Römer fragen: ob es ihnen genehm ſei, ehe es zum Kriege komme, ihn zum Schiedsrichter und Vermittler zu machen, um durch ihn von den Italioten (d. i. den italieniſchen Griechen) zu erlangen, was Rechtens ſei? Läänus gab die ſtolze Antwort: „Die Römer nehmen den Pyrrhus weder zum Vermittler an, noch fürchten ſie ſeine Feindſchaft.“ So rückte denn dieſer weiter vor und ſchlug zwiſchen den Städten Pandoſia und Herakleia an der Grenze der Lukaner und Bruttier ſein Lager auf. Hier erfuhr er, daß die Römer in der Nähe ſtünden und ſich jenſeits des Fluſſes Siris, der ſich bei Herakleia in den tarentiniſchen Meerbuſen ergießt, gelagert hätten. Er ritt alſo zum Fluſſe, um ſie zu ſehen. Der Anblick ihrer Stellung, ihrer Wachtpoſten, ihrer Ordnung und der Geſtalt des Lagers ſetzte ihn in Verwunderung, ſo daß er ſich an den ihm zunächſt ſtehenden Freund mit den Worten wandte: „Dieſe Stellung der Barbaren, mein Megakles, iſt gar nicht barbariſch; was ſie aber in der Schlacht ſind, das wird ſich zeigen.“

Dieſer Umſtand ließ es ihm rathſam erſcheinen, daß er erſt die Ankunft ſeiner Hülfsvölker abwarte und bis dahin ſich darauf beſchränke, den Uebergang des Feindes über den Fluß zu verhindern. Die Römer dagegen ſuchten gerade dem zuvorzukommen, was er zu erwarten beſchloſſen hatte; ſie unternahmen den Uebergang im Angeſichte des feindlichen Heeres. Das Fußvolk benutzte eine Furth, die Reiterei ſetzte an vielen Punkten zugleich über, ſo daß die am Fluſſe aufgeſtellte Heeresabtheilung der Griechen, in der Beſorgniß, eingeſchloſſen zu werden, ſich zurückzog. Den König verſetzte dieſe Nachricht in Beſtürzung. Er befahl ſeinen Hauptleuten, das Fußvolk augenblicklich unter die Waffen treten zu laſſen und in Schlachtordnung zu ſtellen, während er ſelber mit der Reiterei, welche aus dreitauſend Mann beſtand, den Römern entgegenſprengte, in der Hoffnung, er werde ſie noch im Uebergange begriffen, zerſtreut und ungeordnet finden. Als er aber viele Schilde des feindlichen Fußvolks am diesſeitigen Ufer erglänzen und auch die Reiter in beſter Ordnung herankommen ſah, gab er ſeinem Roſſe die Sporen und warf ſich zuerſt auf den Feind. Das Außerordentliche ſeiner Erſcheinung konnte keinem entgehen. Wie er ſchon durch die Schönheit und den Glanz ſeiner prachtvollen Rüſtung die Blicke aller auf ſich zog, ſo bewies er auch durch Thaten, daß der Ruf ſeiner Tapferkeit, der ihm vorausgegangen, nicht im mindeſten übertrieben ſei. Am meiſten aber ſetzte es in Erſtaunen, wie er, am Handgemenge perſönlich theilnehmend und mit den gegenüberſtehenden Feinden ritterlich kämpfend, dennoch keinen Augenblick die Ueberlegung und Beſonnenheit verlor, ſondern, als ob er aus der Ferne zuſchaute, die Schlacht leitete und überall gegenwärtig war, wo man der Hülfe zu bedürfen ſchien.

Inzwiſchen gewahrte der Makedonier Leonnatos einen italiſchen Mann, welcher ſeine Augen beſtändig auf den König richtete, ſein Pferd immer gegen ihn hinwendete und ihm in allen ſeinen Bewegungen folgte. Er machte den Pyrrhos darauf aufmerkſam: „Siehſt du, mein König, jenen Barbaren, den ein ſchwarzes Roß mit weißen Füßen trägt? Einem Manne gleicht er, der etwas Großes und Furchtbares im Sinne hat, denn er hält ſeine Blicke auf dich geheftet und trachtet voll Feuer und Kampfluſt immer nur dir nach; alle Anderen ſind für ihn nicht da. Du aber hüte dich vor dieſem Manne!“ Pyrrhos antwortete: „Seinem Verhängniß, mein Leonnatos, kann niemand entrinnen; aber ungeſtraft ſoll weder dieſer noch ein anderer Italier ſich mit mir einlaſſen. Während ſie dieſe Worte noch mit einander wechſelten, legte der Italier ſchon ſeine Lanze ein, gab dem Pferde die Sporen und ſtürmte auf Pyrrhos los. Er durchbohrte das Roß des Königs, ſofort ſtieß aber auch Leonnatas ihm das ſeinige nieder; und während die beiden Pferde zuſammenbrachen, wurde Pyrrhos von den Freunden umringt und weggeriſſen, der Italier aber nach harter Gegenwehr niedergehauen. Dieſer Wackere war von

Digitized by Google

Geburt ein Frentaner*), befehligte ein Reitergeſchwader und hieß Oplakus.

Dieſer Vorfall mahnte den Pyrrhos, beſſer auf ſeiner Huth zu ſein. Da er eben bemerkte, daß ſeine Reiter zurückwichen, ſo ließ er jetzt das Fußvolk in Schlachtordnung vorrücken. Er ſelber tauſchte, um ſich dem Feinde unkenntlich zu machen, Kriegsmantel und Rüſtung mit ſeinem Vertrauten Megakles und ging von neuem auf die Römer los. Dieſe hielten den Angriff wacker aus, ſo daß der Kampf ſehr lange ohne Entſcheidung blieb; denn nicht weniger als ſieben Male, ſagt man, wechſelte auf beiden Seiten Flucht und Verfolgung. Indeß hätte beinahe gerade das, was zur Sicherung des Königs geſchehen war, ſeiner Sache Verderben gebracht und ihm den Sieg entriſſen. Denn viele in den Reihen der Feinde nahmen ſich den Megakles zum Ziele, bis es dem Dexius wirklich gelang, ihn zu treffen und niederzuſtrecken. Dieſer ſprang auch ſogleich herzu, riß ihm Mantel und Helm ab, ritt damit zum Conſul Läoinus, zeigte ihm die Beute und rief: er habe den Pyrrhos getödtet. Die Römer, durch deren Reihen hierauf beide Stücke zur Schau umhergetragen wurden, erhoben ein Triumphgeſchrei, die Hellenen dagegen ergriff Muthloſigkeit und Beſtürzung, bis Pyrrhos, von dieſem Vorfalle benachrichtigt, mit entblößtem Angeſicht durch alle Glieder ritt, den Soldaten die Hand darreichte und ſich durch ſeine Stimme zu erkennen gab.

Endlich brachte Pyrrhos die Römer durch ſeine Elephanten in's Gedräng und in Unordnung. Denn ihre Pferde wurden, nach ehe jene Ungethüme nahe heran gekommen, vor dem ungewohnten Anblick ſcheu und gingen mit ihren Reitern durch, worauf Pyrrhos, die Verwirrung benutzend, die theſſaliſche Reiterei einhauen ließ und nach einem großen Blutbade die Römer in die Flucht ſchlug. Eine große Menge von Feindesleichen bedeckte die Wahlſtatt, aber auch der Verluſt der Hellenen war ſehr groß. Pyrrhos hatte ſeine beſten Leute verloren und von ſeinen Freunden und Feldherren gerade diejenigen, deren Dienſte er am häufigſten gebrauchte, und auf die er das meiſte Vertrauen ſetzte. Die Bewunderung, welche er den Römern ſchon bei dem bloßen Anblicke ihres Heerlagers gezollt hatte, ſteigerte ſich zu ehrfürchtiger Anerkennung ihres Heldenſinnes, nachdem er ſich mit ihnen im Kampfe gemeſſen. Ueber das Schlachtfeld reitend, ſah er ihre Leichen, gegen den Feind gekehrt, noch in Reihen und Gliedern liegen: wo jeder gekämpft hatte, da war er gefallen. „Mit ſolchen Soldaten," rief er aus, „wollte ich die ganze Welt erobern!"

Er nahm das Lager der Römer in Beſitz, brachte mehrere Bundesſtädte derſelben auf ſeine Seite, und zog, das Land verwüſtend, vorwärts, ſo daß er der Stadt Rom ſelber bis auf funfzehn Wegſtunden nahe kam. Auch ſtießen nach der Schlacht viele Lukaner und Samniter zu ihm, denen er zwar ihr ſpätes Kommen verwies, ohne jedoch ſeine Freude und ſeinen Stolz darüber bergen zu können, daß er für ſich allein mit ſeinen Völkern und den Tarentinern die große Macht der Römer überwunden hatte.

5. Unterhandlungen mit den Römern.

Ungeachtet der erlittenen Niederlage und der Nähe des Feindes, der ihre Hauptſtadt bedrohete, ließen die Römer den Muth nicht ſinken. Sie ergänzten ihre Legionen, bildeten mit großem Eifer neue und führten zu des Königs großem Erſtaunen noch dieſelbe ſtolze Sprache wie zuvor. Er beſchloß daher, ſie nachmals zu einem Vergleiche aufzufordern, da er ſelber daran zweifelhaft geworden, ob er mit ſeinen damaligen Streitkräften die Römer zu überwältigen und ihre Stadt einzunehmen im Stande ſein werde, und es dagegen für höchſt ruhmvoll hielt, wenn er als Sieger den Streit gütlich beilege und einen Freundſchaftsvertrag ſchließe. Er ſchickte den Kineas als Unterhändler nach Rom. Dieſer beſuchte zunächſt die einflußreichſten Männer der Stadt und ſchickte ihren Frauen und Kindern im Namen des Königs Geſchenke zu. Aber niemand nahm ſie an, ſondern alle, Männer und Frauen, erklärten einmüthig: wenn die Stadt mit ihm Frieden ſchlöſſe, ſo würden auch ſie dem Könige zu jedem Freundſchaftsdienſte bereit ſein. Auch dem Senate, bei welchem er öffentlich Gehör erhielt, machte er in einer wortreichen und einſchmeichelnden Rede die annehmbarſten Vorſchläge: Pyrrhos wolle ihre Kriegsgefangenen ohne Löſegeld ausliefern, ihnen Italien erobern helfen, ohne weiter etwas für ſich als ihre Freundſchaft und Straflaſigkeit**) für die Tarentiner auszubedingen. Gleichwohl fand er auch hier keineswegs bereitwillige Zuſtimmung.

Indeſſen war doch auch die Zahl derer nicht gering, welch auf Annahme des Friedens drangen. Nach einer großen Niederlage, ſagten ſie, müſſe man einer noch größeren gewärtig ſein, indem Pyrrhos, durch die Völkerſchaften Italiens verſtärkt, jetzt mit einer noch größeren Macht in's Feld rücken werde. Es lebte aber damals ein ſehr angeſehener Mann, mit Namen Appius Claudius, der ſich ſeines hohen Alters und ſeiner Erblindung wegen von den Staatsgeſchäften zurückgezogen hatte und in Ruhe lebte. Dieſer hörte von den Vorſchlägen des Königs; auch kam ihm das Gerücht zu Ohren, als ob der Senat den Frieden beſchließen werde. Da konnte der Greis nicht mehr an ſich halten und ließ ſich von ſeinen Dienern in einer Sänfte über den Markt nach dem Rathhauſe tragen. An der Thür empfingen ihn ſeine Söhne und Eidame, nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn hinein, wo ihn der Senat mit hoher Achtung und ehrerbietigem Schweigen empfing.

„Bisher, ihr Römer," hob der Greis an, „ſchmerzte mich der Verluſt meiner Augen, jetzt aber thut es mir leid, daß ich nur blind und nicht auch taub bin, ſondern eure ſchimpflichen Rathſchläge und Beſchlüſſe hören muß, welche den Ruhm der Römer zu Schanden machen. Wo bleibt eure Rede, die in der ganzen Welt herumgekommen

*) Wohnhaft in Mittelitalien an der Küſte des adriatiſchen Meeres.

**) Die Tarentiner hatten ohne weitere Veranlaſſung einiger römiſchen Schiffe ſich bemächtigt und die Schiffsmannſchaft als Sclaven verkauft, hierauf die von den Römern beſetzte Stadt Thurium eingenommen und geplündert. Die römiſchen Geſandten, welche für dieſen Bruch des Völkerrechts Genugthuung fordern ſollten, waren mit Schimpf zurückgewieſen und verſpottet worden. Dies war die Urſache des tarentiniſchen Krieges, welchen Pyrrhos ausfechten ſollte.

iſt: wenn jener große Alexander nach Italien gekommen wäre und ſich mit uns als Jünglingen und unſern damals noch in Kraft ſtehenden Vätern gemeſſen hätte, ſo würde er jetzt nicht als der Unüberwindliche geprieſen werden, ſondern entweder durch ſeine Flucht oder durch Tod von unſerer Hand Ram nach mehr verherrlicht haben? Euer jetziges Verhalten beweiſt, daß dies eitle Anmaaßung und Prahlerei geweſen iſt, da ihr euch nur den Chaoniern und Moloſſern fürchtet, welche allezeit eine Beute der Macedonier waren, und vor einem Pyrrhus erzittert, der immer zum mindeſten Einem der Trabanten Alexanders diente und ſchmeichelte und jetzt nicht ſowohl, um den Griechen Italiens zu helfen, als um ſeinen dortigen Feinden zu entgehen hier im Lande umherſchweift und uns die Oberherrſchaft mit dieſem Heere zu erobern verſpricht, womit er ſelber nicht einmal einen kleinen Theil Macedoniens hat behaupten können. Glaubet alſo nicht, ſeiner los zu werden, wenn ihr Freundſchaft mit ihm ſchließt; im Gegentheil, ihr werdet dadurch jene nur herbeilocken. Denn ſie werden euch als ein leicht zu bezwingendes Volk verachten, wenn Pyrrhus ohne Züchtigung für ſeine Unbilden davon kommt und noch gar für ſeine Verhöhnung der Römer Tarent und das Samniterland zum Lohn erhält.“

Dieſe Rede des Appius entflammte die Senatoren zur Fortſetzung des Krieges. Sie entließen den Kineas mit dem Beſcheide: „Pyrrhus muß vorher Italien räumen, ehe er Friedensvorſchläge thun kann. So lange er noch unter den Waffen ſteht, werden die Römer mit aller Kraft gegen ihn Krieg führen, und wenn er noch zehntauſend Läninus in die Flucht ſchlägt.“

Kineas hatte es ſich, während er dieſe Unterhandlungen führte, zum angelegentlichen Geſchäfte gemacht, die Lebensweiſe der Römer zu beobachten und die Vorzüge ihrer Staatsverfaſſung kennen zu lernen, worüber er ſich beſonders durch Unterredungen mit den angeſehenſten Männern Aufklärung verſchafft hatte. Als er dem Könige über ſeine Sendung Bericht erſtattete, ſprach er unter Anderem: „Der Senat kam mir vor wie eine Verſammlung von Königen; in Hinſicht der Volksmenge aber fürchte ich, es möchte ſich finden, daß wir mit einer lernäiſchen Schlange*) kämpfen; denn der Conſul hat bereits ein doppelt ſo ſtarkes Heer beiſammen, als an der vorigen Schlacht Theil genommen haben, und nielemal ſo viele waffenfähige Römer ſind noch übrig.“

Einige Zeit darauf traf bei Pyrrhos eine Geſandtſchaft der Römer ein, um wegen Loskaufung der Kriegsgefangenen mit ihm zu unterhandeln. An ihrer Spitze ſtand Cajus Fabricius, von welchem Kineas dem Könige ſagte, daß er ein rechtſchaffener und kriegskundiger Mann ſei, welcher trotz ſeiner Armuth bei den Römern in hoher Achtung ſtehe. Pyrrhos begegnete ihm daher bei einer beſonderen Zuſammenkunft mit vieler Freundlichkeit und drang in ihn, ein Geſchenk an Gold anzunehmen, nicht als Angeld für irgend einen verwerflichen Dienſt, ſondern nur als Zeichen ſeiner Gewogenheit und Gaſtfreundſchaft. Auf die Weigerung des Fabricius ſchwieg Pyrrhos ſtill, und gedachte ihn auf andere Weiſe willig zu machen. Da er wußte, daß Fabricius noch keinen Elephanten geſehen hatte, ſo ließ er am folgenden Tage während einer abermaligen Unterredung mit ihm das größte dieſer Thiere hinter einem Vorhange im Rücken des Fabricius aufſtellen. Auf ein gegebenes Zeichen wurde der Vorhang hinweggezogen, worauf das Ungethüm plötzlich ſeinen Rüſſel erhob und unter furchtbarem durchdringenden Gebrüll über dem Haupte des Fabricius ausſtreckte. Fabricius aber wandte ſich gelaſſen um und ſagte lächelnd zu Pyrrhos: „So wenig geſtern dein Gold mich bewegen konnte, ſo wenig heute dein Elephant.“

Bei Tafel bewegte ſich das Geſpräch meiſt um Griechenland und ſeine Philoſophen. Kineas erzählte von den Lehren des Epikuras und ſeiner Anhänger. Sie erklären, ſagte er, das Vergnügen für das höchſte Gut, fliehen alle Staatsgeſchäfte als Hinderniß und Störung des Wohlbehagens und lehren von der Gottheit, daß ſie weder Liebe noch Zorn empfinde, ſondern, unbekümmert um den Lauf der Welt, in ungeſtörter Ruhe ihrer Seligkeit genieße. „Beim Herkules!“ rief Fabricius aus, „möchten doch Pyrrhus und die Samniter dieſen Lehren anhangen, ſo lange ſie mit uns Krieg führen!“

Die Bewunderung, welche der Verſtand und Charakter dieſes Römers dem Pyrrhos abnöthigte, verſtärkte ſein Verlangen, in Freundſchaft ſtatt in Krieg mit Rom zu leben. Er bat daher den Fabricius, den Frieden zu vermitteln und dann als der erſte ſeiner Freunde und Feldherren bei ihm zu verbleiben. Fabricius gab ihm leiſe die Antwort: „Dies wird dir, o König, gar nicht frommen. Denn ſelbſt diejenigen, welche dich jetzt verehren und bewundern, werden lieber mich als dich zu ihrem Könige haben wollen, wenn ſie mich erſt kennen lernen.“

Dieſe freimüthige Rede nahm der König keineswegs mit Zorn und nach Tyrannenart auf, ſondern theilte ſie ſeinen Freunden mit, als einen Beweis, wie hoch ein Römer ſich ſelbſt anſchlage. Als Fabricius ſchied, ließ er ſämmtliche Kriegsgefangene mit ihm gehen unter der Bedingung, daß ſie, wenn der Senat den Frieden nicht beſchließe, im Schooße der Ihrigen die Feier des Saturnalienfeſtes begehen und darnach ihm wieder zurückgeſchickt werden ſollten. Der Senat nahm den Frieden nicht an, und nach Beendigung des Feſtes trafen ſämmtliche Gefangene wieder bei Pyrrhos ein; denn der Senat hatte jeden, der etwa zurückbleiben würde, mit dem Tode bedroht.

Fabricius führte jetzt, zum Conſul erwählt, den Oberbefehl über das Kriegsheer. Da traf ein Mann mit einem Briefe im Lager ein, welchen der Leibarzt des Königs geſchrieben hatte und worin er ſich erbot, gegen Zuſicherung einer anſehnlichen Belohnung den König mit Gift aus dem Wege zu räumen und ſo dem Kriege ein Ende zu machen. Fabricius aber, voll Abſcheu gegen ein ſo ſchändliches Erbieten, ſchrieb mit Einwilligung des anderen Conſuls in Eile folgenden Brief an den König:

„Cajus Fabricius und Quintus Aemilius, die Conſuln der Römer, entbieten dem Könige Pyrrhus ihren Gruß. Es ſcheint, du feieſt in der Wahl deiner Freunde nicht glücklicher, als in der deiner Feinde. Wenn du den an uns geſchriebenen, beifolgenden Brief geleſen haſt, wirſt du erſehen, daß du mit rechtſchaffenen und wohl-

*) Nach der griechiſchen Sage ein ſiebenköpfiges Ungeheuer, dem die abgeſchlagenen Köpfe während des Kampfes mit dem Herakles immer wieder nachwuchſen.

geſinnten Männern Krieg führſt und hingegen bösgeſinnten und ſchlechten Menſchen dich anvertrauſt. Wir melden dir dieſes, nicht um deinen Dank zu verdienen, ſondern damit nicht dein Tod uns Verleumdung zuziehe und von uns glauben mache, wir wären unfähig geweſen, den Krieg durch Tapferkeit zu entſcheiden und hätten deshalb zur Verrätherei unſere Zuflucht genommen.“

Pyrrhos gab dem Leibarzt die verdiente Strafe, dem Fabricius aber gab er zur Vergeltung ſeines Edelmuthes die Gefangenen ohne alles Löſegeld frei und ſchickte den Kineas abermals als Friedensunterhändler nach Rom. Die Römer aber wollten die entlaſſenen Männer weder von der Gnade des Feindes noch als Lohn für die Unterlaſſung eines Verbrechens gegen denſelben umſonſt annehmen und gaben ihm eine gleiche Anzahl gefangener Samniter und Tarentiner los. Uebrigens blieben ſie in Betreff des Friedens bei ihrer erſten Entſchließung und geſtatteten dem Kineas nicht, neue Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen, bevor Pyrrhos mit ſeiner ganzen Macht Italien geräumt und ſich nach Epeiros zurückgezogen habe.

6. Schlacht bei Asculum. Heerfahrt nach Sicilien. Niederlage bei Benevent.

So ſah ſich Pyrrhos zu einer zweiten Schlacht genöthigt. Bei der Stadt Asculum in Apulien trafen die Heere auf einander (279 vor Chr.). Pyrrhos verdankte dem Ungeſtüme ſeiner Elephanten den Sieg; aber er ſelber wurde im Arme verwundet und verlor nicht weniger Volk als die Römer, über fünfzehntauſend Mann, ſo daß er einem, der ihm wegen dieſes ſiegreichen Treffens Glück wünſchte, entgegnete: „Noch einen ſolchen Sieg und wir ſind verloren!“ Faſt alle ſeine Freunde und Feldherren waren gefallen, ein großer Theil des eigenen Heeres, welches er mit ſich über das Meer geführt hatte, aufgerieben, die italiſchen Bundesgenoſſen in ihrem Eifer erkaltet, während das Lager der Römer wie aus einer von der Heimath ihnen zuſtrömenden Quelle immer von neuem leicht und ſchnell ſich wieder mit Streitern anfüllte, welche, weit entfernt, durch die erlittenen Niederlagen ſich entmuthigen zu laſſen, vielmehr durch die Erbitterung ihre Kraft erhöheten und ihre Kampfbegier anfeuerten.

Unter dieſen Umſtänden war dem Könige eine Gelegenheit höchſt willkommen, die ihn von dem Schauplatze eines ſo fruchtloſen und bedenklichen Krieges wieder abrief. Es trafen nämlich Abgeordnete aus Sicilien bei ihm ein, welche ihm die angeſehenſten Städte dieſer Inſel, Agrigent, Syrakus und Leontinoi anboten, wenn er ihnen zur Vertreibung der Karthager und zur Befreiung von den Tyrannen behülflich ſein wolle. Pyrrhos ging mit Freuden darauf ein, ließ in Tarent trotz des Widerſtrebens der Bürger eine Beſatzung zurück und ſetzte mit dem übrigen Heere nach Sicilien über.

Mit bereitwilliger Hingebung wurde er empfangen ſchlug überall die Karthager aus dem Felde, eroberte das von ihnen eingenommene Gebiet und war bei der Erſtürmung der Bergfeſte Eryx der Erſte auf der Mauer. Hierauf bezwang er die ſogenannten Mamertiner oder Marsſöhne, das wilde Söldnerheer des verſtorbenen Tyrannen Agathokles, welches ſich der Stadt Meſſene bemächtiget hatte und von dort aus die umliegenden Städte der ſiciliſchen Griechen beunruhigte und brandſchatzte. Voll Stolz über ſein damaliges Glück und ſeine Macht trat er jetzt den Hoffnungen näher, mit welchen er ſchon unter Segel gegangen war: alle ſeine Gedanken waren auf die Eroberung Afrikas gerichtet. Aber in ſeinem Verhalten gegen die Sicilier trat eine ſehr bemerkbare Aenderung ein. Bei ſeiner Ankunft hatte er durch Freundlichkeit im Umgange, durch Vertrauen und rückſichtsvolle Schonung Aller Herzen ſich zugewendet. Jetzt aber wurde er aus einem Volksfreunde ein Tyrann, preßte für ſeine zahlreichen Schiffe Matroſen und verfuhr dabei gegen die Städte nicht mild und glimpflich, ſondern mit Anwendung despotiſcher Gewalt und harter Strafen. Man ſchickte ſich darein als ein nothwendiges Uebel. Als er aber neben dem Vorwurfe der Härte auch den des Undankes und der Treuloſigkeit ſich zuzog, als er ſeine treueſten Anhänger, die ihn erſt nach Sicilien gerufen und alle ſeine Unternehmungen auf's nachdrücklichſte unterſtützt hatten, durch Mißtrauen ſich entfremdete und den Thoinon ſogar hinrichten ließ: da nahm alles auf einmal gegen ihn eine andere Geſtalt an und vom grimmigſten Haß erfüllt, traten die Städte theils zu den Karthagern über, theils riefen ſie die Mamertiner herbei.

Von Meutereien und Abfall umgeben, von Schutz- und Trutzbündniſſen bedroht, hatte er in kurzem gleichſam den Boden unter den Füßen verloren und war froh, als ein neuer Hülferuf der Samniter und Tarentiner ihm eine Beſchönigung ſeiner Abfahrt darbot. Er kehrte ſchleunigſt nach Italien zurück. Als er vom Lande abſtieß, lenkte er noch einmal ſeinen Blick auf die ſchöne Inſel, deren er ſich nicht zu bemeiſtern vermocht hatte, und ſprach zu den Umſtehenden: „Welch einen Kampfplatz, meine Freunde, hinterlaſſen wir den Karthagern und Römern!“ Sein politiſcher Scharfblick hatte die Zukunft richtig vorausgeſehen; denn kaum ein Jahrzehend nach dieſem Zeitpunkte entbrannten zwiſchen beiden Völkern um dieſes Eilandes willen die ſogenannten puniſchen Kriege, welche erſt in der Mitte des nächſten Jahrhunderts nach den gewaltigſten Anſtrengungen mit dem Untergange Karthago's endeten.

Die kurze Fahrt über die Meerenge mußte Pyrrhos durch eine Seeſchlacht gegen die Karthager erfechten, wobei er viele Schiffe verlor. Jenſeits an das Land getreten, fiel er in einen Hinterhalt der Mamertiner, welche mit zehntauſend Mann ihm zuvorgekommen waren und einen Engpaß beſetzt hatten. Bei dieſem Kampfe empfing er eine Schwertwunde am Kopfe, die ihn nöthigte, auf eine kurze Weile ſich aus dem Gefechte hinwegzubegeben. Dieſer Unfall erhöhte die Zuverſicht der ohnehin muthvollen und kampfgeübten Feinde. Einer derſelben, ein durch Körpergröße und glänzende Rüſtung ausgezeichneter Mann, lief den Uebrigen weit voraus und rief mit frechem Uebermuthe: Pyrrhos ſolle zum Zweikampf hervortreten, wenn er noch lebe. Mit grimmigem Zorne vernahm der König dieſe Herausforderung und wandte ſich mit Ungeſtüm, von ſeinen Trabanten begleitet, nach dieſer Seite. Von Blute triefend und mit grauvollem Blicke drang er zwiſchen den Streitern hindurch und führte mit dem Schwerte auf das Haupt des Barbaren einen ſo furcht-

baren Hieb, daß die Klinge vermöge der Kraft seines Armes wie der Trefflichkeit des Stahles von oben bis zu unterst drang und in einem Augenblicke der gespaltene Leib des Gegners nach zwei Seiten hin zu Boden fiel.*) Diese That versetzte die Feinde dergestalt in Staunen und Bestürzung, daß sie nicht einem Menschen, sondern einem Gotte sich gegenüber glaubten und von der Verfolgung abstanden. So gelangte Pyrrhos ohne weitere Anfechtung mit zwanzigtausend Mann Fußvolk und dreitausend Reitern nach Tarent.

Dort fand er die Lage der Dinge viel schwieriger, als zuvor. Die Samniter waren durch häufige Niederlagen entmuthiget, und weil sie zudem auf Pyrrhos, der sie gerade im verhängnißvollsten Augenblicke verlassen hatte, noch ungehalten waren, so schlossen sich ihm nur wenige an. Bei Nachtzeit machte sich Pyrrhos auf, um die feste Stellung der Römer bei Benevent anzugreifen. Aber das Heer gerieth in den mit Wald bewachsenen Bergen auf Irrwege, die mitgenommenen Fackeln reichten nicht aus, so daß man erst mit Tagesanbruch vor dem Lager der Feinde anlangte. Ein glücklicher Ausfall der Römer entwickelte sich zur offenen Feldschlacht. Die Elephanten des Pyrrhos schreckten den Feind nicht mehr: mit Wurfspießen und brennenden Pfeilen setzten die Römer den gefürchteten Bestien so hart zu, daß diese, in blinder Flucht das eigene Heer hindurchstürmend, Schrecken und Verwirrung unter denen anrichteten, die auf ihre Hülfe gerechnet hatten. So erlangten die Römer unter dem Consul Marius Curius Dentatus im Jahre 275 vor Chr. einen Sieg, welcher ihnen die Oberherrschaft über Italien in die Hände gab. Pyrrhos aber sah durch diese Niederlage, nachdem er einen Zeitraum von sechs Jahren auf die dortigen Kriege verwendet hatte, alle seine Hoffnungen auf Italien und Sicilien zerstört und kehrte mit dem Reste seines Heeres nach Epeiros heim. Dieser Feldzug bestätigte auf's neue den Ausspruch, daß Pyrrhos geschickter sei, Reiche zu erobern, als zu behaupten, indem er durch seine Haffnungen immer wieder verliere, was er durch seine Thaten gewonnen habe; weshalb ihn Antigonos mit einem Würfelspieler verglich, der zwar häufig einen glücklichen Wurf thue, aber sein Glück nicht zu benutzen verstehe.

7. Pyrrhos vor Sparta.

Heimgekehrt fehlte es dem Pyrrhos an Geld, um auch nur sein zusammengeschmalzenes Heer zu unterhalten. Er machte daher einen Einfall in Makedonien, wo damals Antigonos Gonatas, der Sohn des Demetrios, König war, und gewann ihm das Reich ab. Aber noch ehe seine Herrschaft daselbst Bestand und Festigkeit gewonnen hatte, erhob er sich schon wieder zu neuen Unternehmungen. In Sparta war Kleonymos, der Sohn des Königs Kleomenes, wegen seines gewaltthätigen Charakters von der Thronfolge ausgeschlossen und sein Neffe Areus zur Herrschaft berufen worden. Jener, um seine Ansprüche durchzusetzen, rief den Pyrrhos herbei, welcher denn auch alsobald mit einer starken Macht im Peloponnesos einrückte, unter dem Vorgeben: er wolle die Städte von der Dienstbarkeit des Antigonos (welcher sich bis jetzt in Griechenland noch behauptet hatte) befreien; in Wahrheit aber, um die ganze Halbinsel für sich selber zu erobern. Sobald er das lakedämonische Gebiet betrat, fing er zu rauben und zu plündern an. Auf den Vorwurf des spartischen Gesandten, daß er Krieg anfange, ohne ihn vorher angekündigt zu haben, gab er zur Antwort: „Sagen doch auch die Spartiaten Andern nicht vorher, was sie im Sinne haben!“ worauf ihm einer von jenen erwiederte: „Bist du ein Gott, so haben wir nichts zu fürchten, denn wir thun kein Unrecht; bist du aber ein Mensch, so wird sich auch noch ein Stärkerer finden, als du.“

Hierauf rückte er gegen Sparta hinab 272 vor Chr. Kleonymos rieth ihm, noch in der nemlichen Nacht zu stürmen. Pyrrhos erwiederte mit stolzer Zuversicht: „Bei Tage werden wir dasselbe ausrichten.“ Die Spartiaten waren gering an Zahl, und weil der Ueberfall so plötzlich geschah, völlig unvorbereitet. Zudem war der König Areus nicht zugegen, da er sich auf einer Heerfahrt in Kreta befand. Aber gerade dieser Umstand trug hauptsächlich zur Rettung der Stadt bei, indem sie wegen ihrer hülflosen Lage vom Feinde verachtet wurde. Pyrrhos blieb die Nacht über ruhig vor der Stadt liegen, sich der Meinung überlassend, daß niemand gegen ihn die Hand erheben werde; und in des Kleonymos Hause wurden von seinen Freunden und Heloten schon die Gemächer aufgeputzt und in Stand gesetzt, als wenn Pyrrhos noch diese Nacht bei ihm speisen würde. Als es Nacht geworden, hielten die Lakedämonier eine Berathung und beschlossen, ihre Frauen nach Kreta in Sicherheit zu bringen. Diese aber widersetzten sich und Archidameia, eine Frau von großem Ansehn,*) erschien sogar mit einem Schwert in der Hand vor der Rathsversammlung und machte den Männern im Namen der übrigen Frauen Vorwürfe. „Warum verlangt ihr,“ sprach sie, „daß wir leben sollen, wenn Sparta untergeht?“

Es wurde nun zunächst gegen das feindliche Lager ein Graben aufgeworfen und an beiden Enden desselben schob man Wagen zusammen, die man bis zur Mitte der Räder in die Erde senkte, um den Elephanten ein schwer hinwegzuräumendes Hinderniß entgegenzustellen. Frauen und Jungfrauen in aufgeschürzten Kleidern halfen den Männern bei dieser Arbeit, hießen diejenigen, welche am Kampfe Theil nehmen sollten, ausruhen und ihre Kräfte sparen, übernahmen selber eine abgemessene Strecke und brachten wirklich den dritten Theil des Grabens für sich allein zu Stande. Und als mit Tagesanbruch der Feind sich gegen die Stadt in Bewegung setzte, reichten sie den Jünglingen die Waffen und übergaben ihnen den Graben mit den Worten: „Vertheidiget und behauptet ihn, wie es auch kommen mag; denn süß ist es, vor den Augen des Vaterlandes zu siegen, und ruhmvoll, Sparta's würdig zu fallen und in den Armen der Mütter und Frauen den Geist zu verhauchen.“

*) Solcher und anderer „Schwabenstreiche“ hat Pyrrhos in seinem Leben mehrere gethan.

*) Mehreres über sie und ihr tragisches Ende ist in der Lebensbeschreibung des Agis zu lesen.

Pyrrhos ſtürmte aun an der Spitze ſeiner Schwerbewaffneten gegen die Spartiaten, welche in dichter Menge jenſeits des Grabens ſich aufgeſtellt hatten, während ſein Soha Ptolemäos mit zweitauſend galliſchen Miethſoldaten *) und einer aaserleſenen Schaar von Chaoniern längs dem Graben hinzog und bei den Wagen durchzubringen ſuchte. Hier ſchien der Angriff von glücklichem Erfolg zu ſein. Die Gallier riſſen die Räder aus der Erde, ſtürzten die Wagen in den Fluß nnd waren ſchon im Begriff, in die Verſchanzung einzudringen, als der junge Akrotatos, der Sohn des Königs Areus, die Gefahr inne wurde, mit dreihundert Mann durch die Stadt eilte, auf verborgenen Wegen den Ptolemäos umging und plötzlich im Rücken angriff. Zwiſchen dem Feinde, der Wagenburg und dem Graben eingezwängt, hatte die Schaar des Ptolemäos einen harten Stand uad mußte ſich endlich mit großem Verluſte zurückziehn.

Auch da, wo Pyrrhos ſelber ſtand, leiſtetea die Spartiaten ſo hartnäckige Gegenwehr, daß er mit einbrechender Dunkelheit vom Kampfe abſtehen mußte und unverrichteter Dinge in's Lager zurückging. In der Nacht hatte er folgendes Traumgeſicht. Es kam ihm vor, als ob er Blitze auf Lakedämon ſchleuderte und die ganze Stadt dadurch in Brand geriethe. Vor Freude darüber erwachte er, befahl den Feldherren, das Heer in Bereitſchaft zu halten und erzählte ſeinen Freunden den Traum, der ihm, wie er meinte, andeutete, er werde die Stadt in ſeine Gewalt bekommen. Alle waren über dieſes Vorzeichen verwundert und ſtimmten der Auslegung des Königs bei. Nur Einem gefiel der Traum nicht. „Vom Blitze getroffene Plätze," ſagte er, „bleiben herkömmlicher Weiſe unbetreten; darum fürchte ich, die Gottheit möchte dem Pyrrhos damit andeuten, daß die Stadt für ihn unzugänglich ſei. Pyrrhos erwiederte mit Unmuth, das ſei thörichtes Geſchwätz, womit man den müßigen Pöbel unterhalten möge; aller Erfolg ſei den Tapferen in die Hand gegeben. Damit ſtand er auf und führte mit Tagesandruch ſein Heer gegen die Stadt.

Die Spartiaten leiſteten Wunder der Tapferkeit. Auch die Weiber fanden ſich auf dem Kampfplatze ein, trugen den Streitern Geſchoſſe zu, boten den Erſchöpften Speiſ' and Trank und verbanden die Verwundeten. Die Makedonier ſachten den Graben auszufüllea, warfen die Waffen und Leichname der Gefallenea hinein und ſchafften Reiſig herbei, um die grauenvolle Brücke damit gangbar za machen. Während deſſen drang Pyrrhos, hoch zu Roß, bei der Wagenburg gegen die Stadt vor.

Die hier aufgeſtellten Männer erhoben ein Geſchrei und die Weiber liefen healend davon, denn Pyrrhos brach bereits hindurch und warf alles, was ihm noch eatgegentrat, darnieder. In dieſem Augenblicke wurde ſein Pferd von einem kretiſchen Pfeile unter dem Bauche verwundet, bäumte ſich hoch empor und warf im Todesſchmerze ſeinen Reiter an einem ſchlüpfrigea und abſchüſſigen Orte zu Bodea. Während ſein Gefolge in großer Beſtürzung um ihn beſchäftlget war, liefen die Spartiaten herbei und trieben mit ihren Geſchoſſea ſie alleſammt wieder hinaus.

Pyrrhos ließ hieraaf den Kampf einſtellen, in der Erwartung, daß die Lakedämonier ſich jetzt etwas nachgiebiger fiadea laſſen würden, da ſie beiaahe alle verwundet and viele gefallen waren. Aber die Vorſehung, welche entweder die Tapferkeit dieſer Männer aaf die Probe geſtellt hatte oder den Beweis geben wollte, wie viel ia der größten Noth ſie ſelbſt vermöge, führte den faſt hoffnungslos gewordenen Lakedämoniern von zwei Seiten her Beiſtaad zu. Aus Korinth traf Ameinias, der Feldherr des Antigonos, ein, und kaum hatten ſie dieſen mit ſeiner Schaar in die Stadt aufgeaommen, als auch ihr König Areus mit zweitaaſend Kriegern aus Kreta eintraf. Sofort begaben ſich die Frauen in ihre Häuſer und glaubten ſich nicht mehr berufen, an dem Kampfe Theil zu aehmen. Auch die betagten Bürger, welche im Drange der Noth zu dea Waffen gegriffen hatten, wurden entlaſſen; an ihre Stelle traten die neu Angekommenen, um den Kampf mit friſchen und wirkſameren Kräften wieder aufzunehmen.

Dieſe Verſtärkung feuerte zwar ſein unerſchütterliches und ehrgeiziges Herz deſto mehr an, ſich der Stadt mit Gewalt zu bemeiſtern. Doch konnte er nichts ausrichten und mußte endlich mit großem Verluſte davon abſtehen. Er verheerte hierauf das platte Land und gedachte in Lakonien zu überwintern. Aber ſeia Verhäagaiß rief ihn an einen anderen Ort, ſeinem unvermeidlichen Ende entgegen.

8. Kampf und Untergang zu Argos.

In Argos war ein Parteikampf zwiſchen Ariſteas uad Ariſtippos ausgebrochen. Jeder ſuchte mittelſt auswärtiger Hülfe die Oberhand zu gewianen; nnd da Ariſtipp den Antigonos zum Freunde hatte, ſo rief Ariſteas, um ſeinem Gegner zuvorzukommen, den Pyrrhos herbei. Dieſer, der immer von einer Hoffnung zur anderen ſchwankte, an jeden glücklichen Erfolg neae Pläne anknüpfte, für erlittene Verluſte aber ſich durch aadere Uaternehmuagen zu entſchädigen ſuchte, ließ weder durch Niederlagen aoch durch Siege ſeinem ſich und aadere beunruhigenden Treiben ein Ziel ſetzen. Sofort brach er gegen Argos auf. Aber ſchon auf dem Marſche traf ihn ein ſchweres Unglück. Areus hatte in den ſchwierigſten Engpaß, durch welchen Pyrrhos ſeinen Weg nehmen mußte, eiaen Hinterhalt gelegt, welcher die Nachhuth von dem übrigen Heere abſchnitt. Ptolemäos, der an verwegenem Heldenmuthe ſeinem Vater nichts nachgab, eilte dea Bedrängten zu Hülfe und fand im Handgemenge den Tod. Pyrrhos

*) Die Gallier, auch von den Griechen Galater genannt, hatten von ihrer Heimath, dem jetzigen Frankreich, aus kriegeriſche Wanderzüge angetreten, theils nach Italien, wo ſie 390 vor Chr. Rom verbrannten, theils in die Länder jenſeit des adriatiſchen Meeres, nnd waren ein Schrecken aller Völker geworden, die ſie heimſuchten. Von Pannonien (am rechten Ufer der Donau) bis an die Save war ein Theil dieſer nordiſchen Barbaren durch Makedonien und Thrakien nach Kleinaſien gezogen und hatte ſich in der nach ihnen benannten Landſchaft Galatien angeſiedelt. Ein anderer war ſüdwärts nach Griechenland bis Delphoi vorgedrungen nnd dort vom helleniſchen Bundesheere in blutiger Schlacht, 278 vor Chr., vernichtet worden. Auch in Makedonien hatte hierauf Antigonos Gonatas ihnen ſein Reich wieder abgewonnen. Seitdem liebten es viele Fürſten, galliſche Kriegsvölker, ausgezeichnet durch Körperſtärke und Kampfluſt, in ihren Sold zu nehmen.

brachte dem Frühgefallenen ein furchtbares Todtenopfer und löſchte ſeinen grimmigen Schmerz in Strömen von Feindesblut.

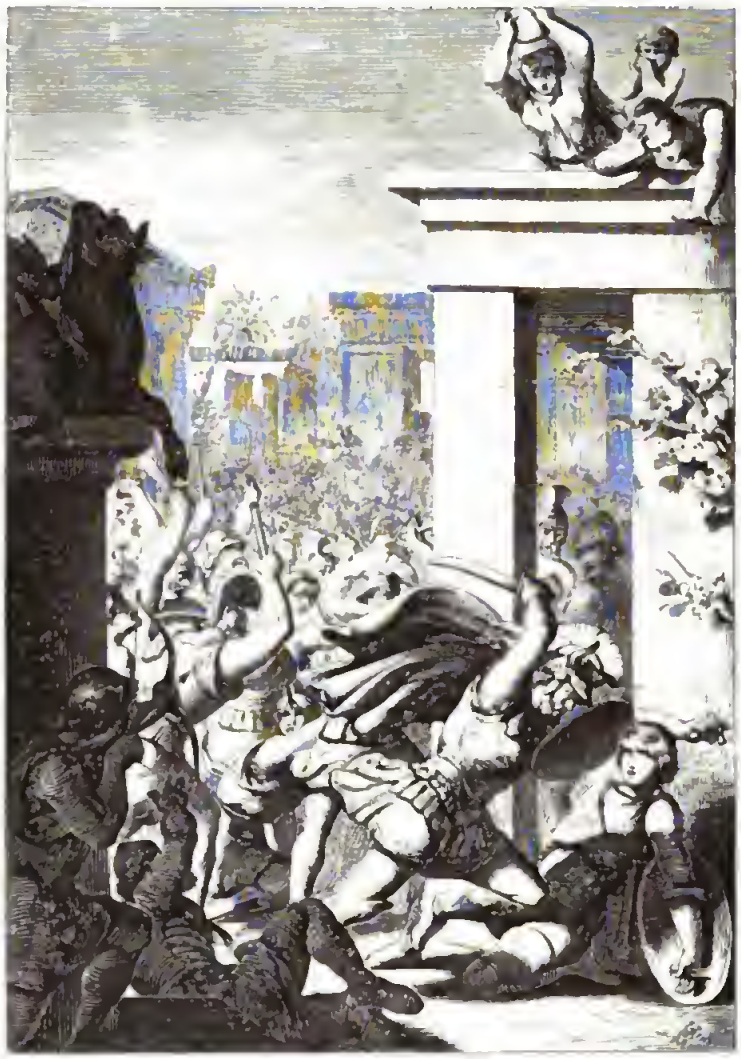
Als er ſich Argos näherte, vernahm er, daß Antigonos bereits auf den Höhen über der Ebene eine Stellung eingenommen habe, und ſchlug daher bei Nauplia ſein Lager auf. Am folgenden Tage ſchickte er zu Antigonos einen Herold, durch welchen er ihn „einen Verderber“ nennen und auffordern ließ, er ſolle in die Ebene herabkommen und mit ihm um die Herrſchaft kämpfen. Dieſer aber gab zur Antwort: er ſetze eine gute Kriegführung nicht ſowohl in den Gebrauch der Waffen als der günſtigen Gelegenheit; wenn dem Pyrrhos das Leben leid ſei, ſo ſtünden ihm viele Wege zum Tode offen. Zu beiden Königen kamen jetzt Abgeordnete aus Argos mit der Bitte, der Stadt zu erlauben, daß ſie weder den einen noch den anderen aufnehme, da ſie mit beiden in Frieden und Freundſchaft bleiben wolle. Antigonos willigte ein und bot den Argeiern ſogar ſeinen Sohn als Geiſel an. Pyrrhos dagegen verſprach zwar abzuziehen, da er aber kein Unterpfand ſeiner Zuſage gab, ſo mißtrauete man ſeinen Abſichten nur um ſo mehr.

Bei dichter Finſterniß näherte ſich Pyrrhos den Mauern, fand von Ariſteas zum Einlaſſe ſeiner Truppen ein Thor geöffnet und blieb unbemerkt, bis ſeine Gallier ſich in die Stadt eingeſchlichen und den Markt beſetzt hatten. Da aber das Thor für die Elephanten mit den Streitthürmen auf ihrem Rücken zu niedrig war, ſo mußte man ihnen die Thürme erſt abnehmen und, nachdem ſie hindurchgegangen, wieder aufſetzen. Darüber ging viel Zeit hin, auch konnte es nicht ohne Geräuſch geſchehen, ſo daß die Argeier den eindringenden Feind bemerkten. Sie beſetzten ſofort die feſten Plätze der Stadt und riefen durch Boten den Antigonos herbei. Dieſer legte ſich jetzt nahe vor der Stadt in Hinterhalt, während er ſeinen Sohn mit einer zahlreichen Schaar hineinſchickte. Auch Areus kam mit tauſend Kretern und den tüchtigſten Spartiaten zu Hülfe, und dieſe alle griffen mit vereinten Kräften die Galater an und brachten ſie in große Verwirrung. Inzwiſchen zog auch Pyrrhos unter lautem Kriegsgeſchrei in die Stadt ein und ſchloß aus dem gar nicht freudigen und herzhaften Tone, in welchem die Galater antworteten, daß ſie in großer Beſtürzung und Bedrängniß ſich befinden müßten. Er hatte daher um ſo größere Eile und drängte die vor ihm herziehende Reiterei, welche zwiſchen den Canälen, von welchen die Stadt vielfach durchkreuzt war, nur mit Schwierigkeit und Gefahr vorrückte. Hierzu kam noch, daß man bei dieſer nächtlichen Schlacht über das, was vorging oder was befohlen wurde, in völliger Ungewißheit blieb. Man verirrte ſich, durch die Enge der Gaſſen wurden die Reihen auseinander geriſſen; die dichte Finſterniß, das verworrene Geſchrei, der beſchränkte Raum machten eine Leitung des Kampfes unmöglich, ſo daß beide Theile, ohne etwas weiteres zu beginnen, den Tag abwarten mußten.

Als es endlich hell wurde, ſah Pyrrhos mit Schrecken die ſteile Anhöhe der Stadt, Aſpis genannt, mit feindlichen Waffen ganz bedeckt; aber noch weit mehr verſetzte ihn ein Denkmal in Beſtürzung, welches ihm unter der Menge anderer Kunſtwerke, womit der Markt geſchmückt war, in die Augen fiel. Es ſtellte in Erz den Kampf eines Wolfes mit einem Stiere dar und erinnerte ihn an ein altes Orakel, welchem zufolge ihm zu ſterben beſtimmt war, ſobald er einen Wolf mit einem Stiere würde kämpfen ſehn. Dieſer Anblick und die Vereitelung ſeiner Hoffnungen entmuthigten den König dermaßen, daß er wieder umzukehren beſchloß. Da er aber die Enge des Thores fürchtete, ſo ſchickte er ſeinem Sohn Helenos, welcher mit dem größten Theile des Heeres vor der Stadt geblieben war, den Befehl zu: er ſolle ein Stück Mauer niederreißen und den Abziehenden, im Fall ſie vom Feinde beunruhigt werden ſollten, zu Hülfe kommen. Allein in der Eile und Verwirrung hinterbrachte der Bote den Befehl des Königs ſo undeutlich, daß man ihn geradezu mißverſtand; und ſo zog denn der Jüngling mit den übrigen Elephanten und dem Kerne ſeiner Völker durch das Thor in die Stadt ein, um ſeinem Vater Hülfe zu bringen. Pyrrhos war bereits im Rückzuge begriffen. So lange nun der Marktplatz zum Abzuge wie zum Kampfe Raum gewährte, machte er öfters Kehrt und wehrte die Feinde ab. Als er aber mit dem abziehenden Heere in die Gaſſe gelangte, welche zum Thore führte, und hier auf die von der entgegengeſetzten Seite her anrückenden Truppen ſeines Sohnes ſtieß, ſchrie er zwar, ſie ſollten umkehren: allein die Einen hörten nicht darauf, die Anderen ſahen ſich beim beſten Willen durch die vom Thore her ihnen Entgegenſtrömenden verhindert, dem Befehle des Königs nachzukommen. Um das Unglück voll zu machen, war der größte Elephant unter dem Thore queer niedergeſtürzt und lag brüllend den Umkehrenden im Wege. Ueberdieß ſuchte einer der früher hereingebrachten Elephanten, Namens Nikon, ſeinen Führer, welcher ſchwerverwundet von dem Nacken des Thieres herabgefallen war, ſtürzte den ſich zurückziehenden Truppen entgegen und miſchte durch ſein ungeſtümes Toben Freunde und Feinde durch einander. So richtete er die entſetzlichſte Verwirrung an, bis er endlich den Leichnam ſeines Freundes gefunden hatte. Er hob ihn mit dem Rüſſel empor, legte ihn über ſeine beiden Stoßzähne und kehrte um, wobei er wie raſend alle ihm Begegnenden niederwarf und zu Tode trat. Indem ſie ſolchergeſtalt gedrängt und zuſammengepreßt wurden, war der Einzelne nicht mehr im Stande, ſich ſelbſt zu helfen, ſondern die geſammte Maſſe bewegte ſich wie ein zuſammengekeilter Körper bald vorwärts, bald rückwärts. Kämpfe fanden nur wenige ſtatt, theils gegen die Feinde, welche in ihre Reihen hineingeriethen, theils um die im Rücken Angreifenden abzuwehren; dagegen fügten den meiſten Schaden ſie gegenſeitig ſich ſelber zu. Denn wer das Schwert gezückt oder die Lanze gefällt hatte, konnte in dem Gedränge weder jenes wieder zurückziehen noch dieſe wieder aufrichten, ſondern, was in den Weg kam, wurde damit durchbohrt, und ſo gaben Freunde und Kampfgenoſſen einander ſelbſt den Tod.

Als Pyrrhos von ſolchem Sturm und Toben ſich umgeben ſah, nahm er den Kranz ab, mit welchem ſein Helm ausgezeichnet war, gab ihn einem ſeiner Freunde und ſprengte, ſeinem Roſſe vertrauend, auf die verfolgenden Feinde los. Ein Lanzenſtich fuhr ihm durch den Harniſch und brachte ihm eine unbedeutende und gefahrloſe Wunde bei. Sogleich wandte er ſich gegen den, von welchem der Stoß kam. Es war dies ein gemeiner Argeier, der Sohn einer armen, alten Frau. Dieſe ſelber

ſchaute gleich den übrigen Frauen dem Streite vom Dache aus zu, und als ſie jetzt ihren Sohn mit Pyrrhos im Kampfe ſah, gerieth ſie über die Gefahr deſſelben in Angſt und Schrecken, riß einen Ziegelſtein los und warf ihn mit beiden Händen auf Pyrrhos hinab. Der Stein traf ihn unter dem Helme im Genick und zerſchmetterte die ſogenannten Dornfortſätze derjenigen Wirbelknochen, welche den Nacken ſtützen. Die Augen des Schwergetroffenen erloſchen, ſeine Hände ließen den Zügel fahren, er ſelber ſtürzte neben dem Grabmale des Likymnios zur Erde. Die meiſten wußten nicht, wer der Gefallene ſei; aber ein gewiſſer Zopyros, der im Heere des Antigonos diente, und zwei oder drei andere, welche herzuliefen, erkannten ihn und ſchleppten ihn in eine Vorhalle, als er eben wieder zur Beſinnung kam. Zopyros zog ſein illyriſches Schwert, um ihm den Kopf abzuhauen; aber Pyrrhos ſchaute ihn mit ſo furchtbarem Blick an, daß jener in Schrecken gerieth, und indem er mit zitternder Hand, verwirrt und beſtürzt, gleichwohl den Streich führte, traf er den König nicht in den Hals, ſondern in Kinn und Mund und trennte ſolchergeſtalt langſam und mühſam den Kopf vom Rumpfe.



Dieſes Ereigniß wurde bald mehreren bekannt; Alkyoneus, der Sohn des Antigonos, eilte hin und verlangte, den Kopf zu ſehen, und als man ihm denſelben gegeben hatte, ritt er damit hinweg zu ſeinem Vater, der im Kreiſe ſeiner Freunde ſaß, und warf ihm das Haupt ſeines Gegners hin. Als aber Antigonos es betrachtet und erkannt hatte, jagte er ſeinen Sohn mit Stockſchlägen davon und ſchalt ihn einen Böſewicht und Barbaren; er ſelber verhüllte ſich das Angeſicht mit dem Mantel und vergoß Thränen, denn er mußte hierbei an ſeinen Großvater Antigonos und an Demetrios, ſeinen Vater, gedenken, zwei Beiſpiele von der Unbeſtändigkeit des Glücks aus ſeinem eigenen Hauſe. Haupt und Leichnam des Pyrrhos ließ er mit den gebührenden Ehren verbrennen. Als ſpäterhin Alkyoneus den Helenos, welcher ihm in ſehr armſeligen Zuſtande und mit einem ſchlechten Mantel bekleidet aufgeſtoßen war, mit vieler Freundlichkeit behandelte und zu ſeinem Vater Antigonos führte, ſprach dieſer zu ihm: „Dies iſt zwar beſſer, mein Sohn, als das Frühere; doch haſt du auch jetzt noch nicht ganz recht gehandelt, da du ihm nicht dies Gewand ausgezogen haſt, welches mehr uns, die wir für Sieger gelten, zur Schmach gereicht.“ Hierauf begegnete er dem Helenos mit großer Huld und Güte, ließ ihn anſtändig kleiden und ſchickte ihn nach Epeiros zurück. Auch die Freunde des Pyrrhos behandelte er mild, nachdem er das Lager und das ganze Heer des Königs in ſeine Gewalt bekommen hatte.

Seines Gegners entledigt (272), gelangte er jetzt wieder in den Beſitz Makedoniens. In Epeiros beſtieg Alexander II., der Sohn des Pyrrhos und der Lanaſſa, den Thron. Mit dem Nachfolger deſſelben, Pyrrhos III., ſtarb im Jahre 219 v. Chr. der Mannesſtamm der Aeakiden aus, worauf die Epeiroten ſtatt der monarchiſchen eine demokratiſche Verfaſſung einführten und dieſelbe behielten, bis ihr Land gleichzeitig mit Makedonien in die Hände der Römer kam.

Sechstes Buch.

1. Aratos.
2. Agis.
3. Kleomenes.
4. Philopoimen.

Der Schrecken wird ihm ſtatt der Ruh zu Theil,
Dem fremden Joch muß Hellas unterliegen,
Dem Ruthenbündel und dem Henkerbeil
Muß ſich der Wille freier Männer fügen.
Sie konnten nicht die Leidenſchaft verbannen,
Da wird der Schutzfreund ihnen zum Tyrannen.

Friedrich der Große,
Ode „An die Deutſchen" überſetzt von Förſter.

Aratos.

1. Der achäiſche Bund.

Nachdem Antigonos Gonatas, des Demetrios Sohn, durch den Tod des Pyrrhos ſich im Beſitze Makedoniens geſichert ſah, arbeitete er ganz im Geiſte ſeiner Vorfahren und mit denſelben Mitteln an der Unterjochung Griechenlands. Dreimal ging er auf Athen los, welches ſeine Freiheit mit Muth und Ausdauer vertheidigte, bis es, durch die Anſtrengungen des Krieges und den Mangel an Lebensmitteln gänzlich erſchöpft, ſich ergeben mußte (263 vor Chr.). Seine Befeſtigungen wurden geſchleift, Peiräeus, Munichia, Sunion und einige Zeit lang auch das Muſeion mit Makedoniern beſetzt. Jener heldenmüthige Widerſtand Athens gegen den Erben Philipps war ſeine „letzte Lebensregung“*) geweſen und ſeine geſchichtliche Rolle damit zu Ende.

Gleichzeitig befand ſich der Peloponnes im traurigſten Zuſtande innerer Zerriſſenheit und Auflöſung. In den meiſten Staaten kamen Tyranneu auf, welche an dem ſchlauen Antigonos ihren Beſchützer fanden und durch Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft ſich in ihrer rechtloſen Stellung behaupteten. Nirgends war Sicherheit, Geſetz und Ordnung. „Söldner und ihre Führer trieben Unweſen, raubend und plündernd. Zugleich irrte eine zahlloſe Menge von Verbannten verzweiflungsvoll umher; Mangel, Heimathloſigkeit und Rache entflammten zu verwegenen Streichen. Als Freibeuter durchzogen ſie das Land; ihre Dienſte ſtanden jedem zu Gebote, der ſie bezahlte. Die dagegen das Glück der Freiheit errungen hatten, ſtanden für ſich einzeln und unkräftig da. Das Loos der Knechtſchaft ſchien für die Dauer allen unausbleiblich und das Unglück der Unterjochten ohne Ziel und Ende, wenn nicht Heil und Rettung im Zuſammenwirken übereinſtimmender Kräfte geſucht wurde.“**)

Zu einem ſolchen Vereinigungspunkte der patriotiſchen Kräfte Griechenlands geſtaltete ſich eben damals aus kleinen und unbeachteten Anfängen der Bund der Achäer. Zwölf Städte der peloponneſiſchen Landſchaft Achaja bildeten ſchon zur Zeit, als die Jonier ſie noch inne hatten, einen Bund, welcher auch nach Beſitznahme der aus Argos und Lakonien vertriebenen Achäer (ſ. S. 4 f.) bis in das Zeitalter der Nachfolger Alexanders fortbeſtand, ohne jedoch in dieſer langen Friſt nach außenhin eine politiſche Bedeutung zu finden oder anzuſtreben. „Nur ſtille Tugenden, eine väterliche Verwaltung, Ordnung und Eintracht fanden hier ihre Heimath; durch Mißgunſt, Ehrgeiz und dergleichen Leidenſchaften entſtanden ſelten innere Störungen, weil es nichts Hervorragendes gab. Das Land war arm und ohne ergiebige Hülfsquellen, daher herrſchte die größte Freiheit und Gleichheit, wie in den alten helvetiſchen Kantonen zur Zeit des Anfangs der Eidgenoſſenſchaft. Ihre Schwäche und die Beſchaffenheit und Verhältniſſe des Bodens, ſo wie ihre Neigungen, hielten die Achäer meiſtens in einer glücklichen Entfernung von dem unruhigen Treiben der übrigen Völkerſchaften. Wenn auch dieſe Art und Weiſe, zu leben, ihnen kein Anſehen und keinen Einfluß verlieh, ſo erhielt doch ihre Treue und Rechtlichkeit dadurch einen Beweis hoher Achtung und Anerkennung, daß nach dem Zeugniſſe des Polybios und Strabon ihnen, den faſt unanſehnlichſten unter den Griechen, nach der Schlacht bei Leuktra eine gewiſſe ſchiedsrichterliche Gewalt übertragen wurde.“**)

Durch den unglücklichen Ausgang des lamiſchen Krieges, an welchem ſie, noch tief erſchöpft durch die Niederlage bei Chäroneia, nicht hatten theilnehmen können, geriethen auch die Achäer in die Gewalt der Makedonier. Das Band der alten Conföderation war zerriſſen. Aber um das Jahr 281 v. Chr. traten die vier weſtlichſten Städte Achajas: Dyme, Paträ, Tritäa und Pherä, nachdem ſie ſich von Beſatzungen der Fremden oder den von dieſen eingeſetzten Tyrannen befreit hatten, in ein Trutz- und Schutzbündniß, welchem bald auch Aegion beitrat, zuſammen, halfen darauf den übrigen zur Selbſtändigkeit und ſtellten den achäiſchen Bund in erneuerter Geſtalt wieder her.

Zehn Städte Achajas bildeten jetzt einen Staatenbund nach folgenden Grundgeſetzen: Der Bund ſoll ein unzertrennliches Ganzes ſein. Jede Stadt, welche unmittelbar in denſelben eintritt, ſoll mit den übrigen gleiches Recht haben; doch iſt dem Auslande gegenüber jedes Bundesglied für ſich unmündig und der Souverainität der Bundesverſammlung, ſo wie der von dieſer mit der ausübenden Gewalt bekleideten Bundesbehörde in jeder Hinſicht unterthan.

Sitz der Regierung war Aegion. Hier verſammelte ſich im uralten Nationalheiligthume, dem Haine des Zeus Homagyrios, jährlich zweimal, im Frühling und Herbſte,

*) Niebuhr's Kleine hiſtor. und philolog. Schriften. S. 462.

**) W. Schorn, Geſchichte Griechenlands von der Entſtehung des ätoliſchen und achäiſchen Bundes bis auf die Zerſtörung Korinths. Bonn 1833. S. 60 f.

*) Schorn a. a. O. S. 51.

die Landesgemeinde zu regelmäßigen Bundesverſammlungen, worin über die allgemeinen Angelegenheiten der Union Beſchlüſſe gefaßt und die Wahlen der Bundesbehörden gehalten wurden. Oberhaupt des Bundes war der auf ein Jahr gewählte Strateg oder Bundeshauptmann. Er führte auf dem Bundestage den Vorſitz, im Kriege den Oberbefehl. Ihm zur Seite ſtanden mitberathend und ſeine Macht beſchränkend die zehn Demiurgen, die Vertreter der zehn Bundesſtädte.

Unter allen durch dieſe Verfaſſung engverbundenen Städten war keine von einiger Macht und Anſehen. Der achäiſche Bund blieb daher auch in dieſer erneuerten Geſtalt für die allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands ohne Bedeutung, bis er über die engen Grenzen Achajas hinaus ſich erweiterte. Dieſes geſchah zunächſt durch den Beitritt des öſtlichen Nachbarſtaates Sikyon unter Vermittelung des Aratos, deſſen Lebensgeſchichte wir im Folgenden mittheilen.

2. Jugendſchickſale des Aratos. Die Befreiung Sikyons.

Sikyon, eine alte, anſehnliche, durch Kunſtfleiß ausgezeichnete Stadt, war ſeit dem Sturze ihrer doriſchen, ariſtokratiſchen Verfaſſung ein Spiel der Demagogen geworden und darnach, wie gewöhnlich, den Tyrannen anheimgefallen (ſ. S. 5). Unter beſtändigen Unruhen und Empörungen wechſelte es einen Zwingherrn mit dem anderen, bis es zwei wohlgeſinnten, bei ihren Mitbürgern in allgemeinem Vertrauen ſtehenden Männern, Timokleidas und Kleinias, die Regierung übertrug. Als aber Timokleidas ſtarb, bemächtigte ſich Abantidas der Herrſchaft und ließ den Kleinias tödten. Auch die Freunde und Verwandten deſſelben wurden theils aus dem Wege geräumt, theils des Landes verwieſen. Aratos, des Kleinias Sohn, damals erſt ein Kind von ſieben Jahren, war bei der allgemeinen Verwirrung unbemerkt aus des Vaters Hauſe entkommen. Rath- und hülflos irrte das Kind in der Stadt umher und gerieth von ungefähr in das Haus der Saſa, der Schweſter des Abantidas. Sie war von Natur ein gutherziges Weib und hatte überdies den Bruder des Kleinias zum Gatten; und da ſie in der harmloſen Art, wie das bedrahete Kind ihr in die Hände kam, den Fingerzeig der Gottheit erkannte, verbarg ſie es in ihrem Hauſe vor der Mordgier ihres Bruders und ſendete es bei Nacht heimlich nach Argos.

Dieſer Vorfall flößte dem Aratos ſchon in früher Jugend einen bitteren und unverſöhnlichen Haß gegen die Tyrannen ein, der mit den Jahren immer ſtärker wurde. Von Gaſtfreunden ſeines Vaters in Argos trefflich erzogen, wuchs Arat zu einem wahlgebildeten, durch Muth wie durch Klugheit ausgezeichneten Jünglinge heran und genaß nicht nur ſeiner Abkunft, ſondern auch ſeiner perſönlichen Eigenſchaften wegen großes Anſehen, ſo daß faſt in demſelben Maaße die Haffung der ſikyoniſchen Verbannten als der Argwohn der Tyrannen von Sikyon ihr Augenmerk auf ihn gerichtet hielten.

Und in der That trug er ſich in der Stille mit dem Plane, ſeine Vaterſtadt dem Joche der Tyrannenherrſchaft zu entreißen. Zwar war Abantidas nach kurzer Regierung ermordet worden und auch ſein Vater Paſeas, welcher ihm gefolgt war, bald darauf einem gleichen Schickſale unterlegen. Aber an ihrer Stelle hatte Nikokles, der Mörder des Letzteren, ſich zum Oberherren aufgeworfen und ſchaltete über Sikyon mit gleicher Härte und Grauſamkeit. Aratos knüpfte zu dem beſagten Zwecke mit den Königen Antigonos von Makedonien und Ptolemäos von Aegypten Unterhandlungen an. Da aber beide in der Erfüllung ihres Verſprechens ſich zu ſäumig bezeigten, beſchloß er, ſeinen Weg allein zu gehen und das kühne Vorhaben auf eigene Hand in's Werk zu ſetzen.

Er theilte ſeine Abſicht erſt einigen Freunden, dann auch den übrigen Verbannten mit. Von den Letzteren aber ſagten ihm nur wenige ihren Beiſtand zu, da ſie das Wagniß für zu gefährlich hielten und ihr Leben nicht einem Jünglinge anvertrauen wollten, dem, wie es ſchien, noch alle Erfahrung zu einem ſo verwegenen Unternehmen abging. Aratos ließ ſich dadurch nicht irre machen. Er ſchickte Kundſchafter nach Sikyon, welche die Lage der Tyrannenburg genau in Augenſchein nehmen, die Höhe ihrer Mauern ermitteln und die Stelle ausfindig machen ſollten, wo dieſelbe am leichteſten zu überſteigen wäre. Er ſelber brachte eine Menge Waffen zuſammen, was ohne Verdacht geſchehen konnte, weil in jener Zeit der Peloponnes von herrenloſen Söldnerhaufen durchzogen wurde und alle öffentlichen Straßen durch dieſe Räuberhorden ſo unſicher gemacht waren, daß niemand anders als bewaffnet reiſ'te. Während er ſolchermaaßen im Stillen alles zum Ueberfalle vorbereitete, gab er ſich öffentlich das Anſehen eines Mannes, der auf nichts als auf ſorgloſen Lebensgenuß und tägliche Luſtbarkeit bedacht war, und täuſchte damit die vom Tyrannen abgeſchickten Späher, welche, wie verlautete, heimlich in Argos umherſchlichen und den Arat auf allen Schritten und Gängen beobachteten. Früh mit dem Tage ließ er ſich ſchon auf dem Markte finden, luſtwandelte mit ſeinen Freunden umher, beſuchte die Ringſchule und nahm dann etliche junge Leute mit ſich nach Hauſe, welche mit ihm zu ſchmauſen und zu zechen gewohnt waren. Dann ſah man ſeine Sclaven auf dem Markte umhergehen; der eine trug Kränze, ein anderer kaufte Fackeln ein, der dritte redete mit Sängerinnen und Flötenſpielerinnen, die bei keinem Gaſtgebote fehlen durften. Die Späher ſahen dies und raunten einander mit Lachen zu: „In der That, ein Tyrann muß ein recht furchtſames Thier ſein, da ſich Nikokles, im Beſitz einer ſo anſehnlichen Stadt und gewaltigen Macht, vor einem Jünglinge fürchtet, der, fern von jedem ernſteren Lebenszwecke, ſein Geld, das ihm in der Verbannung doch zeitig genug zum eigenen Unterhalte wird nöthig werden, in täglichen Luſtbarkeiten und Schmauſereien verſchleudert."

Die auf ſolche Weiſe getäuſchten Kundſchafter begaben ſich alſo wieder hinweg und beſchwichtigten den Verdacht des Tyrannen. Jetzt brach Arat nach Sikyon auf. Er hatte dreißig von ſeinen eigenen Sclaven bewaffnet; auch von ſeinen Freunden war ihm eine hinreichende Zahl zu dieſem Unternehmen geſtellt worden, wozu noch ein Haufe ehemaliger Soldaten kam, welche er von dem Räuberhauptmanne Xenophilas in Sold genommen hatte. Dieſe warteten ſeiner am ſogenannten Thurme des

Polygnotos, von wo aus die vereinte Schaar auf Sikyon losrückte und bei untergehendem Monde vor der Tyrannenburg anlangte.

In der Nähe der Mauer, da, wo dieſelbe am leichteſten zu überſteigen war, wohnte ein Gärtner, welcher zur Bewachung ſeines Beſitzthums ſich mehrere kleine Hunde hielt. Aratos hatte den Kapheſias nebſt einigen Anderen vorausgeſchickt, welche ſich für Wandersleute ausgeben, bei dem Gärtner Nachtherberge begehren, ſich ſeiner Perſon bemächtigen und ihn ſammt ſeinen Hunden einſperren ſollten. In Hinſicht des Gärtners war ihnen alles gut gelungen; die kleinen Beller aber waren entſchlüpft und erhoben jetzt, als man die Leitern anlegte, einen entſetzlichen, durch nichts zu beſchwichtigenden Lärmen. Darüber wurde die Mehrzahl der Gefährten des Aratos ſo verzagt, daß ſie ihn faſt nöthigten, umzukehren und ſein Vorhaben aufzugeben. Gleichwohl drang er vorwärts, und ſchon hatten etliche die Mauer erſtiegen, als der Hauptmann, welcher die Morgenwache übergab, von vielen Wächtern und Fackeln begleitet, die Runde machte. Die Hinaufgeſtiegenen bückten und verbargen ſich, ſo gut ſie konnten. Aber jetzt erhob ſich auch ein Jagdhund, welcher im benachbarten Thurme lag, durch das Gebell der kleinen Gärtnerhunde aufmerkſam gemacht, aus ſeiner trägen Ruhe, ſchlug erſt ganz gemächlich an, dann aber, als er die Schritte der Heranſchleichenden vernahm, immer heftiger, ſo daß die ganze Gegend von eiferndem Gebelle wiederhallte. Die Wache, welcher dies auffiel, rief den Jäger an: „Warum bellt der Hund ſo ſehr? was geht Neues vor?“ Der Jäger rief zurück: es gehe nichts vor; der Hund werde nur durch die Fackeln der Wache und die Klingel des Hauptmanns unruhig gemacht.

Dieſe glücklich überſtandene Gefahr gab den Leuten des Arat neuen Muth. Es ſtieg jetzt einer nach dem anderen hinauf und beſetzte die Mauer. Da aber die Leitern, die man, in Kornfäſſern verborgen, dem Zuge nachgeführt hatte, nur leicht gearbeitet waren, ſo daß nur einer auf einmal ſie betreten durfte, ſo verging darüber viel Zeit. Es meldete ſich der Anbruch des Tages; die Hähne fingen an zu krähen, und das Landvolk, welches Lebensmittel zum Verkauf von den Dörfern in die Stadt brachte, zog einzeln vorüber. Arat glaubte daher nicht länger ſäumen zu dürfen. Als im Ganzen vierzig Mann die Mauer erſtiegen hatten, eilte er ſelber hinauf, ging mit ihnen auf den Palaſt los und überfiel unverſehens die Wache, ohne einen einzigen Mann zu tödten. Mittlerweile ſtießen auch die anderen zu ihm, und ſofort ſchickte er zu ſeinen Freunden in die Stadt, daß ſie aus ihren Häuſern herbeikommen und ihm Beiſtand leiſten ſollten. Dieſe eilten von allen Seiten freudig herbei.

Als der Tag anbrach, und die Bürger ſich zur Volksverſammlung im Theater einfanden, erſchien ein Herold unter ihnen mit dem öffentlichen Ausrufe: „Ihr Bürger! Aratos, des Kleinias Sohn, iſt heimgekommen, um euch zur Freiheit zu verhelfen!“ Auf dieſe Botſchaft, welcher ſchon ein dunkles Gerücht vorausgegangen war, machte das Volk in hellen Haufen ſich auf, ſtürmte den Palaſt des Tyrannen und ſteckte ihn in Brand. Nikokles aber hatte ſich durch unterirdiſche Gänge davongemacht und die Stadt verlaſſen. Weder auf Seiten der Angreifer noch der Vertheidiger war jemand getödtet oder verwundet worden und dieſe ſchöne That der Befreiung durch ein günſtiges Geſchick von Bürgerblute rein und unbefleckt geblieben.

3. Sikyons Beitritt zum achäiſchen Bunde. Aratos ordnet die inneren Verhältniſſe ſeiner Vaterſtadt.

Aratos rief hierauf alle von den früheren Tyrannen Verbannten nach Sikyon zurück. Es waren ihrer nicht weniger als fünfhundert und achtzig. Einige unter ihnen hatten faſt an die funfzig Jahre im Elende verbringen müſſen. Dieſe Vertriebenen nun, mehrentheils arm, erhoben jetzt Anſprüche auf das, was ſie vormals beſeſſen hatten, verlangten ihre Häuſer und Grundſtücke zurück, die ſeit langer Zeit ſchon in Anderer Hände übergegangen waren, und ſtürzten den Arat, da eine ſolche Wiedererſtattung unmöglich war, in große Unruhe und Bekümmerniß; da er den Staat mit innerer Zwietracht und Verwirrung bedroht ſah, während von außen Antigonos nur auf eine Gelegenheit wartete, ſich deſſelben zu bemächtigen. Um daher der Freiheit Sikyons einen feſteren Halt zu geben, überredete er ſeine Mitbürger, ſich an den achäiſchen Bund anzuſchließen (252 vor Chr.). Dieſe nahmen denn auch, obwohl ihrem Urſprunge nach Dorier, freiwillig den Namen und die Verfaſſung der Achäer an und halfen durch ihren Beitritt dieſem Bunde, welcher bis dahin kaum die Macht einer mittelmäßigen Stadt beſeſſen hatte, zu ſolchem Anſehn und innerer Stärke, daß er ſich bald zum Stimmführer in den Angelegenheiten des Peloponneſos erhob und zum Hort der helleniſchen Freiheit wurde.

Griechenland durch innere Eintracht und gute Zucht wieder frei, ſtark und unüberwindlich zu machen, war der große Gedanke, welcher den Aratos beſeelte, und ſein eigenes Beiſpiel zeigte, wie der Einzelne zu ſolchem Zwecke ſich in Demuth und Selbſtverleugnung den Ordnungen des Gemeinweſens ganz und ohne Rückhalt unterwerfen müſſe. Denn wiewohl der Bund der Achäer erſt durch ihn eine Bedeutung gewonnen hatte, indem er das Anſehn ſeines eignen Namens und die Macht ſeiner Vaterſtadt mit ihm verknüpfte, ſo unterwarf er ſich doch mit freudiger Bereitwilligkeit den Anordnungen der Bundesvorſteher. Er diente unter der Reiterei des Bundes und erwies ſich gleich dem gemeinen Soldaten gegen den Strategen der Achäer in allen Stücken gehorſam, mochte dieſer nun ein Dymäer oder Tritäer oder aus einer noch geringeren Stadt Achajas ſein.

Um die heimgekehrten Verbannten zu befriedigen faßte er den Entſchluß, ſich an die Freigebigkeit des Königs Ptolemäos zu wenden. Er ging in Methone nach Aegypten unter Segel. Kaum aber hatte das Schiff die offene See erreicht, als ſich ein mächtiger Sturm erhob und das Meer dermaaßen zu toben anfing, daß der Steuermann ſich außer Stande ſah, das Fahrzeug länger zu regieren. Lange in der Irre umhergetrieben, erreichten ſie mit ge-

nauer Noth die Insel Andros, wo Antigonos, dessen Botmäßigkeit sie unterworfen war, eine Besatzung liegen hatte. Aratos stieg, um der Gefangennehmung zu entgehen, in Begleitung eines einzigen Freundes, Nawens Timanthes, on's Land, entfernte sich sofort weit vom Gestade und versteckte sich in einem dichten Walde, wo er die Nacht sehr kümmerlich zubrachte. Kaum daß Arat das Schiff verlossen hatte, so trof auch schon der Befehlshaber der Stadt ein, erklärte Fahrzeug und Leute für Feinde, bemächtigte sich der Mannschaft sommt der Ladung, aber den Arat fand er zu seinem großen Verdrusse nicht. Dieser unterdessen war einige Tage lang völlig ratblos, was er beginnen sollte, als ihn ein unverhoffter Glücksfoll oller Verlegenheit mit einem Male entriß. Ein römisches Schiff näherte sich gerade demjenigen Orte, wo er sich verborgen hielt oder noch einem Retter ausschaute, nohw den Flüchtling on Vorb und brochte ihn, auf der Fahrt nach Syrien begriffen, glücklich nach Karien, von wo er nach Aegypten übersetzte.

Gleich nach seiner Ankunft wurde er vor den König gelassen und mit Wohlwollen empfangen. Aratos war ein geübter Kenner der Molerei. Er hatte schon bisher dem Ptolemäos viele treffliche Werke der Meister von Sykion, welches in jenem Zeitolter ols Sitz der schönen Künste hochberühmt war, überschickt, und diesen Fürsten sich dadurch sehr verpflichtet. Seine feinen Sitten iw Umgonge mehrten die Gunst, bie er schon vorher besessen, so daß ihm Ptolemäos seine Bitte gern gewährte und zum besten seines Vaterlandes ein Geschenk von hundert nnd funfzig Talenten machte.

Durch Vertheilung dieser Summe unter die Verbannten legte Aratos nach seiner Heimkehr die Streitigkeiten zwischen den Armen und Reichen glücklich bei nnd befestigte dadurch die Wohlfahrt und Sicherheit des ganzen Volkes. Verehrungswürbig erschien hierbei besonders auch die Bescheidenheit, mit welcher er von seiner Gewalt Gebrauch machte. Denn obwobl mon ihn zum einzigen, mit unumschränkter Gewolt bekleideten Richter und Schiedsmann zwischen den streitenben Parteien ernannt hatte, da die eine wie die andere in seine Rechtschaffenheit ein unbegrenztes Vertranen setzte: so verzichtete er gleichwohl darauf, die ihm vorgelegten Rechtshändel einzig und allein zu entscheiden, und erlas sich dazu noch funfzehn redliche Männer, mit denen er nach vieler Mühe und langen Berathungen unter allen Bürgern Frieden und Eintracht zu Stande brachte. Für dieses edle Versöhnungswerk wurde ihm von allen seinen Mitbürgern die verdiente Ehre zu Theil, und die vormals Verbannten errichteten ihm eine Bildsäule mit ehrender Inschrift.

4. Die Eroberung von Akrokorinth.

Zum ersten Male von den Achäern zum Strategen ernonnt, mochte er einen Einfoll in das gegenüber gelegene Lokris und Kalydonien nnd zog den Boiotiern gegen die Aetolier zu Hülfe, konnte aber erst eintreffen, ols biese bereits bei Chäroneio eine Niederlage erlitten hatten. Im folgenden Jahre, in welchem er abermals das Strategenamt bekleidete, führte er seinen Anschlag auf Akrokorinthos aus, wodurch er sich nicht um den achäischen Bund allein, sondern um gonz Griechenland das größte Verdienst erwarb. Die Landenge des Isthmos scheidet bekanntlich die beiden Meere, welche in Ost unb West die Küste Griechenlands bespülen, unb verknüpft zugleich bie peloponnesische Halbinsel mit dem Festlande von Hellas. Auf diesem wichtigsten Punkte nun erhebt sich die Burg von Korinth, Akrokorinthos genannt, auf einem steilen und unzugänglichen Felsen. Die Lage dieser Feste macht es daher demjenigen, ber sie besetzt hält, möglich, olle Geweinschaft zwischen Hellas und dem Peloponnes, allen Zuzug und feindliche Durchwärsche, nebst ollem Verkehr und Handel zu verhindern, so baß man mit Recht Korinth „bie Fessel Griechenlands“ genannt hat.

Dieser Plotz war bomals in den Händen des Antigonos, der eine makedonische Besatzung baselbst hielt Schon seit Johren wor Arotos mit dem Gedanken umgegangen, ihn wieder an sein Vaterlond zu bringen, und erhielt jetzt durch einen Syrier, Erginos, eine unerwartete Gelegenheit, diesen Plan in's Werk zu setzen. Erginos nemlich, welcher einen Bruder unter der Besatzung von Akrokorinth hatte, erbot sich, dem Arotos einen geheimen, schräg durch den Felsen gehauenen Fußsteig zu zeigen, auf welchew mon an einen Ort gelange, wo bie Mauer der Burg nur funfzehn Fuß hoch sei, und auch sein Bruder Diokles solle ihm beim Ueberfolle der Feste behülflich werden. Aratos dagegen versprach ihm, wenn der Anschlag glücklich von Statten ginge, sechzig Talente, und wenn er fehlschlüge, sie selber oder mit dem Leben davon kämen, jedem ein Haus und ein Talent zu geben. Die beiden Brüder oder verlongten, damit ihnen bos Versprochene auf jeden Fall gesichert wäre, baß Aratos jene sechzig Tolente bei dem Wechsler Aegios niederlegen sollte. Aratos, welcher weder selbst so viel Gelb hatte, noch auch, um keinen Verbacht zu erregen, eine so hohe Summe von einew Andern borgen wollte, nohm den größten Theil seiner kostbaren Trinkgefäße und das Geschweide seiner Gemahlin unb übergob es dem Aegios zum Pfande. Denn er war hochherzig genug, um mit einem Phokion und Epaminondas, von denen er wußte, daß sie unter allen Hellenen die Gerechtesten und Tugendhaftesten gewesen, weil sie weder große Geschenke angenommen noch überhaupt dem Reichthume den Vorzug vor dem Sittlichguten gegeben hatten, on Edelmuth zu wetteifern und sein ganzes Vermögen zu einer Unternehmung herzugeben, deren Gefahr er zum besten aller, ohne daß diese selbst etwas davon wußten, allein über sich nahm. Den besten Theil von seinem Hob' und Gute gab er um eine Gelegenheit hin, bei Nacht mitten unter die Feinde geführt zu werden, mit ihnen auf Leben und Tod zu fechten für nichts Anderes als die Hoffnung, eine eble That zu verrichten!

Wie olles zum Uebersalle bereit war, hinterließ Arat dem übrigen Heere den Befehl, die Nacht über unter den Waffen zu bleiben, und rückte mit vierhundert ouserlesenen Kriegern auf Korinth los. Es war iw Sommer, zu einer Zeit, wo der Vollmonb schien. Zudem war die Nacht ohne Wolken und ganz hell, so baß man in Sorgen stand, durch den Wiederschein der Woffen den Wächtern entdeckt zu werden. Koum aber hatten sich die Ersten der Stadt genähert, als sich vom Meere her finsteres Gewölk aufthürmte unb die Stadt sammt der gonzen Umgegend über-

Digitized by Google

ſchattete. Dort ſetzten ſie ſich nieder und zogen die Schuhe aus, um im Gehen kein Geräuſch zu machen und deſto ſicherer die Leitern beſteigen zu können. Erginos ſchlich unterdeſſen mit ſieben wie Wanderer gekleideten Jünglingen an das Thor und ſtieß den Pförtner ſammt den Wächtern nieder. Zu gleicher Zeit überſtieg Aratos mit hundert Mann die Mauer, rückte mit ihnen eiligſt durch die Stadt auf die Burg zu und war voller Freude, als habe er ſchon darum, weil man ihn nicht entdeckt hatte, den Sieg in den Händen.

Im Fortrücken ſtieß er auf eine Schaarwache von vier Mann, welche Licht bei ſich hatte, ihn aber gleichwohl nicht bemerkte, weil er ſich im Schatten hielt, von ihm hingegen deutlich erkannt wurde. Er legte ſich mit ſeinen Leuten hinter einigen Wänden und Schutthaufen auf die Lauer, fiel dann plötzlich über ſie her und hieb drei Mann davon nieder. Der vierte aber lief mit einer Schwertwunde am Kopfe davon und ſchrie laut, es ſeien Feinde in der Stadt. Nach kurzer Weile bliſen die Trompeter Lärmen. Die ganze Stadt kam in Bewegung; die Straßen füllten ſich mit hin- und wiederlaufenden Menſchen. Unten in der Stadt ſowohl als droben auf der Burg flammten eine Menge Fackeln auf und erleuchteten die Gegend. Von allen Seiten her drang verworrenes Geſchrei.

Aratos rückte um ſo raſcher vorwärts, verfehlte aber in der Eile den verborgenen Felſenſteg, welcher durch viele Umwege und Krümmungen an die Mauer führte, und erreichte erſt nach ungeheurer Anſtrengung und großem Zeitverluſte die bezeichnete Stelle, wo ſich ſofort der heftigſte Kampf mit der Beſatzung entſpann. Unterdeſſen waren aber auch die dreihundert Mann, welche Arat vor den Thoren in der Nähe des Heratempels zurückgelaſſen hatte, in die Stadt eingedrungen. Aber auch ſie fanden den Fußſteig nicht, auf welchem ſie den Vorangegangenen folgen ſollten und verbargen ſich an einem tiefſchattigen Felſenhange, wo ſie eine Zeit lang voller Unruhe und Verzweiflung ſtehen blieben, völlig rathlos, wohin ſie ſich wenden und was weiter geſchehen ſolle. Aber gerade dieſer Unfall kam dem Unternehmen ſelber unverſehens zu ſtatten. Archelaos nemlich, der Feldhauptmann des Königs, rückte mit einem ſtarken Kriegerhaufen unter lautem Geſchrei und Trompetenſchall aus der Stadt gegen die Burg empor, um dem Aratos in den Rücken zu fallen, und zog an den Dreihunderten vorüber. Dieſe brachen alsbald aus ihrem Hinterhalte hervor, metzelten die vorderſten Glieder nieder, ſchlugen die Uebrigen, welche über dieſen unvermutheten Angriff in Verwirrung geriethen, in die Flucht und ſetzten ihnen ſo weit nach, bis ſie alle aus einander liefen und ſich in die Stadt zerſtreuten.

Während nun die Dreihundert nach dieſer Seite hin ihren Sieg verfolgten, traf Erginos mit der Nachricht ein, daß Aratos droben an der Mauer mit den Feinden in hartnäckigem Gefechte begriffen ſei und eilends ihre Hülfe erheiſche. Sie verlangten darauf, er ſolle ſie ſofort dahin führen und gaben ſich ſchon in der Ferne durch ihr Feldgeſchrei zu erkennen, um ihren Freunden neuen Muth zu machen. Der volle Mond, der auf ihren Waffen wiederglänzte, ließ ſie, während ſie in langem Zuge emporrückten, an Menge noch weit ſtärker erſcheinen, und der Widerhall ihres Feldgeſchreies in den Bergen und Schluchten bei der Stille der Nacht unterſtützte dieſe Täuſchung. Endlich trafen ſie mit der kleinen Schaar des Aratos zuſammen, trieben die Beſatzung zurück, erſtiegen die Mauer und eroberten die Burg, als eben der Tag anbrach und die Sonne ihre ruhmvolle That beſtrahlte. Jetzt traf auch das übrige Heer aus Sikyon ein, rückte durch die von den Bürgern freiwillig eröffneten Thore in die Stadt und nahm das königliche Kriegsvolk gefangen.

Als Arat ſeinen Sieg völlig geſichert ſah, ſtieg er von der Burg herab und erſchien im Theater, wo eine unendliche Menge Volks zuſammenſtrömte, begierig, dieſen Mann zu ſehen und die Rede zu vernehmen, welche er an die Korinthier halten würde. Er beſetzte alle Eingänge mit Achäern und trat darauf, noch im Harniſch, auf die Bühne. Die tiefe Ermattung, welche den übermäßigen Anſtrengungen des nächtlichen Kampfes gefolgt war, hatte ſein Anſehen ganz verändert. Der Muth und die Freude ſeiner Seele ſchien von der Müdigkeit des Leibes überwältigt. So ſtand Arat, mit der Rechten auf den Spieß gelehnt, lange ſprachlos, von dem Frohlocken vieler Tauſende umwogt, die ſeine Tugend feierten und ſein glückliches Geſchick lobprieſen. Als endlich eine Stille eintrat, nahm er ſeine Kräfte zuſammen und hielt eine Rede, die ſeiner That gemäß war. Er bewog die Korinthier, dem Bunde der Achäer beizutreten, und übergab ihnen die Schlüſſel ihrer Thore, welche ſeit des Königs Philippos Zeiten damals zum erſten Male wieder in ihre Hände kamen (243 v. Chr.).

Von den Hauptleuten des Antigonos ſchenkte er dem Archelaos die Freiheit; den Theophraſt dagegen, welcher ſich weigerte, Korinth zu verlaſſen, ließ er hinrichten. Mit der Stadt und der Burg bekam er auch den Hafen Lechäon nebſt fünfundzwanzig Schiffen in ſeine Gewalt. Die fünfhundert Pferde und vierhundert Syrer, welche er erbeutet hatte, verkaufte er und übergab Akrokorinthos den Achäern, welche eine Beſatzung von vierhundert Mann ſammt funfzig Hunden und ebenſo vielen Jägern hineinlegten.

5. Glückliche Fortſchritte des achäiſchen Bundes.

Plutarch ſtellt die im Vorigen erzählte Unternehmung ſo hoch, daß er ſie „die letzte helleniſche That“ nennt: indem ſie ſowohl in Hinſicht der Kühnheit als des Glückes den größten Heldenthaten der alten Hellenen an die Seite geſetzt werden könne, wie ſich ſchon aus ihren Erfolgen erkennen laſſe. Megara fiel von Antigonos ab und trat dem achäiſchen Bunde bei; ebenſo Troizen und Epidauros. Arat that ſeinen erſten Einfall in das atheniſche Gebiet, plünderte Salamis, ſchenkte aber allen gefangenen Bürgern Athens ohne Löſegeld die Freiheit; und dieſe edelmüthige Handlung weckte zuerſt in den Athenern den Entſchluß zum Aufſtande gegen die Herrſchaft der Makedonier. Dem Könige Ptolemäos wirkte er die Stelle eines oberſten Heerführers der Achäer aus, wodurch er dem Bunde den Beiſtand dieſes mächtigen Herrſchers ſicherte. Das eigene Heer aber war durch ſolche Erfolge mit ſo hoher Zuverſicht und Freudigkeit erfüllt, daß Arat es gebrauchen konnte, wozu er nur wollte. Sein Anſehen war ſo über-

wiegend, daß er wenigſtens alle zwei Jahre zum Strategen erwählt wurde, da die beſtehenden Bundesgeſetze verwehrten, einem und demſelben Mann dieſe Stelle zweimal nach einander zu übertragen. In Wahrheit aber war er durch Thaten und Rathſchläge nicht bloß während ſeiner Amtsjahre, ſondern zu aller Zeit Führer der Achäer, da ſie die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß er weder Reichthum noch Ehre noch die Freundſchaft der Könige noch den Nutzen der eigenen Vaterſtadt noch ſonſt etwas dem Gedeihen des Bundes vorziehe. Denn ſein ganzes Wirken und Streben ging von der Ueberzeugung aus, daß Staaten, welche an und für ſich ſchwach wären, durch gegenſeitige Vereinigung ihre Selbſterhaltung ſichern könnten. Es verhielte ſich damit, wie mit den Gliedern des Leibes. Denn gleich wie dieſe, ſo lange ſie mit einander verbunden wären, Kraft und Leben hätten und hingegen welken und verweſen müßten, wenn eines von dem andern getrennt und geſchieden würde: ſo gingen auch Städte, welche das Band der Einigkeit auflöſten, zu Grunde, während ſie als Theile eines größeren Ganzen an Macht und Würde gewönnen.

Mit beſonderem Eifer arbeitete er daran, den Tyrannen von Argos zu ſtürzen und dieſer Stadt die Erziehung, die er daſelbſt genoſſen hatte, mit ihrer Freiheit zu vergelten. Aber ſeine Anſchläge ſchlugen beſtändig fehl. Einmal war er mit einem Haufen Bewaffneter ſchon in die Stadt eingedrungen und hatte den Kampf gegen die Söldner des Tyrannen Ariſtippos bis gegen Tagesanbruch mit Hartnäckigkeit fortgeführt, ſo daß Letzterer bereits alles verloren gab und ſeine Schätze nach dem Meere flüchtete. Aber die Argeier, unter der langen Knechtſchaft entnervt, leiſteten keinen Beiſtand, ſondern ſahen müßig dem Kampfe zu, gleichſam als wenn hier nicht um ihre Freiheit, ſondern um den Preis bei den nemeiſchen Spielen*) geſtritten würde und ihnen als unparteiiſchen Richtern nur obläge, Acht zu geben, wer von beiden Kämpfern ſich am beſten hielte. Und ſo mußte er endlich, da ſeine Mannſchaft Mangel an Waffer litt, und er ſelber, durch einen Wurfſpieß in die Hüfte verwundet, nach und nach von Kräften kam, unverrichteter Dinge wieder zurückgehen. Späterhin gewann er die argeiiſche Stadt Kleonä für den Bund der Achäer, und als Ariſtipp ſie dafür züchtigen wollte, ſchlug ihn Arat in einem harten Treffen, wobei der Tyrann ſelber auf der Flucht den Tod fand. Aber auch diesmal konnte er Argos, wo ſofort Ariſtomachos mit Hülfe der Makedonier ſich der Herrſchaft bemächtigte, nicht in ſeine Gewalt bekommen.

Dagegen gelang es ihm, Megalopolis, die bedeutendſte Stadt in Arkadien, auf friedlichem Wege in Freiheit zu ſetzen. Er bewog nemlich den dortigen Tyrannen Lyſiades, einen talentvollen Jüngling, der nicht wie die übrigen Gewaltherren aus gemeiner Habſucht, ſondern aus Ehrgeiz ſich zum Alleinherrſcher aufgeſchwungen hatte, freiwillig die Herrſchaft niederzulegen und mit ſeiner Stadt in den achäiſchen Bund zu treten. Dieſe edelmüthige That fand ſo lebhaften Beifall, daß Lyſiades zum Strategen erwählt wurde und eine Zeit lang abwechſelnd mit Arat die Leitung des Bundes überkam.

*) Dieſe wurden alle zwei Jahre unter gemeinſchaftlicher Aufſicht von Argos, Korinth und Kleonä gefeiert.

Aber ſeine Begier, den Ruhm dieſes Mannes zu überflügeln, riß ihn zu manchen gefährlichen und unnützen Unternehmungen fort. Erlittene Unfälle ſchob er dem Aratos zu, klagte ihn öffentlich der Fahrläſſigkeit und Feigheit an und war nahe daran, den Bund ſeines beſten und redlichſten Führers zu berauben, wenn die Achäer nicht bald genug den Unterſchied zwiſchen ſeiner erkünſtelten Tugend und der ächten, unverfälſchten des Arat erkannt hätten. Dieſer fand denn auch bald darauf Gelegenheit, ſeine Tüchtigkeit abermals auf das glänzendſte zu bewähren. Dies geſchah im Kriege mit den Aetoliern.

Wie nemlich im Peloponnes der achäiſche, ſo war in Mittelgriechenland ſchon zu den Zeiten des Antipatros der ätoliſche Bund gegen die Umgriffe der Makedonier aufgetreten und hatte durch kühne Waffenthaten ſeinen Einfluß über das ſüdliche Theſſalien, Akarnanien, Phokis, Lokris und Boiotien verbreitet. Ein Zuſammenwirken beider Staatenbündniſſe hätte die Unabhängigkeit Griechenlands gegen auswärtige Mächte für immer ſicher ſtellen können. Allein der noch halbbarbariſche, ſelbſtſüchtig-rohe und gewaltthätige Charakter der Aetolier hinderte nicht blos eine Vereinigung, ſondern ſtellte ſie auch bald in ein feindſeliges Verhältniß zu den Achäern. Eroberungsluſt und Begier nach Beute reizte ſie jetzt zu einem Einfall in den Peloponnes. Achaja und ſeine Bundesgenoſſen bereiteten ſich zur Gegenwehr. Zu den Achäern ſtieß auch der junge König von Sparta, Agis III., mit ſeinem Heere und drang darauf, daß man den Aetoliern über den Iſthmos entgegengehe und bei Megara die Schlacht liefere. Dieſer Vorſchlag gewann den Beifall der Achäer. Aratos aber widerſetzte ſich, ließ alle Vorwürfe und Spöttereien, die man über ihn, als einen feigen und zaghaften Mann, ergoß, ruhig über ſich ergehen und ſich in ſeinem Plane und Maaßregeln für das allgemeine Beſte durch die ſcheinbare Schande nicht irre machen. Unangefochten ließ er die Aetolier im Peloponnes einziehn und die Stadt Pellene nehmen. Aber ſobald dies geſchehen war, blieb er der Mann nicht mehr, der er bisher geweſen. Ohne länger zu zaudern und abzuwarten, bis ſich das Heer von allen Orten her verſammelt hatte, ging er mit derjenigen Mannſchaft, die gerade beiſammen war, in ſtürmiſcher Schnelligkeit auf die Feinde los, während ſie ſich plündernd in todendem Uebermuth in den Häuſern und Straßen der Stadt zerſtreut hatten, ſich gegenſeitig verdrängten und um die Beute ſchlugen. Ehe noch die Nachricht, Aratos ſei im Anzuge, allen zu Ohren gekommen, hatte er ſchon einen Theil der Feinde an den Thoren und in den Vorſtädten überwältigt. Während die übrigen zur Hülfe herbeieilten und ſich in Ordnung ſtellten, ſtrömten ihnen die fliehenden ſchon entgegen und verſetzten alles in Schrecken und Verwirrung. Ein ſeltſamer Zufall kam überdies den Achäern zu Hülfe. Die Aetolier hatten ſich der Weiber und Töchter der Pellener bemächtigt. Jeder hatte derjenigen, die er gefangen, ſeinen Helm aufgeſetzt, damit ſie ihm ein Anderer nicht wegnehme und jedermann an dem Helme erſehen könne, wer ihr Herr ſei. Unter den Gefangenen befand ſich auch die Tochter eines angeſehenen Bürgers, Epigethes, eine Jungfrau von ſchönem und erhabenem Anſehen. Ein ätoliſcher Hauptmann hatte ſie in den Tempel der Artemis für ſich in Sicherheit gebracht und ihr ſeinen mit drei Federbüſchen geſchmückten

Helm auf's Haupt geſetzt. Als dieſe nun draußen das Kriegsgetümmel vernahm, trat ſie eilends aus dem Tempel heraus, ſtellte ſich an das Thor und blickte von dort, noch mit dem Helme auf dem Haupte, auf die Streitenden herunter. Dieſer überraſchende Anblick verſetzte die Aetolier, gleich als ſei eine Göttin den Achäern zur Hülfe gegenwärtig, dermaaßen in Beſtürzung, daß ſie alle Gegenwehr aufgaben und ſiebenhundert Todte hinterlaſſend die Stadt räumten. Unter Vermittelung des Pantaleon, welcher bei den Aetoliern in großem Anſehen ſtand, brachte Aratos hierauf zwiſchen ihnen nicht nur einen Frieden, ſondern auf einige Zeit ſogar ein Bündniß zu Stande, welches aber leider nicht von langem Beſtande war.

Bald darauf ſtarb Demetrios II., der Sohn und Nachfolger des Antigonos Gonatas, und jetzt ſuchten auch die Athener ſich der Makedonier zu entledigen. Im Vertrauen auf die Rechtſchaffenheit und den Edelmuth des Arat rieſen ſie ihn, der damals nicht einmal Strateg war, zu Hülfe. Alsbald vergaß er alle früheren Beleidigungen, die ihm von Seiten der Athener widerfahren waren. Obwohl noch krank, ließ er ſich in einer Sänfte nach Athen tragen und brachte den makedoniſchen Befehlshaber Diogenes dahin, gegen eine Summe von hundert und funfzig Talenten den Athenern den Peiräos, Munichia, Salamis und Sunion zu überlaſſen. Athen trat hierauf dem Bunde bei, bald darauf auch die Aegineten, Hermione, der größte Theil von Arkadien und endlich ſogar auch Argos, deſſen Tyrann Ariſtomachos, durch die Vorſtellungen des Arat bewogen, ſeine Herrſchaft niederlegte und dafür zum achäiſchen Bundeshauptmann ernannt wurde.

6. Der kleomeniſche Krieg.

Der achäiſche Bund ſtand jetzt in der höchſten Blüthe ſeiner Macht und Geltung. Unter den peloponneſiſchen Staaten verweigerten nur noch Lakedämon, Elis, Meſſenien und der kleinere Theil der Arkadier die Theilnahme. Aber eben damals trat gegen die Achäer ein Gegner auf, welcher nicht nur dem weiteren Wachsthume des Bundes eine Grenze ſetzte, ſondern ihn ſogar der Gefahr ſeiner völligen Auflöſung ganz nahe brachte. In Sparta war ein junger, unternehmender König, Kleomenes III., zur Regierung gekommen, der voll Begeiſterung für die vormalige Größe ſeines Vaterlandes und die Tugend der Väter die alten lykurgiſchen Geſetze wieder einführte und dem ſpartiſchen Volke einen neuen Aufſchwung gab. Nur durch glückliche Kriege nach außen durfte er hoffen, der gewaltigen Staatsumwälzung, die er durchgeſetzt hatte, Sicherheit und Halt zu geben. Selbſt der Gedanke an eine Wiederherſtellung der lakedämoniſchen Obmacht über den Peloponnes ſtand der Ruhmbegier dieſes Jünglings nicht zu hoch. So kam es zwiſchen Sparta und dem achäiſchen Bunde erſt zu einzelnen Fehden und ſeit 225 vor Chr. zum völligen Kriege, welcher zum entſchiedenen Nachtheile des Letzteren ausſchlug.

In dieſem Kriege zeigte ſich immer deutlicher, daß Aratos mehr zum Staatsmanne als zum Feldherren geeignet war. Zwar klug und ſchlau und überaus geſchickt, heimliche Unternehmungen auszuführen, Städte und Tyrannen durch Ueberraſchung zu bewältigen oder durch Unterhandlung und Verträge zu gewinnen, aber meiſtens zu bedenklich und zaghaft, um in offener Feldſchlacht alles zu wagen und ſeinen Ruhm auf's Spiel zu ſetzen, war er den ungewöhnlichen Feldherrntalenten wie der ſtürmiſchen Tapferkeit eines Kleomenes nicht gewachſen. Derſelbe Mann, der in früheren Jahren durch kühnes Wagen ſo viele unmöglich ſcheinende Dinge glücklich in's Werk geſetzt hatte, ließ ſich jetzt eben ſo oft die möglichen Erfolge durch allzugroße Behutſamkeit aus den Händen gehen. Am Berge Lykäon von Kleomenes geſchlagen und ſchon für todt angeſagt, machte er zwar dieſe Niederlage durch plötzlichen Ueberfall Mantineias wieder gut, ſo daß er mit einem ſchon überwundenen und zerſtreuten Heere mehr gewann als durch einen Sieg; aber vor den Thoren von Megalopolis fiel Lyſiades bei allzukühner Verfolgung des Feindes, weil der vorſichtige Arat ihm die nöthige Unterſtützung verweigerte. Dieſer Vorfall gab den Widerſachern des Letzteren Gelegenheit zu einer öffentlichen Anklage, in Folge deren er im nächſten Jahre das Strategenamt ausſchlug und einem ungeſchickten Führer überließ. Jetzt unterwarf ſich Kleomenes den größten Theil des Peloponnes und bedrängte die Achäer ſo ſehr, daß ſie nach der großen Niederlage bei Hekatombäon Abgeordnete ſandten und Unterhandlungen anknüpften. Kleomenes ſtellte keine weiteren Friedensbedingungen, als daß man ihn zum Bundeshauptmann erneune. Die Achäer waren nicht abgeneigt, dies zu bewilligen, und luden ihn zur Bundesverſammlung nach Argos ein. Aber ſei es nun, daß Eiferſucht gegen den glücklichen Emporkömmling und der Eigenſinn des Alters den Arat ſeiner bisherigen Denkart untreu machten, ſei es, daß er in dem gewaltſamen Charakter des Kleomenes die ihm durchaus verhaßte Tyrannennatur zu erkennen glaubte und in der Wiederherſtellung der ſpartiſchen Hegemonie das Grab der helleniſchen Freiheit fürchtete: — er vereitelte eine Vereinigung, welche dem achäiſchen Bunde anſtatt eines verderblichen Gegners einen wackeren Vorfechter gewonnen und die geſammten peloponneſiſchen Staaten zu einer in ſich geſchloſſenen Macht verknüpft hätte.

Kleomenes erklärte hierauf von neuem den Krieg, entriß den Achäern eine Stadt nach der andern und erſchütterte den ganzen Peloponnes. Im Bunde ſelbſt griff Unzufriedenheit und Spaltung um ſich. Argos fiel dem Kleomenes zu. Korinth war der achäiſchen Regierung überdrüſſig und wartete nur auf gleiche Gelegenheit zum Abfall. In keiner Stadt fehlte es an Solchen, die mit Neuerungen umgingen oder mit Kleomenes bereits in Einverſtändniß getreten waren. Arat ſuchte kraft der ihm verliehenen Gewalt dem Verderben mit Strenge zu begegnen und ließ in Sikyon einige, die ſich hatten beſtechen laſſen, greifen und hinrichten.

Als er aber zu demſelben Zwecke nach Korinth kam, gerieth er ſelber in Gefahr, Freiheit und Leben zu verlieren. Das Volk verſammelte ſich im Tempel der Apollon, wohin es auch den Aratos rufen ließ, um, ſchon zum Abfall entſchloſſen, ſich ſeiner lebendig oder todt zu bemächtigen. Arat ſtellte ſich ein. Aber kaum war er vom Pferde geſtiegen, welches er am Zügel neben ſich herführte, als die Korinther ſchon aufſprangen und mit Vor-

würfen und Schimpfreden auf ihn einfuhren, ſo daß dem Arat über ihre böſe Abſicht kein Zweifel blieb. Gleichwohl ließ er nicht die geringſte Beſtürzung merken. Mit heiterer Miene und ſanftmüthigem Tone erwiederte er, ſie ſollten ſich nur ſetzen und kein ſolches Geſchrei erheben, ſondern auch diejenigen hereinlaſſen, welche noch draußen ſtünden. Indem er dies ſagte, ging er ganz langſam etwas auf die Seite, als ob er jemandem ſein Pferd übergeben wollte. Mit den Korinthiern, die ihm begegneten, redete er ganz unerſchrocken und forderte ſie auf, die Verſammlung im Apollontempel nicht zu verſäumen. Als er aber in die Nähe der Burg gekommen, warf er ſich auf ſein Pferd, befahl dem Befehlshaber der Burg, ſich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ſprengte auf dem Wege nach Sikyon davon. Nur dreißig Kriegsleute folgten ihm, die übrigen hatten ſeine Sache verlaſſen und ſich zerſtreut. Die Korinthier ſetzten ihm, ſobald ſie ſeine Flucht erfuhren, mit Eifer nach, ohne ihn jedoch einholen zu können, und übergaben ihre Stadt dem Kleomenes.

Von der Bundesverſammlung zu Sikyon abermals zum Strategen erwählt, ſah ſich Arat, der nun drei und dreißig Jahre lang die Achäer regiert und an Macht und Anſehen der Erſte unter den Hellenen geweſen, genöthigt, ſich eine Leibwache aus ſeinen Mitbürgern zu erwählen: ſo bedrängt und bedroht war er damals inmitten der Seinen nnd fand das mühſame Werk ſeines Lebens dergeſtalt erſchüttert, daß er gleichſam in Sturm und Ungewitter nur noch auf den Trümmern ſeines Vaterlandes umhertrieb. Er bat die Aetolier um Hülfe und erhielt abſchlägigen Beſcheid. Die Athener aber, welche aus Dankbarkeit ihm beizuſtehen bereit waren, wurden von Eukleides und Mikion daran verhindert. Noch einmal wiederholte Kleomenes ſeinen Friedensantrag. Er ließ dem Arat zwölf Talente jährliche Hülfsgelder anbieten und begehrte nichts, als daß er ihm den Oberbefehl über die Achäer auswirke und Akrokorinth, welches er bereits belagerte, einer aus Spartern und Achäern gemiſchten Beſatzung übergebe. Arat ließ ihm zurückmelden: es ſtehe nicht mehr in ſeiner Gewalt, er müſſe es gehen laſſen, wie es gehe. Denn bereits hatte er den verhängnißvollen Beſchluß gefaßt, den Peloponnes lieber in die Hände eines auswärtigen Königs zu geben, als dem Kleomenes, der doch ein Herakleide von Geburt und an kriegeriſcher Tüchtigkeit der Beſte der Hellenen war, die erſte Stelle zu überlaſſen. Er hatte ſeinen älteren Haß dem jüngeren geopfert und ſich an den König von Makedonien, dem er ſein ganzes Leben hindurch in aller Weiſe widerſtrebt hatte, mit der Bitte um Beiſtand gegen Kleomenes gewendet.

Der damalige König von Makedonien, Antigonos Doſon*), ſtellte eine harte Bedingung. Arat ſollte die ſchönſte That ſeiner Jugend zu nichte machen und Akrokorinth den Makedoniern wieder einräumen. Unterdeſſen rückte Kleomenes in Sikyonien ein, verheerte das Land und hielt die Stadt ſelber drei Monate lang belagert, während Aratos drinnen unſchlüſſig mit ſich zu Rathe ging, ob er den verzweifelten Schritt thun und die makediniſche Hülfe um einen ſo ſchweren Preis erkaufen ſollte. Endlich war er entſchloſſen. Die achäiſche Bundesverſammlung war in Aegion zuſammengetreten und rief auch den Arat dahin. Da aber Kleomenes noch mit ſeinem Heere vor Sikyon lag, ſo drangen die Bürger mit inſtändigen Bitten in ihn, ſich nicht in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr zu begeben; ja die Weiber und Kinder klammerten ſich mit Thränen an ihn, nannten ihn ihren gemeinſamen Vater nnd Heiland und wollten ihn nicht von

*) Den Beinamen Doſon, d. i. »der immer geben will«, hatte er erhalten, weil er ſtets große Verſprechungen machte und niemals erfüllte.

dannen laſſen. Aratos redete ihnen guten Muth ein, ritt von zehn Freunden und ſeinem jungen Sohne begleitet, an das Meer hinab, begab ſich zu Schiffe und kam nach Aegion. Seine Vorſchläge wurden von der Bundesverſammlung angenommen. Mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann Fußvolk und vierzehntauſend Reitern zog hierauf Antigonos den Achäern zu Hülfe. Arat ging ihm mit den Demiurgen über das Meer bis nach Pegä entgegen. Dort wurde das Bündniß gegenſeitig beſchworen und Arat übergab nebſt anderen Geiſeln ſeinen eigenen Sohn dem Könige zum Unterpfand.

Trotz der Uebermacht, welche nunmehr gegen ihn in's Feld rückte, gedachte Kleomenes keinen Schritt breit zu weichen. Schon am Eingange des Peloponneſos, um Korinth her, wo er ſich ſtark verſchanzt hatte, kam es zu blutigen Kämpfen. Als er aber durch den Abfall von Argos ſich im Rücken bedroht ſah, war er genöthigt, den Rückzug anzutreten, erlitt bei Sellaſia eine völlige Niederlage (222 vor Chr.) und begab ſich, da er ſelbſt Sparta nicht retten konnte, nach Aegypten, von wo er niemals wiederkehrte.

7. Aratos letzte Zeiten.

Antigonos kehrte hierauf nach Makedonien zurück und ſchickte dafür ſeinen Neffen und Nachfolger Philippos in den Peloponnes. Wie er ſelber den Arat ſtets mit hoher Achtung und Auszeichnung behandelt hatte, gab er auch ſeinem jungen Thronerben die Weiſung, ſich eng an dieſen erfahrenen Feldherrn und Staatsmann anzuſchließen und ſeiner Leitung zu folgen. In der That bezeigte er dem Arat viel Zuneigung und kehrte mit den wohlwollendſten Geſinnungen gegen die Hellenen erfüllt nach Makedonien zurück. Bald aber zeigte ſich, welch einen gefährlichen Freund die Achäer an dieſem Fürſten gewonnen hatten. Seit ſie ſich der makedoniſchen Heere bedient, um ihre Schlachten auszufechten, war ihr Heerweſen durch Trägheit und Unordnung in Verfall gerathen, ſo daß die Aetolier, einen ſo wehrloſen Gegner verachtend, abermals in den Peloponnes eindrangen und die ganze Halbinſel plündernd und verheerend durchzogen. Die Achäer, deren ungeübtes Heer ihnen nicht die Spitze bieten konnte, ſtreckten abermals die Hände nach Makedonien aus und riefen den Philippos um Beiſtand an. Er erſchien und handelte auch diesmal ganz im Einvernehmen mit Arat, durch deſſen verſtändige Rathſchläge alles, was er vornahm, glücklich von Statten ging. So brachte er den Feldzug gegen die Aetolier rühmlich zu Ende und eroberte auch in wenigen Tagen die ganze Inſel Kreta. Aus allen Unternehmungen des Königs leuchtete die redliche und edelmüthige Denkart ſeines Rathgebers hervor, gegen welchen er hinwiederum ſich ſo folgſam und ergeben bezeigte, als habe er ihm allein ſeine Macht und ſeinen Ruhm zu danken. Dies erregte den Neid der Höflinge, welche fortan unermüdlich dem Arat entgegenwirkten. Sie ſuchten ihn, wie und wo ſie nur konnten, beim Könige zu verleumden. In dieſem ſelber aber trat, vom Stolze über ſein Glück genährt, ſeine böſe Natur immer deutlicher und gewaltſamer hervor.

Arat ließ ſich dadurch nicht abhalten, den argen Gelüſten des Königs mit Freimuth entgegen zu treten. Als dieſer einſt in Meſſene war, ging er mit Arat und etlichen Vertrauten in die Burg Ithome hinauf, um dem Zeus zu opfern und den Platz ſelber in Augenſchein zu nehmen, welcher ebenſo feſt und unüberwindlich als Akrokorinth und mittelſt einer Beſatzung im Stande iſt, die ganze Landſchaft umher im Zaume zu halten. Philippos, der dies bei ſich erwog, nahm die Eingeweide des Opferthieres, welche ihm der Prieſter brachte, in beide Hände, zeigte ſie dem Arat und einem anderen Vertrauten, Namens Demetrios, und fragte ſie: „Was ſehet ihr in den Eingeweiden? ſoll ich die Burg behalten oder den Meſſeniern zurückgeben?“ Demetrios antwortete mit Lachen: „Wenn du die Seele eines Wahrſagers haſt, ſo wirſt du den Platz wieder zurückgeben; wenn du aber die Seele eines Königes haſt, ſo wirſt du den Ochſen an beiden Hörnern feſthalten;“ womit er andeuten wollte, daß ihm der ganze Peloponnes unterthan ſein würde, wenn er Ithome wie Akrokorinth in ſeiner Gewalt behielte. Aratos dagegen ſchwieg lange ſtill, und als Philipp in ihn drang, ſeine Meinung zu ſagen, hob er an: „Es giebt in Kreta viele und hohe Berge und in Boiotien und Phokis viele das Land beherrſchende Höhen. Akarnanien hat im Binnenlande wie am Meere viele feſte Schlöſſer, und dieſe alle, wiewohl du keines derſelben erobert haſt, leiſten dir freiwillig Gehorſam. Denn nur Räuber ſuchen in Bergfeſten ihre Sicherheit und ihr Verſteck auf ſteilen Felſen. Könige dagegen haben keine feſtere und ſichrere Stellung als in der Liebe und Treue. Dieſe haben dir den Weg in das kretiſche Meer und in den Peloponnes gebahnt, auf dieſe geſtützt, biſt du ſchon bei ſo jungen Jahren über die Einen Herr, und Führer der Anderen geworden.“ Während er noch ſo redete, gab Philippos die Eingeweide dem Opferprieſter zurück, reichte dem Arat die Hand, als ob dieſer ihn bezwungen und ihm die Stadt entriſſen hätte, und ſprach: „So laß uns denn eben wieder gehen, wie wir gekommen ſind.“

Gleichwohl zog ſich Aratos immer mehr vom Hofe zurück und brach nach und nach den Umgang mit Philippos ganz ab, um nicht an der Schande der zügelloſen Handlungsweiſe Theil zu haben, welcher ſich der König immer mehr überließ. Denn mit dieſem ging faſt von Tage zu Tage eine faſt unglaubliche Verwandelung vor, ſo daß aus einem ſanftmüthigen Fürſten und mäßigen Jünglinge ein üppiger Mann und grauſamer Tyrann wurde, und zwar nicht ſowohl durch Veränderung ſeiner Gemüthsart als vielmehr dadurch, daß ſeine Schlechtigkeit, eine Zeitlang aus Furcht vor der Welt verdeckt, jetzt, da er nichts mehr fürchten zu müſſen glaubte, ungeſcheut an das Licht hervortrat. Aus dieſem Grunde wurde ihm Arat, welcher ſich endlich öffentlich von ihm losſagte, immer läſtiger. Er glaubte nicht frei, geſchweige denn König oder Tyrann ſein zu können, ſo lange jener am Leben wäre. Da er ſich aber ſcheuete, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen, ſo befahl er dem Taurion, einem ſeiner Feldherren und Vertrauten, ihn auf eine geheime Weiſe und zwar in ſeiner Abweſenheit aus dem Wege zu räumen. Taurion vollzog dieſen ſchändlichen Auftrag, indem er zu dieſem Zwecke mit Arat ein freundſchaftliches Verhältniß anknüpfte und ihm alsdann Gift beibrachte, nicht

Digitized by Google

ein ſtarkes und ſchnellwirkendes, ſondern eines von der Art, welches anfänglich in dem Körper nur eine fliegende Hitze und einen leichten Huſten zu erregen pflegt. Aratos ertrug ſein Uebel, deſſen Urſache er wohl merkte, aus Schaam ſtillſchweigend und ohne Klage. Nur einmal ließ er in ſeinem Zimmer gegen einen ſeiner Freunde, als er Blut auswarf, und dieſer ſich darüber verwunderte, das Wort fallen: „Lieber Kephalon, das iſt der Lohn der Freundſchaft mit den Königen!“

So ſtarb er zu Aegion, als er zum ſiebzehnten Male Bundeshauptmann war, und wurde von den Achäern inmitten ſeiner Vaterſtadt, innerhalb deren ſonſt niemand begraben werden durfte, auf das ehrenvollſte beſtattet (215 vor Chr.).

Der Ort, welcher ſeine ſterblichen Reſte aufnahm, hieß ſeitdem „das Arateion“. Nach Jahrhunderte lang ehrten die Sikyonier ſein Andenken durch zwei jährliche Feſte, deren eines, Soteria oder Erlöſungsfeſt genannt, an dem Tage, wo er Sikyon von den Tyrannen befreit hatte, das andere an ſeinem Geburtstage begangen wurde.

Den König Philippos, welcher auch den Sohn des Arat durch Gift hatte umbringen laſſen, traf zur Strafe ſeiner Frevel wider die Freundſchaft und das Gaſtrecht, ſo lange er lebte, ein Unglück nach dem andern. Im Kriege gegen die Römer mußte er ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, verlor ſeine Herrſchaft nebſt allen ſeinen Schiffen bis auf fünf, mußte ſich zur Zahlung von tauſend Talenten verpflichten, ſeinen Sohn den Feinden als Geiſel übergeben, und ſich noch glücklich ſchätzen, daß ihm die Römer aus Mitleid Makedonien und die dazu gehörigen Provinzen ließen. Seine Mordluſt beraubte ihn der redlichſten Männer und nächſten Blutsverwandten. Von allen ſeinen Unterthanen war er gefürchtet und gehaßt; und unter ſo viel Uebeln war ihm ein einziges Glück geblieben: ein Prinz, welcher die andern alle an rühmlichen Eigenſchaften weit übertraf. Aber dieſe letzte Gunſt des Himmels zerſtörte er ſelbſt. Neidiſch und eiferſüchtig auf die Ehre, welche die Römer dieſem Jünglinge erwieſen, ließ er ihn umbringen und übergab dem Perſeus die Regierung, der nicht ſein rechtmäßiger Thronerbe, ſondern der Sohn einer Schneiderin war. Dies iſt derſelbe Perſeus, welcher vom Conſul Aemilius Paulus überwunden und zu Rom im Triumphe aufgeführt wurde. Mit ihm endete das königliche Geſchlecht des Antigonos. Das Geſchlecht des Aratos aber blühete noch zu Plutarchs Zeiten zu Sikyon und Pellene.

Agis.

1. Agis faßt den Entschluß einer Staatserneuerung Spartas.

Seitdem in Sparta die Begier nach Silber und Gold sich eingeschlichen hatte und dem Besitze des Reichthums Habsucht und Geiz, wie dem Genusse desselben Schwelgerei, Weichlichkeit und Prunksucht nachgefolgt war, wurde dieser Staat fast aller seiner Tugenden verlustig und befand sich in einem niedrigen und ganz unwürdigen Zustande bis zu der Zeit, da Agis und Leonidas zur Regierung gelangten. Jener, des Eudamidas Sohn, war aus dem Hause der Eurytioniden und stammte im fünften Gliede von dem berühmten Agesilaos ab; Letzterer aber, ein Sohn des Kleonymos, aus dem Hause der Agiaden, war ein Nachkomme des Pausanias, des Siegers bei Platäa. Diese beiden Männer, wiewohl auf Einen Thron berufen, waren doch an Sitten und Gesinnung sich völlig ungleich. Leonidas nemlich, der sich lange an den Höfen der persischen Satrapen herumgetrieben, dann bei dem Herrscher des syrischen Reiches, Selenkos, in Diensten gestanden hatte, suchte ganz unpassender Weise den dort herrschenden Prunk in das griechische Leben und auf eine durch Gesetze beschränkte Regierung zu übertragen und vernachlässigte die väterlichen Sitten so sehr, daß es selbst seinen Zeitgenossen, die doch allesammt schon von der alten, strengen Lebensart sich entfernt hatten, auffällig und ärgerlich war. Agis dagegen übertraf an Geistesgaben und Seelengröße nicht nur diesen, sondern fast alle Könige, welche seit dem großen Agesilaos regiert hatten. Noch nicht zwanzig Jahre alt, im Schooße des Reichthums und der Weichlichkeit von Frauen erzogen (nemlich von seiner Mutter Agesistrata und seiner Großmutter Archidameia, die unter den Lakedämoniern das größte Vermögen besaßen), wies er doch alle sinnlichen Genüsse standhaft von sich ab, verwarf allen unnützen Aufwand und äußerlichen Schmuck, that sich dagegen auf seinen schlechten Spartermantel etwas zu gut und wünschte die Mahlzeiten, die Bäder, die ganze Lebensart der alten Lakedämonier so lebhaft zurück, daß er öfter die Aeußerung hören ließ: an der Königswürde sei ihm nichts gelegen, wenn er nicht durch dieselbe die Gesetze und die altväterliche Einrichtung wiederherstellen könne.

Es hat aber mit dem damaligen Verfalle des spartischen Staatswesens folgende Bewandtniß. Allerdings war schon in jenen Zeiten, als Lysandros nach dem Sturze der atheniſchen Herrschaft seine Vaterstadt mit Schätzen bereicherte, den Grund zu ihrer Ausartung und Verderbniß gelegt. Indeß, so lange noch die lykurgische Erbfolge vom Vater auf den Sohn festgehalten wurde, hielt diese Ordnung und Gleichmäßigkeit der Vermögensverhältnisse den Staat bei allen Gebrechen noch immer aufrecht. Allein seitdem der Ephor Epitadeus aus Haß gegen seinen Sohn das Gesetz durchsetzte, daß es jedem gestattet sein solle, sein Haus und Erbe noch bei seinen Lebzeiten, an wen er wolle, zu verschenken oder zu vermachen, hatten die Vornehmen ohne Scheu und Schonung Andere aus ihrem Erbtheile verdrängt und sich selber mit fremder Hinterlassenschaft bereichert. Die Folge davon war, daß der Reichthum gar bald in wenige Familien zusammenfloß, während die Stadt verarmte. Hierdurch entstanden Haß und Neid der Besitzlosen gegen die Besitzenden und eine niedrige knechtische Denkart, in welcher aller Sinn und Fähigkeit zu edlen Beschäftigungen verloren ging. Von den wirklichen Spartiaten waren nicht mehr als siebenhundert übrig und unter diesen waren vielleicht nur hundert, die noch Land und Erbe besaßen. Der übrige Hause des Volkes saß neben jenen arm und verachtet in der Stadt, hatte weder Muth noch Eifer für die auswärtigen Kriege und lauerte allezeit nur auf Gelegenheit zu einer Staats-Umwälzung und Veränderung des gegenwärtigen Zustandes.

Unter solchen Verhältnissen mußte es dem Agis als ein verdienstliches Werk erscheinen, wenn er die Gleichheit im Staate wieder herstelle und die Zahl der Bürger ergänze. Er suchte daher die Gesinnung der Leute in dieser Beziehung zu erforschen. Die Jüngeren gingen schnell und wider Erwarten auf seine Vorschläge ein, wechselten der Freiheit zu Liebe ihre ganze Lebensart wie ein Gewand und widmeten sich mit ihm der Tugend. Die Alten aber waren mit dem gegenwärtigen schlechten Zustande meist so eng verwachsen, daß sie sich mit dem Gedanken einer Aenderung nicht befreunden konnten, sondern vor dem Lykurg wie entlaufene Sklaven, die man zu ihren Herren zurückbringt, zitterten und bebten. Doch fand er auch unter ihnen etliche einflußreiche Männer, welche seinem Vorhaben beitraten, nemlich einen gewissen Lysandros, welcher unter den Bürgern das meiste Ansehn genoß, ferner den Mandrokleidas, der mit Einsicht und Schlauheit dreisten Muth verband, und endlich den Agesilaos, des Königs Oheim, einen beredten Mann, doch weichlich und geldgierig. Dieser letztere betheiligte sich denn auch keineswegs aus reiner Ueberzeugung an dem Vorhaben seines Neffen, sondern nur, weil er tief

in Schulden ſtak, von denen er durch eine Staatsumwälzung befreit zu werden hoffte. Durch Hülfe dieſes Mannes verſuchte nun Agis auch ſeine Mutter, eine Schweſter des Ageſilaos, für ſeine Sache zu gewinnen. Denn dieſe ſtand durch die Menge ihrer Freunde, Schützlinge und Schuldner in großer Geltung und übte auf die öffentlichen Angelegenheiten nicht geringen Einfluß.

Als ihr nun jene ihr Vorhaben entdeckten, erſchrak ſie anfangs und ſuchte den Jüngling davon abzubringen, da daſſelbe weder ausführbar noch vortheilhaft ſei. Aber Ageſilaos widerlegte ihr Bedenken, und der König ſelber drang mit Bitten in ſeine Mutter, ihren Reichthum ſeinem Ruhme und ſeiner Ehrbegierde aufzuopfern. „An Schätzen,“ ſprach er, „kann ich mich doch nicht mit andern Königen meſſen. Denn die Diener der Satrapen und die Sklaven der Verwalter des Ptolemäos und Seleukos beſitzen mehr Reichthümer als alle Könige in Sparta zuſammen. Wenn ich mich dagegen durch Enthaltſamkeit, Einfachheit und hohe Geſinnung über die Ueppigkeit jener hinaus hebe, wenn ich den Bürgern Gleichheit und Gemeinſchaft zu Stande bringe, ſo werde ich den Namen und Ruhm eines wahrhaft großen Königs erlangen.“

Durch ſolche Vorſtellungen wurden die beiden Frauen plötzlich umgeſtimmt, und, von der Ehrbegierde des Jünglings entzündet, geriethen ſie in eine ſolche Begeiſterung für ſeinen ſchönen Plan, daß ſie ihn nun ſelber ſogar dazu ermunterten und zur Beſchleunigung antrieben; und nicht genug, daß ſie ihre Freunde kommen ließen und zum Beitritt aufforderten, redeten ſie auch mit den übrigen Frauen über dieſe Sache, indem ſie recht wohl wußten, daß die Lakedämonier von jeher den Rathſchlägen ihrer Weiber Folge leiſteten und denſelben mehr Antheil an den öffentlichen als dieſe ihnen an den häuslichen Angelegenheiten einräumten. Hier aber ſtieß das Vorhaben des Agis auf den heftigſten Widerſtand, da ſich faſt keine entſchließen konnte, den Luxus aufzugeben, worein ſie thörichter Weiſe ihr ganzes Glück ſetzten, und auf den Reichthum zu verzichten, deſſen Beſitz ihnen ſo viel Ehre und Macht gewährte. Sie wendeten ſich daher an Leonidas, welcher älter war als Agis, und drangen in ihn, ſeinem Mitkönige Einhalt zu thun und die Ausführung ſeines Planes zu verhindern. Dieſer war auch ſchon ſeiner eigenen Denkart zufolge gern bereit dazu; da er ſich aber vor dem Volke fürchtete, welches nach einer Veränderung des bisherigen Staatsweſens lebhaft verlangte, ſo wagte er nicht öffentlich dem Agis entgegenzutreten, wirkte jedoch um ſo eifriger insgeheim zur Vereitelung ſeines Planes.

2. Anfang, Fortgang und Erfolge der Staatsumwälzung.

Trotz dieſer Hinderniſſe ſetzte es Agis glücklich durch, daß Lyſandros zum Ephoren erwählt wurde und brachte nun ſogleich ſeinen Geſetzesvorſchlag bei den Geronten ein, deſſen Hauptpunkte folgende waren: „Die Schulden ſollen den Schuldnern erlaſſen ſein und das ganze Land auf's neue vertheilt werden, ſo daß der Bezirk vom Wallgraben bei Pellene an bis an das Gebirge Taygetos und nach Malea und Sellaſia in viertauſend fünfhundert, und der außerhalb dieſer Grenzlinie liegende Landſtrich in funfzehntauſend Antheile zerfalle. Der letztere ſoll unter die waffenfähigen Perioiken, der erſtere aber unter die Spartiaten ſelbſt vertheilt werden. Die Zahl derſelben iſt durch Zuziehung ſolcher Perioiken und Fremdlinge, welche die eines freien Mannes würdige Erziehung haben, von wohlgefälliger Geſtalt und rüſtigem Alter ſind, vollzählig zu machen und in Pheiditien oder Tiſchgeſellſchaften zu theilen. In ihrer Lebensweiſe richten ſich die Spartiaten ganz nach denjenigen ihrer Vorfahren.“

Da der Senat der Geronten über dieſe bei ihm eingereichten Geſetzesvorſchläge getheilter Meinung war, ſo berief Lyſandros eine Volksverſammlung und empfahl ihr in einer eindringlichen Rede die Annahme derſelben, wobei ihn Mandrokleidas und Ageſilaos unterſtützten. Zuletzt trat auch der König Agis vor dem Volke auf und erklärte nach einer kurzen Anrede: er ſelber werde zu Gunſten der neuen Staatseinrichtung die größeſten Beiträge darbringen, nemlich ſein ſämmtliches Vermögen, welches an Ackerland und Wieſen ſehr beträchtlich war, und außerdem noch ſechshundert Talente an baarem Gelde; daſſelbe würden auch ſeine Mutter und Großmutter thun, ſo wie alle ſeine Freunde und Verwandten, die Reichſten unter den Spartiaten.

Das Volk war überraſcht von der Großmuth des Jünglings und voller Freude, daß nach einem Zeitraume von beinahe zwei Jahrhunderten wieder ein König erſchienen, der Sparta's würdig ſei. Vergebens ſetzte ſich Leonidas aus allen Kräften dagegen; das Volk hörte mit Vergnügen die beredten Entgegnungen an, womit Agis die hämiſchen Einwürfe deſſelben zurückwies, und trat völlig ſeinen Vorſchlägen bei. Die Reichen aber beſchworen den Leonidas, ihre Sache nicht aufzugeben, und brachten es bei den Geronten, denen das Recht zuſtand, jede Sache zuerſt in Berathung zu ziehen, durch Bitten und Vorſtellungen dahin, daß die Zahl derjenigen, welche den Vorſchlag des Agis verwarfen, um Eine Stimme überwog.

Nun entſchloß ſich Lyſandros, um den Umtrieben des Leonidas ein Ende zu machen, ihn wegen ſeines geſetzwidrigen und würdeloſen Benehmens im Auslande vor Gericht zu ziehen. Zu gleicher Zeit bewog er des Leonidas Schwiegerſohn, Kleombrotos, Anſprüche auf die königliche Würde zu erheben, worüber Leonidas ſo ſehr in Furcht gerieth, daß er ſich in den Tempel der „Athene zum ehernen Hauſe“ flüchtete.

Leonidas wurde vor Gericht gefordert, und da er ſich nicht ſtellte, erklärte man ihn des Thrones für verluſtig, welchen man hierauf dem Kleombrotos einräumte.

Unterdeſſen war für Lyſandros die Zeit ſeiner Amtsführung abgelaufen, und die nach ihm eintretenden Ephoren ſetzten ihn und den Mandrokleidas in Anklageſtand: weil ſie auf geſetzwidrige Art die Aufhebung der Schulden und die Vertheilung der Ländereien beſchloſſen hätten. Da dieſe ſich hierdurch in nicht geringe Gefahr verſetzt fanden, riethen ſie den beiden Königen, feſt zuſammenzuhalten und ſich nicht weiter an die Beſchlüſſe der Ephoren zu kehren. „Denn,“ ſagten ſie, „die ganze Gewalt dieſer Behörde gründet ſich einzig und allein auf die Uneinigkeit der Könige. Es kommt ihr blos zu, als Schiedsrichter

einzutreten, wenn zwischen jenen Zwiespalt eintritt, aber keineswegs, sich in ihre einmüthigen Beschlüsse zu mischen.“ Die beiden Könige waren entschlossen, diesen Vorstellungen gemäß zu handeln. Sie kamen daher in Begleitung ihrer Freunde auf den Markt herab, vertrieben die Ephoren von ihren Stühlen und setzten an ihre Stelle andere ein, worunter sich auch Agesilaos befand. Sie vertheilten hierauf Waffen unter eine Menge junger Leute, setzten die Gefangenen in Freiheit und machten sich dadurch ihren Gegnern furchtbar, von denen jetzt viele für ihr Leben fürchteten. Doch wurde niemand von ihnen getödtet. Im Gegentheil schützte Agis den Leonidas auf seiner Flucht nach Tegea vor den Nachstellungen des Agesilaos. Dieser nemlich schickte etliche Männer ab, die den Leonidas unterweges tödten sollten. Sobald dies Agis erfuhr, sandte er ihm einige seiner Vertrauten nach, welche den Bedroheten in ihre Mitte nahmen und sicher nach Tegea brachten.

Während nun so das Unternehmen der Könige gut im Gange war, und niemand mehr dagegen auftrat, noch ihm Hindernisse bereitete, lenkte ein einziger Mann und noch dazu aus der Zahl der Verbündeten die ganze Sache wieder in das alte Geleis zurück. Agesilaos war es, der den schönsten Plan zur Wiederherstellung der Tugend und Wohlfahrt Lakedämons durch das häßlichste der Laster, seine Liebe zum Mammon, völlig vereitelte. Er hatte, wie wir wissen, der beabsichtigten Staatsveränderung bisher nur darum seine Unterstützung angedeihen lassen, um auf diesem Wege seine ungeheueren Schulden los zu werden; dagegen hatte er nicht die mindeste Lust, seine großen und vortrefflichen Ländereien daran zu geben, worin vorzugsweise sein Reichthum bestand. Er wollte den Gewinn der neuen Verhältnisse ohne die Opfer, die sie dagegen forderten. Daher stellte er dem Agis vor: es würde die Neuerung in der Stadt zu groß sein, wenn man beides, die Aufhebung der Schulden und die Vertheilung der Aecker, auf einmal ausführen wollte; man sollte daher mit der ersteren den Anfang machen und so der letzteren allmählig einen Weg bahnen. Demzufolge wurden an einem bestimmten Tage alle Schuldbriefe auf den Markt gebracht, auf einen Haufen zusammengeworfen und verbrannt. Als die Flamme emporstieg, verließen die Reichen und Capitalisten voller Schmerz und Unwillen den Platz; Agesilaos aber rief ihnen wie zum Hohne nach: nie habe er ein glänzenderes Licht oder ein helleres Feuer gesehen!

Das Volk verlangte, daß man nun auch sofort zur Vertheilung der Ländereien schreite, und die Könige gaben den Befehl, daß es geschehe. Agesilaos jedoch wußte die Sache unter allerlei Vorwänden immer wieder zu verzögern und so lange hinauszuschieben, bis der König Agis Sparta verlassen mußte, um mit den Achäern gegen die Aetolier, welche damals den Peloponnes bedroheten, in's Feld zu rücken.

Auf diesem Zuge erregte der bloße Anblick des Königs und seines Heeres die Bewunderung Griechenlands. Der größte Theil der Mannschaft bestand aus jungen und unbemittelten Leuten, welche frisch und fröhlich in die Zukunft blickten, da sie von der drückenden Schuldenlast sich befreit fühlten und gleich nach ihrer Zurückkunft aus dem Feldzuge auf die Vertheilung der Aecker hoffen durften. Ihrem Führer, den sie als ihren Wohlthäter verehrten, hingen sie mit Ergebenheit an. Ihre Mannszucht war vortrefflich und gewährte den Städten, wo sie durchkamen, ein angenehmes Schauspiel, da sie, ohne irgend Schaden anzurichten, ruhig und fast geräuschlos den Peloponnes durchzogen. Welch einen Anblick von edler Zucht und Haltung — so dachte jeder Zuschauer bei sich — muß erst das lakedämonische Heer in jenen Zeiten gegeben haben, als es noch einen Agesilaos, den berühmten Lysandros oder den alten Leonidas an seiner Spitze hatte, da diese Kriegsleute gegen einen Anführer, welcher unter ihnen allen der jüngste ist, so viel Furcht und Achtung beweisen! Allerdings aber zog auch dieser Jüngling selbst, der weder in Waffen noch in Kleidung eine Auszeichnung vor dem gemeinen Soldaten suchte, aber an Einfachheit wie an Lust zur Arbeit hinter keinem zurückblieb, überall die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Menge auf sich. Nur die Reichen fanden an dieser Neuerung wenig Gefallen, weil sie besorgten, das Volk möchte an allen Orten durch sein Beispiel zu ähnlichen Bewegungen Lust bekommen.

Als der Feldhauptmann der Achäer, Aratos, das Heer der Bundesgenossen mit vielen Lobsprüchen wieder entließ, führte auch Agis seine Schaar nach Sparta zurück und fand daselbst alles in Unruhe und Verwirrung. Seitdem nemlich Agesilaos sich von seinen Schulden befreit und dadurch der Last entledigt fand, die ihn bis dahin noch gedemüthiget und seine wilde Leidenschaft darniedergehalten, schente er sich vor keiner Ungerechtigkeit mehr, die ihm Geld einbringen konnte, und waltete in seinem Ephorenamte als der habsüchtigste Tyrann. Weil er nun dadurch jedermann verhaßt wurde und volle Ursache hatte, sich vor der Rache der bedrückten Bürger zu fürchten, so hielt er sich eine Schaar von Trabanten und ging nicht anders als in ihrer Begleitung auf das Rathhaus. Solche tyrannische Willkür beschleunigte den Versuch seiner Feinde, ihn zu stürzen, welcher denn auch vollkommen gelang. Vor aller Augen führten sie den Leonidas von Tegea zurück, um ihn in seine Würde wieder einzusetzen, und das gemeine Volk sah dies mit Vergnügen an; denn es war aufgebracht darüber, daß man es so lange mit leeren Hoffnungen getäuscht und die Aeckervertheilung nie vollzogen hatte. Agesilaos entkam noch durch Hülfe seines Sohnes Hippomedon, der seiner Rechtschaffenheit wegen sehr beliebt war. Der König Agis floh in den Tempel der „Athene vom ehernen Hause,“ Kleombrotos in den des Poseidon.

3. Sieg der Gestürzten. Untergang des Agis und der Seinigen.

Ohne sich weiter um Agis zu bekümmern, ging Leonidas mit einer Schaar Bewaffneter dem Kleombrotos in das Heiligthum nach und warf ihm unter großer Erbitterung vor, daß er, sein Eidam, sich gegen ihn verschworen, ihn der Königswürde beraubt und in's Elend habe verstoßen helfen. Kleombrotos wußte darauf nichts zu erwiedern, sondern saß dort in Furcht und Schweigen, neben ihm, in gleicher banger Erwartung, seine Kinder und sein

Weib. Das war Cheilonis, des Leonidas Tochter. Diese hatte vormals sich ihres gemißhandelten Vaters angenommen, hatte ihren Mann, so lieb sie ihn hatte, von dem Augenblicke an, da er die Königswürde übernahm, verlassen, um ihren Vater in seinem Unglücke zu pflegen. So lange er noch zu Sparta im Tempel gesessen, war auch sie gleich einer Schutzflehenden allezeit bei ihm geblieben und hatte, seitdem er landesflüchtig geworden, ihre Trauer wie ihren Unwillen gegen Kleombrotos nie abgelegt. Jetzt aber war mit dem Glückswechsel auch ihr Benehmen plötzlich umgewandelt. Wie vormals bei dem Vater sah man sie nun schutzflehend bei dem Gatten sitzen, indem sie beide Hände um ihn schlang und zu jeder Seite eins von ihren Kindern bei sich hatte. Als nun alle, die dies sahen, von Bewunderung ergriffen, sich über solcher Herzensgüte und Zärtlichkeit nicht der Thränen enthalten konnten, legte sie die Hände an ihre Kleider und Haare, die sie aus Trauer so lange vernachlässigt hatte, und sprach: „Diesen Anzug, mein Vater, und diese Gestalt hat mir nicht erst das Mitleiden gegen den Kleombrotos gegeben; nein, von deinem Unglücke und deiner Verbannung her ist die Trauer als steter Tisch- und Hausgenoß bei mir geblieben. Soll ich nun, da du wieder in Sparta herrschest und deine Feinde besiegest, mein Leben in diesem jammervollen Zustande fortführen, oder soll ich ein prächtiges, königliches Gewand anlegen, nachdem ich meinen Gatten, den Freund meiner Jugend, von deinen Händen habe sterben sehen? Wenn er dich nicht erbittet und auch durch die Thränen seiner Kinder und Gattin dich nicht erweichen kann, so wird er für seine frühere Unbesonnenheit eine härtere Strafe erleiden, als du selbst im Sinne hast, indem er mich, sein heißgeliebtes Weib, noch ihm voraus wird sterben sehen. Denn glaube nur nicht, daß ich seinen Tod ertragen werde. Wo sollte ich die Dreistigkeit hernehmen, mich lebend vor den anderen Frauen zu zeigen, mich, die mit ihren Bitten weder beim Manne noch beim Vater Mitleid und Gehör findet, sondern bald als Gattin bald als Tochter immer mit den Ihrigen Unglück zu theilen hat und Schimpf erleidet? Wenn dieser Kleombrotos zu seinem Vergehen eine scheinbare Berechtigung hatte, so habe ich ihm dieselbe damals, als ich auf deine Seite trat und gegen sein Beginnen zeugte, entrissen. Du aber stellst jetzt sein Verbrechen durch dein eignes Verfahren als ein leicht zu entschuldigendes dar, da du, König zu sein, für etwas so großes und wünschenswerthes erklärst, daß es zu solchem Zwecke recht und erlaubt wäre, Schwiegersöhne zu tödten und seine Kinder für nichts zu achten.“

Während Cheilonis in solchen Klagen sich ergoß, lehnte sie ihr Gesicht an das Haupt des Kleombrotos und warf einen verstörten, vor Traurigkeit hinschwindenden Blick auf den Kreis der Anwesenden. Leonidas trat bei Seite, um sich mit seinen Freunden zu besprechen, und befahl hierauf dem Kleombrotos, aufzustehen und das Land zu räumen; seine Tochter aber bat er, zu bleiben und einen Vater nicht zu verlassen, der sie so innig liebe und nur um ihretwillen diesem Manne das Leben geschenkt habe. Allein sie ließ sich nicht dazu bereden, sondern gab ihrem Manne, als er aufstand, das eine Kind in die Hände, nahm das andere selbst in den Arm und ging so, nachdem sie noch vor dem Altare des Gottes ihr Gebet verrichtet, mit ihm aus dem Tempel. Kleombrotos aber hätte müssen von eitler Ehrsucht ganz und gar verblendet sein, wenn er seine Verbannung um den Besitz eines solchen Weibes willen nicht für ein größeres Glück gehalten hätte als selbst die königliche Würde.

Nachdem Leonidas sich des Kleombrotos entlediget, die bisherigen Ephoren abgesetzt und andere an ihre Stelle ernannt hatte, dachte er auch darauf, wie er dem Agis beikommen könnte. Nachdem ihm mehrere Versuche, durch List sich seiner zu bemächtigen, gescheitert waren, gelang

es ihm endlich auf folgende Weiſe. Amphares, Demochares und Arkeſilaos pflegten öfters den jungen König im Tempel zu beſuchen und ſich mit ihm zu unterhalten; denn alle drei ſtanden mit ihm in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Allein der erſtere hatte vor kurzem koſtbare Kleider und Gefäße von Agis Mutter geliehen, und, um dieſe Sachen an ſich zu bringen, kam er dem Leonidas bei ſeinen Anſchlägen gegen Agis und ſeine Verwandten hülfreich entgegen.

Da Agis, der ſich ſonſt beſtändig im Tempel aufhielt, zuweilen die Gelegenheit benutzte, in das Bad zu gehen, ſo paßten ſie einſtmals die Zeit ab, wo er dies gethan hatte und nach dem Tempel zurückkehrte, gingen mit freundlicher Begrüßung ihm entgegen und begleiteten ihn unter ſcherzhaften Reden, wie man ſie mit einem jungen und befreundeten Manne zu führen pflegt. Als ſie aber bis an eine Gaſſe gekommen, welche ſeitab nach dem Gefängniſſe führte, legte Amphares kraft ſeines Amtes, denn er war Ephor, Hand an den König und ſprach: „Ich führe dich vor die Ephoren, Agis, daß du Rechenſchaft ablegeſt von deiner Staatsverwaltung.“ Demochares, der ein großer und kräftiger Mann war, warf ihm den Mantel über den Nacken und zog ihn mit ſich fort; während die anderen verabredeter Maaßen von hinten her ihn unaufhaltſam vorwärts ſtießen; und ſo brachten ſie ihn, da in dieſer einſamen Gegend niemand dem Bedrängten zu Hülfe kam, in das Gefängniß.

Sogleich erſchien auch Leonidas mit einer Schaar von Söldnern, die das Haus von allen Seiten umſtellen mußten. Hierauf gingen die Ephoren zu Agis hinein, und nachdem ſie, um der Sache den Anſchein eines ordentlichen Gerichts zu geben, von den Geronten diejenigen hatten herbeirufen laſſen, die mit ihnen gleicher Geſinnung waren, befahlen ſie dem Gefangenen, ſich über ſeine Handlungen zu rechtfertigen. Der Jüngling lachte über dieſes Poſſenſpiel, worauf ihm Amphares bedeutete, daß ihm ſolche Frechheit übel bekommen ſolle. Dagegen nahm ein anderer von den Ephoren den Schein der Mäßigung an und fragte ihn, als wolle er ihm damit ein Mittel an die Hand geben, der Anklage zu entgehen: ob er nicht zu dieſem Unternehmen von Lyſandros und Ageſilaos gezwungen worden? Als nun Agis darauf erwiederte: er ſei von niemanden gezwungen worden, nur die Bewunderung und Nacheiferung des großen Lykurg habe ihn bei ſeinen öffentlichen Handlungen geleitet; fragte jener ihn nochmals: ob er ſein Unternehmen bereue? Der Jüngling erklärte mit edler Feſtigkeit: er empfinde keine Reue über eine durchaus treffliche Abſicht, wiewohl ihm nicht verborgen ſei, daß er dafür die härteſte Strafe werde erleiden müſſen. Dies war den ſchändlichen Richtern genug; ſie verdammten ihn ohne weiteres zum Tode und befahlen den Dienern, ihn in die ſogenannte Dekas zu führen; dies war ein Gemach des Gefängniſſes, wo man die Verurtheilten erdroſſelte. Die Diener aber wagten nicht, ſich an der geheiligten Perſon des Königs zu vergreifen, und ebenſo wendeten auch die herbeigebrachten Söldner ſich unwillig hinweg und weigerten ſich einer ſolchen Handlung, die dem göttlichen und menſchlichen Rechte zuwiderlaufe. Vergebens drang Demochares mit Scheltworten und Drohungen auf ſie ein, und ſo ſchleppte er denn zuletzt mit eigener Hand den Agis in das grauſige Gemach.

Unterdeſſen war auch dem Volke die Verhaftung des Königs kund geworden. Die Menge eilte mit vielen Fackeln herbei und erhob vor den Thüren ein großes Getümmel. Auch erſchienen die Mutter und Großmutter des Agis und verlangten mit lautem Geſchrei, daß man dem Könige der Spartiaten ein ordentliches Verhör und Gericht vor den Bürgern bewillige. Um ſo mehr beeilte man ſeine Hinrichtung, da man befürchtete, daß die ſtets anwachſende Volksmenge ihn noch in der Nacht mit Gewalt befreien würde.

Agis ſtarb mit unerſchüttertem Muthe. Während er dem Strange ſich näherte, ſahe er einen der Diener, welcher, von Mitleid und Schmerz überwältigt, heftig weinte; zu dem ſprach er: „Höre auf, über mich zu weinen, lieber Mann, denn da ich wider Geſetz und Recht dieſen Tod erleide, bin ich beſſer daran als meine Mörder;“ und mit dieſen Worten reichte er ſeinen Hals freiwillig dem Strange dar.

Hierauf ließ Amphares auch die Großmutter des Königs, Archidameia, verhaften und zu gleichem Tode führen, eine würdige Greiſin, die bis in ihr hohes Alter unter ihren Mitbürgerinnen im höchſten Anſehen geſtanden hatte. Nach ihrer Hinrichtung geſtattete er der Ageſiſtrata in das Gemach zu treten. Beim Eintreten ſah ſie ihren Sohn todt auf der Erde liegen und ihre Mutter erdroſſelt am Stricke hängen. Da nahm ſie ſelbſt mit Hülfe der Diener die geliebte Leiche herab und legte ſie, ſorgfältig eingehüllt, neben den Agis hin. Dann warf ſie ſich zu ihrem Sohne nieder, küßte ſein Geſicht und ſprach: „Deine allzugroße Bedutſamkeit, mein Sohn, dein ſanftes, menſchenfreundliches Herz haben dich ſammt uns in's Verderben geſtürzt!“

Amphares ſtand an der Thür und hatte auf alles Acht, was drinnen vorging. Als er nun jene Worte hörte, trat er zornig herein und ſprach: „Wenn du denn das Verbrechen deines Sohnes gut heißeſt, magſt du's auch mit büßen!“ Ageſiſtrata trat an den Strick heran und rief: „Möge es nur Sparta zum Glück gereichen!“

Als das Gerücht von dieſen ſchrecklichen Vorgängen ſich in der Stadt verbreitete, und die drei Leichen, die man aus dem Gefängniſſe heraustrug, die Wahrheit desſelben beſtätigten, da hielt keine Furcht, ſo groß ſie ſonſt war, die Bürger mehr zurück, ihren Schmerz über das Geſchehene, wie ihren Haß gegen den Leonidas und Amphares unverhohlen zu äußern. Seitdem Dorier den Peloponnes bewohnten, ſagte man, ſei keine ſchändlichere, keine verruchtere That geſchehen, als dieſe. Wagten doch an einen König der Lakedämonier ſelbſt die Feinde in der Schlacht nicht leicht die Hand zu legen, ſondern hatten ſo viel Ehrfurcht vor ſeiner Würde, daß ſie ihm mitten im Schlachtgewühle gern auswichen. Dieſer Agis aber ward von Lakedämoniern ſelber getödtet (240 v. Chr.), der erſte König, der von Ephoren hingerichtet wurde, er, der ein ſo ſchönes und Spartas würdiges Werk ſich vorgeſetzt hatte und noch in einem Alter ſtand, wo der Menſch für ſeine Fehle ſonſt ſo leicht Verzeihung findet. Er hatte ſeinen Feind verſchont und den Andern zu viel getraut; wenn dies ein Fehler war, ſo war's der Fehler eines edlen, gut und mild geſinnten Herzens, über welchen ſeine Freunde mit mehrerem Rechte ſich hätten beklagen dürfen als ſeine Feinde.

Kleomenes.

1. Kleomenes nimmt den Plan des Agis wieder auf und setzt ihn in's Werk.*)

Als der König Agis gestorben war, ließ Leanidas die Gemahlin desselben, Agiatis, aus ihrem Hause wegführen und vermählte sie gezwungener Weise seinem Sohne Kleomenes. Dieser war damals zwar fast noch zu jung dazu, doch wollte Leanidas sie keinem Anderen zu theil werden lassen, denn sie war Erbin eines großen Vermögens, ausgezeichnet durch Schönheit und Anmuth vor allen Griechinnen und von sanftem Wesen. Daher ließ sie es zwar an dringenden Bitten nicht fehlen, um diesem Zwange zu entgehen; als sie aber einmal dem Kleomenes verbunden war, so blieb ihr zwar Leonidas verhaßt, gegen den Jüngling selber aber betrug sie sich als eine gute und treuergebene Gattin, und dieser hinwiederum faßte von dem ersten Tage ihrer Verbindung an eine innige Liebe zu ihr; so daß ihn auch die Anhänglichkeit und lebhafte Erinnerung dieser Frau an ihren verstorbenen Gatten nicht kränkte, sondern mit Theilnahme erfüllte und ihn öfter bewog, sie über jene Begebenheiten zu befragen. Sie gab ihm gern und willig Auskunft; Kleomenes hörte mit großer Aufmerksamkeit ihren Erzählungen zu, mit welchen Planen und Absichten Agis sich getragen hatte, und ein unauslöschlicher Funke fiel in seine Seele.

Kleomenes war ehrliebend und von hoher Gesinnung; auch beseelte ihn eine nicht geringere Neigung zur Enthaltsamkeit und zu der einfachen Sitte der Väter als den Agis. Dagegen fehlte ihm ganz die Behutsamkeit und linde Gemüthsart seines Vorgängers; es lag ein Stachel der Leidenschaft in seiner Natur, der ihn nie ruhen ließ, ein mit Ungestüm und Heftigkeit sich äußernder Trieb zu allem, was ihm einmal gut und schön erschien. Als das schönste Loos erschien ihm nun freilich, über willige Bürger zu herrschen; aber schön bedünkte es ihm auch, ihren Widerstand zu bemeistern und ihnen mit Gewalt das Bessere aufzunöthigen.

Der damalige Zustand des Staates konnte ihm allerdings nicht gefallen. Die Bürger waren durch Unthätigkeit und üppiges Leben wie in einen Zauberschlaf versunken, und der König ließ alles gehen, wie es wollte; er war zufrieden, wenn man ihn nur nicht in seinem Hange, in Trägheit und in Ueberfluß zu schwelgen, störte. Um das Gemeinwesen kümmerte sich niemand, da jeder nur auf Vortheil seines Hauswesens bedacht war. Ueberdies war es weder sicher noch rathsam, an eine Umwandlung der gegenwärtigen Verhältnisse, an Herstellung der öffentlichen Uebungen und einer vernünftigen Erziehung der Jugend, an Einführung der Einfachheit und Gleichheit zu denken. Hatte doch ein Agis um solcher Bestrebungen willen das Leben eingebüßt! Während nun so die Reichen über ihren eigenen Vergnügungen und den Zwecken ihrer Gewinnsucht das allgemeine Beste ganz aus den Augen setzten, hatte auch das niedere Volk bei dem üblen Stande seiner häuslichen Verhältnisse allen Sinn für das Staatsleben verloren. Die königliche Würde war nur noch ein Schatten; alle Gewalt war in die Hände der Ephoren übergegangen.

So war die Lage der Dinge, als Leanidas starb und Kleomenes zum Throne gelangte.

Er hatte einen Freund, mit Namen Xenares, mit welchem er schon seit früheren Jahren sehr vertraut war. Dessen Ansichten suchte er zuerst zu erforschen und befragte ihn daher über den Agis, was für ein König er gewesen, und auf welche Weise und mit welchen Theilnehmern er jenen Weg betreten habe? Anfangs erinnerte sich Xenares jener Begebenheiten nicht ungern und erzählte ihm den ganzen Hergang bis in's Einzelne mit großer Genauigkeit. Wie er aber bemerkte, daß Kleomenes mit gar zu leidenschaftlicher Theilnahme ihm zuhörte, daß jene Neuerungsversuche des Agis einen außerordentlichen Eindruck auf ihn machten und er von diesen Dingen immer wieder zu hören verlangte, wies ihn Xenares zornig zurecht, als ob er nicht bei Sinnen wäre; und endlich vermied er ganz und gar solche Unterredungen und brach den Umgang mit ihm ab. Jedoch entdeckte er keinem die Ursache dieser Trennung, sondern sagte höchstens: er kenne ihn.

Aus diesem Widerstreben des Xenares glaubte Kleomenes auch bei den Uebrigen auf eine ähnliche Gesinnung schließen zu müssen und legte daher seinen Plan für sich allein an. Da er der Meinung war, daß er im Kriege leichter als im Frieden die beabsichtigte Staatsumwälzung in's Werk setze, so brachte er es zwischen Sparta und den Achäern, die schon ohnehin zu mancherlei Beschwerden Anlaß gegeben hatten, zum Bruche. Aratos nemlich, der unter den Achäern die meiste Geltung genaß, hatte vom

*) Diese Lebensbeschreibung ist im Zusammenhange mit der vorigen zu lesen.

Anfange ſeiner Wirkſamkeit unausgeſetzt dahin gearbeitet, alle Peloponneſier in einen Bund zu vereinigen, indem er der Ueberzeugung lebte, daß ſie nur auf dieſe Weiſe ihren auswärtigen Feinden würden gewachſen ſein. Dies war ihm nun auch ſchon ſo weit gelungen, daß nur noch die Lakedämonier, die Eleier und ein Theil der Arkadier dem achäiſchen Bunde widerſtrebten. Die feindlichen Einfälle, womit Aratos deshalb die Arkadier beunruhigte, veranlaßten die Ephoren, den Kleomenes zum Schutze derſelben ausrücken zu laſſen. Dieſen erſten Feldzug führte der junge Held mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Achäer trotz ihrer Uebermacht faſt überall den Kürzeren zogen, und Aratos, welcher anfangs die Jugend und Unerfahrenheit ſeines Gegners verachtet hatte, mußte nach mehreren verlorenen Schlachten wohl inne werden, wie richtig die Warnung jenes verbannten Sparters geweſen: „Wenn du gegen Lakedämon etwas unternehmen willſt, ſo halte dich dazu, ehe dieſem Küchlein die Sporen gewachſen ſind.“ Kleomenes aber gewann nach ſo viel glücklichen Waffenproben die Ueberzeugung, daß es ihm ein Leichtes wäre, die Achäer völlig zu überwältigen, wenn er den Krieg nur, ungehindert durch die Eiferſucht und ängſtlichen Bedenken der heimiſchen Behörden, nach eigenem Gutdünken führen dürfte. Sparta wieder zur Herrſchaft über Griechenland zu erheben, war ihm jetzt kein allzukühner Gedanke mehr, wenn er erſt der Ephoren ſich entlediget und unter den Bürgern die urſprüngliche Gleichheit wieder hergeſtellt hätte. Auf dieſes Ziel ſchritt er jetzt mit aller Entſchiedenheit los.

Ehe er ſelber, vom Feldzuge heimkehrend, in Sparta einrückte, ſchickte er einige ſeiner vertrauteſten Freunde mit wenigen Söldnern in die Stadt, welche die Ephoren im Speiſeſaale überfielen und vier derſelben niederhieben (226 v. Chr.). Der fünfte, Ageſilaos, rettete ſich in den nahegelegenen Tempel der Furcht*) und blieb verſchont; auch ließ man alle übrigen unter den Anweſenden, welche ſich ruhig verhielten, an Leib und Leben unverſehrt, und geſtattete jedem, der da wolle, die Stadt zu verlaſſen.

Am folgenden Tage ließ Kleomenes die Namen von achtzig Bürgern, welche Sparta räumen müßten, kund machen und die Stühle der Ephoren bis auf einen einzigen wegnehmen, auf welchem er ſelbſt Recht ſprechen wollte. Hierauf ließ er die Volksverſammlung zuſammenrufen, um vor ihr von ſeinem Thun Rechenſchaft abzulegen. In ſeiner Rede ſetzte er zunächſt auseinander, wie Lykurgos den beiden Königen den Senat an die Seite geſetzt habe, welcher eine lange Zeit in Gemeinſchaft mit jenen den Staat regiert habe, ohne daß man einer anderen Obrigkeit bedurft hätte. In den folgenden Zeiten aber hätten die Könige, welche wegen der langwierigen Kriege mit den Meſſeniern beſtändig zu Felde gelegen und daheim die Gerechtigkeit nicht handhaben gekonnt, einige aus der Zahl ihrer Freunde auserwählt und an ihrer Stelle in Sparta zurückgelaſſen, um die heimiſchen Angelegenheiten während ihrer Abweſenheit zu beſorgen. Wiewohl nun dieſe Ephoren oder Aufſeher im Anfange eigentlich weiter nichts als Diener des Königs geweſen, ſo hätten ſie doch nachmals ganz allmählig ihre Befugniſſe erweitert und ſo unvermerkt einen eignen Gerichtshof errichtet. „Hätten ſie indeſſen,“ fuhr er fort, „hierbei noch ſich ſelber Ziel und Maaß geſetzt, ſo wäre es immer noch rathſamer geweſen, ſie beizubehalten; da ſie es aber wagten, durch ihre angemaaßte Gewalt ſogar die von den Vätern eingeſetzte Herrſchaft umzuſtoßen, Könige zu verbannen oder gar ohne Verhör hinzurichten, und diejenigen zu bedrohen, welche die ſchönſte und trefflichſte Einrichtung in Sparta wieder hergeſtellt zu ſehen wünſchten, ſo war ſolches Unweſen nicht länger zu erdulden. Wäre es nun möglich geweſen, ohne Blutvergießen die eingeſchlichenen Seuchen und Gebrechen, Ueppigkeit, Prunkſucht, Schulden und Wucher und die noch weit ſtärkeren Uebel, Armuth und Reichthum, aus Lakedämon wegzuweiſen, ſo hätte ich mich für den glücklichſten unter allen Königen gehalten und wie ein Arzt mein Vaterland ohne alle Schmerzen geheilt; nun aber werde ich für die traurige Nothwendigkeit, in der ich mich befunden, einen nachſichtigen Richter an Lykurgos haben, der, ohne König zu ſein, ja ohne überhaupt ein Amt zu bekleiden, den Königen in's Amt zu greifen wagte und bewaffnet auf dem Markte erſchien, ſo daß der König Charilaos aus Furcht ſeine Zuflucht zum Altare nahm. So bezeugt nun Lykurgos durch die That, daß es ſchwer ſei, ohne Gewalt und Blutvergießen ein Staatsweſen umzuwandeln. Ich ſelber,“ ſprach er weiter, „habe hiervon mit der größten Mäßigung Gebrauch gemacht, indem ich nur diejenigen, welche der Wohlfahrt Lakedämons entgegenſtanden, aus dem Wege räumte. Unter alle Uebrigen vertheile ich das ganze Land, befreie die Schuldner von ihren Schulden und veranſtalte eine Prüfung und Auswahl unter den Fremden in unſerem Lande, damit nur die Tüchtigſten in die Zahl der Spartiaten aufgenommen werden und uns die Stadt beſchützen helfen, wir aber nicht mehr mit anſehen müſſen, daß Lakonika aus Mangel an Vertheidigern eine Beute der Aetolier und Illyrier werde.“

Hierauf gab er ſelbſt zuerſt ſein Vermögen zur Vertheilung her; ſodann ſein Stiefvater Megiſtonus, einer der angeſehenſten Spartiaten, und ebenſo jeder ſeiner Freunde, worauf alle übrigen Bürger dieſem hochherzigen Beiſpiele folgten. So wurde alſo das Land vertheilt; jedoch ließ er auch für jeden der von ihm verbannten Bürger ein Looſtheil beſtimmen und verſprach, ſie alleſammt wieder heimkehren zu laſſen, ſobald der Staat wieder zur Ruhe gekommen ſein würde. Sodann ergänzte er die Zahl der Bürger mit den Tüchtigſten unter den Perioiken und errichtete eine Schaar von viertauſend Schwerbewaffneten, die er auf eine zweckmäßigere Weiſe, als bisher gewöhnlich, bewaffnete und einübte. Nun richtete er ſeine Sorgfalt auch auf die Erziehung der Jugend oder die ſogenannte ſpartiſche Zucht, bei welchem Geſchäfte ihm ſein früherer Lehrer Sphäros, ein Philoſoph aus der ſtoiſchen Schule,*) den meiſten Beiſtand leiſtete. In kurzer

*) Die Furcht verehrten die Lakedämonier nicht als einen ſchädlichen Dämon, ſondern als ein wohlthätiges Weſen, indem ſie der Ueberzeugung waren, daß Wohlfahrt und Beſtand des Staates auf der Furcht vor dem Geſetz beruhe. Vergl. den ſchönen Ausſpruch Demarats. S. 49.

*) Stifter der ſtoiſchen Philoſophenſchule war Zenon um 280 vor Chr., welcher in einer öffentlichen Halle oder Stoa zu Athen ſeine Vorträge hielt, woher der Name dieſer Schule. Die ſtoiſche Philoſophie erklärte die Tugend für das einzige Gut, das Laſter für das einzige Uebel, alle übrigen Dinge für gleichgültig. Die Tugend ſetzte ſie in Uebereinſtimmung

Zeit gewannen die öffentlichen Leibesübungen wie auch die gemeinschaftlichen Mahlzeiten die gehörige Ordnung, so daß nur wenige aus Zwang, die meisten aber von freien Stücken in jene treffliche und ächt lakonische Lebensart sich fügten.

Um nicht den gehässigen Namen eines Alleinherrschers sich zuzuziehen, ernannte Kleomenes seinen Bruder Eukleidas zum Mitkönige, denn seit dem Tode des Agis war der andere Thron bisher unbesetzt geblieben, da Archidamos, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des Agis, kurz nach seiner Rückkehr nach Sparta von seinen Feinden war umgebracht worden. Dies ist der einzige Fall, daß Sparta zwei Könige aus einem Hause hatte.

2. Krieg mit dem achäischen Bunde und seinem Verbündeten.

Während nun Aratos und die Achäer glauben mochten, Kleomenes habe durch so gewagte Neuerungen seine Stellung unsicher gemacht oder werde wenigstens nicht daran denken können, die nach einer so heftigen Erschütterung noch wankende Stadt zu verlassen, fand Er es dagegen ebenso rühmlich als vortheilhaft, dem Feinde von dem Muthe und Eifer seines neugebildeten Heeres Proben zu geben. Er machte daher plötzlich einen Einfall in das Gebiet von Megalopolis, brachte eine Menge Beute zusammen und richtete auf dem Lande große Verheerungen an. Am Ende dieser Heerfahrt fiel ihm ein Trupp von Messene kommender Schauspieler in die Hände, und nun errichtete er gar mitten im Feindeslande ein Theater und ließ mit einem Aufwande von vierzig Minen*) Schauspiele aufführen, denen er einen ganzen Tag lang**) zusah, nicht, als hätte er an dergleichen Ergötzlichkeiten ein besonderes Vergnügen gefunden, sondern um die Feinde recht augenscheinlich zu verhöhnen und ihnen seine Ueberlegenheit zu zeigen. Denn sonst war unter allen damaligen Kriegsheeren der griechischen Freistaaten wie der Könige das des Kleomenes das einzige, welches keine Schauspieler, keine Taschenspieler, keine Tänzerinnen und Sängerinnen im Gefolge hatte, sondern von allen Ausschweifungen, Possenspielen und tollen Lustbarkeiten rein blieb.

Kleomenes selber konnte hierin allen zum Lehrer und Muster dienen. Seine Lebensart war schlicht und einfach, ohne allen Prunk und hatte vor der des gemeinen Mannes nichts voraus: ein Umstand, der ihm auch bei den Geschäften mit den übrigen Hellenen vor anderen Königen ein Uebergewicht gab. Wer mit diesen zu thun hatte, fühlte sich nicht sowohl von dem Reichthume, mit welchem sie prunkten, in Erstaunen gesetzt, als von Widerwillen und Abscheu gegen ihren Stolz und Uebermuth und ihre beleidigende Härte ergriffen. Wer hingegen zum Kleomenes kam, der doch auch ein König war, der fand dort keine Purpurmäntel und Prachtkleider, keine kostbaren Ruhebetten und Sänften; kein Schwarm von Anmeldern und Thürhütern vertrat ihm den Weg, sondern der König selber kam in gewöhnlicher Kleidung zum Empfange herbei, hörte alle, die sich an ihn wendeten, freundlich an und unterhielt sich mit ihnen auf das wohlwollendste, während man an anderen Höfen den gesuchten Bescheid kaum erhielt und auf eine widerwärtige Weise aus dem Munde der Geheimschreiber entgegennehmen mußte. Kein Wunder also, daß diejenigen, welche mit dem Kleomenes je zu thun gehabt, von seiner liebenswürdigen Erscheinung wie bezaubert und von Liebe zu ihm ganz eingenommen waren, so daß man ihn allein für einen wahren Nachkommen des Herakles erklärte.

Seine Tafel war ganz einfach und nach lakonischer Art; hatte er aber Gesandte oder Gastfreunde zu bewirthen, so mußten die Diener das Mahl um ein weniges glänzender zurichten, jedoch nicht mit Leckerbissen und feinem Backwerke, sondern nur dadurch, daß sie reichlichere Gerichte und schmackhafteren Wein auftrugen. Uebrigens gab es dabei keine Musik, wurde auch nicht vermißt; denn er selber wußte die Gesellschaft beim Trunke durch anmuthige Gespräche und feinen Scherz auf das angenehmste zu unterhalten. Menschen mit Geld und Geschenken zu ködern, wie andere Könige zu thun pflegten, hielt er für kunstlos und unsittlich; hingegen schien ihm dies vor allem schön und eines Königs würdig, durch Huld und Güte im Umgang und Gespräch Vertrauen zu erwecken und die Herzen an sich zu fesseln. Denn auf jene Art, meinte er, gewinne man nur einen Miethling, auf diese aber einen Freund.

Den Krieg gegen die Achäer setzte er mit erwünschten Erfolgen fort. Von den Mantineiern herbeigerufen, drang Kleomenes bei Nachtzeit unvermuthet in ihre Stadt ein und vertrieb daraus die Besatzung der Achäer. Späterhin schlug er in ihrem eigenen Lande bei Dyme ihre Gesammtmacht dermaaßen, daß sie durch Abgeordnete Frieden mit ihm begehrten. Kleomenes erklärte, daß, wenn man ihm den Oberbefehl übertragen wollte, er nicht nur keine weiteren Ansprüche an sie machen, sondern auch alle eroberten Plätze zurückgeben würde. In Folge dessen luden jene, da sie wirklich geneigt waren, auf seine Vorschläge einzugehen, ihn nach Lerna ein, wo deshalb eine allgemeine Versammlung gehalten werden sollte. Zum Unglück aber traf es sich, daß Kleomenes eben um diese Zeit, nachdem er auf einem angestrengten Marsche zu zeitig Wasser getrunken hatte, einen Blutsturz bekam und die Sprache verlor, weshalb er genöthigt war, nach Sparta heimzukehren und die Zusammenkunft auf eine andere Zeit zu verschieben.

Dieser Unfall war für die Angelegenheiten Griechenlands von höchstem Nachtheile, da sonst noch Hoffnung vorhanden gewesen wäre, es irgendwie seiner übeln Lage zu entreißen und vor dem Uebermuthe und der Habsucht der Makedonier sicher zu stellen. Durch die Verzögerung nemlich, welche nunmehr jener Zwischenfall in die Unter-

---

des Lebens mit der göttlichen Vernunft und Natur, oder in die Harmonie des Menschen mit sich selbst. Sittenstrenge, Selbstbeherrschung und Seelenruhe bis zur Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Eindrücke war der bezeichnende Charakter der stoischen Philosophen. Wie Antisthenes (s. S. 254) zu Aristippos (s. S. 199), so stand Zenon im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Epikuros (s. S. 311).

*) s. S. 41.

**) Die Aufführung der Schauspiele fand bei den Alten am hellen Tage statt.

handlungen brachte, gelang es dem Aratos die von beiden Seiten gewünſchte und gehoffte Vereinigung zu hintertreiben. Was dieſen ſonſt ſo vortrefflichen und tugendhaften Mann zu einem ſolchen Schritte bewog, iſt nicht leicht zu ermitteln. Aber mocht' es nun Furcht und Mißtrauen gegen Kleomenes ſein oder Neid und gekränkter Ehrgeiz, der es ihm ſchimpflich erſcheinen ließ, daß er, nachdem er drei und dreißig Jahre lang an der Spitze des achäiſchen Bundes geſtanden, einem jungen Emporkömmlinge den Platz räumen ſollte, — in jedem Falle war ſeine jetzige Handlungsweiſe weder ſeiner ſelbſt noch überhaupt eines Hellenen würdig und ſtand mit ſeinen bisherigen Thaten und politiſchen Grundſätzen im vollſten Widerſpruche. Er rief nemlich den König Antigonos von Makedonien gegen die Lakedämonier zu Hülfe, füllte den Peloponnes mit Makedoniern an und gab ſo ſein Vaterland lieber in die Gewalt der Fremdlinge, ehe daß er einem Abkömmlinge des Herakles, der dem Peloponnes ſeine alte Form und Einrichtung wiedergeben wollte, den Vorrang gönnte. Um dem Gerſtendrode und groben Mantel der Spartiaten auszuweichen, unterwarf er ſich ſammt Achaja dem Diadem und Purpur und den Befehlen makedoniſcher Satrapen — ein beklagenswerthes Zeugniß für die Schwachheit der menſchlichen Natur, die auch nicht einmal in ſo vortrefflichen und an Tugend hervorragenden Charakteren das Gute ohne Fehl und Tadel hervorzubringen vermag.

Während er aber noch mit Antigonos unterhandelte, drang Kleomenes raſch nach Achaja vor, bemächtigte ſich vieler Städte und brachte durch einen nächtlichen Ueberfall ſogar Argos in ſeine Gewalt. Gleich darauf erklärten ſich auch Kleonä und Phlius und endlich ſogar Korinth für Kleomenes und traten dem Bündniſſe mit Lakedämon bei. So nahe war Sparta daran, mit der Wiederaufnahme ſeiner alten Verfaſſung auch die Hegemonie über Griechenland wiederzugewinnen. Gleichwohl gab Aratos allen Friedensvorſchlägen und perſönlichen Verheißungen von Seiten des Kleomenes kein Gehör, ſondern beeilte ſich, durch Ueberſendung ſeines Sohnes und anderer Geiſeln an den Antigonos das Bündniß mit den Makedoniern abzuſchließen. Endlich rückte derſelbe mit einem ſtarken Heere im Peloponneſos ein. Trotz der tapferſten Gegenwehr und der beſonnenſten Maaßregeln konnte Kleomenes nicht verhindern, daß alle ſeine Eroberungen nach und nach an die feindliche Uebermacht verloren gingen, und ſah ſich endlich, um Lakedämon nicht ohne Schutz zu laſſen, genöthigt, den Rückzug in die Heimath anzutreten.

War ſolch ein Ausgang eines Feldzuges, der mit ſo glänzenden Erfolgen begonnen hatte, für das feurige Gemüth des Kleomenes eine ſchwere Prüfung, ſo harrete ſeiner noch ein anderer Unfall, der für ſein liebendes Herz nicht geringer war. Auf dem Heimwege begriffen, ſtieß er eines Abends in der Nähe von Tegea auf Boten, die ihm von Lakedämon entgegenkamen und die Trauerkunde von dem Tode ſeiner Gemahlin überbrachten. Selbſt auf ſeinen glücklichſten Feldzügen hatte er die Trennung von der Agiatis nie lange ertragen können und ſich oftmals aus dem fernſten Kriegslager zu ihr nach Sparta begeben; denn er liebte ſie ſehr und ſchätzte ſie über alles. Die Nachricht von ihrem Abſcheiden erſchütterte ihn daher gewaltig, wie ſich bei ſeiner Jugend und der Schönheit dieſes Weibes nicht anders erwarten ließ. Gleichwohl ließ ſich durch dieſen Schmerz weder ſein hoher Geiſt darniederbeugen noch ſeine Seelengröße zur Schwachheit erniedrigen, ſo daß man an ihm keine Veränderung ſeiner Stimme, Mienen und Gebärden gewahrte. Mit Ruhe und Würde ertheilte er den Hauptleuten die nöthigen Befehle, traf mit Sorgfalt alle Vorkehrungen und begab ſich alsdann mit Anbruch des Tages nach Sparta. Nachdem er dort mit ſeiner Mutter und ſeinen Kindern die Trauergebräuche erfüllt hatte, richtete er ſogleich alle ſeine Aufmerkſamkeit wieder auf die Angelegenheiten des Vaterlandes.

Zu dieſer Zeit erbot ſich Ptolemäos Euergetes, der König von Aegypten, ihm gegen ſeine Feinde zu helfen, verlangte aber, daß er ihm dagegen ſeine Mutter und ſeine Kinder zu Geiſeln geben ſollte. Lange ſcheute ſich Kleomenes, ſeiner Mutter Kratesikleia etwas davon zu ſagen, und ſo oft er auch mit dieſer Abſicht bei ihr eintrat, verſtummte er doch jedesmal, wenn er davon anfangen wollte, bis ſie endlich ſelbſt ſeine Verlegenheit bemerkte und in ihn drang, frei herauszuſagen, was ihm wäre. Als er ſich nun ein Herz faßte, mit ihr davon zu reden, lachte ſie laut auf und ſprach: „Das alſo war es, was du ſo oft anbringen wollteſt und dich nicht getrauteſt? Setz' uns nur gleich in ein Fahrzeug und ſchicke uns fort, wenn du glaubſt, daß dieſer Leib Sparta noch nützlich werden kann, eh' daß er hier in unthätiger Ruhe vom Alter verzehrt wird.“

Als alles zur Abfahrt bereit war, begaben ſie ſich zu Fuße nach Tänaros, und das ganze lakedämoniſche Heer gab ihnen in Waffen das Geleite. Im Begriffe, das Schiff zu beſteigen, nahm Kratesikleia den Kleomenes mit ſich allein in den Tempel des Poſeidon, ſchloß den tiefbekümmerten Sohn zum Abſchied in ihre Arme und ſprach: „Hab' Acht, König der Lakedämonier, daß, wenn wir hinauskommen, niemand uns weinen noch ſo etwas thun ſehe, was Spartas unwürdig wäre. Denn dies allein ſtehet bei uns: die Geſchicke aber liegen in Gottes Hand.“

3. Letzte Waffenthat des Kleomenes.

Während Antigonos ſiegreich bis gegen die Grenzen Lakoniens vordrang, betrieb Kleomenes mit Aufwand aller Kräfte die Rüſtung zur neuen Heerfahrt. Um das nöthige Geld zu gewinnen, ſetzte er alle Heiloten, welche eine Summe von fünf Minen erlegen konnten, in Freiheit und bewaffnete von der auf dieſe Weiſe zuſammengebrachten Summe, die ſich auf fünfhundert Talente belief, zweitauſend Mann nach makedoniſcher Art. Jedermann glaubte ihn nur auf die Sicherheit Lakoniens bedacht, auf welches er damals in der That ſich beſchränkt ſah; indeſſen trug er ſich mit dem Plane einer großen und überraſchenden Unternehmung.

Es galt der Stadt Megalopolis, der größten unter den arkadiſchen Städten, welche erſt im vorhergehenden

Jahrhunderte erbaut und mit den Einwohnern von nicht weniger als vierzig kleineren Städten und Flecken bevölkert worden war, um gegen die Einfälle der Lakedämonier einen mächtigen Damm zu bilden; daher hieß sie Megalopolis, d. i. die Großstadt (s. S. 187). Durch Scheinmärsche die Feinde täuschend, als wolle er in Argolis einfallen, rückte er, plötzlich umkehrend, auf diese Stadt los, bemächtigte sich durch den Vortropp ihres schwächsten Postens und befand sich mit seinem ganzen Heere schon in den Straßen, ehe die Megalopoliten die Gefahr nur ahnen konnten. Als diese nun ihr Unglück inne wurden, stürzten die Einen sogleich zum Thore hinaus und nahmen von ihrem Hab' und Gut mit sich, was ihnen gerade in die Hände kam; die Andern liefen mit den Waffen zusammen und sicherten den Abzug der Fliehenden, so daß nicht mehr als tausend Menschen in der Stadt zurück blieben und der feindlichen Gewalt sich überließen. Unter den Gefangenen befanden sich Lysandridas und Theaeidas, zwei Männer, welche unter den Megalopoliten am meisten in Ansehen und Geltung standen. Als nun die Kriegsleute sie vor Kleomenes brachten, rief ihm der Erstere schon von ferne zu: „Jetzt steht es bei dir, König der Lakedämonier, eine That zu verrichten, welche schöner und königlicher ist als das, was du jetzt vollbracht, und dir den höchsten Ruhm zu erwerben!“ Kleomenes, der sein Anliegen errieth, erwiederte: „Was meinst du damit, Lysandridas? Du wirst mir doch nicht zumuthen, euch die Stadt zurückzugeben?“ „Ja, das meine ich eben,“ antwortete jener, „und rathe dir, eine so große Stadt nicht zu zerstören, sondern sie dir vielmehr mit treuen und zuverlässigen Freunden und Bundesgenossen dadurch anzufüllen, daß du den Megalopoliten ihr Vaterland wiedergiebst und Erhalter eines so großen Volkes wirst.“ Kleomenes schwieg eine kleine Weile still, dann versetzte er: „Das ist wohl schwerlich zu glauben; indeß soll das Rühmliche bei uns stets den Vorrang haben vor dem Nützlichen.“ Mit diesen Worten entließ er die beiden Männer nach Messene, wohin die Andern sich geflüchtet hatten, und schickte mit ihnen zugleich einen Herold zu den Megalopoliten mit dem Erbieten: er wolle ihnen ihre Stadt zurückgeben unter der Bedingung, daß sie seine Freunde und Bundesgenossen würden und sich von den Achäern lossagten. So edel und menschenfreundlich dieser Antrag war, wurde er doch nicht angenommen. Man setzte Mißtrauen in die Reinheit seiner Absicht und fürchtete, daß es ihm nur darum zu thun sei, zu der entvölkerten Stadt auch noch die Bürger in seine Gewalt zu bekommen. Auch widersetzte sich der nachmals so berühmt gewordene Philopoimen auf das lebhafteste dem Ansinnen eines Abfalls der Megalopoliten vom achäischen Bunde und jagte den Thearidas und Lysandridas aus Messene fort.

Bis der Herold zurückkam, hatte Kleomenes die eroberte Stadt völlig unversehrt und unberührt gelassen und mit Ernst darauf gehalten, daß auch nicht einmal heimlich etwas etwas entwendet werden durfte. Als er nun aber erfuhr, daß die Bürger sein großmüthiges Anerbieten abgelehnt hätten, gerieth er in den gerechtesten Zorn und Unwillen. Sofort ließ er die Stadt rein ausplündern, Bildsäulen und Gemälde nach Sparta schaffen, und nachdem er die meisten und ansehnlichsten Bezirke der Stadt niedergerissen und zerstört hatte, trat er unangefochten den Heimweg an.

Die Achäer hielten damals gerade eine Berathung zu Aegion. Da bestieg Aratos, welcher zuerst von jenem Vorfalle Kunde erhalten hatte, die Rednerbühne, verdeckte sein Angesicht mit dem Mantel und weinte lange Zeit, ohne ein Wort hervorzubringen. Als sich nun die Uebrigen darüber verwunderten und in ihn drangen, zu reden, sprach er: „Megalopolis ist von Kleomenes zerstört worden!“ und sogleich ging die ganze Versammlung voller Bestürzung aus einander.

Mit Beginn des nächsten Frühjahrs machte sich Kleomenes zu einem neuen Unternehmen auf, dessen Kühnheit alles in Erstaunen setzte. Während die Kriegsvölker des Antigonos noch in den Winterquartieren zerstreut waren, fiel er in Argolis ein und verwüstete alle Ländereien bis an die Mauern von Argos. Er that dies in der klugen Berechnung, daß Antigonos, welcher damals nur eine geringe Anzahl von Söldnern bei sich hatte, entweder dem Murren des Volkes nachgeben und eine Schlacht wagen und dann nothwendig unterliegen müßte, oder, wenn er sich still in Argos eingeschlossen hielte, bei den Argeiern alles Ansehen verlieren würde. Und so geschah es auch. Als das Volk seine Aecker von Feindeshand verwüstet sah, rottete es sich zusammen und verlangte stürmisch und unter bitteren Schmähreden, Antigonos solle entweder fechten oder Anderen, welche tapferer wären, die oberste Feldherrenstelle überlassen. Antigonos aber that wie in ähnlichen Fällen Perikles und Agesilaos gethan: er zog die üble Nachrede des unverständigen Haufens einer Uebereilung vor, deren verderbliche Folgen er recht wohl erkannte. So zog denn Kleomenes, nachdem er alles verheert und ausgeplündert, den Feind erschreckt und die eigenen Völker mit Muth und Zuversicht erfüllt hatte, unbehindert in sein Gebiet zurück.

Diesen Streifzug wiederholte er zu Anfange des Sommers, als das makedonische Heer und die griechischen Bundesgenossen sich sammelten und im Begriffe standen, in Lakonien einzufallen. Im Angesichte von Argos ließ er die Saaten und Feldfrüchte von seinen Soldaten wie im Spiele mit Stöcken zerschlagen und bezeigte dem Feinde dergestalt seine Verachtung, daß er sich durch einige Herolde von Antigonos die Schlüssel zum Tempel der Hera ausbitten ließ, um dieser Göttin sein Opfer darbringen zu können und sich mit ihr wieder auszusöhnen. Antigonos sah sich genöthigt, nach Argos eilends zurückzugehen, die Berge und Zugänge mit Mannschaft zu besetzen und den beabsichtigten Angriff auf Lakonien bis auf weiteres aufzugeben. Kleomenes drang noch bis nach Phlius vor und zog sich alsdann aus dem feindlichen Gebiete zurück, nachdem er durch diese Heerfahrt abermals seinen Gegnern einen Beweis seiner außerordentlichen Feldherrentüchtigkeit abgelegt hatte. Denn es zeugte von nicht geringer Geschicklichkeit und unternehmendem Muthe: daß er, der Gebieter eines einzigen Staates, zu gleicher Zeit den Kampf mit der wohlgerüsteten Macht der Makedonier und sämmtlichen Peloponnesiern aufgenommen und nicht nur Lakonien vor ihrem Angriffe bewahrt, sondern sogar ihrem Gebiete den empfindlichsten Schaden zugefügt hatte.

Jetzt aber rückte Antigonos, entschlossen, den Krieg zur Entscheidung zu bringen, mit seiner ganzen Streit-

Digitized by Google

macht auf Lakonien los (222 v. Chr.). Sein Herr bestand aus acht und zwanzigtausend Mann zu Fuß und zwölfhundert Reitern. Kleomenes hatte alle Zugänge in das Land mit Wachen, Gräben und Verhacken verwahrt und lagerte sich mit zwanzigtausend Mann in einer festen Stellung bei Sellasia, wo er den Einfall des Feindes erwartete. Dort liegen zwei Anhöhen, Euas und Olympos, nahe bei einander, zwischen denen ein Thal, vom Flüßchen Oinos durchströmt, nach dem Eurotas und nach Sparta hinabführt. Beide Höhen hatte Kleomenes durch Wall und Graben stark verschanzt; auf den ersteren stellte er seine Hülfsvölker unter dem Befehle seines Bruders Eukleidas, den letzteren nahm er selbst mit den Spartiaten und Miethtruppen ein. Den Eingang des Thales in der Ebene deckte er durch die Reiterei und den Rest der Söldner.

Antigonos fand die Stellung seines Gegners so wohlgewählt und alle Vorkehrungen mit so viel Umsicht getroffen, daß er den Angriff mehrere Tage lang aufschob, indem er hoffte, bei näherer Besichtigung der Gegend irgend eine Blöße des Feindes aufzufinden. Da aber alle Versuche vergeblich blieben, entschloß er sich endlich zum offenen Angriffe.

Zunächst ließ er seinen linken Flügel gegen die Anhöhe Euas anrücken. Als dies die im Mitteltreffen aufgestellten Miethtruppen des Kleomenes gewahrten, fielen sie den Angreifenden in den Rücken und brachten sie, indem zugleich Eukleidas von vorn angriff, in große Bedrängniß. In diesem verhängnißvollen Augenblicke warf sich der junge Hauptmann der Megalopoliten, Philopoimen, ohne den Befehl seiner Oberen abzuwarten, an der Spitze seiner Mitbürger auf die feindliche Reiterei, nöthigte dadurch die Miethtruppen, in ihre frühere Stellung zurückzukehren, und stellte solchergestalt das Gleichgewicht der Waffen wieder her. Jetzt konnte der linke Flügel der Makedonier in ungeschwächter Kraft seinen Angriff auf den Hügel Euas erneuern und hier war es, wo die Schlacht zuerst durch die Unklugheit des Eukleidas eine für die Lakedämonier ungünstige Wendung nahm. Statt nemlich den Vortheil, welchen ihm seine Stellung gab, wahrzunehmen, dem von unten herauf andringenden Feinde so weit als möglich entgegenzugehen seine Reihen aufzulösen und ihn dann völlig zu schlagen, blieb er unbeweglich auf dem Gipfel stehen und ließ die Makedonier unangefochten oben ankommen. Diese drangen nun in dichten Massen auf ihn ein. Die Enge des Raumes lähmte den Widerstand und wehrte jede freie Bewegung. Eukleidas fiel mit den meisten seiner Truppen. Der Rest mußte über steil abhängige und ungangbare Oerter eine gefährliche Flucht nehmen.

Unterdessen kämpfte man auf der andern Seite, am Olympos, mit um so größerer Hartnäckigkeit, da hier die beiden Könige selbst einander gegenüber standen. Hier focht Mann für Mann, Glied für Glied mit wechselndem Glücke. Als aber bei Kleomenes die Nachricht einlief: sein Bruder Eukleidas sei erschlagen, der Hügel Euas genommen und auch das Mitteltreffen wanke; konnte er, auch von jener Seite her dem feindlichen Angriffe bloßgestellt, nicht länger der Festigkeit seiner Stellung vertrauen. Er rief die Leichtbewaffneten durch die Trompete vom Kampfplatze zurück und brach jetzt mit der Hauptmacht aus den Verschanzungen hervor, um den letzten Schlag der Entscheidung zu wagen. Von beiden Seiten kämpfte man mit höchster Kraftanstrengung. Es gelang der Tapferkeit der Spartiaten, die makedonische Phalanx eine ansehnliche Strecke zurückzudrängen; aber ihre Reihen zu durchbrechen, war unmöglich. Mit gefällten Spießen, fest aneinandergeschlossen und mit der unwiderstehlichen Gewalt, welche der doppelten Phalanx, eine hinter der andern aufgestellt, eigenthümlich war, rückten die Makedonier abermals vor und trieben die Lakedämonier aus ihren Verschanzungen. Das ganze Heer löste sich in verworrener Flucht auf. Die meisten Miethvölker, die unter einem Kleomenes mit so viel Tapferkeit und Hingebung gefochten, als gält' es ihrer eigenen Sache, blieben auf dem Platze, und von sechstausend Lakedämoniern kamen nicht mehr als zweihundert mit dem Leben davon. Mit wenigen Reitern, die er noch bei sich hatte, zog sich Kleomenes nach Sparta zurück.

Bei seiner Ankunft in der Stadt ermahnte er die Bürger, welche ihm entgegenkamen, den Sieger ohne weiteren Widerstand einzulassen. „Was mich betrifft," setzte er hinzu, „so werde ich im Leben und im Sterben das thun, was für Sparta nützlich ist." Als er sah, daß die Frauen denen, welche mit ihm den Feinden entronnen waren, hülfreich entgegen kamen, ihnen die Waffen abnahmen und sie mit einem Trunk erquickten, begab er sich in sein Haus. Er traf daselbst die junge, freigeborene Dirne aus Megalopolis an, die er nach dem Tode seiner Gattin zu sich genommen hatte, und die ihm, wie sie auch sonst gewohnt war, wenn er vom Feldzuge heimkam, Handreichung thun wollte. Allein er trank nichts, wiewohl er ganz verdürstet war, setzte sich auch trotz seiner Ermattung nicht nieder, sondern lehnte sich, wie er war, ohne den Harnisch abzulegen, an eine der Säulen, stützte sein Haupt mit dem Arme und ruhete in dieser Stellung eine kleine Weile, während er im Geiste alle möglichen Entschlüsse an sich vorübergehen ließ. Dann machte er sich mit seinen Freunden nach Gythion auf und ging mit einigen Schiffen, welche dort für einen solchen Vorfall bereit lagen, nach Alexandrien unter Segel.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Sellasia erhielt Antigonos durch Eilboten die Nachricht, die Illyrier seien in Makedonien eingefallen und verwüsteten das Land auf das ärgste. Diese Meldung, nur um etliche Tage früher hinterbracht, hätte den Begebenheiten im Peloponnes eine ganz andere Wendung gegeben. Antigonos hätte, dem Nothrufe seines Reiches folgend, den Kampf gegen Kleomenes ohne weiteres aufgegeben und die Achäer ihrem Schicksale überlassen, denen dann Kleomenes nach Belieben die Friedensbedingungen hätte vorschreiben können. Ja selbst, wenn Kleomenes erst nach verlorener Schlacht noch Kenntniß von jenem Ereignisse erhalten hätte, wäre er, da dem Antigonos keine Zeit blieb, einen wenn auch nur kurzen Widerstand zu bewältigen, im Stande gewesen, Herr von Sparta zu bleiben. So entscheidet das Schicksal oft durch die kleinsten Umstände die größesten Angelegenheiten und zeigt uns in den erschütterndsten Ereignissen die entscheidende Macht eines Augenblickes.

Antigonos nahm Sparta gleich beim ersten Angriffe ein; doch erwies er sich großmüthig und leutselig gegen

die Ueberwundenen. Er ſchaffte die Neuerungen des Kleomenes ab und ließ wieder Epharen wählen; doch ſchonte er der alten Würde des Staates, ließ die ſanftigen Geſetze und Einrichtungen beſtehen und räumte ſchon am dritten Tage mit ſeinem Heere die Stadt, um nach Makedonien zurückzueilen. Er traf dort die Illyrier noch an und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Aber durch allzugroße Anſtrengung beim Zurufen des Heerbefehls während der Schlacht zog er ſich einen Blutſturz zu, in Folge deſſen er bald darauf ſtarb.

4. Kleomenes am Hofe der Ptolemäer.

Kleomenes wurde bei ſeiner Ankunft in Afrika von den königlichen Hofbeamten empfangen und nach Alexandreia begleitet. Als er dem Könige Ptolemäos Euergetes vorgeſtellt wurde, begegnete ihm dieſer nur mit gewöhnlicher Leutſeligkeit. Doch bald hatte Kleomenes durch Proben ſeines ausgezeichneten Verſtandes ſich die Anerkennung verſchafft, welche ſeinen Talenten gebührte. Im Umgange verband er mit dem ſchmuckloſen, lakoniſchen Weſen die Anmuth ungezwungener Sitte. Ein Flüchtling an fremdem Hofe verleugnete er doch in nichts den angeborenen Adel, den kein Mißgeſchick erniedrigen kann, und ſo hatte ſein Benehmen etwas weit Einnehmenderes als das jener Höflinge, die nur durch Unterwürfigkeit und Schmeicheleien zu gefallen ſuchten. Ptolemäos ſchämte ſich daher jetzt vor ſich ſelbſt und bereute es ſehr, daß er einen ſolchen Mann ohne Hülfe gelaſſen und dem Antigonas preisgegeben hatte, deſſen Ruhm und Macht dadurch einen großen Zuwachs erhalten hatte. Er ſuchte den begangenen Fehler möglichſt wieder gut zu machen, überhäufte ſeinen Gaſt mit Ehren und Freundlichkeiten, hieß ihn gutes Muthes ſein und verſprach, ihn mit einer Flotte und anſehnlichen Summen nach Griechenland heimkehren zu laſſen und in ſein Reich wieder einzuſetzen. Er ſetzte ihm ſogar ein Jahrgehalt von vierundzwanzig Talenten aus, von denen jedoch Kleomenes, welcher in Anſehung ſeiner eigenen Perſon und ſeiner Freunde einen ſehr mäßigen und einfachen Haushalt führte, das meiſte auf Verpflegung und Unterhalt derjenigen verwendete, die ſich aus Hellas nach Aegypten geflüchtet hatten.

Leider aber ſtarb der ältere Ptolemäas, noch ehe er ſein Verſprechen in Betreff der Heimkehr des Kleomenes hatte erfüllen können. Die neue Herrſchaft, der Ueppigkeit und Schwelgerei aller Art ergeben, bekümmerte ſich ſo wenig als um ſanft ein ernſtes Geſchäft um die Wünſche eines heimathloſen Sparterkönigs. Von Trunk und Wolluſt an Leib und Seele entnervt, kannte Ptolemäos Philopator ſelbſt dann, wann er am nüchternſten und verſtändigſten war, keine beſſere Thätigkeit als Myſterien zu feiern und in eigener Perſon mit einer Trommel das Hofgeſind im Palaſte zuſammen zu rufen. Die Regierungsgeſchäfte lagen in den Händen der Buhlerin Agathokleia und ihrer Angehörigen.

Gleichwohl ſcheint man im Anfange auch des Kleomenes als Rathgebers ſich bedient zu haben. Ptolemäos ſtand in Furcht vor ſeinem Bruder Magas, welcher im Kriegsheere ſtarken Anhang hatte, und zog den Kleomenes zu den geheimen Berathungen, in denen man über die deshalb zu ergreifenden Maaßregeln einen Schluß faſſen wollte. Alle Uebrigen ſtimmten dem Könige bei, daß man den Magas aus dem Wege räumen müſſe. Kleomenes aber widerrieth dieſen Mordplan mit ſo großer Entſchiedenheit, daß er den Ausſpruch that: man ſollte vielmehr, wenn dies möglich wäre, zur Sicherheit und Befeſtigung des Reiches dem Könige noch mehrere Brüder ſchaffen. Saſibios, der einflußreichſte unter den Günſtlingen des Königs, machte dagegen den Einwurf, daß man, ſo lange Magas lebe, der Miethtruppen in keinem Falle ſicher ſei; worauf Kleomenes lebhaft erwiederte: „Darüber ſeid ohne Sorgen! denn mehr als dreitauſend von dieſen Fremdlingen ſind Peloponneſier, die mir alleſammt ergeben ſind und, ſobald ich nur winke, mit ihren Waffen zu Dienſten ſtehn.“

Dieſe wohlgemeinte aber unbedachte Aeußerung gab dem Könige zwar zunächſt einen Beweis von der Ergebenheit und dem gewichtigen Einfluſſe des Kleomenes, ſpäterhin aber, als die Furchtſamkeit des Königs in gleichem Schritte mit ſeiner Schwäche zunahm, und dieſer Fürſt, wie es bei Leuten, die ſich auf ihren Verſtand nicht verlaſſen können, zu geſchehen pflegt, es für das ſicherſte hielt: alles zu fürchten und allen zu mißtrauen, ließ jener Ausſpruch den Kleomenes in den Augen der Höflinge als einen ſtaatsgefährlichen Mann erſcheinen. Wandle er doch unter ihnen, ſo hörte man viele ſagen, wie ein Löwe unter den Schaafen. Und in der That hatte er eine ſolche Art an ſich; an Geiſt und Muth allen überlegen, hielt er ſich doch ruhig und unbewegt, aber in jedem Augenblicke wie zum Sprunge bereit und den lauernden Blick auf alles geheftet, was am Königshofe vorging.

Um nicht weiterem Verdachte Raum zu geben, hörte er jetzt auf, um Schiffe und Truppen zu bitten, und begehrte nur die Erlaubniß, mit ſeinen Freunden nach Griechenland zurückzugehen, denn er hatte erfahren, daß Antigonos geſtorben, daß die Achäer in Krieg mit den Aetoliern verwickelt wären, und daß die Umſtände ſelber bei der allgemeinen Erſchütterung und Verwirrung, die den Pelopannes ergriffen hätte, ihn, den Kleomenes, verlangten und gleichſam zurückriefen. Gleichwohl war bei Hofe nichts zu erlangen, da der König ſelber ihm kein Gehör gab, ſondern ſeine ganze Zeit im Harem oder mit feſtlichen Aufzügen und Schmauſereien hindrachte. Indeß konnte Soſibios, der alles in allem war und die Staatsgeſchäfte insgeſammt beſorgte, ſich nicht verhehlen, daß man an Kleomenes, wenn man ihn wider Willen feſthielte, einen ſehr beſchwerlichen und furchtbaren Gaſt haben würde, ſo wie er andererſeits Bedenken trug, einen ſo kühnen und unternehmenden Mann, nachdem er die Gebrechen des Staates aus eigener Anſchauung kennen gelernt hatte, zu entlaſſen. Denn Kleomenes ließ ſich weder durch Geſchenke beſänftigen noch durch die weichlichen Sitten und Genüſſe des Hofes einſchläfern; ſondern wie der Apis, der göttlich verehrte Stier der Aegypter, trotz alles Ueberfluſſes und mühelaſen Lebens, das man ihm bereitete, doch niemals das lebhafte

Verlangen verleugnete, ſeiner Natur gemäß frei umherzulaufen, in wilden Sprüngen ſeiner Kräfte ſich bewußt zu werden, und darum augenſcheinlich nur mit Widerwillen Pflege und Wartung durch prieſterliche Hände ſich gefallen ließ: ſo empfand auch Kleomenes gleich einem Achill über die Unthätigkeit, darin man ihn feſthielt, nur Verdruß und Grom nnd ſehnte ſich nach Krieg und Schlachtgeſchrei.

Soſidios hielt es daher für das gerathenſte, den Sparterkönig in Verhaft zu nehmen. Ein Vorwand dazu konnte dem räukeſüchtigen Manne nicht lange fehlen. So eben war Nikagoros, der Meſſenier, in Alexondrien angekommen, um dem Könige einige ſchöne Roſſe zuzuführen, ein Mann, welcher äußerlich mit Kleomenes in Freundſchaft ſtand, im Stillen aber ihn innigſt haßte. Einem gegenſeitigen Uebereinkommen gemäß hinterließ Nikagoras bei ſeiner Abreiſe dem Soſidios einen Brief, worin er ihm mittheilte: Kleomenes habe im Sinne, ſobald er vom Könige Schiffe und Soldaten erhalten, ſich Kyrenes zu bemächtigen und dieſe ſchöne Landſchaft vom ägyptiſchen Reiche loszureißen. Dieſen Brief legte Soſibios dem jungen Könige vor, worauf derſelbe ſofort den Befehl ertheilte, dem Kleomenes ein großes Gebäude zur Wohnung anzuweiſen, worin er nach wie vor ſeinem Stande gemäß gehalten, aber auf's ſtrengſte bewacht werden ſollte.

Dieſen traurigen Zuſtand, der ihn aller Hoffnung beraubte, konnte Kleomenes nicht lange ertragen, ſo daß er den Entſchluß faßte, alles daran zu ſetzen, um ſich Freiheit zu verſchaffen, nicht, weil er dabei auf einen glücklichen Erfolg hoffte, indem er ja aller zu einem ſo ſchwierigen Unternehmen nöthigen Hülfsmittel beraubt war, ſondern weil er rühmlich ſterben und nichts dulden wollte, was ſeiner früheren Laufbahn unwürdig wäre. Seine Freunde ſtimmten dieſem Entſchluſſe bei. Denn auch ſie hielten es für ſchandbar, daß ein Kleomenes, der ſich einſt zu groß fühlen durfte, um mit einem kriegeriſchen nnd tapferen Manne, wie Antigonos, ein Bündniß einzugehen, jetzt geduldig abwarten ſollte, bis ein gaukleriſcher König die Trommel weglegen, ſeine Prozeſſionen einſtellen und ſich Zeit nehmen würde, ihn und die Seinen gleich gemäſteten Opferthieren abzuſchlachten.

Sie ſtreuten daher, da Ptolemäos gerade nach Kanopos ging, das Gerücht aus; als ob der König ihn nächſtens wieder in Freiheit ſetzen würde. Sodann ſchickten ſie, wie der König denen zu thun pflegte, welche er aus ihrer Haft zu entlaſſen vorhatte, vielerlei Speiſen und Geſchenke zu, nnd betrogen damit die Wächter, welche meinten, daß ihm ſolches vom Könige geſchickt würde. Denn er ſelber ſtellte Opfer an, bekränzte ſich, ſchmauſete mit ſeinen Freunden und theilte auch den Wächtern reichlich mit. Nachdem er nun dieſe von Wein nnd Schlaftrunkenheit völlig außer Stand geſetzt wußte, ſein Vorhaben zu verhindern, drang er mit ſeinen Freunden, dreizehn an der Zahl, das nackte Schwert in der Hand, am hellen Mittage auf die Straße. Dort kam ihnen Ptolemäos, der Statthalter des Königs, zu Wagen entgegen. Sie dringen furchtlos auf ihn ein, zerſtreuen den Troß ſeiner Dienerſchaft und ſeiner Leibwache, reißen ihn vom Wagen herunter und ſtoßen ihn nieder. Durch die engen Gaſſen der Stadt forteilend, fordern ſie das Volk auf, mit ihnen gemeinſame Sache zu machen und für die eigene Freiheit zu kämpfen. Allein der Pöbel ſchien eben nur ſo viel Muth zu haben als nöthig war, die Kühnheit dieſer Männer zu loben nnd zu bewundern; ihnen zu folgen und beizuſtehen, wagte niemand. Sie gingen alſo vereint auf die Burg los, in der Abſicht, das Gefängniß zu erbrechen und die Menge der Gefangenen für ihren Zweck zu gewinnen. Aber die Kerkermeiſter waren ihnen zuvorgekommen und hatten die Thore verrammelt, ſo daß auch dieſer Verſuch fehlſchlug. Vergeblich ſchweifte Kleomenes in der Stadt umher; niemand ſchlug ſich zu ihm, ſondern alle nahmen voller Furcht die Flucht. Er ſtand daher von ſeinem Vorhaben ab, indem er den Freunden zurief: „Es war alſo kein Wunder, daß Weiber über Männer herrſchen, die vor der Freiheit fliehen!“ und ermahnte ſie insgeſammt, ſeiner und ihrer Thaten würdig zu ſterben.

Hippotas war der Erſte, welcher einen der Jünglinge bat, ihn niederzuſtoßen. Die anderen folgten ſeinem Beiſpiele. Ponteus, der ſchönſte von Geſtalt, an ſpartiſcher Zucht und Sitte der trefflichſte unter den Jünglingen, der einſtmals der Erſte auf der Mauer von Megalopolis geweſen und der Liebling des Kleomenes war, hatte von dieſem den Befehl erhalten, ſich nicht eher das Leben zu nehmen, als bis er ſähe, daß die anderen ſchon todt wären. Als nun ſchon alle um ihn her lagen, ging Pantens von einem zum andern und berührte jeden mit der Spitze des Schwertes, um zu verſuchen, ob nicht jemand von ihnen unmerklich noch lebe. So kam er auch an Kleomenes, ſtach ihn in die Fußſohle, und als er ſah, wie ſein Angeſicht ſchmerzlich zuſammenzuckte, küßte er ihn und ſetzte ſich neben ihm nieder. Und als er völlig geendet hatte, umarmte er den Todten und entleibte darauf ſich ſelbſt. So ſtarb Kleomenes, nachdem er ſechzehn Jahre König von Sparta geweſen, „ſeiner Perſönlichkeit noch unſtreitig der glänzendſte Stern ſeines Zeitalters“ nnd eines glücklicheren Ausgangs ſeiner Laufbahn werth.

Als ſich das Gerücht von dieſer Begebenheit durch die ganze Stadt verbreitete, da brach der Muth Kroteſikleias; ſo ſtandhaft ſie auch ſonſt war, unter der Größe eines ſolchen Mißgeſchickes zuſammen. Sie ſchloß ihre Enkel, die Kinder des Kleomenes, in ihre Arme und erhob ein lautes Jammergeſchrei. Unterdeſſen entfernte ſich das älteſte dieſer Kinder, ohne daß es jemand gewahrte, und ſtürzte ſich häuptlings vom Dache herab. Uebel zugerichtet, doch nicht getödtet, wehrte es ſich noch gegen diejenigen, welche es aufhoben, und bezeigte mit wüthigem Geſchrei ſeinen Unwillen darüber, daß man es hinderte zu ſterben.

Sobald Ptolemäos dieſe Vorfälle erfuhr, befahl er, den Kleomenes an das Kreuz zu henken und ſeine Kinder, ſeine Mutter ſammt allen Frauen, die ſie um ſich hatte, hinzurichten. Unter den Letzteren befand ſich auch die Gattin des Ponteus, ein Weib von höchſter Schönheit und adliger Geſtalt. Sie waren erſt ſeit kurzem mit einander vermählt. Wider den Willen ihrer Eltern, die ſie mit Gewalt zurückgehalten hatten, war ſie ihrem Gatten über das Meer in die Fremde nachgeeilt, wo ſie nun in der Blüthe ihres ehelichen Glückes ein ſo trauriges Geſchick traf. Dieſe führte damals die Kroteſikleia, als ſie von den Soldaten zum Hinrichtungsplatze gebracht wurde,

bei der Hand, trug ihr das Gewand nach und ſprach ihr Muth zu, wiewohl dieſelbe weder ſonſt etwas noch auch den Tod fürchtete, ſondern nur um das eine bat, daß man ſie möge früher als die Kinder ſterben laſſen. Als ſie nun an die Stätte gelangt waren, wo die Henker ihr Werk zu verrichten pflegten, erwürgten dieſe zuerſt die Kinder vor ihren Augen, alsdann ſie ſelbſt, die bei ſo herzzerſchneidendem Anblicke kein anderes Wort ausſtieß als dies: „O Kinder, wo ſeid ihr hingekommen!“ Das Weib des Panteus, groß und kräftig an Leib und Seele, hatte ihr Kleid aufgeſchürzt, bediente ſchweigend und mit unerſchütterter Gemüthsruhe eine jede der Sterbenden und bedeckte ihre Leichen, ſo gut ſie konnte. Als nun endlich an ſie ſelber die Reihe kam, machte ſie ſich zurecht, entblößte ſich ſelbſt den Hals und ließ weder einen anderen als den, welchem ihre Hinrichtung oblag, an ſich herankommen, noch auch nur ſich anſehen. Sie litt den Tod wie eine Heldin und nahm noch im letzten Augenblicke darauf Bedacht, daß niemand ihre Leiche erſt verhüllen und in Ordnung legen müſſe. So bewährte ſie noch im Sterben die Reinheit ihrer Seele und wachte mit heiliger Sorgfalt wie im Leben ſo auch im Tode über die Ehrbarkeit ihres Leibes.

Wenige Tage darnach ſahen diejenigen, welche bei der an's Kreuz geſchlagenen Leiche des Kleomenes Wache hielten, eine große Schlange, welche ſich um ſein Haupt gewunden hatte und ſein Angeſicht bedeckte, ſo daß kein Raubvogel ſich ihm nähern durfte. Ueber dieſe Erſcheinung gerieth der König in abergläubige Furcht und Schrecken und gab den Weibern Anlaß, allerlei Reinigungsopfer vorzunehmen, gleich als ob man hier einen Mann ermordet habe, welchen die Gottheit lieb gehabt, und der mehr geweſen als ein bloßer Menſch.

Philopoimen.

1. Philopoimens Erziehung, Studien, Charakter und Lebensart, erste Waffen- und Feldherrnprobe.

Der achäiſche Bund, welcher in den erſten Zeiten des Arat einen ſo kräftigen und vielverſprechenden Aufſchwung genommen hatte, war unter der ſpäteren Leitung deſſelben Mannes durch das widernatürliche Bündniß mit Makedonien in ein Abhängigkeitsverhältniß zu dieſem Staate getreten, welches mit ſeiner urſprünglichen Beſtimmung in ſchneidendem Widerſpruche ſtand. Ein edleres, kräftigeres und durch die letzten Thaten freier Hellenen verherrlichtes Zeitalter trat für dieſe berühmte Union mit dem Manne ein, mit deſſes Lebensbilde wir das Helbenbuch des alten Griechenlands beſchließen.

Philopoimen war der Sohn des Krougis, eines angeſehenen Bürgers von Megalopolis in Arkadien. Noch des Vaters Tode übernahm Kleandros, ein Edler von Mantineio, welcher, aus ſeiner Vaterſtadt verbannt, von Krougis viel Liebe und Gutthat erfahren hatte, die Erziehung des verwaiſ'ten Knaben. Aus ſeinen Händen übernahmen den ongehenden Jüngling Ekdemos und Demophones, zwei Schüler des Weltweiſen Arkeſilaos, welche zumeiſt unter ihren Zeitgenoſſen die Grundſätze der Philoſophie in der Staatsverwoltung und den öffentlichen Verhältniſſen zur Anwendung brachten und neben vielen onderen Verdienſten ſich die ſchöne Aufgabe ſtellten, durch die Lehren der Weisheit in dieſem ihrem Zöglinge, dem geſammten Griechenlonde einen Stifter ſeines Helles heranzubilden. So nahm ſich Griechenlond frühzeitig mit einer gleichſom mütterlichen Liebe ſeiner an, als wäre er der jüngſte Bruder jener alten Helden, auf deſſen Haupte alle Erinnerungen wie olle Hoffnungen einer ſchöneren Zeit ſich vereinten.

Von Kindesjahren an liebte er den Krieg und lernte mit Luſt und Eifer olles, was auf dieſen Bezug hatte. Selbſt von den Schriften und Vorträgen der Philoſophen waren ihm diejenigen, von welchen er Förderung der Tapferkeit hoffte, om anziehendſten. An den homeriſchen Gedichten nährte er das Heldenfeuer ſeiner Seele. Mit Begier las er die Geſchichtsbücher von den Thaten Alexanders des Großen, nicht zum müßigen Zeitvertreibe oder ols Stoff zu nutzloſem Geſchwätz, ſondern weil er der Meinung war, daß Reden zu Thaten führen und daß er, was er leſe oder höre, auch ſelber auszuüben ſuchen müſſe. Unter den übrigen Schriften machte er ſich am meiſten mit der Taktik des Euangelos vertraut. Auch bei dieſen Studien war ſein Geiſt immer ſelbſtthätig und auf eigne Anwendung gerichtet. So ließ er es auch, um ſich die Lehrſätze der Taktik deutlich zu machen, nicht bei Zeichnungen auf der Tafel bewenden, ſondern ſuchte an Ort und Stelle ſie zu beweiſen und einzuüben. Auf ſeinen Reiſen, erzählt uns Livius, ſoßte er die Lage eines Ortes wohl in's Auge und legte ſeinen Reiſegefährten oder, wenn er ollein war, ſich ſelbſt die Frage vor: „Was müßte man thun, wenn der Feind an jenem Orte zum Vorſchein käme? wos, wenn er von vorn, wos, wenn er uns von dieſer oder jener Seite, was, wenn er uns im Rücken angriffe? — Man kann," antwortete er ſich ſelber, „in Schlochtordnung, oder ohne beſondere Aufſtellung in der Ordnung, in welcher man morſchiert, dem Feinde ſich entgegenſtellen." Er überlegte bei ſich oder fragte die ondern: wos für eine Gegend er ſich auserſehen oder wie viel Mannſchaft oder wos für eine Truppengottung er bronchen wolle, worouf ſeiner Meinnng nach ſehr viel onkomme; ferner, wo er die Laſtthiere, wo das Geräth, wo den unbewaffneten Troß hinſtellen, wie viel oder was für Bedeckung er ihnen geben, und ob er auf dem Wege, den er einmol genommen habe, weiter gehen oder vielmehr auf eben dem Wege znrückgehen wolle; enblich, was für eine Gegenb er zum Loger anserſehen, und wie groß der Platz ſein müſſe, den er befeſtigen wolle, und ob mon boſelbſt Waſſer, Futter nnd Holz holen, und wohin er den folgenden Tag, wenn er weiter fortrücken wolle, ſeinen Weg ſicher nehmen, und in wos für einer Ordnung er ſein Heer morſchieren laſſen könne. Durch ſolche Gedanken nnd Ueberlegungen gewöhnte er ſich von Jugenb ouf olſo, boß ihm nichts von dieſen Dingen fremb und unerwartet war nnd er vorkommenden Falls nicht nöthig hatte, ſich über etwas lange zu beſinnen.

Krieg wor ihm der Zweck des Lebens. Die borin Unerfahrenen ſah er für unbrauchbare Leute on, und verochtete daher anch die Ringkunſt, welche unter den Leibesübungen bei ſeinen Zeitgenoſſen om meiſten beliebt war, nachbem er erkannt hatte, daß ſie dem Soldoten unnütz und wegen der ganz regelmäßigen und verweichlichenden Leibespflege, die ſie forbere, ſeiner Beſtimmung zuwider und verberblich ſei.

Dos Vorbild, welchem er nocheiferte, war Epaminonbos. Er beſoß beſſen Unternehmungsgeiſt, Klugheit nnd Uneigennützigkeit; allein auch die Sanftmuth, Gelaſſenheit nnd Güte bieſes Mannes in den bürgerlichen

Zwiſtigkeiten zu bewähren, dies machte ihm die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Gemüthsart und ſeine Ehrbegier, welche oft in Rechthaberei überging, unmöglich, weshalb er ſich mehr zum Krieger als zum Staatsmanne eignete.

Seine kriegeriſche Laufbahn begann er im kleomeniſchen Kriege, indem er an den Streifzügen der Bürger in's lakoniſche Gebiet theilnahm, wobei er es ſich zur Regel machte, beim Auszuge immer der Erſte, beim Rückzuge der Letzte zu ſein. In den Zeiten der Ruhe beſchäftigte er ſich mit Jagd und Ackerbau und erhielt durch ſtete Thätigkeit dieſer Art ſeinen Leib bei Gewandtheit und Kräften. Er beſaß ein ſchönes Landgut eine halbe Meile von der Stadt. Dorthin begab er ſich täglich, entweder ſchon nach dem Frühſtücke oder nach der Mahlzeit (vergl. S. 156), ſchlief dort die Nacht über auf einem gewöhnlichen Strohlager wie jeder ſeiner Arbeiter, ſtand früh auf und half mit eigner Hand bei der Arbeit im Weinberge oder auf dem Acker und ging alsdann in die Stadt zurück, wo er ſeinen Freunden und den Obrigkeiten in den öffentlichen Geſchäften ſeine Dienſte widmete.

Er war ein ordentlicher und ſparſamer Haushalter. Was er an Beute auf den Streifzügen gewann, verwandte er theils auf Pferde oder Waffen, theils auf Loskaufung von Kriegsgefangenen. Sein väterliches Vermögen aber ſuchte er durch den Ackerbau zu vermehren, als das gerechteſte Mittel, ſich zu bereichern, und that dies nicht nur als Nebenwerk, ſondern nach dem Grundſatze: wer fremdes Gutes ſich enthalten wolle, der müſſe eigenes beſitzen.

In ſeinem Aeußern war er ſchlicht und anſpruchlos, auch noch in der Zeit, wo er ſchon zu den höchſten Aemtern des Staates emporgeſtiegen war. Einſt hatte die Frau ſeines Gaſtfreundes in Megara, während ihr Mann gerade nicht zu Hauſe war, erfahren, daß der Bundeshauptmann der Achäer bei ihnen eintreten werde, und beeilte ſich nun mit ängſtlicher Geſchäftigkeit, ihm eine Mahlzeit zu bereiten. Mittlerweile trat Philopoimen in einem ganz geringen Mäntelchen zu ihr herein, und da ſie ihn für einen ſeiner vorausgeſchickten Diener hielt, fordert ſie ihn auf, ihr in der Küche mit an die Hand zu gehen. Augenblicklich wirft Philopoimen den Mantel ab und fängt an, Holz zu ſpalten. Inzwiſchen kommt der Gaſtfreund, ſieht das und ruft voll Verwunderung ihm zu: „Was iſt das, Philopoimen?“ „Was anders,“ antwortet dieſer in ſeiner doriſchen Mundart, „als daß ich für mein ſchlechtes Ausſehen geſtraft werde!“

Philopoimen war erſt dreißig Jahre alt, als König Kleomenes, wie wir bereits früher erzählt haben (ſ. S. 337 f.), Megalopolis durch einen plötzlichen Ueberfall in ſeine Gewalt bekam. In Schrecken und Verwirrung räumten die Einwohner die Stadt und ſuchten nach Meſſene zu entkommen. Philopoimen war es, durch deſſen Unerſchrockenheit die Flucht der Wehrloſen glücklich zu Stande kam. Indem er ſich den Nachſetzenden mannhaft entgegenſtellte und den Kampf mit ihnen aufnahm, ſtahl er, ſo zu ſagen, dem Feinde einen Bürger nach dem andern aus der Stadt hinweg und hielt jenen ſo lange auf, bis er ſelbſt als der Letzte nur mit genauer Noth nach Verluſt ſeines Pferdes und ſelber verwundet den Spartiaten entkam. Als Kleomenes hierauf die Megalopoliten einladen ließ, ihre Stadt unangefochten wieder in Beſitz zu nehmen, widerſetzte ſich Philopoimen in der Volksverſammlung dieſem Anſinnen mit ſo ſtandhafter Entſchiedenheit, daß ſeine Mitbürger ſich entſchloſſen, lieber ihre ſchöne und große Stadt der Willkür des Feindes zu überlaſſen, als ſich ſelbſt in ſeine Gewalt zu geben und dem Bündniſſe mit den Achäern zu entſagen.

An dem Siege, welchen Antigonos von Makedonien und die Achäer bei Sellaſia über Kleomenes erfochten (ſ. S. 339), hatte der frühe Feldherrenblick und die raſche Entſchloſſenheit des jungen Philopoimen weſentlichen Antheil. Die Illyrier ſtürmten gegen den rechten Flügel der Spartiaten, als ſie durch einen unvermutheten Angriff aus dem Mitteltreffen vom übrigen Heere abgeſchnitten wurden und in Gefahr kamen, völlig aufgerieben zu werden. Philopoimen, welcher die entſcheidende Bedeutung dieſes Augenblicks erkannte, wandte ſich an den makedoniſchen Befehlshaber mit der Vorſtellung, daß man jetzt unverweilt in den Feind einbrechen müſſe. Aber keiner achtete auf die Rathſchläge eines damals noch unbedeutenden Mannes. Sie ließen die Truppen ruhig an ihrer Stelle ſtehen, bis ihnen der König vom andern Flügel her das verabredete Zeichen zum Angriffe geben würde. Da alſo Philopoimens Rath kein Gehör fand, ſondern als Einfall eines Unſinnigen zurückgewieſen wurde, hielt er nicht länger an ſich, riß ſeine Mitbürger mit ſich fort und machte mit ihnen allein den Angriff, wodurch die Illyrier gerettet und der Feind in ſeine frühere Stellung zurückgeworfen wurde. Nach der Schlacht richtete Antigonos an ſeinen Reiteroberſten, um ihn auf die Probe zu ſtellen, die Frage: warum er ohne ſeinen Befehl die Reiterei in Bewegung geſetzt habe? und als dieſer zu ſeiner Entſchuldigung erwiederte: er ſei wider ſeinen Willen zum Angriffe gezwungen worden, indem ein junger Menſch aus Megalopolis damit den Anfang gemacht habe, ſagte Antigonos mit Lachen: „So hat dieſer Jüngling das Werk eines erfahrenen Feldherrn gethan, du aber als Feldherr haſt wie ein Jüngling gehandelt.“

2. Philopoimen als Hipparch und Strateg der Wiederherſteller der achäiſchen Nationalmacht.

Durch dieſe That hatte ſich Philopoimen ſo in Achtung geſetzt, daß ihn Antigonos für ſeinen Dienſt zu gewinnen ſuchte und ihm eine Befehlshaberſtelle ſammt anſehnlichen Summen anbot. Allein Philopoimen lehnte es ab, weil er ſich beſſer kannte und wohl wußte, daß er von Natur nicht dazu gemacht war, ſich einem Gebieter zu unterwerfen. Indeſſen wollte er doch auch nicht müßig ſein und begab ſich daher, um ſich im Kriegsweſen noch weiter auszubilden, nach Kreta, wo damals ein Bürgerkrieg ausgebrochen war. An Erfahrung bereichert und mit Ehren ausgezeichnet, kehrte er in ſeine Heimath zurück und wurde alſobald von den Achäern zum Hipparchen oder Oberbefehlshaber der Reiterei ernannt, welches nach dem Strategen die angeſehenſte Würde der achäiſchen Bundesbehörde war.

Digitized by Google

Beim Antritte dieſes Amtes fand er die Reiterei in einem ſchlechten Zuſtande vor: die Reiter unerfahren und muthlos; die Pferde erſt im Augenblicke des beginnenden Feldzugs ohne Wahl aufgegriffen und zum Dienſte unbrauchbar. Jene wurden aus den edelſten und begüterſten Familien ausgehoben, aber es war faſt zur Gewohnheit geworden, daß diejenigen, welche den Dienſt ſcheuten, andere an ihre Stelle ſchickten und ſelber zu Hauſe blieben. Die früheren Hipparchen hatten dieſe und ähnliche Unordnungen gewöhnlich ungerügt hingehen laſſen, weil ihnen darum zu thun war, nächſtens zur Strategie zu gelangen, weshalb ſie es mit den Rittern, welche bei den Wahlen großen Einfluß hatten, nicht verderben wollten. Doch Philopoimen ließ ſich nicht nachſichtig und fahrläſſig finden. Er reiſ'te in den Städten umher, nahm jeden jungen Ritter einzeln vor, regte ſein Ehrgefühl an, ſtrafte, wo Zwang noth that, veranſtaltete Uebungen und Wettkämpfe an Orten, wo viele Zuſchauer zu erwarten waren, und brachte auf ſolche Art in kurzer Zeit eine ganz neugeſchaffene Reiterei zu Stande, welche, in jedem einzelnen Manne ſtark, gewandt und muthig, auch als Ganzes kunſtgerecht und mit Leichtigkeit jede Bewegung ausführte, ſo daß man in ihr einen einzigen, durch eignen Antrieb bewegten Körper zu ſehen glaubte. Mit dieſen Truppen erfocht er in dem hitzigen Treffen am Fluſſe Lariſſas den Sieg über die verbündeten Aetolier und Eleier, wobei er den Befehlshaber der letzteren, Demophantos, im Zweikampfe mit eigener Hand erlegte.

Durch ſolche Verdienſte war der Ruhm Philopoimens ſo hoch geſtiegen, daß er ſchon im Jahre 206 vor Chr. zum Strategen erhoben wurde. Jetzt richtete er ſein Augenmerk auf die Verbeſſerung des Fußvolkes und machte den Anfang damit, daß er ihm eine zweckmäßigere Bewaffnung gab. Statt der ſogenannten Thürſchilde, welche bequem und leicht, aber zu ſchmal waren, um den Leib zu decken, führte er den Rundſchild ein, ſtatt der kurzen Speere die lange Sariſſe, wie ſie die Makedonier führten, und ebenſo Helme, Panzer und Beinſchienen. Indem er die Jünglinge, dieſe Bewaffnung anzunehmen, bewog, brachte er ſie auch dahin, ihrer ſchwereren Rüſtung gemäß, ſtatt des Plänkelns aus der Ferne nach Art leichter Truppen, ſich zum Kampfe in feſtſtehenden und geſchloſſenen Gliedern zu üben, um auch im Handgemenge dem Feinde gewachſen zu ſein. Hierdurch weckte er in ihnen das Kraftgefühl und den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit. Sodann gab er ihrer Neigung zur Ueppigkeit und Verſchwendung eine beſſere Richtung. Denn an gänzliche Ausrottung eines ſo alten Uebels wie ihre Eitelkeit und thörichte Sucht, mit prächtigen Kleidern und Purpurdecken zu prunken, in glänzenden Gaſtmählern und Gelagen zu wetteifern, konnte leider nicht mehr gedacht werden. Da er nun wußte, daß die Menſchen einmal an Aeußerlichkeiten hingen; ſo dachte er darauf, ihre Prachtliebe wenigſtens von dem Ueberflüſſigen auf nützliche und löbliche Dinge zu lenken, und hatte es bald dahin gebracht, daß ſie den täglichen Aufwand für die Bedürfniſſe ihres Leibes beſchränkten und ſich dafür lieber ſchöne Waffen und prächtigen Kriegsſchmuck anſchafften. Hierdurch bekam die ganze Gewerbsthätigkeit eine andere Richtung. Jetzt ſah man in den Werkſtätten nichts anderes vornehmen, als koſtbare Becher und Pokale umſchmelzen, Panzer vergolden, Schilde und Zäume verſilbern; die Rennbahnen voll junger Pferde, die man zuritt, auf den öffentlichen Plätzen Jünglinge, die in der Rüſtung kämpften. Selbſt die Thätigkeit der Frauen diente kriegeriſchen Zwecken. Sie ſchmückten die Helme mit farbigen Federbüſchen und verzierten die Reitröcke und Kriegsmäntel mit bunter Stickerei. Auch dieſe Neuerung wirkte höchſt günſtig zur Erweckung des ſoldatiſchen Geiſtes. Denn wie die Pracht in anderen Gegenſtänden Weichlichkeit erzeugt, ſo erhöht ſie, auf Dinge des Krieges verwendet, unverkennbar den Muth und das Selbſtgefühl. Wie Homer den Achilleus beim Anblicke der Waffen, die ihm die Göttin aus der Werkſtatt des Hephäſtos herbeibringt, von flammender Begier entbrennen läßt, Thaten zu verrichten, welche der gottverliehenen Waffen würdig wären: ſo ſchmückte damals der ſchlichte Philipoimen die achäiſche Jugend und übte ſie ſodann unabläſſig im Gebrauche der Waffen wie in der Ausführung aller kriegeriſchen Bewegungen, wobei ſie ihm gern und wetteifernd Folge leiſteten. Denn die neue Schlachtordnung, welche er einführte, gefiel ihnen ungemein wohl, weil ſie durch undurchdringliche Dichtigkeit eine Bürgſchaft des Sieges zu geben ſchien, und die neuen Waffen kamen ihnen leicht und bequem vor, da ſie dieſelben um ihres Glanzes und ihrer Schönheit willen mit Freuden trugen und vor Begierde brannten, ſie eheſtens an den Feinden zu erproben.

So war Philopoimen in jeder Weiſe darauf bedacht, die Achäer zu einer Achtung gebietenden Nationalmacht heranzubilden. Dadurch gewann der achäiſche Bund in den Angelegenheiten Griechenlands eine ganz neue und ſelbſtändige Stellung. Aratos, Philopoimens Vorgänger welcher für große Kriegsunternehmungen allzuwenig Neigung beſaß, hatte faſt alles, was er für das Wachsthum des Bundes leiſtete, durch Unterhandlungen, Verträge und königliche Freundſchaften zu Stande gebracht und dadurch das Selbſtvertrauen der Achäer mehr und mehr abgeſchwächt, ſo daß ſie ſich unter die Waffen der Makedonier ſchmiegten und nur durch feſte Anhänglichkeit an dieſe ihre Schutzherren ein kümmerliches Daſein gefriſtet hatten. Seit aber Philopoimen an ihre Spitze trat, fühlten ſie ſich den Mächtigſten gewachſen und hielten ſich an keine auswärtigen Führer mehr.

Bald bot ſich ihnen eine ſchöne Gelegenheit, die erſte Probe ihrer Tüchtigkeit zu geben. Es galt nichts geringeres als die Vertheidigung der Freiheit gegen den Tyrannen Machanidas. In Sparta nemlich, wo man in der Hoffnung, daß Kleomenes aus Aegypten wiederkehren werde, den Thron drei Jahre lang unbeſetzt gelaſſen hatte, war nach kurzer Zwiſchenregierung die königliche Gewalt in die Hände des Machanidas gefallen, welcher durch freche Raubzüge eine Luſt des Peloponneſos wurde und mit ſeinem ſtarken Söldnerheere die Selbſtändigkeit aller Nachbarſtaaten bedrohete. Als er aber jetzt gegen Mantineia ausrückte, führte Philopoimen in Eile ſeine Truppen gegen ihn, entriß ihm den Sieg, welchen er bereits in den Händen hatte, und tödtete den Verhaßten nach hartem Kampfe mit eigner Hand (207 v. Chr.).

Nicht lange nach dieſem Siege fiel das Feſt der nemeiſchen Spiele ein. Philopoimen, jetzt zum zweiten Male zum Bundeshauptmann der Achäer erwählt, ließ hier ſeine Phalanx im Waffenſchmucke vor den verſammelten

Hellenen auftreten und zeigte ihnen, mit welcher ſicheren Kraft und Gewandtheit ſie alle Bewegungen wie in einer ordentlichen Feldſchlacht ausführte. Dann trat er, während die Zitherſpieler im Wettſtreite begriffen waren, in den Schauplatz, gefolgt von ſeinen jungen Kriegern, welche alle mit Saldatenmänteln und purpurnen Unterkleidern geſchmückt, alle voll friſcher Kraft und an Wuchs faſt ſämmtlich einander gleich waren, und ebenſowohl die größte Ehrerbietung gegen ihren Führer als jugendlichen Stolz auf ſo viele ruhmvolle Waffenthaten blicken ließen. Es traf ſich, daß eben, als ſie eintraten, der Sänger Pylades, welcher „die Perſer“ des Timotheos*) vortrug, alſo begann:

Ruhmvoll ſtrahlenden Schmuck der Freiheit ſchaff' ich für Hellas!

Die ſchöne Klarheit der Stimme wie die Erhabenheit des Gedichtes machten einen tiefen Eindruck. Aller Blicke im Theater wandten ſich auf Philopoimen, als müßten ihm dieſe Worte des Sängers gelten, und ein freudiges Händeklatſchen folgte nach; denn die Hellenen ſahen im Geiſte den Ruhm ihrer Ahnen erneuert und ihr kühnes Selbſtvertrauen erhob ſich beinahe bis zu dem Stolze jener Zeiten.**)

In der That fühlten ſich die Achäer, ſo oft Philopoimen ſie führte, unüberwindlich und waren zu jeder Unternehmung, welche er ihnen anſchlug, willig und bereit; denn ſie ſahen, daß die Feinde vor ihm allein unter allen Feldherren die Augen nicht aufzuſchlagen wagten und ſchon vor ſeinem bloßen Namen in Furcht geriethen. Als die Boiotier Megara belagerten und ſchon nahe daran waren, ſich der Stadt zu bemächtigen, verbreitete ſich das falſche Gerücht, Philopoimen eile den Belagerten zu Hülfe und ſei ſchon in der Nähe. Alſobald ließen ſie die Leitern, welche ſie bereits an die Mauern angeſetzt hatten, ſtehen und flohen über Hals und Kopf davon.

Der Schrecken, welchen Philopoimen ſchon aus der Ferne den Feinden einflößte, machte ſich ſogar an dem fürchterlichſten Menſchen jener Zeit, an Nabis, dem Tyrannen von Sparta, geltend. Dieſer, der an Greueln der gewiſſenloſeſten Gewaltthaten ſeinen Vorgänger Machanidas noch weit übertraf, hatte durch Ueberfall die Stadt Meſſene eingenommen. Philopoimen, welcher damals nur Privatmann war und über kein Heer zu verfügen hatte, drang vergebens in den Bundeshauptmann Lyſippos, den Meſſeniern Hülfe zu leiſten. Die Stadt ſei rettungslos verloren, erwiederte dieſer, da der Feind ja ſchon darinnen ſei. Da machte ſich Philopoimen mit ſeinen Mitbürgern, welche er zu dieſem Unternehmen angefeuert hatte, ohne weitere Vollmacht ſelber dahin auf und war ſchon nahe an der Stadt, als Nabis Nachricht davon erhielt. Dieſer aber, wiewohl er ſein Lager innerhalb der Stadt hatte, hielt doch nicht Stand, ſondern ſchlich ſich durch das entgegengeſetzte Thor hinaus und führte ſein Heer in aller Eile hinweg, froh genug, daß er noch ſo davonkam.

Als bald darauf (201 vor Chr.) Philopoimen zum dritten Male Bundeshauptmann der Achäer wurde, züchtigte er den Nabis für ſeine beſtändigen Räubereien durch einen Einfall in Lakonien auf das nachdrücklichſte. Doch wurde ihm ſein Wunſch, die Strategie noch ein Jahr länger zu behalten, nicht erfüllt. In Verdruß darüber und eines müßigen Lebens unfähig, folgte er einem Rufe der Gortynier, welche ihn zum Feldherrn wünſchten, und begab ſich abermals nach Kreta. Dieſe Entfernung des gefürchtetſten Gegners ermuthigte den gedemüthigten Tyrannen dergeſtalt, daß er alsbald wieder kühn ſein Haupt erhob und ſeine Raubzüge jetzt mit noch viel größerer Frechheit wiederholte. Namentlich verſetzte er Megalopolis, die Vaterſtadt Philopoimens, in die größte Bedrängniß. Kein Bürger wagte ſich aus den Thoren, und um nicht vom Hunger aufgerieben zu werden, mußte man die Straßen und Plätze der Stadt mit Korn beſäen. Daß aber Philopoimen unter ſolchen Umſtänden den Dienſt des Vaterlandes gegen einen fremdländiſchen vertauſcht hatte, entrüſtete ſeine Mitbürger gegen ihn, auf den ſie ſonſt ſo ſtolz geweſen, im höchſten Maaße. Sie beſchloſſen ſogar, ihm das Bürgerrecht zu entziehen, und ſtanden nur auf die dringenden Vorſtellungen des Strategen Ariſtänetas von dieſem Vorhaben ab.

3. Flamininus in Griechenland. Sparta im achäiſchen Bunde.

In die Zeit der Abweſenheit Philopoimens fiel ein Ereigniß, welches für das geſammte Griechenland von höchſter Bedeutung war. Der römiſche Conſul Titus Quinctius Flamininus hatte mit Hülfe der Aetolier in der Schlacht von Kynoskephalä, wo einſt Pelopidas den Tod gefunden hatte (ſ. S. 191 ff.), über den König Philipp von Makedonien einen großen Sieg gewonnen (197 vor Chr.). Unter den Friedensbedingungen, welche dem Ueberwundenen auferlegt wurden, war auch dieſe: allen Anſprüchen auf Griechenland zu entſagen. Doch glaubte man nicht anders, als daß die Römer die wichtigſten Waffenplätze Griechenlands, welche jener bisher inne gehabt, für ſich behalten würden. Bald darauf feierte man die iſthmiſchen Spiele,*) bei denen auch der römiſche Conſul gegenwärtig war. Eine zahlloſe Menge von Menſchen hatte ſich zum Anſchauen der Wettkämpfe eingefunden, denn ganz Griechenland überließ ſich, nach ſo langwierigen Kriegen im Beſitze ſicheren Friedens, der Feſtfreude. Da trat, nachdem durch die Trompete allgemeine Stille geboten war, der Herold in die Mitte und rief mit lauter Stimme: „Der römiſche Senat und Titus Quinctius als Feldherr und Conſul erklären nach Beſiegung des Königs Philipp und der Makedonier für ledig aller Beſatzungen, unabhängig, abgabenfrei, nur den heimiſchen, Geſetzen unterthan, die Korinther, Lakrer, Phokier, Euboier, Theſſalier, Achäer, Phthiaten, Magneten

*) Dichter aus Milet zur Zeit des Euripides.

**) Vergl., was dem Themiſtokles und Ariſteides Aehnliches widerfuhr. S. 61 u. 66.

*) Dieſe wurden unter dem Vorſtande Korinths alle zwei Jahre gefeiert und zwar ſo, daß ſie je auf das erſte und dritte Jahr der Olympiaden fielen. Vergl. S. 214.

und Perrhäber.*)“ Dieſes kam den Hellenen ſo unerwartet, daß ſie kaum ihren Ohren trauten und glaubten nicht recht gehört zu haben. Durch den ganzen Schauplatz lief ein verworrener Lärm des Fragens, der Bitte um Wiederholung. Als aber der Herold, nachdem die Stille wiederhergeſtellt war, ſeine Stimme lauter erhob und den Ausruf für alle vernehmlich wiederholte, da erſcholl ein ſo unglaublich großes Freudengeſchrei bis hin zum Meere, daß die vorüberfliegenden Vögel aus der Luft betäubt zu Boden fielen; alle Zuſchauer erhoben ſich von ihren Sitzen, den Wettkämpfern wurde nicht die mindeſte Aufmerkſamkeit geſchenkt, jeder brannte nur vor Begierde, zu Titus hinzueilen, ihm die Hand zu drücken, ihn als Retter und Beſchützer Griechenlands zu begrüßen. Ja, wäre er dem ungeſtümen Andrange der Menge nicht ſchleunigſt aus dem Wege gegangen, er wäre ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen.

Flamininus ſäumte nicht, ſeine Verheißungen zur That werden zu laſſen. Er reiſ'te von Stadt zu Stadt, zog überall die Beſatzungen weg, ſtiftete geſetzliche Ordnung und erneuerte die demokratiſchen Verfaſſungen. Er ſtellte unter den Bürgern Eintracht und herzliches Wohlwollen wieder her, indem er den Parteizwiſten ein Ende machte, die Vertriebenen zurückführte, und hatte an den Erfolgen ſolcher menſchenfreundlicher Bemühungen um die Hellenen nicht geringere Freude als an ſeinem Siege über die Makedonier. So geſchah es, daß die Freiheit, welche er den Hellenen ausgewirkt hatte, bald für die kleinſte ſeiner Wohlthaten gelten konnte.

Seine Verdienſte um die Wohlfahrt Griechenlands zu vollenden, nahm er jetzt im Bunde mit den Achäern den Krieg gegen Nabis auf. Philopoimen war eben aus Kreta heimgekehrt und von den Achäern ſogleich zum Feldherrn gewählt worden. Seine Maaßregeln gegen den Feind hatten an dem erwünſchten Fortgange dieſes ſchwierigen Kampfes den verdienſtlichſten Antheil. Aber die zahlreichen Erweiſe von Hochachtung und Liebe, welche ihm um deswillen überall, wo er ſich nur zeigte, von den Hellenen zu Theil wurden, verwundeten insgeheim das ſonſt hochgeſinnte, aber ehrgeizige Gemüth Flaminins. Glaubte er doch viel größere Verdienſte um die Achäer ſich erworben zu haben und ſchon als Conſul eines ſo hochanſehnlichen Volkes wie die Römer eine höhere Bewunderung und Ehrerbietung beanſpruchen zu dürfen als dieſer Bürger aus Arkadien. Dieſe Eiferſucht machte ihn wenig geneigt, durch längere Fortſetzung des ſpartiſchen Feldzugs den Ruhm ſeines Nebenbuhlers zu vermehren. Der römiſche Senat, welcher den frechen Tyrannen nur demüthigen, nicht aber den achäiſchen Bund eines hinderlichen Nachbars ganz entledigen wollte, kam den Wünſchen ſeines Feldherrn entgegen. Flaminin legte daher durch einen Friedensſchluß den Krieg mit Nabis bei, ſtatt, wie die Achäer gehofft hatten, dieſen Unhold gänzlich unſchädlich zu machen, und begab ſich bald darauf nach Rom, wo er im glänzendſten Triumphe einzog.

Aber das Maaß der Frevel des Tyrannen war nunmehr voll. Nabis fiel, ein Opfer ſeiner eigenen Bundesgenoſſen. Eine Heeresabtheilung der Aetolier, welche angeblich zu ſeinem Beiſtande in Sparta einzog, erſchlug ihn, um ſich durch dieſe Verrätherei ſeiner zuſammengeſchleppten Schätze und der Stadt ſelber zu bemächtigen. Da in Folge dieſes Ereigniſſes in Sparta Parteikampf und große Verwirrung eintrat, ſo ergriff Philopoimen raſch die Gunſt des Augenblicks und erſchien unvermuthet mit einem Heere vor der Stadt. Die Wohlgeſinnten nahmen ihn mit offenen Armen auf, die Gegner wagten keinen Widerſtand, und ſo gelang ihm das, worum man ſchon ſeit Jahrzehenden fruchtlos ſich bemüht hatte, daß das mächtige Sparta dem Bunde der Achäer beitrat.

Aus Dankbarkeit wollten die vornehmſten der Lakedämonier, welche in ihm einen Beſchützer der Freiheit gefunden hatten, die aus den Gütern des Nabis gelöſ'te Summe, welche ſich auf hundert und zwanzig Talente belief, ihm zum Geſchenke machen. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich der uneigennützige Charakter Philopoimens und die Ehrfurcht gebietende Macht ſeiner ſchlichten Perſönlichkeit in glänzendem Lichte. Lange nemlich wagte niemand, zu genanntem Zwecke die Geſandtſchaft an ihn zu übernehmen, bis ſich endlich ſein Gaſtfreund Timolaos dazu willig finden ließ. Als dieſer aber nach Megalopolis kam und bei Philopoimen einkehrte, und nun der Ernſt und die Würde ſeines Umgangs, die Einfachheit ſeiner Lebensweiſe, die Feſtigkeit ſeines Charakters, auf welchen Geld und Gewinn gar keinen Eindruck zu machen ſchien, ihm lebhaft vor Augen trat, wagte er nicht, des Geſchenkes auch nur mit einem Worte zu erwähnen, gab eine andere Urſache ſeines Beſuches vor und reiſ'te wieder ab. Zum zweiten Male an ihn abgeſchickt, erging es ihm ebenſo. Bei ſeinem dritten Beſuche endlich gewann er es über ſich, ihm das Anerbieten der Stadt zu eröffnen. Philopoimen hörte ihn freundlich an, ging dann ſelbſt nach Lakedämon und gab den Spartiaten dieſen Rath: „Verwendet euer Geld nicht an rechtſchaffene und euch befreundete Männer, deren Tugend ihr umſonſt genießen könnet; ſondern erkauft euch damit lieber die Schlechten, welche mit ihren Ränken in euren Verſammlungen das Wohl des Staates gefährden. Dieſen müßt ihr mit euern Geſchenken den Mund ſtopfen, damit ſie euch weniger Unruhe machen. Denn beſſer iſt es, man macht ſeine Feinde als ſeine Freunde ſtumm.“

Späterhin hatte Sparta ſeine Rettung noch einmal dem Philopoimen zu danken. Der Bundeshauptmann Diophanes erfuhr nemlich, daß die Lakedämonier damit umgingen, ſich dem achäiſchen Bunde wieder zu entziehen, und gedachte ſie dafür nachdrücklich zu züchtigen. Philopoimen rieth ihm ernſtlich davon ab, indem er ihm vorſtellte, daß er zu einer Zeit, wo der König von Syrien, Antiochos, und die Römer auf helleniſchem Boden mit einander Krieg führten, ſeine ganze Aufmerkſamkeit dahin richten und, ſtatt zu inneren Unruhen Veranlaſſung zu geben, manche Vergehungen einzelner Bundesglieder überſehen und überhören müſſe. Da aber Diophanes ihm kein Gehör gab, ſondern mit Flamininus in Lakonien einfiel, und beide gerade auf Sparta losgingen, ſo wagte Philopoimen in ſeinem Unwillen über dieſe Unbeſonnenheit eine That, welche zwar nicht geſetzlich und dem ſtrengen Rechte entſprechend, aber gleichwohl groß und hochherzig zu nennen war. Er begab ſich nach Sparta und verſchloß,

*) Unter den Achäern ſind hier die in der theſſaliſchen Landſchaft Phthiotis anſäſſigen gemeint, auch die drei zuletzt genannten Völkerſchaften wohnten in Theſſalien.

ein bloßer Privatmann ohne Amt und Macht, dem Heerführer der Achäer und dem Conſul der Römer die Thore,*) legte die Unruhen in der Stadt bei und machte die Lakedämanier ohne Zwang und Blutvergießen wieder zu Bundesgenoſſen der Achäer.

Und doch hat keiner auch der erbittertſten Feinde Sparta's dieſem Staate ein ſchwereres Leid zugefügt als nachmals dieſer ſelbe Philopoimen. Gereizt durch wiederholte Unruhen der Spartiaten, welche bei jeder Zwiſtigkeit mit den Achäern die Hülfe der Römer anriefen, rückte er im Jahre 191 vor Chr. in Lakonien ein, führte die von Sparta Vertriebenen zurück und gab achtzig Spartiaten, welche zum Zwecke gütlicher Unterhandlungen im Lager eintrafen, der Rache der Letzteren preis. Die Mauern der Stadt ließ er niederreißen. Einen anſehnlichen Theil ihres Gebietes theilte er den Megalapoliten zu. Alle, welche erſt von den Tyrannen das Bürgerrecht zu Sparta erhalten hatten, nahm er fort und verſetzte ſie nach Achaja; aber dreitauſend derſelben, welche ſich weigerten, Lakedämon zu räumen, überlieferte er dem Sklavenmarkte und erbaute wie zum Hohne von dem gelöſten Gelde zu Megalopolis einen Säulengang.

Um endlich die Lakedämanier ganz zu demüthigen und darniederzuhalten, nahm er ihnen die Einrichtungen des Lykurg (188 vor Chr.) und zwang ihre Knaben und Jünglinge, ſtatt der vaterländiſchen Erziehungsweiſe ſich der achäiſchen zu unterwerfen; wobei er der Ueberzeugung folgte, daß ſie bei Lykurgs Geſetzen niemals ihrem ſtolzen und hartnäckigen Sinne entſagen würden. Mit dieſer grauſamen That zerſchnitt er gleichſam die Sehnen der Stadt, vernichtete ihre Nationalität und erreichte dadurch allerdings dies, daß ſie fortan ganz fügſam und unterwürfig wurden, bis ſie nach Philopoimens Tode durch die Römer die Erlaubniß erhielten, ſtatt der achäiſchen ihre alte Zucht und Gewohnheit wieder einzuführen, ſo weit dies nach ſo großer Noth und Zerrüttung noch möglich war.

4. Umgriffe der Römer. Philopoimens Ausgang.

Inzwiſchen hatte der Krieg zwiſchen den Römern und dem Könige Antiochos von Syrien einen für den Letzteren ſehr unglücklichen Ausgang genommen. Griechenland war wenigſtens anfangs der Schauplatz des Krieges geweſen und hatte darunter ſchwer gelitten. Die Kraft der Aetolier, welche bei dieſem Kampfe unkluger Weiſe gegen die Römer Partei genommen hatten, war gebrochen, und den Eingriffen der Letzteren in die Angelegenheiten Griechenlands ein noch weiterer Zugang eröffnet. Mit den Achäern, deren Freundſchaft ihnen ſehr ſchätzenswerthe Dienſte geleiſtet hatte, ſuchten ſie ſich zwar auch fernerhin in gutem Einvernehmen zu erhalten; doch ging ihr Beſtreben immer deutlicher darauf aus, die Macht dieſes Bundes überall zu ſchwächen und einzuſchränken. Zum Unglück arbeitete im Schooße des Bundes ſelbſt eine von nichtswürdigen Demagogen geleitete Partei und die kurzſichtige Schwachheit vieler Wahlgeſinnter jenen in die Hände.

Philopoimen aber rang gleich einem guten Steuermanne gegen Wind und Wellen.**) Zwar ſchickte er ſich aus Noth in Zeit und Umſtände, gab hier und dort in Einigem nach und wich der Nothwendigkeit. Doch ſtellte er in den meiſten Fällen dem Anſinnen der Fremden feſten Widerſtand entgegen, ſuchte alle, welche durch Beredtſamkeit oder Thatkraft ſich auszeichneten, für den Dienſt des Vaterlandes zu gewinnen und wahrte mit Ernſt und Beſonnenheit die Selbſtändigkeit und Ehre des Staates. Doch entging es ihm keineswegs, welchem unvermeidlichen Ende die Uebergewalt der Verhältniſſe entgegendränge. Als einſt ſein Landsmann Ariſtänetos, welcher bei den Achäern in großem Anſehen ſtand, aber den Zumuthungen der Römer bei jeder Gelegenheit ſich immer fügſam bewies, in öffentlicher Verſammlung vorſtellte: die Achäer ſollten ſich gegen die Römer nicht widerſpänſtig und undankbar bezeigen, hörte Philopoimen eine Zeit lang mit ſchweigendem Ernſte zu, bis er endlich, ſeines Zornes nicht länger Meiſter, dem Redner mit den Worten unterbrach: „Menſch, warum kannſt du nicht erwarten, Griechenlands Verhängniß zu ſchauen?“

Bereits ſiebenzig Jahre alt, wurde er zum achten Male Bundeshauptmann der Achäer. Er hoffte, dieſes Amt nun in Frieden verwalten zu können und den Reſt ſeines Lebens in Frieden hinzubringen. Denn wie die Heftigkeit der Krankheiten mit den Lebenskräften des Körpers ſich zu mindern ſcheint, ſo hatte auch die Streitſucht der helleniſchen Staaten in demſelben Maaße nachgelaſſen, als ihre Macht geſunken war. Doch war dem in Waffen ergrauten Manne ein ſo friedliches Ende, als er wünſchte und hoffte, nicht beſchieden.

Deinokrates, ein Menſch, welcher nicht blos Philopoimens perſönlicher Feind, ſondern auch den andern um ſeiner Bosheit und Frechheit willen verhaßt war, hatte die Meſſenier zum Abfalle von den Achäern verleitet und ſtand im Begriffe, ſich des am Meere gelegenen Fleckens Kalanis zu bemächtigen. Philopoimen lag eben damals in Argos krank am Fieber; deſſen ungeachtet begab er ſich auf jene Nachricht in größter Eile nach Megalopolis und legte in einem Tage einen Weg von mehr als vierhundert Stadien oder zehn deutſchen Meilen zurück. Von dort rückte er an der Spitze der Ritter, welche aus Anhänglichkeit an ſeine Perſon und aus kriegeriſchem Wetteifer ſich ihm zu Freiwilligen erboten hatten, ſogleich auf den Feind los. Sie gehörten den angeſehenſten Familien an und waren ſämmtlich noch ſehr jung. Am Hügel des Euandros in der Nähe von Meſſene ſtießen ſie auf Deinokrates und ſchlugen ihn in die Flucht. Als aber die Schaar der Fünfhundert, welche dem meſſeniſchen Gebiete zur Beſatzung diente, den Geſchlagenen zu Hülfe eilte, und dieſen dadurch möglich wurde, ſich auf den Hügeln wieder zu ſammeln, trat Philopoimen, ſowohl um nicht

*) Sparta war bis in das vorige Jahrhundert ohne Befeſtigung geblieben, weil nach dem Willen des Geſetzgebers Lykurgos nur die Tapferkeit ihrer Bewohner der Stadt zur Schutzwehr dienen ſollte. Unter dem Tyrannen Lykurgos aber, dem Nachfolger Kleomenes III. (221 vor Chr.) war ſie mit Mauern umgeben worden.

**) Doch er ſteht männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder ſandend,
Seinen Göttern.

Göthe: Seefahrt

eingeſchloſſen zu werden, als auch um ſeine Mannſchaften zu ſchonen, durch beſchwerliche Gegenden den Rückzug an. Er ſelber führte dabei die Nachhuth und ſprengte häufig gegen die Feinde an, damit ſie ihren Angriff nur auf ihn lenken möchten. Doch wagten ſie ſich nicht an ihn, ſondern umſchwärmten ihn unter lautem Geſchrei nur aus der Ferne. Da er nun wegen der jungen Männer öfter Halt machte und ſie einzeln an ſich vorüber ließ, fand er ſich unverſehens allein unter einer Menge von Feinden. Indeß getraute ſich auch jetzt keiner mit ihm handgemein zu werden, weshalb ſie ihn von weitem beſchoſſen und ihn ſo nach und nach auf felſige und ſteinige Orte hindrängten, wo er nur langſam vorwärts konnte, wiewohl er ſein Pferd ganz wund ſtachelte. Trotz ſeines Alters noch rüſtig und gewandt genug, hätte er an ſeiner Rettung nicht zu verzweifeln gebraucht, wäre er nicht eben damals durch die Krankheit geſchwächt und von dem mühſamen Marſche ganz ermattet geweſen. Sein Roß glitt aus und warf ihn heftig gegen den Boden, wobei er ſich ſo ſchwer am Kopfe verletzte, daß er lange betäubt und ſprachlos lag, und die Feinde in der Meinung, er ſei todt, ſchon Hand anlegten, um ihn herumzuwenden und der Waffen zu entkleiden. Da erhob er ſein Haupt und blickte um ſich. Alſobald fielen ſie haufenweiſe über ihn her, drehten ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn unter Hohn und Mißhandlung gebunden davon.

In der Stadt erregte die Nachricht anfangs ungemeine Freude. Alles ſtrömte dem Thore zu. Wie ſie aber den Helden auf eine ſeines Ruhmes und ſeiner bisherigen Thaten ſo unwürdige Weiſe daherſchleppen ſahen, wurden die meiſten von Unwillen und Betrübniß erfüllt und riefen unter Thränen: alle menſchliche Hoheit ſei doch trüglich und ein eitles Nichts. Es verbreitete ſich daher allmählig im Volke die menſchenfreundlichere Anſicht, daß man mit einem ſolchen Manne nicht hart verfahren dürfe, ſondern ſeiner früheren Verdienſte und beſonders der Vertreibung des Tyrannen Nabis gedenken müſſe. Nur Wenige verlangten dem Deinokrates zu Gefallen, man ſolle ihn foltern und hinrichten. Man brachte ihn einſtweilen in die ſogenannte Schatzkammer, ein unterirdiſches Behältniß, welches von außen weder Luft noch Licht empfing, auch keine Thüren hatte, ſondern durch einen großen Stein, den man mittelſt einer Maſchine umdrehte, verſchloſſen wurde. — Dort ließen ſie ihn hinab, brachten den Stein darauf und ſtellten rings etliche Bewaffnete auf.

Inzwiſchen hatten die achäiſchen Ritter von der Flucht ſich wieder zuſammengefunden und vermißten jetzt ihren Führer. Sie blieben lange auf der Stelle ſtehn, riefen ihn mit lauter Stimme, und da keine Antwort erfolgte, ſprachen ſie zu einander: „Wie ſchändlich und ungerecht iſt es, daß wir nur auf eigene Errettung bedacht ſind und unſern Feldherrn den Feinden überlaſſen, welcher um unſertwillen ſein Leben für nichts geachtet hat!“ Sie gingen zurück und ſuchten ihn unabläſſig überall. Endlich erfuhren ſie, daß er in Gefangenſchaft gerathen ſei, und thaten dies ſogleich in den Städten der Achäer kund, wo alles darüber in die größte Beſtürzung gerieth. Man ſchickte ſofort Geſandte an die Meſſenier ab, um ſeine Loslaſſung zu erlangen, und traf zu gleicher Zeit Anſtalt, dieſer Forderung mit Waffengewalt Nachdruck zu geben.

Dies alſo thaten die Achäer. Deinokrates aber eilte, ihnen zuvor zu kommen, ließ, als mit Einbruch der Nacht die Volksmenge ſich verlief, das Gefängniß ſchließen und ſchickte einen Schergen hinein, mit dem Befehle, dem Gefangenen den Giftbecher zu bringen und nicht eher von der Stelle zu gehen, als bis er ihn ausgetrunken habe. Philopoimen lag in ſeinen Mantel gehüllt auf der Erde und konnte vor Schmerz und Bekümmerniß nicht ſchlafen. Als er Licht erblickte und den Mann mit dem Giftbecher vor ſich ſtehen ſah, richtete er ſich, ſo gut es ſeine Entkräftung ihm zuließ, empor und ſetzte ſich. Er nahm den Becher an und fragte nur noch: ob er von den Rittern und beſonders von Lykortas nichts erfahren habe? Der Mann gab zur Antwort: die meiſten von ihnen ſeien entronnen. Da nickte Philopoimen mit dem Kopfe, ſah ihn freundlich an und ſprach: „Deine Worte ſind gut; wir haben alſo nicht alles verloren!“ und ohne weiter etwas zu ſagen oder einen Laut von ſich zu geben, trank er den Becher aus und legte ſich wieder hin. Das Gift fand keinen großen Widerſtand und machte ſeinem ſchon zuvor erſchöpften Leben bald ein Ende.

Die Nachricht von ſeinem Tode verſetzte alle Städte der Achäer in tiefes Leid und Traurigkeit. Die junge Mannſchaft verſammelte ſich mit den Häuptern der Volksgemeinde zu Megalopolis, fiel ohne die Rache einen Augenblick zu verſchieben, unter Anführung des Lykortas, des nunmehrigen Bundeshauptmannes, in Meſſenien ein, verwüſtete das Land mit Feuer und Schwert und ließ nicht ab, bis die Meſſenier endlich ihnen die Thore öffneten. Deinokrates kam ſeinem Schickſale zuvor und gab ſich ſelber den Tod. Von den Uebrigen mußten diejenigen, welche auf Philopoimens Tod gedrungen hatten, durch eigene Hand ſterben; diejenigen, welche gerathen hatten, ihn außerdem noch zu martern, ſetzte Lykortas gefangen, um ſie ſpäter unter Qualen hinrichten zu laſſen.

Nachdem die Achäer Philopoimens Leiche in Meſſene verbrannt und ſeine Aſche in eine Urne geſammelt hatten, traten ſie den Rückweg an, nicht ordnungslos oder wie es der Zufall fügte, ſondern in feierlichem Zuge, von welchem man kaum ſagen konnte, ob er mehr einem Leichenzuge oder einem Triumphzuge gliche. Man ſah feſtlich Bekränzte und dieſe doch auch gleich Leidtragenden Thränen vergießen; man ſah Feinde gebunden vorüberführen und eine Todtenurne einhertragen, welche vor der Menge von Bändern und Kränzen kaum ſichtbar war. Dieſe trug der Sohn des Lykortas, Polybios, ein Jüngling von etwa zweiundzwanzig Jahren, welcher nachmals als Geſchichtſchreiber einen berühmten Namen erlangt hat. Um ihn her gingen die Vornehmſten der Achäer. Dieſen folgten die Krieger in voller Rüſtung und auf geſchmückten Roſſen, nicht mit niedergeſchlagenen Blicken, ſo groß auch ihre Trauer war, aber ſtumm und ohne Siegesjubel. Aus den Städten und Flecken, an denen ſich der Zug vorüberbewegte, kamen ihm die Einwohner entgegen, als wollten ſie ihn ſelbſt bei der Rückkehr von der Heerfahrt begrüßen, berührten den Aſchenkrug und zogen mit dem Gefolge weiter nach Megalopolis. Wie nun auch die Greiſe mit den Weibern und Kindern ſich zu ihnen geſellten, da verbreitete ſich Klagegeſchrei durch das ganze Heer bis zu der Vaterſtadt des Verblichenen, welche über ſeinen Verluſt um ſo untröſtlicher war, da ſie mit ihm auch den

Vorrang unter den achäiſchen Städten verloren zu haben meinte. Hierauf hielt man ihm nach Verdienſt ein glänzendes Leichenbegängniß und ſteinigte an ſeinem Grabe die meſſeniſchen Gefangenen. Viele andere Städte errichteten ihm Bildſäulen und Ehrendenkmale, welche die Freiheit Griechenlands überdauerten und ſelbſt von der rohen Hand des römiſchen Ueberwinders unangetaſtet blieben.

5. Das Ende Griechenlands.

Mit Recht hat man ſchon im Alterthume Philopoimen „den letzten Griechen“ genannt. Mit ſeinem Tode hat die Geſchichte der Hellenen ihr Ende erreicht. Sie hat ſeitdem nur noch Geſchicke oder keine Thaten dieſes Volkes zu berichten.

Zwar hatte ſich Philopoimen einen würdigen Zögling an Lykortas gebildet, welcher jetzt an die Spitze der Partei der Patrioten trat und mit ebenſo viel Muth als Umſicht den ſchon in ſeinem Innern wankenden Bundesſtaat vor fremdem Eingriffe zu bewahren ſuchte. Dieſem entgegen aber wirkte Kallikrates, ein Menſch ohne Ehre und Gewiſſen, voll glatter Heuchelei und verſteckter Bosheit, welcher durch ſein ſchmiegſames Benehmen und vaterlandsverrätheriſche Anſchläge ſich dem römiſchen Senate als ein brauchbares Werkzeug ſeiner verſchmitzten Politik darbot, während zum Unglück der achäiſche Bund an dieſem Manne einen erwünſchten Vermittler zwiſchen ſich und den Römern zu haben meinte. Auf ſeinen Rath war Rom fortan befliſſen, durch Empfehlung, Lob und Belohnung ſeinen Anhängern in Griechenland zum Uebergewichte gegen die vaterländiſch Geſinnten zu verhelfen, die Gegner aber durch Tadel und Zurückſetzung einzuſchüchtern und zu ſchwächen. Bei jeder Zwiſtigkeit helleniſcher Staaten unter einander, bei allen bürgerlichen Unruhen hatte Rom ſeine Hand im Spiele, übernahm dann die Rolle des Schiedsrichters und traf die Entſcheidung je nach Maaßgabe nicht des Rechts, ſondern ſeines eigenen Vortheils. Unbekümmert um beſtehende Geſetze und Verträge machte es bereits ſeine drohende Obmacht geltend und ſcheute in einzelnen Fällen auch die offene Gewaltthat nicht. So war Griechenland ſchon lange unfrei, noch ehe es erobert war, und Rom jedem rechtlichen Hellenen bereits tief verhaßt, während es mit den anſehnlichſten helleniſchen Staaten äußerlich noch im Bündniß und Freundſchaft ſtand.

Noch einmal, als im Jahre 171 vor Chr. ein langwieriger Krieg mit Perſeus, dem Nachfolger Philipps von Makedonien, ausbrach, bot ſich den Griechen Gelegenheit — und es war die letzte — zu einem Verſuche, ihre Unabhängigkeit wieder herzuſtellen. Allein die tiefe Erniedrigung, in welche Griechenland damals ſchon verſunken war, die vorſichtige Staatskunſt der Römer, die Menge feiler Schmeichler und kurzſichtiger Anhänger dieſes Volkes hielten die gährenden Elemente darnieder. Alles wünſchte insgeheim den Makedoniern Sieg, aber alles beherrſchte zugleich die Furcht vor Rom und die Meinung, daß nichts ihm zu widerſtehen vemöge. Der achäiſche Bund kam mit Selbſtverleugnung allen ſeinen Verpflichtungen gegen die Römer treulich nach. Hellenen aus allen Landſchaften kämpften unter ihren Fahnen gegen Makedonien, welches endlich im vierten Jahre des Krieges bei Pydna dem Conſul Aemilius Paulus gänzlich unterlag (168 vor Chr.). Der König Perſeus wurde im Triumphe in Rom eingebracht, Makedonien nebſt Illyrien erſt in kleinere, zinsbare Staaten aufgelöſt und ſpäter als römiſche Provinzen unter die Verwaltung des Senates geſtellt,

Digitized by Google

Epeiros endlich, zur Strafe für ſeinen Abfall von der römiſchen Bundesgenoſſenſchaft, mit beiſpielloſer Härte planmäßig ausgeplündert, wobei hundert und funfzigtauſend Einwohner dieſes unglücklichen Landes in die Sclaverei verkauft wurden.

Aber auch über die bundestreuen Staaten Griechenlands ſchaltete der römiſche Senat mit herzloſer Willkür. Ueberall herrſchte Schrecken und Verzweiflung; mit um ſo empörenderem Uebermuthe erhoben jetzt die in römiſchem Solde ſtehenden Verräther ihr Haupt. Nicht nur, wer irgend den Römern entgegengewirkt und mit Wort oder That ihren Gegner begünſtigt hatte, ſondern auch die redlichſten und beliebteſten Männer der griechiſchen Nation wurden von den Schlechtgeſinnten mit unverſchämter Bosheit angezeigt, verleumdet und verklagt. Das Verfahren Roms ſtand mit der Schändlichkeit ſeiner Freunde im Einklange. Der Aetolier Lykiskos ließ durch römiſche Soldaten hundert und funfzig Edle des Landes in der Verſammlung niederhauen und vertilgte ſolchergeſtalt die Partei der Gegner mit Einem Schlage. Das gemißhandelte Volk, welches darüber Klage erhob, ſuchte vergebens vor dem Richterſtuhle der römiſchen Machthaber Gerechtigkeit. In Aetolien, Akarnanien, Epeiros und Boiotien mußten viele der vornehmſten Bürger, feindſeliger Geſinnungen gegen die Römer überführt, die Todesſtrafe erleiden; die übrigen, deren Betragen zweideutig geweſen oder, obgleich tadellos, doch verdächtiget worden war, wurden verhaftet und ohne Verhör und Urthel als Verbrecher nach Italien geſchleppt.

Gegen den achäiſchen Bund fehlte es an allem Vorwande zu ähnlichen Gewaltmaaßregeln; denn ſelbſt ſämmtliche Briefſchaften des Königs Perſeus, welche den Römern in die Hände gefallen waren, lieferten kein Zeugniß auch nur gegen irgend einen der Achäer. Gleichwohl erſchienen zwei römiſche Bevollmächtigte in Achaja und erhoben Klage, daß die angeſehenſten Achäer den König mit Geld und in anderer Weiſe unterſtützt hätten, und verlangten das Todesurtheil über ſie, ohne nur erſt ihre Namen zu nennen. Die Bundesverſammlung weigerte ſich, auf ein ſo widerrechtliches Verfahren einzugehn, und erklärte: zunächſt müſſe man die Namen der Verklagten wiſſen, dann erſt könne man über ſie Gericht halten; worauf die Römer, um eine Antwort verlegen, erwiederten: „Es ſind alle, welche die Strategie geführt haben.“ Entrüſtet über dieſe freche Verleumdung, erhob ſich Xenon, einer der angeſehenſten und würdigſten Achäer, mit den Worten: „Ich bin auch Strateg geweſen, habe aber niemals weder etwas gegen die Römer, noch für die Makedonier unternommen. Darüber will ich mich jeder Unterſuchung unterwerfen, hier oder in Rom.“ Mit Begierde griffen die Römer dieſes Wort auf. Sie verlaſen eine Liſte von mehr als tauſend Namen der edelſten und beſten Bürger, welche der ſchändliche Kallikrates als verdächtig aufgezeichnet hatte, und verlangten, ſie ſollten ihnen nach Rom folgen, um dort Rechenſchaft abzulegen. Alle gehorchten, um nicht noch größeres Unglück über das Vaterland zu bringen, im Vertrauen auf ihre Unſchuld und die Gerechtigkeit des Senates. Allein ohne irgend ein Verhör zu erlangen, wurden ſie bei ihrer Ankunft in Italien gleich den übrigen weggeführten Griechen wie verurtheilte Verbrecher behandelt und in die Städte Etruriens vertheilt. Vergebens baten achäiſche Geſandte den Senat, die Sache der Verhafteten zu unterſuchen oder ſie frei zu geben. Der Senat erwiederte mit kaltem Hohne: er wundere ſich über dieſes Begehren der Achäer, da ſie ja ſelbſt ſchon dieſe Männer gerichtet und verurtheilt hätten; und volle ſiebzehn Jahre wurden dieſe Unglücklichen in der Verbannung feſtgehalten. Achaja, ja ganz Griechenland wurde durch dieſen Verluſt ſeiner tüchtigſten Männer verwaiſ't; nur eine Volksmaſſe war zurückgeblieben, über welche römiſche Schergen unumſchränkt herrſchten.

Endlich, im Jahre 150 vor Chr., entließ der Senat die armen Verbannten in ihre Heimath. Aber von jenem Tauſend waren nur noch dreihundert übrig. Zeit, Kummer und Verzweiflung, Strafen wegen Entweichung und Selbſtentleidung hatten ſie größtentheils, und zwar die beſten, hinweggerafft. Von wilder Leidenſchaft und unverſöhnlichem Römerhaſſe entflammt, kehrte der Reſt zurück und opferte beſinnungslos das Vaterland ſeiner Rache.

Dies eben hatte die römiſche Tücke mit jenem verſpäteten Acte der Gerechtigkeit bezweckt. Man wünſchte irgend eine Veranlaſſung herbei, um auch den Schatten von Unabhängigkeit, welcher den Hellenen verblieben war, auslöſchen zu können. Ein neuer Streit zwiſchen Sparta und dem achäiſchen Bunde bot nur zu bald Gelegenheit zu neuer Einmiſchung. Beide Theile brachten ihre Klage vor die Römer. Dieſe verſprachen, durch eine Geſandtſchaft die ſtreitigen Punkte zu unterſuchen und dem Unrechte zu ſteuern, zögerten aber abſichtlich dieſe Angelegenheit ſo lange hin, daß inzwiſchen der Streit zu blutiger Fehde entbrannte. Endlich erſchienen ihre Abgeordneten zu Korinth, wohin ſie die Bundesbeamten und die Vorſteher der Städte berufen hatten. Allein ſtatt über die vorliegende Sache zu ſprechen, wie man erwartet hatte, verkündeten ſie einen Senatsbeſchluß, demzufolge Lakedämon, Korinth, Argos, das arkadiſche Orchomenos, Herakleia am Oeta, alle Städte, welche unter Philipps Herrſchaft geſtanden hatten, vom achäiſchen Bunde getrennt und nach eignen Geſetzen leben ſollten. Dieſe Erklärung, welche über die eigentliche Abſicht der Römer, Griechenland durch Auflöſung der achäiſchen Union um ſo leichter zu überwältigen, keinen Zweifel mehr übrig ließ, erregte die unglaublichſte Erbitterung in der ganzen Verſammlung wie im Volke. Wüthend fiel die Menge über alle anweſenden Spartiaten her, ſchleifte ſie zum Kerker oder tödtete ſie auf der Stelle. Selbſt die römiſchen Geſandten waren ihres Lebens nicht ſicher und verließen eilig die Stadt (148 vor Chr.).

Rom war damals im Kriege mit Karthago, Spanien und dem aufſtändigen Makedonien begriffen. Es wünſchte daher wenigſtens zur Zeit die Zahl ſeiner Feinde nicht zu vermehren, verſchmerzte die ſchwere Beleidigung, welche ihm in ſeinen Geſandten widerfahren war und bewies bei den ferneren Verhandlungen mit den Hellenen eine ungewöhnliche Mäßigung und Milde. Aber Diäos und Kritolaos, die Häupter der römerfeindlichen Partei unter den Achäern, heilloſe Männer, vereitelten mit dem Pöbel im Bunde alle Bemühungen der beſonnenen Vaterlandsfreunde und machten den Bruch unheilbar. Der Krieg brach los. Nur die Thebäer und die Stadt Chalkis auf Euboia ſchloſſen ſich dem tollkühnen Unternehmen der

Digitized by Google

Achäer an. Der Conſul Metellus, welcher unterdeſſen den Aufſtand in Makedonien niedergeſchlagen hatte, ging im Frühlinge 147 vor Chr. gegen die Termopylen vor, ereilte den Kritolaos, welcher bei der Annäherung des Feindes ſeine feſte Stellung aufgegeben hatte, in Lokris und gewann unſchwer über den Feigling einen völligen Sieg. Kritolaos war nach der Schlacht verſchwunden. Niemand kennt ſein Ende. Ganz Hellas ergriff nach dieſer Niederlage ein unbegrenzter Schrecken. Unvermögend, den Gedanken an die Zukunft zu ertragen, gaben viele ſich ſelbſt den Tod, indem ſie ſich in tiefe Brunnen oder von jähen Felſen hinabſtürzten. Andere verließen ihre Heimath, ohne zu wiſſen wohin? irrten ſinnberaubt ohne Ziel und Zweck umher oder liefen zum Feinde und fleheten, ſich ſelbſt oder andere anklagend, überhaupt auf jede Weiſe um Gnade.

Metellus rückte, ohne Widerſtand zu finden, bis an den Iſthmos vor und bot voll Edelmuth noch einmal den Frieden an. Allein Diäos, welcher an Kritolaos Stelle das Strategenamt übernommen hatte, beſtand auf Fortſetzung des Kampfes, beſchaffte durch tyranniſche Erpreſſungen die nöthigen Geldmittel, hob zwölftauſend der kräftigſten Sclaven aus und ſchüchterte die Friedenspartei durch Hinrichtung ihres Führers ein. Unterdeſſen war das Amtsjahr des menſchenfreundlichen Metellus abgelaufen, und dieſer Umſtand machte das Maaß des Unglückes voll. Lucius Mummius war ſein Nachfolger, ein rechtlicher, doch roher und ungebildeter Mann, ohne weitere Kenntniſſe als die ſeines Soldatenberufs, ohne Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft; und ſo trug der, in deſſen Hände das letzte Schickſal der Hellenen gelegt war, nichts in ſeiner Seele, was für dieſes auch in ſeiner Entartung noch mitleidswerthe Volk hätte Fürbitte einlegen können.

Mit einem Heere von mehr als ſechs und zwanzigtauſend Mann eröffnete er den Feldzug. Diäos, welcher ſeine Rüſtungen noch nicht vollendet hatte, konnte dieſer Kriegsmacht noch nicht einmal funfzehntauſend Streiter entgegenſtellen, bot aber deſſenungeachtet in der Nähe von Korinth den Römern die Schlacht an. Frauen und Kinder, auf den benachbarten Höhen verſammelt, ſollten der Vernichtung des ſtolzen Feindes zuſehen. Aber der Ausgang des Treffens war ein ganz anderer, als ſeine thörichte Siegeszuverſicht geträumt hatte. Die Reiterei der Achäer ergriff gleich beim Beginne des Gefechtes feig die Flucht. Das Fußvolk wurde nach muthiger Gegenwehr von der Uebermacht geworfen und durch einen aus dem Hinterhalte hervorbrechenden Angriff in die Flanke völlig zerſtreut. Jeder floh dahin, wo er Rettung zu finden hoffte. Diäos war der Erſte, welcher alles verloren gab. Statt mit dem Reſte des Heeres ſich in die Stadt Korinth zu werfen und durch hartnäckige Vertheidigung ihrer faſt uneinnehmbaren Feſte Akrokorinth noch um einen ehrenvollen Frieden zu kämpfen, entwich er in ſeine Vaterſtadt Megalopolis, tödtete dort ſein Weib, zündete ſein Haus an und entleibte ſich ſelbſt.

Der Sieger fand zu ſeinem Erſtaunen die Thore von Korinth offen, die Stadt ohne Vertheidiger. Er traute nicht dem Scheine und wartete, einen Hinterhalt fürchtend, bis zum dritten Tage, ehe er ſeinen Einzug hielt. Dann gab er die herrliche Stadt empfindungslos dem Mord, der Plünderung und den Flammen preis 146 vor Chr.

Doriſche Schöne, wo biſt du hin, du hohe Korinthos?
Wo iſt dein Thurmhaupt jetzt, deine ſo reiche Geſtalt?
Wo die Tempel der Götter und deine ſtolzen Paläſte?
Myriaden von Volk, Siſyphos altes Geſchlecht?
Keine Spuren, o Arme, ſind von dir übergeblieben:
Alle vertilgete ſie wüthend der grauſame Krieg,
Uns nur ſchont' er, die Nereiden, Okeanos Töchter,
Und mit der Welle Geräuſch klagen wir immer um dich.

Man athmet auf, wenn man unter dieſen Gräueln der Verwüſtung noch einem menſchlichen Zuge begegnet. Es wird erzählt: während die eindringenden Soldaten die Straßen Korinths mit Schrecken und Mord erfüllten, wurde Mummius einer Schaar Kinder gewahr, welche eben aus der Schule kam, darunter ein Knäblein mit der Tafel unter dem Arme, worauf noch die Schrift ſtand, die der Lehrer es hatte ſchreiben laſſen. Er ließ die Schrift ſich vorleſen; ſie lautete: „O wie ſelige Leute ſind das geweſen, die vor Zeiten geſtorben und das Elend nicht erlebt haben, darein wir gerathen ſind.“ Da gingen dem Römer die Augen über, und er befahl den Kriegsleuten, die ganze Schule wohl zu verwahren, damit keinem Kinde ein Leid widerfahre. „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge haſt du eine Macht zugerichtet, daß du dämpfeſt den Feind und den Rachgierigen“ (Pſ. 8, 3).

Viele andere Städte im Peloponnes, auch Theben und Chalkis theilten das Schickſal Korinths. Ueberall wurden die Anſtifter des Krieges aufgegriffen und hingerichtet und eine große Anzahl der übrigen Bewohnerſchaft in die Sclaverei verkauft. Aus allen Gegenden Griechenlands ließ der Sieger die ſchönſten Denkmäler der Kunſt, von deren Werthe er ſelber keine Ahnung hatte, zuſammenſchleppen und theils verſteigern theils nach Rom führen. Das Land ſelbſt, faſt in allen ſeinen Landſchaften ſchrecklich verwüſtet und entvölkert, wurde unter dem Namen Achaja für eine römiſche Provinz erklärt und behielt nur die Trümmer ſeiner vormals blühenden Städte als Zeugen ſeiner alten Herrlichkeit.

Zeittafel.

Vor Chr. Geburt.

1582. Kekrops aus Aegypten nach Attika.
1519. Kadmos aus Phönikien nach Bootien.
1511. Danaos aus Aegypten nach Argos.
1350. Niederlassung des Phrygiers Pelops im Peloponnes.
1250. Argonautenzug.
1225. Zug gegen Theben.
1194. bis 1184. Belagerung Ilions.
1104. Dorische Wanderung (Rückkehr der Herakleiden).
1068. Dorier in Attika. Kodros †. Medon erster Archon.
884. Lykurgos und Iphitos olympische Festordnung.
752. Erster athenischer Archon auf zehn Jahre.
742. bis 722. Erster messenischer Krieg.
684. bis 667. Zweiter messenischer Krieg.
682. Einjährige Archonten.
642. Drakons Gesetzgebung. Periandros von Korinth. Thrasybulos von Milet.
612. Kylons Verschwörung. Megakles Archon.
604. Die Athener erobern Salamis.
596. Epimenides in Athen.
594. Solons Gesetzgebung.
591. Zerstörung von Krissa. Pittakos. Thales.
560. Peisistratos, Tyrann von Athen. Miltiades der Aeltere. Cheilon.
546. Kyros. Ende des lydischen Reiches.
540. Pythagoras in Kroton.
533. Polykrates, Tyrann von Samos.
528. Peisistratos †. Hipparchos und Hippias.
518. Miltiades der Jüngere geht in den Chersones.
513. Hipparchos †. Harmodios und Aristogeiton. Histiäos und Miltiades an der Donau.
510. Kleisthenes Verfassung. Isagoras.
500. Aristagoras und Histäos. Aufstand der Jonier. Miltiades besetzt Lemnos und Imbros.
499. Sardes verbrannt.
498. Seeschlacht bei Lade. Einnahme von Milet.
491. Krieg zwischen Athen und Aegina.
490. Schlacht bei Marathon.
489. Miltiades gegen Paros.
480. Schlachten bei Thermopylä, Artemision und Salamis. Helon besiegt die Karthager bei Himera.
479. Schlachten bei Platäa und Mykale.
477. Aristeides Schatzung. Eroberung von Byzanz.
473. Themistokles flieht nach Asien. Pausanias †.
469. Kimon siegt am Eurymedon.
464. bis 435. Dritter messenischer Krieg.
461. Kimon im Exil.
457. Schlacht bei Tanagra.

Vor Chr. Geburt.

449. Kimons Sieg und Tod auf Cypern. Kimonischer Friede.
447. Schlacht bei Koroneia. Tolmides †.
445. Pleistonax gegen Attika. Perikles unterwirft Euboia.
440. Samischer Krieg.
437. Bau der Propyläen begonnen.
435. Seeschlacht bei Sybota zwischen Korinth und Kerkyra.
432. Abfall Potidäas von Athen.
431. bis 404. Peloponnesischer Krieg.
430. Pest in Athen. Perikles angeklagt. Peloponnesier in Attika.
429. Platäa belagert. Phormion im korinth. Meere. Perikles †.
428. Mytilenes Abfall von Athen. Im Herbst belagert.
427. Platäa und Mytilene fallen. Greuel von Kerkyra.
425. Kleon und Demosthenes. Kampf um Pylos und Sphakteria.
424. Kythera erobert. Schlacht bei Delion. Brasidas gewinnt Amphipolis.
423. Waffenstillstand.
422. Kleon und Brasidas fallen bei Amphipolis.
421. Friede des Nikias.
420. Alkibiades wirkt im Peloponnes gegen Sparta.
418. Schlacht bei Mantineia zwischen Argeiern und Lakedämoniern.
415. Heerfahrt der Athener gegen Syrakus. Alkibiades flüchtig.
413. Alkibiades in Sparta. Dekeleia befestigt. Abzug der Athener von Syrakus. Schlacht am Assinaros.
410. Alkibiades besiegt bei Kyzikos die lakedämonisch-persische Flotte.
407. Seeschlacht bei Notion. Alkibiades flüchtig.
406. Seeschlacht bei den Arginusen. Kallikratidas †. Dionys, Tyrann von Syrakus.
405. Schlacht am Ziegenfluß.
404. Lysandros erobert Athen. Dreißig Tyrannen. Alkibiades †.
403. Thrasybulos befreit Athen.
400. Sokrates †.
398. Agesilaos König von Sparta.
396. Agesilaos Heerfahrt nach Asien.
394. Erster boiotischer Krieg. Lysandros fällt bei Haliartos. Agesilaos siegt bei Koroneia. Konon vernichtet bei Knidos die lakedämonische Seemacht.
387. Friede des Antalkidas.
386. Agesipolis vor Mantineia.
382. Phoibidas besetzt die Kadmeia. Krieg zwischen Sparta und Olynth.
379. Theben befreit. Pelopidas. Epaminondas. Georgidas.
378. Großer boiotischer Krieg.
373. Krieg zwischen Athen und Sparta. Iphikrates. Chabrias. Timotheos.

Vor Chr. Geburt.

372. Friedens-Congreß in Sparta.
371. Schlacht bei Leuktra. Kleombrotos †.
370. Epaminondas in Lakonien. Herſtellung Meſſeniens. Megalopolis gegründet.
368. Zweiter Zug des Epaminondas in den Peloponnes. Pelopidas in Theſſalien gefangen.
367. Dionys der Aeltere †. Dionys der Jüngere. Dion. Pelopidas nach Perſien.
366. Thebens Friede verworfen. Platon geht nach Syrakus. Timoleon tödtet den Timophanes, Tyrannen von Korinth.
364. Pelopidas fällt bei Kynoskephalä.
362. Schlacht bei Mantineia. Epaminondas †.
361. Ageſilaos nach Aegypten. Platon zum zweiten Mal in Syrakus.
360. Anfang Philipps von Makedonien.
357. Bundesgenoſſenkrieg (bis 355). Chabrias fällt vor Chios. Alexander von Pherä ermordet. Amphipolis makedoniſch. Dions Einzug in Syrakus.
356. Alexander der Große geboren. Philiſtos †. Herakleides.
355. Ausbruch des heiligen Krieges.
354. Dion durch Kalippos ermordet.
352. Philipp ſchlägt den Onomarchos, rückt gegen die Thermopylen vor. Demoſthenes erſte philippiſche Rede.
349. Demoſthenes hält die drei olynth. Reden. Olynthiſcher Krieg.
347. Olynth fällt. Die Thebäer rufen Philipp gegen die Phokier.
346. Friede zwiſchen Athen und Philipp. Philipp beſetzt Phokis, wird Amphiktyone. Hiketas und Dionys in Syrakus.
344. Timoleon gen Syrakus.
343. Hyperides verklagt den Philokrates. Timoleon erobert Syrakus. Dionys gefangen nach Korinth.
341. Phokion auf Euboia.
340. Phokion rettet Perinth und Byzanz.
339. Dritter heiliger Krieg. Philipp beſetzt Elateia. Timoleon ſiegt am Krimeſos.
338. Schlacht bei Chäroneia.
336. Philipp †. Alexander der Große kommt zur Regierung.
335. Theben zerſtört.
334. Alexander geht über den Hellespont. Schlacht am Granikos.
333. Schlacht bei Iſſos.
332. Tyros erſtürmt (im Juni). Alexander nach Aegypten.
331. Schlacht bei Gaugamela (September).
330. Dareios Kodomannos †. Agis II. erliegt dem Antipatros bei Megalopolis. Demoſthenes Rede für die Krone.
328. Alexander bis an den Jaxartes. Kleitos ermordet.
327. Indiſcher Feldzug. Schlacht am Hydaspes.
326. Rückkehr in's vordere Aſien.
323. Alexander †. Lamiſcher Krieg.
322. Schlacht bei Kranon. Demoſthenes †.
321. Perdikkas †. Antipatros Reichsverweſer.
320. Antigonos bekriegt den Eumenes.

Vor Chr. Geburt.

319. Antipatros †. Polyſperchon Reichsverweſer. Kaſſandros gegen ihn.
317. Phokion †. Demetrios Phalereus. Agathokles, Tyrann von Syrakus.
316. Olympias von Kaſſandros hingerichtet.
315. Kaſſandros baut Theben wieder auf. Eumenes dem Antigonos ausgeliefert.
312. Schlacht bei Gaza.
310. Alexandros II., Roxane und Herakles ermordet.
307. Demetrios Poliorketes befreit Athen von der Herrſchaft Kaſſandros, beſiegt den Ptolemäos bei Cypern. Die Diadochen nehmen den Königstitel an.
304. Belagerung von Rhodos.
301. Schlacht bei Ipſos. Antigonos †. Neue Theilung des makedoniſchen Reichs.
298. Kaſſandros †. Demetrios erobert Athen.
294. Demetrios wird König von Makedonien.
287. Demetrios ſtirbt in Gefangenſchaft des Seleukos.
281. Erneuerung des achäiſchen Bundes.
280. Pyrrhos zieht den Tarentinern zu Hülfe. Schlacht bei Pandoſia.
279. Schlacht bei Asculum.
278. Pyrrhos auf Sicilien. Die Gallier bei Delphoi geſchlagen.
275. Schlacht bei Benevent.
272. Pyrrhos greift Sparta an und fällt in Argos.
263. Athen ergiebt ſich an Antigonos Gonatas.
252. Sikyon tritt in den achäiſchen Bund.
243. Aratos erobert Akrokorinth. Erweiterung des achäiſchen Bundes. Lyſiades. Agis III. Staatsreform in Sparta.
240. Agis III. †
226. Kleomenes ſtürzt die Ephoren.
225. Kleomeniſcher Krieg.
222. Antigonos Doſon und die Achäer ſchlagen den Kleomenes bei Sellaſia.
215. Aratos durch Philipp II. von Makedonien vergiftet.
207. Philopoimen tödtet den Machanidas, Tyrannen von Sparta.
197. Philipp von Makedonien bei Kynoskephalä von den Römern geſchlagen.
196. Flamininus läßt bei den iſthmiſchen Spielen die Freiheit der Hellenen ausrufen.
192. Philopoimen und Flamininus gegen Nabis. Sparta zum achäiſchen Bunde.
190. Friede zwiſchen den Römern und Antiochos von Syrien. Die Aetolier gedemüthigt.
188. Philopoimen nimmt den Spartiaten die lykurgiſche Verfaſſung.
183. Philopoimen †. Lykortas.
168. Perſeus von Makedonien bei Pydna von den Römern geſchlagen. Kallikrates.
167. Tauſend Achäer nach Italien geſchleppt.
148. Die Römer erklären zu Korinth die Auflöſung des achäiſchen Bundes.
147. Kritolaos von Metellus geſchlagen.
146. Diäos von Mummius überwunden. Korinth zerſtört. Griechenland römiſche Provinz.

Register.

Achäer 3 f., 8, 192, 319.
Achaja 5, 319, 352.
Achäischer Bund, Entstehung u. Verfass. 319 ff.; Wachsthum 322—325; v. Kleomenes bekriegt 325 f., 336 f.; Verfall 327 f.; Conflict mit Rom 348; Untergang 350.
Achilleus 251, 255, 283 f., 307, 341, 345.
Ademantos, Korinther 59; Athener 139.
Admetos, Molosser 62; Feldh. Alex 261.
Adrastos 30.
Aeakiden 60.
Aeakides 304.
Aeakos 44, 163.
Aegina 95, 98, 139, 325.
Aegospotamoi, Schl. bei 134, 138.
Aemilius Paulus 350.
Aeoler 3 f.
Aeptos 15.
Aeschines, Sokratiker 151, 164; Redner 227 f., 230, 233.
Aeschylos 60, 80.
Aesopos 30.
Aetolier 286, 324, 327, 340, 348.
Aetolischer Bund 324, 348.
Agathokles 298, 306, 308.
Agamides 245.
Agesilaos, König 169—178, 144; Epher 329, 335.
Agesistrata 329, 333.
Agiatis 334.
Agis, d. Erste 121, 131, 134, 139, 169; d. Zweite 237; d. Dritte 329, 333.
Ahriman 64.
Ajas 163.
Akademie 81, 198 f., 204 f.
Akrokorinthos 322, 327.
Akropolis 3, 33, 58, 89.
Akrotatos 314.
Alexandros, K. v. Maked. 68, 70; Tyr. v. Pherä 189—192; d. Große 251 bis 286; d. Zweite 285, Kassanders Sohn 301; Pyrrhos Sohn 316.
Alexandreia, ägypt. 262; asiat. 270.
Alkamenes 15.
Alkibiades 119—135.
Ammeas 107.
Amompharetos 71.
Amphiktyonen 62, 221, 227.
Amphipolis, Schl. bei 117.
Amphissäer 230.
Anacharsis 25, 28, 32.
Anakreon 6.
Anaxagoras 87, 90.
Anaxandros 18.
Anaxarchos 272.
Andromachos 210.
Antalkidas 174 f.
Antigonae 305.
Antigonos 285 f., 288 ff., 294 ff., 299; Gonatas 286, 301, 303, 314, 316; Dosen 326, 338.
Antikrates 194.
Antilochos 141.
Antiocheia 300.
Antiochos, Athener 133; Seleukos Sohn 299; K. v. Syrien 342.
Antipatros 237, 239 ff., 244 ff., 267, 285, 287; Kassandros Sohn 301.
Antisthenes 147, 151, 254.
Antros 160.
Apelles 298.
Apis 262, 340.
Appius Claudius 310.
Aratos 319—328.
Archias, Thebäer 181; Schauspieler 240.
Archidameia 329, 333, 329, 333.
Archidamos 93, 97, 105, 169; Agesilaos Sohn 176, 187.
Archonten 24, 27, 67, 76, 153, 160.
Archytas 199.
Areiopagos 27, 88.
Arete 196, 199, 204, 206 f.
Areus 313 f.
Arginusen, Seeschl. bei d. 137, 148.
Argonautenzug 4.
Argos, pelasgisch 3, unter Pelopiden 4; dorisch 4; im Perserkr. 50; gegen Sparta 50, 121; von Pyrrhos bedroht 314; unter Tyrannen 324; im achäischen Bund 325 f.
Arion 6.
Aristageras 38—42.
Aristandros 261, 262, 264.
Aristeides 66—78, 59 f.
Aristippos 199.
Aristodemos, Herakleide 4; Messenier 15 f.; Spartiat 54, 72.
Aristogeiton 33.
Aristokrates 18, 22.
Aristokratie 5, 62, 160.
Aristomache 195, 204, 206 f.
Aristomenes 17—23.
Aristophanes 103, 122, 147, 159.
Aristoteles 252.
Arkadien 3 f., 17 f., 22, 176, 187.
Arkesilaos 343.
Artaxerxes, Langhand 64; Mnemon 191.
Artemisia 49.
Artemision, Seeschl. bei 57.
Artemistempel zu Epheſos 170, 251.
Artonis 287.
Asculum, Schl. bei 312.
Asklepios 165.
Aspasia 91.
Assinaros, Schlacht am 129.
Asyl 77, 144, 240, 240, 330, 331.
Asymachos 108.
Athen, älteste Gesch. 3, 24; kolonische Zt. 24 ff.; Verfassung 26—28, 75 f., 88; Zt. der Peisistratiden 32 f.; im ionischen Aufstand 39 ff.; im Perserkr. 43 bis 47, 50, 55—83; Zt. des Perikles 87—101; Hegemonie 76 f., 79, 92; im peloponn. Kr. 92—135; unter d. dreißig Tyr. 142 f.; im korinth. Kr. 174; im boiot. Kr. 181, 183, 185, 187, 189, 191, 193; Zt. des Demosth. 140—240; letzte Zeiten 296, 300, 319.
Athene 57, 119, 238; Agraules 122, v. ehernen Hause 10, 17, 77, 330 f.
Athener, Charakter 78, 93, 222 ff.
Athos 43, 48.
Atomistiker 146.
Attalos 235 f.
Attika 3, 28.
Atys 30.

Baal 261.
Bakis 188.
Bakchischer Festzug 280.
Barathren 66.
Barbar 5, 72.
Bellerophon 4.
Benevent, Schlacht bei 313.
Berenike 305.
Bessos 268 ff.
Biton 29.
Boiotarchen 170, 183 f., 187, 189.
Boiotien 3, 50, 91, 95, 117 f., 144, 170, 173, 179—194, 243, 301, s. Theben.
Bohnenlos 159.
Bosporanisches Königreich 5.
Brahminen 279 f.
Brasidas 112, 117.
Bukephala 276.
Bukephalos 251, 276.
Bule 27, 231.
Bulis 51.

Bundesheer 77, 89.
Bundesgenossenkrieg 221.
Bundesrath 50.
Byzanz 40, 76, 221, 230.

Chabrias 177, 241.
Chäroneia, Schl. bei 232.
Chalkis 33, 351 f.
Chares 226, 232, 242.
Choridemos 226.
Charikles 159.
Choriloos 8, 12.
Charon 181.
Cheilonis 332.
Cheirilos 141.
Choregie 103.
Cluds 137, 139.
Colonien 4 f., 16, 22, 37, 44, 88, 213, 270, 273.
Cypern, Seeschl. bei 297.

Daiphantos 194.
Damokles 195.
Dämon 17.
Dämonion 149, 160, 163.
Danaos 3.
Dandamis 279.
Darios, Hystaspis 37 ff., 43; Nothos 136; Kodomannos 255, 257, 263 f., 265, 268 f.
Datis 43.
Deidameia 298 f., 301.
Deinokrates 348 f.
Delos 333.
Delion, Schl. bei 117, 120, 148.
Delphische Orakelsprüche 9, 15, 17, 20, 23, 31, 57, 94, 139, 150, 158, 232, 235, 255.
Demades 224, 232, 237 f., 244 f.
Demagog 5.
Demarotos 49 f., 52.
Demetrios, Poliorketes 294—303, 286, 293; der Zweite 325; d. Phalerier 295.
Demiurgen 320, 327.
Demokratie 5, 62, 160, 205.
Demophontos 345.
Demosthenes, Feldherr 111 ff., 125 ff., Redner 218—240.
Dentatus 313.
Derä, Schl. bei 17.
Diadochen 285—316.
Diäos 351 f.
Diodotos 104.
Diogenes 254.
Dion 195—207.
Dionysios, Phokäer 41; Tyrann, d. Aeltere 195 f.; d. Jüngere 196 ff., 208, 211.
Dionysos 273, 294.
Diophanes 347.
Dioskuren 18, 141, 188.
Dithyrambe 150.
Dodona 3.
Dokimosia 153.
Dorier 3; Wanderungen 4; in Attika 24; Charakter 6.
Doriskos, Heerschau bei 48 f.
Drachme 41.
Drakon 24.
Dreißig Tyrannen 140, 142 f., 159.

Eid, d. große 206.
Eilfmänner 142, 164.
Elon 80 f.
Eira 18 f., 20 f.
Eirenen 12.
Ekdemos 343.
Ekklesia 27.
Elateia 231.
Eleusinien 89, 123, 133, 239.
Eleutherien 73.
Elle, griechische 276.
Elpinike 47, 92.
Epaminondas 179—194.
Epeiros 304 ff., 316, 351.
Epheſos 136, 170.
Ephialtes, Athener 81, 88.
Ephoren 10, 330, 335.
Epialtes, Verräther 53.
Epidamnos 92.
Epigonen 281.
Epikuros 311, 335.
Epimenides 26.
Epitodeus 329.
Epizelos 46.
Eretria 40, 43.
Erlösungsfest 328.
Euangelos, Hausholter 90; Taktiker 343.
Euböa 43, 91, 230 f.
Eubulos 224.
Euergetidos 21 f.
Euesperides 22.
Eukleidas 336, 339.
Eukleides 151.
Eumenes 287—293.
Eunomos 8.
Euphoes 15.
Eupompidos 106.
Euripides 60, 130, 139, 150, 166, 271.
Eurydiodes 50, 59, 61.
Eurydike 285.
Eurymedon, Schl. am 81.
Eurymedon, Feldh. 110.
Europon 8.
Eurysthenes 8.
Eurytion 8.
Eurytos 54.
Euthydemos 125.

Fabricius 311 f.
Flaminius 346 f.
Fleischvertheiler 144.
Freiheitsfest 73.
Furcht, Tempel der 335.
Furie 206.

Geloter 314.
Galeeren 56.
Gallier 314.
Gaugamela, Schl. bei 263 f.
Gaza, belagert 262, Schl. bei 286.
Geheimnisse, eleusinische 123.
Geisterschlacht 46.
Geldspenden 88.
Geldsteuer, freiwillige 121 f., 233.
Geldstrafen 41, 47, 169, 233, 238.
Gelon 50, 195 f.
Gemeinschaftliche Mahle 10.
Gerusia 10, 330.
Geschwornengericht 27, 88, 161.
Gloukias 304.
Glücksgöttin 216.
Gongylos 125.
Gonippos 188.
Gordischer Knoten 256.
Gorgidas 183 f.
Gorgo 39.
Gorgos 20 f.
Götter, die zwölf großen 235.
Gronikos, Schl. am 255.
Großkönig 39.
Grylles 194.
Gylippos 125, 129, 140.
Gymnasiarchie 103.
Gymnopädie 175.
Gymnosophisten 279 f.

Hegemonie, früheste der Sparter 6, kommt an Athen 76 f., 79, 81; Blüthe derſ. 92; ſportiſche 174; thebäiſche 187—194.
Heilige Kriege 25, 221, 227, 230 f.
Heilige Schaar 184 f., 232.
Heiloten 8, 13, 117.
Hekatomphonien 19.
Helepolis 298, 301.
Heliäa 27, 88, 161.
Hellen 3.
Hellenen 3.
Hephästion 258, 270, 281, 283.
Herakles 3, 261, 272. Sohn Alex. des Gr. 285.
Herakleiden 4.
Herakleides 201 ff.
Hermen 80, 123.
Hermogenes 160, 164.
Hermokrates 128 f. 196.
Herodotos 5, 52.
Heroiſches Zeitalter 1.
Heſiodos 25, 151.
Hiketes 207 ff.
Hipporch (Reiteroberſt) 334.
Hipparchos 33.
Hippeis, attiſche 27.
Hippias 33, 43.
Hippokrates, Feldherr 117.
Hippomachos 143.
Hiſtiäos 38—42.
Homeriſche Gedichte 4 f., 6, 9, 119, 163, 252, 343.
Hyakinthien 19.
Hydaspes, Schl. am 274 f.
Hyperides 228, 239, 243.

Ialyſos 298.
Jaſon, Tyr. v. Pherä 187, 189.
Iktinos 89.
Inachos 3.
Jon, Dichter 80.
Jonier 3 ff.; Charakter 6 f.; ſ. Kleinaſiat. Griechen.
Jollidos 194.
Iphikrates 174.
Iphitos 9.
Ipſos, Schl. bei 286, 299.
Iſäos 218.
Iſodos 176.

Isagoras 33.
Ismenias, theb. Patriot 181; theb. Gesandt. 190.
Isokrates 218.
Issos, Schl. bei 257.
Isthmos 50, 322.
Isthmische Spiele 214, 346.
Italioten 308.
Itome 15 f., 82, 188, 327.

Kâadas 19, 77.
Kadmeia 3, 174, 181, 184.
Kadmos 3.
Kalaurea 279 f.
Kalippos 198, 200, 206.
Kallias 78 f.
Kallikrates, Spartiat 71; athen. Baumstr. 89; Verräther 350.
Kallikratidas 137.
Kallimachos 44.
Kallines 283.
Kallisthenes 272.
Kallistratos 218.
Kambyses 37, 262 f.
Karer 3.
Karthager 195 f., 208, 210, 213 f., 284, 312.
Kassandros 244 f., 285 f.
Kaufia 288, 302.
Kekropia 3.
Kekrops 3.
Kephalos 213.
Kerameikos 246.
Kerkyra 50, 92, 109 ff., 232.
Kimon, Miltiades Vater 44; Miltiades Sohn 47, 64, 79—83.
Kimonischer Friede 83.
Kineas 308 ff.
Kirrhäer 25.
Kleandros 343.
Kleinias 320.
Kleinasiatische Griechen 5; persisch 37; Aufstand 38 ff., befreit 75, 81, 170 ff., preisgegeben 174.
Kleisthenes 33, 66.
Kleitos 255, 268, 271 ff.
Kleobis 29.
Kleobulos 6.
Kleombrotos 183, 185 f.; Mitkönig Agis III. 330, 330.
Kleomenes, der Erste 38 f.; der Dritte 325, 334—342.
Kleon 103, 114 ff., 117.
Kleonymos 313.
Kleopatra 235, 286.
Knidos, Seeschl. bei 174.
Kodros 24.
Koinos 261. 276.
Kolon 187.
Königthum 160; in d. Heldenzeit 4 f.
Königstitel der Diadochen 297.
Konon 134, 138, 174.
Korinth, unter Tyrannen 6, 33; im Perserkrieg 50, 73; im pelop. Kriege 92 f., 109, 116, 118; korinth. Krieg 174; Korinth befreit Syrakus 208 ff., zum achäischen Bund 322, Abfall 325 f.; zerstört 352.
Koroibos 89.
Koroneia, Schlachten bei 91, 173.
Korthyra 142.
Kranon, Schl. bei 239.
Krateros 239, 267, 270 f., 275, 283, 285, 287 f.
Kratesikleia 337, 341.
Kresphontes 4.
Kreta 8 f., 19, 313.
Krimesos, Schl. am 213 f.
Kritias 133 f., 142, 151, 159.
Kritolaos 351.
Kriton 146, 164.
Kroisos 29—32.
Kroptia 13, 117.
Ktesiphon 233.
Kylon 25.
Kynegeiros 46.
Kynoskephalä, Schlachten bei 191 f., 346.
Kypselos 33.
Kyrbeu 28.
Kyros 31 f., 37, 273, 281; d. jüngere 136.
Kyzikos, Seeschl. 132.

Lade, Seeschl. bei 41.
Lakedämonier 8; s. Sparta.
Lakonismen 12, 52, 132, 302.
Lamachos 310 ff.
Lamischer Krieg 238 f.
Lanassa 306.
Lâinos, 309.
Latomien 129 f. 200.
Laurion 102, 157.
Leiturgie 103.
Leonidas 48—55; Mitkönig Agis III. 329 ff.; Erzieher Alex. d. Gr. 258, 262.
Leonnatos 239, 258, 267, 278, 281, 285.
Leontiadas 181 f.
Leosthenes 238.
Leotychidas 74, König 144, 169.
Leleger 3.
Leukippos 146.
Leuktra, Schl. bei 175, 185 f.
Lernäische Schlange 311.
Lykiskos 351.
Lykon 160.
Lykophron, Korinther 116; Thessalier 192.
Lykortas 349 f.
Lykurgos 8—13; Tyr. v. Sparta 348.
Lysandros 136—145, 133 f.; Ephor 329 f.
Lysiades 324 f.
Lysias 160.
Lysikles 232 f.
Lysimachos 285. 300 f., 307.
Lysippos 251, 255.
Lysis 180.

Machanidas 345.
Magier 48, 64, 251, 283.
Mahlzeiten 156.
Makedonien 68, 70, 173, 189 f., 220 ff., 251 ff., 300 ff., 316, 328.
Mamerkos 211, 215 f.
Mamertiner 312.
Mandrokleidas 329, 330.
Mantikles 21 f.
Mantineia, Schlachten bei 121, 193 f., 300; hergestellt 187.
Marathon, Schl. bei 44 f., 66.
Mardonios 43, 60 f., 68 f., 72.
Massilia 37.
Massistios 70.
Medon 22.
Megakles 25.
Megalopolis, gegründet 187.; Schl. bei 237; im achäisch. Bund 324, von Kleom. zerst. 337 f.; von Nabis belag. 346.
Megara 25, 92, 95, 151, 323, 346.
Megistias 53.
Megistonus 335.
Meleagros 285.
Meletos 160, 166.
Melissos 91.
Memnon 256.
Menandros 125.
Messene auf Sicil. 22, 312; im Pel. 189, 346.
Messenien, dorisch 4; v. Sparta erobert 14—23, befreit 187 f.
Messenier, wandern aus 22 f.; in Naupakt 82, 111 ff., 187, in Pylos 115. Heimkehr 187 ff.; im achäischen Bund 346; Abfall 348.
Messenische Kriege, erster 14—16; zweiter 17—23; dritter 82.
Metagenes 89.
Metellus 352.
Metoiken 142.
Meton 307.
Milet 5, 40 f., 256.
Miltiades 38, 43—47.
Mindaros 132.
Minos 41, 336, 337.
Minyer 8, 163.
Mithridates 295.
Mnesikles 89.
Mothone 189.
Mummius 352.
Museion 300, 319.
Mykale, Schl. bei 74 f.
Mysterien 89, 123, 188.
Mytilene 103—105.

Nabis 346 f.
Naukydes 222.
Nearchos 277, 280 f., 284.
Nemeische Spiele 324, 345 f.
Neoptolemos, Heros 304; Feldherr 287 f.; Epeirote 304.
Neubürger 170.
Nikäa 276.
Nikanor 245.
Nikias 102 f., 114, 116—118, 121, 122—130; Friede des 118.
Nikokles 320.
Nikostratos 109, 117.
Nora 289 f.
Notion, Seeschl. bei 133 f., 137.
Nysios 202.

Oase v. Siwa 263.
Obolos 41, 58, 137.
Ochlokratie 5.
Oligarchie 5.
Olympische Spiele 9, 44, 61, 78, 121, 219, 252.
Olympias 235, 253, 267, 285.
Olynth 174, 223—226.

Onomarchos 222.
Oreſtes 27.
Ormuzd 64, 264.
Oſtrakismos ſ. Scherbengericht.

Päan 141.
Paches 104.
Palamedes 163, 166.
Panänos 47.
Panathenäen 296.
Pandoſia, Schl. bei 309.
Panormos 188.
Pantauchos 301 f., 305.
Panteus 341.
Parmenion 226, 235, 256, 265 f., 268, 271.
Paros 47.
Parthenon 89, 298.
Pauſanias, Feldherr 69—77, 62; König 139, 143 f.; Philipps Mörder 236.
Peiſoadres 171, 174.
Peiſiſtratos 6, 32 f.
Peithias 109.
Pelasger 3.
Pelopidas 179—194.
Peloponnes 4.
Peloponneſiſcher Krieg 92—118, 131—134, 136—140.
Pelops 4.
Pentalaſiemedimnoi 27.
Perdikkas, Philipps Bruder 220; Feldherr 236, 244, 255, 285, 287 f.
Periandros 6, 33.
Perikles 87—101, 81 f.
Perinthos 230.
Perioikoi 8.
Perſephone 205, 209.
Perſeus, Heros 3; K. v. Maked. 328, 350.
Peſt in Athen 98 f.
Peukeſtas 267, 278, 281, 291.
Phäax 121.
Phaläkos 227.
Phädon 164 f.
Phalanx 186; makedon. 220.
Phänarete 146.
Phädrias 266.
Pheidias 89.
Pherenikos 181.
Phila 301, 303.
Philidas 181.
Philine 285.
Philippos, Kön. v. Maked. 189 f., 220—233, 235 f., 251—253, Arrhidäos 245, 285; der Zweite 327, 346; Arzt 256.
Philiſtos 197 f.
Philolaos 138.
Philokrates 217 f.
Philopoimen 343—350.
Philoſophenſchule, ioniſche 146, italiſche 146, 197; eleatiſche 146, kyniſche 254; kyrenaiſche 199, akadem. 197 f.; epikur. 311; ſtoiſche 335.
Phlegias 267, 271.
Phoibidas 174, 181, 184.
Pholäer 37.
Phokion 241—247.
Phokier 51 f., 96, 221 f., 226 f.
Phrynichos 41.
Phylen 43.

Pindaros 253.
Pittakos 6.
Plataä, Schl. bei 69—74; Ueberfall 95 f.; belagert 105—109.
Platon 196 ff.
Pleiſtarchos, K. v. Sparta 69; Kaſſand. Bruder 299.
Pleiſtoanax 91, 118.
Polemarch 45.
Pollis 196.
Polybios 349.
Polychares 14.
Polydeukes 7.
Polygnotos 89.
Polykrates 6.
Polyphron 189.
Polyſperchon 245, 285, 290.
Poros 274 ff.
Potidäa 92, 120, 147.
Prodikos 146.
Pralles 8.
Protogenes 298.
Prytanen 78.
Ptolemaios 300, 303.
Ptolemäos, Alorites 189; der Lagide 257, 285, 295, 297, 300 ff.; der Zweite (Philadelphos) 321 f.; der Dritte (Euergetes) 323, 340; der Vierte (Philopator) 340; Pyrrhos Sohn 314.
Ptolagoren 62.
Poleš, Kampf um 111—116.
Pyrrhos, v. Epeiros 304—316.
Pythagoräer 179, 197.
Pythagoras 146, 197.
Pythia 232, 240, 255.
Pytholaos 192.
Python 231.

Quinda 290.

Rathgeber, ſpart. 170 f.
Regierungsformen 5.
Reiterei, theſſal. 50, 221, 257 f., achäiſche 345.
Rhadamantys 163.
Rhianos 19.
Rhodos 23, 298.
Ritter 27, 202, 345, 348.
Rollbrief 125, 141, 173.
Römer 308 ff., 346 f., 350.
Roxane 270, 285 f.

Salaminia 124.
Salamis, Krieg um 25. Seeſchl. bei 59 f., 68.
Samos 6, 74, 91 f.
Sardes 32, 39, 255.
Sariſſe 345.
Satyros 219.
Schatzung der Bürger 27, 239, 244.
Schauſpiel 66, 80, 88, 103, 147, 224, 235, 242, 283, 336.
Scherbengericht 62, 67, 82, 88.
Schutzgenoſſen 142.
Seiſachtheia 26.
Seleukos 285 f., 299 f., 302 f.
Seläthos 104.

Sellaſia, Schl. bei 327.
Sicilien 5, 22, 117, 122—130, 76 bis 217, 312.
Silianos 59, 61.
Silvan 320, 328.
Silberſchildner 283, 290 ff.
Simonides 40.
Sifygambris 265.
Skytala ſ. Rollbrief.
Sokrates 146—166, 91, 119, 122.
Solai 29.
Solon 24—33.
Sophokles 60, 80, 150; Feldherr 111.
Sophiſten 150, 152, 159, 272.
Sophroniskos 146.
Sofa 320.
Solerien 328.
Sparta, doriſch 4 f., 7; älteſte Hegemonie 6; Geſch. bis Lykurg 8; lykurg. Verfaſſ. 10—13; nach Lykurg 14; Krg. mit Meſſ. 14 ff. 81 f.; zur Zt. des Hippias 33; in den Perſerkrg. 38 f., 46, 48—55, 57 ff., 61 f., 68 bis 77; verliert d. Hegemonie an Athen 76 f., 79; im peloponn. K. f. d. unter Ageſilaos 169—178, 181 bis 187, 193 f.; zur Zt. Alex. 237, v. Demetr. bedroht 300; v. Pyrrh. belag. 313 f.; unter Agis u. Kleomen. 329—342; ſpäter 345 ff., letzte Schuld. 351.
Spartiaten 8.
Sperthias 51.
Speuſippos 198.
Sphalteria 112 ff.
Sphäros 335.
Sphodrias 183.
Spartelu 88.
Stateira 281.
Steinbrüche v. Syrakus 129 f., 200.
Stenykleros, Schl. bei 17 f.
Sthenelaidas 94.
Stilpon 296.
Straleg der Achäer 320.
Strategen 296.
Stratonike 300.
Strophon 115.
Sybota, Seeſchl. bei 92.
Syleophantien 102.
Syrakus, belagert 124—130, unter Dionys d. Alt. 195 f.; unter Dionys d. Jüngern u. Dion 196—207; ſpäter 113—217, 308, 312.

Tachos 177.
Talent 41, 47.
Talthybios 51.
Tanagra, Schl. bei 82, 88.
Tarent 307 ff.
Tarteſſos 37.
Taxiles 273 f.
Tegealen 69.
Tegyra, Schl. bei 184.
Telekles 14.
Telos 29.
Temenos 4.
Thais 266.
Thales 25, 146.
Theänetos 106.
Theagenes 25.
Theano 124.
Thebe, Jaſons T. 190, 192.

Theben 3 f.; im Perserkr. 50, 72, 75; im pelop. Kr. 95 f., 108 f.; ſpäter 173 f.; Blüthe u. Hegemonie 179 bis 194; z. Zt. Philipps 221, 227, 231 f.; v. Alex. zerſt. 236, 253; v. Demetr. belag. 301; v. d. Römern zerſt. 352.
Themiſtokles 56—65.
Theoklos 18, 20 f.
Theoren 227, 296.
Theramenes 139, 142 f.
Thermopylä 51—54, 222, 227, 352.
Theſeus 4.
Theſmophoren 207.
Theſpiä 51.
Theſſalien 50, 62, 187, 60 ff., 221.
Theſſalonike 286.
Thetes 27.
Thraſybulos, Tyr. v. Milet 6; Thraſeas S. 134; Lykos S. 142 f.
Thukydides, Mileſios S. 88; Geſchichtſchr. 110.
Timoleon 208—217.
Timon 122.
Timophanes 208 f.
Tiſiphones 192.
Todtenfeier 98.
Tolmides 91.
Träume 16, 20, 30, 48, 188, 209, 295, 314.
Trieren 37.
Trierarchie 103, 123.
Triptolemos 163.
Trisparadiſos, Vertrag zu 285.
Troiſcher Krieg 4.
Trophoniushöhle 18.
Tyrannis 5, 160.
Tyrtäos 17.
Tyros belagert 259—262.

Unglückstage 255.

Volksgeſang 18.
Volksverſammlung, athen. 27, 88.

Wachtelſchlag 121.
Wahrzeichen 16, 20, 43, 60, 74, 87, 96, 127, 185, 200, 206, 200, 206, 209, 213, 264, 273, 315.
Wanderungen, doriſche 4.
Weihgeſchenke 17, 31, 73, 79, 173, 215, 262.
Weiſe, ſieben 6.
Wüſte, libyſche 263; gedroſiſche 280.

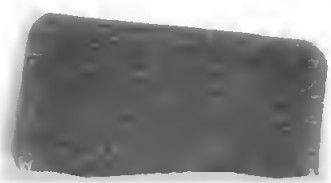
Xanthippe 152, 165.
Xanthippos 47, 58, 74, 87.
Xenokrates 239, 241.
Xenon 351.
Xenophanes 146.
Xenophon 151 f., 174.
Xerxes 48—55, 57—60, 63

Zankäer 22 f.
Zehnmänner 139.
Zehnten 50, 73, 173.
Zenon 336.
Zeugitä 27.
Zeus Ammon 82, 141, 144, 262 f., 284.
Ziegenfluß, Schl. am 134, 138.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

Digitized by Google

DEC 2 2 1939



Digitized by Google